


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
CHRISTO ECCLESIAE
VE
RI
TAS

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND



MÜNCHEN, 1899.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Druck von Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

Seite

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigirt von

Dr. Johann Melber.

Fünfunddreissigster Band.

I. & II. Heft.

Januar — Februar.

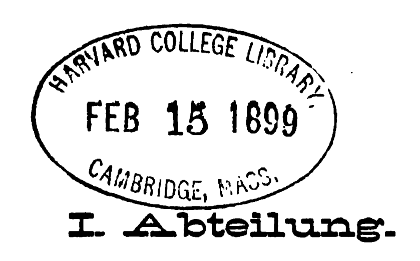
München, 1899.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalt des I. & II. Heftes.

Abhandlungen.

Seite

Rezensionen.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die neuen Prüfungsordnungen in Württemberg und in Preufsen.

(1. Mitteilung der wesentlichen Bestimmungen. — 2. Vergleichende Bemerkungen zur neuen bayerischen, preufsischen und württembergischen Prüfungsordnung.)

Allgemeine Vorbemerkung. Im Laufe des vorigen Jahres (1898) wurden sowohl in Württemberg als in Preufsen neue Prüfungsordnungen für das höhere Lehramt erlassen. Bisher gab es in ganz Deutschland im wesentlichen nur dreierlei Prüfungsordnungen: die preufsische, die bayerische und die württembergische; denn auf der preufsischen beruhten in allen Hauptpunkten die sächsische, badische, hessische, mecklenburgische, kurz die aller übrigen deutschen Staaten mit alleiniger Ausnahme von Bayern und Württemberg. Da nun Bayern, den beiden andern Staaten vorauseilend, im Jahre 1895, Württemberg und Preufsen im verflossenen Jahre mit neuen Prüfungsordnungen hervortraten, da ferner die übrigen deutschen Staaten wie bisher sich aller Voraussicht nach dem preufsischen Vorbild auch ferner anschliefsen werden, so haben nun alle Staaten eine neue Prüfungsordnung, und es geziemt sich an diesem Wendepunkt wohl, die unterscheidenden Merkmale, nicht minder aber auch die zum Teil durchaus nicht unbedeutenden Übereinstimmungen zu registrieren. Dafs letztere im Laufe der Zeit zahlreicher geworden sind und trotz des fortbestehenden prinzipiellen Unterschiedes, der auf dem Klafs- und Fachlehrersystem beruht, noch weiter an Zahl und Bedeutung zugenommen haben, ist wohl begreiflich: auch unsere Gesetze befinden sich ja auf dem Wege zu einheitlicher Gestaltung. Die Thatsache ist aber auch erfreulich, und das um so mehr, als es unseres Erachtens unser engeres Vaterland Bayern ist, welches in durchaus nicht unwesentlichen Punkten den beiden anderen Staaten zur Nachahmung diente: wir meinen hier insbesondere die Einführung eines einheitlichen wissenschaftlichen Examens in Württemberg und Preufsen, also das Fallenlassen des Präzeptoratsexamens in Württemberg und die Beseitigung des Zeugnisses zweiten Grades in Preufsen. Andrerseits hat auch Bayern sowohl im J. 1873 als im J. 1895 einiges von Preufsen entlehnt, so besonders die wissenschaftliche Abhandlung (1873) und das pädagogische Jahr (1895). Die Differenzen liegen vowiegend auf dem Gebiete der formellen Ausgestaltung und des Vollzugs, und gerade dieser Punkt ist es daher, in dem auch dem subjektiven Ermessen des Beurteilenden naturgemäfs ein gröfserer Spielraum gelassen ist.

Da wir indes eine vergleichende Beurteilung am Schlusse zu bringen gedenken, geben wir an erster Stelle eine Übersicht über die neuen Prüfungsordnungen in Württemberg und Preufsen.

A. Die württembergische. Prüfungsordnung.

Nachdem die auf Gutachten aus den Lehrerkreisen beruhenden „Grundzüge" nochmals (anfangs 1897) den weitesten Kreisen zur Beurteilung unterbreitet worden waren[1]) – insbesondere war ausdrücklich die Stellungnahme des württ. Gymnasiallehrer- und Realschulmänner-Vereins gewünscht worden, die auch erfolgte (cf. „Blätter" 1897, S. 778) —, wurde am 21. März 1898 die neue Prüfungsordnung für das humanistische Lehramt und am 12. September 1898 diejenige für das realistische erlassen.

I. Die württembergische Dienstprüfung für das humanistische Lehramt vom 21. März 1898.[2])

a. Allgemeine Vorschriften: Die Prüfung zerfällt in zwei Teile, nämlich in eine erste, wissenschaftliche, und eine zweite, vorzugsweise praktische Prüfung.

Beide Prüfungen werden zu Stuttgart im Herbst durch eine aus Universitätslehrern und praktischen Schulmännern zusammengesetzte Kommission abgehalten. Die Leitung hat ein Mitglied der Ministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen.

Über jede der beiden Prüfungen wird ein Zeugnis ausgestellt. Dasselbe enthält die in den einzelnen Fächern erworbenen Prüfungsnoten[3]) sowie ein Gesamtzeugnis, welches bei der ersten Prüfung zugleich die wissenschaftliche Befähigung zu unständiger Verwendung, bei der zweiten Prüfung die Befähigung zur Anstellung auf humanistischen Hauptlehrstellen bekundet.

Die Namen der für befähigt Erklärten werden im Staatsanzeiger veröffentlicht.

In den Prüfungszeugnissen werden die Befähigungsstufen nach drei Klassen: Klasse I (obere), Klasse II (mittlere), Klasse III (untere) bezeichnet. Die Klassen I und II zerfallen in zwei Unterabteilungen a und b, durch welche die Annäherung an eine höhere oder niedrigere Klasse ausgedrückt wird. Im übrigen wird für die Anstellung und Beförderung die Bewährung im Lehramt wesentlich mitbestimmend sein.[4])

Die Wiederholung einer mit Erfolg bestandenen Prüfung zur Erlangung eines besseren Zeugnisses ist nur einmal und nur innerhalb des Zeitraums von drei Jahren seit Erstehung der früheren Prüfung gestattet. Auch wer eine Prüfung nicht bestanden hat, darf sie nur einmal wiederholen.

---

[1]) Die „Grundzüge" wurden im „Neuen Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs," Jahrg. 1897, Heft 4 und 5, veröffentlicht.

[2]) Abgedruckt im „Neuen Korresp.-Bl." 1898, Heft 8. Durch die neue Prüfungsordnung wurde die Prüf.-Ordnung vom 28. Nov. 1865 aufser Wirksamkeit gesetzt. — Sonderabdrücke liefert die Kohlhammersche Buchhandlung in Stuttgart zu 20 Pfg. — Wir teilen sämtliche wesentliche Bestimmungen im Wortlaut mit und gestatten uns nur, wo es unbeschadet der Sache möglich ist, eine Zusammenfassung oder Umstellung. Bestimmungen, die nicht von Belang sind oder sich aus dem Zusammenhang ergeben, sind ganz ausgeschieden.

[3]) Hier fällt auf, dafs nicht angegeben ist, welche Notenskala in Anwendung zu bringen ist. Laut freundlicher Mitteilung von zuständiger Seite bleiben die bisherigen Noten in Kraft: 8 = Ia recht gut, 7 = Ib gut zu recht gut, 6 = IIa gut, 5 = IIb ziemlich gut zu gut = befriedigend, 4 = III ziemlich gut = genügend; aufserdem ungenügend (möglicherweise in den Abstufungen 3. 2. 1).

[4]) Eine Bestimmung darüber, in welcher Weise das Ergebnis der 1. und 2. Dienstprüfung zu vereinbaren ist, fehlt.

b) **Die erste Dienstprüfung:** Vorbedingung für die Zulassung ist die Einreichung einer wissenschaftlichen Abhandlung.

Der Meldung ist sodann beizulegen ein Lebensabrifs, der Nachweis über den Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit, das Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums, der Nachweis eines mindestens vierjährigen Studiums auf einer deutschen Universität, darunter mindestens zwei Semester in Tübingen. Lehramtskandidaten, welche die erste theologische Dienstprüfung erstanden haben, haben Anspruch auf entsprechenden Nachlafs.

Vorlesungen über Geschichte und deutsche Literatur, ebenso eine Vorlesung über Geographie und über Pädagogik sind von allen Kandidaten nachzuweisen.

Das Thema der wissenschaftlichen Abhandlung ist dem Gebiete der gesamten klassischen Altertumswissenschaft zu entnehmen, bedarf jedoch der Genehmigung der Ministerialabteilung. Die Abhandlung soll in lateinischer Sprache abgefafst sein und nicht mehr als 4 Bogen gewöhnlicher Schrift umfassen. Disposition und Angabe der benützten Quellen sind beizufügen. Auch eine akademische Preisschrift, eine Doktordissertation oder eine sonstige Druckschrift aus dem genannten Gebiete ist zulässig. Wird die wissenschaftliche Abhandlung für ungenügend befunden, so kann[1]) der Kandidat für dieses Jahr von der ersten Dienstprüfung zurückgewiesen werden, und er hat dann eine neue Abhandlung einzureichen.

Unerläfsliche Fächer der ersten Dienstprüfung sind Lateinisch und Griechisch. Hiezu kommt als drittes Hauptfach nach eigener Wahl des Kandidaten Deutsch oder Geschichte oder Französisch (bezw. Hebräisch).

Bei der schriftlichen Prüfung wird eine deutsch-lateinische, deutsch-griechische, lateinisch-deutsche und griechisch-deutsche Übersetzung gefordert; letztere beide sind mit einem sprachlichen und sachlichen Kommentar zu begleiten.[2])

Die mündliche Prüfung im Lateinischen und Griechischen besteht in einem Kolloquium,[3]) bei welchem Abschnitte aus folgenden Schriftstellern nach der Auswahl der Prüfungskommission zu grunde gelegt werden: Sallustius, Jurgurtha und Catilina; Cicero pro Milone, actio in Verrem II, 4 de signis, orator und Brutus, disput. Tuscul. I und de legibus I; Livius XXI—XXV; Tacitus Annales I. II. XIV—XVI; Historiae I. IV. V, Germania, Dialogus; Plautus Miles gloriosus, Menaechmi; Catullus; Vergilius Aen. I. II. IV—VI, Bucolica, Georgica I; Horatius; Propertius, letztes Buch. Herodot I. VII. VIII; Xenophon Memorabilien; Thucydides I. II. VI; Plato Phädon und Phädrus; Demosthenes Olynthische und Philippische Reden; Homer; Aeschylos Perser; Sophokles Oedipus R., Antigone; Euripides Iphig. Taur. An die Übersetzung und Erklärung dieser Stellen werden Besprechungen über Grammatik und Metrik, Literaturgeschichte, Altertümer, Archäologie und Mythologie angeknüpft. Auch die Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Geschichte wird bei allen Kandidaten vorausgesetzt.

Bei der Prüfung im Deutschen wird Bekanntschaft mit dem Entwicklungsgang der deutschen Sprache und Literatur gefordert. Insbesondere ist in der schriftlichen Prüfung Bekanntschaft mit den Hauptwerken der älteren und neueren deutschen Literatur und ihrer Entwicklung, in der mündlichen Prüfung genauere Kenntnis des Elemente der gotischen, alt- und mittelhochdeutschen Grammatik und das Verständnis vorgelegter Stellen aus Werken der mittelhochdeutschen Literatur nachzuweisen.

In der Geschichte hat der Kandidat in der schriftlichen Prüfung Bekanntschaft mit dem Entwicklungsgang der allgemeinen Weltgeschichte und Verständnis des Zusammenhangs der Ereignisse, auf dem Gebiet der alten und deutschen Geschichte auch Kenntnis der Entwicklung der Kultur in ihren

---

[1]) Es fällt auf, dafs es nicht heifst: „so wird der K. zurückgewiesen."

[2]) Wie viel Zeit dem Kandidaten für die Bearbeitung der einzelnen Aufgaben gegeben werden soll, ist weder hier noch bei den späteren Abschnitten angegeben.

[3]) Über die Dauer des Kolloquiums findet sich keine Angabe.

wichtigeren Erscheinungen nachzuweisen. — In der mündlichen Prüfung hat er darzuthun, dafs er eine Übersicht über die Quellen unserer Geschichtskenntnis auf den genannten Gebieten besitzt und sich mit den bedeutenderen neueren Geschichtswerken durch eigenes Studium bekannt gemacht hat, zugleich wird eine klare Auffassung des geographischen Schauplatzes der Begebenheiten erwartet.

Im Französischen wird neben einer sorgfältigen und gebildeten Aussprache im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache Beherrschung des Ausdrucks, grammatische Korrektheit und Kenntnis des französischen Sprachgebrauchs und Satzbaus verlangt. Aufserdem hat der Kandidat in der mündlichen Prüfung seine Bekanntschaft mit der geschichtlichen Entwicklung der Sprache und ein hinreichendes Verständnis der französischen Laute, Formen und Wortbildungen, sowie seine Fähigkeit darzuthun, vorgelegte Stellen aus gelesenen älteren Schriftstellern zu übersetzen und zu erklären. In einem französischen Aufsatz hat er sodann nachzuweisen, dafs er von dem Entwicklungsgang der französischen Literatur ein deutliches Bild gewonnen und einzelne Hauptwerke auch aus neuester Zeit gelesen hat.[1]) Ein in französischem Sprachgebiet zugebrachtes Halbjahr kann als ein Semester Universitätsstudium angerechnet werden.

Die Prüfung im Französischen kann auch auf die zweite Dienstprüfung verschoben werden.

c. **Die zweite Dienstprüfung.** Nach der ersten Dienstprüfung werden die Kandidaten zum Zweck der methodischen Einführung in die Theorie und Praxis des Unterrichts auf die Dauer eines Jahres einem Gymnasium zugewiesen („Vorbereitungsjahr“[2]). Die zweite Dienstprüfung schliefst sich unmittelbar an dieses Vorbereitungsjahr an. Sie besteht in einer mündlichen Prüfung in Philosophie und in Pädagogik, in einem deutschen Aufsatz und in der Abhaltung zweier Lehrproben.

Den Gegenstand der Prüfung in der Philosophie bildet die Logik, die Psychologie und die Geschichte der Philosophie. Verlangt wird die Kenntnis der wichtigsten logischen Gesetze und der Hauptthatsachen der empirischen Psychologie, sodann Verständnis des allgemeinen Entwicklungsgangs der Geschichte der Philosophie. Hinsichtlich des letzteren kann auf die besonderen Studien der Kandidaten Rücksicht genommen werden.

Die Prüfung in der Philosophie kann schon bei der ersten Dienstprüfung abgelegt worden.[3])

In der Pädagogik hat der Kandidat nachzuweisen, dafs er sich mit den wissenschaftlichen Grundgedanken der allgemeinen Pädagogik durch das

---

[1]) Der Absatz über die Prüfung aus dem Französischen dünkt uns etwas unklar und in sachlicher Hinsicht etwas zu allgemein gehalten; es ist insbesondere, wie übrigens auch anderwärts, zu wenig scharf unterschieden zwischen dem, was schriftlich, und dem, was mündlich geprüft werden soll. Vergleiche dagegen die bayerische Prüfungsordnung.

[2]) Über das „Vorbereitungsjahr“ bestehen noch keine fixe, sondern nur „vorläufige Bestimmungen“, welche im Neuen Korresp.-Bl. Jahrg. 1897, Heft 4 hauptsächlich für den Gebrauch der Rektoren veröffentlicht wurden, die in den nächsten Jahren über ihre Beobachtungen und Erfahrungen sich auszusprechen haben werden.“ Das Vorbereitungsjahr, worüber das Wesentliche bereits in unseren Blättern, Jahrg. 1897, S. 527 mitgeteilt ist — es stimmt in den Hauptsachen mit der entsprechenden bayerischen Einrichtung überein —, haben nicht blofs die Kandidaten des humanistischen Lehramts, sondern auch diejenigen des realistischen Lehramts durchzumachen (s. u.) In Bayern ist die Sache bekanntlich in dieser Richtung noch nicht konsequent durchgeführt, woran wohl besonders der seitherige Mangel an Kandidaten der betreffenden Lehrfächer die Schuld trug. In Zukunft gilt dieser Grund jedoch nicht mehr.

[3]) Damit entfällt für die 2. Dienstprüfung abermals ein gut Stück Gedächtnisstoffs. Wir vermissen jedoch eine Angabe darüber, ob die Note aus dem in Rede stehenden Fach zur ersten oder zur zweiten Dienstprüfung gerechnet wird.

Studium eines ihrer Hauptvertrer aus älterer und neuerer Zeit bekannt gemacht hat, sodann dafs er über die Methodik der für ihn in Betracht kommenden Prüfungsfächer Rechenschaft zu geben versteht.

Im deutschen Aufsatz hat der Kandidat seine Fähigkeit zu erweisen, eine allgemeine wissenschaftliche Frage aus dem Gebiet der Prüfungsfächer in geordneter und klarer Darstellung und mit eingehendem Verständnis zu behandeln.

Jeder Kandidat hat zwei Probelektionen, eine aus dem Gebiete der klassischen Philologie, die andere aus dem der anderen Gymnasialfächer zu halten, deren Gegenstand von ihm selbst gewählt werden kann und vorherrschend in der Weise lehrender Entwicklung (nicht blofs examinatorisch) zu behandeln ist.

d) **Erweiterungsprüfungen:** Es steht jedem Kandidaten frei, die Lehrbefähigung zu erweitern, indem er sich nachträglich noch in einem der von ihm bei der 1. Dienstprüfung nicht gewählten Hauptfächer Deutsch, Geschichte oder Französisch prüfen läfst.

e) **Fakultative Prüfungen** in Französisch, Englisch, Mathematik, Physik, Geographie und Hebräisch können mit der ersten oder zweiten Dienstprüfung verbunden oder auch später gemacht werden. Dadurch erhält der philologische Lehramtskandidat die beschränktere Befähigung für einen ihm neben dem philologischen Lehrauftrag zu übertragenden Unterricht in dem betreffenden Fach.

Sämtliche fakultative Prüfungen sind mehr elementaren Charakters.

Im Französischen kommt die Sprachgeschichte in Wegfall und der Aufsatz wird durch eine Übersetzung aus dem Deutschen und ein französisches Diktat ersetzt.

Im Englischen ist verlangt: ein korrekter Aufsatz über ein gegebenes Thema, fertige Übersetzung und Erklärung eines Abschnitts aus einem poetischen oder prosaischen Schriftsteller, gute Aussprache und einige Übung im mündlichen Gebrauch der Sprache;

in der Mathematik die Kenntnis der Fächer, die nach dem bestehenden Lehrplan den Gegenstand des Gymnasialunterrichts bilden;

in der Physik Vertrautheit mit den Hauptlehren dieser Wissenschaft und Bekanntschaft mit den für den Schulunterricht erforderlichen physikalischen Instrumenten;

in der Geographie genaues Verständnis der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie;

im Hebräischen gründliche Kenntnis der Grammatik und Erklärung von Stellen aus den historischen Büchern des alten Testaments oder aus den Psalmen.

f) Aus den Übergangsbestimmungen heben wir hervor, dafs die Verfügung bezüglich der wissenschaftlichen Abhandlung sofort, die erste Dienstprüfung im Herbst 1899, die zweite im Herbst 1900 in Wirksamkeit tritt.

II. Die württembergische Dienstprüfung für das realistische Lehramt vom 12. September 1898.[1]

a) Die allgemeinen Vorschriften sind die gleichen wie bei der Dienstprüfung für das humanistische Lehramt. Nur ist bezüglich der durch die 2. Dienstprüfung erlangten Befähigung der ausdrückliche Unterschied gemacht, dafs sich dieselbe auf realistische (dort humanistische) Hauptlehrerstellen erstrecke. Auch für das realistische Lehramt ist jetzt eine erste und zweite Dienstprüfung vorgeschrieben. Die realistische Prüfung zerfällt in eine solche für die sprachlich-geschichtliche und die mathematisch-

[1]) Abgedruckt im „Neuen Korresp.-Blatt“ 1898, Heft 10. Die durch diese Neuordnung aufser Wirksamkeit tretende Prüfungsordnung ist vom 20. Juli 1864 datiert. Sonderabdrücke liefert die Kohlhammersche Buchhandlung in Stuttgart à 20 Pfg. — Auch hier teilen wir in allen wesentlichen Punkten den Wortlaut mit und scheiden nur Belangloses aus.



naturwissenschaftliche Richtung. Die zweite Dienstprüfung ist für beide Richtungen die gleiche, die erste Dienstprüfung selbstverständlich eine verschiedene. Doch gelten für die erste Dienstprüfung folgende allgemeine Bestimmungen.

b) **Die erste Dienstprüfung:**

Vorbedingung für die Zulassung ist wie bei den humanistischen Prüfungen die Einreichung einer wissenschaftlichen Abhandlung. Der Meldung zur ersten Dienstprüfung ist (wie oben) beizulegen ein Lebensabrifs und der Nachweis über den Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit. Neben dem Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums gilt hier auch das Reifezeugnis eines Realgymnasiums oder einer württ. 10klassigen Realanstalt; doch ist das letztere für Kandidaten der sprachlich-historischen Richtung durch ein Zeugnis über die erfolgreiche Erstehung der Reifeprüfung eines Gymnasiums oder Realgymnasiums im Fach der lateinischen Sprache zu ergänzen. Theologen geniefsen auch bei den realistischen Prüfungen die oben (sub I) erwähnte Berücksichtigung.

Zwei gröfsere Vorlesungen über Philosophie und eine über Pädagogik sind von allen Kandidaten nachzuweisen.

Das Thema der wissenschaftlichen Abhandlung ist seitens der Kandidaten der sprachlich-geschichtlichen Richtung dem Gebiete der deutschen, französischen oder englischen Sprache und Literatur, seitens der Kandidaten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung dem Gebiet eines Hauptfachs ihrer Abteilung zu entnehmen. Die Abhandlung soll nicht mehr als 4 Bogen gewöhnlicher Schrift umfassen; im übrigen gilt das Gleiche wie bei der humanistischen Prüfung.

Die Einzelbestimmungen für die erste Dienstprüfung sind für die sprachlich-geschichtliche und für die mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung folgende:

1. Die erste Dienstprüfung sprachlich-geschichtlicher Richtung.

Unerläfsliche Fächer der ersten Dienstprüfung sind Deutsch, Französisch und Englisch. Hiezu kommt als viertes Hauptfach nach eigener Wahl entweder Geschichte oder Geographie. Das nicht gewählte der beiden Fächer bildet ein Nebenfach der Prüfung, in welchem nur mündlich geprüft wird.

Angaben der Kandidaten über spezielle Studien auf dem Gebiete der vorgenannten Prüfungsfächer können bei der Prüfung berücksichtigt werden.

Hinsichtlich des Deutschen sind die Anforderungen die gleichen wie bei der humanistischen Lehramtsprüfung.

Ebenso in der Geschichte als Hauptfach.

In der Geschichte als Nebenfach hat der Kandidat sichere Übersicht über die Weltgeschichte und eingehendere Kenntnis der griechischen, römischen und insbesondere der deutschen Geschichte darzulegen; auch müssen ihm die bedeutendsten neueren Geschichtswerke über die erwähnten Gebiete bekannt sein.

In der Geographie als Hauptfach soll der Kandidat in der schriftlichen Prüfung im stande sein, über die wichtigeren physikalischen und geologischen Verhältnisse und die Gestaltung der Erdoberfläche, sowie über Fragen aus der Länder- und Völkerkunde und der historisch-politischen Geographie Auskunft zu geben. Für die mündliche Prüfung ist überdies Bekanntschaft mit den wichtigeren Lehren der mathematischen Geographie und Verständnis der Hilfsmittel des geographischen Unterrichts und ihres Gebrauchs erforderlich.

In der Geographie als Nebenfach wird Kenntnis des Wichtigsten aus der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie und genauere Kenntnis Europas verlangt. Für die Geographie als Haupt- und Nebenfach wird einige Fertigkeit im Entwerfen von Kartenskizzen gefordert.

Im Französischen wird bei der schriftlichen Prüfung die Übersetzung eines deutschen Originalstücks ins Französische, die Übertragung eines Abschnitts aus einem französischen Schriftsteller ins Deutsche, die Niederschrift

eines französischen Diktats und ein Aufsatz über ein der französischen Literaturgeschichte entnommenes Thema verlangt. Die mündliche Prüfung besteht in einem Kolloquium über Sprach- und Literaturgeschichte. — Neben einer guten Aussprache und Bekanntschaft mit den Elementen der Phonetik hat der Kandidat Sicherheit in der Grammatik, Kenntnis des französischen Sprachgebrauchs und Beherrschung des Ausdrucks im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache nachzuweisen. — Mit der Spachgeschichte soll er so weit vertraut sein, dafs er ein klares Verständnis der französischen Laut- und Wortbildung und der poetischen Form besitzt und einen Abschnitt aus einem älteren von ihm gelesenen Schriftsteller zu übersetzen und zu erklären im stande ist. — In der Literaturgeschichte wird eine übersichtliche Kenntnis des Entwicklungsgangs der französischen Literatur gefordert; insbesondere soll der Kandidat das eine oder andere Werk der älteren französischen Literatur und eine Anzahl hervorragender Werke der neueren mit eindringendem Verständnis gelesen haben.[1])

Fürs Englische gelten die für das Französische aufgestellten Forderungen mit sinngemäfser Abänderung.

2. Die erste Dienstprüfung mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung.

Die Prüfungsfächer sind in zwei Abteilungen angeordnet, deren eine eine vorwiegend mathematisch-physikalische, die andere eine vorwiegend naturwissenschaftliche ist. Die Fächer jeder Abteilung zerfallen in Haupt- und Nebenfächer. Bei guten Leistungen in der schriftlichen Prüfung kann die mündliche Prüfung erlassen werden.

Erste Abteilung:

Die drei Hauptfächer sind 1) Mathematik: a) Höhere Algebra mit Einschlufs der Eliminationstheorie; b) Differential- und Integralrechnung mit Einschlufs der partiellen Differentialgleichungen und der Elemente der Funktionentheorie; c) Analytische Geometrie mit Einschlufs der Elemente der Theorie der höheren Kurven, sowie der Krümmungstheorie; d) Trigonometrie mit mathematischer Geographie; e) Synthetische Geometrie mit Einschlufs der Flächen zweiten Grads; f) Darstellende Geometrie. — 2. Mechanik, insbes. Mechanik starrer Systeme. — 3. Physik: a) Experimentalphysik (nur mündlich), b) Theoretische Physik mit den 4 Gebieten: physikalische Mechanik, Optik, Wärmelehre, Elektrizität und Magnetismus (nur schriftlich); c) Übung in der Handhabung physikalischer Apparate.

Bei der schriftlichen Prüfung wird von dem Kandidaten erwartet, dafs er eine oder mehrere nicht zu schwierige Aufgaben aus den betreffenden Gebieten zu lösen im stande ist, während bei der mündlichen Prüfung auch das Verständnis der Theorie ermittelt werden soll.

In Mathematik hat der Kandidat bei der schriftlichen Prüfung die Wahl zwischen den Fächern a und e; in der theoretischen Physik wird von dem Kandidaten genauere Bekanntschaft nur mit zwei der 4 genannten Gebiete verlangt. Die Forderung zu 3c kann erlassen werden bei Nachweis eines genügenden Besuches des physikalischen Instituts der Landesuniversität oder der Technischen Hochschule.

Das einzige Nebenfach der ersten Abteilung ist Chemie: in derselben wird Kenntnis der wichtigsten Lehren der allgemeinen Chemie und Bekanntschaft mit der Darstellung und den Eigenschaften der wichtigsten anorganischen Verbindungen gefordert. Aufserdem wird einige Übung in den für den Schulunterricht erforderlichen Demonstrationen vorausgesetzt und ist, wenn die Prüfungskommission es für angemessen erachtet, nachzuweisen.

[1]) Die Anforderungen im Französischen scheinen im allgemeinen die gleichen zu sein, wie bei der 1. humanistischen Dienstprüfung. Die stilistische Fassung ist auch hier etwas unklar.



Zweite Abteilung:

Die vier Hauptfächer sind: 1. Chemie: a) Kenntnis der Lehre der allgemeinen Chemie, sowie eingehende Behanntschaft mit der anorganischen Chemie und den Grundzügen der organischen; b) Fertigkeit in der qualitativen und einige Übung in der quantitativen Analyse. (Letztere Forderung kann erlassen werden bei mindenstens auf 3 Halbjahre sich belaufendem erfolgreichen Besuche des chemischen Laboratoriums der Landesuniversität oder der Technischen Hochschule in Stuttgart). — 2. Mineralogie: die Grundlehre der Kristallographie, Kenntnis der wichtigsten, namentlich der gesteinbildenden Mineralien und ihrer Eigenschaften, die Hauptlehren der Geognosie, der Leitfossilienkunde und der allgemeinen Geologie. — 3. Botanik: Übersicht über die systematische Botanik, Kenntnis der häufiger vorkommenden Blütenpflanzen und Gefäfskryptogamen, Bekanntschaft mit den Grundlehren der Entwicklungsgeschichte, der Anatomie, und der Physiologie der Pflanzen. — 4. Zoologie: Übersicht über die systematische Zoologie, Kenntnis der wichtigsten Vertreter der Tierwelt, namentlich der einheimischen, Bekanntschaft mit den Grundlehren der Entwicklungsgeschichte, der vergleichenden Anatomie und Physiologie der Tiere.

In den Fächern 2 4 wird bei der mündlichen Prüfung die erworbene Übung im Beobachten und Bestimmen der Naturobjekte erprobt.

Die sechs Nebenfächer der 2. Abteilung sind: 1. Algebra und niedere Analysis; 2. Elemente der Differential- und Integralrechnung; 3. Elementare Geometrie mit Einschlufs der Trigonometrie und der Anfangsgründe der neueren Geometrie; 4. Elemente der analytischen Geometrie; 6. Experimentalphysik, Bekanntschaft mit der Handhabung der für den Unterricht wichtigsten physikalischen Apparate.

c. Die **zweite Dienstprüfung:** Sie ist nach dem „Vorbereitungsjahr" (siehe I c), soweit möglich im Anschlufs an dasselbe und spätestens drei Jahre nach der ersten Dienstprüfung zu erstehen.[1])

Sie besteht in 1. einem deutschen Aufsatz, worin der Kandidat seine Fähigkeit zu erweisen hat, eine allgemeine wissenschaftliche Frage in geordneter und klarer Darstellung und mit Verständnis zu behandeln; 2. in einer Prüfung im Freihandzeichnen i. e. Herstellung korrekter Umrisse nach Modellen (Ornament oder Körper), eine Forderung, welche die Prüfungskommission dem einzelnen Kandidaten übrigens erlassen kann; 3. in der Abhaltung von drei Lehrproben (zwei an Oberklassen in Hauptfächern seiner ersten Dienstprüfung, eine an Mittelklassen in einem Fach seiner zweiten Dienstprüfung), welche vorherrschend lehrend (nicht blofs examinatorisch) zu halten sind; 4. in einer Ergänzungsprüfung, bei der die Höhe der Forderungen durch die Bedürfnisse des Unterrichts an mittleren Realklassen bestimmt ist.

d) **Ergänzungsprüfungen.** Sie umfassen

α) für die Kandidaten der sprachlich-geschichtlichen Richtung: 1) Arithmetik und Planimetrie (schriftlich); die Kandidaten müssen befähigt sein, nicht zu schwierige Aufgaben aus beiden Gebieten richtig, klar und zweckmäfsig zu lösen; 2) Elementare Physik (mündlich); gefordert wird Kenntnis der Hauptlehren der Physik, Bekanntschaft mit den gewöhnlichen Schulapparaten.

β) für die Kandidaten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung: 1) Französisch; 2) Englisch (in beiden Fächern mündlich und schriftlich). Die schriftliche Prüfung beschränkt sich auf die Übertragung eines nicht zu schwierigen deutschen Originalstücks in die Fremdsprache und auf ein französisches bezw. englisches Diktat. Mündlich hat der Kandidat ein

[1]) Diese Fristbestimmung findet sich bei der humanistischen Prüfung noch nicht (s. o.), wird aber sinngemäfs wohl auch auf diese ausgedehnt werden.

vorgelegtes Stück aus einem französischen bezw. englischen Schriftsteller ins Deutsche zu übertragen und Kenntnis der schulmäfsigen Grammatik nebst einiger Übung im Gebrauch der französischen Sprache darzuthun; eine reine und gute Aussprache wird besonders berücksichtigt.

e) **Erweiterungsprüfungen:** Es steht jedem Kandidaten frei, die Lehrbefähigung zu erweitern, indem er sich nachträglich noch in einem Nebenfach seiner ersten Dienstprüfung einer Prüfung nach den für dieses Fach als Hauptfach aufgestellten Anforderungen unterzieht.

f) **Fakultative Prüfungen:** In den für ihre Richtung bezw. Abteilung nicht vorgeschriebenen Fächern der 1. Dienstprüfung können die realistischen Lehramtskandidaten eine fakultative Prüfung erstehen und dadurch die Befähigung für den Unterricht in dem betreffenden Fach erwerben. — Aufserdem kann im Lateinischen und Italienischen eine fakultative Prüfung erstanden werden; in diesen beiden Fächern wird schriftlich eine grammatisch und stilistisch befriedigende Übersetzung eines nicht zu schwierigen deutschen Originalstücks, für das Italienische überdies die Niederschreibung eines Diktats, mündlich fertige Übersetzung und Erklärung eines Abschnittes aus einem prosaischen oder poetischen Schriftsteller und für das Italienische noch gute Aussprache und einige Übung im mündlichen Gebrauche der Sprache verlangt.

Die Erweiterungsprüfung und die fakultative Prüfung kann mit der 1. oder 2. Dienstprüfung verbunden oder auch später nachgeholt werden.

g) Die Übergangsbestimmungen sind die gleichen wie bei der humanistischen Dienstprüfung.

B. Die preufsische Prüfungsordnung.[1])

Die Prüfungsordnung vom 5. Februar 1887, durch welche die vom 12. Dezember 1866 beseitigt wurde, befriedigte den höhern Lehrerstand nur in geringem Grade, weil die im Jahre 1866 statuierte Teilung des Standes bestehen blieb: es gab ein höheres Zeugnis, sogenanntes „Oberlehrerzeugnis", und ein niedrigeres, sogen. „Lehrerzeugnis". Den dadurch bewirkten Rifs, der sich besonders bei Festlegung und Veränderung der Gehaltsverhältnisse stets zum Schaden des Standes geltend machte, zu beseitigen, war der höhere Lehrstand unermüdlich bestrebt. Als schliefslich auch die „Delegiertenkonferenz der preufsischen Provinzialvereine" im Jahre 1897 entschieden in dem Sinne Stellung nahm, dafs ein einheitliches Zeugnis mit drei Abstufungen („mit Auszeichnung, gut, genügend bestanden") eingeführt werde [2]), entsprach die K. Staatsregierung dem Wunsche und erliefs die vorliegende Prüfungsordnung, in welcher sie aufserdem noch anderen Wünschen des höheren Lehrstandes in sehr entgegenkommender Weise Rechnung trug. Die bedeutsamste Änderung neben der Einheitlichkeit des Zeugnisses ist die Bestimmung, dafs stets ein Schulmann d. h. ein Angehöriger des Gymnasiallehrerstandes den Vorsitz in der Prüfungskommission einzunehmen habe. Die neue Ordnung, die nicht ohne eingehende Fühlungnahme mit dem Gymnasiallehrerstande aufgestellt wurde, dürfte sich dessen lebhafter Zustimmung in

---

[1]) „Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Preufsen vom 12. September 1898", zuerst veröffentlicht im „Zentralblatt f. die ges. Unterrichtsverw. in Preufsen." In Sonderabdruck zu haben bei W. Hertz (Bessersche Buchh.), Berlin, Preis 60 Pfg.

[2]) Vgl. unsern Bericht über die 18. Delegiertenkonferenz in den „Blättern", 1898 S. 185 f.

den Hauptsachen erfreuen.[1]) Da die preufsische Prüfungsordnung natürlich, wie bisher, vorzugsweise auf der Basis des Fachlehrersystems beruht, würde sie sich für Bayern nicht eignen. Trotzdem ist sie auf alle Fälle auch für uns so interessant, dafs wir ihren Inhalt in allem Wesentlichen zur Mitteilung bringen zu sollen glauben. Auf einige Vergleichspunkte kommen wir am Schlusse zurück.

Die Bestimmungen der preufsischen Prüfungsordnung.[2])

a) **Allgemeine Bestimmungen:**

1) Prüfungsbehörde. Die Prüfung wird bei einer der Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen abgelegt. Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten bestimmt den Sitz und den Prüfungsbezirk dieser Kommissionen und ernennt ihre Mitglieder. Die Kommissionen werden vorwiegend zusammengesetzt aus Universitätslehrern und Schulmännern. Der Vorsitz wird einem Schulmann übertragen. Die Amtsperiode der Kommission ist einjährig.

2) Prüfungsausschüsse. Für die Prüfung der einzelnen Kandidaten beruft der Vorsitzende aus den Mitgliedern der Kommission einen Prüfungsausschufs, dessen Leitung er entweder selbst übernimmt oder einem andern Mitglied überträgt. Die Entscheidungen des Ausschusses erfolgen durch Mehrheitsbeschlufs; bei Stimmengleichheit gibt der Leiter den Ausschlag.

In der Regel sollen mindestens drei Mitglieder des Prüfungsausschusses zugegen sein; unbedingt notwendig ist auf alle Fälle die Anwesenheit von zwei Mitgliedern. Zu der Allgemeinen Prüfung (s. u.) dürfen höchstens 4, zu jeder Fachprüfung (s. u.) in der Regel nicht mehr als 2 Kandidaten vereinigt werden. In der mündlichen Prüfung ist auf Ausgleichung der Mängel durch gute andere Leistungen zu sehen, auch der Gesamteindruck der Leistungsfähigkeit des Kandidaten zu berücksichtigen.

3) Zuständigkeit der Kommission. Zuständig für die Prüfung ist jede Kommission, in deren Prüfungsbezirk entweder die Universität liegt, an welcher der Kandidat das letzte oder mindestens noch ein früheres Halbjahr seiner Studienzeit zugebracht hat, oder die Verwendung des Kandidaten im öffentlichen Schuldienst in Aussicht genommen ist oder bereits stattfindet. (Ein Abgehen von dieser Regel kann nur der Minister gestatten).

4) Zulassungsbedingungen. Erforderlich für die Zulassung ist das Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums (für Mathematik, Naturwissenschaften, Erdkunde, Französisch-Englisch auch das eines Realgymnasiums, für Mathematik und Naturwissenschaften ferner das einer preufsischen oder andern deutschen, als gleichstehend anerkannten, Oberrealschule) und der Nachweis eines ordnungsgemäfsen mindestens auf 6 Halbjahre sich belaufenden Berufsstudiums an einer deutschen Staats-Universität. Für Mathematik, Physik und Chemie wird das ordnungsgemäfse Studium an einer deutschen Technischen Hochschule dem Studium an einer deutschen Universität bis zu 3 Halbjahren gleichgerechnet. Für Französisch und Englisch kann das Studium an einer ausländischen Hochschule mit französischer oder englischer Vortragssprache bezw. ein Ausweis über wissenschaftliche Beschäftigung im Ausland zum Zwecke seiner sprachlichen Ausbildung bis zu 2 Halbjahren angerechnet

[1]) Die erste Stimme, die mir darüber zur Kenntnis kam (Kannengiefser im Korresp.-Blatt N. 20—22), äufsert sich in allen Hauptpunkten fast durchwegs beifällig. — Desgleichen Gercken in dem soeben zur Ausgabe gelangten 12. Heft der von ihm redigierten „Blätter f. höh. Schulw." Berlin.

[2]) Wir teilen auch hier im Wortlaut mit und scheiden nur diejenigen Punkte aus, die nicht von Belang sind und in jeder Prüfungsordnung vorkommen, so z. B. die Meldungsbestimmungen, die Bestimmungen bezüglich des Verfahrens bei Unterschleif und diejenigen Prüfungsgegenstände, die bayerische Leser nicht interessieren (das Polnische, Dänische etc.).

werden. Mindestens 1½ Jahre der Studienzeit müssen auf einer preufsischen Universität zugebracht sein.[1])

Die Zulassung ist insbesondere zu versagen, wenn der Kandidat nach den vorgelegten Zeugnissen sein Studium so wenig methodisch eingerichtet hat, dafs es als eine ordnungsmäfsige Vorbereitung auf seinen Beruf nicht angesehen werden kann; bestimmend ist hier, dafs der Kandidat nicht blofs an den für sein Fachstudium wesentlichsten Vorlesungen und Übungen teilgenommen, sondern auch mehrere Vorlesungen und Übungen von allgemein bildendem Charakter gehört hat. (In Fufsnote ist bemerkt: Der Erlafs von Studienplänen bleibt vorbehalten). Die Zulassung ist ferner zu versagen, wenn begründete Zweifel hinsichtlich der sittlichen Unbescholtenheit des Kandidaten obwalten. Gegen die Versagung der Zulassung kann der Kandidat die Entscheidung des Ministers binnen 14 Tagen anrufen. Ist die Zulassung endgültig versagt worden, so hat der Vorsitzende der Kommission dies auf den akademischen Abgangszeugnissen zu vermerken.

b) **Umfang und Form der Prüfung.** Die Prüfung besteht aus zwei Teilen, der Allgemeinen und der Fachprüfung. Beide sind schriftlich und mündlich. Die schriftlichen Hausarbeiten sind vor der mündlichen Prüfung zu erledigen.

c) **Allgemeine Prüfung.** Hier kommt es nicht auf die Darlegung fachmännischer Kenntnisse an, sondern auf den Nachweis der von Lehrern höherer Schulen zu fordernden allgemeinen Bildung auf den betreffenden Gebieten.

Demnach hat der Kandidat in der ihm fürs erste obliegenden Hausarbeit, die den nachverzeichneten Gebieten entnommen ist (Näheres über die Dauer der Bearbeitung etc. siehe unter d β), nicht blofs ausreichendes Wissen und ein verständnisvolles Urteil über den behandelten Gegenstand zu bekunden, sondern auch zu zeigen, dafs er einer sprachrichtigen, logisch geordneten, klaren und hinlänglich gewandten Darstellung fähig ist.[2])

Die Fächer der mündlichen Prüfung sind:

1) Religionslehre. Gefordert ist, dafs er sich mit Inhalt und Zusammenhang der heiligen Schrift bekannt zeigt, einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der christlichen Kirche hat und die Hauptlehren seiner Konfession kennt;

2) Philosophie. Der Kandidat mufs mit den wichtigsten Thatsachen ihrer Geschichte sowie mit den Hauptlehren der Logik und der Psychologie bekannt sein, auch eine bedeutendere philosophische Schrift mit Verständnis gelesen haben.

3) Pädagogik. Der Kandidat hat nachzuweisen, dafs er ihre philosophischen Grundlagen sowie die wichtigsten Erscheinungen in ihrer Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert kennt und bereits einiges Verständnis für die Aufgaben seines künftigen Berufs gewonnen hat.

4) Deutsche Literatur. Der Kandidat hat darzuthun, dafs ihm deren allgemeiner Entwicklungsgang namentlich seit dem Beginn ihrer Blüteperiode im 18. Jahrhundert bekannt ist, und dafs er auch nach dem Abgang von der Schule zu seiner weiteren Fortbildung bedeutendere Werke dieser Zeit mit Verständnis gelesen hat.

Gehen die Leistungen eines Kandidaten über die in der Allgemeinen Prüfung zu stellenden Anforderungen erheblich hinaus, so ist der Prüfungsausschufs befugt, ihm in dem betreffenden Fache eine Lehrbefähigung (d γ) zuzuerkennen.

Bei jenen Kandidaten, welche eine Lehrbefähigung in der Religionslehre, der philosophischen Propädeutik oder im Deutschen nachweisen, ist von der Allgemeinen Prüfung in dem betreffenden Fach abzusehen.

---

[1]) Die letztere Bestimmung beruht auf einer Kabinetsordre vom 30. Juni 1841.

[2]) Diese Art von „Hausarbeiten“, die lediglich auf einen gröfseren Aufsatz hinausläuft, ist von recht problematischem Werte. In Bayern läfst man an ihrer Stelle eine Klausurarbeit fertigen, eine Einrichtung, die wir für besser halten.

d) **Fachprüfung.** α) Prüfungsgegenstände sind: 1) Christliche Religionslehre, 2) Philosophische Propädeutik, 3) Deutsch, 4) Lateinisch, 5) Griechisch, 6) Hebräisch. 7) Französisch, 8) Englisch, 9) Geschichte, 10) Erdkunde, 11) Reine Mathematik, 12) Angewandte Mathematik, 13) Physik, 14) Chemie nebst Mineralogie, 15) Botanik und Zoologie. 16) Polnisch, 17) Dänisch (letztere beide nur für diejenigen Kommissionen, bei denen Examinatoren dafür bestellt sind). Aus diesen Fächern ist freie Wahl, jedoch mit der Beschränkung, dafs sich stets eine der folgenden Verbindungen finden mufs:

Lateinisch und Griechisch,
Französisch und Englisch,
Geschichte und Erdkunde,
Religion und Hebräisch,
Reine Mathematik und Physik,
Chemie nebst Mineralogie und Physik oder anstatt der letzteren Botanik und Zoologie,

mit der Mafsgabe jedoch, dafs an die Stelle jedes in den drei ersten Verbindungen genannten Faches sowie an die Stelle von Hebräisch Deutsch treten kann. Demnach ergeben sich noch folgende Verbindungen:

Lateinisch und Deutsch,
Griechisch und Deutsch,
Französisch und Deutsch,
Englisch und Deutsch,
Geschichte und Deutsch,
Erdkunde und Deutsch,
Religion und Deutsch.

Über das Mafs der geforderten Kenntnisse in den einzelnen Fächern siehe unter e.

β) Schriftliche Hausarbeit: Wie für die allgemeine Prüfung so erhält der Kandidat auch für die Fachprüfung ein Thema und zwar aus einem der Fächer, in welchen er die Lehrbefähigung für die erste Stufe (siehe γ) nachweisen will. Wünsche bezüglich der Auswahl der Aufgaben werden thunlichst berücksichtigt. Prüfungsarbeiten aus der klassischen Philologie sind in lateinischer, aus dem der neueren Sprachen in der betreffenden Sprache abzufassen. Für die Fertigstellung der beiden Hausarbeiten (vgl. c) wird eine Frist von insgesamt 16 Wochen[1]) gewährt, welche auf ein entsprechendes Gesuch hin auf weitere 16 Wochen erstreckt werden kann. Eine dritte Fristerstreckung kann nur durch den Minister erwirkt werden. Druckschriften und Doktordissertationen können auf Antrag als Ersatz für eine der beiden Hausarbeiten angenommen werden.

γ) Lehrbefähigung: In den einzelnen Fächern gibt es zwei Stufen: die eine (zweite Stufe) reicht bis Untersekunda einschliefslich, die andere (erste Stufe) umfafst auch alle oberen Klassen. Bei der Erwerbung der Lehrbefähigung für die erste Stufe ist in jedem Falle Voraussetzung, dafs er den für die zweite Stufe in dem betreffenden Fache zu stellenden Forderungen entsprochen hat (s. u.).

Die Lehrbefähigung für die erste Stufe kann dem Kandidaten auch dann zugesprochen werden, wenn er nach seiner Meinung sie nur für die zweite Stufe nachweisen wollte.

δ) Gesamtergebnis der Prüfung. Bestanden hat der Kandidat, wenn er in der Allgemeinen Prüfung genügt und die Lehrbefähigung mindestens in einem der in d α 1—15 genannten Fächer für die erste Stufe und noch in zwei anderen für die zweite Stufe nachgewiesen hat.

Ist die Prüfung bestanden, so hat der Prüfungsausschufs zu erwägen, ob nach dem gesamten Ergebnis der schriftlichen und der mündlichen Prüfung das Zeugnis „Genügend bestanden“,
„Gut bestanden“, oder
„Mit Auszeichnung bestanden“

---

[1]) Die frühere Prüf.-O. bewilligte je 6 Wochen für jede der beiden Arbeiten, die, wie auch jetzt, zusammen an die Prüf.-Kommission einzureichen waren.

zu erteilen ist. Vorbedinguug für die Erteilung des Zeugnisses „Gut bestanden" und „Mit Auszeichnung bestanden" ist, dafs der Kandidat mindestens in zwei der oben (d α 1—15) genannten Fächer die Lehrbefähigung für die erste Stufe nachgewiesen hat.[1])

Gegebenenfalls werden Wiederholungs- oder Ergänzungsprüfungen auferlegt, für welche diejenige Kommission zuständig ist, bei welcher die Prüfung zum erstenmale abgelegt wurde. Die Meldung hiezu mufs in längstens 2 Jahren erfolgen. Eine nochmalige (also drittmalige) Prüfung ist nur mit Genehmigung des Ministers zulässig.

e) **Die einzelnen Prüfungsgegenstände der Fachprüfung.** In allen Gegenständen der Fachprüfung ist der Prüfungsausschufs „befugt" von den Kandidaten eine Klausurarbeit von mäfsiger Zeitdauer (höchstens 3 Stunden) anfertigen zu lassen. Für die fremden Sprachen gilt die Anfertigung derartiger Arbeiten als Regel.

1)[2]) Deutsch. Für die zweite Stufe wird gefordert: Sichere Kenntnis der neuhochdeutschen Elementargrammatik und Bekanntschaft mit der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache; eingehendere Beschäftigung mit klassischen Werken der neueren Literatur, insbesondere aus ihren für die Jugendbildung verwendbaren Gebieten, und Übersicht über den Entwicklungsgang der neuhochdeutschen Literatur. Aufserdem ist Bekanntschaft mit den Grundzügen der Rhetorik, Poetik und Metrik sowie mit den für die Schule wichtigen antiken und germanischen Sagen darzuthun.

Für die erste Stufe überdies: Eine Beherrschung des Mittelhochdeutschen, welche befähigt, leichtere Werke ohne Schwierigkeit zu lesen und mit grammatischer und lexikalischer Genauigkeit zu erklären. Eine wenigstens für die mittelhochdeutsche und neuere Zeit auf ausgedehnterer Lektüre beruhende Kenntnis des Entwicklungsganges der gesamten deutschen Literatur; Vertrautheit mit der Poetik und deutschen Metrik sowie mit denjenigen Lehren der Rhetorik, deren Kenntnis für die Anleitung zur Anfertigung deutscher Aufsätze in den obern Klassen erforderlich ist. Dazu nach Wahl des Kandidaten entweder Bekanntschaft mit den Hauptergebnissen der historischen Grammatik und Kenntnis der Elemente des Gotischen und Althochdeutschen, oder die Lehrbefähigung in der Philosophischen Propädeutik.

2) Lateinisch und Griechisch. Für die zweite Stufe: Sichere Kenntnis der lateinischen und griechischen Grammatik und Übung im schriftlichen Gebrauche beider Sprachen bis zur Fertigkeit, angemessene Vorlagen grammatisch richtig und, wenigstens soweit es sich um das Lateinische handelt, auch ohne erhebliche stilistische Mängel zu übertragen. Die auf planmäfsiger und gründlicher Lektüre der Klassiker beruhende Fähigkeit, Abschnitte aus den Werken der für die Sekunda der Gymnasien geeigneten Schriftsteller mit grammatischer und lexikalischer Genauigkeit zu verstehen und, von Stellen besonderer Schwierigkeit abgesehen, geläufig zu übersetzen. Mit der römischen und griechischen Geschichte, einschliefslich der Literaturgeschichte, mit den Altertümern, der Mythologie und der Metrik müssen die Kandidaten soweit bekannt sein, dafs sie zur Erklärung der auf der Mittelstufe zu lesenden Schul-

---

[1]) Einzelnoten in den Prüfungsfächern sowie eine Wertung der Leistungen in den Hausarbeiten, in der allgemeinen Prüfung und in der Fachprüfung behufs Ermittlung der Gesamtnote fehlen. Die Praxis der einzelnen Prüfungsausschüsse hinsichtlich der Wertbestimmung der einzelnen Fächer und Prüfungsabschnitte dürfte demnach ziemlich verschieden ausfallen.

[2]) Von den Prüfungsfächern übergehen wir diejenigen, für welche es bei uns an der Möglichkeit eines Vergleiches fehlt; es sind dies Religion, Philosophische Propädeutik, (in letzterer ist, abgesehen von den in der Allgemeinen Prüfung verlangten philosophischen Kenntnissen noch eine eingehende Kenntnis wenigstens eines der Hauptgebiete oder eines der wichtigsten philosophischen Systeme und die Fähigkeit zu bestimmter, klarer Auffassung philosophischer Fragen verlangt), Hebräisch, Polnisch und Dänisch.



schriftsteller auch nach diesen Seiten hin das Wesentliche beizubringen und für die Vorbereitung auf den Unterricht gute Hilfsmittel mit Verständnis zu benutzen im stande sind.

Für die erste Stufe überdies: Zusammenhängende und wissenschaftlich begründete Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Grammatik. Fertigkeit im freien schriftlichen Gebrauche der lateinischen, grammatische Sicherheit in schriftlicher Anwendung der griechischen Sprache, auch Übung im Lateinsprechen. Belesenheit in den römischen und griechischen Klassikern, besonders der zum Bereiche der Gymnasiallektüre gehörigen, bei wissenschaftlicher Schulung in der Methode der Erklärung. Vertrautheit mit der Metrik, soweit sie die auf den Gymnasien zu lesenden Dichter angeht, nebst Übung im angemessenen Vortrage der Verse. Kenntnis der allgemeinen Entwicklung der griechischen und römischen Literatur, namentlich ihrer Blütezeiten. Eine zu wissenschaftlicher Fortbildung befähigende Bekanntschaft mit den Hauptperioden der griechischen und römischen Geschichte, der Staatseinrichtungen, dem privaten Leben, der Religion und Sage, sowie der Philosophie der Griechen und Römer. Vertrautheit mit der Archäologie, soweit sie erforderlich ist, um durch sachkundige Behandlung zweckmäfsig ausgewählter Anschauungsmittel den Unterricht wirksam zu unterstützen. Auch haben die Kandidaten darzuthun, dafs sie einen Überblick über den Entwicklungsgang der Philologie gewonnen haben.

3) Französisch und Englisch. Für die zweite Stufe: Kenntnis der Elemente der Phonetik, richtige und zu fester Gewöhnung gebrachte Aussprache, Vertrautheit mit der Formenlehre und Syntax sowie der elementaren Synonymik. Besitz eines ausreichenden Schatzes an Worten und Wendungen und einige Übung im mündlichen Gebrauche der Sprache. Einsicht in den neufranzösischen Versbau und Übersicht über den Entwicklungsgang der französischen Literatur seit dem 17. Jahrhundert (bezw. der englischen Literatur seit Shakespeare), aus welcher einige Werke der hervorragendsten Dichter und Prosaiker, auch der neuesten Zeit, mit Verständnis gelesen sein müssen. Fähigkeit zu sicherer Übersetzung der gewöhnlichen Schriftsteller ins Deutsche und zu einer von gröberen sprachlich-stilistischen Verstöfsen freien schriftlichen Darstellung in der fremden Sprache.

Für die erste Stufe: Für den schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache nicht blofs volle grammatische Sicherheit bei wissenschaftlicher Begründung der grammatischen Kenntnisse, sondern auch umfassendere Vertrautheit mit dem Sprachschatz und der Eigentümlichkeit des Ausdrucks, sowie eine für alle Unterrichtszwecke ausreichende Gewandtheit in dessen Handhabung. Übersichtliche Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung der Sprache von der altenglischen Periode an (bezw. seit dem Hervorgehen des Französischen aus dem Lateinischen, für welches Kenntnis der Elementargrammatik nachzuweisen ist nebst der Fähigkeit, einfache Schulschriftsteller, wie Cäsar, wenigstens in leichteren Stellen richtig aufzufassen und zu übersetzen). Kenntnis der allgemeinen Entwicklung der Literatur, verbunden mit eingehender Lektüre einiger hervorragender Schriftwerke aus früheren Perioden wie aus der Gegenwart. Einsicht in die Gesetze des Versbaus älterer und neuerer Zeit. Bekanntschaft mit der Geschichte Frankreichs (bezw. Englands), soweit sie für die sachliche Erläuterung der gebräuchlichen Schulschriftsteller erforderlich ist.

Bemerkung: Für minder eingehende Kenntnisse auf dem Gebiete der geschichtlichen Entwicklung der Sprache kann eine besonders tüchtige Kenntnis der neueren Literatur nebst hervorragender Beherrschung der gegenwärtigen Sprache ausgleichend eintreten.

4) Geschichte. Für die zweite Stufe: Eine auf geordneten geographischen und chronologischen Kenntnissen beruhende sichere Übersicht der weltgeschichtlichen Begebenheiten, besonders der griechisch-römischen, der deutschen und der preufsischen Geschichte. Bekanntschaft mit der Entwicklung der Verfassungsverhältnisse in Sparta, Athen und Rom, namentlich aber

in Deutschland und Preufsen. Übersichtliche Kenntnis der preufsischen Staats- und der deutschen Reichsverfassung. Bekanntschaft mit einigen der bedeutendsten neueren vaterländischen Geschichtswerke.

Für die erste Stufe überdies: Genauere Bekanntschaft mit dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte und Verständnis für Zusammenhang und innere Beziehungen der Ereignisse. Darlegung eingehenderer, auch auf Verfassungs- und Kulturgeschichte sich erstreckender Kenntnisse bezüglich des Altertums in der griechisch-römischen, bezüglich des Mittelalters und der Neuzeit hauptsächlich in der vaterländischen Geschichte. Kenntnis und Verständnis der wichtigsten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen seit dem Ende des dreifsigjährigen Krieges. Bekanntschaft mit den für die Hauptgebiete wichtigsten Geschichtsquellen und den Grundsätzen für ihre Verwertung, sowie mit den literarischen Hilfsmitteln der Geschichtswissenschaft und hervorragenden Werken neuerer Geschichtsdarstellung.

5) Erdkunde. Für die zweite Stufe: Sicherheit in den grundlegenden Kenntnissen auf dem Gebiete der mathematischen, physischen und politischen Erdkunde, sowie in der Topik der Erdoberfläche. Übersichtliche Kenntnis der Geschichte der Entdeckungen und der wichtigsten Richtungen des Welthandels in den verschiedenen Zeitabschnitten, insbesondere auch der Entwicklung der deutschen Kolonien. Vertrautheit mit dem Gebrauche des Globus, des Reliefs uud der Karten. Fähigkeit, die Grundthatsachen der mathematischen Erdkunde an einfachen Lehrmitteln zur Anschauung zu bringen, und einige Fertigkeit im Entwerfen von Kartenskizzen.

Für die erste Stufe überdies: Vertrautheit mit den Lehren der mathematischen Erdkunde und, soweit diese sich mit Hilfe der Elementarmathematik begründen lassen, auch mit deren Beweisen. Kenntnis der physikalischen und der wichtigsten geologischen Verhältnisse der Erdoberfläche. Zusammenhängendes Wissen in der politischen Erdkunde der Gegenwart. Übersicht über die räumliche Entwicklung der Kulturstaaten und Bekanntschaft mit den Hauptthatsachen der Völkerkunde.

6) Reine Mathematik. Für die zweite Stufe: Sichere Kenntnis der Elementarmathematik und Bekanntschaft mit der analytischen Geometrie der Ebene, besonders mit den Haupteigenschaften der Kegelschnitte, sowie mit den Grundlehren der Differential- und Integralrechnung.

Für die erste Stufe überdies: Eine solche Bekanntschaft mit den Lehren der höheren Geometrie, Arithmetik und Algebra, der höheren Analysis und der analytischen Mechanik, dafs der Kandidat eine nicht zu schwierige Aufgabe aus einem dieser Gebiete selbständig zu bearbeiten im stande ist.

7) Angewandte Mathematik. Aufser einer Lehrbefähigung in der Reinen Mathematik Kenntnis der darstellenden Geometrie bis zur Lehre von der Zentralprojektion einschliefslich und entsprechende Fertigkeit im Zeichnen. Bekanntschaft mit den mathematischen Methoden der technischen Mechanik, insbesondere der graphischen Statik, mit der niederen Geodäsie und den Elementen der höheren Geodäsie nebst Theorie der Ausgleichung der Beobachtungsfehler.

8) Physik. Für die zweite Stufe: Kenntnis der wichtigeren Erscheinungen und Gesetze aus dem ganzen Gebiete dieser Wissenschaft sowie die Befähigung, diese Gesetze mathematisch zu begründen, soweit es ohne Anwendung der höheren Mathematik möglich ist. Bekanntschaft mit den für den Schulunterricht erforderlichen physikalischen Instrumenten und Übung in ihrer Handhabung.

Für die erste Stufe überdies: Genaue Kenntnis der Experimentalphysik und ihrer Anwendungen. Bekanntschaft mit den grundlegenden Untersuchungen auf einem der wichtigeren Gebiete der theoretischen Physik und eine allgemeine Übersicht über deren Gesamtgebiet.

9) Chemie nebst Mineralogie. Für die zweite Stufe: Kenntnis der Gesetze der chemischen Verbindungen und der wichtigsten Theorien

über ihre Konstitution. Bekanntschaft mit Darstellung, Eigenschaften und anorganischen Verbindungen der wichtigeren Elemente, mit ihrer Bedeutung im Haushalte der Natur und mit dem Wichtigsten aus der chemischen Technologie. Übung im Experimentieren. Dazu Bekanntschaft mit den am häufigsten vorkommenden Mineralien hinsichtlich ihrer Krystallform, ihrer physikalischen und chemischen Eigenschaften und ihrer praktischen Verwertung, sowie mit den wichtigsten Gebirgsarten und geologischen Formationen, besonders Deutschlands.

Für die erste Stufe überdies: Eingehendere Bekanntschaft mit der anorganischen Chemie und mit denjenigen Verbindungen auf dem Gebiete der organischen Chemie, welche für die Physiologie oder für die Technik von hervorragender Bedeutung sind, sowie Kenntnis der wichtigsten chemischen Theorien und Methoden, Fertigkeit in der qualitativen und genügende Übung in der quantitativen Analyse mit Einschlufs der organischen Elementaranalyse.

10) Botanik und Zoologie. Für die zweite Stufe: Eine auf eigener Anschauung beruheude Kenntnis der häufiger vorkommenden Pflanzen und Tiere aus der Heimat und besonders charakteristische Formen aus fremden Ländern. Bekanntschaft mit der Anatomie und den Grundlehren der Physiologie des menschlichen Körpers unter Berücksichtigang der Gesundheitspflege. Überblick über die Systematik des Pflanzen- und Tierreichs. Kenntnis der wichtigsten natürlichen Familien, auch einiger Vertreter der niederen Pflanzenwelt, sowie der wichtigsten Ordnungen der Wirbel- und Gliedertiere, auch einzelner Vertreter der übrigen Tierwelt, und ihrer geographischen Verbreitung. Bekanntschaft mit den Grundlehren der Anatomie, Physiologie und Biologie der Pflanzen und Einblick in den Bau und das Leben der Tiere. Dazu einige Übung im Zeichnen von Pflanzen und Tierformen.

Für die erste Stufe überdies: Eingehendere Bekanntschaft mit den Lehren der Anatomie, Physiologie und Biologie der Pflanzen und Tiere, sowie mit der Systematik des Pflanzen- und Tierreichs. Umfassendere Kenntnis der Anatomie uud Physiologie des Menschen.

Die Lehrbefähigung in Botanik und Zoologie ist schon dann für die erste Stufe zuzuerkennen, wenn der Kandidat nur auf einem der beiden Gebiete die Lehrbefähigung für die erste Stufe, auf dem andern aber für die zweite Stufe nachgewiesen hat.

f) **Erweiterungsprüfung**. Einer solchen kann sich ein geprüfter Kandidat innerhalb der sechs auf das erste Examen folgenden Jahre unterziehen, sei es, um seine Lehrbefähigung noch für andere Fächer nachzuweisen, oder, um eine bereits zuerkannte Lehrbefähigung zu verbessern. Die Zulassung erfolgt jedoch nur dann, wenn sie von demjenigen Provinzial-Schulkollegium, in dessen Bezirk der Betreffende gehört, befürwortet wird.[1])

g) **Gebühren**: Für die vollständige Prüfung sind 50 M., für eine Ergänzungs- oder Erweiterungsprüfung je 25 M. Gebühren excl. Zeugnisstempel zu erlegen.[2])

---

[1]) Welchen Zweck diese letztere Mafsregel hat, läfst sich nicht erkennen. Diese Bestimmung ist um so auffallender, als die Möglichkeit einer Wiederholungs- oder Ergänzungs-Prüfung (siehe unter dδ) in verhältnismäfsig sehr liberaler Weise gewährt wird und ferner, weil durch die Anordnung, dafs die Erweiterungsprüfung innerhalb sechs Jahre abzulegen ist, dem Mifsstand, dafs sich zu solchen zu alte Herren melden, genügend vorgebeugt ist.

[2]) Der Ansatz besonderer Gebühren (aufser dem Zeugnisstempel) fällt auf; in Bayern und, wie es scheint, auch in Württemberg bestehen solche nicht.

Vergleichende Bemerkungen zur neuen bayerischen[1]), preufsischen und württembergischen Prüfungsordnung.

In der allgemeinen Vorbemerkung habe ich darauf hingewiesen, dafs sich unverkennbar, trotz aller noch bestehenden Verschiedenheiten, in den drei neuen Prüfungsordnungen abermals ein gegenseitiger Annäherungsprozefs vollzogen hat.

Worin nun die Veränderungen gegenüber den früheren Prüfungsordnungen bestehen, dies im einzelnen nachzuweisen, würde eine ziemlich weitläufige Arbeit sein, zumal es ja häufig nicht genügen würde, einfach die Veränderungen mitzuteilen, sondern auch die Gründe hiefür, soweit möglich, anzuführen wären. Im allgemeinen habe ich die Veränderungen sowohl als auch die dafür mafsgebenden Gründe bezüglich Württembergs und Preufsens bereits oben angegeben. Des weiteren beziehe ich mich wenigstens bezüglich Württembergs auf eine Reihe sehr instruktiver Darlegungen, die vor Herausgabe der Ordnung erschienen sind, nämlich auf die „Grundzüge einer neuen Prüfungsordnung für das humanistische Lehramt" (N. Korrespondenzblatt 1897, Heft 4, S. 137—147) und die Stellungnahme des württ. Gymnasiallehrervereins hiezu in der Württemberger Gymnasiallehrerversammlung vom J. 1897 (Vgl. unsere „Blätter" Jahrgang 1897 S. 778), sodann die „Grundzüge einer neuen Prüfungsordnung für das realistische Lehramt" (N. Korresp.-Blatt 1897, Heft 5 S. 179—187) und die Stellungnahme der württemb. Reallehrerversammlung vom 28. Juni 1897 hiezu, sowie auf den sehr interessanten und gründlichen Vortrag von Rektor Fink-Tübingen, den dieser auf der ebengenannten Versammlung erstattete (N. Korr.-Bl. 1897, Heft 9, S. 337—349 u. Heft 10, S. 390—404, Heft 11, S. 428—443); endlich auf den leider zu spät erschienenen Aufsatz von Prof. Voretzsch-Tübingen: „Die neue Prüfungsordnung der württembergischen Neuphilologen" in der Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 259. Hier bietet sich reichlicher Stoff zur Beurteilung der Entwicklung, die die Prüfungsfrage in Württemberg seit etwa einem halben Jahrhundert genommen hat. Bezüglich Preufsens gebricht es an solchen eingehenden Darlegungen; auch fehlen diesmal offizielle Bemerkungen, wie sie den Anhang zur letzten Prüfungsordnung (von 1887) bildeten; sie boten einen trefflichen Einblick in die Gedankengänge der Gesetzgebenden. Die Hauptmotive, welche zur Neuordnung der Prüfungsverhältnisse führten, sind indes bekannt und oben bereits mitgeteilt, sie bieten in allem Wesentlichen den Schlüssel zu den Veränderungen.

Über die Gründe, welche zur Abänderung der bayerischen Prüfungsordnung führten, finden sich Angaben insbesondere in meinem Aufsatz über „das bayerische Gymnasialschulwesen unter dem Ministerium Müller" („Blätter" 1895 S. 357 ff.), in meinem Aufsatz: „Zur Frage der Gymnasialseminarien", „Blätter" 1895, S. 529 ff. und in

---

[1]) Die neue bayerische Prüfungsordnung findet sich im Jahrgang 1895 S. 179—195 abgedruckt.

der Abhandlung von Professor Dr. Stölzle-Würzburg („Blätter" 1898 S. 10—35).

Auf die Veränderungen und die Gründe der Veränderungen hier näher einzugehen, diese Aufgabe sei also ausgeschlossen; auf Einzelnes werde ich im Nachfolgenden gelegentlich zu sprechen kommen. Hingegen sei es mir gestattet, hier eine kleine Untersuchung darüber anzustellen, inwieweit nach erfolgter Neuredaktion die Prüfungsordnungen der drei Königreiche, von denen wie gesagt die preufsische für alle übrigen deutschen Staaten seit geraumer Zeit mafsgebend war und voraussichtlich auch diesmal es sein wird, eine gewisse Übereinstimmung zeigen und in welchen Punkten sie in nennenswertem Grade noch auseinandergehen.

Die Vergleichung ergibt, dafs Übereinstimmung nunmehr im wesentlichen in folgenden sechs Punkten besteht.

I. Wesentliche Übereinstimmungen.

1. Vor allem haben jetzt alle drei Staaten eine im ganzen und grofsen einheitliche Prüfung für sämtliche wissenschaftliche Lehrer des gleichen Faches; alle Kandidaten des nämlichen Faches müssen sich fortan den gleichen Prüfungen unterziehen.

In Bayern bestand diese Einrichtung schon bisher; bereits die Prüfungsordnung von 1854 hat mit dem sogen. kleinen Examen aufgeräumt.

In Württemberg hingegen gab es bisher nicht weniger als drei Prüfungsarten, nämlich eine für Professoren, eine für Präzeptoren und eine für Kollaboratoren. Der Kollaboraturprüfung, für die zwei untersten Klassen, unterzogen sich seminaristisch gebildete Lehrer. Die Präzeptoratsprüfung war eine Prüfung zweiten Grades für akademisch gebildete Lehrer; das Bestehen derselben berechtigte zum Unterricht in den unteren Klassen (bis zur sechsten). Die Professoratsprüfung gewährte die Befähigung zum Unterricht in den 4 oberen Klassen.[1]) Die neue Prüf.-O. kennt neben dem Kollaboraturexamen, welches wegen der zahlreichen Anstalten mit nur 2 Klassen erhalten bleibt, nur mehr ein Examen. Nur schwer entschlofs man sich, die Präzeptoratsprüfung fallen zu lassen, die insbesondere für die vielen kleinen Anstalten mit nur 3, 4, 5 Klassen das nötige Lehrpersonal in geeigneter Weise zu schaffen schien; man hat den Bedürfnissen dieser kleinern Schulen in der neuen Prüf.-Ord. durch das Auskunftsmittel der „Ergänzungs-" bezw. „Erweiterungsprüfungen" Rechnung zu tragen gesucht; ob mit Glück, wird sich bald zeigen. Indes — die einheitliche Prüfung ist da und wird hoffentlich erhalten bleiben zum Nutzen der Schule, die nun wissenschaftlich gleichmäfsig durchgebildete Lehrer haben wird, und nicht minder zum Vorteil des Standes, der dadurch

[1]) In Württemberg bestehen bekanntlich 10 Klassen; die unterste (1.) Klasse ist eine Art Vorbereitungsklasse; die 4 oberen Klassen entsprechen also unserer 6.—9. Klasse.

hoffentlich das nötige Substrat für die noch zu erwartende Gleichstellung mit den andern akademisch gebildeten Ständen gewonnen hat.

Auch in Preufsen gab es bisher eine einheitliche Prüfung, oder, wie man in Preufsen gewöhnlich sagt, ein „einheitliches Zeugnis" nicht; es bestand hier von 1866—1887 ein dreifaches Lehrerzeugnis (für obere, mittlere und untere Klassen), wobei in drei Abstufungen geprüft wurde, seit 1887 sodann ein zweifaches, nämlich ein „Oberlehrer" und ein „Lehrerzeugnis"; das letztere erhielt derjenige, der sich für die niedrigere Stufe hatte prüfen lassen.[1]) Schon 1887 ventilierte die preufs. Regierung den Gedanken, ob eventuell nur ein Zeugnis einzuführen sei; der höhere Lehrstand wünschte es schon damals, und es ist interessant, mit welchen Gründen sie das Bestehenlassen des zweiten Zeugnisgrades zu erklären suchte (cf. die ministeriellen Bemerkungen zur Prüf.-Ord. von 1897 im Anhang zur Prüf.-Ord.; Ausgabe bei Weidmann, Berlin 2. Aufl. 1896). Nun ist der zweite Zeugnisgrad trotzdem aufgegeben worden, dank den Bemühungen der preufsischen Kollegen, die in ihren Provinzialvereinen und deren Repräsentanz, der Delegiertenkonferenz, eine zielbewufste Vertretung besitzen, dank aber ebenso der vorurteilslosen, wohlwollenden Art, mit der die Kgl. Regierung den Wünschen entgegenkam. Dadurch ist eine mustergültige Solidarität des Standes erreicht. Der Gewinn für die Schule ist jedoch nicht geringer; denn sie hat eine viel gröfsere Bewegungsfähigkeit gewonnen, da jetzt weit mehr Lehrer als bisher für den Unterricht in allen, auch den obersten, Klassen befähigt sind, ein Moment, das bei dem in Preufsen bestehenden Fachlehrersystem von sehr grofser Bedeutung ist. Wir sagen: weit mehr Lehrer als bisher, denn nicht alle sind in jedem Fach für die obersten Klassen befähigt, wie sich aus Punkt d der Prüf.-Ord. ergibt. Der Begriff „einheitliches Zeugnis" ist eigentlich per συνεκδοχήν zu verstehen und deshalb nicht ganz richtig, da es auch jetzt noch zwei „Stufen" der Prüfung gibt, eine für untere und eine für alle Klassen, wornach auch die Befähigung in eine solche für untere Klassen (bis Unter-Sekunda) und in eine für alle Klassen zerfällt. Wir kommen im nächsten Abschnitt hierauf zurück. Im Vergleich mit früher ist es allerdings trotzdem nicht unrichtig, nunmehr von einer einheitlichen Prüfung zu sprechen, weil künftig wenigstens

[1]) Die Bestimmung lautete folgendermassen: Zur Erwerbung eines Oberlehrerzeugnisses ist erforderlich, dafs ein Kandidat aufser der Erfüllung der allgemeinen Anforderungen (diesen „allg. Anford." entspricht die jetzige „Allgemeine Prüfung") in zwei Hauptfächern die Befähigung zum Unterricht in allen Klassen (Prüfung der ersten Stufe) und in zwei Nebenfächern die Befähigung zum Unterricht in den mittleren Klassen (Prüfung der zweiten Stufe) erwiesen hat. Zur Erwerbung eines Lehrerzeugnisses ist erforderlich. dafs ein Kandidat aufser der Erfüllung der allgemeinen Anforderungen in zwei Hauptfächern die Befähigung für mittlere Klassen und in einem Nebenfach eine Lehrbefähigung für die mittlere, in einem andern für die unteren Klassen (Prüfung der dritten Stufe) nachgewiesen hat. — Die drei Stufen der Prüfung erweisen sich als Überbleibsel aus der vorausgehenden Prüf.-Ord. (von 1866), in der es, wie oben bemerkt, ein dreifaches Zeugnis mit diesen drei Stufen (leichtes, schwereres, schwerstes Examen) gegeben hatte.

in einem Fach jeder Kandidat die Prüfung für die erste Stufe, die die Befähigung zum Unterricht in allen Klassen gibt, abgelegt haben mufs (vgl. d δ).

In letzterem Punkte beruht denn auch das Gemeinsame der preufsischen mit der bayerischen und der neuen württembergischen Prüfungsordnung. Der Unterschied liegt darin, dafs Württemberg die Stufen der Prüfung gleich Bayern, das sie schon 1854 beseitigte, jetzt ebenfalls ganz aufgehoben hat, während Preufsen das Graduelle — seiner Tradition entsprechend — sozusagen zur Hälfte noch beibehielt, indes der Einheitlichkeit zuliebe dadurch wirkungslos machte, dafs es nunmehr die erste Stufe mindestens in einem Fache von allen Kandidaten verlangte.

2. Mit dieser Einschränkung ist man also jetzt wohl berechtigt, die Prüfung in Preufsen, Bayern und Württemberg eine einheitliche zu nennen. Nun ist des weiteren auch in der Notengebung offensichtlich auf Übereinstimmung hingearbeitet worden. In jedem der drei Staaten gibt es nunmehr drei Zeugnisnoten: in Württemberg eine „untere, mittlere und obere Klasse", in Preufsen ein Zeugnis mit den Prädikaten „genügend, gut, mit Auszeichnung bestanden", in Bayern eine erste, zweite und dritte Note, oder vielleicht richtiger: eine Qualifikation für untere, mittlere und obere Klassen.

Im Einzelnen bestehen in diesem Punkte freilich bemerkenswerte Differenzen, und zwar zunächst eine geringere von mehr formeller Art, dann aber noch eine andere von sehr gewichtiger materieller Bedeutung. Die eine betrifft die Berechnungsweise und Wertung der Prüfungsfächer, die andere das Verwendungsgebiet.

Was die Berechnungsweise anlangt, so zeichnet sich die bayerische Prüf.-O. dadurch aus, dafs sie in minutiösester Weise bestimmt, wie viele Einzelnoten in den einzelnen Fächern zur Anwendung zu bringen sind, wie vielfach die einzelnen Fächer zur Feststellung der Gesamtnote in Ansatz zu bringen sind, und in welcher Weise das Ergebnis des 1. und 2. Prüfungsabschnitts zu vereinbaren ist, um darnach das Verwendungsgebiet zu bestimmen. In der württ. Prüf.-O. fehlen diese Angaben fast ganz. Laut freundlicher Mitteilung (s. o.) gelten die bisherigen Einzelnoten; über die Wertung der Fächer ist Beschlufs noch ausstehend; er wird wohl erst bei der Sitzung der Examenskommission im Herbst 1899 gefafst werden. Ebenso ist über das Verwendungsgebiet noch nichts bestimmt; doch erwartet man, dafs Note Ia, Ib und IIa zum Unterricht in der obern, IIb und III in den untern Klassen (etwa bis zur sechsten) befähigen werden. Ob die soziale Stellung davon berührt werden wird, läfst sich zur Zeit noch nicht absehen; doch ist wahrscheinlich, dafs das im kommenden Jahr zu gewärtigende neue Besoldungsgesetz, welches sich auf dem Dienstaltersvorrückungssystem (wie in Preufsen, Sachsen, Hessen, Baden etc.) aufbauen soll, keinen Unterschied machen wird. Was schliefslich Preufsen betrifft, so fehlen hier Bestimmungen über Erteilung von Einzelnoten ebenfalls, desgleichen über Wertung der Fächer; aber das

Verwendungsgebiet ist genau gekennzeichnet: Der Kandidat, der nach der ersten Stufe geprüft ist, darf in dem betreffenden Fach den Unterricht in allen Klassen erteilen; die zweite Stufe befähigt nur zum Unterricht in den Klassen bis Unter-Sekunda. (Die Hauptprädikate „mit Auszeichnung, gut und genügend bestanden" thun nichts zur Sache, wenn auch ohne Zweifel anzunehmen ist, dafs wenigstens derjenige, dem das Prädikat „mit Auszeichnung bestanden" zu teil wird, überall die erste Stufe haben mufs.[1]) Was die soziale Stellung anlangt, die die einzelnen Zeugnisse bedingen, so ist sie natürlich für alle die gleiche; Direktorenstellen werden freilich nur für die bestqualifizierten („mit Auszeichnung, gut bestanden") in Aussicht stehen. Wenn in Preufsen von manchen Detailbestimmungen bezüglich der Notengebung und Wertung abgesehen ist, was auch bisher der Fall war, so beruht dies hauptsächlich darauf, dafs Massenprüfungen, wie sie bei unserem Zentralisierungssystem die Regel sind, dort nicht vorkommen; ein Prüfungsausschufs darf nie mehr als drei Kandidaten auf einmal prüfen; es ist also die durch die gemeinsame Prüfung vieler gebotene Distinktion durch Einzelnoten und genaue Wertbestimmungen nicht nötig, womit nicht gesagt werden soll, dafs wir sie für ganz überflüssig hielten.

So liegen also die Dinge in formeller Beziehung. Wir können jedoch diesen Abschnitt nicht schliefsen, ohne die materielle Bedeutung der Bestimmungen noch ziemlich eingehend hervorzuheben; indem wir prüfen, wie es sich nun in den einzelnen Staaten mit den auf grund der Zeugnisse sich ergebenden Berechtigungen verhält. Und da müssen wir leider gestehen, dafs Preufsen die beiden süddeutschen Staaten, sicher aber unser engeres Vaterland, an Liberalität weit überholt hat; ja Preufsen hat durch seine neue Prüf.-O. unser engeres Vaterland um so weiter hinter sich gelassen, als es selbst einen Schritt nach vorwärts, Bayern umgekehrt nach rückwärts gemacht hat. In Preufsen gab es bisher wie in Bayern zwei Befähigungsstufen: Die eine reichte in Preufsen bis Unter-Sekunda, in Bayern bis zur 5. Klasse = Obertertia, die andere befähigte in Preufsen wie in Bayern für alle Klassen; jetzt ist es so, dafs in Preufsen jeder Lehrer wenigstens in einem Fache die volle Befähigung für alle Klassen hat („einheitliches Zeugnis" vgl. d δ).

In Bayern dagegen gibt es für die klassischen Philologen, also

---

[1]) Die Prüf.-O. (siehe oben unter d δ) sagt allerdings blofs: „Vorbedingung für die Erteilung des Zeugnisses „Gut bestanden" und „mit Auszeichnung bestanden" ist, dafs der Kandidat mindestens in zwei (unter den 3 obligaten) Fächern die Lehrbefähigung für die erste Stufe nachgewiesen hat." Hiernach wäre die 1. Note (die der Auszeichnung) auch in dem Falle erreichbar, wenn der Kandidat in einem der 3 Fächer nur für die zweite Stufe geprüft ist. Der Unterschied zwischen der 1. und 3. Note wäre sonach ein auffallend geringer; denn die dritte Zeugnisklasse erhält ein Kandidat, der wenigstens in einem Fache (unter dreien) die erste Stufe erzielt hat, während er in den zwei andern Fächern blofs für die zweite Stufe geprüft zu sein braucht. Auf alle Fälle ist den preufsischen Prüfungsausschüssen, wie man sieht, ein weiter Spielraum in der Erteilung der Zeugnisse eingeräumt.

die Träger des Hauptunterrichts, die die grofse Mehrzahl des Lehrpersonals bilden, **drei** Befähigungsstufen (trotz einheitlicher Prüfung), für die übrigen Fächer, Mathematik, neuere Sprachen etc., deren zwei. Die klassischen Philologen sind a) für alle Klassen befähigt, wenn sie in beiden Prüfungsabschnitten Note I und II erhalten haben; b) diejenigen, welche in einem Abschnitte Note II, im andern Note III erhielten, sind für den Unterricht bis zur 6. Klasse qualifiziert; c) jene, die in beiden Abschnitten mit Note III abschlossen, haben nur die Befähigung für die Klassen 1—4. Hatten wir bisher Philologen mit einem Dreier, die bis zur 5. Klasse kamen, so werden wir in Zukunft solche mit einem Doppeldreier haben, die nur bis zur 4. Klasse vorrücken dürfen. Hierin sehen wir einen der wundesten Punkte unserer neuen Prüfungsordnung, und die Wunde mufs den ganzen Stand umsomehr schmerzen, als wir, wie der Vergleich zeigt, einen Schritt in der schlimmen Richtung machten, während gleichzeitig in Preufsen in der guten Richtung in so beträchtlicher Weise vorwärts gegangen wurde. Auch von Württemberg sind wir, wie Vorstehendes zeigt, überholt worden. In diesem Punkte erweist sich die schematische Anlage der Prüf-Ord. mit ihrer ins Extrem getriebenen Zählmethode als ein grofser Fehler. Der Fehler beruht darauf, dafs man auch im 2. Prüfungsabschnitt eine dritte Note einführte. Hätte man es bei der zweifachen Note, die wir im alten Spezialexamen hatten, bewenden lassen, so wären wir wenigstens nicht zurückgeschritten. Einen Dreier hätte man in einem Prüfungsabschnitt, dessen Mittelpunkt die wissenschaftliche Abhandlung bildet, niemals einführen sollen. Durch diese Neuerung wurde die wissenschaftliche Abhandlung, die auch durch andere Bestimmungen ihre frühere Bedeutung verloren hat (vgl. die Kritik des Prof. Stölzle), in unverkennbarer Weise degradiert. Möge sich Bayern dem Zug nach Hebung der Zeugnisstufen, wie er jetzt aufserhalb Bayerns so deutlich in die Erscheinung getreten ist, anschliefsen und wenigstens den Doppeldreier wieder aus der Welt schaffen, bevor er gröfseren Schaden in Schule und Stand stiftet! Es bedarf dazu nur eines Federstriches. Die neue bayerische Prüfungsordnung ist — dies zeigt unser Vergleich aufs augenscheinlichste — in diesem Punkte weitaus die verbesserungsbedürftigste. Es kommt dazu, dafs die Bestimmungen für die Mathematiker und Neuphilologen (§ 42 und § 57) in inkonsequenter Weise milder gefasst sind, diejenigen für die Realienlehrer und die Lehrer der Naturwissenschaften einen Vergleich überhaupt nicht aushalten.[1])

[1]) Die Bestimmungen lauten: a) für die Mathematiker und Neuphilologen: Note I und II in beiden Prüfungsabschnitten befähigt für alle Klassen; Note II in einem, Note III im anderen „bei Mangel der zuerst erwähnten Kandidaten“ für den Unterricht in den höheren Klassen der Gymnasien, dann an Industrieschulen und 6klassigen Realschulen; Note III in beiden Prüfungen nur zur Verwendung an den unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen — für Mathematiker, nur zur Verwendung an Progymnasien (da an Gymnasien in den unteren Klassen neuere Sprachen nicht gelehrt werden) und in den unteren Klassen der

Ein Glück wird es sein, wenn der Doppeldreier selten gegeben werden wird, obgleich wir fürchten, es dürfte dem nicht so sein, da infolge der Bestimmung, dafs nur das Bestehen der beiden Prüfungsabschnitte (nebst Ablegung des päd.-did. Seminars) zur Anstellung berechtigt. Die Prüfungskommissionen werden demnach öfter, als es gut ist, humanitären Erwägungen Raum geben.[1] Ein Remedium besteht allerdings darin, dafs die Möglichkeit gegeben ist, das Zeugnis nachträglich zu verbessern, obgleich wir zweifeln, ob die „vielgeprüften" häufig davon Gebrauch machen werden. Alles in allem dürfte der Wunsch gerechtfertigt sein, es möge in diesem Punkte baldmöglichst in irgend einer Weise Wandel geschafft werden.

Wir wissen zufällig den Grund, der zur Dreiteilung führte. Die Absicht des hochverehrten Mannes, der die Prüfungsordnung erliefs (Minister Dr. von Müller), war, wie überhaupt in allem, was er in die Hände nahm, eine durchaus wohlmeinende. Se. Exzellenz sagte uns wiederholt, er beabsichtige mit der Dreiteilung dem Stande die Basis zu geben, um auf ihr die Rangerhöhung der älteren Professoren zu erreichen; die Stufenreihe solle sein: Gymnasiallehrer, Professor und „Oberprofessor" (wie man damals der Einfachheit halber in Ermangelung eines besseren Titels) sagte. Allein wir wenden zweierlei ein: 1) wozu braucht es eine neue Examensordnung, die hinterdrein einer Klasse ein Recht verschaffen soll, worauf sie von vornherein vollbegründeten Anspruch hat? War etwa die alte Einrichtung mit dem Spezialexamen leichter? Jeder vorurteilslos denkende sagt heutzutage das Gegenteil. Und 2) ist, um den Stand der höheren Lehrer zu heben, auf der andern Seite eine Degradation desselben durch Hinzusetzung einer niedrigeren Schicht notwendig? Ist eine solche Herabminderung überhaupt dazu angethan? Und — mufs denn gerade der Stand der höheren Lehrer derjenige sein, dem es allein unter allen übrigen Beamtenständen beschieden ist, mit einer Gruppe von Angehörigen sein ganzes Leben hindurch die niedrigste Stufe des Gehaltsregulativs einzunehmen, die noch dazu als „Durchgangsposten" die schlechteste Bezahlung hat? Dieser Grundgedanke

Realschulen — für Neuphilologen; b) für die Lehrer der Realien (= Deutsch, Geschichte und Geographie), die nur an technischen Mittelschulen Verwendung finden (§ 63, 1): „den Kandidaten, welche in der Prüfung die Note I oder II erhalten haben, steht es frei, in einem der kommenden Jahre ihre Fähigkeit zu wissenschaftlichen Leistungen durch eine besondere (zweite) Prüfung zu beweisen; § 63, 14: „die Kandidaten, welche die besondere Prüfung bestanden haben, erscheinen hienach — vorbehaltlich der Qualifikation in der Praxis — als vorzugsweise geeignet zur Verwendung an einem Realgymnasium oder an einer Industrieschule; c) für die Lehrer der beschreibenden Naturwissenschaften besteht eine zweite Prüfung überhaupt nicht. (!) —

Die unter b) und c) verzeichneten Lehrer kommen, wie man sieht, aufserordentlich gut weg. Hiebei verschlägt es m. E. nichts, dafs ihr Wirkungskreis ein beschränkter ist. Denn es könnte ja doch einmal die Zeit kommen, wo es mehr Realgymnasien gibt. Es handelt sich m. E. doch auf alle Fälle darum, dafs das Prinzip konsequent durchgeführt wird. Und endlich — wie steht es bei den Lehrern der letzten Gattung s. Z. mit der Erreichung der Professur, die man heutzutage durchwegs von dem Bestehen des Spezialexamens abhängig macht?

[1]) Vgl. Stölzle a. a. O. Seite 14 f.

ist also verfehlt, und wir sind überzeugt, Exz. v. Müller würde heute, wo die „Dreierfrage“ ins rechte Licht gerückt ist, diesen Standpunkt nicht mehr einnehmen. Dafs er an der Richtigkeit des beschrittenen Weges selbst erhebliche Zweifel hatte, geht daraus hervor, dafs er notorisch den schon damals vielen unbegreiflichen Passus der Prüf.-Ord., wornach durch die Qualifikation in der Praxis sich die Aussichten auf Anstellung und Beförderung verbessern (§ 30, 2 etc.), nur deswegen zu allerletzt noch hinzufügte, weil ihm die Härte der konstruierten Doppeldreier-Stufe schwer auf die Seele fiel.[1])

Die Übereinstimmung, die in dem besprochenen Punkte zwischen den Prüfungsordnungen der drei tonangebenden Staaten besteht, ist also nur im allgemeinsten Sinne vorhanden. Die Praxis in der Anweisung des Verwendungsgebiets ist sogar eine recht verschiedene, und der Vergleich zeigt, dafs Bayern weit hinter Württemberg und aufserordentlich weit hinter Preufsen in diesem Punkte zurück ist.

3) Drittens ergibt sich eine wesentliche Übereinstimmung in der Zerlegung der Prüfung in zwei Abschnitte, eine Einrichtung, die nun auch Württemberg adoptiert hat.

In Bayern wurde die zweite Prüfung („Spezialprüfung“) schon durch die Prüfungsordnung vom Jahre 1873 eingeführt und dadurch die preufsische Prüfungsform, der sie Bayern nachgebildet hat, noch um ein erkleckliches an Schwierigkeit übertroffen. Der Name „Spezialprüfung“ existiert in der neuen Prüfungsordnung nicht mehr; wir haben jetzt einen „ersten und zweiten Prüfungsabschnitt“. In Preufsen ist wie bisher neben der „Fachprüfung“ eine „Allgemeine Prüfung“ vorgeschrieben. Württemberg führte eine „erste und zweite Dienstprüfung“ ein.

Wie die Namen, so sind auch die Prüfungen in den einzelnen Staaten noch ziemlich verschieden, erstens in sachlicher Beziehung: in Bayern sind beide Prüfungen durchaus wissenschaftlichen Charakters, die zweite sogar in höherem Grade als die erste. Die preufsische Allgemeine Prüfung trägt lediglich propädeutisch-elementaren Charakter, wie schon ihr Name anzeigt; die eigentliche wissenschaftliche Prüfung ist in Preufsen die Fachprüfung. In Württemberg ist die erste Dienstprüfung eine vorzugsweise wissenschaftliche Fachprüfung, die zweite Dienstprüfung ist praktischer und zum Teil (in der „Ergänzungsprüfung“) allgemeiner und propädeutischer Art. Aufserdem ist in der zeitlichen Aufeinanderfolge ein Unterschied. Die Meldung zur 1. Prüfung erfolgt

---

[1]) Das Verlangen, dafs im 2. Abschnitt Note III nicht gegeben werden sollte, stellte auch Prof. Dr. Stölzle in § 5 seiner Thesen (a. a. O.). Ebenso Halbfafs (a. a. O. Seite 526): „An beiden Prüfungsordnungen, der preufsischen wie der bayrischen, scheint mir das am wenigsten billigungswert, dafs sie akademisch gebildete Lehrer erster und zweiter bezw. dritter Sorte schaffen, in Preufsen durch Ausstellung eines Lehrerzeugnisses neben einem Oberlehrerzeugnis, in Bayern durch Erteilung der Note III neben der Note I und II. Ich bin der Ansicht, dafs derjenige Lehrer, der in Preufsen kein Oberlehrerzeugnis, in Bayern nicht die Note I oder II erhält, zur Verwendung an höheren Schulen nicht geeignet ist.“ Inzwischen ist in Preufsen der „Lehrer zweiter Sorte“ in der neuen Prüf.-Ord. beseitigt.

in Bayern nach 3, bei den Mathematikern nach 2,[1]) in Württemberg nach 4 Jahren; diejenige zur 2. Prüfung in Bayern durchgehends nach 4 Jahren, in Württemberg nach 5 Jahren (zwischen der 1. und 2. Prüfung liegt das Vorbereitungsjahr). In Preufsen darf die Meldung zu beiden Prüfungen nur nach 3 Jahren akademischen Berufsstudiums erfolgen; die Zulassung hängt auch ganz besonders davon ab, dafs der Kandidat sein Studium methodisch eingerichtet hat (s. a 4). Da es zur „Allgemeinen" und „Fachprüfung" erst nach Vorlage und Annahme der wissenschaftlichen Abhandlung kommt, so vergeht also mindestens eine Zeit von 3½ Jahren, bevor zum eigentlichen Prüfungsakt geschritten wird. So stehen die Zahlen in den einzelnen Staaten auf dem Papier, in Wirklichkeit ist die Durchschnittsfrist eine nicht unerheblich gröfsere (s. u).

4. Sodann haben alle drei Staaten nunmehr die wissenschaftliche Abhandlung generell eingeführt. Bayern besafs sie schon bisher als integrierenden Bestandteil der 2. Prüfung (Spezialprüfung), der sich nur Kandidaten mit der I. und II. Note in der Hauptprüfung unterziehen konnten, seit 1873; Württemberg desgleichen nur für seine Professoratskandidaten. Nachdem nun Bayern 1895 die Forderung einer wissenschaftlichen Abhandlung auf alle Kandidaten ohne Unterschied der Note ausgedehnt hatte, folgte auch Württemberg in dieser Richtung nach und fügte die Abhandlung dem Gesamtexamen hinzu. Preufsen hatte die Abhandlung schon vor uns. Als Abhandlung kann überall auch eine Preisschrift, eine Doktordissertation oder eine andere Druckschrift vorgelegt werden Ferner sind überall die Quellen (in Württemberg auch eine Disposition) sowie die Versicherung selbständiger Bearbeitung beizufügen. Darin herrscht also Übereinstimmung.

Im übrigen bestehen mehr oder weniger wesentliche Unterschiede in mannigfacher Beziehung. Erstens hinsichtlich des Zeitpunkts der Einlieferung: in Preufsen und Württemberg ist die Abhandlung zu allererst einzureichen; der Zutritt zur eigentlichen Prüfung wird nicht gewährt, bevor die Abhandlung approbiert ist; in Bayern allein wird die Abhandlung nach dem Bestehen des ersten Prüfungsabschnitts und zwar als Vorbedingung für die Zulassung zum zweiten Prüfungsabschnitt verlangt. Ferner: in Württemberg ist das Thema für die wissenschaftliche Abhandlung vom Kandidaten selbst zu wählen; in Preufsen wird es von der Prüfungskommission gestellt, und es wird zur Bearbeitung eine 16wöchentliche Frist gegeben, die indes auf das doppelte, eventuell noch weiter erstreckt werden kann; in Bayern kann der Kandidat das Thema selbst wählen oder sich ein solches vom Kgl. Staatsministerium aus mehreren zur Verfügung stehenden zur Auswahl erbitten; im letzteren Fall steht ihm zur Bearbeitung eine

[1]) Die Einrichtung, dafs die Mathematiker schon nach zwei Jahren akademischen Studiums sich dem ersten Abschnitt zu unterziehen haben, sehen wir vielfach wegen der dadurch bewirkten Einseitigkeit, der Richtung auf den Drill verurteilt, so insbesondere von Halbfafs in Z. f. d. Gymnasialwesen, Berlin 1895, S. 513—526, und in „Deutsches Wochenblatt", Berlin 1895, Nr. 49, S. 583—586.



Frist von etwa 5 Monaten zur Verfügung (die Themen werden im November ausgegeben, die Arbeit ist bis 1. Mai einzusenden). Die Bestimmungen über den Umfang der Arbeit sind: in Bayern 1 bis 3 Druckbogen, in Württemberg bis zu 4 Bogen gewöhnlicher Schrift, in Preufsen fehlt eine entsprechende Bestimmung. Die wissenschaftliche Abhandlung aus den fremden Sprachen ist in Bayern mindestens zum Teil, in Preufsen ganz in der fremden Sprache abzufassen; in Württemberg ist die wissenschaftliche Abhandlung aus der klassischen Philologie durchaus in lateinischer Sprache zu schreiben; dagegen ist die wissenschaftliche Abhandlung aus Französisch und Englisch auffallender Weise nur in deutscher Sprache[1]) vorzulegen.

Das Gebiet, welchem das Thema der Abhandlung entnommen werden kann, ist nur hinsichtlich der Mathematik in allen Staaten das gleiche (nämlich Mathematik und Physik); in der klassischen und in der neueren Philologie bestehen hingegen Unterschiede. Für die klassische Philologie ist der Spielraum in Württemberg, wo nur das Gebiet der gesamten klassischen Altertumswissenschaft zur Disposition gestellt ist, ein erheblich kleinerer als in Bayern und auch in Preufsen. Denn in Bayern kann das Thema nach freiem Ermessen aus a) der klassischen Philologie oder b) der deutschen Philologie oder c) der Geschichte gewählt werden. In Preufsen sind jene Fächer zur Wahl gestellt, in welchen die Befähigung für die erste Stufe angestrebt wird: zu Lateinisch und Griechisch kann also hier noch Deutsch oder Geschichte oder Geographie oder sogar Französisch oder Englisch treten. Ist sonach das Gebiet, aus welchem eine Wahl freisteht, in Württemberg hinsichtlich der klassischen Philologie das weitaus engste — was wir nicht gerade für eine Erleichterung halten —, so ist das Umgekehrte bezüglich der neueren Philologie der Fall. Denn in Preufsen und Bayern steht den Kandidaten dieses Faches für ihre wissenschaftliche Abhandlung nur die französische und englische Literatur und Sprache zur Verfügung, in Württemberg hingegen ist den Kandidaten auch noch das Gebiet der deutschen Literatur eröffnet, welch letztere mit ein wesentlicher Prüfungsgegenstand der Neuphilologen ist.

Wenn auch offenbar in Württemberg die Erweiterung des neuphilologischen Arbeitsgebiets mehr einem äufseren Umstande zuzuschreiben ist — das neuphilologische Examen hat nämlich den Anstrich des seitherigen Reallehrerexamens mit einem ziemlichen Vielerlei von Prüfungsgegenständen, die der Lehrer an kleineren Lehranstalten wohl brauchen kann, in hohem Grade bewahrt —, so ist doch diese mehr durch Zufall und mehr scheinbar freiheitliche Gestaltung an sich betrachtet kaum als ein Schaden für die Sache anzusehen, zumal nicht ausgeschlossen ist, dafs der Kandidat der Neuphilologie ein Thema wählt, welches aus dem Gebiet der modernen Sprache in das der deutschen Literatur hinüberragt. Um so mehr wäre zu erwarten ge-

---

[1]) Diese Bestimmung wurde von Voretzsch (a. a. O) aus sehr billigenswerten Gründen angegriffen.

wesen, dafs in Württemberg auch der Altphilologe nicht in ein so enges Gebiet eingeschnürt worden wäre. Wie die obige Vergleichung zeigt, sind wir in Bayern in dieser Hinsicht noch weitaus am besten daran, wenn wir auch dem Vorschlag des Herrn Prof. Stölzle vollständig beipflichten, dafs wissenschaftliche Arbeiten schlechthin aus dem gesamten Umkreis der philosophischen Fakultät gestattet werden möchten (vgl. „Blätter" 1898 S. 25).

Endlich weisen die Prüfungsordnungen der drei Staaten noch einige Verschiedenheit hinsichtlich der Behandlung solcher Kandidaten auf, deren wissenschaftliche Arbeit nicht approbiert worden ist. Württemberg hat hier die Vorschrift, dafs Kandidaten, deren wissenschaftliche Abhandlung für ungenügend befunden worden ist, für dieses Jahr von der Prüfung zurückgewiesen werden können und dann eine neue Abhandlung einzureichen haben. In Bayern ist die Bestimmung etwas milder: Ob die Arbeit im nächsten Jahre abgeändert und verbessert wieder vorgelegt werden darf oder ob der Kandidat ein anderes Thema zu wählen hat, wird von der Kommission bestimmt. In Preufsen gibt es gar keine Bestimmung darüber, ob eine für ungenügend erklärte Abhandlung in verbesserter Form nochmals vorgelegt werden darf. Bei der ziemlich selbständigen Stellung der preufsischen Prüfungsausschüsse ist indes anzunehmen, dafs letztere befugt sind, nach ihrem Ermessen zu verfahren.

5. Ein weiterer gemeinsamer Punkt ist die Einführung eines praktischen Vorbereitungsjahres. Nach Preufsens Vorgang, welches 1890 zu dem bereits bestehenden Probejahr ein „Seminarjahr" einführte, schuf Bayern 1895 den „pädagogisch-didaktischen Kurs" und Württemberg das „Vorbereitungsjahr".[1])

Selbstverständlich gibt es auch hier etliche Unterschiede. Abgesehen von der bezeichnenden Thatsache, dafs jeder Staat für die doch im wesentlichen gleiche Einrichtung einen besonderen Terminus gewählt hat, ist wohl das auffallendste, dafs in Bayern pädagogisch-didaktische Kurse nur für die geprüften Kandidaten der klassischen Philologie bestehen; die Neuphilologen und Mathematiker gehen leer aus. In Preufsen und Württemberg ist hingegen das

[1]) Ganz neu ist in Württemberg das Vorbereitungsjahr allerdings nicht. Vom Jahre 1846 bis 1864 hatten die Kandidaten für die realistischen Fächer (nur für diese!) nach Erstehung der ersten rein wissenschaftlichen Prüfung zu ihrer praktischen Vorbereitung ein „Übungsjahr" an einer Lehranstalt durchzumachen. Zu diesem Zweck waren sie einem öffentlichen Lehrer zugewiesen, teils um bei dessen Unterrichte zu auskultieren, teils um unter dessen Leitung sich selbst im Unterricht zu versuchen, auch ihre Studien vornehmlich in bezug auf das Bedürfnis der Schule fortzusetzen. Hierauf fand die 2. Dienstprüfung oder Anstellungsprüfung statt, die, wie die neuerdings angeordnete, vorwiegend praktischer Art war (cf. Fink a. a. O., S. 393 ff.) Die Prüf.-O. vom Jahre 1864 hob das Übungsjahr auf und beschränkte die 2. Prüfung auf die Ablegung von Lehrproben; dafür brachte sie einige Neuerungen in der Richtung auf Vertiefung der Fach- und allgemeineren Studien, ausgehend von dem Gedanken, dafs eine tiefere Fach- und allgemein wissenschaftliche Bildung einen Ersatz für das Übungsjahr zu bieten vermögen.

Seminarjahr (und Probejahr) bezw. Vorbereitungsjahr für die Kandidaten aller Fächer obligat.

Den in dieser Beziehung in Bayern bestehenden Ausnahmezustand hat bereits kurz nach Erscheinen der bayerischen Prüf.-O. ein nichtbayerischer Mathematiker, Halbfafs, Neuhaldensleben, a. a. O. als seltsam und gegenüber den Altphilologen auch als unbillig bezeichnet. Dafs die neue bayer. Prüf.-O. vom Jahre 1895 für die Mathematiker, Neuphilologen und Reallehrer einen praktischen Vorbereitungsdienst nicht vorgesehen hat, lag offenbar zum gröfsten Teil an dem damals bei uns bestehenden Mangel an Lehrern dieser Fächer, teilweise aber auch daran, dafs man zuerst einen Versuch mit der neuen Einrichtung machen wollte. Da jetzt an Lehrern der genannten Kategorien ein Mangel nicht mehr besteht, vielmehr das Gegenteil der Fall ist, dürfte die Einführung von pädagogisch-didaktischen Kursen für diese Fächer nicht lange mehr auf sich warten lassen, zumal ja inzwischen aus der probeweisen Einführung der Kurse eine feste Institution geworden ist. Freilich handelt es sich auch noch um die Bewilligung gröfserer Geldmittel, welche die Erweiterung erforderlich macht. Die bisherigen Mittel reichen kaum für die z. Z. überfüllten Kurse für klassische Philologen aus.

In einer anderen Hinsicht unterscheidet sich Württemberg von den anderen Staaten u. E. nicht unvorteilhaft. In Preufsen und Bayern erfolgt nämlich der Besuch des pädagogischen Seminars nach bestandenen beiden Prüfungen, in Württemberg hingegen zwischen der 1. und 2. Dienstprüfung, welch letztere im Zusammenhang damit eine vorzugsweise praktische ist und sein mufs. Wir halten die Württembergische Aufeinanderfolge für eine geeignete, worüber wir weiter unten uns zu äufsern gedenken; freilich die „Ergänzungsprüfung", dieser unorganische Appendix, erscheint uns recht verfehlt. — Auch hinsichtlich der Zeitdauer der praktischen Vorbereitung besteht ein Unterschied. Denn während Bayern und Württemberg nur ein Jahr Vorbereitungszeit verlangen, schreibt Preufsen deren zwei vor: nach dem „Seminarjahr" kommt noch ein „Probejahr." — Was den Inhalt der einzelnen Instruktionen anlangt, so sind die Unterschiede gering; eine Vergleichung ist überdies um deswillen noch nicht recht angezeigt, weil die Württembergische Ordnung des Vorbereitungsjahres vorerst provisorisch ist. Zunächst halten wir die preufsische Ordnung [1]) für ziemlich steif, die bayerische bezeichnet einen Fortschritt in freiheitlichem Sinne, die württembergische ist, zunächst allerdings nur im Entwurf, die beste, weil handsamste. Doch kommt es in dieser rein praktischen Frage weniger auf das Reglement als eben auf die Praxis selbt an und so wird selbst eine durch ihr Reglement beengende Ordnung nicht schädlich wirken, wenn ein praktisch und selbständig denkender Geist die Zügel führt.

6. Zum Schlusse ist wohl auch als sechster Hauptpunkt, in welchem — ziemlich selbstverständlich — zwischen der Prüfungs-

[1]) Mitgeteilt in den „Blättern" Jahrg. 1896, S. 557—559.

ordnung der drei Staaten Übereinstimmung besteht, hervorzuheben das im ganzen gleiche Mafs der Vorbedingungen.

Zum einen Teil entspringt die Einführung eines möglichst einheitlichen Verfahrens in dieser Hinsicht dem Streben, von jedem Kandidaten das gleiche Mafs wissenschaftlicher Bildung zu fordern. So verschwand in Württemberg und Preufsen die Prüfung zweiten Grades: es trat die einheitliche Prüfung ein, von der schon die Rede war. Zum andern Teil beruht das im ganzen gleiche Mafs der Vorbedingungen natürlich auf dem Bestreben jedes einzelnen Staates, in den Anforderungen mit den andern Staaten gleichen Schritt zu halten. So kommt es, dafs jetzt in Deutschland jeder Kandidat des höheren Lehramts, möge er einem Fache angehören, welchem er wolle, das Absolutorium eines Gymnasiums oder einer diesem als ebenbürtig erachteten höheren Lehranstalt und eine gröfsere Anzahl von Semestern einer Hochschule aufzuweisen hat, um zur Prüfung zugelassen zu werden, wozu dann drittens aufser den Prüfungen selbst eine längere Vorbereitungszeit hinzutritt.

Differenzen finden sich nur in geringem Grade. Erstens hinsichtlich der Berechtigung: Kandidaten der klassischen Philologie haben zwar durchgehends das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums nachzuweisen, ebenso besteht Übereinstimmung hinsichtlich der Mathematiker und Naturwissenschaftler, bei denen aufser dem Reifezeugnis eines humanistischen Gymnasiums auch das Reifezeugnis eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule (in Bayern: Industrieschule, aber nur bei hervorragend guter Note) angängig ist.

Anders verhält es sich bei den Kandidaten der neueren Sprachen und Realien; während bei diesen nämlich in Preufsen und Bayern nur das Reifezeugnis eines humanistischen oder Realgymnasiums gilt, sind in Württemberg zu der entsprechenden Prüfung auch Kandidaten, die eine württembergische 10klassige Realanstalt mit Erfolg besuchten, zugelassen, wenn sie ein Zeugnis über die erfolgreiche Erstehung der Reifeprüfung eines Gymnasiums im Fache der lateinischen Sprache nachträglich beibringen, was gelegentlich der Ergänzungsprüfung geschehen darf. Wir halten mit Voretzsch (s. o.) diese Konzession nicht für gut. Eine Separatprüfung im Lateinischen kann den altsprachlichen Unterricht, der die beste Vorbereitung für den künftigen Neuphilologen ist, nicht ersetzen. Gleich ungünstig kommt der Neuphilologe in Württemberg insofern weg, als daselbst das Polytechnikum als nahezu gleichberechtigt für die Vorbildung desselben erklärt ist; wenn man nachrechnet, so kann er vier volle Semester, das ist die Hälfte der Studienzeit, auf dem Polytechnikum zubringen. In Bayern sind zwei Semester technische Hochschule gestattet, in Preufsen müssen sogar sämtliche Semester auf der Universität verbracht sein. Mit Recht sagt Voretzsch (a. a. O.), dafs die für Techniker berechnete Lehrweise zu wenig für den zukünftigen Lehrer der neueren Sprachen abwerfe. Nur die Universität sorgt gleichzeitig für

die praktische Ausbildung durch den Lektor und für die wissenschaftliche durch den entsprechenden Fachprofessor.

Eine zweite Differenz enthalten die Bestimmungen über die Zeitdauer des Studiums bezw. der Vorbereitung. In Bayern und Württemberg ist ein vierjähriges Hochschulstudium verlangt, wozu noch ein Jahr für praktische Vorbereitung kommt. Dafs 4 Jahre Studienzeit wenigstens in Bayern, bei der Menge und Höhe der Anforderungen, für die meisten Kandidaten nicht genügt, ist eine Sache für sich, auf die wir nachher zurückkommen. In Preufsen sind 3 Jahre Berufsstudium auf der Hochschule vorgeschrieben; dazu kommt ein zweijähriges Praktizieren und die Zeit, die der Prüfungsakt beansprucht. Für die Bearbeitung der wissenschaftlichen Abhandlung sind 16 Wochen angesetzt, die Prüfungskommission ist ermächtigt, 16 weitere Wochen dazuzubewilligen, und der Minister gewährt allenfalls auf Begutachtung des Leiters des Prüfungsausschusses noch eine weitere Frist. Hiezu kommt die Zeit, in welcher die Abhandlung der Korrektur unterliegt: darnach berechnet sich für dieses Stück der Prüfung nicht unter ½ Jahr, öfter aber bis zu einem ganzen Jahr; also besteht in Preufsen eine mehr als 5jährige Vorbereitungszeit. Die preufsische Regierung nahm in einer Ministerialverfügung vom 3. Juli 1895 an, dafs die normale Studienzeit 4 Jahre betrage und die ordnungsmäfsige Prüfungszeit nicht über 9 Monate im allgemeinen hinausgehe. Hingegen weist Schröder (in seiner Schrift: „Oberlehrer, Richter und Offiziere“ 1897[2] S. 63) nach, dafs die durchschnittliche Studiendauer einschliefslich der ersten Prüfung mehr als 7 Jahre im Durchschnitt der Jahre 1891—95 betrug.

So würde auch eine in Bayern angestellte Enquête ohne Zweifel erweisen, dafs nicht die Hälfte der Kandidaten die Prüfungen in der ordnungsmäfsigen Vorbereitungszeit zu wege bringt; wer es dennoch leistet, riskiert, dafs er sich überanstrengt. Diese Befürchtung wurde bereits wiederholt ausgesprochen (vgl. „Blätter“ 1895 S. 631 ff. und 1896 S. 537 f.; desgleichen von Stölzle 1898 S. 13 ff.).

Diese sechs Punkte sind es, wie ich finde, in denen sich die Prüfungsordnungen Bayerns, Württembergs und Preufsens in einer ziemlichen Übereinstimmung befinden. Ich wiederhole die 6 Punkte, es sind:

1) Die Einheitlichkeit der Prüfung, 2) die Einführung dreier Zeugnisnoten, 3) die Zweiteiligkeit des gesamten Examens, 4) die Forderung einer wissenschaftlichen Abhandlung, 5) die Einrichtung eines Seminar- oder Vorbereitungsjahres, 6) das im ganzen gleiche Mafs der Vorbedingungen.

Da niemand verkennen wird, dafs in diesen sechs Punkten alles Bedeutsame enthalten ist, ist also das Gerüst im ganzen das gleiche.

II. Wesentliche Differenzpunkte.

Besondere Differenzpunkte bestehen

1. in der Aufeinanderfolge der Prüfungsteile. In Preufsen ist gefordert: a) Abhandlung, b) und c) Allgemeine und Fachprüfung, d) Seminar- und Probejahr. — In Württemberg: a) Abhandlung, b) erste Dienstprüfung (= Fachprüfung), c) Vorbereitungsjahr, d) zweite Dienstprüfung (vorwiegend praktischer und propädeutischer Art). — In Bayern: a) erster Prüfungsabschnitt (wissenschaftlicher Art), b) Abhandlung, c) zweiter Prüfungsabschnitt (wissenschaftlicher Art), d) pädagogisch-didaktischer Kurs. Die wissenschaftliche Abhandlung wird also in Preufsen und Württemberg am Anfang, in Bayern in der Mitte des Prüfungsprozesses gefordert. Die praktische Vorbereitung erfolgt in Bayern und Preufsen am Schlusse, in Württemberg zwischen den beiden Prüfungen.

Es fragt sich, welche Bedeutung diese Unterschiede haben, ja ob sie überhaupt von Bedeutung sind. Unseres Erachtens ist die Tragweite allerdings eine grofse. Beruht doch auf der richtigen Aufeinanderfolge zum grofsen Teil der Erfolg einer Prüfungsordnung. Es kommt alles darauf an, dafs einerseits etwas Ordentliches geleistet, andrerseits dieses Ziel in einer für die Kandidaten zweckmäfsigen Weise erreicht werde. Das Ausschlaggebende ist demnach die richtige Belastung der beiden Prüfungen und in Konsequenz damit die richtige Zeitbemessung für die Ablegung derselben.

Es gibt hiernach unseres Erachtens zunächst zwei Wege: entweder ist im ganzen und grofsen der württembergische Modus zu wählen oder der bayerische zu belassen und die Zeitdauer zwischen der 1. und 2. Prüfung zu erhöhen, sowie das Mafs der Anforderungen in der 1. Prüfung nicht zu gering anzusetzen, damit wirklich fähige Leute aus ihr hervorgehen.

In Württemberg tritt die Abhandlung an die Spitze, und die 2. Prüfung ist vorwiegend praktischer Art. Das Probejahr ist zwischen beide Prüfungen eingeschoben, was sich unter diesen Umständen ganz gut macht. Die preufsische Prüf.-O. ist ähnlich organisiert, insofern auch sie die Abhandlung an den Anfang setzt, jedoch des weiteren deswegen weniger zum Vergleich geeignet, weil dort die allgemeine Prüfung (= 2. Prüfung), die vorwiegend elementaren Charakter trägt, mit der 1. Prüfung zeitlich verbunden ist. Es hat nun entschieden seine Vorteile, dafs die Abhandlung, die ja wissenschaftlichen Charakters ist, gleich den übrigen wesentlich wissenschaftlichen Prüfungsteilen von vornherein abgemacht wird, damit man gleich beim ersten Auftreten des Prüfungskandidaten ersehe, wes Geistes Kind er ist, ob er genügend wissenschaftlichen Sinn hat, um würdig zu erscheinen, Lehrer einer höhern Lehranstalt zu sein. Dieser Gedanke dürfte wohl in Preufsen und Württemberg in erster Linie mafsgebend gewesen sein, als man diese Anordnung traf. In zweiter Linie ging man dadurch den Verlegenheiten aus dem Weg, in die man, wie wir in Bayern, dadurch gerät, dafs man ein zweites Examen mit einem so gewichtigen

Teil des Prüfungsstoffes belädt, wie es die Abhandlung ist.[1] Aber die Einrichtung hat auch ihre Schattenseiten; der gröfste Mangel besteht darin, dafs man am Anfang des Prüfungsprozesses kaum eine gehörige Leistung erwarten und verlangen kann. Die württembergische Arbeit wenigstens ist eingestandenermafsen nichts weiter als eine gröfsere Seminararbeit; wie es in Preufsen in dieser Beziehung steht, entzieht sich unserer Beurteilung. In Bayern jedoch ist man vom Spezialexamen her an eine gediegene wissenschaftliche Abhandlung gewöhnt; und eine solche entspricht auch allein der wissenschaftlichen Bedeutung des Gymnasiallehrerstandes, entsprechend der gelehrten Grundlage, die allen seinen Lehrzweigen eigen ist. Sollte also die wissenschaftliche Abhandlung auch in Bayern an den Anfang gelegt werden, so ergäbe sich daraus eine grofse Belastung der ersten Prüfung, die um so gröfser sein müfste, falls — was nur dringend zu wünschen ist — die Arbeit nicht einfach eine Seminararbeit, sondern ein wirkliches specimen doctrinae zu sein hätte. Reichen schon jetzt drei Jahre Universitätsstudien für die Vorbereitung zum 1. Abschnitt nicht aus, so müfste auf jeden Fall infolge dieser Mehrbelastung noch ein, wo nicht zwei Jahre zugelegt werden; ja bei dem bedeutenden Ausmafs der Forderungen, die an einen bayerischen Philologen in anbetracht seiner Stellung als Ordinarius seiner Klasse gestellt werden müssen (siehe im nächsten Abschnitt), würde sich in diesem Falle die Studienzeit bei manchen ins Ungemessene erhöhen, wie dies thatsächlich in Preufsen bisher der Fall war. Und, was weiter in Betracht kommt, der Zweck, ungeeignete Elemente rechtzeitig abzustreifen, würde trotzdem wohl nicht erreicht werden; die letzteren würden — wenn auch schliefslich vergeblich — es immer wieder versuchen, doch eine wissenschaftliche Arbeit zu stande zu bringen. Das Beste ist also vielleicht doch, dafs die erste Prüfung nach einer angemessenen Studienzeit so, wie sie jetzt ist, gemacht, aber mit gröfster Strenge gehandhabt wird, damit ungeeignete Kandidaten unter keinen Umständen zur 2. Prüfung gelangen.

Nur wäre alsdann die Zeitdauer zwischen der 1. und 2. Prüfung zu erhöhen, damit der Kandidat ohne Überlastung und Überhastung sich seiner wissenschaftlichen Arbeit widmen kann.

Wir haben an anderer Stelle noch einen dritten Weg angedeutet, indem wir dem Gedanken Ausdruck gaben, es könnte vielleicht die wissenschaftliche Abhandlung erst nach der Prüfung in Form eines Schulprogramms oder einer andern Publikation gefordert werden u. zw. innerhalb der Zeit bis zur Beförderung als Gymnasialprofessor. Da

---

[1]) Sehr bemerkenswert erscheint uns folgender Umstand: In Württemberg war man nahe daran, für die Prüfung aus den realistischen Fächern insofern das bayerische System nachzuahmen, als man den Kandidaten, welche die 1. Dienstprüfung gut bestanden hätten, freizustellen gedachte, ob sie für die 2. Dienstprüfung eine wissenschaftliche Abhandlung liefern wollten, in welchem Falle ihnen die Ergänzungsprüfung erlassen werden sollte, oder aber, ob sie die Ergänzungsprüfung ablegen wollten (N. K. Bl. 1897, S. 187 „Grundzüge"). Die Prüf.-O. vom 12. Sept. 1898 nahm aber von diesem Modus Abstand und regelte die Aufeinanderfolge so wie bei den Kandidaten für das humanistische Lehramt; es haben also alle Kandidaten vor der 1. Dienstprüfung eine Abhandlung einzureichen.

wir nun einmal diese Etappe haben, die in Preufsen und anderswo infolge des Dienstaltersvorrückungssystems nicht besteht, wäre dieser Zeitpunkt der nächstliegende; auch würde so ausreichende Zeit gegeben sein, um ohne Vernachlässigung der Schulpflichten mit etwas Tüchtigem zu stande zu kommen. Es müfste ferner gestattet sein, die Abhandlung aus jedem Gebiete der philosophischen Fakultät zu machen; so käme vielleicht endlich auch einmal die Geschichte der Pädagogik und die Schulgeschichte zu ihrem Rechte, die, wie Stölzle (a. a. O.) sehr richtig bemerkt, in Hinsicht auf die bayerischen Verhältnisse noch sehr im Rückstand sind. Die Entscheidung über Wert oder Unwert der Leistung könnte auf grund eines Kommissionsgutachtens dem Autor zugleich mit der Verbescheidung des Jahresberichts zur Kenntnis gebracht werden. Auch liefse sich dieser Modus vielleicht in Verbindung mit dem in Württemberg bestehenden Usus — Einreichung einer kleineren Arbeit zur Eröffnung der Examenspforte — bringen lassen, so dafs der kleineren Arbeit später eine gröfsere folgte. Allein wir sind uns der Schwierigkeiten, die da entstehen würden, wohl bewufst. Die gröfste wäre auf jeden Fall die, dafs eben die „Prüfung" der wissenschaftlichen Arbeit auf einem bisher ungebräuchlichen Wege erfolgte; sodann würde dieser Zweig der Prüfung immerhin etwas auf die lange Bank geschoben. Im übrigen hielten wir diesen Weg doch nicht für ungangbar.

Soviel scheint uns auf jeden Fall festzustehen, dafs bei dem gegenwärtigen System nicht auf längere Dauer beharrt werden kann: vielmehr mufs ein Modus gefunden werden, dafs die zweite Prüfung gut und von jedem bestanden werden kann, ohne dafs er überlastet wird. Dazu ist notwendig erstens ein strenger Mafsstab in der ersten Prüfung und zweitens ein angemessener Zwischenraum zur Bewältigung der wissenschaftlichen Arbeit. Da indes dieser Punkt — einer der wichtigsten, in denen eine Änderung nicht abzulehnen sein dürfte, — voraussichtlich noch weiter diskutiert werden wird, brechen wir hier ab.

Noch einen Punkt möchten wir an dieser Stelle nicht unbesprochen lassen. In Bayern berechtigt nur das Bestehen beider Prüfungsabschnitte nebst der Ablegung des päd.-did. Kurses zu einer Anstellung; in Preufsen ist natürlich das Gleiche der Fall. Wir halten diese Bestimmung für berechtigt; aber um so mehr mufs verhütet werden, dafs viele Kandidaten, die keine Aussicht haben, den 2. Abschnitt zu bestehen, die erste Prüfung zurücklegen. Denn es wäre dies für den Kandidaten sowohl als für das allgemeine Interesse der Schule sehr schlimm. Auch ein schwachbefähigter Kandidat wird es eben immer wieder versuchen, nachdem er den 1. Abschnitt bestanden, auch den zweiten zu bewältigen, und er verliert ein Jahr nach dem andern, bis er schliefslich vielleicht trotz seiner Unfähigkeit zu einer wissenschaftlichen Arbeit doch noch in Gnaden passieren darf. In Württemberg befähigt, im Unterschied zur bayerischen Ordnung, bereits die 1. Prüfung zur Verwendung, wenn auch nur zu einer unständigen (vgl. Prüf.-O. unter Ia). Die württembergische Prüf.-O. ist also in diesem Punkte nachsichtiger als die bayerische, was wir nicht für einen

Vorzug halten; denn nur derjenige, der mit der Prüfung als solcher fertig ist, sollte in Praxis übertreten dürfen, da sonst leicht ein Nachhinken eintritt, wie wir es in Bayern lange Zeit zu beklagen hatten. Es ist in mannigfacher Hinsicht nicht gut, wenn Lehrer in höheren Lebensjahren noch vor einer Prüfungskommission erscheinen. Bezüglich der württembergischen Einrichtung ist allerdings zuzugeben, dafs der Mifsstand, den wir eben andeuteten, kaum in solchem Grade vorkommen dürfte. Denn erstens befähigt das 1. Zeugnis nur zur Verwendung als Lehramtsverweser und zweitens ist die 2. Prüfung augenscheinlich nicht so schwer, dafs sie nicht von jedem mit Erfolg zurückgelegt werden könnte.

2) Die Verbindung der Fächer. Nur Bayern hat eine obligate Verbindung von Fächern; dabei ist die Zahl der möglichen Verbindungen (Hauptrichtungen) eine geringe. Freier steht in dieser Beziehung bereits Württemberg da, am freiesten (trotz bedeutend gröfserer Konzentration der Fächer) immer noch Preufsen. Ein Vergleich ist sehr lehrreich. Wir beginnen mit Bayern.

In Bayern gibt es für sämtliche humanistische und realistische Fächer nur 6 Hauptrichtungen, in denen sich Kandidaten einer Prüfung unterwerfen können: 1) eine Prüfung aus den philologisch-historischen Fächern, nämlich Lateinisch (= L.), Griechisch (= Gr.), Deutsch (= D.), Geschichte (= G.), nebst Geschichte der Philosophie und Pädagogik: 2) aus Mathematik (= M.) und Physik (= Ph.); 3) aus den neueren Sprachen: Französisch (= F.) und Englisch (= E.); 4) aus den sogenannten Realien: Deutsch, Geschichte und Geographie (= Geo.); 5) aus den beschreibenden Naturwissenschaften (= N.); 6) aus dem Zeichnen und Modellieren. Die 7. Prüfung, diejenige aus den Handelswissenschaften, bleibt für uns aufser Betracht, weil die betreffenden Lehrer nur an nichtstaatlichen Handelsschulen in Wirksamkeit treten.

Durch diese Beschränkung der Fakultäten auf im ganzen nur 6 Hauptrichtungen und durch die in den Hauptsachen glückliche Verbindung der Fächer zu den Hauptrichtungen erfreuen wir uns in Bayern folgender vier Vorteile: Erstens ist das Klafslehrersystem gewährleistet durch Vereinigung der Hauptfächer in einer Hand, indem nämlich die Kandidaten der philologisch-historischen Fächer jene Disziplinen zu beherrschen haben, welche am meisten geeignet sind, eine Einheit zu bilden (L., Gr., D., G.). Letzteres gilt wenigstens von dem gymnasialen Unterricht, der wegen seiner wissenschaftlichen Grundlage einer Zusammenfassung der wichtigsten Fächer am wenigsten entraten kann. Allerdings besteht für die Realanstalten ein Mittelpunkt in gleichem Grade nicht: die Realienlehrer, welche bei uns nur aus D., G. und Geographie geprüft werden, haben jene Anzahl von Fächern nicht in der Hand, die nötig wäre, damit sie an den Realanstalten Ordinarien in unserem Sinne sein könnten. Es ist dies ein Mangel, der von beteiligter Seite selbst als solcher längst empfunden wird, dem aber nicht leicht abgeholfen werden kann, da eben den Realanstalten die Konzentration abgeht, die glücklicherweise

noch immer und hoffentlich noch recht lange den humanistischen Anstalten zur Seite steht. Bei dem mehr aufs Praktische gerichteten Endzweck dieser Schulen ist indes der Mangel weniger empfindlich, als dies bei den „Gelehrtenschulen" der Fall wäre.

Durch die Vermeidung einer zu grofsen Anzahl von Einzelfakultäten, durch die im ganzen und grofsen angemessene Zusammenlegung der Fächer und die Institution des Klassenlehrersystems ist sodann zweitens in wirksamster Weise dem Überhandnehmen des Spezialistentums, welches sich bei einer Zersplitterung der Fakultäten leicht geltend macht, vorgebeugt; zugleich ist durch die Einrichtung der einzelnen Prüfungen für einen wissenschaftlichen, nicht banausischen Betrieb der Studien Sorge zu tragen gesucht; dafs in letzterer Hinsicht im einzelnen noch Mängel bestehen, haben wir oben offen zugestanden. Die Schuld trägt aber nicht die Verbindung der Fächer, sondern es sind mehr äufsere technische Gründe, die wir oben hervorhoben, vor allem die wenig gelungene, bezw. zu rasche Aufeinanderfolge der Prüfungsteile, die einer Änderung bedarf, sowie einige scheinbar untergeordnete Momente, wie Notenskala und Notengebung, Mängel, die vielleicht zum Teil durch den Vollzug sich beseitigen lassen.

Drittens ist es bei unserer Fachverbindung vom Standpunkt der Schulverwaltung leichter als anderswo möglich, den einzelnen Lehrer gegebenenfalls gegen einen andern zu vertauschen. Dieser Umstand kommt aber nicht blofs der Schulverwaltung, sondern auch der Schule und dem Lehrer in mannigfacher Hinsicht zu gute, was wir hier nicht weiter auszuführen brauchen.

Endlich ist die geringe Anzahl der Hauptrichtungen ohne Zweifel auch von dem Gesichtspunkt der Interessen des Standes ein Vorteil. Denn wir erfreuen uns dadurch einer möglichst kompakten, im wesentlichen gleichmäfsig ausgebildeten Lehrerschaft, wodurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit gehoben wird.

Vergleichen wir nun damit die württembergischen Verhältnisse. In Württemberg ist die Zahl der Hauptrichtungen, je nachdem man die Sache ansieht, eine gröfsere oder kleinere als bei uns; eine gröfsere, denn es ist innerhalb der Hauptrichtungen da und dort eine Fachwahl möglich, so insbesondere bei den humanistischen Lehrern; eine kleinere, wenn man von dieser fakultativen Einrichtung absieht. Der württembergische Lehramtskandidat kann sich prüfen lassen in 8facher Richtung, nämlich aus

Lateinisch, Griechisch, Deutsch;
Lateinisch, Griechisch, Geschichte;
Lateinisch, Griechisch, Französisch;
Lateinisch, Griechisch, Hebräisch; sodann aus
Deutsch, Französisch, Englisch, Geschichte (Geographie Nebenfach);
Deutsch, Französisch, Englisch, Geographie (Geschichte Nebenfach);
Mathematik und Physik (Chemie Nebenfach);
Naturwissenschaften (Mathematik und Physik Nebenfächer).

Den Kandidaten, welche sich in einer der 4 ersten Richtungen

(= für das humanistische Lehramt) einer Prüfung unterzogen haben, „steht es frei“, ihre Lehrbefähigung zu erweitern, indem sie sich nachträglich noch in einem weiteren der von ihnen nicht gewählten Hauptfächer (D., G. oder Französisch) prüfen lassen. Aufserdem besteht in Württemberg das Institut der „Ergänzungs-“, „Erweiterungs-“ und „fakultativen Prüfungen“ insbesondere für die sogen. realistischen Fächer (5—8) in ausgedehntestem, wir möchten fast sagen ungeheuerlichem Mafse. Fürs erste steht es den Kandidaten des humanistischen Lehramts, wie bemerkt, frei, sich einer Erweiterungsprüfung aus D., G., F. zu unterziehen; aufserdem „können“ sie eine „fakultative“ Prüfung aus M., Ph., Geo., E. und Hebräisch erstehen und dadurch die Befähigung für einen ihnen neben dem philologischen Lehrauftrag zu übertragenden Unterricht in dem betreffenden Fach erwerben; auch im Französischen kann eine fakultative Prüfung mit beschränkterer Befähigung erstanden werden. Nun — hier ist wenigstens durchaus von einem „kann, es steht frei“ die Rede. Wir bezweifeln, dafs viele von dieser Erlaubnis Gebrauch machen, der kein entsprechendes Äquivalent zur Seite steht, und die blofs Mühe und Risiko in sich schliefst. Natürlich ist es die Rücksicht auf den Bestand der vielen kleinen Schulen in Württemberg, woraus sich das Bedürfnis ergibt, möglichst viele Lehrer zu besitzen, die möglichst in allen an diesen Schulen zu lehrenden Fächern zu Hause sind. Wie die „Grundzüge zur humanistischen Lehrordnung“ (N. K. Bl. 1897, 140) zeigen, beabsichtigte die württ. Schulverwaltung, den Umfang der Befähigung für das hum. Lehramt erheblich zu erweitern und mindestens eine Prüfung im Rechnen, in Elementarmathematik, Französisch und Religion als Bedingung der Anstellung an diesen Schulen zu fordern. „Hiegegen wurde jedoch,“ wie die Grundzüge wörtlich sagen, „der begründete Einwand erhoben, dafs damit für eine Anstellung auf Präzeptoraten [1]) mehr gefordert werde, als für Oberklassen, und dafs die Kandidaten durch die Not (?), oder aber durch die Behörde zu dieser Prüfung veranlafst werden müfsten, während dieselbe nicht die Anwartschaft auf eine höhere, sondern auf eine niederere Stufe des gymnasialen Unterrichts gewähre.“ Man wolle deshalb lieber den betreffenden Unterricht an Reallehrer, Kollaboratoren oder Volksschullehrer, den Religionsunterricht an Geistliche, übertragen, anstatt den Kandidaten des humanistischen Lehramts eine solche Prüfung „gegen ihre Neigung“ aufzuerlegen. „Es wird, wie bisher, [2]) nötigenfalls (?) nicht an Kandidaten fehlen, welche eine Prüfung in diesen Fächern, die einen Teil ihrer Gymnasialbildung ausmachen, nicht aber Gegenstand des Universitätsstudiums sind, freiwillig erstehen oder diesen Unterricht auch ohne Prüfung in befriedigender Weise zu erteilen vermögen. Ein gründliches wissenschaftliches Universitätsstudium in

---

[1]) die indes nach der neuen Prüf.-O. verschwinden, da nur noch ein Examen, das Professoratsexamen, zur Einführung gelangt ist.

[2]) Bisher gab es aber eine Mehrheit von Prüfungen (Präzeptorats- und Professoratsprüfung); Präzeptoren liefsen sich vermutlich leichter zu einer solchen Prüfung herbei als die neuen Professoratskandidaten.

mehreren Hauptfächern mit zahlreichen einzelnen Disziplinen, verbunden mit der philosophisch-pädagogischen Ausbildung und Einführung der Kandidaten in die Methodik des Unterrichts, dürfte hinreichend dafür Bürgschaft geben, dafs dieselben dem Unterricht in dem einen oder andern Fach auch ohne Prüfung gewachsen sein werden." Besonders der Gedanke, dafs ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann auch ohne Prüfung zum Unterricht in elementaren Lehrfächern im Notfalle herbeigezogen werden kann, dürfte auf allgemeine Billigung rechnen.

Um so mehr fällt es auf, wie gering die württ. Ordnung trotz Einführung eines einheitlichen, auf höherer Grundlage beruhenden realistischen Examens die Fähigkeiten der betreffenden Kandidaten und Lehrer bewertet, auf wie tiefe Stufe sie überhaupt die realistische Prüfung im allgemeinen herabgerückt hat. Schon die Unterscheidung in „unerläfsliche" und „Nebenfächer" taugt nichts, weil durch letztere der Begriff der Wissenschaftlichkeit alteriert wird. Es scheint dies eine übel angebrachte Anlehnung an die frühere preufsische Prüf.-O. zu sein; aber einerseits herrscht in Preufsen das Fachlehrersystem, andrerseits hat die preufsische Prüfungsordnung die dritte Zeugnisstufe, der die württembergische Art entspricht, beseitigt und die zweite in der oben des nähern geschilderten Weise unschädlich gemacht. Nicht besser verhält es sich mit den sogen. „Ergänzungsprüfungen, bei denen die Höhe der Forderungen durch die Bedürfnisse des Unterrichts an mittleren Realklassen bestimmt ist." Solche Ergänzungsprüfungen sind zu machen von den Kandidaten der sprachlich-geschichtlichen Richtung (D., F., E., G bezw. Geo) aus Arithmetik und Planimetrie, sowie elementarer Physik; von den Kandidaten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung (M., Ph. nebst Chemie als Nebenfach; Naturwissenschaften nebst M. und Ph. als Nebenfächern) aus Französisch und Englisch. Nicht genug! Es „steht jedem Kandidaten frei", die Lehrbefähigung zu erweitern, indem er sich nachträglich noch in einem Nebenfach seiner ersten Dienstprüfung einer Prüfung nach den für dieses Fach als Hauptfach aufgestellten Anforderungen unterzieht. Und endlich „können" die betr. Kandidaten noch fakultative Prüfungen machen aus Lateinisch und Italienisch. Solche Zumutungen, wie sie Württemberg in den Ergänzungs-, Erweiterungs- und fakultativen Prüfungen an die Kandidaten des realistischen Lehramts stellt, sind allenfalls bei Volksschullehrern am Platze, aber nicht bei akademisch gebildeten. Dafs die wissenschaftliche Vertiefung unter solchen Umständen unmöglich ist, ist selbstverständlich, und somit ist es eine Professoratsprüfung dem Namen nach, aber nicht in Wirklichkeit. Mir fällt hier ein Ausspruch des weisen Landsmanns Hebel ein: „So geht es, wenn man es allen will recht machen!" Wenn man schon einmal den Bedürfnissen der kleineren Anstalten in weitergehendem Mafse Rechnung tragen zu müssen glaubte, so genügte doch das Bestehenlassen der Kollaboraturprüfung vollständig. Wozu ging man für die wissenschaftliche Prüfung auf ein so unsagbar niedriges Niveau herab? Wir wissen recht wohl, dafs die württembergische Reallehrerversammlung auf Vortrag Dr. Finks die „Grund-

züge", in denen bereits diese Einrichtung im grofsen und ganzen vorgezeichnet war, gebilligt hat. Aber wir bedauern diese Thatsache, im Gesamtinteresse der Schule und des Standes. Denn es ist eine Täuschung, der sich Fink hingibt, wenn er glaubt, die wissenschaftliche Vertiefung habe einen Fortschritt zu verzeichnen [1]), und es ist eine Täuschung, wenn die nämliche Versammlung, die diese Grundzüge billigte, der Hoffnung sich hingab, dafs der Stand der Reallehrer, durch diese Neuordnung noch mehr als bisher in seinen Bestrebungen nach sozialer Hebung werde gefördert werden. Sicher steht die realistische Prüfung nicht auf der Höhe der humanistischen; sie kann es nicht, weil Multa und Multum sich nicht vertragen, wie sich wohl bald zeigen wird.

Wer behauptet, mufs auch beweisen. Wir glauben dies am besten dadurch zu thun, dafs wir auf den von Fink eingeschlagenen Gedankengang nochmals in Kürze zurückkommen, indem wir überall sogleich in Klammern beifügen, worin uns derselbe verfehlt erscheint. Dr. Fink sagt in seinem Referat (N. K. Bl. 1897 S. 433 ff), für die kleinen Schulen sei es wesentlich, möglichst wenig vom Klafslehrersystem abweichen zu müssen; deshalb sei eine Prüfung in elementaren Fächern (in der 2. Prüfung) notwendig. (Aber mufs denn der Klafslehrer alle Fächer vertreten, auch so disparate, wie Arithmetik und Mathematik, die zur Konzentration des Unterrichts absolut entbehrlich sind und die am besten, wegen der Kontinuität des Unterrichts und als Fächer der exakten Wissenschaften, in allen Klassen von einem Lehrer gegeben werden, noch dazu von einem, der sein Fach mit der nötigen Einsicht in die Endziele der Wissenschaft gründlich beherrscht?). Fink setzt dann sehr lehrreich auseinander, wie sich die Fortbildung der realistischen Lehrer von 1846 über 1864 bis 1897 entwickelt hat, wie die Vertiefung in die Wissenschaft immer weitere Fortschritte machte; die Professoratsprüfung wurde zu diesem Zwecke 1864 in zwei Teile (einen mathematisch-naturwissenschaftlichen und sprachlich-historischen) zerlegt; die sog. Reallehrerprüfung (2. Grades) umfafste alle Zweige, aber in mehr elementarer Weise (was wohl begreiflich ist, eben wegen der Vielheit der Gegenstände, die jetzt wieder in die neue Prüfung sich eingedrängt hat). Jetzt (nach der neuen Prüf.-O.) sei die höhere Prüfung (die Professoratsprüfung) für alle Kandidaten verbindlich gemacht worden; von den andern finde sich nur noch ein leichter Anklang (?) in der 2. Prüfung, eben soviel als mit Rücksicht auf vielseitigere Verwendung der Kandidaten namentlich auch an Mittelklassen und an kleineren Realschulen beibehalten werden müsse. (Warum war diese Rücksichtnahme bei den Kandidaten des

[1]) Selbst wenn man von der Ergänzungs-, Erweiterungs- und fakultativen Prüfung absieht, ist von den Kandidaten noch zu viel verlangt, es bleiben dann für die Reallehrer der sprachl.-hist. Richtung nach D., F., E., G. und Geo., also genau soviel als bei uns in 2 Prüfungen verlangt wird. Desgleichen wird von den Kandidaten der mathematischen und naturwissenschaftlichen Richtung so ziemlich das Doppelte von dem verlangt, was Bayern (und Preufsen) fordert. Ist das ohne Beeinträchtigung der gründlichen Ausbildung möglich?

humanistischen Lehramts weniger geboten, da doch die Zahl kleiner Lateinschulen nicht geringer ist als die kleiner Realschulen?). Fink sagt ferner, es wäre sehr zu bedauern, wenn diese Ergänzungsprüfungen weggelassen würden. (Die „Grundzüge" sprachen nämlich davon, dafs die Absicht bestehe, auf grund einer guten Note in der 1. Prüfung und einer gut prädizierten, vor Beginn der 2. Prüfung eingereichten wissenschaftlichen Arbeit, welche sich auf eines der theoretischen Prüfungsfächer bezieht, dem Kandidaten die Ergänzungsprüfung zu erlassen). Der Kandidat solle sich darüber ausweisen, ob ihm die wesentlichen Schulfächer der mittleren Klassen, auch wenn sie nicht seiner wissenschaftlichen Hauptrichtung angehörten, ihrem durchschnittlichen Umfang nach wohl vertraut seien; er würde das Fehlen dieser sekundären Kenntnisse als eine Schädigung der Schulkenntnisse und der lückenlosen Ausbildung (?) der Kandidaten ansehen. (Aber es ist doch nicht so einfach, in Französisch, Englisch einerseits, Mathematik und auch Physik andrerseits, die Kenntnisse für eine Prüfung aus den Ärmeln zu schütteln! Und warum acceptiert Fink dann den allerdings aufserordentlich richtigen Grundgedanken der „Grundzüge", dafs ein gründliches Hochschulstudium den Kandidaten an sich befähige, gegebenenfalls auch in einem Fache elementaren Unterricht zu erteilen, in dem er nicht geprüft worden ist?). Nach all dem begreift sich übrigens, dafs die Versammlung auch soweit ging, dafs sie Herabsetzung der Zahl der für das Studium an der Landesuniversität vorgeschriebenen Semester wünschte und für das Fortbestehen der Kollaboraturprüfung eine Lanze brach, also Schritt für Schritt dem wissenschaftlichen Studium den Boden abgrub. Wir gratulieren dem württembergischen Gymnasiallehrerverein aus vollem Herzen, dafs er da nicht mitgethan hat, sondern aus der einheitlichen, wissenschaftlichen Prüfung an seinem Teil Ernst zu machen bemüht war, sowie, dafs die Schulverwaltung diesen Bestrebungen in vollstem Mafse Rechnung trug. Die württembergische Schulverwaltung hätte aller Voraussicht nach den Wünschen des Reallehrervereins gegenüber dasselbe Entgegenkommen gehabt, wenn sie anders gelautet hätten.

Würdigen wir nunmehr auch die württembergische Prüfungsordnung, wie wir es oben bei der bayerischen gethan, noch vom Standpunkt ihrer Brauchbarkeit, so glauben wir sagen zu können, dafs erstens das Prinzip des Klafslehrersystems, das ja im wesentlichen auch für die Neuordnung bestimmend war, in der That im allgemeinen gewahrt ist. Doch ist ein merkwürdiger Unterschied in der Einrichtung der humanistischen und bezw. realistischen Hauptabschnitte zu konstatieren. Denn während man bei den einen, den Lehrern der realistischen Richtung, allzu ängstlich an der Tradition festhaltend, das Prinzip des Klafslehrersystems überspannte, indem man auf jegliche, auch die kleinste, Schulgattung zu grofse Rücksicht nahm, ist bei der humanistischen Richtung eher das Gegenteil der Fall. indem man hier eine, wie uns scheint, sogar in mannigfacher Beziehung schädliche Fachwahl zuliefs. Wir halten in diesem Betracht

unsere bayerische Prüf.-O. für zweckmäfsiger; bei uns heifst es: Jeder Kandidat der philologisch-historischen Fächer hat sich einer und derselben Prüfung (aus L., Gr., D. und G., nebst den Hilfswissenschaften) zu unterziehen. Die württembergische Prüf.-O. hingegen fordert von jedem als unerläfslich nur zwei Fächer: L. u. Gr.; die übrigen Fächer: D., G., (Fr.) sind der Wahl anheimgegeben, und der Kandidat ist gezwungen, aus ihnen nur eines zu wählen. Ja, wenn der Kandidat für Hebräisch ein Faible haben sollte, so entfallen für ihn alle übrigen Fächer (D., G., Fr,); und doch braucht der Ordinarius, um eine feste Basis in der Klasse zu haben, ja auch zu dem Zwecke, um das vorgeschriebene Stundenmafs zu erreichen und nicht aufserhalb seiner Klasse das Plus suchen zu müssen, bezw. zu erhalten, wodurch dem Fachunterricht weit die Thüre geöffnet ist, zu Latein und Griechisch wenigstens noch Deutsch und Geschichte. Aber auch die Einrichtung, dafs klassische Philologen veranlafst werden, eine moderne Sprache (F.) als Hauptfach zu treiben, erweist sich von unserem Gesichtspunkte betrachtet als eine solche von sehr zweifelhaftem Werte. Denn die Kandidaten der humanistischen Richtung werden dadurch auf ihrem eigentlichen Gebiete verkürzt: Deutsch und Geschichte, zwei Fächer, die sie notwendiger brauchen, entgehen ihnen. Es zeigt sich hier der Grundfehler, der durch die ganze württ. Prüf.-O. geht und eine Folge des möglichsten Festhaltens an einer Tradition ist, die sich überlebt hat; dieser Fehler ist: man möchte eigentlich doch, dafs jeder Kandidat in allen Fächern seiner Schulrichtung zu Hause sei, und vergifst dabei einerseits, dafs dies heutzutage eben nicht mehr möglich ist, dafs die Wissenschaft leiden würde, und andrerseits, dafs eben deswegen, weil es nicht möglich ist, dafs einer alles beherrscht, das, was auf der einen Seite zugelegt wird, auf der andern Seite notgedrungen hinwegzunehmen ist. In diese „Zwickmühle“ kam die württ. Prüf.-O. umsomehr, als sie in anerkennenswerter Liberalität und Einsicht den humanistischen Lehrern offensichtlich nicht zu wehe thun und nicht zu viel zumuten wollte; und so blieb ihr denn nichts anderes übrig, als die Gestattung jener Fachwahl, die nur die Sache verwirrt, anstatt sie zu lösen. Die Kandidaten des realistischen Lehramts, für die es an solcher Rücksichtnahme fehlt, sind mit einer solchen Menge von Fächern beladen, dafs sie keines gründlich zu beherrschen vermögen werden. Wir resumieren: unsere Ansicht ist, dafs Französisch sich mit dem wissenschaftlichen Universitätsstudium des Philologen zu wenig verträgt; es hätte daher besser mit Englisch (und Italienisch) zu einer Hauptrichtung verbunden werden sollen, wie dies in bewährter Weise in Bayern (und auch in Preufsen) der Fall ist. Das Ordinariatssystem hat von der württembergischen Einrichtung keinen Nutzen.

Was sodann einerseits die Förderung wissenschaftlicher Vertiefung, andrerseits das Fernhalten des Spezialiseurs anlangt, so ist hinsichtlich des humanistischen Lehrerstandes ohne Zweifel das nötige vorgekehrt. Anders verhält es sich jedoch bezüglich des realistischen Lehrerstandes; denn hier ist lediglich dem letzteren Zweck,

diesem allerdings sehr gründlich, Rechnung getragen. Bezüglich der Verwendungsfähigkeit können wir uns kurz fassen; sie ist bei den realistischen Lehrern, wenigstens nach der Intention der Prüfungsordnung, die gröfstmögliche; bei den humanistischen Lehrern hingegen dürfte es bei der immerhin ziemlich grofsen Anzahl von Schattierungen zuweilen etwas schwierig sein, eine im Lehrerpersonal entstandene Lücke in ganz entsprechender und gleicher Weise wieder auszufüllen.

Sicher ist der Stand der humanistischen Lehrer in seiner Bedeutung durch die neue Prüf.-O. gehoben, wenn anders wissenschaftliche Vertiefung neben in der Hauptsache konformer Ausbildung diesem Zwecke zu dienen fähig ist. Es wird Sache der jetzigen Lehrer der Realanstalten sein, an ihrem Teile dahin zu wirken, dafs sie bei einer abermaligen Ordnung der Prüfungsverhältnisse dem jetzt erreichten Standpunkt ihrer humanistischen Kollegen, wenn auch nicht gleichkommen — denn dafür sind sie noch zu weit zurück —, so doch sich demselben mehr nähern, als dies zur Zeit der Fall ist.

Wenn wir uns bei den württembergischen Verhältnissen etwas länger aufgehalten haben, so mag dies darin seine Entschuldigung finden, dafs dieser unser Nachbarstaat durch die vielfache Ähnlichkeit, die zwischen seinen und unseren Schulverhältnissen besteht, ganz besonders zu einem eingehenderen Vergleiche einlud.

Wir kommen nunmehr zum dritten Staat, nämlich zu Preufsen. In Preufsen besteht seit langer Zeit das Fachlehrersystem und damit im Zusammenhang eine grofse Mannigfaltigkeit von Prüfungen. Zwar die fast unendliche Auswahlsmöglichkeit, welche bisher gegeben war, ist erheblich eingeschränkt. Fink berechnete (a. a. O. S. 431), dafs die Auswahl der Fächer nach der Prüf.-O. von 1887 im sprachlich-geschichtlichen Gebiet auf etwa 300, im mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet auf etwa 100 verschiedene Arten geschehen konnte, gewifs ein weiter Spielraum für die Geschmacksrichtungen der einzelnen Kandidaten. Die neue Prüf.-O. schränkt die Auswahl bedeutend ein, indem sie gewisse Verbindungen obligatorisch macht (vgl. d α); dadurch nähert sich die preufsische Prüf.-O. der bayerischen und noch mehr der württembergischen, welch letztere namentlich für die humanistischen Fächer immerhin eine ziemliche Auswahl zuläfst, wie wir gesehen haben. Die Möglichkeit, einem Lehrer ein Ordinariat mit dem Lehrauftrag in einer gröfseren Anzahl zusammengehöriger Fächer zu geben, was besonders in niedrigen und mittleren Klassen der Sache förderlich ist, ist demnach jetzt gröfser als früher. Noch ein Schritt — und die preufs. Ordnung unterscheidet sich von der unserigen hinsichtlich der Verbindung der Fächer nur wenig oder gar nicht mehr.

Was die preufsische Ordnung von der unserigen noch besonders unterscheidet, ist die geringere Anzahl von Fächern, die sie von den Kandidaten beansprucht. Dies gilt namentlich im Vergleich mit unserer philologisch-historischen Prüfung, die sonach da auch Württemberg weniger verlangt, strenge durchgeführt,

die schwierigste in ihrer Art von allen ist. In Preufsen genügen drei Fächer, also beispielsweise L. Gr. D. oder L. Gr. G. oder L. Gr. Geo. oder L. D. G. oder Gr. D. G. oder Gr. D. Geo.; es fehlt also immer eines derjenigen Fächer, die in Bayern verbindlich sind. Kommt noch dazu, dafs einige Disziplinen, wie Archäologie, Literaturgeschichte nicht selbständig, sondern hauptsächlich mit Rücksicht auf die Erklärung der Schulschriftsteller verlangt sind, ferner dafs nur in einem Fache die erste Stufe notwendig ist, so ergibt sich wohl die Richtigkeit unserer Behauptung. Das gleiche gilt von Württemberg, wo die klassischen Philologen geprüft werden aus L. Gr. D. oder aus L. Gr. G. oder aus L. Gr. F. oder aus L. Gr. Hebräisch und wo in den Nebendisziplinen (Archäologie, Altertümer, Literaturgeschichte) ähnlich wie in Preufsen nur nebenher Fragen gestellt werden, nämlich bei der Übersetzung und Erklärung von Klassikerstellen.

Hinsichtlich der nicht klassisch-philologischen Fachverbindungen unterlassen wir einen diesbezüglichen Vergleich und geben ihn den betreffenden Fachgenossen selbst anheim; nur auf einige Vergleichspunkte werden wir weiter unten zu sprechen kommen.

Durch die neue Fachverbindung ist die preufs. Prüf.-O. entschieden brauchbarer geworden für die Schule, für die Schulverwaltung, nützlicher für den Stand. Dadurch, dafs eine gröfsere Anzahl fester Verbindungen geschaffen wurde, ist es ermöglicht, die betreffenden Lehrer mit einem beträchtlichen Teil der Unterrichtsgegenstände einer Klasse zu betrauen; durch den Ausschlufs disparater Verbindungen hat sich eine Annäherung an das Klafslehrersystem vollzogen, die im Interesse der Schule lebhaft zu begrüfsen ist. Durch die gleiche Mafsregel dürfte auch dem Spezialisieren in der Schule ein erheblicher Riegel vorgeschoben sein, sowie durch die Betrauung eines Schulmanns mit der Leitung der Prüfungen dem Mifsstand vorgebeugt erscheint, dafs ein einseitiger Betrieb der Hochschulstudien zum Ziele führen kann. Dafs wissenschaftlicher Sinn rege bleibt, dafür ist in anderer Weise Sorge getragen, am meisten durch die nicht übertrieben grofse Anzahl obligater Fächer. Durch die Verminderung der Fachschattierungen ist aber auch ein Vorteil für den Stand der Gymnasiallehrer in sichere Aussicht zu nehmen: das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welchem durch die Einheitlichkeit des Zeugnisses bereits mächtiger Vorschub geleistet wurde, wird durch eine gröfsere Konformität der Fakultäten noch weiter gefördert werden.

Unterschiede in einzelnen Fächern: Es ist nicht unsere Absicht, alle Einzelheiten zu besprechen, in denen sich die drei Prüfungsordnungen hinsichtlich der Art und des Umfangs der Prüfung in den einzelnen Fächern unterscheiden. Diese Aufgabe ginge einerseits allzusehr über unsere Kräfte und andererseits hängt ja, insbesondere bezüglich des Umfangs der Anforderungen, sehr viel vom Vollzug ab. Indes möchten wir doch die Resultate, die sich uns bei der Durchmusterung des Ganzen ergaben, in Kürze vorführen.

Religion: Nur Preufsen prüft aus Religion, allerdings nur in

propädeutisch-elementarer Weise in der sogen. „Allgemeinen Prüfung“. Welcher Art diese Prüfung häufig ist, darüber gibt Kannengiefser (Korresp.-Blatt Nr. 20) eine Probe.

Deutsch: In Bayern vermissen wir eine Prüfung aus dem Deutschen nur bei den Neuphilologen, die wenigstens aus Germanistik geprüft werden sollten. In Württemberg ist die Möglichkeit gegeben, dafs ein klassischer Philologe keine Prüfung aus Deutsch ablegt, was einen grofsen Mangel bedeutet. Ein Beweis, dafs die Schulverwaltung diesen Mangel selbst fühlte, ist, dafs in den „Grundzügen“ (a. a. O. Seite 139 und 143) bemerkt ist, „man beabsichtige, damit jeder philologische Lehrer auch im Deutschen geprüft werde, — ein Grundsatz an dem bisher in Württemberg und anderwärts [1]) festgehalten worden sei, — für diejenigen, welche in der 1. Dienstprüfung Geschichte oder Französisch gewählt hätten. eine Prüfung im Deutschen vorzusehen, bei welcher es sich weniger um gelehrtes Wissen als um die besonders für den Unterricht an unteren und mittleren Klassen notwendige Ausrüstung handeln solle (Aufsatz, Neuhochdeutsche Grammatik, neuere deutsche Literaturwerke)“. Die Prüf.-O. sah von dieser doch zu minimalen Forderung ab; weniger kann man ja selbst von Volksschullehrern kaum verlangen.

In Bayern ist den Kandidaten der philologisch-historischen Fächer (L., Gr., D., G.) im Deutschen eine vollständige Fachprüfung auferlegt, die nicht ohne wissenschaftliche Studien auf der Universität gemacht werden kann und notorisch sogar rigoros ausfällt. Es sind verlangt: aufser dem deutschen Aufsatz, zu dessen Bearbeitung fünf Stunden Zeit gegeben werden, Bekanntschaft mit den Hauptgesetzen der historischen Grammatik sowie mit den Hauptmomenten der älteren und neueren deutschen Literatur, insbesondere mit den Hauptwerken der zweiten klassischen Periode. Dazu kommt, dafs die wissenschaftliche Abhandlung auch dem Gebiete der deutschen Philologie entnommen werden kann, wodurch die Bedeutung dieses Faches noch besonders gewürdigt ist.

Demgegenüber fällt es auf, dafs unsere Kandidaten der Realien (D., G., Geo.) in der ersten (obligaten) Prüfung nur „Kenntnisse in der deutschen Grammatik sowie in der Literaturgeschichte, besonders ihre Bekanntschaft mit den Hauptwerken der 2. klassischen Periode“ darzuthun haben. Die zweite Prüfung, die aber nicht obligat ist — an sich schon ein Fehler, da alle andern Hauptrichtungen zu einem zweiten Examen gezwungen sind (s. o.) —, verlangt dazu noch eine wissenschaftliche Abhandlung aus der germanischen Philologie oder der Geschichte oder der Geographie und im Mündlichen den „Nachweis umfassender Kenntnisse der Gesetze der deutschen Sprache sowie genaue Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen und mit der zur Schullektüre (!) geeigneten Literatur.“ Diese Kenntnisse sollte man entschieden schon in der 1. Prüfung verlangen. Die Prüfung aus den Realien steht nicht auf der notwendigen Höhe.

[1]) Gemeint ist jedenfalls in erster Linie Bayern.

Das scheint daher zu kommen, dafs man zu sehr die frühere Ordnung (von 1877) kopierte. Aber damals war infolge des Kandidatenmangels (bei gleichzeitiger Ausgestaltung der 3- und 4-kursigen Realschulen zu 6-kursigen und grofser Vermehrung dieser Schulgattung überhaupt) und der äufserst geringen Aussicht auf Avancement, das erst im letzten Jahr durch den Professorenschub gebessert wurde, auch seminaristisch gebildeten Lehrern mit guter Note der Zutritt zu dieser Prüfung gestattet. Alle diese Momente kommen jetzt in Wegfall. Das Fach der Realien ist als Hauptrichtung betrachtet einer Reform entschieden bedürftig.[1])

Lateinisch und Griechisch: In Preufsen ist noch Übung im Lateinsprechen verlangt; in Bayern und Württemberg ist diese Forderung aufgegeben. Im übrigen haben wir schon oben das Meiste gesagt. Die Hilfswissenschaften werden weder in Württemberg noch in Preufsen so ausgiebig geprüft als in Bayern, mit einziger Ausnahme der Mythologie, deren die bayerische Prüf.-O. wenigstens nicht ausdrücklich erwähnt, während dies die württembergische thut; die preufsische, die überhaupt ziemlich allgemein gehalten ist, hat davon auch nichts. Dagegen hat kein Staat eine so eingehende Prüfung aus Archäologie wie Bayern, wo dieses Fach einen Hauptbestandteil des 2. Prüfungsabschnittes bildet. Aber auch Altertümer und Literaturgeschichte werden wenigstens in Württemberg nicht speziell geprüft; in Bayern tritt ihre Betonung dadurch hervor, dafs in diesen Nebendisziplinen eine besondere Note gegeben wird, die zweifach in Ansatz gebracht wird. Nicht übel ist in Württemberg die genaue Angabe der Klassiker, aus denen geprüft wird; auch die Auswahl scheint uns eine gute zu sein. Die preufsischen Angaben sind zu allgemein. Die bayerische Prüf.-O. gibt das Nötige kurz an, gestattet aber teilweise eine zu grofse Beschränkung, indem sie die Wahl freigibt zwischen einigen Dramen des Sophokles und entsprechenden Stücken des Äschylos oder anderer Dramatiker, sodann zwischen mehreren Büchern der Historien nebst Annalen des Tacitus und philosophischen oder rhetorischen Schriften des Cicero, endlich zwischen Epoden nebst einer Anzahl Satiren des Horaz und geeigneten Partien aus anderen römischen Dichtern (§ 22, 2). Was hier zur Wahl gestellt ist, sollte unseres Erachtens durchaus verbindlich sein. — Eine württembergische Eigentümlichkeit ist die Forderung einer lateinischen Prüfung für die Kandidaten des realistischen Lehramts, da an den 10klassigen Realanstalten Lateinisch fakultativ getrieben wird.

Geschichte: Die Anforderungen liegen durchaus im Sinne eines wissenschaftlichen Betriebes dieses Faches. Besondere Erwähnung verdient, dafs in Bayern die wissenschaftliche Abhandlung der klassischen Philologen auch dem Gebiete der Geschichte entnommen werden kann; das gleiche scheint wenigstens bezüglich der griechisch-römischen Ge-

[1]) Das Verlangen, die Anforderungen in der Prüfung aus den Realien zu erhöhen, wurde auch von einem berufenen Vertreter dieses Faches gestellt, nämlich von Prof. Dr. Stöckel, dem derzeitigen Redakteur der „Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen“, in dieser Zeitschrift. 1898. Heft 1.

schichte auch in Württemberg der Fall zu sein und gilt ebenso für solche preufsische Kandidaten, die Geschichte als eines der (3) Fächer ausersehen haben. Ein Fehler ist es, wie schon bemerkt, dafs in Württemberg Geschichte nicht prinzipiell von allen Philologen verlangt wird. Nach den „Grundzügen" (a. a. O. S. 139) bestand allerdings die Absicht, für diejenigen Kandidaten, welche die wissenschaftliche Prüfung im Deutschen abgelegt haben, auf entsprechender Stufe (also jedenfalls in der 2. Dienstprüfung) eine Prüfung aus der Geschichte einzurichten. Doch kam es dazu nicht, ebensowenig wie zur Ergänzungsprüfung im Deutschen. Die Prüfung aus der Geschichte wäre übrigens in die 1. Dienstprüfung zu verlegen gewesen.

Geographie: In Bayern tritt dieses Fach gegenüber Preufsen, Württemberg und den übrigen deutschen Staaten insoferne etwas in den Hintergrund, als es für die klassischen Philologen nicht einen besonderen Prüfungsgenstand bildet; immerhin ist der Nachweis einer Vorlesung aus dem Gebiete der Geographie gefordert. Nach der Schulordnung wird Geographie als solche nur in den 5 unteren Klassen der Gymnasien und vorzugsweise nur in elementarer Weise behandelt. Die Lehrer der Realien zählen Geographie unter ihren drei Hauptfächern. In Württemberg ist sie für die klassischen Philologen ebenfalls kein besonderes Fach; das einzige, was verlangt wird und übrigens auch in Bayern vorhanden ist, ist, dafs die philologischen Kandidaten, die Geschichte in ihr Gebiet aufgenommen haben, auch eine klare Anschauung des geographischen Schauplatzes der Begebenheiten haben sollen. Die realistischen Kandidaten der sprachlich-historischen Richtung werden wie die bayerischen Realienlehrer auch aus Geographie geprüft; doch kann sie als Nebenfach gewählt werden. An der Universität Tübingen ist, wie aus den N. K. Bl. 1897 S. 184 zu ersehen ist, die Errichtung eines Lehrstuhls für Geographie in Aussicht genommen. In Preufsen ist Geographie ein Hauptfach.

Neuere Philologie: Eine selbständige Prüfung aus moderner i. e. neuerer Philologie gibt es eigentlich nur in Bayern, und zwar werden hier die betreffenden Kandidaten eingehend in einer ersten und zweiten Prüfung aus Französisch und Englisch geprüft; im zweiten Prüfungsabschnitt werden insbesondere Kenntnisse im Altfranzösischen und Altenglischen, in historischer, französischer und englischer Grammatik, sowie in altfranzösischer und alt- und mittelenglischer Literatur gefordert; das setzt ein tiefes Eindringen in die Wissenschaft der neueren Philologie voraus. Wie schon oben bemerkt, vermissen wir lediglich ein Korrelat mindestens auf dem Gebiete der altdeutschen Grammatik (Germanistik); nachdem Beowulf verlangt ist, wäre der Sprung nicht allzugrofs; aber auch die Kenntnis der neuhochdeutschen Literatur wäre wegen der vielen Beziehungen zur französischen Literatur der letzten Jahrhunderte gewifs wünschenswert. Immerhin ist zuzugeben, dafs sich das letztere mehr von selbst ergibt. Die Prüfung müfste vielleicht bei Aufnahme eines der genannten Gebiete anderswo entsprechend erleichtert werden. — In Preufsen tritt Französisch und Englisch in Verbindung mit einem dritten, frei zu

wählenden Fache auf; an Tiefe scheint diese Prüfung hinter der bayerischen zurückzustehen. Doch können wir dies nicht genügend beurteilen. Im allgemeinen gleicht die Prüfung sehr der bayerischen. — Anders in Württemberg. Hier können sich der Prüfung aus dem Französischen auch Kandidaten des humanistischen Lehramts unterziehen, woran wir oben aus dem Grunde Anstofs nahmen, weil dadurch die genannte Kategorie auf ihrem eigentlichen Gebiete notwendig verkürzt wird, wenn anders von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht werden sollte; denn die Wahl steht ja frei. Die „Grundzüge" (S. 137) sagen in dieser Beziehung: „Es entspricht einem Bedürfnis der Mehrzahl der Gymnasien, an welchen kein besonderer Lehrer für die neueren Sprachen aufgestellt werden kann, humanistisch gebildete Lehrer zu haben, welche zum Unterricht im Französischen auch an oberen Klassen ausgebildet sind." Das ist freilich ein wünschenswerter Zustand, schon deswegen, weil dann der Ordinarius das Französische im Sinne der Konzentration verwenden kann. Allein der Grund der Einführung scheint doch mehr ein äufserlicher, praktischer zu sein. Da wir uns übrigens schon oben über diese Sache geäufsert haben, beschränken wir uns hier auf den Ausdruck des Zweifels, ob es gelingen wird, auf diesem vorwiegend fakultativen Wege, den die Prüf.-O. eingeschlagen hat, jene Anzahl von im Französischen geprüften Lehrern zu gewinnen, die dem genannten Bedürfnis genügt. Und was dann, wenn die Prüfungen das nötige Material von Lehrern nicht liefern? Man wird dann zu realistischen Lehrern sprachlich-historischer Richtung seine Zuflucht zu nehmen haben, die nach der ganzen Anlage ihrer Prüfung hiefür offenbar nicht ausersehen sind. Denn diese Lehrerkategorie ist nach der Einrichtung ihres Examens für Realanstalten geprüft, an denen sie als Ordinarien in einer grofsen Zahl von Fächern wirken sollen, und ihre Bildung wird schwerlich bei dem Vielerlei ihrer Prüfung für den Unterricht in oberen Klassen hinreichen. Im übrigen beziehen wir uns auf das oben Gesagte.

Nun noch ein Wort über das Italienische. Diese Sprache wird an allen Schulen nur als Wahlfach getrieben. Dem entspricht es, dafs keine Prüfungsordnung sie als ein Hauptfach aufführt. In Bayern und Württemberg wird Italienisch fakultativ geprüft. In der preufsischen Prüf.-O. steht überhaupt nichts von ihr.

Mathematik und Naturwissenschaften: Alle Prüfungsordnungen tragen der durch die Sache gebotenen Zweiteilung Rechnung; doch waren früher beide Richtungen in Württemberg in einem Examen vereinigt. Im übrigen steht uns eine Beurteilung nicht zu. Sachverständige mögen hiezu das Wort ergreifen.

3. Art und Zeit der Prüfungen. Die Prüfungskommissionen.

In Bayern und Württemberg werden die Prüfungen übereinstimmend für alle Kandidaten nur im Herbst und in der Landeshauptstadt abgehalten. Die Prüfungskommissionen werden jedesmal

von neuem gebildet und bestehen aus Hochschullehrern und Lehrern von Mittelschulen. Den Vorsitz führt in Württemberg ein Mitglied der Ministerialabteilung (Oberstudienrat), in Bayern ein Ministerialkommissär (entweder Mitglied des Ministeriums oder des Obersten Schulrates oder ein eigens bestelltes Prüfungsmitglied, in letzterem Falle bisher stets Hochschulprofessor). In Preufsen liegen diese Dinge wesentlich anders. Die Prüfungen können zu jeder Zeit abgehalten werden; in jeder Provinz sind eine oder mehrere Prüfungskommissionen gebildet, deren Amtsperiode einjährig ist; den Sitz und den Prüfungsbezirk dieser Kommissionen bestimmt der Minister, der auch die Mitglieder ernennt. Den Vorsitz hat fortan stets ein Schulmann. Für die Prüfung der einzelnen Kandidaten beruft der Vorsitzende aus den Mitgliedern der Kommission einen Prüfungsausschufs. Jeder Prüfungsausschufs besteht aus mindestens drei Mitgliedern, was sehr wenig ist; allerdings ist auch die Zahl der zu einer Prüfung zuzulassenden Kandidaten nur eine geringe, sie beträgt höchstens 4 für die Allgemeine, höchstens 2 für die Fachprüfung. In Bayern und Württemberg herrscht also Zentralisation und generelles Verfahren, in Preufsen Dezentralisation und im wesentlichen einzelnes Verfahren, was durch die Gröfse des Landes bedingt ist. Der kollektiven Form der Prüfungen gebührt aber der Vorzug, da sie die Möglichkeit gleichheitlicher Bemessung der Leistungen in höherem Grade bietet als die Prüfung vor einzelnen, kleinen Ausschüssen. Auch in Bayern bestand vor 1854 Dezentralisation; es wurde an den einzelnen Landesuniversitäten geprüft; diese Form wurde beseitigt und die Landesprüfung eingeführt, weil über verschiedenes Abmafs geklagt wurde. In Preufsen erscheint die Einführung einer allgemeinen Landesprüfung als ein Ding der Unmöglichkeit. Angesichts dieses Umstandes sollte aber alles geschehen, um möglichste Gleichmäfsigkeit in den Anforderungen zu sichern. In dieser Beziehung vermissen wir manches. Sowohl in qualitativer als in quantitativer Hinsicht scheinen uns die Vorschriften vielfach zu allgemein gehalten. So sollte genau angegeben sein, in welchen Fällen ein Zeugnis 1., 2. und 3. Grades zu erteilen ist; hiezu wäre eine fixe Notenskala in den einzelnen Fächern und die Wertung derselben anzugeben. Auch folgende Bestimmungen sind aufserordentlich lax: „Gehen die Leistungen eines Kandidaten über die in der Allgemeinen Prüfung zu stellenden Anforderungen erheblich hinaus, so ist der Prüfungsausschufs befugt, ihm in dem betreffenden Fach eine Lehrbefähigung zuzuerkennen;“ und: „Nicht ausgeschlossen ist, dem Kandidaten die Lehrbefähigung für die erste Stufe auch dann zuzusprechen, wenn er nach seiner Meldung sie nur für die zweite Stufe nachweisen wollte;“ endlich: „der Gesamteindruck der Leistungsfähigkeit des Kandidaten ist zu berücksichtigen.“ In quantitativer Hinsicht fehlt bei den einzelnen Fächern häufig zu sehr die nähere Bestimmung über das, was alles zu prüfen ist; so heifst es im Lateinischen und Griechischen, es sei besonders in den zum Bereiche der Gymnasiallektüre gehörigen Klassikern zu prüfen. Solche Unbestimmtheit findet sich aber auch bei anderen Fächern; es ist in der

Regel zu wenig Konkretes angegeben bei gleichwohl sehr breiter Fassung. In Bayern und Württemberg ist die Fassung präziser und sind die Angaben konkreter; es scheint uns dies eine Folge der zentralisierten Prüfung zu sein. Aber es würde unseres Erachtens im Interesse eines konformen Verfahrens der einzelnen Prüfungsausschüsse liegen, die beiden süddeutschen Staaten und insbesondere Bayern in dieser Hinsicht etwas nachzuahmen. — Andrerseits verdient die preufsische und württembergische Bestimmung, dafs die Leitung der Prüfungen in den Händen von Schulmännern zu liegen hat, auch in Bayern Nachahmung.

Schlufswort: Es liegt uns nicht im Sinne, den etwas weiter, als wir ursprünglich wollten, ausgesponnenen Faden der Erörterung noch zu einigen passenden Knoten zu schürzen und in zusammenfassender Weise uns zu äufsern über den Aufbau der drei Prüfungsordnungen, über die Frage nach ihrer gröfseren oder geringeren Schwierigkeit, ihrer Wissenschaftlichkeit, ihrer gröfseren oder geringeren praktischen Verwendbarkeit, kurz über die Frage nach der besten Prüfung. Wir glauben, dafs zunächst keine die beste ist, sowie auch feststehen dürfte, dafs keine schlecht ist, und sicher soviel feststeht, dafs jede nach Verbesserung strebte, wenn es auch nicht jeder in allen Punkten gelungen ist, das ohne Zweifel vorschwebende Ziel der Vollendung zu erreichen. Auch eine Prüfungsordnung ist eben Menschenwerk, und jedes Menschenwerk ist Stückwerk. Dazu kommt, dafs die thatsächlichen Verhältnisse sich oft stärker erweisen als Menschenwille. Aber — und damit gelangen wir zu dem Punkte, der uns veranlafst hat, die Feder auch noch zu einem Schlufsworte zu ergreifen: es ist ein Sichunterwerfen unter temporär bestehende Verhältnisse, unter eine mehr zufällig herrschende Situation in allewege für einen Gesetzgeber ein schlimmes Ding und nicht zu rechtfertigen. Ein Gesetz darf sich von äufseren, accidentiellen Verhältnissen nicht beeinflussen lassen; denn es ist für eine gröfsere Zukunft geschrieben; es mufs sonach überall das grofse Ganze und einen höheren Endzwek im Sinne der Vollendung ins Auge fassen. Von diesem Standpunkte ist eine gewisse, da und dort wahrzunehmende, Nachgiebigkeit gegen äufsere Zufälligkeiten und das dadurch bewirkte Heruntergehen in den Anforderungen an einzelne Fächer eine unerfreuliche Erscheinung. Wir finden, dafs dies in der württembergischen und bayerischen Prüfungsordnung mehrfach der Fall ist. In beiden Ländern wurden die Anforderungnn an einzelne Fächer ermäfsigt, nicht aus inneren Gründen infolge der Bedürfnisse einzelner Schulgattungen oder mit Rücksicht auf die Gefahr einer Überbürdung der betreffenden Lehrkräfte, das sind Gründe, die immer, wo nicht Anerkennung, so doch Entschuldigung finden werden, sondern deutlich wahrnehmbar, ja zum Teil ganz offensichtlich aus dem Grunde, weil zufällig in dem Momente des Erscheinens der neuen Ordnung in dem betreffenden Fache Lehrermangel bestand oder im Hinblick auf die dürftige soziale Stellung der betreffenden Lehrersparte zu befürchten war, es möchte der nötige

Zugang ausbleiben. Dieses Motiv war, wie wir teils vermuten, teils aber deutlich erkennen, ja sicher wissen, mafsgebend in Württemberg hinsichtlich der Bestimmungen über das humanistische Lehramt, in Bayern schon 1877, dann wieder 1895 hinsichtlich der Realienlehrer, dann 1877 und 1895 ff. in gewissem Mafse hinsichtlich der Mathematiker und auch Neuphilologen.

Bezüglich der Realienlehrer haben wir oben das Nötige bereits gesagt: der Mangel an Personal in dieser Lehrersparte und die geringfügige soziale Stellung desselben wirkten 1877 zusammen, dafs man die Anforderungen auf ein Niveau herabsetzte, wie es nicht hätte geschehen sollen; und dieses niedrige Niveau wurde im ganzen beibehalten 1895, da auch in diesem Jahre die materielle Lage, die sich in Gehalt und Avancement ausspricht, noch gleich hoffnungslos war. Ähnlich, nicht gleich, verhält es sich bezüglich der Mathematiker und Neuphilologen: beide Kategorien sind bis auf den heutigen Tag in der schlimmen Lage, dafs sie es — einige Ausnahmen bei den Mathematikern abgerechnet — in der Beförderung nicht weiter als zum Gymnasialprofessor bringen; ja ein gröfserer Teil der Mathematiker und ein noch gröfserer Teil von Neuphilologen hatte eine Zeitlang nicht einmal sichere Aussicht auf die Gymnasialprofessur; es sind dies diejenigen, die an Realschulen ihre Wirksamkeit haben. Zur Zeit als die Prüf.-O. vom J. 1873 erschien, war sich die K. Staatsregierung selbst noch zweifelhaft, ob sie die Mathematiker und Neuphilologen wohl alle in Professorenstellen werde einrücken lassen können. Im Laufe der Jahre zeigten sich die Verhältnisse mächtiger, als man damals noch angenommen hatte, und das Einrücken erfolgte, zuerst vereinzelt, dann — im vergangenen Jahre — in einem breiten Strome. Aber auf die Gestaltung der Prüf.-O. übte die Voraussicht, — die sich glücklicherweise als trügerisch erwies —, doch ihre Wirkung; sie äufserte sich darin, dafs es den Mathematikern „freigestellt" wurde, das Spezialexamen abzulegen, ebenso den Neuphilologen; zum Teil bei den Mathematikern auch darin, dafs bei dieser Kategorie (nach der Prüf.-O. von 1873) der Dreier eine indifferente Note ist. Selbst die neue Prüf.-O. (von 1895) zeigt noch ein eigentümlich behutsames Verfahren speziell bei den Mathematikern und in den anderen Fächern, die nicht ausschliefslich zu den Vollanstalten ressortieren, wohl in dem Gefühle, dafs man diesen Kategorien in Berücksichtigung der geringeren Aussichten auf Beförderung nicht zu viel zumuten dürfe, da sonst der Lehrermangel chronisch werden könne; diese Rücksichtnahme spricht sich wesentlich darin aus, dafs man das pädagogisch-didaktische Jahr nicht auf sie ausdehnte, aufserdem in einigen Erleichterungen hinsichtlich der Verwendung; allein diese Rücksichtnahme entbehrt, wie wir versichern können, der dankbaren Anerkennung seitens der betreffenden Lehrerkategorien; mit Recht, denn man wünscht gleiche Anforderungen, aber auch gleiche Rechte wie die anderen Kategorien.

Und so kommen wir zu dem allein möglichen Schlusse: wenn sich bei Neugestaltung einer Prüfungsordnung — und nicht blofs dann, sondern gegebenenfalls auch in einem anderen Zeitpunkt — heraus-

stellt, dafs das Lehrerpersonal oder eine einzelne Kategorie desselben nicht auf der ihm gebührenden sozialen Höhe steht, so ist in vollstem Mafse Veranlassung gegeben, bessernd und ausgleichend vorzugehen; kurz neben der Neuordnung der Vorbedingungen mufs folgerichtig eine Neuordnung oder Regulierung der materiellen Verhältnisse einhergehen. So geschieht es ja auch bei den anderen Beamtenkategorien; wir erinnern nur an das Forstwesen. Aber es ist ein Fehler, der sich in mehrfacher Weise rächen mufs, wenn man das eine thut und das andere läfst. Hinterher mufs dann das Nötige doch vorgekehrt werden, und in der Zwischenzeit ist mancher Schaden entstanden, der sich hätte verhüten lassen.

Mit dieser mehr allgemeinen Bemerkung glauben wir unsere vergleichende Auseinandersetzung schliefsen zu können.

München. Dr. Gebhard.

Miszellen zur Geschichte des Gymnasialschulwesens.

1.

Catalogus librorum Caspari Hilspachii ludimoderatoris Hornbacensis (1580).

Das Verzeichnis der Bücher des Hornbacher „Ludimoderator“, das ich im Nachfolgenden mitteilen werde, verdanke ich der Güte des Herrn Präparandenlehrers Ludwig Eid in Rosenheim, der dasselbe bei seinen archivalischen Nachforschungen im Geheimen Haus- und Staats-Archiv zu München[1]) unter anderm auffand und mir seine Abschrift in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt hat. Der Grofsvater des obigen Caspar H. war Michael Hilspach, der aus Ettlingen im Kraichgau stammte. Bald nach 1535 wurde neben Caspar Glaser, der dem jungen Prinzen, nachmaligen Pfalzgrafen und Herzog Wolfgang, als Erzieher bestellt wurde und späterhin die Stellung eines Hofpredigers, zuletzt die eines Generalsuperintendenten bekleidete († 1547), von dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Oheim und Vormund Wolfgangs, auch Michael Hilspach als lutherischer Pfarrer nach Zweibrücken berufen. Bis dahin war M. H., genannt „Zimmermann“[2]), Schulmeister in Hagenau gewesen. In Zweibrücken war er zuerst zweiter Pfarrer bis 1547 und daneben auch Lehrer an der Lateinschule; seit dem genannten Jahre finden wir ihn als ersten Prediger, und in diesem Amt verblieb er bis zu seinem Tod, der am 6. August 1570 erfolgte. Sein ältester Sohn war Magister Christoph Hilspach, der in Ettlingen geboren, aber in Zweibrücken aufgewachsen war. Er studierte auf Kosten des Pfalzgrafen Ruprecht zu Wittenberg und erhielt nachher eine Anstellung an der lateinischen Schule in Zweibrücken.

---

[1]) Der Catalogus l. C. H. trägt die archivalische Registraturbezeichnung: St. Arch. ks. (Kirchen-Sachen), 389. 8. b 284. (Cat. libr. Horn. 1580).

[2]) Also war er kein Zimmermann seinem Berufe nach, wie Herr Eid in seiner neuesten Schrift S. 237 A. 1 (vgl. unten!) irrtümlich annimmt. S. Molitor „Geschichte einer deutschen Fürstenstadt“ (Zweibr. 1885) S. 182, 203. 206.

Als er eine lange Reihe von Jahren hindurch als Lehrer rühmlich an dieser gewirkt hatte, wurde er im Jahre 1559 sogleich nach Errichtung der „Partikularschule“ in Hornbach, aus welcher im Lauf der Zeit das Zweibrücker Gymnasium hervorgegangen ist, zum Professor an der zweiten Klasse dieser von Herzog Wolfgang neugeschaffenen Gelehrtenschule ernannt und nach dem Weggang des ersten Rektors Dr. Emanuel Tremellius 1561 zu dessen Nachfolger als Rektor und Professor der ersten Klasse bestellt. In dieser Stellung war er bis zu seinem Tode (21. November 1576) im Dienste der Jugenderziehung thätig.

Caspar Hilspach nun war der Sohn dieses Rektors Christoph Hilspach. Er besuchte die Hornbacher Partikularschule und erhielt alsdann eine Anstellung als Lehrer an der Stadtschule in Annweiler, an welcher er eine zweijährige Wirksamkeit (1571—1573) entfaltete. Bei seinem freiwilligen Weggang von da stellte ihm Bürgermeister und Rat der Stadt Annweiler ein sehr ehrenvolles Zeugnis aus. Darin heifst es unter anderm, dafs der „erbar vnnd gelärt“ Caspar Hilspach zwei Jahre täglich die ihm anvertraute Jugend „mit trewen fleifs Instituirte vnd vnderwies in bonis litteris vnnd fürnemlich zu der forcht gottes“ und „die Schule regirte wie ein Erbar Moderator vnnd Jugendvorsteher“, zu solch „gutem wolgefallen“, dafs man ihn „lenger dulden vnd leiden“ mochte.[1]) Im Jahre 1578 (1576?) wurde er an die obere Klasse der lateinischen Stadtschule in Hornbach berufen, welche als 5. Klasse des Gymnasiums, d. h. der vierklassigen Partikularschule, zählte“,[2]) und wirkte 12 Jahre als ludi moderator an derselben. In der Zwischenzeit aber, die zwischen seinem Weggang von Annweiler und seiner Anstellung in Hornbach liegt, hatte er sich auf der Hochschule in Marburg zu seiner weiteren Ausbildung akademischen Studien gewidmet. Seine Besoldung als Hornbacher ludimoderator bestand aus 56 fl., 6 Malter Korn, 3 Malter Dinkel, 3 Malter Haber und 3 Ruten Garten. Nach zwölfjähriger Wirksamkeit vertauschte er 1590 seine Stellung an der Hornbacher Schule mit der eines Einnehmers in einem Dorfe und später mit derjenigen eines Kirchenschaffners in Zweibrücken.[3]) Im 16. wie im 17. und 18. Jahrhundert kam es ja

---

[1]) Vgl. L. Eid: „Ein Annweilerer Schulverweser-Zeugnis 1573“ (Pfälz. Kath. Schulblatt, 1892, Nr. 40). Die Überschrift dieses Artikels könnte das Mifsverständnis aufkommen lassen, als sei Caspar Hilspach gar kein akademisch gebildeter Lehrer, um diesen heutzutage üblichen Ausdruck zu gebrauchen, gewesen, sondern ein Schulmann mit geringerer Vorbildung. Denn die Bezeichnung „Schulverweser“ wird nun einmal nach dem herrschenden Sprachgebrauch der Jetztzeit ausschliefslich von Mitgliedern des Volksschullehrerstandes gebraucht. In jener Zeit war sie übrigens noch ganz und gar unbekannt. Vgl. auch meine „Neuen urkundlichen Beiträge“, 3. Teil, S. 43 Anmerkung 3, sowie S. 57 (Zweibr. Gymn.-Progr. 1897).

[2]) Vgl. Finger „Altes und Neues aus der dreihundertjährigen Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums“ (Landau 1859) S. 32.

[3]) Quelle hiefür: Kreisarchiv Speier, Abt. Zweibrücken, Fasz. 1127. — Vgl. L. Eids neueste, ungemein fleifsige und sehr verdienstliche Schrift: „Der Hof- und Staatsdienst im ehemaligen Herzogtum Pfalz-Zweibrücken von 1444—1604“, S. 234, 236 und 237, erschienen in den „Mitteilungen des

nicht selten vor, dafs das Lehramt an einem Gymnasium oder einer Lateinschule nur als eine Art von „Durchgangsposten“ zu einer kirchlichen Pfründe, bzw. Pfarrei, oder zu der Stelle eines Kirchenschaffners, d. h. Rendanten der Verwaltung der geistlichen Güter, angesehen und demnach bei gegebener Gelegenheit gegen ein solches Amt vertauscht wurde. Die Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums weist eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher Fälle auf. Der Beweggrund hiezu war natürlich der, dafs man bei einem solchen Tausch eine einträglichere und weniger anstrengende Berufsthätigkeit zu erlangen glaubte.

Nachdem ich so im Vorausgehenden das uns aus den vorhandenen Quellen Bekannte inbetreff der drei Hilspach, bzw. ihrer Lebenszeit und Berufsstellungen, zusammengestellt habe, wende ich mich nunmehr zu der Hauptsache, dem Verzeichnis der Bücher des jüngsten von ihnen, Caspar Hilspachs, und stelle an die Spitze die naheliegende Bemerkung, dafs dieser catalogus librorum im ganzen wohl als „typisch“ für den Umfang und die Zusammensetzung der Handbibliothek eines „lateinischen Schulmeisters“ zur Zeit des Ausganges des 16. Jahrhunderts anzusehen sein dürfte. Dafs zu dem gelehrten Rüstzeug, dessen ein protestantischer ludimoderator für seine Lehrthätigkeit und sein wissenschaftliches Studium zu jener Zeit bedurfte, neben den alten Autoren und den gebräuchlichsten philologisch-rhetorischen Handbüchern auch die heilige Schrift sowie die bedeutendsten theologischen Bücher jener Periode gehörten, ist ganz selbstverständlich, wenn wir uns daran erinnern, wie eng damals das Studium der Gottesgelehrsamkeit mit dem der Humanitätswissenschaften — die Bezeichnung „Philologie“ für das zuletzt genannte Studium ist ja erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aufgekommen! — verbunden und verflochten war. Die bekannte kurze und bündige Formel von dem „Bund zwischen dem Evangelium und den Sprachen“, die auf keinen Geringern als Luther selbst zurückgeht, tritt uns in diesem catalogus librorum gleichsam sichtbar und greifbar verwirklicht entgegen. Auch die Rechtsgelehrsamkeit ist darin nicht ganz unvertreten, insofern die Institutionen und ein Kommentar zu denselben der Bibliothek einverleibt waren.[1]) Ebenso enthielt sie einige Bücher über Astronomie und „Physica“. Hingegen vermifst man das Fach der Orientalia ganz: weder das alte Testament in hebräischer Sprache noch eine syrische oder arabische Grammatik, bzw. Lexikon findet sich in dem Verzeichnis erwähnt.

Historischen Vereins der Pfalz“, Bd. XXI. 1897. — Eid teilt a. a. O. auch das Wichtigste aus der Bestallungsurkunde des Christoph Hilspach (d. d. Freitag Ägydi 1544) sowie seine Gehaltsbezüge mit. Da nach seiner Versicherung dieses Datum der Anstellung Christoph Hilspachs als „Meister der Schule“ in Zweibrücken archivalisch feststeht, kann Fingers Angabe, Christoph H. sei 18 Jahre an der Zweibrücker Schule thätig gewesen, schwerlich richtig sein. Denn 1559 kam er an die Hornbacher Schule, 1561 wurde er daselbst Rektor und starb 1576. Hienach ist der Irrtum Eids (a. a. O. S. 237, Zeile 7, bezw. 18 von unten!) inbetreff der Jahreszahlen 1561 und 1576 zu berichtigen.

[1]) Auch Sleidanus ist in dem Verzeichnis angeführt, jedoch ohne nähere Angabe darüber, welches Werk von ihm Hilspach besafs.

Was nun die einzelnen Büchertitel und die Gelehrten betrifft, deren Namen in unserm Katalog vorkommen, so darf ich hiefür im Allgemeinen auf folgende bekannte Werke zum Zweck des Nachschlagens verweisen: Jöchers Gelehrtenlexikon, Pökels Philologisches Schriftsteller-Lexikon, Bursians Geschichte der klassischen Philologie und Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts. Im einzelnen jedoch habe ich mir gestattet, kurze Erläuterungen in Gestalt von Fufsnoten beizufügen. Ich verdanke dieselben gröfstenteils den gütigen Bemühungen der Herren Custos Dr. Hch. Tillmann und Assistent Philipp an der Münchener Staatsbibliothek, welche mir infolge der freundlichen Vermittlung meines hochverehrten Lehrers, Herrn Geheimrats Prof. Dr. Iwan von Müller, die gewünschten Aufschlüsse bereitwillig erteilten. Hiefür spreche ich den genannten drei Herren an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

Verzeichnis:

Biblia latina, teutsch, Graeca. Postilla Lutheri, phil. Mel. (= Philippi Melanchthonis), Huberini,[1]) Welleri,[2]) Willichii.[3])

Loci Communes f. M. (= Philippi Melanchthonis) Exam. . . . . ?

Margarita Theologica.

Confessio Augustana.

Catechesis Chytraei.[4])

Spangenbergius Jn. (= Jo. Johannes?) Epist. Domi.[5])

Regulae vitae.

Dictionarium Ambrosii Calepini.[6])

Nizolii obseruationes in Cicero[nem].

Cornu copiae perotti.[7])

---

[1]) Huberinus (Caspar), Prediger zu Augsburg, eine zeitlang Anhänger Luthers († 1533) schrieb eine „Teutsche Postil vber alle Feyertag des gantzen Jars", Nürnberg 1550.

[2]) Weller (Hieron.) von Molsdorff, luther. Theologe, geb. 1499 zu Freiberg (Sachsen), studierte in Wittenberg, mit Luther befreundet, 1539 Superintendent in Freiberg, dann eine zeitlang Rektor daselbst, † 1572. — Pökel erwähnt einen andern Weller (von Molsdorff) Jakob (1602—64), aus Neukirchen im Voigtlande stammend, 1635 Prof. in Wittenberg, 1640 Superintendent in Braunschweig, 1646 Oberhofprediger in Dresden, Verfasser einer Grammatica graeca, Leipzig 1635.

[3]) Willich; es gibt 2 prot.-theologische Schriftsteller dieses Namens: a) Jodocus, geb. 1501 zu Rössel (Ermeland), Polyhistor, Dr. med., eine zeitlang Prof. des Griechischen zu Frankfurt a. d. O., † 1552 zu Lebus. Vgl. Pökel S. 303 und 304, wo seine Schriften verzeichnet sind. b) Erasmus Willich, geb. 1584 zu Frankfurt a. O., 1613 sächs. Hof-Diakonus zu Prettin, lebte zuletzt in Zittau, † 1642. In Hilspachs Bücherverzeichnis ist natürlich der erstere gemeint.

[4]) Chytraeus, eiglt. Kochhafe. Es gab 3 Gelehrte dieses Namens. Der obige ist David Ch., geb. 1530 zu Ingelfingen, studierte in Tübingen und Wittenberg, Prof. in Rostock, † 1600. Er schrieb neben anderm eine Catechesis recens recognita. Vit. 1562 (8).

[5]) Spangenberg (Joh.): Epistolae, quae dominicis diebus . . . . proponuntur. Francof. 1570.

[6]) Calepinus (Ambrosius), geb. 1436 zu Calepio bei Bergamo, Augustinermönch, † 1511 zu Bergamo: Dictionarium septem linguarum; Neudruck: Basel 1570. Fol.

[7]) Perottus (Perotti) Niccolo, 1430—80, aus Sassoferrato, Sekretär mehrerer

T. Liuius.
Jo. Sleidanus.
Chiliades Erasmi.[1])
Lexicon Graecum.
In officia Cicero:[nis] Hieron. Wolfius.
Quinctilianus.
Homerus.
Priscianus.
Lactantius.
Chronicon Carionis.[2])
Organon Aristotelis.
Margarita Poëtica.
Erasmus de duplici Copia.[3])
Sphaera: Jo de Sacro Busto.[4])
Sphaera: Peucri et Cornelii Vale[rii].[5])
Institutiones Justiniani.
Andreas Perneder[6]) In Institut.
Vergilius.
Terentius.
Horatius.
Ouidius.
Palingenius.[7])

---

römischen Päpste, schrieb neben vielem andern: cornucopiae s. lat. l. commentariorum opus. Ven. 1489. S. Pökel S. 204.

[1]) Adagiorum chiliades (1506).

[2]) Cario (Jo.), Prof. der Rechte zu Frankfurt a. d. Oder (1499—1538). Seine „Teutsche Chronica“ erschien zu Augsburg 1533. 4°.

[3]) Dieses Buch: De duplici rerum ac verborum copia, enthaltend eine Anleitung zu stilistischen und rhetorischen Übungen, erschien 1512.

[4]) Nach M. Cantor „Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik“. Bd. 2, S. 80 (Leipzig 1892) „kommt der Name des Johannes de Sacrobosco noch in mehrfachen Formen vor als Sacrobusto (Umbildung aus Sacrobusco!), Sacrobuschus oder englisch als John of Holywood, bezw. Holybush. Als sein Geburtsort wird meistens Holywood (jetzt Halifax) in Yorkshire angenommen. Andere halten Holywood bei Dublin für die Heimat des Gelehrten, noch andere lassen ihn in Nithsdale in Schottland geboren sein. Jedenfalls studierte Sacrobosco, wie wir mit zwar unrichtiger, aber häufiger alleiniger Benützung des Heimatsnamens sagen wollen, in Oxford und lehrte später Astronomie und Mathematik in Paris. Dort starb er im Jahre 1256, wie aus seiner Grabschrift hervorgeht. Die Geschichte der Astronomie nennt mit Fug und Recht sein Werk über die Weltkugel, De sphaera mundi, ein gutes Buch für eine schlechte Zeit und begründet dieses Urteil mit dem Hinweise auf den Beifall, welchen volle drei Jahrhunderte dem ganz unselbständigen Werke, einem Auszuge aus dem Almagest und einigen arabischen Astronomien, spendeten.“ Sein „Libellus de Sphaera“ erschien z. B. noch 1545 zu Wittenberg.

[5]) Peucer Caspar, Dr. med., geb. zu Bautzen, studierte in Wittenberg, später Prof. daselbst, Schwiegersohn Melanchthons, zuletzt fürstl. Leibarzt in Zerbst, † 1602; schrieb einen „Libellus sphaericus.“

Valerius Cornelius, geb. 1512 zu Utrecht, studierte in Löwen, dann Prof. daselbst, † 1578; schrieb: „Sphaera“ und „Institutiones physicae.“

[6]) Perneder Andr., deutscher Rechtsgelehrter in der Mitte des 16. Jahrhunderts, schrieb: Institutiones iuris civilis.

[7]) Palingenius, Marcus Stellatus, italienischer Arzt um die Mitte des

Dialectica et Rhet. PM (= Philippi Melanchthonis).
Dialectica et Rhet. Reufsneri.[1])
Dialectica Rodolphi Agricolae.[2])
Dialectica Lofsii.[3])
Physica Valerii[4]) et Ph. M. (= Philippi Melanchthonis).
Ethica M. (= Ph. Mel.) et Cornelii Valerii.
Officia Ciceronis.
Mores omnium gentium. Justinus. Apophthegmata Erasmi.[5])
Senecae Tragoediae. Orationes Ciceronis.
Epistolae Cicero[nis] [ad] familia[res].
Epistolae Cicero[nis] ad Atticum; Epistolae Longolii.[6])
Epistolae Sadoleti.[7])
Opera Eobani Hefsi.
Commentarii Caesaris.
Valerius Maximus. Flores Poetarum.
Gramm. Graeca Clenardi.[8])
Isocratis orationes.

2.

Ein Gymnasiallehrplan aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Im XXXIII. Band dieser Zeitschrift (Jahrg. 1897) ist ein Aufsatz von mir abgedruckt (S. 237—51), der die Aufschrift trägt: „Zur Geschichte des Gymnasiums zu Trarbach.“ Darin ist auch das Verzeichnis

16. Jahrh., lebte meist in Rom, schrieb: Zodiacus vitae, Ven. s. a. (c. 1531), s. Pökel S. 199. Hingegen kann Rowland Wilh. aus Worcester in England, der unter dem Namen Palingenius Rolandus Gedichte, zum Teil in lateinischer, zum Teil in engl. oder franz. Sprache schrieb und 1656 zu Paris starb, in unserm Verzeichnis vom Jahre 1580 selbstverständlich nicht gemeint sein.

[1]) Reusner Nikolaus (1545—1602), Dichter und Jurist, Prof. zu Strafsburg, auch Professor und Rektor zu Lauingen, ferner zu Jena (nach Pökel: zu Basel), poeta laureatus; verfafste Gedichte und historische Schriften.

[2]) Agricola Rudolf (1443—1485), geb. zu Baffeln bei Gröningen, lebte seit 1476 in Italien, seit 1483 in Heidelberg und Worms, schrieb unter anderm: De inventione dialectica l. III (unvollst.), Löwen 1515, und Compendiaria dialectices ratio, Hag. 1521.

[3]) Lossius (Lofs oder Lotze?) Lucas, geb. 1508 zu Vach(a?), stud. in Wittenberg, Rektor in Lüneburg, † 1582, schrieb: Erotemata gramm. lat. Frcf. 1564, Adnotatt. in Gr. Melanchthonis 1565 und Erotemata dialectica et rhetorica, Lips. 1573.

[4]) In der Abschrift des Herrn Eid findet sich hier aus Versehen: Veleurionis, zu verbessern in: Valerii (Cornelii). Siehe oben!

[5]) Vollständiger Titel: Apophthegmata ex optimis utriusque linguae scriptoribus, 1531.

[6]) Longolius (de Longueil) Christoph, 1488—1522, aus Mecheln, Jurist und Parlamentsrat in Paris, lebte seit1518 in Padua Oratt. II Epp., schrieb Flor. 1524.

[7]) Sadoletus Jakob (1477—1547), geb. zu Modena, Sekretär des Papstes Leo X., Kardinal in Rom: Epp., Lugd. 1560, Epp. proprio nomine scriptae, Rom 1760.

[8]) Clenardus (Cleynaerts) Nicolaus (1495—1542), geb. zu Diest (Brabant), gest. zu Granada, schrieb: Institutt. ac meditatt. in ling. gr., Sorau 1530, Meditatt. Graecanicae, 1531. Seine „Institutiones linquae Graecae“ wurden wiederholt 1571 und 1588.

der Lektionen enthalten, welche während des Wintersemesters 1780/81 „traktiret" wurden. Im Folgenden will ich einen Nachtrag hiezu liefern, indem ich ein anderes mir inzwischen bekannt gewordenes Lektionenverzeichnis, das sich gleichfalls auf das Trarbacher Gymnasium bezieht, hier zur Veröffentlichung bringe. Dasselbe ist auf ein Doppelquartblatt, das oben links auf der ersten und dritten Seite den Registraturvermerk „ad Num. 573" trägt,[1]) sauber und deutlich geschrieben, jedoch ist diese Niederschrift nicht ganz frei von Schreibfehlern, deren einige, offenbar von einer zweiten Hand, im Text verbessert worden sind. Eine Angabe bezüglich des Ortes und des Jahres fehlt zwar, doch unterliegt es keinem Zweifel, dafs der Inhalt des Blattes sich nur auf das Trarbacher Gymnasium beziehen kann. Denn es werden darin die nämlichen Lehrer genannt wie in dem gedruckten Jahresbericht dieser Schule von 1781: Professor Touton sowie Pfarrer und Kollaborator Röhde. Hingegen fehlt der dort noch als weitere Lehrkraft aufgeführte Konrektor Friedrich Franz oder sein Nachfolger. Ebenso werden keine Lektionen für den elementaren Unterricht im Lateinischen und Griechischen, in der „Cörperlehre" u. s. w. erwähnt, die laut der „Kurzen Nachricht" vom Jahre 1781 eben diesem Franz als seine Lehraufgabe zugewiesen waren. So liegt denn die Annahme sehr nahe, dafs unser Lektionenverzeichnis unvollständig sei, und deshalb die Lektionen des Konrektors darin fehlen. Aus dem Umstande, dafs in dem gedruckten Jahresbericht von 1781 auf dem Titelblatt Johannes Touton als Professor und Rektor bezeichnet ist, in diesem handschriftlichen Verzeichnis hingegen nur als Professor, darf man meines Erachtens kaum mit Bestimmtheit schliefsen, dafs Touton in dem Jahre, welchem unser Verzeichnis angehört, noch nicht Rektor gewesen sei. Denn er erteilt auch jetzt, wie 1780/81 den Unterricht in der Prima, und kein anderer ist statt seiner als Rektor genannt. Also wird er auch damals bereits oder damals noch Vorstand der Anstalt gewesen sein. Dafs er in diesem Verzeichnis blofs Professor genannt ist, dürfte leicht einen rein zufälligen Grund haben: es fehlt eben die Titelseite, auf welcher doch der Ort der Schule, das Jahr und der Rektor mit Namen genannt sein mufsten. Folglich läfst sich zwar das Jahr, um das es sich hier handelt, nicht mit Sicherheit bestimmen; immerhin aber dürfen wir mit gutem Grunde das Lektionenverzeichnis, wie ich es oben gethan habe, in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts (etwa 1770—1790) setzen.

Nach diesen Vorbemerkungen lasse ich nunmehr den Wortlaut folgen:

Verzeichnis der Lektionen der Primaner bey Herrn Professor Touton.

1. In der Theologie.[2]) de ministerio ecclesiastico bis zu dem Capitel de resur[r]ectione.

---

[1]) Das betreffende Quartblatt war ohne Frage amtlich an die vorgesetzte Behörde, das luther Konsistorium in Zweibrücken, eingeschickt worden.

[2]) Auch in dem Jahresbericht von 1781 findet sich statt der heutigen Bezeichnung „Religionslehre" die obige: Theologie; als Lehrbuch ist dort „der Baumgarten" genannt.

2. In den Orationen Ciceronis, die Reden vor[1]) den T. Annius Milo, und vor den M. Marcellus, vor den Q. Ligarius, und vor den König Dejotarus.

3. In den Officien Ciceronis, die Paradoxa, und Somnium Scipionis und in dem ersten Buch XXII.[2])

4. In den Episteln Ciceronis vom 4. bis zum 9. Buch.

5. Im Curtius Rufus vom VIII. Buch bis an das Ende, und hernach noch aus dem Julius Caesar Im ersten Buch[3]) XLIV.

6. In den Selectis Historiis[4]) XXX Capitel.

7. Im griechischen wurde in der Gesners Christomathia[5]) gemacht. der gantze Xenophon.[6])

8. Im Französischen wurde[7]) im Siecle de Louis XV XXXIX. Capitel explicirt.

9. In der Oratorie wurd[8]) de elegantia bis zum 5. Capite durchgegangen.

10. In der Historie wurde im Efsig. vom Ferdinand dem ersten bis zum Ende des Westphälischen Friedens.[9])

11. Im Hebräischen wurde vom 32. Capitel des Ezechiels bis zu Ende und hernach der gantze Hoseas und der Joel.[9])

---

[1]) Zwischen „vor“ und „für“ wurde damals noch nicht so genau unterschieden wie jetzt. Auch in der Schriftsprache gebrauchte man, wie obiges Beispiel zeigt, „vor“ im Sinne unsers „für“. Ebenso sehen wir dies z. B. regelmäfsig in den Briefen des Zweibrücker Rektors Georg Christian Crollius aus der nämlichen Zeit, sowie bei Schiller und Goethe. Die Sprache des Volkes in der Pfalz verwendet jetzt noch ausschliefslich „vor“ im Sinne des schrifthochdeutschen „vor“ und „für“; letztere Form der Präposition kennt der Volksmund garnicht.

[2]) Diese Ziffer ist mit einer andern Tinte geschrieben als das übrige, ebenso unten in Nr. 5: XLIV. Auf welche Schrift Ciceros bezieht sich diese Angabe: „in dem ersten Buch“? Wie mir am wahrscheinlichsten ist, auf die vorausgehenden Worte: „in den Officien Ciceronis“; dann ist allerdings „und“ zu streichen. Oder es ist vielleicht nach „Off. Ciceronis“ ausgefallen: „das zweite Buch“, worauf dann folgte: „und in dem ersten Buch XXII“ (erg. Capitel). Auf jeden Fall sind die Worte so, wie sie oben stehen, nicht in der richtigen Ordnung niedergeschrieben.

[3]) Hier vermifst man die Angabe, ob das Bellum Gallicum oder civile gemeint ist. Im Jahresbericht von 1781 lesen wir: „In dem Jul. Cäsar das III. Buch de Bello civili.“

[4]) Ebenda finden wir den vollständigen Titel dieser Chrestomathie: Historiae ex profanis scriptoribus selectae ohne Angabe des Verfassers).

[5]) Das Wort „Griechischen“ ist klein geschrieben und Chrestomathia mit i nach r statt mit e.

[6]) Die Worte: „der gantze Xenophon“ sind mit anderer Tinte geschrieben und von einer andern Hand hinzugefügt. Der Punkt nach „gemacht“, d. h. „übersetzt, fertig gebracht“, ist offenbar sinnstörend. Gemeint ist jedenfalls, dafs alle aus Xenophon genommenen Stücke in der Gesnerschen Chrestomathie übersetzt wurden.

[7]) Schreibfehler statt: wurden.

[8]) Verschrieben für „wurde“. — Das Fremdwort „Oratorie“, wohl nach dem Muster von „Historie“ aus lat. oratoria (sc. ars), der zuerst bei Quintilian vorkommenden Übersetzung des griechischen ἡ ῥητορική, geprägt, begegnet mir hier zum erstenmal. Im Jahr 1781 wurde durchgenommen: „In der Redekunst nach dem Ernesti das I. und II. Capitel der II. Sect. des I. Teils: De Exordio und De Narratione.“

[9]) Hier ist überall hinzuzudenken: „durchgenommen“, bezw. übersetzt.

12. In der Geographie wurde im Büsching vom Burgundischen Creis bis zum Westphälischen.[1])

Verzeichnifs derjenigen Lectionen bey Herrn Pfarrer Röhde.

1. Im Hebräischen vom 19. bis zum 36. Psalm.[1])

2. In den Antiquitaeten der Römer wurde de comitiis usque vestes mulierum.[2])

3. In dem Virgil vom Landbau von dem ersten bis in das 3. Buch und hernach in den[3]) Aeneiden vom 2. bis in das 3. Buch.[4])

4. In dem Salustius bellum Catilinarium und im Jugurtinischen Krieg 79 Capitel.[4])

5. Im Französischen wurde im Telemach vom 10. bis in das 14. Buch explicirt.

6. Im Griechischen wurde im neuen Testament von den Galatern bis zu den Hebräer.[5])

7. Im Rechnen wurde wie gewöhnlich nach Bütners Rechenbüchelein fortgefahren.

8) In der Mathesis[6]) Cap. I de principiis geometriae bis zum IV. Capitel § 73.

9. Im jus Naturae V Cap. de officiis pactorum ad dominium pertinentium, und 6. und 7. Capitel de Conjugio et Familia.

10. In der Logic. wurde[7]) II Capitel de examinandis dijudicandisque definitionibus enunciationibus, Sillogismis[7]) demonstrationibus und das 3. und 4. Capitel de libris legendis interpretandis dijudicandis.[8])

Hiemit endigt unser Verzeichnis, das, wie schon bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit nach unvollständig ist. Denn es fehlen darin die in dem gedruckten Jahresbericht verzeichneten Lectionen des Konrektors Friedrich Franz, der 1780/81 in der obersten Klasse sowie in der „zwoten" Unterricht erteilte. Das Nähere hierüber ersieht man aus meinem Aufsatz a. a. O. S. 248 und 249. Auch von „exercitia domestica", deren in jenem Jahr im Griechischen wöchentlich zwei, im Französischen wöchentlich eines „eingegeben" und korrigiert wurde,

---

[1]) Hier ist überall hinzuzudenken „durchgenommen", bezw. übersetzt.

[2]) Auch hier dieselbe Ellipse: „der Lehrstoff durchgenommen" oder „explicirt". — Heutzutage macht man die Schüler in einer entschieden anregenderen und durch mannigfache Anschauungsmittel belebten Art und Weise mit den „Antiquitäten" bekannt.

[3]) Doch wohl Schreibfehler für: „der Aeneiden". Denn hier kann doch schwerlich die Mehrzahlform gebraucht sein. Der Name „Äneide" ist wohl wie ein deutscher weiblicher Eigenname, z. B. Luise, Marie, nach der schwachen Beugung behandelt.

[4]) Ellipse wie oben!

[5]) Auch hier ist das Zeitwort zu ergänzen. Das n des Dativs Pl. ist wohl versehentlich weggelassen.

[6]) Nach dem gedruckten Jahresbericht wurde 1780/81 „nach dem Ernesti das II. Cap. de ratione et proportione, und das III. de numerorum fragmentis" durchgenommen.

[7]) Verbessere: wurden" und: „Syllogismis".

[8]) In dem Jahresbericht von 1781 finden wir beim Fache der Logik folgende Angabe: „nach dem Ernesti der praktische Teil der Definitionen, Enunciationen, Syllogismen und Demonstrationen."

ist in unserm Verzeichnis keine Rede. Es könnte nun den Anschein haben, als ob das frühere herzoglich Zweibrückische Landesgymnasium zu Trarbach gar keinen eigentlichen Unterbau gehabt habe. Dies war aber doch nicht der Fall, wie wir aus folgender Angabe des öfter erwähnten Jahresberichtes über die Organisation der Schule ersehen: „Also bestehet nun unsere Schule, wie gesagt, aus zwey Classen: dann die untere teutsche Schule hat mit den Obern (erg.: Classen)[1]) weiter keinen Zusammenhang, als dafs darinn mit den Stadt-Kindern ein Anfang zum Latein gemacht, und welche wollen und fähig sind, in die Zweyte rücken können, und dafs ein jemaliger Cantor wöchentlich vier Stunden öffentlich von 10 bis 11 im Sommer, und Winters die Woche zwey mal in der Vocalmusik; in der Instrumentalmusik aber jedem, welcher will, für seine Bezahlung Unterricht giebt. Diese zwey Classen haben aber jede zwey bis drey Ordnungen, nach der verschiedenen Fähigkeit der Schüler, damit kein Lehrling versäumet werde" (S. 17). Demnach umfafsten die zwei Klassen je nachdem je 2—3 Abteilungen in sich. Es liegt auf der Hand, dafs ein solcher Abteilungsunterricht an die drei Lehrer der Schule bedeutende Anforderungen stellte. Denn die naturgemäfs mit einer solchen Einteilung der Schüler und der dadurch bedingten Gliederung und Abstufung des Unterrichts verbundenen Schwierigkeiten dürften nicht unerheblich gewesen sein. Dafs aber ständig drei Lehrer an der Anstalt wirkten, geht auch aus der weiteren a. a. O. sich findenden Mitteilung hervor: „Und da der bisherige Conrektor Franz abtritt, weil er zur Pfarre von Traben berufen worden, so ist seine Stelle durch unsern Landsmann Steinhauer von Castellaun, bisherigen geschickten Lehrer am Pädagog zu Giessen, schon wieder ersetzet." Folglich spricht die Nichterwähnung des Letztgenannten, angenommen, dafs unser Verzeichnis aus einem Jahre nach 1781 stammt, ebenfalls dafür, dafs dasselbe nicht ganz vollständig ist. Nur billigen mufs man es, dafs unter solchen Verhältnissen mit der Arbeitsverteilung unter die drei Lehrer von Zeit zu Zeit abgewechselt wurde. Dies erfahren wir ebenda aus folgender Notiz des Verfassers des Jahresberichtes von 1781, des Rektors Touton: „Es ist nur noch übrig, dafs ich das Schema Lectionum beyder Classen beyfüge, worinne doch von Zeit zu Zeit, nachdem man es vor nöthig findet, Änderungen zum Besten der Schule getroffen werden können, und bisher getroffen worden sind: wie dann noch diesen Winter die Lehrer sich mit Genehmigung ihrer Obern vereint haben, in beyden Classen abzuwechseln; theils um den Conrektor wegen seiner Menge Schüler ein wenig verschnauben zu lassen, theils durch Veränderung der Lehrer, den Schülern neue Lust und einen Eifer zu machen." In diesem Zusammenhang erwähne ich noch die S. 18 zu lesende Bemerkung über die an der Schule gebrauchten Schulbücher: „Schulbücher sind nicht in allzugrofser Menge (erg. vorhanden), um die Schüler nicht zu verwirren, nach der Regel: Ne multa, sed multum,

[1]) Oder lies: der Obern (erg.: „Schule").

und um die Eltern in Ausgaben zu schonen.“ Gewifs ein ganz vernünftiger Grundsatz, der freilich heutzutage vielfach nicht nach Gebühr beherzigt und befolgt wird!

Schliefslich seien mir noch einige Bemerkungen über den mitgeteilten Lehrplan selbst verstattet! Vor allem fällt uns da das ganz bedeutende Überwiegen des Lateinischen gegenüber allen anderen Unterrichtsfächern auf. Wieviel wurde doch hier aus Cicero, Curtius Rufus, Cäsar, Sallust und Vergil, ungerechnet die Anthologie der „Selectae Historiae“, in beiden Klassen übersetzt, und wie gar bescheiden nimmt sich, damit verglichen, der Lehrstoff im Griechischen aus! Abgesehen von Xenophon lernten die Schüler keinen griechischen Schriftsteller kennen, weder Homer noch Sophokles, weder Plato noch Demosthenes! Und selbst Xenophon wurde ihnen nur durch Auszüge in Gesners Chrestomathie bekannt. Dafs man früher das Lesen des Neuen Testamentes in der Ursprache nicht zum Unterricht in der Religionslehre rechnete, wie heutzutage, sondern als einen integrierenden Bestandteil des Unterrichtes im Griechischen ansah, ist ja allgemein bekannt. Leider ist die Zahl der Unterrichtsstunden, welche auf die einzelnen Fächer entfielen, in unserm Schriftstück nicht angegeben. Diese müfste man aber eigentlich wissen, um über das Verhältnis der verschiedenen Unterrichtsgegenstände zu einander und ihre Bedeutung innerhalb des Rahmens des gesamten Lehrplanes sich ein völlig zutreffendes Urteil bilden zu können.

Die Zeit, aus der unser Lektionenverzeichnis stammt, war die Periode der „Aufklärung“. Die Philosophie war damals unbestritten die führende Wissenschaft, und die ganze Denkweise der Gebildeten, der leitenden Kreise des Volkes, war daher von dieser philosophischen Richtung des Zeitalters ergriffen und wurde durch sie wesentlich bestimmt. Es ist darum nicht zu verwundern, dafs man sich bemühte, das Studium der Philosophie auch im Kreise des Gymnasialunterrichtes zur Geltung zu bringen. So treffen wir denn überall in jener Zeit die Philosophie als eine Sparte des Lehrplanes deutscher Gymnasien an. Wie in Trarbach ausgewählte Abschnitte aus einem Lehrbuch der Logik [1]) sowie einige Kapitel aus dem „Naturrecht“ und 1780/81 Logik nach dem Lehrbuch von Ernesti und, nach ebendemselben, mehrere Hauptstücke aus der philosophischen Sittenlehre im Unterricht behandelt wurden, so finden wir im Lektionenverzeichnis des Gymnasiums in Buchsweiler [2]) 1781/82 in der zweiten Klasse (zweitobersten von

---

[1]) Zur Logik wurden auch gerechnet „das 3. und 4. Capitel de libris legendis interpretandis dijudicandis“, worunter doch nichts anderes verstanden werden kann als eine Einführung in die Grundsätze der Exegese (Interpretation) und Kritik und überhaupt eine Anleitung zum richtigen Lesen und tieferen Verständnis von Schriftwerken. Dies alles aber subsumiert man schon lange nicht mehr unter dem Terminus „Logik“. So lehrt denn dieses Beispiel, wie dehnbar und wechselnd hinsichtlich ihrer Bedeutung im Sprachgebrauch die Bezeichnungen wissenschaftlicher Begriffe und Fächer vielfach sind.

[2]) Titel: „Zu dem vom 18.—21. März zu haltenden Examen und der am Freitage darauf folgenden Feierlichkeit ladet alle Vorsteher, Gönner und Freunde unsers Gymnasiums ein Prof. Seybold, Buchsweiler 1782, gedruckt zu Pirmasens

4 Klassen) als 14[ten] von 16 Lehrfächern die Logik vertreten, worin „die ersten Grundsäze“ durchgenommen wurden, sodann in der ersten Klasse an gleicher Stelle: „Philosophie, Einleitung, die Seelenlehre nach eigenen Diktaten, und von Brieglebs Logik die ersten 10 §“. Aufserdem steht unter den an erster Stelle verzeichneten „Kollegien“ am 8. (letzten) Platz die Philosophie mit diesem Pensum: „Einleitung — Etwas von der Geschichte der Philosophie; und Psychologie, nach Feder.“ Dieses Verzeichnis von „Kollegien“ nennt weiter aufser Theologie und Hebräischer Sprache auch die Anfangsgründe der syrischen und arabischen Sprache, Übung im Reden in französischer Sprache, ferner in der „Römischen Sprache“ die schönsten Oden des Horaz und dessen Dichtkunst ganz, sowie Stücke aus dem Livius, Sueton, Justin, Cäsar etc. in Seybolds Anthologie, im Griechischen Markus, Lukas, die vier letzten Kapitel der Apostelgeschichte und den Römerbrief, Exzerpte aus verschiedenen griechischen Historikern nach Seybolds historischer Anthologie sowie „die Nekyomantie aus Homers Odyssen“, [1]) den Streit wegen der Waffenrüstung des Achilles aus dem Quintus Calaber, und den Schild Achills aus der Iliade Homers, endlich: „Mathematik — die reine nach Wolf, ganz.“ Dazu die Bemerkung: „Übrigens haben die Studenten auch noch die öffentlichen Lehrstunden der Geschichte, der Naturhistorie etc. besucht.“ Hieraus geht klar hervor, dafs mit „den vier obern Klassen“ des Buchsweilerer Gymnasiums ein Lycealkursus verbunden war. Was nun die Auswahl des Stoffes und die Art und Weise des Unterrichtes in der Philosophie betrifft, so wird wohl niemand sich besinnen, Buchsweiler den Vorzug vor Trarbach zuzuerkennen. Denn eine zweckmäfsige Einleitung und einiges aus der Geschichte der Philosophie sowie Psychologie oder Seelenlehre waren ohne Frage für diesen einführenden Unterricht geeignetere Stoffe als die uns seltsam anmutenden Materien aus dem jus Naturae: de Conjugio et Familia und officia pactorum ad dominium pertinentium. Ob wohl die Jugend für diese letzteren Dinge grofses Interesse gewonnen hat? Das Studium der Logik, von jeher die unerläfsliche Grundlage jeder gründlichen Beschäftigung mit der Philosophie, war beiden Anstalten gemeinsam. In Buchsweiler aber bediente man sich der deutschen Sprache bei dem in das schwierige Gebiet der Philosophie einführenden Unterricht, in Trarbach hingegen legte man demselben lateinisch abgefafste Lehrbücher zugrunde. Dadurch wurde jedenfalls die Fafslichkeit dieses Lehrgegenstandes nicht erhöht, im Gegenteil, die Gefahr nahegerückt, dafs man auf den Abweg eines blofs nominalistischen Wissens und einer vorwiegend memorialen Aneignung der einschlägigen Wissensobjekte geriet.

Zufälligerweise bin ich auch im Besitz des Verzeichnisses „der halbjährigen am 19. Oktober 1797 anzufangenden Winter-Lektionen auf dem

---

mit Seeligischen Schrifften.“ Buchsweiler im Elsafs, das jetzt noch sein Gymnasium besitzt, gehörte bis zur französischen Revolution zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg und hatte damals zum Landesherrn den in Pirmasens residierenden Landgrafen von Hessen, Ludwig IX.

[1]) Vgl. oben: „der Äneiden“!

Königlichen Gymnasium zu Ansbach." Der damalige Rektor und Professor, Kgl. Konsistorialrat Joh. Melch. Faber, trug in der sechsten Klasse die Dogmatik nach Seileri Comp. doctrinae christ. vor und erklärte wöchentlich zweimal die in Harlesii anthologia lat. poet. befindlichen Stücke aus dem Lucretius u. s. w., erteilte aber keinen Unterricht in der Philosophie. Hingegen trug Georg Friedrich Daniel Goefs, Professor der Geschichte und Philosophie an dem Carl Alexandrinum und Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Erlangen, in vier wöchentlichen Stunden die Brandenburgische Geschichte und dreimal in der Woche das Naturrecht vor, „beide Disciplinen nach eignen Entwürfen". In der 5. Klasse, die hiefür etwa noch inbetracht kommen könnte, finden wir nichts von Philosophie erwähnt. Folglich beschränkte sich damals in Ansbach der philosophische Unterricht auf den Vortrag des Naturrechts in der obersten Klasse.

Über die Unterrichtserfolge und die Methodik hinsichtlich dieses Faches geben uns die damals üblichen Lektionenverzeichnisse, die unsern Jahresberichten entsprechen, nicht die geringste Andeutung. Dafs dieser Unterricht in der Philosophie über das, was man in unserm Jahrhundert „philosophische Propädeutik" zu nennen pflegt, nicht viel hinausgekommen sei, dürfte wohl allgemein zugestanden werden. Dafs hiebei auf die Lehrmethode und die Individualität des Lehrers aufserordentlich viel ankam, noch mehr als in den meisten andern Fächern, wird man auch, ohne auf Widerspruch zu stofsen, behaupten können. Wie es mit dem thatsächlichen Erfolge dieses Unterrichtes bestellt gewesen ist, darüber liefse sich nur auf Grund bestimmter Zeugnisse etwas Sicheres aussagen. Solche aber stehen mir nicht zugebote. Die fähigeren Köpfe unter den Schülern werden wohl nicht ohne mannigfache Anregung und bleibenden Gewinn für ihre gesamte geistige Entwicklung diese Lehrstunden besucht haben, vorausgesetzt, dafs der betreffende Lehrer den mit diesem Unterrichtsgegenstande auf der Stufe des Gymnasiums nun einmal unzertrennlich verbundenen besonderen Schwierigkeiten völlig gewachsen war. Mag man über die Frage, ob auf der obersten Stufe der humanistischen Mittelschule überhaupt ein Unterricht in den Philosophie erteilt werden soll oder nicht, denken, wie immer man will — ihre praktische Bedeutung hat ja diese Frage für unser engeres Vaterland schon seit einer Reihe von Jahren verloren!, — auf keinen Fall darf man meines Erachtens den Männern, welche vor mehr als hundert Jahren die Einführung der Philosophie in den Kreis der gymnasialen Lehrfächer durchsetzten, die Anerkennung versagen, dafs sie von dem ernsten Bestreben sich leiten liefsen, die zu ihrer Zeit in der Wissenschaft und im geistigen Leben der Gebildeten vorherrschenden grofsen Ideen, die auch auf das damalige Staats- und Rechtswesen einen mächtigen Einflufs ausübende philosophische Denkweise zum Zwecke weiterer Verbreitung und tiefer gehender Wirkung nach Thunlichkeit auch in den Bereich des höheren Schulwesens einzuführen und für die Aufnahme in den Unterrichtsbetrieb passend zu gestalten. Niemals wird man wohlgemeinten Versuchen, die neuen Erkenntnisse und Grundsätze, welche ein Zeitalter von oben bis unten bewegen und durch-

dringen und Aussicht auf gangbare neue Wege für wertvolle Kulturfortschritte eröffnen, auch der Schule, d. h., von den Universitäten abgesehen, in erster Linie der Mittelschule, zur Aneignung zu übermitteln, um mit Hilfe dieses Kanals ihre Weiterleitung und allgemeinere Verbreitung zu ermöglichen, ohne weiteres jede innere Berechtigung absprechen dürfen, natürlich nur unter der Voraussetzung, dafs man dabei verständig, mafsvoll und mit pädagogischem Takt zu Werke geht. Keine Schule, sie heifse, wie sie wolle, darf den Zusammenhang mit dem Leben, darf die Fühlung mit dem Pulsschlag der Gegenwart ganz verlieren; sonst wird sie mit Naturnotwendigkeit an sich selbst Schaden leiden. Jedoch mufs das Neue, das die Schule aufnehmen und in ihren Organismus eingliedern soll, ihrem Wesen verwandt und gemäfs sein, sodafs eine wirkliche, innerliche Aneignung, ein gleichsam organisches Anwachsen des Neuen an das Alte möglich und durchführbar ist. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet kann man, wie ich glaube, die Versuche der Gegenwart, das Wichtigste aus der Lehre von der Staatsverfassung und den Pflichten und Rechten des Staatsbürgers als sogenannte „Bürgerkunde" der Kenntnis unserer Primaner zu vermitteln, zum mindesten für ebenso berechtigt erklären als den Betrieb des philosophischen Unterrichts am humanistischen Gymnasium vor hundert Jahren. Über das „Wie?" gehen freilich die Ansichten noch sehr auseinander. Noch gröfser sind die Schwierigkeiten, die sich ergeben würden, falls man einmal damit Ernst machen wollte, auch die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre unsern Gymnasiasten in den obersten Klassen klar zu machen, um in ihnen das Interesse für die grofsen volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen und Aufgaben der Gegenwart möglichst früh zu wecken. Wie weit freilich solche Anforderungen ohne besondere Schwierigkeiten und mit wirklichem Nutzen für die Jugend erfüllt werden können, darüber wird man erst dann mit der wünschenswerten Sicherheit urteilen können, wenn einmal eine Reihe von Jahren hindurch von verschiedenen Seiten der nämliche Versuch unternommen und so eine ausreichende Erfahrungsgrundlage gewonnen worden ist.

Eine andere Parallele möchte ich noch mit wenigen Worten berühren: wie man es heutzutage wohl überall für unerläfslich hält, dafs in den Geschichtsunterricht am Gymnasium auch die neueste Zeit, die Periode von 1815 bis zur Gegenwart, einbezogen werde, so vervollständigte man schon gegen Ende des 18. Jahrh. den Unterricht in der Geschichte durch Berücksichtigung der neuesten Zeit. So gibt das Buchsweilerer Lektionenverzeichnis für die erste Klasse als Pensum in der Geschichte an: „nach Schrökh von Adam bis Karl dem Grofsen," daneben aber unter Nr. 12 (als eignes Fach!): „Zeitungen" „oder Repitition (sic!) der Geographie, und neueste Staatengeschichte." Leider erfahren wir nichts Näheres darüber, welche Staaten hiebei vornehmlich inbetracht kamen und bis zu welchem Zeitpunkte man die neueste Staatengeschichte sich erstrecken liefs. Bei der zweiten Klasse finden wir diese Angaben: 7. Geschichte: Hauptepochen nach Schrökh von S. 1—49, 12. Zeitungen: „wie

die Erste Klasse". Ebenso heifst es unter 11: „Einleitung in die Geographie", 13: „Mythologie": „gleichfalls", d. h. „wie die Erste Klasse"; desgleichen unter 10: „Naturgeschichte". Der Ausdruck „Zeitungen" in diesem Sinne war mir vorher unbekannt. —

Heutzutage greift die Jugend ebenso wie die grofse Mehrzahl der Alten lieber nach andern „Zeitungen!"

3.

Redeübungen am Zweibrücker Gymnasium unter dem Rektorate des jüngern Crollius.

An den beiden Lektionenverzeichnissen des Trarbacher Gymnasiums fällt uns vor allem auf, dafs in der Naturkunde und in den sogenannten Realien kein Unterricht erteilt wurde. Sodann empfinden wir als eine noch klaffendere Lücke das gänzliche Fehlen eines eigenen Unterrichts im Deutschen. Diese Nichtberücksichtigung der Muttersprache im Kreise der gymnasialen Lehrfächer ist als eine Nachwirkung aus den Zeiten anzusehen, wo das Latein eine unbestrittene Alleinherrschaft in den Gelehrtenschulen ausübte. Zugleich liefs man sich wohl von der Erwägung leiten, dafs ein besonderer Unterricht im Deutschen entbehrt werden könne, da ja das Deutsche die allgemeine Unterrichtssprache sei, und jeder Schüler ohnehin schon im mündlichen wie schriftlichen Gebrauche der Muttersprache hinreichend geübt sei.[1]) Dieser Standpunkt konnte natürlich nur solange behauptet werden, als die Anforderungen, die man hinsichtlich des Deutschen an die gelehrte Mittelschule stellte, manchenorts noch sehr bescheiden waren. Unserm Jahrhundert erst blieb es vorbehalten, überall in deutschen Landen der Muttersprache nach und nach zu dem ihr gebührenden Rechte zu verhelfen und ihre Einreihung unter die Pflichtfächer des humanistischen Gymnasiums durchzusetzen. Es fehlte übrigens be-

[1]) Hiebei ist jedoch nicht aufseracht zu lassen, dafs häufig, z. B. in Trarbach, der Unterricht in manchen Fächern, so in der Redekunst oder „Oratorie", ferner in der Logik, in der philosophischen Sittenlehre, bezw. im Jus naturae, und in der „Mathesis" nach Lehrbüchern erteilt wurde, die in lateinischer Sprache abgefafst waren. — Der auch jetzt noch bei vielen in Geltung stehende Grundsatz, dafs in jeder Lehrstunde deutsch gelehrt, also auch der Schüler im Gebrauch der Muttersprache gefördert werde, ist ohne Frage bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber er ist eben doch cum grano salis zu verstehen! Denn dafs es mit dieser Förderung beispielsweise in den arithmetischen und mathematischen Unterrichtsstunden nicht viel auf sich hat, wird doch kaum im Ernst bestritten werden können. Selbstverständlich soll mit dieser Bemerkung dem grofsen, nach einer andern Seite hin liegenden Werte dieser Disziplinen für die Ausbildung des jugendlichen Geistes in keiner Weise zunahegetreten werden. Beiläufig gestatte ich mir, es hier als meine feste Überzeugung auszusprechen, dafs die an unseren bayerischen Gymnasien schulordnungsgemäfs festgesetzte Zahl von zwei wöchentlichen Lehrstunden für das Deutsche in Klasse 4—7 nicht als ausreichend angesehen werden kann. Die Wichtigkeit gerade dieses Faches und der Umfang der einschlägigen Lehrpensen in den genannten Klassen läfst die Erhöhung der Wochenstunden auf 3 als eine an sich durchaus berechtigte Forderung erscheinen. Diese Frage verdiente einmal eine gründliche Erörterung!

kanntlich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts nicht an solchen Gymnasien in Deutschland, in deren Lehrplan die Pflege der Muttersprache, wenn auch zumeist in engen Grenzen, Berücksichtigung gefunden hatte. Näher auf diesen Punkt hier einzugehen mufs ich mir jedoch versagen, indem ich auf die bekannten Werke über die Geschichte der Pädagogik von Schiller, Paulsen, Schmid und andern verweise. Nur ein einziges mir naheliegendes Beispiel möchte ich anführen, um die Richtigkeit vorstehender Behauptung zu erweisen. In Buchsweiler erscheint das Deutsche unter den 16 Lehrfächern der obersten (ersten) Klasse an elfter Stelle mit: 1. „Übung im Stil, in Briefen etc.; 2. Erklärung der Gedichte in dem 2. Theile der teutschen Chrestomathie“, ferner in der zweiten Klasse an sechster Stelle mit: 1. „Übungen in Briefen, im Erzälen etc.; 2. Erklärung des Ersten Theils der teutschen Chrestomathie.“ Daneben finden wir noch an letzter Stelle, und zwar als besondern Unterrichtsgegenstand verzeichnet,[1]) bei der zweiten Klasse: „Übung im Recitieren schöner moralischer Gedichte“, und bei der ersten an vorletzter Stelle: „Übungen im Recitieren oder Deklamieren“. Hingegen treffen wir im Verzeichnis der durchgenommenen Lehrpensen weder bei der dritten Klasse mit 9, noch bei der vierten mit 6 Fächern das Deutsche als selbständigen Unterrichtsgegenstand an. Höchstens Nr. 8 in der vierten: „Übungen in der Orthographie [und Kalligraphie]“ kann als ein Stück des Unterrichts im Deutschen in Anschlag gebracht werden. Der Deutschunterricht als selbständiges Lehrfach war also auf die beiden obersten Klassen beschränkt.

Wie war es in Ansbach um den Unterricht im Deutschen bestellt? Diese Frage möchte ich auch noch kurz beantworten, da wohl manche Kollegen des Ortes wegen sich hiefür besonders interessieren werden. Das obenerwähnte Lektionenverzeichnis von 1797/98 kündigt an, dafs Rektor Faber in der Oberklasse von 9—11 Uhr Mittwochs lateinische und Samstags deutsche Aufsätze censieren und korrigieren wird. Sonst wird weder über Übungen im deutschen Stil noch über anderweitigen Unterricht im Deutschen etwas bemerkt. Nur bei der dritten Klasse heifst es, dafs der Lehrer Freitags und Samstags von 8—9 „ein Exerzitium aus der Welt- oder Naturgeschichte diktirt mit Hinsicht auf teutsche Orthographie, wozu er die wichtigsten lateinischen Ausdrükke angiebt“. Auch bei den zwei untersten Klassen wird „Unterricht über die teutsche Rechtschreibung“ sowie „Übungen in der Schön- und Rechtschreibe-

[1]) In ähnlicher Weise stofsen wir bei dem Lehrstoff der ersten und zweiten Klasse auf die „Einleitung in die Geographie“ als ein von der „Geographie“ selbst unterschiedenes und für sich besonders gezähltes Fach. Den Inhalt dieser „Einleitung“ bildete Folgendes: „Nach Büsching: vom Kapitel von den Sprachen bis ans Ende und vom Anfange wieder bis zum Artikel vom Handel im zweiten Theile.“ Nebenbei sei bemerkt: auch in der Naturgeschichte wur in Buchsweiler Unterricht erteilt, und zwar für die erste und zweite Klasse zusammen: „vom 14. Kap. nach Schmaling, bis ans Ende, und wieder vom Anfange bis zum 10. Kap. vom Pflanzenreiche,“ ebenso gemeinschaftlich für die dritte und vierte Klasse „nach Büsching von Seite 1—58“.

kunst" erwähnt. In sämtlichen Klassen wurden, und zwar mit besonderm Eifer, wie es scheint, lateinische Exercitien angefertigt, und in den untern Klassen auch schriftliche Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche (aus Gedike's lat. Lesebuch) gemacht und von den Lehrern korrigiert. Über freie Vorträge, die von Schülern der höheren Klassen des damals Königlich Preufsischen Gymnasiums Ansbach von Zeit zu Zeit gehalten worden wären, verlautet in unserer Quelle nicht das Geringste.

Hingegen wurde am Zweibrücker Gymnasium unter dem Rektorate des älteren, Johann Philipp (1721–1767, bezw. 1757), wie des jüngeren, Georg Christian Crollius (1767–1790) den bei besonderen Anlässen regelmäfsig abgehaltenen Redeübungen [1]) grofses Gewicht beigelegt. Während diese beiden Männer, Vater und Sohn, der Zweibrücker Gelehrtenschule vorstanden, gelangte dieselbe zu hoher Blüte und erfreute sich weithin eines guten Rufes. Zu dieser Berühmtheit trugen, abgesehen von der hervorragenden Wirksamkeit der beiden Crollius selbst, namentlich die bekannten Editiones Bipontinae viel bei, die unter dem Rektorate des jüngern Crollius von den tüchtigen Gelehrten und Lehrern der Anstalt Friedrich Christian Exter und Joh. Val. Embser veranstaltet wurden. [2]) Auch Crollius war, besonders in den ersten Jahren, an der Herausgabe der Klassiker hervorragend beteiligt. Von ihm stammt z. B. die Ausgabe des Tacitus, Phaedrus u. a. m. Wollte man indes annehmen, dafs diese Redeübungen ein integrierender Bestandteil des Deutschunterrichts gewesen seien, und dafs sich unter den beiden Crollius der Unterricht in der Muttersprache einer besonderen Pflege erfreut habe, so würde man sich einem grofsen Irrtum hingeben. In Wirklichkeit war das Deutsche während des vorigen Jahrhunderts am Zweibrücker Gymnasium ebensowenig wie an der andern Landesschule, dem Trarbacher, im Lehrplan als eigner Unterrichtsgegenstand vertreten. In dem „Reglement" für das Zweibrücker Gymnasium v. J. 1757, das bei Finger ausführlich wiedergegeben ist, wird eines besondern Unterrichts in der deutschen Sprache mit keinem Worte Erwähnung gethan, und auch aufserdem verlautet in unsern Quellen so gut wie nichts über Pflege des Deutschen im Gymnasialunterricht. Es wurde nur von Zeit zu Zeit, — soviel wissen wir — von G. Chr. Crollius den Schülern der obersten Klasse ein deutscher Aufsatz aufgegeben, den er

---

[1]) In dem von Marg verfafsten Artikel über „Redeübungen" in der Schmid'schen Encyklopädie, 2. Aufl., Bd. 6, S. 888—896, vermifst man einen geschichtlichen Rückblick: man erfährt weder, seit wann Redeübungen überhaupt an Gymnasien in Aufnahme kamen, noch insbesondere, wie es vor hundert Jahren um dieselben stand. Eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung dieses gewifs Beachtung verdienenden Gegenstandes wäre ein lohnender Vorwurf für einen Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Gymnasialpädagogik.

[2]) Vgl. hierüber Herm. Finger: „Altes und Neues aus der dreihundertjährigen Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums" (1859) S. 61 ff. und Friedrich Butters: „Über die Bipontiner und die Editiones Bipontinae", Zweibr. Gymn.-Progr. 1877, 53 S.

dann auch korrigierte und mit seinen Primanern durchsprach. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden ferner, wie anderswo, Übungen in der deutschen Orthographie vorgenommen. Weiterhin will ich hier schon hervorheben, dafs der so tüchtige Schulmann und treffliche Gelehrte — den jüngern Crollius meine ich — seine Philologie oder richtiger, seinen Humanismus, abgesehen vom Unterricht im Lateinischen und Griechischen, fast ganz in seinen ihm ans Herz gewachsenen gründlichen, mitunter freilich auch trockenen historischen und antiquarischen Studien aufgehen liefs. Was insbesondere sein Verhalten gegenüber der jugendfrisch aufstrebenden zeitgenössischen Literatur, besonders der Dichtkunst, betrifft, deren Hauptvertreter doch schon in der Zeit von etwa 1770—90 eines wohlbegründeten Rufes in allen deutschen Gauen sich erfreuten, so legte Cr. eine allzu konservative und einseitige Denkweise an den Tag. Der so wackre Mann hatte — ich glaube ihm hiemit kein Unrecht zu thun — doch etwas von einem sogenannten „Stockphilologen“ und „laudator temporis acti“ an sich, wenn er in einer uns etwas beschränkt und pedantisch vorkommenden Weise rundweg alles ablehnte, was damals von den werdenden Heroen unserer Nationalliteratur den Gebildeten Deutschlands Schönes und Grofses dargeboten wurde. So recht deutlich spiegelt sich diese seine Abneigung und sein inneres Unbehagen gegenüber dem Neuen, das in der deutschen Literatur der 70er und 80er Jahre lebenskräftig sich entfaltete, in folgender merkwürdiger Auslassung wieder, die sich in einem Briefe an seinen Freund Lamey in Mannheim vom 31. Juli 1785 vorfindet: „Verdammt seien die monströse Geburten Schillers und der Goethianer, der Shakespeare, die den jungen Leuten Kopf und Herz verderben, Lessing nicht ausgenommen, und alles was die Grossen und Müssigen der Erden belustigt.“ Scharf sprach er sich namentlich auch über die Aufführung von Schillers Räubern in Mannheim aus. Seine Söhne und Schüler suchte er von dem Lesen moderner deutscher Dichter abzuhalten. Als sein älterer Sohn und der junge (Ernst Andreas) Lamey heimlich Lessings Philotas einstudierten, um das Stück bei der Schlufsfeier am 17. März 1780 aufzuführen, schrieb er an Lamey, den Sekretär der kurpfälzischen Akademie in Mannheim, wie folgt: „Ich kanns wohl leiden, wenn sie so müfsig gehen. Aber ich will Ihnen (= ihnen) kunftig lieber ein lateinisch Drama geben. So mögen sie noch Lateinisch dazu lernen.[1]) Vor etlichen 20 Jahren liefs ich schon aus dem Porée[2]) agiren.“ An einer andern Stelle endlich äufsert er sich in abfälliger Weise über den „sinnlichen“ Lessing.[3])

[1]) Hier lugt doch deutlich der schulmeisterliche Zopf ein wenig hervor! Crollius trug übrigens, wie sein uns erhaltenes Bild ausweist, als Kind seiner Zeit in natura einen wohlgepflegten Haarzopf.

[2]) Porée Charles, französischer Jesuit (1675—1741), gab aufser anderm lateinische Tragödien und Fabulae dramaticae heraus (Paris 1745, 49 u. 61).

[3]) Diese wertvollen Mitteilungen verdanke ich der Güte meines hochgeschätzten Kollegen Herrn Rudolf Buttmann dahier, welcher sich der verdienstlichen Aufgabe unterzieht, aufgrund der ihm vorliegenden Briefe G. Chr.

Dies glaubte ich zur Aufklärung dem Nachfolgenden vorausschicken zu sollen. Wie bereits oben angedeutet, wurden diese Redeübungen gelegentlich der alljährlich in der Regel zweimal stattfindenden Schulfeierlichkeiten veranstaltet. Zu letzteren wurde das Publikum durch gedruckte „Anzeigen" eingeladen, in denen insbesondere die Vorträge verzeichnet standen, die von den hiezu auserwählten Schülern bei den Promotionsfeierlichkeiten gehalten wurden. Durch einen günstigen Zufall sind fünf Einladungsanzeigen dieser Art aus verschiedenen Jahren in meinen Besitz gekommen. Ich teile sie im Folgenden wortgetreu mit. Die erste ist datiert: „Zweybrücken den 28. September 1768" und unterzeichnet: „Georg Christian Crollius, der Fürstl. Schule Rektor." Gerade im vorhergehenden Jahre war Cr. der Nachfolger seines Vaters im Rektorate geworden. Der Eingang lautet folgendermafsen: „Nachdeme die gewöhnliche dreytägige Prüfungen in allen Klassen des Gymnasiums, wir wünschen, zum Vergnügen der Herren Zuhörer, als einer Belohnung des Fleifses der Lehrer und Aufmunterung der studirenden Jugend, geendiget worden; So steht noch die offentliche Promotion und Redeübung bevor, welche wir bereits auf den 30. Sept. Nachmittags angekündiget haben. Wir ermanglen nicht, den gelehrten Freunden unserer Schule und der Bemühungen unserer Jugend von den verschiedenen Auftritten dieser feyerlichen Handlung eine Nachricht mitzutheilen; und bitten zugleich geziemendst alle und jede, welche diese Fürstliche Landes-Schule als ein Kleinod des Landes ansehen, und die gnädigste Vorsicht ihres weisen und gütigen Erhalters, unsers Durchleuchtigsten Herzogs, [1]) über dieselbe mit uns in Ehrfurchtsvoller Dankbarkeit verehren, dafs Sie (= sie) durch ihre Gegenwart unsere Musen ehren und ermuntern wollen." Hierauf heifst es weiter: „Die Handlung werde ich, der Rector, mit einer kurzen und auf unsere Schule gerichteten Rede eröfnen. Sodann werde ich

I. aus der obersten Ordnung als Redner aufführen

1) Christian Peter Erden von Zweybrücken, der in einer Teutschen Rede eine Parallele zwischen den älteren Literatur Schulen[2]) und neuern Anstalten anstellen wird.

2) Wilbrand Jakob Müller von Wolfersweiler,[3]) welcher

Crollius' an Hofrat Andreas Lamey in Mannheim ein Lebens- und Charakterbild unsers rector Bipontinus zu entwerfen.

[1]) Herzog Christian IV, reg. 1735—1775.

[2]) Unter „Literatur Schulen" sind selbstverständlich nicht Schulen oder Richtungen in der Litteratur zu verstehen, sondern die um die Wende des Mittelalters sowie im 16. Jahrh. mit Vorliebe „scholae litteratae" genannten Gelehrtenschulen, die späterhin vorwiegend Gymnasien heifsen. Was für Schulen Crollius dann mit dem Ausdruck „neuern Anstalten" meint, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Schwerlich ist an Schulen technischer Art, die Vorläufer unserer Gewerbe- und Realschulen u. s. w., zu denken. Vielleicht an die Philanthropine? Doch vgl. hierüber weiter unten! Wie dem auch sei, ein Schüler konnte über diesen Gegenstand kaum irgend welche Gedanken von Belang de suo zutagefördern. Dies bedarf keines Beweises!

[3]) Wolfersweiler, ein Dorf im jetzigen Fürstentum Birkenfeld (zum Grofsherzogtum Oldenburg gehörig), war damals Zweibrückisch. — Dafs der Verfasser

in einer lateinischen Rede die Eigenschaften der Burgen in Teutschland durch Beyspiele aus unserm Vatterland, besonders aber durch eine historische Beschreibung der ehemaligen Burg Kirkel erläutern wird.[1])

3) Maximilian Karl Friederich Kärner von Karlsruhe[2]), wird eine französische Rede halten, und zugleich zeigen, wie viel sich unsere Jugend von der geschickten Unterweisung unsers neuen und verdienstvollen Herrn Lectors Johann Wilhelm Colomb de la Barthe,[3]) zu versprechen habe.

4) Johann Philipp Helmstätter von Bergzabern, welcher mit den zwey ersten der obgemeldten Redner diese Fürstl. Schule verlassen wird, will ohnerachtet seiner Unpäſslichkeit es wagen, dankbare Empfindungen und die aufrichtigste Wünsche auszudrücken, und offentlich in seinem und seiner Gefährden Nahmen Abschied zu nehmen.[4])

II. Aus der zweyten Ordnung wird Herr Professor und Assessor Exter[5]) einen Hofnungsvollen Schüler auftretten lassen

5) Johann Christian Schmid von Albersweiler,[6]) welcher

---

dieser lateinischen Rede geschichtlichen Inhalts niemand anders als Crollius selbst gewesen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. S. die folgende Anmerkung!

[1]) Die jetzt noch als Ruine vorhandene und im Besitz des Herrn Kollegen Dr. Mehlis sich befindende Burg Kirkel, beim Dorfe Kirkel-Neuhäusel zwischen Zweibrücken und St. Ingbert gelegen, gehörte schon als Reichslehen zum Besitz des Pfalzgrafen Stephan, des Begründers der Pfalzzweibrückischen Linie und hat in der Geschichte des Herzogtums Zweibrücken keine unbedeutende Rolle gespielt. G. Ch. Crollius hat über die Dynasten von Kirkel an verschiedenen Orten gehandelt, z. B. Origines Bipontinae I (1761) p. 144—150, wahrscheinlich auch in den „Westricher Abhandlungen" die mir augenblicklich nicht zur Hand sind.

[2]) Ein Kärner von Kusel wird erwähnt bei Molitor „Geschichte einer deutschen Fürstenstad." S. 552. Um 1775 lebte in Zweibrücken der Regierungsadvokat Kärner, der später zum Amtsschreiber befördert wurde. S. Rud. Buttmann „Geschichte der Gymnasialbibliothek zu Zweibrücken," Zweibr. Gymn.-Progr. 1898, S. 33.

[3]) Colomb de la Barthe war, wie fast alle Lehrer der französischen Sprache am Zweibrücker Gymnasium seit 1730, zugleich Pfarrer der französisch reformierten Gemeinde.

[4]) Dieser Schüler hielt also die Abschiedsrede, die sog. Valediktion. Die Sitte, daſs beim Abgang von der humanistischen Mittelschule an die Hochschule einer der Abiturienten die valedictio hält, geht bekanntlich in die Zeit vor der Reformation zurück. An manchen Anstalten unsers weiteren Vaterlandes besteht dieses Herkommen noch jetzt.

[5]) Friedrich Exter, der Ältere, Professor seit 1753, nahm 1774 seine Pension, blieb aber noch bis zu seinem Tode (1787) Assessor des Konsistoriums und erteilte auch noch am Gymnasium Unterricht in der Geographie und Geschichte. Bevor er an das Gymnasium in Zweibrücken kam, wo er als Lehrer der zweiten Klasse wirkte, war er Konrektor an der Meisenheimer Lateinschule (1747—1753). Dieser Exter war als Numismatiker bedeutend. — Sein älterer Sohn war Friedrich Christian Exter, der Jüngere, von 1775—1781 Lehrer an der dritten Klasse; er lieſs sich zugleich mit Embser pensionieren, um sich ganz der von beiden übernommenen Aufgabe, den editiones Bipontinae, zu widmen. Von Zweibrücken siedelte er nach Straſsburg über und starb in Mannheim als Privatmann 1817. — Valentin Embser, geb. 1749, starb schon 1783, wie es heiſst, infolge von Überarbeitung.

[6]) Albersweiler, ein Dorf in der Rheinpfalz unweit Landau.

den klugen Mittelweg in dem Gebrauch des Gelds in einer teutschen Rede empfehlen soll.[1])

III. Aus der dritten werden diesesmahl vier durch den geschickten Fleis ihres Lehrers, Herrn Bergkmanns,[2]) gebildete Jünglinge herfürgehen.[3])

6) Johann Georg Stein von Zweybrücken und

7) Philipp Adolf Friederich le Clerc,[4]) ebenfalls von Zweybrücken, werden in einer teutschen Übersetzung Xenophons Hieron Gesprächweise vortragen; wozu ihnen

8) Johann Daniel Folz von Zweybrücken durch eine kurze und auf den Inhalt des Gesprächs sich beziehende Anrede den Weg zu bahnen suchen;[5]) und endlich

9) Christian Ludwig Valerian Böttger von Zweybrücken als Nachredner mit Ehrfurchtsvollen Wünschen vor das höchste und theuerste Wohlseyn unsers Durchlauchtigsten Fürsten beschliefsen wird."

Nummer 2 trägt das Datum: „Zweybrücken den 31. Merz 1773" und ist unterzeichnet: „Georg Christian Crollius, der Fürstlichen Schule Rektor und Professor." Wir ersehen also hieraus, dafs am Zweibrücker Gymnasium, wie am Trarbacher, jährlich zweimal eine Prüfung, bezw. Promotion, d. h. Versetzung der Schüler in die nächst höhere Klasse, und Exemption, d. h. Entlassung der Primaner mit dem Zeugnis der Reife zur Hochschule stattzufinden pflegte. Hierüber lesen wir im Trarbacher Jahresbericht vom

---

[1]) Um wirklich eigne Gedanken über dieses Thema vorbringen zu können, mufs man doch mehr Lebenserfahrung besitzen als ein Schüler vom Land, der das Gymnasium einer kleinen Stadt besucht! Vielleicht hatte der Lehrer, der vermutlich diese Rede in der Hauptsache selbst abfafste, den Gegenstand deshalb gewählt, weil er den Schülern, namentlich den von der Schule abgehenden, gute Ratschläge über diesen so wichtigen Punkt für ihr künftiges Leben erteilen wollte.

[2]) Markus Ernst Heinrich Berckmann, geboren in Lichtenberg bei Kusel als Sohn eines Amtmannes, begann seine Laufbahn 1759 als Lehrer der vierten Klasse, rückte 1764 an die dritte, 1775 an die zweite vor und blieb an dieser als „Konrektor" bis 1806. Zugleich war er Crollius' Nachfolger als fürstlicher Bibliothekar. Zum Rektor brachte er es schon als Lutheraner nicht. Er starb am 23. Nov. 1816.

[3]) D. h. als Redner auftreten = prodibunt.

[4]) Ein Sohn des herzoglichen Kabinetsmalers Leclerc, der die ältere Schwester des Rektors G. Chr. Crollius geheiratet hatte (Molitor a. a. O. S. 438). Dieser Schüler war also ein Neffe des Rektors.

[5]) Dieses Thema liegt nicht aufserhalb des Gesichtskreises von Schülern der Oberstufe des Gymnasiums. Unter geschickter Anleitung und Mithilfe des Lehrers konnte diese Aufgabe wohl von tüchtigen und strebsamen Schülern der obersten, vielleicht auch noch der zweiten Klasse in einer Weise gelöst werden, dafs die betreffenden jungen Leute nicht ausschliefslich rezeptiv sich dabei verhielten. Schülern der dritten Klasse aber dürfen wir kaum die hiezu erforderlichen Kenntnisse im Griechischen sowie die entsprechende allgemeine geistige Reife zutrauen. Wir müssen daher auch in diesem Fall wohl annehmen, dafs der Herr Professor selbst, wenigstens in der Hauptsache, den „Hieron" ins Deutsche übersetzt hat, somit den zum Vortrag ausgewählten Schülern nur erübrigte, ihren Anteil am Gespräch gut einzustudieren und ihre Rolle sicher durchzuführen. Ob etwa Folz in seiner „kurzen Anrede" mehr auf eignen Füfsen stand als die beiden andern, mufs ich dahingestellt sein lassen.

Jahre 1781 Folgendes: „Ferien sind nur zu Ostern und gegen die Weinlese jedesmal drey Wochen nach den zwey jährlichen Prüfungen, wovon die Osterprüfung die feyerlichste, und zu Exemtionen und Promotionen vornehmlich gewidmet ist, welche zu anderer Zeit nur in ausserordentlichen Fällen, höchstens bei Ausländern, Statt haben." [1])

Diese zweite Einladungsschrift hat folgenden Eingang: „Nach geendigten Prüfungen der studirenden Jugend in der hiesigen Fürstlichen Schule siehet der lob=begierige und würdige Theil derselben dem 2. April, als einem Ehrentage, an welchem wir vor einer glänzenden Versammlung gleichsam die Urtheile über ihr Wohlverhalten bekannt machen sollen, mit ungedultigem Verlangen entgegen. Da die Huld der verehrungswürdigen Gönner und Freunde unserer Schule und einer Hofnungsvollen Jugend sich alsdann gerne zu den Spielen derselben herablafst,[2]) so gönnen wir auch gerne mehreren Jünglingen die Ehre, vor Ihnen sich wetteifernd hören zu lassen, und um unsern jungen Rednern nicht einen Theil der Nachsicht und Gedult, die zu ihrem Schutze nöthig sind, zu rauben, so werde ich sogleich aus der Menge der Jünglinge, die wir diesesmal auf Akademien entlassen werden, zween auftreten lassen, deren Gabe zu reden uns unterscheidend geschienen,

---

[1]) Die obenerwähnte Schulordnung für das Zweibrücker Gymnasium vom 11. März 1757 bestimmt hierüber in § 11: „Mit den gewöhnlichen examinibus kann jährlich auf Ostern und Michaelis continuirt werden. — So sollen auch die promotiones öfters nicht als höchstens alle Jahr einmal etwa 8 oder 14 Tage vor der Michaelismesse auf Gutbefinden der superiorum vorgenommen werden." Nach Ausweis unserer ersten, oben mitgeteilten Einladungsanzeige fand 1768 allerdings die öffentliche Promotion und Redeübung am 30. September statt, aber 1773, 1778, 1782 und 1786 — aus diesen Jahren stammen die übrigen Einladungsanzeigen — immer Ende März oder im Anfang des April, also vor Ostern. Demnach mufs obige Bestimmung vom Jahre 1757 später abgeändert worden sein. Neben der Promotion und Exemption vor Ostern wird alljährlich auch eine solche vor Michaelis — Ausnahmefälle abgerechnet! — vorgenommen worden sein. Wenigstens habe ich bisher noch keine Angabe gefunden, die dieser Annahme bestimmt widerspräche.

[2]) Crollius schlägt hier, wohl dem Zwange des Konventionellen sich beugend, den Ton einer erkünstelten Bescheidenheit an. In Wirklichkeit aber dachte er gar nicht so gering von diesen rednerischen Darbietungen seiner Schüler, womit obendrein auch das Gepränge der Preisverteilung verbunden war. Aufserdem war er an den meisten dieser Reden insofern persönlich lebhaft interessiert, als sie ja nach Inhalt und Form niemand andern zum Urheber hatten als ihn selbst. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dafs Crollius, und ebenso wohl auch seine Kollegen, den Tag der öffentlichen Promotion und Redeübung nebst Prämienverteilung als einen rechten Ehren- und Festtag für Lehrer und Schüler, gewissermafsen als den Höhe- und Glanzpunkt im Schulleben ansahen, das ihnen sonst still und gleichmäfsig dahinflofs. Setzte sich doch „die glänzende Versammlung" der Festgäste, die sich zu diesen Schulfeiern einfanden, aus den angesehensten Kreisen der Residenzstadt zusammen! Beiläufig bemerkt: keine Andeutung spricht dafür, dafs in jener Zeit auch Damen eine solche Schulfeier des Gymnasiums „durch ihr Erscheinen verherrlichten," um eine heutezutage vielbeliebte Wendung zu gebrauchen.

1) Philipp Heinrich Lerse[1]) und 2) Simon Heinrich Sturz.[2]) Dieser wird in einer kurzen Rede einige Bemerkungen über die Partikulargeschichte minderer Teutscher Staaten vortragen; und jener das Entstehen des Fürstenthums Zweybrücken mit der ihm eigenen Anständigkeit erzehlen.[3])

Schon zu lange möchte einigen dieser obwohl kurze Aufhalt der Freyheit seyn, welche neun Jünglinge der ersten Ordnung nicht mit gleicher Bescheidenheit erwarten, um uns zu entfliehen.[4]) Sie erhalten sie nun, und wie sehr wünschen wir, dafs die ihnen ertheilte Freyheit eine Freyheit aus eignerem[5]) Triebe der wahren Ehre der Wissenschaft und dem wahren Vergnügen des Tugendhaften nachzustreben seyn möge. Wir schmeichlen uns, dafs doch die mehreste derselben so edel zu denken gelernet haben. Und aus diesen wird der erste

3) Carl August von Closen,[6]) ein Günstling Fürstlicher Milde (dürfen wir mehr zu seiner Ehre und Aufmunterung sagen?) in seinem und seiner dankbaren Gefährden Namen das Gefühl der Pflichten ausdrücken, deren Erfüllung ihre gewisse Glückseligkeit werden soll.[7]) Darauf wird mein

---

[1]) Einen Lerse von Saarbrücken nennt als Mitglied der am 29. Okt. 1797 auf Befehl der Machthaber in Paris eingesetzten neuen Regierung für das ehemalige Herzogtum Zweibrücken Molitor S. 552. Auch in Zweibrücken gab es eine angesehene Beamtenfamilie dieses Namens.

[2]) Sturtz war der Name einer hervorragenden Zweibrücker Beamtenfamilie.

[3]) Dieses Thema war so recht aus dem Bereich der Lieblingsstudien des Rektors genommen, und beide Reden, die innerlich ein Ganzes bildeten, waren zweifelsohne seinem Kopf entsprungen und aus seiner Feder geflossen. G. Chr. Crollius ist nämlich der Verfasser der Origines Bipontinae, 2 sectt., p. I 1761, p. II vol. 1 1769 zu Zweibrücken erschienen.

[4]) Ganz wie heutzutage!

[5]) Crollius hat eine Vorliebe für den Gebrauch des Komparativs, den ja auch Goethe und Klopstock häufig im Sinne einer Verstärkung des Positivs verwenden. An obiger Stelle läfst sich übrigens „eignerem" ungezwungen in der Bedeutung des eigentlichen Komparativs auffassen: mehr aus eignem Triebe als bisher, da sie während ihrer Schülerzeit mehr dem Willen der Eltern und der Zucht, dem Zwange der Schule folgend den Wissenschaften obgelegen hatten. Von jetzt an dagegen sollen sie vorwiegend aus eignem Triebe und aus freiem Entschlufs dem Studium und einem tugendhaften Lebenswandel sich hingeben. Sehr ähnlich ist eine Stelle in Goethe's „Hermann und Dorothea" (Ges. 4,200): „Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde."

[6]) Die Familie von Closen stammte aus Niederbayern. Baron Carl von Closen trat 1757 bei Herzog Christian IV. in Dienst, focht 1758 unter Broglie und wurde 1760 französischer Feldmarschall. Er erwarb den Luisenhof bei Homburg, den später Herzog Karl ankaufte, um dort sein berühmtes Lustschlofs „Karlsberg" zu erbauen. Der obengenannte Schüler ist wohl ein Sohn dieses Generals gewesen. Ein Enkel des letzteren war Karl von Closen, 1786 in Zweibrücken geboren, der 1819 als Verteidiger der ständischen Rechte in der bayrischen Kammer grofse Berühmtheit erlangte und 1848 bayrischer Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt in Frankfurt a./M. wurde († 18. Sept. 1856). Mit ihm erlosch das Geschlecht derer von Closen. S. Molitor a. a. O. S. 470, 471, 484.

[7]) Demnach war diese Rede auch eine Art von valedictio.

hochgeschätzter College, Herr Professor Exter, zween ausnehmendn Jünglinge der zweiten Ordnung

4) Daniel Theodor Fuchs von Monzingen[1]) und

5) Georg August Daniel Bachmann[2]) von den Ursachen des Verfalls der Staaten in lateinischer Sprache reden lassen.[3]) Auch ist unser verdienstvoller College Berkmann dieses-Mal wiederum besorgt gewesen, die Übungen der Jugend durch ein mehr belustigendes Gespräch annehmlicher zu machen,[4]) und werden zu dem Ende fünf auserlesene Jünglinge der dritten Ordnung

6) Karl Friedrich Johann Baron von Schorrenburg,[5])

7) Bartholomäus Ludwig von Zoller, von Bitsch,[6])

8) Johann Georg Gutte(n)berger,

9) Philipp Franz van Erden und

10) Friedrich Philipp Karl Maier

sich von der schönsten Hauptzierde eines Menschen unterreden.

Nach vollendeter Redübung werden wir gewöhnlicher Weise einige neue Ankömmlinge aufnehmen, diejenige, welche in höhere Klassen befördert zu werden verdienet (sc. haben), erscheinen lassen, und zuletzt den Fleifs der übrigen durch Merkmahle öffentlicher Freygebigkeit theils belohnen, theils ermuntern.[7]) Endlich soll einer glänzenden Versammlung und den hohen Patronen unserer Schule

---

[1]) Monzingen ein Dorf an der Nahe im heutigen Rheinpreufsen.

[2]) Ein Sohn des herzoglichen Reg.- und Oberkonsistorialrates Joh. Heinr. Bachmann. Vgl. über diesen aufser Molitor auch Buttmann a. a. O. S. 31. Dieser hier genannte Sohn wurde später Archivar und Nachfolger seines Vaters, flüchtete mit dem Archiv vor den Franzosen und lieferte es in München aus. 1801 wurde er als Syndikus nach Frankfurt berufen.

[3]) Diese gewifs nicht von den beiden Schülern selbständig verfasste Rede war wohl nach dem Muster der berühmten Schrift Montesquieu's „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" (von Exter?) ausgearbeitet.

[4]) Aus dieser Wendung darf man wohl entnehmen, dafs Beckmann der Verfasser dieses „mehr belustigenden Gesprächs" war. Es ist wirklich schade darum, dafs diese sicher durch eine vis comica ausgezeichnete rednerische Leistung nicht auf die Nachwelt gekommen ist. Heutzutage würde es ohne Frage vielfach als auffällig „bemerkt" werden, wenn bei einem Maifest ein humoristisches Gespräch über Zylinderhüte, Pickelhauben, Tropenhelme und gar über Damenhüte sowie andere „Hauptzierden" vom Stapel gelassen würde. Tempora mutantur!

[5]) Die Freiherrliche Familie von Schorrenburg war eine der vornehmsten und begütertsten unter dem Zweibrücker Hofadel. Siehe Molitor S. 410.

[6]) Nach Molitor S. 492 waren unter den Offizieren des französischen Regiments „Alsace", welches Pfalzgraf Maximilian Joseph als französischer Oberst in den 80er Jahren des v. Jh. befehligte, auch Namen von Adelsfamilien vertreten, die noch jetzt in der Rangliste der bayrischen Armee erscheinen, z. B. von Bibra, Egloffstein, Frohberg, Künsberg, Truchsefs und Zoller. Der Vater des jungen von Zoller stand vermutlich damals in Bitsch in Garnison.

[7]) Gemeint sind die Schulpreise, welche an die tüchtigsten Schüler ausgeteilt wurden. Wenn von Zeit zu Zeit aus einem Grunde, der unten zur Sprache kommen wird, die „Promotion" mit Prämienverteilung ausfiel, so pflegten

11) Ludwig Georg Christian le Clerc,[1]) den Herr Lecktor de Colomb hiezu ausersehen, in Französischer Sprache geziemendst Dank sagen, und so diese Handlung beschliessen."

Die dritte Einladungsschrift „zu den in der Fürstlichen Schule den 6. April und beide folgende Tage zu haltenden gewöhnlichen Prüfungen wie auch der den 10. April zu feiernden Promotion und Redübung von M. E. H. Berckmann,[2]) der Fürstl. Schule Konrektor und Professor," (Zweybrücken, gedruckt bey P. Hallanzy, Hof- und Kanzley-Buchdrucker) gehört dem Jahre 1778 an und ist mit einer Programm-Abhandlung Berckmanns verbunden. Diese ist überschrieben: „Über den apostolischen Ausspruch 1. Kor. XI, 10" und verbreitet sich über ihr Thema in 20 §§ auf 26 Seiten. — Der Wortlaut dieser „Anzeige der Promotionshandlung und Redübung" ist folgender: „Wann ich mittelst einer kurzen Rede, welche studierenden Jünglingen bei dem Lesen klassischer Schriftsteller die mit Klugheit anzustellende Wahl ihrer anderweitigen nützlichen und angenehmen Lektüre[3]) empfehlen soll, die Handlung eröfnet haben werde: so werde ich vier Jünglingen der obersten Ordnung, welche ihren Lauf in unserer Fürstlichen Schule rühmlich beschlossen haben, die Freiheit, die akademische Bahn der Studien zu betretten, dem erhaltenen Auftrag zu Folge ankündigen. Sie sind: Johann Georg Gutte(n)berger, von Zweybrücken, welcher bis-

---

in diesem Fall auf Crollius' Ansuchen die Prämiengelder der Bibliothek zugewendet zu werden, allerdings nicht, ohne dafs die Mitglieder der Schulkommission ihr Bedauern darüber aussprachen, „da es dahin stehe, ob die Schüler alle so viel Wissenschaft und Begriff von der Schulbibliothek hätten, dafs sie durch Verwendung des Prämienaufwandes auf dieselbe getröstet werden möchten", s. Buttmann a. a. O. S. 23.

[1]) Sicher ein Bruder des oben genannten Philipp Adolf Friedrich le Clerc, also gleichfalls ein Neffe von Crollius.

[2]) Berckmann war damals Crollius' Stellvertreter im Rektorat. Denn Crollius war in jenem Jahre noch vom Amte suspendiert infolge des Kampfes, den er 1777 mit der herzoglichen Regierung geführt hatte, und zwar in seiner Eigenschaft als Mitglied des reformierten Ober-Konsistoriums wegen der Besetzung der zweiten Pfarrei in Zweibrücken. Näheres hierüber ist zu lesen in dem gründlichen Aufsatz Buttmanns in den „Westpfälzischen Geschichtsblättern" Jahrg. I. II (1897 u. 1898).

[3]) Es ist sehr zu bedauern, dafs uns der Inhalt dieser Rede Berckmanns nicht bekannt ist. Wir möchten nämlich gern wissen, welche Schriftsteller, bezw. Bücher, B. der studierenden Jugend zur „anderweitigen nützlichen und angenehmen Lektüre," d. h. wahrscheinlich zur Privatlektüre neben den in der Schule gelesenen alten Klassikern, anempfahl. Ob B. wohl die Abneigung Crollius' gegen Schiller, die „Goethianer", Lessing und Shakespeare teilte? Hoffentlich hatte man doch wohl gegen einen Klopstock, Gellert, v. Haller und ähnliche Dichter nichts einzuwenden. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dafs zu der Zeit, während die beiden Crollius das Rektorat verwalteten, noch keine gedruckten Jahresberichte über das Gymnasium mit Angabe der Lehrpensen, Verzeichnissen der Schüler u. s. w. ausgegeben wurden. Jedoch pflegte der jüngere Crollius, solange er Kollaborator seines Vaters war, über seine Lehrthätigkeit in den von ihm herausgegebenen Einladungsschriften Bericht zu erstatten, bisweilen auch das Lehrprogramm für das nächste Schuljahr mitzuteilen.

her bei unterscheidenden Gaben des Geistes ein Muster des Fleisses und gesetzter Sitten zu seyn bemühet war. Karl Abraham Exter[1]) von Zweybrücken, dessen gute Gesinnung, Fleis und Bescheidenheit, womit er bisher vorgeleuchtet, uns die sichere Gewähr leisten, daſs er auf eine mehr als gemeine Weise sich zu dem Dienst der Kirche geschickt machen werde.

Christian Philipp Stumm, von Asbach[2]), welcher ebenfals die nicht wankende Hofnung hinter sich läſst, daſs er durch Gaben, Fleis und Rechtschaffenheit sich einstens würdigen werde, und Johann Karl Wirths, von Zweybrücken, dessen Abschied wir, nach seinem kurzen hiesigen Aufenthalt, nicht weniger mit den besten Wünschen begleiten. Der Zweite, dessen Gabe des Vortrags schon vor einem halben Jahre geprüft worden, wird in einer von ihm selbst verfertigten Rede[3]) die dankbarsten Empfindungen und besten Entschliessungen, wie in seinem eigenen, so auch in seiner Gefährten Namen, an den Tag zu legen sich bestreben, und hiemit nebst ihnen diese wohlthätige Stätte verlassen. Hierauf wird aus der ersten Klasse[4]) ein Hofnungsvoller Jüngling als Redner auftretten Johann Theobald Michaely von Zwey-

[1]) Karl Abraham Exter war der jüngere Sohn des älteren Exter und 1781, also nach dreijährigem Universitätsstudium, bereits Stadtvikar in Zweibrücken; später wirkte er als Pfarrer in dem damals zweibrückischen Dorf Steinselz (Elsaſs, Kreis Weiſsenburg), muſste infolge der französischen Revolution diesen Ort verlassen und starb 1774 in Heidelberg.

[2]) Jetzt lautet der Name Aschbach, Dorf in der Nähe von Lauterecken (Rheinpfalz); im Jahre 1758 ging es aus dem Besitz des Herzogs von Zweibrücken in den des Rheingrafen von Grumbach über, jetzt preuſsisch.

[3]) Hier wird zum erstenmal — und dies ist zugleich das einzigemal in den 5 uns vorliegenden Einladungsanzeigen! — ausdrücklich bemerkt, daſs der betreffende Schüler die Rede, die er vorzutragen bestimmt war, selbst verfertigt hatte. Dieser Ausnahmefall beweist eigentlich allein schon, daſs in der Regel diese Vorträge nicht von den Schülern sondern von den Lehrern, bezw. in erster Linie von dem Rektor selbst verfaſst wurden. Eine Abschiedsrede wie diese anzufertigen mochte ja einem talentvollen Primaner nicht besonders schwer fallen, zumal sich diese solche Valediktionen bei ihrer regelmäſsigen Wiederkehr mehr oder minder in einem bestimmten Gedankenkreise und nach der rhetorischen und stilistischen Seite hin in einem ausgefahrenen Geleise bewegt haben werden.

[4]) Oben heiſst es von den vier Abiturienten: „vier Jünglingen der obersten Ordnung, welche ihren Lauf in unserer Fürstlichen Schule rühmlich beschlossen haben." Da nun hier im nächstfolgenden Satze von der „zwoten Ordnung" die Rede ist, ergibt sich meines Erachtens klar, daſs die „erste Klasse" mit der „obersten Ordnung" identisch ist. Der Schüler Michaely wird also bis zur Exemtion, d. h. bis zum „Abiturium," jedenfalls noch das Sommersemester hindurch, mithin bis zu der mit den Herbstprüfungen verbundenen Promotion, bezw. Exemtion, die Prima haben besuchen müssen. Von einer förmlichen Teilung der Oberklasse in einen ersten und zweiten Kurs, woran zu denken der Wechsel in der Bezeichnung — „Klasse" und „Ordnung" — vielleicht veranlassen könnte, habe ich bisher noch keine verläſsliche Andeutung gefunden. Ich nehme daher an, daſs alle die Prima besuchenden Schüler gemeinsamen Unterricht genossen und je nach dem Grad ihrer Reife zu Ostern oder zu Michaelis aus dem Gymnasium entlassen wurden. Ob dieser Besuch der obersten Klasse im Durchschnitt bloſs ein Jahr oder mehr Zeit erforderte, darüber geben unsere Einladungsanzeigen keine bestimmte Auskunft.

brücken, welcher in teutscher Sprache, nach der neulich angestellten Betrachtung der Natur, als einer Schule des Geistes, nun dieselbe als eine Schule des Herzens, schildern wird. Auf diesen wird aus der zwoten Ordnung folgen Johann Ludwig Julius Reinhard Aulenbach von Zweybrücken, welchen ausnehmende Geistes- und Gemüthsgaben dieser Erscheinung[1]) vor andern würdig machen, um mit einer ihm eigenen Anständigkeit von der Notwendigkeit die Erkenntnis der Wahrheit mit Frömmigkeit zu verbinden[2]) in lateinischer Sprache kurz zu reden. Sodann werden aus der dritten Ordnung, nach Anleitung ihres Lehrers, Herrn Professors Exter, des jüngern, drey fähige Jünglinge, Georg Philipp Crollius,[3]) Johann Wilhelm Wernher,[4]) und Johann Karl Friedrich von Pollet,[4]) mit Zuziehung eines muntern Schülers der vierten Ordnung, Johann Philipp Wetzel, ein kleines Lustspiel, überschrieben: der Geizige, nach dem Italienischen des Goldoni aufführen. Nach geschehener Aufrufung der neuen Ankömmlinge und derer, welche von unsern würdigsten Vorstehern[5]) in höhere Klassen

---

[1]) „Erscheinung" steht im Sinn von „Auftreten als Redner," vergl. oben: „herfürgehen."

[2]) Daſs selbst der tüchtigste Gymnasialschüler nicht imstande war, dieses Thema, noch dazu in lateinischer Sprache, in Form einer Rede befriedigend zu bearbeiten, darüber dürfte unter den Fachmännern der Gegenwart nur eine Stimme herrschen. Eher noch war es m. E. möglich, daſs ein gut begabter und im Deutschen gewandter Schüler über das zuvor genannte Thema: „Betrachtung der Natur als einer Schule des Geistes und des Herzens" etwas Annehmbares zutageförderte. Natürlich war in diesen beiden Fällen wieder der Herr Professor der Verfasser, nicht etwa bloſs der „spiritus rector", und der vortragende Schüler sozusagen nur das Sprachrohr seines Lehrers. Merkwürdig ist übrigens, wie in der Fassung des obigen Themas: „von der Notwendigkeit, die Erkenntnis der Wahrheit mit Frömmigkeit zu verbinden," die bekannte „elegante Formel" (nach Paulsen!) wiederauftaucht, in welcher ein bedeutender Pädagog des 16. Jahrh., der Straſsburger Rektor Joh. Sturm, Wesen und Ziel des humanistischen Unterrichtes, bezw. der Gelehrtenschule, kurz und treffend zusammenfaſste: pietas sapiens et eloquens! Die eloquentia vermissen wir allerdings hier; sie sollte wohl nach Berckmanns Meinung durch den Vortrag selbst den Zuhörern zum Bewuſstsein gebracht und gleichsam „ad aures" demonstriert werden

[3]) Georg Philipp Crollius war der ältere Sohn des Rektors, geb. 31. Mai 1765, eximiert Ostern 1783; er bezog im Herbst dieses Jahres die Hochschule in Göttingen, um Rechtswissenschaft zu studieren, zuvor aber Philosophie und Geschichte. Er fand dort in dem berühmten Philologen Heyne einen väterlichen Freund und Gönner. Der junge Mann neigte zur Melancholie und wurde auſserdem durch philosophische Zweifel geplagt. Später lieſs er seinen Vater viele Monate ohne Nachricht; endlich traf von Heyne die Mitteilung von seiner Erkrankung und bald darauf von seinem Tode infolge eines „faulen Nervenfiebers" (22. Februar 1785) bei dem bekümmerten Vater ein. Der junge Mann war auch dichterisch veranlagt (Mitteilung meines Kollegen Buttmann).

[4]) Über die Familie von Pollet konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Wilhelm Wernher legte später eine ehrenvolle Laufbahn zurück und starb als Geheimer Staatsrat (meines Wissens in Darmstadt).

[5]) Gemeint sind mit diesem Ausdruck die Mitglieder der 1757 auf Befehl Herzog Christians IV. eingesetzten ständigen fürstlichen Schulkommission. Dieser war die stete Aufsicht über das Gymnasium anvertraut, und so arbeitete

des Gymnasiums überzugehen, tüchtig befunden worden sind, wie auch Austheilung der Prämien, der öffentlichen Ermunterungen des Fleisses und Zeugen Fürstlicher Milde, wird aus der ersten Ordnung,[1]) eine der besten Hofnungen unserer Schule Friedrich Bernhard Lichtenberger, von St. Georgen Weyerbach,[2]) welchem Herr Kandidat und Lektor Collin[3]) diese Ehre vorzüglich gegönnet hat, unsere feierliche Handlung mit einer dankvollen französischen Rede beschliessen.

Der vierten Einladungsschrift zu den in der Fürstlichen Schule den 18. Merz 1782 und die folgenden Tage zu haltenden „offentlichen Prüfungen" ist beigegeben eine Programmabhandlung über 1. Kor. XII, 7–12, verfafst von Johann Adam Weber,[4]) Lehrer an der Fürstlichen Schule, „nebst des Rektors Anzeige der den 22. Merz feyerlich zu begehenden Redübung." Die Abhandlung Webers ist, wie die weiter oben erwähnte Berckmanns, in 20 Paragraphen eingeteilt und hat so ziemlich den gleichen Umfang (25 Seiten). Auch im Eingang verrät sich deutlich, dafs Berckmanns Arbeit der Weberschen zum Muster gedient hat, indem die nämliche Metapher: „ein etwas helleres Licht anzünden" im einleitenden Paragraphen der einen wie der andern Abhandlung sich vorfindet. Die „Anzeige der Jünglinge, welche in der feyerlichen Promotions-Handlung der Fürstlichen Schule den 22. Merz 1782 auftretten werden" ist der Abhandlung auf 2 Seiten vorgedruckt. Die in Nr. 1–3 der „Anzeigen" den Eingang bildenden Sätze mit ihren so charakteristischen Wendungen und Höflich-

---

sie auch im Auftrag des Herzogs eine Schulordnung, das sog. „Reglement", aus, welche im genannten Jahre genehmigt und eingeführt wurde. Durch Reskript vom 12. Mai 1776 wurde dieser Schulkommission der Rektor des Gymnasiums als weiteres Mitglied beigegeben, jedoch mit der Bestimmung, dafs derselbe in allen ihn und seine eigene Amtsführung betreffenden Fällen keinen Sitz noch Stimme haben sollte (Finger S. 91). Vgl. Acta das hiesige Gymnasium, die zu dessen mehreren Aufnahm niedergesetzte Schul-Commission und gemachte Schulordnung betr. 1756—91 (Zweibr. Kirchenschaffnei-Archiv Cons. No. 58).

[1]) Die Bezeichnung „die erste Ordnung" ist hier synonym gebraucht mit „die erste Klasse" und „die oberste Ordnung" zur Benennung der Prima oder Oberklasse, worüber zu vergleichen S. 75 A. 4.

[2]) St. Georgen-Weyerbach, jetzt blofs Weierbach, ist der Name eines Dorfes an der Nahe, A.-G. Grumbach, Kreis St. Wendel, in der jetzigen preufsischen Rheinprovinz.

[3]) Collin Friedrich Ludwig, geb. 1746 in Zweibrücken, wurde 1776 „Lektor" d. h. Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium, und vertauschte diese Stellung 1783 mit dem Amt eines zweiten Pfarrers in Kusel, 1788 mit der Pfarrei Ulmet, starb 1824. (Vgl. Th. Gümbel „Die Geschichte der Prot. Kirche der Pfalz," Kaiserslautern 1885.)

[4]) Über Weber teilt Finger S. 95 Folgendes mit: „Exters Nachfolger an der dritten Classe, Weber, nachdem er 7 Jahre mit Hunger und Kummer gekämpft und endlich zum Colloborator (sic!) des Rectors bestellt seinen Gehalt von fl. 400 um fl. 150 erhöht bekommen hatte, sah sich doch so wenig im Stande, damit auszureichen, dafs er sich entschliefsen mufste, die Schule zu verlassen und seinen Lehrerberuf mit dem Pfarramte zu vertauschen." Nach Angaben von Crollius fühlte Weber übrigens auch selbst, dafs ihm die Fähigkeiten und Kenntnisse zum Unterricht in der Oberklasse fehlten.

keitsformeln fehlen in dieser vierten. Es wird sofort in medias res eingegangen: I. „Aus der obersten Ordnung wird der Erste, der sich darzu durch stillen Fleifs und ausnehmende Bescheidenheit empfohlen, 1) Joseph Chandon[1]) von Zweybrücken, in einer lateinischen Rede darthun, warum Jünglinge in Gymnasien sich durch ernsteres[2]) Studium der Wissenschaft, besonders der Philosophie, zu den akademischen Studien vorzubereiten haben. 2) Ernst Andreas Lamey,[3]) von Mannheim, und 3) Georg Philipp Crollius[4]) von Zweybrücken, werden und zwar dieser zuerst, und jener nach ihm, über die Zeiten der Cäsarn, und ihrer Nachfolger, von Tiber an bis auf Hadrian, und besonders über die Gestalt der römischen Literatur Reflexionen in teutscher Sprache anstellen; als eine Fortsetzung der vor einem Jahr von dem Erstern gehaltenen Rede über das goldene Zeitalter der römischen Literatur.

Nach Vorschrift Herrn Pfarrer Piccard[5]), in dessen Unterricht der französischen Sprache unsere Jünglinge der ersten Ordnung glücklich sind, wird 4) Friedrich Carl Christian Lorch[6]) von

---

[1]) Diese Familie französischer Abkunft existiert jetzt noch in Zweibrücken. Im vorigen Jahrhundert gab es daselbst eine verhältnismäfsig grofse Anzahl von Familien französischer Abstammung, von denen im Lauf dieses Jahrh. manche ausgestorben sind. Ein Teil derselben stammte von solchen Vorfahren ab, die um ihres evangelischen Glaubens willen ihr Vaterland hatten verlassen müssen; sie bildeten eine eigene französisch-reformierte Gemeinde, die erst im Anfang unsers Jahrhunderts sich gänzlich auflöste. Die übrigen zugezogenen Franzosen wanderten zu verschiedenen Zeiten ein und fanden teils als Bedienstete der herzoglichen Hofhaltung und als Gewerbtreibende ihren Unterhalt, teils kamen sie infolge der französischen Herrschaft nach der Vertreibung des letzten Herzogs Karl II. nach Zweibrücken, wo sie sich dann dauernd niederliefsen.

[2]) Über den Komparativ vgl. oben! Dafs ein Schüler der Prima, und mochte er auch noch so befähigt sein, nicht die erforderliche Reife des Urteils und das entsprechende Mafs von Kenntnissen besafs, um — noch dazu in lateinischer Sprache — über diesen schwierigen Gegenstand eine ordentliche Rede aus eigener Kraft auszuarbeiten, braucht meiner Ansicht nach nicht erst besonders bewiesen zu werden. Wir ersehen übrigens aus dieser Angabe, dafs auch am Zweibrücker Gymnasium in der Oberklasse Unterricht in der Philosophie erteilt wurde.

[3]) Dieser ältere Sohn Lameys besuchte das Zweibrücker Gymnasium im Hause des Rektors Crollius von 1778 bis Herbst 1782 oder Ostern 1783, desgleichen der jüngere, Jakob Christoph, von 1783—1788. S. unten!

[4]) Diesen ältern Sohn des Rektors Crollius finden wir Ende des Wintersemesters 1777/78 in der dritten Ordnung, jetzt, Ostern 1782, in der obersten Ordnung; eximiert wurde er Ostern 1783. Er blieb auf Wunsch seines Vaters solange — also 5 Jahre! — in den beiden obersten Klassen, wenn er nicht ein zweites Jahr in der dritten verblieb.

[5]) Wir vermissen die Genetivendung bei diesem Namen. Piccard war der damalige Pfarrer der französisch-reformierten Gemeinde und erhielt die Sprachmeisterstelle als Nachfolger Collins und zwar mit dem Titel eines Professors (1. Febr. 1783); er versah sie bis zu seinem Weggange Juli 1793.

[6]) Näheres über die nachmalige Laufbahn dieses Lorch als Geistlicher bei Gümbel a. a. O. Natürlich war diese Rede, deren Inhalt den vortragenden Schüler ebensowenig wie seine Mitschüler sonderlich interessiert haben dürfte, ganz das geistige Eigentum des Herrn Piccard! — Von diesen 4 Schülern

Steinselz, von der moralischen Erziehung studirender Jugend in französischer Sprache reden.

II. Aus der zweyten Ordnung wird Herr Bibliothekarius und Professor Berkmann 5) Friedrich Peter Weber, von Lützelstein, vom Schlafe reden lassen[1])

III. Aus der dritten Ordnung hat Herr Kollega Weber zween Jünglinge ausgewählt, 6) Julius Ludwig Schmid, 7) Christoph Friedrich Kreuser, von Zweybrücken, welche als Cortes (sic!) und Penn sich besprechen werden.[2])

IV. Zum Beschlufs der Handlung wird aus der vierten Schule[3]) ein Zögling Herrn Kollega Postius[4]) 8) Andreas Christian Leonhard Crollius,[5]) von Zweybrücken, herfürgehen, um sowohl für den Durchlauchtigsten Erhalter dieser Schule aufrichtigste

---

der obersten oder ersten Ordnung wird also nicht gesagt, dafs sie die Freiheit erhielten, ihre Studien auf einer Akademie fortzusetzen, wie dies in den vier übrigen „einladenden Anzeigen" von 1768, 1773, 1778 und 1786 immer ausdrücklich angegeben wird. Daraus schliefse ich, dafs diesesmal, Ende des Winterhalbjahres 1781/82, eine Exemtion nicht stattfand. Mithin ergibt sich hieraus doch wohl, dafs nicht immer regelmäfsig in halbjährigem Zwischenraum, vor Ostern und Michaelis, die Schüler der obersten Klasse eximiert, d. h. zur Universität entlassen wurden. Die obengenannten Primaner absolvierten demnach frühestens Herbst 1782, wenn sie nicht, wie wir dies z. B. von Crollius' älterem Sohne nach einer anderweitigen Angabe seines Vaters bestimmt wissen, erst nach einem Jahre, Ostern 1783, als reif zur Hochschule befunden wurden. Einen genaueren Einblick in die Frage nach der durchschnittlichen Zeitdauer des Besuches der einzelnen Klassen habe ich noch nicht gewinnen können.

[1]) Lützelstein im heutigen Unter-Elsafs. Über die von Pfalzgraf Ruprecht begründete Pfalz-Veldenzer, später auch die Lützelsteiner genannte, Linie s. Lehmann S. 5 und 336, Molitor S. 93 und 188. — Hoffentlich hat die Rede des jungen Lützelsteiners vom Schlafe nicht einschläfernd auf die hochansehnliche Versammlung eingewirkt! Nomen est omen!

[2]) Diesem Thema ist Originalität nicht abzusprechen! Schade, dafs dieses Elaborat — doch wohl des Lehrers, nicht der Schüler! — nicht auf die Nachwelt gekommen ist!

[3]) „Die vierte Schule" ist sicher nur eine Wechselbezeichnung für „vierte Ordnung" oder „Klasse."

[4]) Johann Stephan Postius von Annweiler, Vikar in Zweibrücken, dann Lehrer an der 4. Klasse des Gymnasiums 1781—90, hierauf an der dritten bis zu seinem Tode 1801. Er trat als Dekadenprediger freimütig gegen einige Mafsregeln der französischen Regierung auf, im Übrigen war er, was auch seine Programm-Abhandlung „Evens und Christi Versuchung" beweist, kein Mann von hervorragenden Geistesgaben.

[5]) Andreas Christian Leonhard Crollius, der jüngere Sohn des Rektors, geb. 5. Nov. 1772; Lamey in Mannheim war sein Pathe; eximiert wurde er 1789. Demnach brauchte er zum erfolgreichen Besuch der dritten, zweiten und ersten Klasse noch sieben Jahre, falls er nicht, was auch leicht möglich, noch ein weiteres Jahr in der vierten verblieb. In diese ist er wohl 1781, im Alter von neun Jahren, eingetreten. Mithin wird er in jeder der 4 Klassen zwei Jahre zugebracht haben, so dafs er den ganzen Gymnasialkursus in 8 Jahren absolvierte und im Alter von 17 Jahren für reif zum Übertritt an eine Universität befunden wurde. „Nach des Vaters Tod 1790 im Frühjahr bezog er die Hochschule in Marburg. Er scheint auch an Melancholie gelitten zu haben, wie sein Bruder, und liefs seinen Angehörigen keine Nachricht von sich zukommen. Seine späteren Schicksale sind mir unbekannt." (Mitteilung meines Kollegen Buttmann).

Wünsche zu reden, als auch für die aus Fürstlicher Freygebigkeit empfangene Belohnungen, endlich auch der ganzen hohen Versammlung für ihre sich herablassende Güte zu danken." Datum: Zweybrücken den 16. Merz 1782, unterzeichnet: G. C. Crollius, der Fürstlichen Schule Rektor und Professor.

Endlich kann ich übergehen zur wortgetreuen Wiedergabe des fünften und letzten Schriftstückes, das mir zur Verfügung steht. „Einladende Anzeige der Handlungen und Redübungen, welche den 7. April 1786 in der Fürstlichen Schule begangen werden sollen.

Frölich ist der Jüngling, der im Frühling seiner Jahre Kräfte bescheiden zu fühlen gelernt, die Ihm (= ihm) Hofnung für die Zukunft wirken; und Zufriedenheit ist der Lehrer Lohn, in dem heissern [1]) Sommer oder gar im Herbste ihres Lebens, Früchte ihrer Arbeit sehen zu dürfen, eine Nachwelt vorauszusehen, zu deren Bildung beizutragen sie emsig gewesen.

Drei Tage der Prüfung sind nun vorbei, in welchen eine zahlreiche studierende Jugend beweisen sollte, ob ihr Fleifs den Bemühungen der Lehrer entsprochen. Und nun erwartet sie noch den feierlichen Ausspruch der Urteile, welche durch die erleuchtete und würdige Censoren unserer Schule [2]) über sie gefällt worden.

I Werden Acht Jünglinge der ersten Ordnung die Freiheit erhalten, ihre Studien auf Akademien fortzusetzen. Möchten Sie (= sie) doch alle unsere und ihrer Eltern Hofnung durch strengen Fleifs und unverrückten Wandel auf der Bahne [3]) der Tugend, auf welche sie geführet worden, zu ihrem künftigen Glücke übertreffen lernen!

1) Friedrich Carl Engelbach, von Zweibrücken, als der erste, der nach Marburg gehen wird, die Rechte zu lernen.

2) Peter Reuthner, von Zweibrücken, der zu Giessen der Rechtswissenschaft obliegen soll.

3) Johann Ludwig Klöckner, von Zweibrücken, welcher sich der Gottesgelehrsamkeit widmet und nach Marburg gehet.

4) Julius Ludwig Schmid, der noch ein halbes Jahr hier verbleiben wird, um seinen Fleifs ferner in den schon wohl gelegten Anfangsgründen der Rechtsgelehrsamkeit unter Anführung seines würdigsten Herrn Vaters, selbst Vorstehers der Gerechtigkeit,[4]) zu üben, und desto glücklicher eine Akademie zu beziehen.

5) Christian Gottlieb Bruch [5]) von Pirmasens, der zu Mar-

---

[1]) Der Komparativ „heissern" kann inbezug auf den vorhergenannten Frühling verstanden werden, oder man kann hier vielleicht wieder an den oben besprochenen, in jener Zeit so beliebten Sprachgebrauch denken.

[2]) Gemeint sind die Mitglieder der fürstlichen Schulkommission, vgl. oben!

[3]) Bahne ist eine bei Luther, Fischart, Blumauer, Lichtwer u. a. vorkommende Nebenform von „Bahn", jetzt nur noch in der besondern Bedeutung „gewebtes Zeug nach seiner Breite" gebräuchlich.

[4]) Kanzleidirektor Schmid. Vgl. den zweiten Brief von Crollius an Lamey im Anhang!

[5]) Dieser Abiturient war vermutlich verwandt mit Jakob Bruch, ref.

burg sich in der Philosophie, Geschichte und Sprachen, so einem Gottesgelehrten nützlich seyn mögen, noch mehr zu befestigen gedenkt, ehe er die Wissenschaften der Gottesgelehrsamkeit zu erlernen eine ihm vaterländische Akademie [1]) beziehen wird.

6) Heinrich Jacob Welsch, [2]) von Meisenheim, der zu Marburg die Gottesgelehrsamkeit studiren will.

7) Friedrich Christian Carl von Fürstenwärther [3]) von Meisenheim, der mit seinem schon vor einem halben Jahr rühmlichst eximirten Freund, Friedrich Carl Philipp Aulenbach, [4]) von Zweibrücken, ebenfalls zuerst nach Marburg gehet, um der Rechtsgelehrsamkeit in Verbindung mit den Humanitäts- [5]) und Staatswissenschaften obzuliegen.

Noch kommt ein Freiwilliger [6]) unserer Schule hinzu

8) Johann Carl Abraham Guttenberger von Zweibrücken, der nach neun Jahren von einer erlernten und geübten Kunst wieder zu den Studien zurückgetreten, und nach einem mit Fleiſs ohne Beispiel in denselben zugebrachten Jahre sich nach Marburg begeben will, um ihnen ferner obzuliegen.

II. 1) Aus solchen wird Christian Gottlieb Bruch, ein edler Jüngling, der seine Jahre durch ungemeine Geistesgaben, Beständigkeit des Fleisses, und unterscheidende Sitten zu übertreffen gelernt,

---

Pfarrer in Pirmasens 1805—1808, und Johann Friedrich Bruch. Letzterer war geboren 1792 zu Pirmasens als Sohn eines Apothekers (die Familie stammte von Hugenotten ab), besuchte das Zweibrücker Gymnasium, wurde 1821 in Strafsburg Seminarprofessor und bald nachher Professor der reformierten Theologie an der dortigen ev.-theol. Fakultät, starb 1874.

[1]) Pirmasens war damals die Residenz des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Demnach scheint mit der „vaterländischen Akademie“ die hessische Landesuniversität Gieſsen gemeint zu sein, die auch der an zweiter Stelle genannte Reuthner zu beziehen gedachte.

[2]) Über die Pfarrersfamilie Welsch s. Gümbel!

[3]) Das Geschlecht der Herren von Fürstenwärther, Burgsassen zu Odenbach, verdankte seinen Ursprung der zweiten Ehe des Herzogs Friedrich Ludwig von Zweibrücken aus der Landsberger Linie (1661 bis 1681) mit Elisabetha Hepp von Meisenheim. Der Vater des obengenannten jungen Fürstenwärther war der Enkel Friedrich Ludwigs und in Meisenheim ansässig. Er war Major, während sein Bruder in Zweibrücken als Beamter einen hohen Rang einnahm und bei Herzog Karl II. in hoher Gunst stand. Der junge Fürstenwärther besuchte das Zweibrücker Gymnasium vom 4. Januar 1785 bis Ostern 1786. Nachdem er absolviert hatte, ging er in der That nach Marburg auf die Hochschule.

[4]) Dieser Aulenbach war ein Bruder des oben erwähnten und der Lieblingsschüler des Rektors. Im Jahr 1790 wurde er Sekretär bei dem Minister von Esebeck. — Er war also bereits vor einem halben Jahr, im Herbst 1785, eximiert worden. Mithin ist dies wieder ein Beleg dafür, daſs auch am Ende des Sommersemesters die „Exemtion“ stattzufinden pflegte.

[5]) Eine für uns auffällige Verbindung von Hochschulstudien: Rechtsgelehrsamkeit, klassische Philologie (Humanitätswissenschaften) und Staatswissenschaften!

[6]) Der Ausdruck „Freiwilliger“ ist m. E. aufgrund des Nachfolgenden daher zu erklären, daſs besagter Guttenberger freiwillig, aus Liebe zu den Studien, von der „erlernten und geübten Kunst“ zurücktrat und das Gymnasium noch ein Jahr besuchte, um das Reifezeugnis zu erlangen. — Welchem Fachstudium G. sich zu widmen gedachte, gibt Crollius nicht, wie bei den andern Abiturienten, näher an („ihnen“ = den Studien — unbestimmt!).

auftretten, um in aller Namen die Empfindungen über die erhaltene Freiheit mit dem wärmsten Dank zum Abschied zu reden.[1]) Darauf wird

2) Friedrich Carl Enzelbach, der erste[2]) unter den Exemten, und

3) Julius Ludwig Schmid, der vierte,[2]) zween Jünglinge, die, wie sie ihre bisherige Lehrer liebten, also auch ihre Lieblinge zu werden gewufst haben, eine Rede über das Ofsnabrückische Friedensinstrument, als eines der fürnehmsten Reichsgrundgesetzen, dessen Inhalt und Eintheilung theilen.[3])

Statt einer weitern Fortsetzung wird

4) Friedrich Christian Carl von Fürstenwärther,[4]) der uns bisher wegen seiner edlen Denkungsart, ausnehmenden Fleifs, wahrer Liebe zur Tugend und Bescheidenheit, wodurch er seiner hohen und frommen Voreltern sich zu würdigen[5]) gesucht, sehr schätzbar gewesen ist, die seit kurzem von einem befangnen Staatsrechtslehrer[6]) aus Unwissenheit der Geschichte bezweifelte und bestrittne Wahrheit erweisen, dafs die Pfalzbaierische Kur ganz sicher diejenige seye, welche schon vor Vereinigung der Pfalz mit dem Herzogthum Baiern von den Grofspfalzgraven bey Rhein, als Herzogen und Repräsentanten des Fränkischen Volks in Teutschland, seit Conrad von Staufen und insbesondere dessen Eidam, Pfalzgraven Heinrich von Braunschweig dem ältern, geübet worden,[7]) und dabei noch andere Irrthümer rügen.

---

[1]) Also eine Valediktionsrede. — Die Wendung: „die Empfindungen ..... zum Abschied zu reden“ erscheint uns ganz ungewohnt anstatt: in einer Rede „auszudrücken“ oder „auszusprechen.“

[2]) Ein Zeugnis dafür, dafs damals am Zweibrücker Gymnasium das Lokationssystem bestand.

[3]) „Theilen“ bedeutet: die zwei vortragenden Schüler werden sich in die Rede teilen. Crollius hatte nämlich absichtlich jedem von beiden ein Stück der Rede zum Auswendiglernen und Vortragen eingehändigt. Siehe seine diesbezügliche briefliche Äufserung im „Anhang“!

[4]) „Statt einer weitern Fortsetzung“ — nämlich der Rede über das Ofsnabrückische Friedensinstrument, worüber Crollius gewifs noch mehr, als was er zum Vortrag bestimmt hatte, hätte vorbringen können. — Der junge Baron von Fürstenwärther war bereits als Oberklässer mit einem litterarischen Erzeugnis hervorgetreten, das sich betitelte: „Gedächtnis der Maximilian und Wilhelminen geheiligten Abende“, Zweibrücken 1785. Siehe „Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz“ 1878, S. 63. Vgl. Molitor S. 490 Anmkg. 3.

[5]) „Sich würdigen“ im Sinne von „sich würdig erweisen“ liest man bei Crollius öfter.

[6]) Gemeint ist Professor Fischer in Halle. Vgl. den „Anhang“!

[7]) Dieser Gegenstand, der unsers gelehrten Rektors Fleifs und Eifer gründlich in Anspruch nahm, gehörte zu seinen mit besonderer Vorliebe betriebenen historischen Studien, die sich hauptsächlich auf die Erforschung der Geschichte des Herzogtums Zweibrücken und des von ihm in treuer Anhänglichkeit hochverehrten Wittelsbacher Herrscherhauses bezogen. Im nämlichen Jahre noch veröffentlichte Crollius die vornehmlich gegen Fischer in Halle gerichtete Schrift: „Dafs die Pfalzgrafen bei Rhein noch vor der Wittelsbachischen Regierung die ersten weltlichen Kurfürsten und Reichs-Erbtruchsesse gewesen, und so die heutige Pfalzbayerische Kur ursprünglich für die Pfälzische Kur zu achten sei, wird mit zuverlässigen Zeugnissen der Geschichte dargethan“, Frankf. u. Lpzg. 4°.

Noch werden zween andere Exemten, die sich zu unserer Hofnung mit rühmlichstem Fleise gebildet haben,

5) Henrich Jacob Welsch, und

6) Johann Ludwig Klöckner

eine französische Rede von der Gefahr des Hochmuths und Ehrgeizes theilen,[1]) wozu sie von Herren Professor und Pfarrer PICCARD vorbereitet worden.

Vor oder nach diesen letzteren wird der künftige Erste der Schule,

7) Jacob Christoph Lamei,[2]) von Mannheim, heute zum viertenmahl wieder auftretten, und eine Uebersetzung des Virgilischen Hirtengedichts, Pollio betitelt, rezitiren. Der Inhalt ist auch unseren Hofnungen und Wünschen so angemessen, dafs wir diesen Gesang auch als ihren Ausdruck ansehen durften.[3])

Aus der zweiten Ordnung wird Herr Bibliothekar und Professor BERKMANN einen ruhmliebenden Jüngling

8) Friedrich Philipp Schmid,[4]) von Zweibrücken, einige Gedanken über den jugendlichen Leichtsinn vortragen lassen.

Aus der dritten Ordnung wird Herr Professor WEBER zween dieser Ehre werthe Jünglinge herfürgehen lassen

Carl Ludwig Dominic,[5]) von Zweibrücken, und

---

[1]) Auch für dieses moralisierende Thema trifft zu, was oben über die 4 Jahre früher gehaltene französische Rede bemerkt ist.

[2]) Vgl. oben S. 78, Anm. 3.

[3]) Gemeint ist natürlich die vierte Ekloge, in der (Vers 12) die von Schaper in orbis veränderte, von neueren Herausgebern, wie Kloucek, wiederhergestellte alte Lesart Pollio die von Crollius beliebte Bezeichnung: „Virgilisches Hirtengedicht, Pollio betitelt" rechtfertigt. Den „angemessenen Ausdruck" der im Frühjahr 1786 gehegten Hoffnungen und Wünsche fand Crollius, der, wie man sieht, sich auch darauf verstand, seine loyale Huldigung für das innig geliebte Fürstenhaus in eine der altrömischen Dichtung entlehnte Hülle einzukleiden, wohl vornehmlich in den Versen 5—8, 15—17, 48—52 und allenfalls noch 60—63.

Der „puer nascens" aus dem Zweibrücken-Birkenfelder Hause, auf dessen Erscheinen alle ächten Patrioten vom Schlage eines Crollius sehnsüchtig warteten, erschien denn auch nach kurzer Zeit und so erfüllten sich jene Hoffnungen und Wünsche: am 25. August dieses Jahres wurde zu Strafsburg dem Prinzen Maximilian, dem Bruder des seines Sohnes durch den Tod beraubten Herzogs Karl II. August, von seiner Gemahlin, Prinzessin Marie Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, ein Sohn geboren, der den erlauchten Fürstenstamm fortzupflanzen bestimmt war — der nachmalige König Ludwig I. von Bayern.

[4]) Sein älterer Bruder war der vorhin genannte Abiturient Julius Ludwig Schmid. Auf den jüngeren Schmid bezieht sich die Bemerkung in Crollius' zweitem Brief an Lamey (vgl. den „Anhang" S. 99): „Der sonst liebere Sohn bei aller seiner Herzhaftigkeit, machte es schlechter." — Ein verkehrteres Thema als dieses, vom Professor ausgewählt, ausgearbeitet und zum Vortrag übergeben einem jungen Menschen, dem das Moralisieren über seinen eigenen und seiner Altersgenossen Leichtsinn gewifs nicht aus innerm Herzen kommt, sondern der automatenhaft solche fremde, ihn innerlich kalt lassende Reflexionen pflichtschuldigst heruntersagt, läfst sich selbst unter der grofsen Zahl der für die Jugend ungeeigneten Vortragsgegenstände, denen wir in den 5 Schriftstücken begegnet sind, wohl kaum auffinden.

[5]) Ein Advokat Dominik wird erwähnt bei Molitor S. 428, 475.

Johann Friedrich Jericho,[1]) von Zweibrücken, die als Lucian und Rabelais sich über ihre Schriften und andere zufällige Gegenstände besprechen werden.[2])

III. Die Aufrufung neuer Schüler, die Beförderung derer, die sich dazu werth gemacht haben können, in höhere Klassen, und die Prämienaustheilung an solche, die auf Belohnungen und Ermunterungen gegründete Hofnung haben mögen, werden diese Handlung beschliessen.

Die Menge der Reden wird durch ihre Kürze und Theilung den verehrlichsten Zuhörern minder beleidigend scheinen. Der weggehenden Jünglinge sind viele, und viele konnten diese Ehre hoffen, da nur Gönner der Schule und Freunde der Wissenschaften uns ihre ehrende Gegenwart gönnen.

Des Herren Organisten WALTHERS Bereitwilligkeit wird die Schule zu verdanken haben, dafs sich einige Musickverständige mit ihm verbinden wollen, dieser Handlung Leben und Anmuth mit Frölichkeit zu leihen.“ [3])

Zweibrücken den 5. April. G. C. Crollius.

Warum bezogen die Abiturienten des Zweibrücker Gymnasiums im Jahre 1786 und wohl überhaupt in jener Zeit vorzugsweise die Marburger Hochschule? Der Hauptgrund war jedenfalls der, dafs damals Marburg noch am meisten den Charakter einer reformierten Hochschule besafs. Sogar ein angehender lutherischer Theologe war unter den Zweibrückern, die mit Beginn des Sommersemesters 1786 nach Marburg abgingen. Wir wissen aus einem noch vorhandenen Aktenstück, dafs die in Marburg studierenden Zweibrücker sich landsmannschaftlich zusammenhielten und dort grosse Achtung genossen. Ein Studiosus aus Zweibrücken versuchte einmal, eine aus Zweibrückern bestehende Studentenverbindung, einen „Ordre de Deux-Ponts“, in Marburg zu gründen und verlor deshalb sein Stipendium. Früher gingen lange Zeit die zukünftigen Theologen von Zweibrücken auf die Universität Göttingen.[4]) Die Heidelberger Hochschule stand bei Crollius, wie wir aus Äufserungen von ihm in seinem Briefwechsel mit Lamey wissen, in keiner besonderen Hochschätzung. Noch sei hier beigefügt, dafs der ältere Crollius im Jahre 1749 einen Ruf als

---

[1]) Ein Kaufmann dieses Namens ebenda S. 510.

[2]) Ein Thema ähnlich originell wie das Gespräch zwischen Cortez und Penn, das gleichfalls von Schülern aus der Klasse Webers vorgetragen wurde. Ob W. wohl auch hinreichend attisches Salz für seinen Lucian und genug französischen Esprit für seinen Rabelais zur Verfügung gehabt hat?

[3]) Hier ist zum erstenmal die Rede von einer musikalischen Aufführung in Verbindung mit einer solchen „Handlung“, d. h. Promotion und Redeakt, bezw. Vorträgen, nebst Preisverteilung. Die „Musikverständigen“ waren auf keinen Fall Schüler der Anstalt; sonst hätte Crollius sicher nicht unterlassen dies ausdrücklich hervorzuheben. Über Musikunterricht am Zweibrücker Gymnasium in jener Zeit habe ich bislang noch nichts gefunden. In Trarbach bestand ein solcher. Vgl. oben!

[4]) Vgl. die hierauf bezügliche Bemerkung von Crollius in seinem ersten Brief an Lamey im „Anhang.“

Professor der Geschichte an die Universität Marburg erhielt, dieser Berufung aber nicht folgte (Finger S. 70 A.).

Es bleibt zu bedauern, dafs nicht sämtliche „einladende Anzeigen“ aus der Zeit der Rektoratsführung des jüngeren Crollius uns erhalten sind. Wir würden dann nicht blofs eine vollständige Liste der jahraus, jahrein gehaltenen „Redeübungen“ zusammenstellen können, sondern wären auch z. B. darüber besser unterrichtet, ob das Zweibrücker Gymnasium öfter von solchen Schülern besucht wurde, die, wie die beiden jungen Lamey, nicht im Herzogtum Zweibrücken beheimatet waren.

Über die Stellung, welche Crollius zur zeitgenössischen deutschen Poesie einnahm, ist oben schon das mir hierüber Bekannte mitgeteilt worden. Auch wies ich im Anschlufs hieran darauf hin, dafs am Zweibrücker Gymnasium ein eigentlicher Unterricht im Deutschen nicht erteilt wurde. Crollius war eben ein Philologe von strenger Observanz, ein Schulmann vom alten Schlag, der den Neuerungen auf dem Gebiete der Pädagogik wohl ebenso ablehnend gegenüber stand, wie er sich dem neuen Geiste in der damaligen deutschen Litteratur abhold zeigte. Er fürchtete nämlich infolge seiner pädagogisch strengen Grundsätze und seiner zäh am Alten hangenden Denkweise für die sittliche Erziehung der Jugend, für ihre Charakterbildung Gefahr und Schaden, wenn die jungen Leute mit den nach seiner Ansicht auf die Gesinnung verderblich einwirkenden Erzeugnissen vom Schlag der „Räuber“ und ähnlichen bekannt würden.

So dürfen wir denn als sicher annehmen, dafs Crollius auch den gleichzeitigen Bestrebungen des Philanthropinismus keinerlei Sympathie entgegenbrachte. Wie man auch über die Licht- und Schattenseiten dieser merkwürdigen Bewegung in der damaligen deutschen Pädagogik urteilen mag, das Verdienst kann den Vertretern dieser Richtung auf keinen Fall bestritten werden, dafs sie in richtiger Erkenntnis seiner Wichtigkeit dem Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur sorgfältige Pflege angedeihen liefsen[1]). Auch im Gebiet der heutigen Rheinpfalz wurde, und zwar in Heidesheim, ein Philanthropin errichtet durch den bekannten hochbegabten, aber der Selbstzucht ermangelnden Dr. Bahrdt. Durch seinen Einflufs offenbar wurde an der höheren Schule der Grafen von Leiningen-Westerburg (genauer: der Schaumburger Linie) seit ihrer Wiederherstellung und Verlegung nach der Residenz Grünstadt 1729, bezw. 1736, im Jahre 1775 „infolge der philanthropischen Bewegung zugleich die Erklärung der Meisterwerke der deutschen Nationallitteratur in den Kreis des Unterrichts gezogen“[2]).

[1]) Vgl. den trefflichen Aufsatz von Dr. Karl Kehrbach über „Deutsche Sprache und Litteratur am Philanthropin in Dessau“ (1785—1793) in den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“, 7. Jahrg., Heft 4, S. 333—359, Berlin 1897.

[2]) Ed. Geib: „Zur Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts“, (in der Rheinpfalz), Bavaria IV, Abt. 2, S. 544. — Vgl. auch die gediegene Schrift des Herrn Kollega Dr. Hanns Maisel in Augsburg: „Geschichte des kurpfälzischen Philanthropins zu Frankenthal“ (1780—1799), Frankenthal 1889, S. 37 u. 38.



Die für uns so wichtige Frage: Haben die Schüler, welche mit diesen „Redübungen“ vor die Öffentlichkeit traten, dieselben auch selbständig angefertigt, oder waren die Lehrer, bezw. der Rektor, die Verfasser? ist, worauf im Vorausgehenden schon einigemale kurz hingewiesen wurde, dahin zu beantworten: nur in ganz seltenen Fällen arbeitete ein Schüler das, was er vortragen sollte, selbständig aus, etwa eine Abschiedsrede (s. S. 75, Anm. 3), in der Regel war es Crollius selbst, aufserdem die andern Lehrer, die diese weit mehr sozusagen auf Schaustellung berechneten als einem bestimmten Unterrichtszweck dienenden Übungen der Schüler im freien Vortrag von einem Halbjahr zum andern anfertigten. Der Schüler hatten dabei weiter nichts zu thun als die ihm übertragene Rolle so gut als möglich durchzuführen, d. h. die ihm eingehändigte fertige Rede nach Kräften seinem Gedächtnis fest einzuprägen und sie dann am Tage der feierlichen „Handlung“ möglichst sicher und ausdrucksvoll coram publico frei vorzutragen. Wie verfehlt, ja geradezu schädlich, wie ganz unnatürlich erscheint uns diese Gepflogenheit! Es wäre nicht schwer, gestützt auf gewichtige Gründe, vom pädagogischen wie didaktischen Standpunkte aus das Verkehrte und Nutzlose, ja Nachteilige dieses Verfahrens einleuchtend nachzuweisen. Doch ich verzichte lieber darauf, die eingehende Kritik, die ich dem Entwurf dieses Aufsatzes ursprünglich einverleibt hatte, hier wiederzugeben. Denn abgesehen davon, dafs ich mit Recht fürchten müfste, die Geduld der verehrlichen Leser durch weitere Ausdehnung dieses ohnehin schon recht umfangreich gewordenen Aufsatzes zu ermüden, glaube ich die Beurteilung der in Rede stehenden Einrichtung getrost den geschätzten Herren Kollegen anheimstellen zu können. Ich gebe mich dabei der sicheren Erwartung hin, dafs kein Fachmann diese uns seltsam anmutende Gewohnheit des vorigen Jahrhunderts gutheifsen oder verteidigen wird. In diesem Fall darf man gewifs ein einstimmiges verwerfendes Urteil seitens aller Sachverständigen mit Bestimmtheit in Aussicht stellen. Ohne dafs man den Wert der Versuche im freien Vortrag, wie sie jetzt an unseren Gymnasien üblich sind, überschätzt, darf man doch mit Fug und Recht behaupten, dafs diese Redeübungen, im engen Anschlufs an die deutsche und altsprachliche Lektüre betrieben und stufenweise vom Leichtern zum Schwereren fortschreitend, doch in ganz anderer Weise geeignet sind, die Schüler unserer drei obersten Gymnasialklassen zu immer gröfserer Selbständigkeit im Denken und Gewandtheit in der richtigen Anordnung sowie im schriftlichen und mündlichen Ausdruck ihrer Gedanken anzuleiten und zu befähigen.

Denn vor allem halten wir unsere Schüler dazu an, diese Redeübungen selbständig auszuarbeiten; die Thätigkeit des Lehrers beschränkt sich auf etwaige allgemeine Fingerzeige und eine formale Durchsicht der Entwürfe. Sodann liegen die Themata, über welche unsere angehenden Redner sich zu verbreiten pflegen, innerhalb ihres Gesichtskreises, da sie zumeist dem Bereich der Schriftstellerlektüre

oder der Geschichte entnommen sind oder, wenn sie sich nicht an den Klassunterricht, bezw. die Privatlektüre, anlehnen, doch in der Regel leicht Anknüpfungspunkte an Bekanntes und Verwandtes zulassen, also auf jeden Fall nicht zu hoch gegriffen sind, nicht über den Gedankenkreis der Schüler hinausreichen. Damit aber ist auch eine Bürgschaft dafür gegeben, dafs sich das Interesse für die Sache, dieses movens agens jeglichen Unterrichts, bei den Schülern einstellt. Um nun dieses Interesse, wenn es einmal geweckt ist, wach zu erhalten und allmählich zu steigern, wenden wir das Verfahren an, dafs eine Anzahl von Themen von allen Schülern zum Zweck des freien Vortrags bearbeitet wird, sodafs jeder darauf gefafst sein mufs, aufgerufen zu werden, um vor der Corona frei zu sprechen. Andererseits, falls nur ein Schüler über einen meist von ihm selbst gewählten Gegenstand einen Vortrag hält, kann man die andern dadurch zu gleichmäfsiger Aufmerksamkeit und Teilnahme anhalten, dafs man nach beendetem Vortrag zunächst alle übrigen Schüler zur Kritik über das Gehörte inbezug auf Inhalt, Gedankenzusammenhang, formale Darstellung und die Art und Weise der rednerischen Leistung selbst auffordert, wobei manche gern freiwillig sich zum Wort melden, andere vom Lehrer aufgerufen werden müssen, um sich auszusprechen und diese oder jene Ausstellung zu machen. Der Lehrer gibt alsdann selbst möglichst kurz und bündig sein Urteil ab. Darf man nun ein solches Interesse auch bei den Schülern, welche auspiciis Crollii die oben angeführten Redeübungen hielten, sowie bei ihren Mitschülern voraussetzen? Rundweg möchte ich dies verneinen zunächst bezüglich der rein gelehrten, staatswissenschaftlich-historischen Abhandlungen, die der gute Crollius von Zeit zu Zeit der hochansehnlichen Zuhörerschaft, die doch auch nicht aus lauter Gelehrten bestand, in akademischem Tone durch einen Schüler vortragen liefs. Denn von einem eigentlichen Verständnis und tieferen Interesse für scharfsinnige, hochgelehrte Deduktionen und Kontroversen hinsichtlich des Ofsnabrückischen Friedensinstrumentes oder der pfälzischen Kurwürde u. dgl. kann wahrlich bei Gymnasialschülern im Alter von 16—18 Jahren, seltene Ausnahmefälle etwa abgerechnet, im Ernst nicht die Rede sein.

Der Gelehrte Crollius hat eben hier auf den Schulmann Crollius zu wenig Rücksicht genommen. Die Aula eines Gymnasiums ist doch keine Akademie der Wissenschaften! Dürfen wir ferner annehmen, dafs sich die lebensfrische, zum Reflektieren und Grübeln über Themen moralisierender Art in der Regel wenig geneigte und hiefür wenig empfängliche Jugend sonderlich interessiert habe für die vielleicht noch dazu in pedantischem Tone gehaltenen Räsonnements und Paränesen, welche ihr das gesetzte Alter fix und fertig in abstrakter Darstellung auftischte? Nein! Denn es ist schwer abzusehen, auf welche Weise ein wirkliches Interesse für solche Dinge bei den Schülern erzeugt oder vermittelt werden konnte. Eher dürfen wir glauben, dafs „ein mehr belustigendes Thema“, wie der Vortrag über die „Hauptzierden“, oder der Webersche Dialog zwischen Cortez und Penn oder auch die Vorführung von Szenen aus einem Lustspiele

Goldonis bei den jungen Leuten Anklang und beifällige Aufnahme gefunden habe. Denn für derartige Darbietungen war, wenigstens bei der Mehrzahl, hinreichendes Verständnis vorhanden. Freilich, auch in diesen Fällen war der vortragende Schüler immer nur das Sprachrohr seines Lehrers und auf die Rolle eines Rede-Automaten beschränkt. Doch hiemit sei es genug! Sonst werde ich doch ausführlicher, als ich beabsichtige.

Dürfen wir jedoch deswegen mit Crollius allzustreng ins Gericht gehen? Gewifs nicht! Nichts liegt mir ja — ich versichere dies ausdrücklich! — ferner als die Absicht, die Verdienste dieses hervorragenden Zweibrücker Rektors, der als trefflicher Schulmann wie als ausgezeichneter Gelehrter weithin über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus geschätzt wurde und seine Berühmtheit durchaus verdiente, irgendwie zu schmälern. Crollius war in diesem Stück eben ein Sohn seiner Zeit: auch an andern namhaften Gelehrtenschulen bestand damals die Sitte, dafs nicht der Schüler, sondern der Lehrer die „Redeübungen" verfafste. War man nun aber allerseits mit diesem Verfahren, das sich seit längerer Zeit schon eingebürgert hatte, einverstanden? Oh nein! Es gab in der That Leute, welche hierin einen Mifsstand erkannten und auf seine Abstellung hinzuwirken suchten. Näheres hierüber finden wir bei Finger, der sich mit seiner Darstellung auf das in Zweibrücken noch vorhandene Aktenmaterial (betr. Schulwesen, speziell Gymnasium) stützt. Im Jahre 1755 hatte, wie früher schon bemerkt, der Herzog eine Kommission bestellt, welche den Zustand des Gymnasiums gründlich untersuchen sollte. In dem Berichte, welchen im Namen dieser Kommission unter dem 10. Februar 1756 der Vorsitzende derselben, Regierungsrat Bachmann, erstattete, heifst es unter anderm: „damit die Schüler in Zeiten sich apte ausdrücken lernen, wird auch ohnausstellig zu verfügen sein, dafs die Rhetorik besser getrieben und die Schüler sowohl zu öffentlichen als Privatredeübungen angeführt werden" (S. 73). Ferner finden wir in der oben schon einigemale angezogenen Schulordnung vom 11. März 1757 folgenden hieher einschlägigen Passus (§ 10 d): „Die bisher vor denen Promotionen und examinibus gewöhnlich gewesenen Ferien sollen um so mehr ganz abgestellt sein, als die Docenten die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen programmata gar füglich in den Nebenstunden machen können, die Verfertigung der orationum aber den Schülern selbst heimgewiesen werden soll, gestalten das Auditorium nicht ein specimen von des professoris, sondern von des Schülers gemachten profectibus erwartet" etc. (S. 79). Gewifs ein ganz vernünftiger, einwandfreier Standpunkt! Der jüngere Crollius aber, damals noch Klafslehrer (Nachfolger seines Vaters im Rektorat wurde er 1767) „vermochte seinen Verdrufs über die erlassenen Regulative nicht zu verbergen. Es kam derselbe zum Ausbruch, als zum ersten Mal nach Mafsgabe der neu eingeführten Schulordnung bei den

öffentlichen Prüfungen und den damit in Verbindung stehenden Promotionsfeierlichkeiten verfahren werden sollte. Über den Vorfall selbst berichtet der dabei als Mitglied der fürstl. Schulkommission beteiligte Regierungs- und Consistorialrat Bachmann folgendermafsen: „Als ich den 19. Sept. Nachmittag um 2 Uhr auf das Gymnasium kam, so traf ich in Tertia den H. Professor nebst dem jungen Keller an, welcher seine zu haltende Oration exercirte. Ich passirte da durch in Primam und traf daselbst verschiedene auditores, von meinen Herren Concommissariis aber noch keinen an. Ein auf dem Tisch gelegener Bogen, auf welchem die zu haltenden orationes angezeigt waren, gab Gelegenheit, von denselben zu sprechen und darüber kam auch der H. Professor ins Zimmer, der sich mit in den Discurs einliefs und ex abrupto d'un air decisif sagte, es sei keinem Schüler zuzumuthen, orationes zu machen, auf den besten Gymnasien machten solche die Docenten und liefsen sie sogar drucken; auf diese Art könne man noch 10 Jahre verbessern und es würde doch nichts herauskommen. Ich replicirte ihm ganz gelassen, Rom sei nicht in einem Tage gebaut worden; wenn von den unteren Classen mit der Verbesserung der Anfang gemacht, sofort bessere subjecta in die oberen geliefert würden, so könne man von den Primanern viel mehr fordern, als dermalen. Er beantwortete solches mit einem rechthaberischen, unverständlichen Gebrumm und ging damit seinem Stuhle zu. Da ich nun in meiner Qualität als herrschaftlicher Commissarius dieses Betragen nicht anders als mal placirt und respektswidrig ansehen konnte, so sagte um mehreren Glimpfs willen auf Latein: hier sei weder die Zeit noch der Ort zu disputiren u. s. w. Der Herr Professor ging quasi attonitus zum Zimmer hinaus und kam über eine Weile wieder, da inmitten Schüler und auditores über den Hergang in tiefstem Stillschweigen ihre Betrachtungen machten. Kaum konnte ich über mich gewinnen, dafs ich nicht wegen dieses impertinenten Betragens den ganzen actum aufgehoben und sofort ad Serenissimum defshalb referirt hätte. Nach geschlossenem Examen arretirten uns, nämlich H. Insp. Obermann und mich, im Beisein Hr. Assessor Müllers und ni fallor Hr. Dr. Moscherosch die beiden HH. Crollii; der ältere entamirt den Discours wegen des in Hr. Exter's Lehrschule verlegten Examens der Sekundaner, der jüngere aber, nachdem er proterve repetitis vicibus deklarirt, er ginge nicht in Hr. Exter's Haus (wefshalb er sich doch des andern Tages eines Bessern besonnen) kehrte den Discours auf den mit mir gehabten Contest und suchte denselben damit zu rechtfertigen: ein Lehrer müsse frei denken und frei reden. Der Gedanke, dafs die Schüler ihre Reden selbst machen sollten, käme nur von Hrn. Insp. Kiesewetter (einem Mitgliede der Schulcommission) her; er möchte doch dessen Schulreden sehen. — Dem Gymnasium könne nicht aufgeholfen werden, wenn man nicht mehrere Lehrer und classes selectas anstelle. Wann eine Promotion gehalten werden müsse, bei welcher die Schüler die Reden selbst machen sollten, so würde er

gewifs die Promotion nicht halten. Der Endzweck dieser Promotionen sei nicht, dafs die Schüler Proben ihrer Geschicklichkeit zeigen sollten, sondern dafs sie den Lohn empfangen sollten.[1]) Wer Proben ihrer Geschicklichkeit sehen wolle, könne ins Examen kommen. Wer dahin nicht kommen wolle, um den brauche man bei der Promotion nichts besonderes zu machen. Anstalten von dieser Art müfsten von erfahrenen Schulmännern gemacht werden, über anderer judicia setze man sich grofsmüthig hinaus und was dergl. Impertinentien mehr waren. Ich habe bei dem ganzen Vorgang wenig gesprochen, sondern den jungen Menschen seiner Presomption überlassen in dem Vorsatz, ihn zu anderer Zeit zu corrigiren." Finger erzählt dann weiter, dafs Crollius, „dieses Schweigen des fürstlichen Schulkommissärs mifsdeutend, sich nicht entblödete, sowohl in seiner eigenen als in einer Rede, die er von einem Schüler halten liefs, die neuen Regulative einer versteckten und hämischen Kritik zu unterziehen, ungehalten darüber, dafs sie ihn, „der in seinem Posten zu brilliren suchte," anwiesen, nicht für sich, sondern für die Schüler zu arbeiten." Daraufhin sah sich die Schulkommission zu ernstem Einschreiten veranlafst usw. — Crollius erhielt defshalb einen scharfen Verweis mit der beigefügten Verwarnung, „sich künftig so gewifs in seinen Schranken zu halten, als im widrigen Fall Sr. hochfürstl. Durchl. zur behörigen nachdrücklichen Ahnung davon Anzeige geschehen müsse." [2])

In diesem Berichte Bachmanns wurde gegen Crollius auch der Vorwurf erhoben, er befleifsige sich zu sehr einer akademischen Lehrweise statt einer solchen, die für die Schüler eines Gymnasiums die passende sei. Inwieweit dieser Vorwurf berechtigt war, kann ich nicht beurteilen, da ich hinsichtlich der Lehrmethode Crollius' nicht weifs, was darüber in den Akten Verläfsliches angegeben ist. Sofern man aber aus manchen von ihm verfafsten und auf seine Anordnung von Schülern gehaltenen „Redübungen" einen Schlufs auf seine Lehrweise ziehen darf, mag dieser Vorhalt allerdings nicht ganz unbegründet gewesen sein. Schliefslich sei noch erwähnt eine hier einschlägige Bemerkung bei Buttmann a. a. O. S. 23: „Alljährlich zweimal fanden damals in Zweibrücken nach dem Semesterexamen vor Ostern und zu Michaelis öffentliche Promotionen

---

[1]) Diese Anschauung, dafs die Promotionen, bezw. die hiemit verbundenen Redeübungen, der verdiente Lohn für die tüchtigen Schüler sein sollten, wird ja auch in den „einladenden Anzeigen" wiederholt ausgesprochen. Dafs aber Crollius hinsichtlich dieser Frage in einer einseitigen Auffassung befangen war, und die fürstl. Schulkommission, speziell Bachmann, den richtigen Standpunkt einnahm, kann m. E. keinem Zweifel unterliegen.

[2]) In dem Aktenfaszikel, aus dem Finger dies geschöpft hat, wird im Eingang auch berichtet, dass Crollius die fürstl. Regierung um eine Entschädigung im Betrag eines halben Guldens für die Abschriften der von ihm verfertigten und von den Schülern gehaltenen Reden ersuchte. Dies wurde ihm jedoch abgeschlagen mit dem Bescheid, er solle die apographa auf seine Kosten machen lassen, die autographa (seine Urschriften) aber an die Regierung einschicken, worauf sie ihm remittiert werden würden. Diese Vorlegung der von ihm geschriebenen Originalien wurde von da an wohl regelmäfsig verlangt.

mit Redeübungen statt. Die hiebei zu haltenden Reden, deren es oft vier, ja fünf waren, pflegten trotz einer entgegenstehenden, von Crollius stets leidenschaftlich bekämpften Bestimmung der Schulordnung vom 11. März 1757 nicht die Schüler selbst, sondern die Professoren anzufertigen. Da aber nicht alle die Fähigkeit dazu besafsen, einige auch kränklich waren, so ruhte diese nicht geringe Last meist auf den Schultern des Rektors. Oft war auch dieser nicht imstande, solche Reden vorzubereiten; dann mufste die Promotion mit Prämienverteilung ausfallen.“ Man thut Crollius gewifs kein Unrecht, wenn man von ihm behauptet, dafs er in diesem Punkte sich hartnäckig und „leidenschaftlich“ zeigte. Merkwürdig bleibt es auf jeden Fall, dafs er trotz des Widerstrebens der Schulkommission dennoch seinen Willen durchsetzte und an der für uns so befremdlichen Einrichtung bis zum Ende seiner Laufbahn mit Zähigkeit festhielt, was ja aus den oben mitgeteilten Einladungsanzeigen von 1768, 1773, 1778, 1782 und 1786 hervorgeht.

Wie urteilte denn das Publikum, d. h. die zu den Schulfeierlichkeiten jedesmal eingeladene, aus den angesehensten Kreisen der Stadt zusammengesetzte „glänzende Versammlung“ über diese rednerischen Darbietungen des Gymnasiums? Oftmals wird, wie wir wohl annehmen dürfen, Crollius bei diesen Gelegenheiten durch Vorführung solcher Paradestücke — ich finde keinen bezeichnenderen Ausdruck für diese Art von schulrhetorischen Leistungen — volle Befriedigung für seinen persönlichen Ehrgeiz gefunden und, wenigstens nach seiner und mancher anderer Meinung, zugleich Ehre für Lehrer und Schüler damit eingelegt haben. Indes blieb ihm manchmal im Lauf der Jahre auch das Gefühl der Enttäuschung nicht erspart. Mangel an Anerkennung aber gerade auf diesem ihm so sehr ans Herz gewachsenen Gebiete seiner Thätigkeit hat ihm sicher herben Schmerz bereitet und, bei seinem stark entwickelten Ehrgeiz, wohl wie ein Stich in die Achillesferse gewirkt. Finger macht nämlich (S. 87) bei der Beurteilung des damaligen Standes des Gymnasiums und der Leistungen des Rektors sowie der übrigen Lehrer die Bemerkung, man habe sich der Wahrnehmung der Mängel, womit die Leistungen der Schule behaftet waren, verschlossen und, statt sich selbst eine Schuld beizumessen, wenn das gröfsere Publikum dem schwülstigen Kathederton, den man aus den akademischen Hörsälen auch in die Schulen verpflanzt hatte, keinen Geschmack abgewinnen konnte, habe man sich im Vertrauen auf den erlangten literarischen Ruhm nur zu leicht für berechtigt gehalten, sich zum Schaden der Schule über dergleichen stolz hinwegzusetzen. So äufsert sich Crollius einmal anläfslich seines Begehrens, dafs die gewöhnliche Promotionsfeierlichkeit ausgesetzt werden möge, folgendermafsen: „Das Publikum wird endlich über eine ausgestellte (d. h. ausgefallene) Promotion nicht unzufrieden sein. Denn gewifslich nicht mit Zufriedenheit, aber doch zu-

verlässig vernehme ich, dafs selbst solche Herren und Zuhörer, denen wir nicht hätten mifsfällig seyn mögen, es als eine Beschwerde ansehen und lange Weile finden, unsern Schulübungen oder dafs ich es herausrede, unsern pedantischen Reden und Handlungen an drei Stunden und drüber (sic!) beizuwohnen. Wir reden alle halbe Jahr denn nur wenig und mit Abwechslung der Personen, wir glauben auch zu unsern Reden bisher Stoff genommen zu haben, der nicht aufser dem Kreis unserer Einsichten, des Amts und der Schule (?) liegt. Aber freilich können wir unser Auditorium nicht in einen Redouten- oder Komödiensaal oder Spielstube, wo man längere Zeit sich verweilen kann, weil ein jeder eine egoistische Person dabei zu spielen meint, verwandeln und wir müssen uns also in das gewöhnliche Schicksal ergeben, das der Eckel an Humanitätswissenschaft und einer solchen Kleinigkeit, als die Erziehung der Jugend ist, über die Schullehrer zu verhängen pflegt. Die Lehrer haben doch auch noch aufser ihren Berufsarbeiten studia, durch die sie sich des Schadens erhohlen mögen, der ihnen aus mancher Geringschätzung zu entstehen scheint."

Nicht ohne warme Teilnahme lesen wir diesen offenen Herzenserguſs des wackern, aber freilich etwas einseitigen Mannes. Es spricht aus diesem Geständnis das bittre Gefühl des Sichverkanntsehens, der Enttäuschung wegen des Ausbleibens der erwarteten Anerkennung für ein redlich gemeintes Streben, von dem Crollius selbst wahrlich nicht gering dachte. Resignation, gepaart mit einem gewissen Sarkasmus, ist der Grundton dieser Auslassung, die ohne Frage „tief blicken läfst." Wer nun weifs, wieviel häusliches Unglück der alternde Crollius durchzumachen hatte, wie niederdrückend für ihn und wie nachteilig für seine äufsere Lage die Folgen seines oben erwähnten Streites mit der fürstlichen Regierung und seines selbstgewählten Exils in Wetzlar (1777) waren, für den ist seine tiefe Verstimmung und sein unverholener Unmut leicht begreiflich. Andererseits erkennen wir auch hier die Eigenschaften wieder, die an diesem Manne allerwegen unsere Hochachtung verdienen: seinen männlichen Freimut auch gegenüber einflufsreichen Kreisen und der Regierung, ferner sein ideales wissenschaftliches Streben, verbunden mit einem lebhaften Bewufstsein von der Bedeutung und dem Wert der ernsten Thätigkeit eines ganz in seinem Beruf aufgehenden Lehrers und Gelehrten. Und zudem gilt ja seine Behauptung, dafs die Lehrer an Mittelschulen aufser ihren Berufsarbeiten ihre wissenschaftlichen Studien haben, durch die sie sich entschädigen können für „manche Geringschätzung" oder, milder ausgedrückt, für die Versagung einer in gewissen äufsern Dingen sich kundgebenden Anerkennung von dieser und jener Seite — im Vergleich mit andern Beamtenklassen! — bis zu einem bestimmten Grade„ auch noch für die Gegenwart, wenn auch hierin zweifelsohne gegen früher manches anders, d. h. besser, geworden ist. Nichtsdestoweniger kann bei unbefangener Beurteilung nicht in Abrede gestellt werden,

dafs Crollius selbst zum guten Teil Schuld trug an der schmerzlichen Erfahrung, über die er in solcher Weise sich beklagte. Denn hätte er gröfsere Menschenkenntnis besessen und sich nicht so sehr von seiner persönlichen Vorliebe für gewisse Themata bestimmen lassen, so hätte er bei ruhiger Überlegung und vorurteilsloser Selbstprüfung eigentlich doch zu dieser Erkenntnis kommen müssen: Es steht zu befürchten, dafs, wenn in regelmäfsiger Wiederkehr Vorträge streng fachwissenschaftlicher Art, bestehend aus geschichtlichen und juristischen Auseinandersetzungen, dem zu unsern Schulfeierlichkeiten eingeladenen hochansehnlichen Publikum dargeboten werden, bei diesem allmählich Überdrufs an einer so schwerverdaulichen Kost und Langeweile erzeugt werde. Ich will mich daher bemühen, um mehr „Abwechslung" in unsere „Redübungen" hineinzubringen, von Zeit zu Zeit solche Gegenstände ausfindig zu machen, die, bei der „Handlung" in Vorträgen der Schüler näher dargelegt, wohl geeignet seyn mögen, die Aufmerksamkeit des Auditoriums, sowie nicht minder der gereifteren und strebsameren Schüler zu fesseln, als da sind Betrachtungen über die gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Felde der Poesie und schönen Litteratur — dabei denke ich vornehmlich an die Herren Schiller und Lessing, die Goethianer u. a. — oder Belehrungen über vermeintliche Besserungen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung von der Art, wie sie Herr Basedow unter so grofsem Beifall ins Werk gesetzt — meinem Geschmack und judicio können sie freilich nicht gefallen! — und sothane Dinge mehr. Des weiteren will ich hinfüro ernstlich Bedacht nehmen, dafs unsere Redübungen nicht länger als zum höchsten zwei Stunden währen; ansonst zu befürchten, dafs denen Herren Zuhörern und Gönnern einer fürstl. Schule bei dreistündiger Dauer unserer Schulübungen das Zuhören lange Weile und gar Eckel verursache, was gewifslich dem Ansehen der Humanitätswissenschaften sowie dem Zunehmen und Flor unserer hochpreislichen fürstl. Schule nicht als fördersam zu erachten, ohnerachtet der zu den orationibus genommene Stoff, falls obbemeldete Änderung in der Auswahl geschähe, ohne Zweifel nicht aufser dem Kreis unserer Einsichten, des Amts und der Schule läge.

Zum Schlufs wollen wir noch eine kurze Vergleichung der Redeübungen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit den Deklamationen und Vorträgen von heute anstellen, wie sie bei den regelmäfsigen öffentlichen Veranstaltungen der Gymnasien gelegentlich des Maifestes, der Jahresschlufsfeier und manchmal bei besonderen Anlässen zu einer Schulfeier einer aus den besten Kreisen der Einwohnerschaft bestehenden Versammlung dargeboten werden. Dabei springen folgende Unterschiede in die Augen: 1) Heutezutage wohnt diesen Veranstaltungen unserer Schulen auch der „Damenflor" bei, und nicht selten übertrifft dabei das schöne Geschlecht an Interesse und Aufmerksamkeit die anwesenden Vertreter der „Herrenwelt".

2) Eine solche Schulfeier nimmt im Durchschnitt

höchstens 1½—2 Stunden in Anspruch; ein dreistündiges Zuhören mutet man wohl nirgends dem eingeladenen Publikum zu.

3) Zu den Deklamationen und sonstigen rednerischen Darbietungen gesellt sich heutzutage regelmäfsig Gesang und Musik. Diese Gesangsvorträge und musikalischen Aufführungen, welche nach Crollius' zutreffender Bemerkung „der Handlung Leben und Anmut mit Fröhlichkeit“ verleihen, sind in der Regel Leistungen der Gymnasialschüler selbst, wenn auch mitunter bei den musikalischen Produktionen andere „Musikverständige“ mitwirken.

4) Beim Maifest wie bei der Jahresschlufsfeier pflegt jetzt der Vorstand der Anstalt eine Ansprache an das Publikum zu richten, welche sich auf den Anlafs der Feier bezieht oder eine Frage aus dem Schulleben, bzw. dem Gebiete des Gymnasialunterrichts und der Erziehungskunst, in allgemein verständlicher Darstellung behandelt. Auch damals hielt der Rektor eine Ansprache, aber nur selten scheint diese sich auf ein pädagogisches Thema bezogen zu haben.

5) Ebenso wie in diesen Ansprachen sind in den Vorträgen der Schüler rein fachwissenschaftliche Gegenstände (z. B. historische u. dgl. Fragen) ausgeschlossen: vorzugsweise sind es Gedichte, von den einfachsten, dem kindlichen Alter angemessenen bis zu den gedankentiefsten, vollendetsten Erzeugnissen unserer deutschen Poesie, sowie Szenen aus den dramatischen Dichtungen eines Sophokles, Schiller und Shakespeare, ferner französische und mitunter englische oder italienische Gedichte, welche von der strebsamen Jugend zum Vortrag gebracht werden. Mithin stehen diese Übungen im Deklamieren und freien Vortrag im engsten Zusammenhang mit dem deutschen und fremdsprachlichen Unterricht von der untersten bis zur obersten Stufe.

6) Wenn auch die Rezitationen von Gedichten und dramatischen Szenen bei uns bedeutend überwiegen, so fehlt es doch nicht ganz an anderweitigen Vorträgen in ungebundener Rede: diese dienen zumeist dazu, dem Verständnis einer nachfolgenden Szene aus einem Drama der obengenannten grofsen Dichter „den Weg zu bahnen“, um mit Crollius zu sprechen,[1]) seltener sind sie andern Gegenständen gewidmet. An manchen Anstalten hält auch bei der Schlufsfeier einer von den Abiturienten eine Abschiedsrede.

7) Diese freien Vorträge in Prosa werden jetzt doch wohl überall in der Hauptsache von den vortragenden Schülern selbst angefertigt, wenn auch der Lehrer in der Regel die Wahl des Themas selbst vornimmt und für die Ausarbeitung diesen

[1]) Manchmal bezieht sich ein derartiger kurzer freier Vortrag auch auf das Nibelungenlied oder Walther von der Vogelweide. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mir gestatten, darauf hinzuweisen, dafs unsere alt- und mittelhochdeutsche Poesie in noch viel weiterem Umfang, als dies meistens der Fall ist, für den in Rede stehenden Zweck herangezogen und verwendet werden kann.

und jenen Wink gibt, sowie den Entwurf des Schülers hinsichtlich der Form, der stilistischen Seite noch einer Durchsicht unterzieht. Dasselbe Verfahren wird, meines Wissens wohl allgemein, auch dann beobachtet, wenn ein hiezu befähigter, strebsamer Schüler es unternimmt, selbst in die Saiten des Dichters zu greifen und ein Poëm zustandezubringen, worin etwa der Frühling gepriesen, das Vaterland verherrlicht oder ein anderer passender Stoff dichterisch gestaltet und in die Form von Vers und Reim gegossen wird. Man gestattet also mit Recht heutzutage nicht, dafs ein Schüler, der mit einer „eignen" Leistung vor die Festversammlung tritt, sich mehr oder minder mit fremden Federn schmücke, damit die Schule nicht auf solche Weise einem auf die Charakterbildung nur ungünstig einwirkenden Scheinwesen Vorschub leiste.

Fassen wir nun diese einzelnen Punkte zusammen und vergegenwärtigen wir uns im ganzen noch einmal den Unterschied zwischen damals und heute, so dürfen wir mit Fug und Recht behaupten, ohne dafs man uns vorwerfen könnte, blinde Lobredner der Gegenwart zu sein, dafs bei der jetzigen Art und Weise der öffentlichen Redeübungen in weit höherem Grade der Zweck erreicht wird, den die humanistische Mittelschule mit dieser Einrichtung im Auge hat, als durch das im vorigen Jahrh. beliebte Verfahren. Denn erstens werden heutzutage wirklich „Proben der Geschicklichkeit" der Schüler gegeben: es wird den Zuhörern gezeigt und zu beurteilen ermöglicht, wie und mit welchem Erfolg am Gymnasium die Kunst der Rede, der sichere, freie Gebrauch der Muttersprache nach den Anforderungen der Vortragskunst geübt und gepflegt wird, und zwar im engen Anschlufs an den stufenweise fortschreitenden Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur, insbesondere an die Einführung in die deutsche Poesie. Zum andern wird den eingeladenen Gästen zum Bewufstsein gebracht, dafs das humanistische Gymnasium, was seine ganze Unterrichtsthätigkeit anbelangt, nicht so überwiegend mit den alten Sprachen sich beschäftigt, wie vielfach noch geglaubt wird, sondern auch die modernen, lebenden Sprachen in seinem Lehrplan nach Gebühr berücksichtigt, dafs ferner der Gymnasialunterricht wohl imstande ist, die befähigteren unter den Schülern der obersten Klassen soweit zu bringen, dafs sie mit annehmbaren eigenen Erzeugnissen in gebundener und ungebundener Rede öffentlich auftreten können, endlich, dafs auch Musik und Gesang, diese schönen Künste, die sich an das Ohr und das Gemüt des Zuhörers wenden und in der Gegenwart in so hoher Blüte stehen, an unsern Schulen in gründlicher und sorgfältiger Weise gepflegt werden. Dies alles aber ist sicher von nicht zu unterschätzender Bedeutung, um so mehr, als ja keine öffentlichen Prüfungen an unsern Mittelschulen eingeführt sind, und somit dem gebildeten Publikum aufserdem gar keine Gelegenheit geboten ist, sich davon zu überzeugen, wie an den Gymnasien die Schüler nicht äufserlich abgerichtet und mechanisch mit Wissensstoff sozusagen vollgestopft, sondern zu selbständiger Thätigkeit im Denken und im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Rede befähigt, sowie mit all den

Elementen bekannt und vertraut gemacht werden, auf denen eine gediegene und wahrhaft allseitige, die Jugend nicht blofs durch vielfache Kenntnisse bereichernde, sondern auch im Kern ihres Wesens anfassende, Herz und Gemüt veredelnde, echt humanistische Bildung sich aufbaut. Schliefslich wird so auch das erreicht, was für Crollius bei den Redeübungen die Hauptsache war: in der Regel sind es ja die zu den besseren Schülern Gehörenden, welche zum Deklamieren und Vortragen ausgewählt und hiemit einer Art von Auszeichnung würdig befunden werden. Denn als eine Ehre wird das öffentliche Auftreten bei den Schulfeiern, wenigstens vonseiten der Schüler wie der meisten Zuhörer, auch jetzt noch angesehen. Die Anschauung freilich, welche Crollius hierüber hegte und aussprach, war unsers Erachtens nicht frei von Einseitigkeit und Übertreibung, wie oben schon kurz angedeutet wurde. Wie weit es Crollius und seinen Kollegen gelang, die auftretenden Schüler zu angehenden Rednern heranzubilden, d. h. sie an unbefangenes, sicheres Auftreten, passende Körperhaltung, lautes Sprechen, sinngemäfse Betonung und richtige Modulation der Stimme, an etwaige Anwendung von Gesten, kurzum, an all das zu gewöhnen, was zu den Haupterfordernissen eines tüchtigen Vortrags gehört und ihn erst wirksam und eindrucksvoll macht, — dies können wir selbstverständlich aufgrund unsers Materials nicht beurteilen. Man müfste hierüber die Stimme eines unbefangenen, urteilsfähigen Ohrenzeugen hören können. Es wird gewifs damals gerade so gewesen sein wie jetzt: auf gute natürliche Begabung eines Schülers zum freien Reden, sodann auf Geschick und Eifer der Lehrer, denen die Vorbereitung dieser „Redeübungen" obliegt, aufserdem auf regelmäfsige, sorgfältige, planmäfsig ineinandergreifende Übung im Deklamieren und freien Vortrag in den einzelnen Klassen kommt bei dieser Sache ja alles an. Der alte Satz: „Orator fit, poëta nascitur" ist, was seine erste Hälfte betrifft, meiner Ansicht nach etwas einseitig: ohne entsprechendes Talent zu besitzen, wird einer trotz der besten Unterweisung wohl niemals ein wirklich tüchtiger Redner.

Anhang.

Die beiden Briefe, von welchen Crollius den einen mehrere Wochen vor der Promotionshandlung im Frühjahr 1786, den andern unmittelbar nach derselben an Lamey schrieb, werfen ein erwünschtes Licht auf einen Teil des Inhalts der oben mitgeteilten „einladenden Anzeige" vom 7. April 1786 und spiegeln zugleich die eigenartige Persönlichkeit des Briefschreibers treu und lebenswahr wieder.

1) Zweibrücken 12. März 1786. . . . . „Doch dies sind Egoismen, die ich weniger empfunden haben würde, wenn ich nicht aufser der Schule, worinnen ich Gottlob immer munterer [1]) zu seyn pflege und mich weniger fühle,[2]) für die bevorstehende Examen

[1]) Über diesen Gebrauch des Komparativs vgl. oben!

[2]) Nämlich: in meinem Kummer, d. h. mich weniger von Kummer bedrückt fühle. Dies ist eine Anspielung auf häusliches Ungemach, das Crollius damals zu

und Promotions-Feierlichkeit zuzuschneiden hätte. Von 8 Eximendis werden 4 reden.[1]) Einem gab ich vor 8 Tagen eine Ausgelassenheit[2]) über die Westf. Friedens Comentatoren, die nur mit ihren juristischen Compendiis und Schulfuchsigen Chimären und Neidhammeleien ohne Geschichte der Antecedentium und tractaten Ausleger sein wollen und nichts als publicistische rabulae sind. Viele werden sich an mir ärgern und sagen, dafs ich die Jugend verführe. Denn es gibt auch hier Aniti (sic!) und Meliti sans comparaison ihres Gegenstandes. Heute habe ich noch eine über die Kur Pfalzbayern angefangen, worinn ich hauptsächlich nur dorthin will, dafs nicht nur vor 1338, sondern auch vor 1214 die Pfalzgraven bei Rhein, als Heinrich von Braunschweig, also auch sein Schwiegervater Conrad von Staufen ein Primarium suffragium electorale gehabt haben, welches Fischer dreist läugnete, sondern ich bemerke noch, dafs unsere grofse und kleine Publicisten gar noch nicht aus der Geschichte gelernt haben, was es mit dem Ursprung der Kuren für eine Bewandnis habe, dafs Fischer nicht wisse, was Vorwahlen und universal Wahlen gewesen. Alles dis darf ich nur in 5 Blättern reden, wovon ich erst die zum Vorgeschwätz gefertigt habe, und heute noch eins sachlicher machen will. Der junge von Fürstenwärther soll sie halten und ich mufs ihm einsweilen etwas geben. Von da (= hieraut) soll ein dritter Herr Kanzl. Dir. Sohn Empfindungen und Wünsche für den Pfalzgraven und seine Gemahlin reden in jugendlicher Sprache[3]); und statt Weissagung eines Prinzen[4]) wird Ihr Sohn die Virgilianische wie die *X*ten (= Christen) meinten, aus den Sibillinischen Büchern ad Pollionem in einer treuen metrischen doch nicht daktylischen Übersetzung hersagen. Eine eigene Abschiedsrede wird ein 5ter vorher gehalten haben von den verschiedenen Epochen menschlicher Freiheit." [5])

Alsdann wird bemerkt, dafs 8 von den „Exemten" die Hochschule in Marburg zu beziehen vorhaben, und im Anschlufs hieran heifst es: „Lang genug sind unsere Theologen nach Göttingen gegangen. Ein Katholik wird nach Mainz gehen."[6])

---

ertragen hatte. Lamey hatte hierüber von Crollius in einem frühern Briefe nähere Mitteilung erhalten.

[1]) In der Einladungsanzeige sind 6 abgehende Schüler als Redner aufgeführt; allein von diesen teilten sich die unter 3 und 4 sowie unter 5 und 6 genannten in je eine Rede.

[2]) „Ausgelassenheit" ist hier wohl im Sinn von „Auslassung", bzw. längere Auseinandersetzung, zu verstehen; schwerlich liegt als Nebensinn die Bedeutung „petulantia", die das Wort jetzt ausschliefslich hat, darin versteckt.

[3]) Hievon ist in der obigen Einladungsanzeige nichts erwähnt: die Abschiedsrede hielt Bruch. Der ältere Sohn des Kanzleidirektors teilte sich mit Engelbach in die Rede über den Westfälischen Frieden, und der jüngere war dazu bestimmt, „einige Gedanken über den jugendlichen Leichtsinn" vorzutragen.

[4]) S. oben S. 83!

[5]) Nach Ausweis der einladenden Anzeige wurde eine solche Rede in Wirklichkeit nicht gehalten. In der Abschiedsrede sollte Bruch „in aller Namen die Empfindungen über die erhaltene Freiheit mit dem wärmsten Dank zum Abschied reden", s. S. 82!

[6]) Diese Angabe stimmt nicht genau mit der in der Einladungsschrift enthaltenen (s. oben S. 80). Denn nach letzterer beabsichtigten von den Absolventen

„Da haben Sie meinen Schulkram in der Schul und aufser derselben; und müde bin ich oft 5 Stunden des Tages geredet zu haben.“

2) Brief an Lamey vom 9. April 1786.

„Der Freitag ging ganz gut vorbei. Wir waren um 4¾ Uhr fertig. Auf die 2 Reden[1]) vom westfälischen Frieden war alles still aufmerksam und lauerte wie auch auf die Fürstenwärthersche. Einige Herren stutzten über die Bemerkungen, die ich hieher vom Osnabr. Frieden appliciren liefse, und warum man sich bifsher grofs und klein sehr geirrt hätte, wie in der Pfalz überhaupt.“ . . . . . .

Nach einer weiteren, uns hier nicht interessierenden Mitteilung fährt Crollius folgendermafsen fort: „Jetzt sind die Gemüther wieder fafslicher[2]) und viele, die nicht da waren (das auditorium war doch zahlreicher)[3]) wollten sie gerne lesen. Gehorsamen Diener! Absens carens! Ich habs den studiosis verbothen, keinem seine[4]) Rede zu lesen zu geben und keiner hat sie ganz, weil ich sie haud imprudenter geteilt habe. Der erste Redner[5]) stellte die Sachwalter und Fürstenknechtsfakultaet so hin wie sie ist. Quod ad Interpretes attinet, so hatte des H. Kanzl. Dir. Sohn[6]) das saftigste zu sagen und ich wunderte mich, wie er sich hinstellte, als ob er den Herrn ein Collegium über die Restitution ex capite Amn. (estiae?) et grav. (aminum) über die annos decretorios[7]) und Art. 7 wobei die Theologen auch Ohrfeigen bekamen mit Kraft vorlesen und sie dociren wollte. Der Vater selbst, der mit dem Sohne sonst nicht sehr zufrieden war, weil er nicht rasch genug und wirklich auch noch schwach ist aber von mir als seinem andern Vater protegirt wurde,

---

6 nach Marburg zu gehen, einer nach Giefsen, und der ältere Schmid wollte erst nach einem halben Jahr eine Akademie beziehen. Wer der Katholik war, der nach Mainz gehen wollte, ist mir unbekannt. In der „Anzeige“ ist von Mainz keine Rede. Er mufs nun aber doch zu den 8 obengenannten Abiturienten gehört haben. Vermutlich änderte er in der Zwischenzeit vom 12. März bis zur Drucklegung der einladenden Anzeige seinen ursprünglichen Plan, nach Mainz zu gehen, und bezeichnete dem Rektor Marburg (oder Giefsen?) als die Hochschule, die er besuchen wolle.

[1]) Mit den „zwei Reden“ sind gemeint die zwei Teile, in welche Crollius die Rede „über das Ofsnabrückische Friedensinstrument“ zerlegt hatte; den einen davon hatte Engelbach, den andern der ältere Schmid vorzutragen.

[2]) Fafslicher scheint hier den Sinn von „gefafster, ruhiger“ zu haben. Cr. will hiemit wohl andeuten, dafs manche von den Zuhörern über die von ihm verfafsten Reden betr. den westfälischen Frieden und die Pfälzische Kur etwas in Aufregung geraten waren.

[3]) Zahlreicher = ziemlich zahlreich.

[4]) „Seine“ ist dem Sinne nach auf „den studiosis“ bezogen, als wenn es hiefse: „jedem der beiden studiosi.“

[5]) Engelbach, der erste unter den Exemten.

[6]) Julius Ludwig Schmid.

[7]) Es sind dies die Jahre 1624 und 1648. — Der Wortlaut dieser Stelle läfst deutlich erkennen, dafs Crollius kein geringes Selbstbewufstsein besafs und schneidiger Polemik nicht abhold war, zumal wenn er gegen die Juristen ankämpfte, auf die er öfter nicht gut zu sprechen ist. Auch die Theologen bekamen diesmal eins ab. Zugleich ersehen wir hieraus, dafs Cr. gern den Akademiker spielte. Demnach wird der deswegen gegen ihn erhobene Vorwurf (vgl. oben!) nicht ganz grundlos gewesen sein.

war dismahl ganz betroffen und sehr zufrieden. Der sonst liebere Sohn[1]) bei aller seiner Herzhaftigkeit machte es schlechter. So wards dann wieder erfüllt, was H. Geh. R[at] B[achmann] zu sagen pflegte, dafs ich mir auf meinem Holz[2]) alles zu sagen erlaube. Soll ich nicht mehr frei (secd. leges, die ich auch ein bisgen verstehe) denken noch reden, so begrabe man mich.

Item es hilft doch immer ein wenig bei jungen Leuten oder futura aetate, die noch wie Schmid sagte von elender Dienst und Neidsucht als Urtheilsquellen entfernter sind. Wenn ich einmal Zeit habe, mufs ich doch die hingeworfene sermunculos revidiren und Lücken suppliren. Denn ich schrieb sie noch unter Beångstigungen und Anliegen wegen meiner Tochter hin, und da sie gelernt waren, konnte ich nicht mehr corrigiren. In der Rede von der Kur habe ich neue Abstractionen aus der Geschichte gezogen, die das ganze Kurwesen ganz anders darstellen, als es in den Compendien des Juris publici et historiae geschicht. Die Compilatores sind nur Nachsprecher derer, die nach fremden und vorgefafsten Begriffen geurtheilt haben, grosse Titel und Nahmen haben" etc.

Plura coram

Ich bin ehrerbietigst

T T C. (= Tuus totus Crollius).

Nachwort.

„Es hilft" — was? Wie ich mir denke, meint Cr. das freie Sprechen, das freie Darlegen seiner Ansichten durch den Mund seiner Schüler vor der Versammlung, die sich zur Teilnahme an der Schulfeier eingefunden hatte. In welcher Hinsicht hilft es? Etwa insofern, als durch solche Vorträge, in denen Cr. durch Vermittlung seiner mit Wärme und Nachdruck sprechenden Schüler die verkehrten Behauptungen anderer bekämpft und widerlegt und ohne Rücksicht auf Vorurteile oder berühmte Namen seine Ansichten als die richtigen zu erweisen sucht, manche von den Zuhörern, darunter auch Sachverständige, überzeugt und zu den Anschauungen Crollius' sozusagen bekehrt werden? Oder will Cr. wohl eher mit den Worten dies sagen, dafs solches Reden,

---

[1]) S. oben S. 83!

[2]) „Auf meinem Holz", d. h. auf meinem Katheder, also hier soviel wie: bei den jeweils mit dem Examen und der Promotion verbundenen Redeübungen vor dem eingeladenen Auditorium. Mit Bachmann stand Cr. seit seinem Zusammenstofs mit ihm anno 1757 nicht auf gutem Fufs. Wie damals, so vertrat Cr. auch jetzt noch, nach fast 30 Jahren, unerschrocken, aber vielleicht öfter am unrechten Ort und zur unrechten Zeit den Grundsatz: „ein Lehrer müsse frei denken und frei reden" (vgl. oben S. 89!). Auf jeden Fall werden wir das nicht billigen können, dafs Crollius beim Austrag wissenschaftlicher Streitfragen sich seiner Schüler wie eines Schildes bediente und solche Polemik mit den Schulfeierlichkeiten verknüpfte. Übrigens gesteht Finger (S. 86) zu, dafs „G. Chr. Crollius, nachdem der frühere jugendliche Übermut sich gelegt, was Talent, wissenschaftliche Befähigung und Gelehrsamkeit anging, wohlgeeignet erscheinen konnte, das Werk seines Vorgängers mit Erfolg weiter zu fördern."

ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, „doch immer ein wenig" wirkt bei jungen Leuten, die in dem Alter stehen, in dem der Charakter sich zu bilden beginnt, und der Jüngling anfängt zum Manne heranzureifen (= futura aetate), da ja die Jünglinge „von elender Dienst- und Neidsucht als Urtheilsquellen entfernter sind" usw. als die aetate provecti, die älteren Leute in Amt und Würden, die allerlei Rücksichten nehmen und deshalb meistens nicht sonderlich geneigt sind, die oft rauhe Stimme der Wahrheit zu vernehmen und ihr ohne Scheu Recht zu geben? Ob Cr. an dieser Stelle mit „Schmid" den Vater oder den Sohn meint, will ich nicht entscheiden. — Auf jeden Fall gab sich m. E. Crollius einer Selbsttäuschung hin, wenn er glaubte, die vortragenden Schüler stimmten ihm deshalb eher bei, weil sie durch die Kraft seiner Argumente von der Wahrheit seiner Behauptungen leichter sich überzeugen liefsen als die Alten. Denn die Fähigkeit zu einem selbständigen Urteil über so schwierige Streitfragen ging ihnen ja doch ab, und wenn einer auch scheinbar mit dem „Brustton der Überzeugung" seinen Vortrag hielt, nun gut, so war eben weiter nichts als entweder das bekannte „iurare in verba magistri" die Ursache davon oder auch die in jedem jungen Menschen gern sich regende Oppositionslust. Denn diese fand in der geharnischten Sprache, in der Cr. seinen Gegnern scharf zu Leibe ging, in seinen „saftigen" Auslassungen ohne Zweifel reichlich ihre Befriedigung.

* * *

Zum Schlufs bleibt mir noch die angenehme Pflicht zu erfüllen, meinem hochgeschätzten Kollegen und Freund, Herrn Gymnasiallehrer Rudolf Buttmann, besten Dank zu sagen für die Bereitwilligkeit, mit der er mich bei Erledigung der Druckkorrektur unterstützte, sowie nicht minder für die Zuvorkommenheit, mit der er mir zugleich verschiedene zweckdienliche, in vorstehender Abhandlung verwertete Angaben zur Verfügung stellte.

Zweibrücken. Dr. Ph. Keiper.

Nachtrag zu S. 67, Anm. 2: Charles Porée, französischer Jesuit, geb. 1675 zu Vendes bei Caen, wurde 1708 Professor der Rhetorik zu Paris, gest. 1747 zu Paris. Aufser einigen Reden und Vorträgen schrieb er: 1) Tragoediae, editae opera P. Cl. Griffet, Paris 1745. 8° (und spätere Ausgaben). Diese Sammlung meint jedenfalls Crollius. Sie enthält aufser einer Biographie Porées folgende lateinische Tragödien: Brutus. — Hermenegildus Martyr. — Mauricius Imperator. — Sennacherib. — Sephoebus Myrsa, Persarum regis filius. — 2) Fabulae dramaticae, Paris 1749 8°, enthält folgende 5 Dramen: Paezophilus sive Aleator. — Pater amore vel odio erga liberos excaecatus. — Misoponus sive Otiosus. — Liberi in deligendo vitae instituto coacti. — Philedonus sive juvenis voluptarius a liberiore vita revocatur.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Didaktik und Methodik der katholischen Religionslehre zum Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen von Dr. A. Baumeister, III., 2., bearbeitet von J. N. Brunner, Kurat und Religionslehrer an der Luitpold-Kreisrealschule in München. München, 1898. C. H. Beck.

Aus den Jahresberichten über das höhere Schulwesen von C. Rethwisch als Berichterstatter für die kathol. Raligionslehre seit mehreren Jahren bekannt, hat Brunner von dem Herausgeber und Verleger des Handbuches für Erziehungs- und Unterrichtslehre den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Didaktik und Methodik der kath. Religionslehre zu bearbeiten. Die nun als Abteilung 2 des III. Bandes vorliegende Arbeit ist ein Beweis der ebenso grofsen Fachkenntnis als praktischen Erfahrung und des pädagogischen Taktes, womit der Verfasser seine schwierige Aufgabe gelöst hat.

Die §§ 1—4, welche Kultur und Bildung des Christentums und die Bildungskraft der christlichen Religion behandeln, können als Einleitung gelten, die, wenn auch nicht in notwendigem Zusammenhang mit dem Folgenden stehend, schöne und wertvolle Gedanken enthält; besonders wird mit Recht hervorgehoben, dafs zur Entwicklung und Befestigung des Charakters nichts förderlicher sei als die Pflege und Übung der christlichen Religion.

Mit § 5 tritt der Verfasser an seine eigentliche Aufgabe und gibt in den folgenden §§ bis § 10 das den höheren Schulen im allgemeinen gesteckte Lehrpensum auf dem Gebiete der Glaubens- und Sittenlehre, als Führerin und Leiterin für und durch das Leben, sowie deren Hilfsmittel als biblischen Geschichte, Kirchengeschichte und Liturgik. Die Darstellung geschieht nach den bewährtesten Grundsätzen, welche die pädagogische Wissenschaft und die Schulpraxis an die Hand geben. Die biblische Geschichte betreffend, teile ich ganz die Ansicht des Verfassers, wenn er verlangt, dafs die Schule den vollständigen Inhalt derselben mitzuteilen habe, was in den fünf Katechismusjahren unserer höheren Schulen gewifs ohne Überbürdung der Schüler geschehen kann, so dafs noch Zeit übrig bleibt, Partien wie die Bergpredigt, das hohepriesterliche Gebet, die Parabeln des Herrn im Anschlufs an den Katechismusunterricht besonders herauszuheben und zum tiefern Verständnis zu bringen.

Mit § 11 geht die Abhandlung über auf das Lehrverfahren im

Religionsunterrichte im allgemeinen. Die religiösen Wahrheiten sollen nicht blofs dem Verstande nahe gebracht und dem Herzen lieb gemacht werden, sondern sie müssen als letztes Ziel den Willen erfassen und zu edlem Thun begeistern. Diesen augustinischen Grundsatz hat der Verfasser immer im Auge; denn nur auf diesem Wege kann der Religionsunterricht erziehlich wirken, gläubige Christen dem Reiche Gottes und wackere Bürger dem Vaterlande heranbilden. Auch gehört B. zu jenen Lehrern, die sich im Unterrichte nicht mit blofsen Religionsbesprechungen oder Religionsvorträgen begnügen, sondern die strikte Forderung erheben, dafs der Katechismus und das Lehrbuch — letzteres mit Heraushebung des Notwendigen — memoriert werden mufs, um das Glaubensgut zum lebenslänglichen Eigentum der Schüler zu machen.

Bei der methodischen Behandlung der biblischen Geschichte habe ich den Hinweis auf die biblische Geographie als ein notwendiges Hilfsmittel zum vollen Verständnis derselben vermifst; auch dürfen die verschiedenen Anschauungsmittel für den geschichtlichen Unterricht nicht unterschätzt werden — natürlich müssen sie gute sein und mit Mafs und Verständnis gebraucht werden.

Die §§ über die Schülerbibliothek und über das Verhältnis zum Lehrerkollegium und den Eltern sind herausgewachsen aus der eigensten Schulerfahrung des Verfassers und bilden den Schlufs dieser gediegenen und verdienstvollen Arbeit.

München. Girstenbräu.

Ratichius und die Ratichianer. Zur Geschichte der Pädagogik von Dr. F. Lattmann, Gymnasialdirektor a. D. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1898. 5 M.

Die widersprechende Beurteilung, welche die Thätigkeit des Ratichius in neuerer Zeit gefunden, hat den Verfasser veranlafst, diesem merkwürdigen Manne eine besondere Studie zu widmen. Während ihn hervorragende Forscher einen „Charlatan", „Sonderling", „Schwindler", „Schwärmer" oder „Phantasten" nennen, ist besonders Gideon Vogt in 5 Programmen des Gymnasiums zu Cassel und in „Klassiker der Pädagogik" XVII, 1894 zu dem Resultat gekommen, dafs er etwas Tüchtiges geleistet, dafs seine Schüler alle von ihm abgefallen seien und ihn nicht verstanden hätten. So weit wie Krause möchte nun Lattmann nicht gehen, dafs „die Geschichte der Pädagogik den Ratichius als unnützen Ballast aufzugeben habe". Er will vielmehr dem Ratichius die richtige Stellung in derselben anweisen und die wahre Bedeutung der Ratichianer ins Licht stellen. Zu diesem Zwecke wird der ganze Verlauf der Ratichianischen Bewegung verfolgt, um ein abschliefsendes Urteil zu ermöglichen. Lattmann will aus den verschleierten und geheimnisvollen Andeutungen des Ratichius sowie aus seinem Lebensgang und wirklichen Charakter die wahren Lehrziele desselben zu entziffern suchen, indem er ihn unter die psychologische Lupe nimmt. Das Frankfurter Memoriale, seine Mitarbeiter und An-

hänger, seine mifsglückten Lehrversuche und seine Differenzen mit Fürsten und Herzögen finden eine eingehende Betrachtung. Lattmann kommt zu dem Ergebnis, dafs Ratichius kein grofser Pädagogiker, sondern nur ein gewaltiger pädagogischer Agitator war. Er habe in einer ungewöhnlichen Weise das Interesse für das Schulwesen erregt und das Unterrichten als eine besondere Kunst proklamiert. Aber zur Ausbildung desselben habe er so gut wie nichts beigetragen. Ohne die praktische Thätigkeit seiner Anhänger und Schüler würde Ratichius als eine Kuriosität spurlos dahin gegangen sein. Wirklich Bedeutsames dagegen hätten die Ratichianer, darunter hauptsächlich Evenius geleistet.

Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts von Otto Kämmel. Leipzig 1897, Teubner.

Diese Biographie aus dem Bereiche des Gymnasialschulwesens ist im Auftrage der höheren Schulen Sachsens der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden als Festschrift überreicht worden. Neben dem Werde- und Bildungsgang einer bedeutenden, eigenartigen Persönlichkeit interessieren uns hauptsächlich die Zustände des Schulwesens im 17. Jahrhundert und die Reformbestrebungen jener Übergangszeit aus dem älteren Humanismus in realere und nationalere Bahnen. Ebenso verdient einer besonderen Beachtung der einleitende Abschnitt des Verfassers über „die Wandlungen des deutschen Bildungsideals, wo in kurzen und treffenden Zügen die Hauptabschnitte der Gymnasialschulgeschichte dargestellt werden. Ein allgemeineres Interesse erweckt noch der Abschnitt über „Pädagogische Reformgedanken und Reformen“ p. 42—55, wo wir einen unmittelbaren Einblick in die schulgeschichtlichen Umgestaltungen und die treibenden Ideen einer vorwärtsstrebenden Zeit thun können. Das Buch bietet eine ebenso anregende als belehrende Lektüre.

Grofse Erzieher. Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographien.

Bd. I: Pestalozzi von Dr. E. von Sallwürk. Leipzig, Voigtländer 1897.

Bd. II: Basedow von R. Diestelmann. Leipzig, Voigtländer 1897.

In dieser Sammlung sollen Lebensbilder von Männern vorgeführt werden, die auf die heutigen Anschauungen über Erziehung, insbesondere auf die Entwicklung des deutschen Unterrichtswesens von bedeutendem und bis heute nachhaltendem Einflusse gewesen sind. In streng wissenschaftlicher Forschung und zugleich anschaulicher und klarer Form soll der Lebenslauf und die Entwicklung ihrer Lehre dargestellt werden. Es sei hiemit auf diese anziehenden und gründlichen Leistungen aufmerksam gemacht.



Herbart und die Herbartianer. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der Pädagogik von Thilo, Flügel, Rein und Bude. Langensalza, Beyer & S. 1897. 3 M.

Das Buch zerfällt in 3 Teile: 1. Herbart als Philosoph. 2. Herbart als Pädagog. 3. Zusammenstellung der Literatur Herbarts und seiner Schule. Besonders interessiert uns der 2. Teil, in welchem Prof. Rein in kurzer, klarer und gefälliger Sprache den Lebens- und Werdegang des Philosophen und Pädagogen Herbart mit wissenschaftlicher Gründlichkeit veranschaulicht, eine wertvolle Leistung für die Geschichte der Pädagogik.

Die ungeheure Masse der verzeichneten Herbartliteratur endlich läfst die ausgebreitete Bedeutung ermessen, welche Herbart in Deutschland und anderen Ländern errungen hat.

Persönlichkeitspädagogik. Ein Mahnwort wider die Methodengläubigkeit unserer Tage. Mit besonderer Berücksichtigung der Unterrichtsweise Rudolf Hildebrands von Ernst Linde. Leipzig, Richter 1897. 2,50 M.

Ein warmherziges Buch, welches gegen toten Mechanismus und äufserliche Schablone sich auflehnt und alle pädagogische Wirkung aus der Tiefe eines wahr und lebhaft empfindenden Gemütes quellen läfst. Mechanische Methode, gedächtnismäfsiges Wissen sind nicht das Richtige, Gemütsbildung ist die Hauptsache. Die persönliche Beziehung des Schülers zum Lehrstoff mufs hergestellt werden. Das kann nur dann erzielt werden, wenn der Lehrstoff auch im Lehrer lebendig vorhanden ist und mit seinem Wesen verwachsen ist. Eine solche Lehrerpersönlichkeit verehrt der Verfasser in R. Hildebrand, dessen Buch „Vom deutschen Sprachunterricht“ ein lebendiges Muster des echten Lehrers liefert. Dem wahren Erzieher mufs aller Stoff ein Persönliches geworden sein. Dies zeigt der Verfasser sehr anmutig an verschiedenen Lehrgegenständen. Auch die pädagogischen Lehrvorschriften müssen mit dem Lehrer innerlich verwachsen sein, so dafs er sie mit sicherem Takte gleichsam unbewufst zu handhaben versteht. Ähnlich soll auch aller Unterricht mit der Persönlichkeit des Schülers verwachsen, soll nicht blofs Gedächtnis- und Wissensstoff bleiben, sondern ein Bestandteil seiner Persönlichkeit werden. Dann wirkt der Unterricht erziehend und Persönlichkeit bildend. Darum mufs der Unterricht durch das Gemüt hindurchgehen, denn im Gemüte, nicht im Verstande entwickelt sich das Ich p. 21. Der Wille wurzelt im Gemüte. Auf dieser psychologischen Grundanschauung baut er die ganze Lehrthätigkeit auf. Deshalb ist es ihm auch mehr um die Ausbildung der Persönlichkeit zu thun als um nachweisbares und kontrollierbares Wissen. Obwohl der Verfasser die Volksschule im Auge hat, so sind doch seine Darlegungen von einem so allgemeinen Standpunkt aufgefafst, dafs sie auch dem Gymnasialunterricht von

Vorteil sein können. Durch dieses Buch wird jeder psychologisch denkende Lehrer vielfach angeregt und gehoben.

Würzburg. Nusser.

Dr. A. Baumeister, die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens in den Kulturländern von Europa und in Nordamerika. I. Band, 2. Abteilung des Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München, 1897. Beck. VI und 894 S. Preis ungebunden 16 M.

Es war ein aufserordentlich dankenswertes Unternehmen, die Verhältnisse des Mittelschulwesens und des höheren Lehrstands in den einzelnen Kulturstaaten Europas und Amerikas nach bestimmten Gesichtspunkten übersichtlich zusammenzustellen. Denn ein solches Buch fehlte bisher und war doch ein dringendes Bedürfnis für denjenigen, der sich nicht eine kleine Bibliothek von Schulordnungen, Prüfungsordnungen, Gehaltsregulativen und schulstatistischen Werken anschaffen wollte bezw. konnte. Denn auch das letztere kommt vor, wie denn z. B. zur Zeit die Württembergische Schulordnung vom Jahre 1891 auf buchhändlerischem Wege gar nicht aufzutreiben ist. Gilt dies schon von Deutschland, so noch viel mehr von den aufserdeutschen Staaten, deren Schul- und Lehrstandsverhältnisse zum Teil sehr viel des Interessanten enthalten; denn abgesehen von den Staaten der südlichen Halbinseln Europas, deren Lehrordnungen etc. schon wegen der nicht jedermann geläufigen Landessprachen, in denen sie geschrieben sind, vielen von vornherein unbekannt bleiben mufsten, waren es die Schulverhältnisse Frankreichs und Englands, die stets das gröfste Interesse erregten, ohne dafs es leicht war, rasch ein einigermafsen umfassendes Bild hievon zu gewinnen.

Dem Herausgeber des vorliegenden Werkes, Herrn Dr. A. Baumeister, der als kais. Ministerialrat in Strafsburg eine lange Reihe von Jahren an der Spitze des elsäfsisch-lothringischen Mittelschulwesens stand, gelang es, in den gröfseren deutschen Staaten sowie in fast sämtlichen aufserdeutschen Kulturstaaten jene sachverständigen Männer zu finden, mit deren Hilfe er, der selbst die Bearbeitung eines gröfseren Teiles dieses Werkes übernahm (Preufsen, Elsafs-Lothringen, die kleineren Staaten in Nord- und Mitteldeutschland), die Arbeit dem Umfang und Inhalt nach im ganzen und grofsen wohlbefriedigend zu lösen vermochte.

Dem Umfang nach: Von deutschen Staaten sind Preufsen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, das Grofsh. Hessen, die beiden Mecklenburg und die Reichslande in ziemlich ausgiebiger Weise behandelt; das Gleiche gilt von den aufserdeutschen Staaten, von denen nur Serbien, Bulgarien und Rumänien fehlen, was keinen besonderen Mangel bedeutet. Dazu kommen überdies die Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Kanadische Bund; durch das Fehlen Mexikos und der übrigen amerikanischen Staaten dürfte eine fühlbare Lücke nicht

entstanden sein. Selbstverständlich sind, was bei einem solchen Erstlingsunternehmen nicht wohl zu vermeiden war, die einzelnen Länder zum Teil nicht ganz in dem ihnen zukommenden Verhältnis behandelt. So bedauern wir, dafs einige norddeutsche Kleinstaaten allzu kollektiv und knapp behandelt sind, noch mehr dafs die freien Städte, insbesondere Hamburg, ganz ausfielen. Andrerseits erscheint England, so interessant auch gerade die Einrichtungen in diesem Lande sind, und so nett und anschaulich dieselben von ihrem Bearbeiter (Breul-Cambridge) geschildert sind, verhältnismäfsig sehr reichlich bedacht; auf England kommen 160 Seiten, auf ganz Deutschland 224 Seiten, auf Frankreich 43 Seiten, auf Spanien 18, auf Portugal dagegen 51 Seiten! Das sind Mifsverhältnisse. Unter den deutschen Staaten ist Hessen (auf 9 Seiten) ziemlich knapp behandelt, die übrigen Staaten haben dagegen — abgesehen von den oben erwähnten — den ihrer Bedeutung zukommenden Raum im allgemeinen erhalten, so Preufsen 73, Bayern 43 Seiten; Elsafs-Lothringen sind 12 Seiten gewidmet, dazu kommen hier 17 Seiten Persönliches, das die vielfachen zum Teil recht unerfreulichen Erlebnisse des Herausgebers in seiner Stellung als technischer Leiter des reichsländischen Mittelschulwesens (1871—82) enthält, übrigens aufserordentlich lehrreich ist und sich entschieden sehr interessant liest.

Der Inhalt ist nach folgendem Schema geordnet: 1) Geschichtliches; 2) Lehrstand (Titel-, Rang- und Gehaltsverhältnisse, Altersversorgung, Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden, Direktorenkonferenzen etc.); 3) Vorbereitung und Prüfungen für das höhere Lehramt, Pädagogische Seminarien; 4) Lehrverfassung der Schulen mit kurzer historischer Darlegung (besondere Unterabteilungen sind: Klassenfrequenz, Zensuren, Schulzucht, Ferien, Hitzvakanz, Jahresberichte und wissenschaftliche Programme, Schulgeld); 5) Schülerprüfungen und Berechtigungen; 6) Statistisches über Zahl der Schulen, der Schüler, der Lehrer, Zahl und Alter der Abiturienten etc.; Aufwand und Kosten der Schulen.

Es wäre nun sehr verlockend, auf grund dieser Darlegungen manche Verhältnisse und Einrichtungen in vergleichender Weise zu beleuchten, so die Gehaltsverhältnisse der Lehrer, die Dauer der Ferien (sie sind am längsten in Schweden, Spanien, Portugal und Griechenland — in letzterem Lande dauert der Unterricht nur 180 Tage! —), die Schulzucht, die Mafsregeln gegen Schülerüberbürdung (den betreffenden Klagen haben am meisten die kleineren Staaten, so Baden, Hessen, Elsafs-Lothringen, wohl nach dem Vorgang Preufsens, nachgegeben.) Wir müssen indes solche Vergleichungen den Lesern des Buches überlassen. Dafür sei es uns gestattet, auf einige Dinge hinzuweisen, die bei Neuauflage des Buches vielleicht zu berücksichtigen wären. Der geschichtliche Teil dürfte da und dort etwas ausführlicher behandelt werden; ferner sollten Quellen fast durchaus weit häufiger angegeben sein (nur England macht eine Ausnahme, bietet indes wie im übrigen so auch hierin des Guten bereits zu viel); es könnte bei solcher Angabe der Quellen dann auch bisweilen kürzer verfahren sein; unter

den Hauptquellen für Preufsen vermifst man unter anderen den Kunzeschen Kalender; für Baden besteht seit 1897 das Jahrbuch für die Lehrer etc. von Holzmann; Bayern und Sachsen haben ihre Personalstatus. Von Gymnasiallehrervereinen, Sterbkassevereinen berichten die wenigsten Mitarbeiter; über Ferienkurse und die Bestimmungen für den archäologischen Kurs und das archäologische Institut in Rom und Athen, die Statuten wichtiger Stiftungen zum Zwecke der Erteilung von Reisestipendien (auch über die Bismarckstiftung) fehlen ausreichende Belehrungen bezw. die nötige Quellenangabe. Dafs manche Teile da oder dort unverhältnismäfsig knapp behandelt sind, wurde schon bemerkt; so ist bei Baden der Abschnitt über die Prüfungen für das höhere Lehramt allzu kurz behandelt. Bei Hessen vermissen wir unter anderem einen Hinweis auf die Schülerspaziergänge und die freien Schultage zur Erholung. Über Lokation und Prämiierung der Schüler erhalten wir meist keinen befriedigenden Aufschlufs (Vgl. meine kurze Darstellung der einschlägigen Verhältnisse im Bericht über die bayerische Gymnasiallehrerversammlung vom Jahre 1897). Sehr zu begrüfsen ist bei Preufsen die dort dargebotene Übersicht über die Anzahl der Kandidaten, welche die Hauptprüfung bestanden haben, behufs Feststellung einer Normalzahl und Verhütung von Überfüllung. Eine solche Übersicht würde sich auch bei den anderen deutschen Staaten wohl empfehlen. Überhaupt dürfte der Statistik da und dort noch ein weiteres Feld eingeräumt sein. Wie es sich mit Versetzungsprüfungen verhält, ist bei Baden und anderen Staaten nicht klar genug angegeben. Bei Mecklenburg erfahren wir von Bestimmungen für die Prüfungen fürs höhere Lehramt überhaupt nichts. Sehr interessant sind die Angaben Baumeisters über die Teilnahme der verschiedenen Konfessionen am höheren Unterricht, über das Prozentverhältnis, in welchem in den einzelnen Staaten studiert wird; solchen statistischen Darlegungen ist eine weitere Ausdehnung zu wünschen, eventuell wäre wenigstens auf Schriften, in denen sich solche statistische Erhebungen befinden, hinzuweisen, so z. B. auf Gemfs, Statistik der Gymnasialabiturienten, Berlin 1895 (Weidmann). Bei Hessen fehlt die Angabe, wie Gymnasien, die mit Realschulen verbunden sind, eingerichtet sind. Bei Bayern sind folgende Änderungen notwendig: S. 80 die Rangerhöhung der Rektoren erfolgte noch unter dem Ministerium Lutz. S. 83: Aus dem allgemeinen Unterstützungsverein beziehen jetzt die Witwen in der 1. Klasse 200 M., 2. Klasse 400 M., 3. Klasse 600 M. (in die 3. Klasse gehört z. B. die Witwe eines Gymnasialprofessors mit 10jähriger Dienstzeit); die betr. Satzungen sind seit 5. Juli 1893 abgeändert. S. 85 (Bedeutung der Prüfungsnoten): hier fehlt der Zusatz: Doch verschlimmern oder verbessern sich die Aussichten auf Anstellung und Beförderung auf grund der Qualifikation in der Praxis. S. 87 (Pädagogisch-didaktische Kurse): Hier fehlt, wie übrigens auch bei den aufserbayerischen Staaten, die Angabe, wie hoch sich das Honorar der Leiter der Kurse beläuft. Die Stipendien für die Kandidaten sind bei Bayern angegeben, nicht aber bei den anderen Staaten. Hier möge auch erwähnt werden, dafs sich die Zahl der pädagogisch-

didaktischen Kurse seit 1898/99 vermehrt hat, indem solche auch an den Gymnasien Straubing, Neustadt a. H. und am Maxgymnasium in München eingeführt wurden; ferner dafs jetzt das Schulgeld (vgl. S. 103) seit 1896/97 für alle Klassen 45 Mark beträgt. Die Bemerkung auf S. 103, dafs die Söhne der Lehrer an einer Mittelschule von der Entrichtung des Schulgeldes befreit sind, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. In Wirklichkeit ist dies blofs bei Söhnen von Lehrern der gleichen Schulgattung der Fall, so geniefsen z. B. die Söhne von Reallehrern an den humanistischen Mittelschulen keine Schulgeldfreiheit und umgekehrt gilt das Gleiche. S. 82 wird in Zukunft auch der neuen Bestimmung in der Frage der Altersdispense Erwähnung gethan werden können.

Es begreift sich, dafs manches, was in dem vorliegenden Werke enthalten ist, von der Entwicklung der Dinge bereits wieder überholt ist. So haben unter anderem die Gehaltsverhältnisse in Preufsen, Hessen und Sachsen mittlerweile eine Änderung erfahren. Auch vollzieht sich eben jetzt in Preufsen und Württemberg eine Umgestaltung der Prüfungsordnung für das höhere Lehramt. In Bayern wurden jüngst die Industrieschulen neu organisiert.

Um so lebhafter ist der Wunsch, es möge recht bald eine Neuauflage dieses Buches erfolgen, welches für viele ein geradezu unentbehrliches Hilfsmittel ist. Jetzt, wo das Werk der (bisher 26) Bearbeiter als Ganzes vor Augen liegt, wird es auch möglich sein, die Kontinuität noch besser zu wahren, wie auch jeder der Herren in der Lage sein wird, den einzelnen Mitarbeitern das Beste, was jeder in seiner Art geboten hat, wetteifernd abzusehen.

Es ist ein Zufall, der keineswegs bedeutungslos ist, dafs fast zu gleicher Zeit mit dem Baumeisterschen Werke, ein ähnliches in Berlin erschien, das sich vielfach die gleiche Aufgabe setzte, ohne jedoch, aus Gründen, die im Nachfolgenden zur Sprache kommen, in der Schilderung der allgemeinen Schulverhältnisse den Grad der Brauchbarkeit zu erreichen, der trotz mannigfacher noch bestehender Mängel schon jetzt dem ersteren innewohnt.

Wir unternehmen es hier anschliefsend auch dieses zweite Werk zu besprechen.

Dr. A. Petersilie, Prof. und Mitglied des Kgl. statistischen Bureaus in Berlin: Das öffentliche Unterrichtwesen im deutschen Reiche und in den übrigen europäischen Kulturländern. 2 Bände: X und 448 + X und 608 Seiten. (3. Band 3. Abteilung von „Handels- und Lehrbuch der Staatswissenschaften", in selbständigen Bänden herausgeg. von Kuno Frankenstein). Leipzig, C. L. Hirschfeld 1897. Preis ungeb. 28 M. —

Der 1. Band enthält zuerst eine theoretische Auseinandersetzung über die Grundlage des öffentlichen Unterrichts (S. 1 – 132). sodann

eine Übersicht über die geschichtliche Entwicklung (S. 133—298), zuletzt eine Darstellung des Aufsichts-, Prüfungs- und Berechtigungswesens (299—448). Der 2. Band verbreitet sich über die Organisation der sämtlichen Schulgattungen (S. 1—473) und bringt in einem Anhang das preufsische Lehrerbesoldungsgesetz vom 3. März 1897, die Änderung des Studienplans der juristischen Fakultät an preufsischen Universitäten vom 18. Jan. 1897 und endlich (S. 479—608) eine Bibliographie, worin die einschläge Literatur behandelt ist, bearbeitet von dem Bibliothekar Dr. P. Lippert.

Im Vorwort bezeichnet der Verfasser als den Zweck des Buches, welches eine Abteilung eines staatswissenschaflichen Hand- und Lehrbuches bildet, die Darstellung des öffentlichen Unterichtswesens vorwiegend im Sinne eines praktischen Handbuchs nach der schulverfassungs- und schulverwaltungsmäfsigen Seite. Es soll dem Verwaltungsbeamten und Schulmanne, aber auch anderen Freunden der Schule eine brauchbarer Wegweiser auf diesem Gebiete sein. In dem theorethischen Teile wird an verschiedenen Reformvorschlägen ausgiebige Kritik geübt. Aus Mangel an Raum, jedoch auch in der Absicht, mehr das Typische hervorzukehren, hat der Verfasser mehrfach eine Ausscheidung eintreten lassen. So hat er im verwaltungsrechtlichen Teil (Aufsichts-, Prüfungs- und Berechtigungswesen) ausschliefslich die Verhältnisse im deutschen Reiche berücksichtigt, und auch da nur Preufsen eingehend behandelt: es treffen auf Preufsen 133, auf die übrigen deutschen Staaten, welche berücksichtigt sind (Baden, Bayern, Braunschweig, Hessen, Sachsen, Württemberg), nur 16 Seiten! Ferner ist im 2. Band beispielsweise die Lehrordnung der höheren Schulen Preufsens auf 54, die der übrigen vorgenannten deutschen Staaten auf insgesamt nur 14 Seiten, die der aufserdeutschen Staaten (es sind dies Belgien, Dänemark, Frankreich, Grofsbritannien und Irland, Holland, Italien, Österreich-Ungarn, Rufsland, die Schweiz) auf 32 Seiten behandelt. Unseres Erachtens hätte der Verfasser besser gethan, seine Darlegungen auf Preufsen zu beschränken; denn die Behandlung der übrigen Staaten ist denn doch zu aphoristisch, als dafs man daraus ein rechtes Bild von den thatsächlich bestehenden Verhältnissen gewinnen könnte. Mit mehr Grund hat dagegen der Verfasser die Privatinstitute incl. der sogenannten Mädchengymnasien unberücksichtigt gelassen, „da sie vorerst unfertige Zustände darstellen;“ auch die militärischen Bildungsanstalten sind nicht besonders berücksichtigt und von den Fachschulen sind nur die preufsischen Anstalten in Kürze behandelt. Ein Nachschlagebuch ist also das vorliegende Werk nur unter den angegebenen Einschränkungen: zunächst für preufsische Verhältnisse und zweitens auch da nur für die mehr typischen Unterrichtsanstalten. Auf diesem Gebiete aber ist der Verfasser natürlich Meister, mag man nun nun Aufschlufs über die niederen, mittleren oder höheren und höchsten Unterrichtsanstalten suchen.

Im theoretischen Teil (Band 1, Teil 1) entwickelt der Verfasser seinen Standpunkt in bezug auf die rechtlichen Voraussetzungen des Unterrichts (Schulgesetz, Schulpflicht, Schulgeld, Prüfungswesen u. s. w.)



sowie auf die technischen Bedingungen des öffentlichen Unterrichts (Lehrerbildung, Nationale Erziehung, Konfessionalität der Schulen, Lehrplan, Lehrmittel, Methode, Doppelunterricht, Klassenteilung, Klafs- und Fachlehrersystem, Internat, Schulhygiene, Schulreform) in durchaus subjektiver Weise. Allein diese persönlichen Ansichten sind meist so treffend begründet, dafs man ihnen wohl in der Regel zustimmen wird. Mit scharfer Logik, unter Umständen mit Witz und scharfen Pointen, geht er dem Übertriebenen, Ungesunden, Verfehlten zu Leibe, was die neuere Litteratur in dieser Beziehung sich geleistet hat. Er ist, was die Reformfrage anlangt, überzeugter Anhänger der humanistischen Richtung, bezüglich seiner Stellungnahme ist ihm sein Vorbild insbesondere Köchly. Vortrefflich rechnet er mit Göring ab; es wäre zu wünschen, dafs die extremen Reformfreunde diese Deduktionen läsen. Sehr gut ist auch das Meiste, was der Verfasser über den Sport sagt (S. 80); doch dürfen turnerische Spiele wohl nicht so gering geschätzt werden; die städtische Jugend bedarf ihrer sicher im höherem Grade, als dies bisher der Fall war; die Dorfjugend braucht sie natürlich nicht oder doch bei weitem weniger. S. 79 finden wir den Satz: „Das Denken ist auch eine körperliche Anstrengung und die geistige Gymnastik ist gerade so gesund wie die körperliche; das sehen wir an unseren Stubengelehrten etc.“ Hier dürfte denn doch ein Fragezeichen zu machen sein. Die Gelehrten, die ein hohes Alter erreichen, zehren eben doch von ererbter physischer Kraft und erfreuen sich gesunder Ernährungs- und sonstiger Lebensweise mehr als andere Stände; allein die Generation, die in den Städten heranwächst, bedarf einiger Surrogate in physischer Hinsicht. Unverständlich ist mir auch der Satz (S. 75): „Der moderne Gymnasiast wohnt chambre garnie und ist abends, soweit er sich als „Mensch“ fühlen will, auf die Kneipe oder den Klub (Verein) angewiesen etc.“ Aber, wo kommt denn das vor? In Deutschland doch kaum irgendwo.

Die bayerischen Verhältnisse sind vielfach ungenügend bearbeitet. Der Verfasser bezieht sich hier häufig auf längst nicht mehr bestehende Verordnungen, so bezüglich der Oberaufsicht auf eine Verordnung vom Jahre 1825! (S. 435); auch die Zusammensetzung des Obersten Schulrats ist unrichtig angegeben. Schon das bayerische Hof- und Staatshandbuch hätte den nötigen Aufschlufs gewährt. Die neueste Schulordnung für die Realschulen datiert vom 11. Sept. 1894; der Verfasser kennt nur die Schulordnung vom Jahre 1877 und einige ministerielle Erlässe aus späterer Zeit. S. 437 ist der Begriff „Lateinschule“ in antiquierter Form gegeben. Es ist freilich für den Nichtbayern sehr schwer, die einschlägigen Verhältnisse richtig darzustellen, zumal es für Bayern noch immer an einem Buche fehlt, wie ein solches Wiese für Preufsen, v. Seydewitz für Sachsen, Joos jüngst für Baden bearbeitet hat. Eine Zusammenstellung der Vorschriften für die höheren bayerischen Schulen ist ein dringendes Bedürfnis. Das sehr verdienstliche Buch von J. Füger „Die Schulordnungen der Studienanstalten, Realgymnasien und Realschulen im Königreiche Bayern, dann die Prüfungsordnung für das Lehramt etc.

mit Erläuterungen" Bamberg 1889 — ist leider veraltet und sollte neu aufgelegt werden[1]).

Ein zweiter Fehler, der in dem Buch nachteilig wirkt, liegt in dem allzugrofsen Streben nach knapper, abgekürzter Darstellung, und dadurch wird das Bild häufig ein schiefes und der Wert des Ganzen ein zweifelhafter. Nur ein Beispiel: S. 440 heifst es: „Durchweg genügende Leistungen in den Probearbeiten sowie im Jahresfortgang befreien (in Bayern) von der mündlichen (Absolutorial-) Prüfung." Vgl. jedoch Min.-Blatt Nr. 3 vom 31. Jan. 1891 (X) sowie Min.-Blatt Nr. 20 (1891) S. 270 = Schulordn. f. d. hum. Gymn. § 35, 5. Dafs die seitherige Schulordnung für die Industrieschulen überhaupt nicht mitgeteilt, die für die Realschulen blofs zitiert ist, liegt in dem Plane des Buches begründet, vermindert aber, wie schon gesagt, den Wert desselben als Nachschlagebuch.

Wir beschränken uns auf diese wenigen, die Gesamtanlage und die spezifisch bayerischen Verhältnisse betreffenden Punkte. Dafs auch bei anderen nichtpreufsischen Staaten die Angaben, insbesondere infolge der ungenügenden Quellen, nicht sehr zuverlässig sein dürften, beweist uns unter anderem auch der Umstand, dafs z. B. bei Württemberg als die neueste Schulordnung diejenige vom Jahre 1851 angegegeben ist, während doch der neue Lehrplan vom Jahre 1891 datiert. In diesen und vielen anderen Dingen verdient ohne Zweifel das Baumeistersche Werk den Vorzug. Leicht begreiflich, da eben Baumeister mit einem Stab einheimischer Schulmänner arbeitete; solche dürften wohl allein im stande sein, die Verhältnisse gehörig zu überschauen. Aus demselben Grunde darf das vorliegende Werk für die spezifisch-preufsischen Schulverhältnisse wohl als eine sehr gute Quelle befunden werden. Es dürfte sich, wenn ein Rat erlaubt ist, aus räumlichen Gründen empfehlen, dafs sich der verdiente Herr Verfasser bei einer neuen Auflage auf Preufsen beschränke. Bei umfassender Behandlung der Schulverhältnisse aller Staaten, die doch allein von Wert für den ratsuchenden Leser ist, müfste das Buch, das sich die Aufgabe gesetzt hat, die Verhältnisse sämtlicher Schultypen darzustellen, einen doppelt oder dreifach gröfseren Umfang bekommen, und, wie schon bemerkt, wäre überdies die Mithilfe mehrerer kaum zu umgehen.

München. Dr. Gebhard.

[1]) Die vorliegende Rezensia schrieb ich im September 1898. Nachdem ich nun den gleichen Wunsch, wie oben, jüngst auch bei anderer Gelegenheit ausgesprochen hatte (vgl. „Blätter" 1898, S. 840), teilte mir Herr Prof. Füger — Würzburg mit, dafs er sich gerade jetzt der äufserst dankenswerten Aufgabe unterziehe, eine neue Auflage des obengenannten Werkes zu besorgen, in welchem aufser den Schulordnungen etc. sämtliche Erläuterungen, authentische Interpretationen und Vollzugsbestimmungen zur Mitteilung gelangen sollen. Das Buch wird in allernächster Zeit in der Stahel'schen Sammlung deutscher Reichsgesetze und Bayerischer Gesetze erscheinen.

Rektor Dr. Wohlrabe, Der Lehrer in der Litteratur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. Zweite Auflage. Freiburg im Breisgau. Verlag von Paul Waetzel. 1898.

Der Verfasser hat aus der Literatur in treuer Arbeit ein Bild des am meisten der Kritik ausgesetzten Standes zusammengefügt. Fesselnd und belehrend ist das Bild, doch nicht erquicklich. Liest man z. B., wie Oskar von Redwitz in der Schilderung des mystischen „Frackschneiders" und des „Korporals" („Hermann Stark") Lehrergestalten karikiert, so drängt sich der Gedanke auf, dafs es für unseren Stand besser wäre, wenn künftige Jahrhunderte sein Charakterbild aus den „Fliegenden Blättern" statt aus anderen Literaturerzeugnissen gewännen. Man hat bei der Lektüre der modernen und modernsten Literaturerzeugnisse häufig den Eindruck, als wolle sich der Lehrer zu einer stehenden Thersitesfigur des modernen Romans entwickeln. Dem Lehrerstande so gerecht zu werden, wie ihm Sudermann im „Glück im Winkel" geworden ist, haben sich aufser diesem Dichter wenige bemüht.

Die lichten Partieen gegenüber den tiefen Schatten in dem vorliegenden Standesbild zu verstärken, sei hier noch auf den Lehrer Gottwald in Hauptmanns „Hannele" und auf Storms Lehrergestalten hingewiesen. Eine lebenswahre Seitenfigur zu dem verzeichneten Dr. Oswald Stein in Spielhagens „Problematische Naturen" ist Hinrich Arnold in Storms Novelle „Im Schlofs" (Gesammelte Werke Bd. 2). In der Novelle „Beim Vetter Christian" (Ges. W. Bd. 7) gibt der Dichter eine sympathische Schilderung eines dem Bürgeradel einer kleinen Küstenstadt entsprossenen, wohlhabenden Gymnasiallehrers, wohl eine vereinzelte Erscheinung in der Literatur. Auch andere feingezeichnete Lehrergestalten in Storms Werken verraten eine besonders den lesenden Lehrer wohlthuend berührende Sympathie des feinsinnigen Dichters für unseren Stand. So die nur flüchtig skizzierten Rektorenfiguren in „Der Amtschirurgus" (Ges. W. Bd. 8) und in „Ein Bekenntnifs" (Ges. W. Bd. 19).

Bruno Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. — Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1897.

Die Geschichte von der Pfalzgräfin Genovefa ist als Legende geboren, „Kind des Glaubens und der Dichtung", und Legende geblieben. Als Kind wandelt das fromme Märchen nun seit Jahrhunderten durch die Lande, nie und nirgends freudiger willkommen geheifsen und herzlicher aufgenommen als im Dämmerstündchen in der Kinderstube.

Dafs die Legende nach Kinderweise nur gezwungen den scheuen Fufs in das helle Licht der Bühne setzt, hat Bruno Golz in seiner Geschichte der dramatischen Bearbeitungen der Genovefasage gezeigt.

Golz findet in dem vorwiegend epischen Charakter des Genovefastoffes den Grund dafür, dafs „keiner der vielen Dramatiker,

die den Stoff behandeln, daraus ein für alle Zeiten gültiges, klassisches Meisterwerk geformt hat wie etwa Goethe im Faust."

Wenn man die Kindheitseindrücke prüft, die der Name Genovefa weckt, so dürfte man finden, dafs das Kindergemüt am stärksten von der Schilderung der Waldidylle gefangen genommen wurde. Eine Mutter, ein Kind und ein trauliches Tier, geborgen im Wald, das ist das Bild, um welches die Sage die kindliche Phantasie bereichert. Was vor Genovefas Verurteilung und beim Wiederfinden der Getrennten geschah, verblafst, nach meiner Ansicht nicht nur in der Phantasie des Kindes. Ludwig Richter hat die Sage nicht besser mit Stift und Pinsel zu erzählen gewufst als durch eine Darstellung der Waldidylle. —

In dem Epos Genovefa äufsert demnach die Waldidylle die stärkste Wirkung auf Phantasie und Gemüt. Man darf daher als Grund für die Sprödigkeit des Genovefastoffes gegenüber den Dramatisierungsversuchen präziser den episch-idyllischen Charakter der Sage bezeichnen.

Im übrigen liegt der Hauptwert des Buches, das nicht nur durch den Gegenstand freundlich anmutet, sondern auch durch die zu tage tretende Gründlichkeit der Forschung und die klare Darbietung der Forschungsergebnisse dem Leser lieb wird, darin, dafs es mit den Schicksalen des Dramenstoffes „ein buntbewegtes Bild von dem Werdegang unserer Bühne, von dem Wechsel der Zeiten und Weltanschauungen entrollt."

Dillingen a. d. Donau. Ludwig Kemmer.

Jul. Bräuninger, Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre. München, Verl. v. R. Oldenbourg. 60 S. Preis 40 Pfg.

Das Heft gibt eine Sammlung recht brauchbarer, ersichtlicherweise aus einer reichen Unterrichtserfahrung herausgewachsener Sprachübungen über Konjugation, Deklination samt Komparation, Präpositionen und Satzlehre. Die gewählten Beispiele sind grammatisch vielseitig und lehrreich, auch inhaltlich meist anregend und dem Verständnis der Altersstufe angemessen. (Dies kann man aber von Satz 4 auf S. 6: Böse Thaten gewähren niemals dauernde Vorteile; denn sie gebären fortzeugend immer wieder Böses — schwerlich behaupten, abgesehen davon, dafs hier der Sinn der Dichterstelle verbogen ist.) — Aufser Übungsbeispielen enthält das Büchlein noch Merkverse für die Präpositionen, worunter die beiden ersten Stücke nicht übel sind, die übrigen aber wenig befriedigen; aufserdem im Anhang eine Zusammenstellung von Satzformelzeichen. —

Unter XVIII steht zur Einübung der Apposition ein zusammenhängendes Stück über den trojanischen Krieg und Odysseus' Heimkehr, das in 46 Zeilen nicht weniger als 27 Appositionen aufnehmen soll. Ein solches grammatisches Kesseltreiben ist im fremdsprachlichen

Unterricht bisweilen notwendig, aber auch sogut wie unschädlich: in der Muttersprache ist es doch wohl bedenklich. Es wird sich daher m. E. empfehlen, in einer künftigen Auflage hier eine Reihe stofflich verschiedener, kleinerer Stücke einzusetzen, die ja dann unbeschadet des guten Geschmacks eine beliebige Zahl von Appositionen darbieten mögen. — Logisch anfechtbar ist die Wendung: „Die Verba folgender Sätze sind ins Perfekt zu verwandeln“ (S. 1, ähnlich noch öfter); kaum verständlich eine andere: „Folgende Verba sind mit den beigefügten Sätzen an Stelle des Gedankenstriches im Präsens, Imperfekt und Perfekt zu verbinden“ (S. 6, ähnl. SS. 14 u. 20) statt: F. V. sind in die darunterstehenden Sätze an St. d. Ged. einzufügen, und zwar nacheinander im Präsens, im Imperf. und im Perf. — S. 6: Bei „schaffen“ fehlt die vierte Bedeutung: mit Anstrengung wohin bringen. — S. 8, Nr. 21 sollte es heifsen: a) wägen, b) wägen (Nf. wiegen), c) wiegen. — S. 9 ist in 13 Beispielen ein grammatischer Fehler dargestellt (Konditionalis im Wenn-Satze); zum mindesten müfste dabei ausdrücklich die Fehlerhaftigkeit hervorgehoben und dem Schüler gesagt sein, dafs er selbst erst durch die Form, die er herstellen soll, die Sätze berichtigt. — S. 13 kann „zivilisierten“ durch „gesitteten“ ersetzt werden. — S. 14 unten: Was für verschiedene Pluralformen sollte Fuchs in der Schriftsprache haben? — S. 19: Viele Tiere galten den Ägyptern als (besser für) heilig. — S. 6 manche rühmlichen Thaten, S. 24 viele Fremden (Ähnliches S. 25 und 27) statt der üblicheren starken Formen rühmliche, Fremde. — S. 29: Sollen Verbindungen wie „ein Zentner Mehl“, „ein Glas Wasser“ u. dgl. Titularattribute darstellen? — S. 31, Nr. 7: besser sie als dieselben. — S. 35 bietet Friedrich von Oesterreich st. von Baden. — S. 47, Nr. 4 bietet durchweg des Nil st. Nils. — S. 49, Nr. 7 am Anfang stünde besser das billigste als am billigsten. —

Was die Orthographie betrifft, so steht auf S. 25 o.: anfangs (st. Anfangs) des Jahres 1871 (anfangs = primo, Geg. endlich: Anfangs Mai, Geg. Ende Mai). — S. 45 mufs statt Anderm: anderm, S. 56 zweimal statt Alles: alles geschrieben sein.

Hinsichtlich der Zeichensetzung fällt ein Überschufs an Komma (bei übergreifender Konstruktion vor wie, oder, als, und) auf: an einigen Stellen steht Punkt statt Ausrufzeichens, S. 6, Z. 5 v. u. das Komma an falscher Stelle.

Von den wenigen Druckfehlern merke ich nur Frülingswind auf S. 22 an. —

Alle diese kleinen Mängel im einzelnen thun der Brauchbarkeit des Ganzen kaum einen Eintrag: es kann auch in der Hand des Schülers gewifs Nutzen stiften.

Zweibrücken. Wilh. Egg.

Schmaus, Dr. Johann, Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Unterstufe des humanistischen Gymnasiums. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1898. IX. u. 92 S. Pr. geb. 1,60 M.

Unser geehrter Kollege hatte schon in seinem gediegenen, inhaltsreichen Programme „Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums“ (Festschrift zur Begrüfsung des b. Gymnasiallehrervereins, Bamberg 1894) versprochen, dieser Schrift einen Vor- und Nachläufer zu geben. Mit dem obengenannten Werkchen erfüllt er den ersten Teil seines Versprechens in einer Weise, dafs dasselbe jedem Lehrer, dem in einer der 3 unteren Klassen der deutsche Unterricht obliegt, zur eingehenden Lektüre und Benutzung warm empfohlen werden kann. Was uns auf jeder Seite des Büchleins angenehm berührt, ist der Umstand, dafs wir überall dem praktischen Schulmann begegnen, der nicht nur alle Mifsgriffe, die man im deutschen Unterrichte machen kann, aus gründlicher Erfahrung kennt, sondern uns auch in liebenswürdig anspruchsloser Weise neue Bahnen erschliefst, auf welchen ein den Anforderungen unserer Zeit entsprechender Unterricht in der deutschen Sprache erzielt werden kann. Ein fernerer Vorzug ist, dafs Schmaus nicht viel theoretisiert — nichts ist in Fragen des Unterrichts wohlfeiler als in vornehmer Allgemeinheit gehaltene Theorien und Direktiven — sondern stets konkrete Fälle ins Auge fasst. Dies schliefst natürlich nicht aus, dafs gelegentlich treffliche Bemerkungen allgemeiner Natur eingestreut sind, von denen ich eine Auswahl mit Vergnügen biete. „Nicht durch peinlich genaue Korrekturen und ein noch so fein ausgeklügeltes System von Korrekturzeichen heben wir die Aufsatzleistungen unserer Schüler, sondern durch Darbietung passender Proben“ (S. V). „Man soll zufrieden sein, wenn die Schüler in der Stoffeinkleidung Fortschritte machen, und ihnen die Gedanken bereitwilligst mitteilen. Der Aufsatz ist (auf der unteren Stufe) nicht in erster Linie als Probierstein des Wissens, sondern der Stilgewandtheit anzusehen .. den Stoff wird später schon das Leben geben“ (S. 5). „Ein Schulbrief ist ein öffentlicher Brief, kein Familienbrief . . man darf nicht eine Blofsstellung von Gefühlen, sondern die Erzählung von etwas Thatsächlichem verlangen“ (S. 8). „Es ist nötig, den Stoff mit den Schülern gemeinsam finden und ordnen zu lassen“ (S. 30). „Bei Beschreibungen soll die Örtlichkeit mit einem gewissen rosigen Schimmer umgeben sein . . . Wer es freilich soweit gebracht hat oder gebracht zu haben wähnt, dafs den Knaben die Beschreibung des Schulzimmers besser gefällt als die des luftigen, weiten Waldesdomes, der mag es meinetwegen anders halten“ (S. 34).

Inhaltlich gliedert sich das Büchlein in einen theoretischen und praktischen Teil (Aufsätze) zu je 3 Unterabteilungen für die 1.—3. Klasse. Bei Behandlung der Aufsatzarten ist die Entwicklung vom Leichteren zum Schwereren bei Schmaus folgerichtig durchgeführt. Wenn er dabei Nacherzählungen 'vom veränderten Standpunkt' schon der 2. Klasse zuweist, so wird sich das doch nur mit gutveranlagten

Schülern durchführen lassen. Sehr hübsch wird als Muster einer Zusammenfassung das Grimmsche Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ behandelt. Auch findet man nirgends die Tantalussage nach ihrer ethischen Seite so geschickt zergliedert wie bei Schmaus. Recht lohnend ist auch die mehrfach gezeigte „Verschmelzung zweier Fabeln zu einer.“ Das S. 31 gebrachte Frühlingsgedicht von Güll, besonders zur erzählenden Schilderung geeignet, ist eine echte Perle der Poesie. Warum hat wohl Schmaus die ʻBildung von Kampfgesprächenʼ, die in den trefflichen Anhängen von Zettel-Nicklas so fruchtbar verwertet sind, von seinen Stoffen ausgeschlossen?

Der praktische Teil, die Aufsatzproben, teilweise mustergiltige Schülerarbeiten, sind eine willkommene Beigabe des Werkchens, das hiemit nochmals zur fleifsigen Beachtung und Benutzung empfohlen sei! Möge uns der Verf bald mit dem in Aussicht gestellten 3. Teil überraschen!

München. Dr. J. Menrad.

M. Tulli Ciceronis Tusculanarum disputationum libri I, II, V. Herausgegeben von Emil Gschwind, k. k. Professor am deutschen Staatsgymnasium zu Prag-Altstadt. Mit 10 Abbildungen. Leipzig, Freytag, 1897. XXVIII u. 211 S., geh. 1,50 M., geb. 1,80 M.

Wir haben zu Ciceros Tuskulanen gediegene und zweckmäfsige Schulausgaben, Tischer-Sorof, Heine, Hasper u. a., und die Nachfrage nach Ciceros philosophischen Schriften scheint nicht allzu grofs zu sein. Gleichwohl schickt der rührige Freytagsche Verlag als zweiten Band seiner Sammlung griechischer und römischer Klassiker mit deutschen Anmerkungen eine Auswahl aus den Tuskulanen in die Welt, nämlich Buch I III V, kommentiert von Gschwind. Das Streben des Verfassers, die Lateinlektüre im Interesse der Konzentration mit der philosophischen Propädeutik und dann auch mit philosophischen Fragen der Gegenwart zu verknüpfen, ist bei ihm wohl in einer Personalunion begründet und wäre an sich ganz löblich, aber an den meisten deutschen Gymnasien ist die Propädeutik vom Lehrprogramm abgesetzt, und die Verknüpfung mit den philosophischen Fragen der Jetztzeit ist hier eine etwas heikle Sache.

Die Einleitung handelt von der Bedeutung der philosophischen Schriften Ciceros, hebt einige Fundamentalsätze heraus, charakterisiert die Stellung des Praktikers und Staatsmannes zu den einzelnen philosophischen Systemen und bespricht auch in Kürze die Entstehung und Anlage der Tuskulanen. Man vermifst aber eine kurze Übersicht über die griechisch-römische Philosophie, besonders von den Zeiten an, wo das εὖ ζῆν im Mittelpunkt des Interesses steht, eine Übersicht über Ciceros philosophische Schriftstellerei, eine genauere Darlegung der Zeitverhältnisse und Stimmungen, unter denen er schrieb. Dazu mufsten in ausgiebigem Mafse die Briefe und die rhetorischen Schriften beigezogen werden, die mit unsern Tuskulanen in einzelnen Partien fast wörtlich übereinstimmen; auch in der Philosophie bleibt Cicero drei-

viertel Redner und Rhetor. Um eine einzelne Ungenauigkeit zu berühren, mufs ich die Behauptung, Cicero habe dem epikureischen Lebensgrundsatz λάθε βιώσας zugestimmt (S. XV), in dieser Allgemeinheit als entschieden falsch bezeichnen, s. de or. III· § 63 in hortulis quiescet suis (die epikureische Philosophie), für den Redner-Staatsmann wie Crassus oder Cicero ist sie nicht geeignet. Vgl. auch ad Att. II 16, 3; Attikus selbst hielt es anders; s. Corn. Att c. 15. S. XX—XXIII gibt eine (wohl unnötige) Übersicht über die Metra der Dichterzitate; S. XXIV—XXVII eine Disposition des Inhalts der 5 Bücher. Ich weifs, es ist eine Sisyphusarbeit, in den buntfarbigen Gedankenschwall des digressionsfrohen Pseudophilosophen Ordnung zu bringen, aber besser als bei Gschwind hätte es doch geschehen können. Diese wenig stichhaltige Disposition wird dann breit zwischen den Text gesetzt und stört den Leser mehr, als sie ihn fördert. Es dürfte bei dieser Gelegenheit nicht uninteressant sein zu beachten, wie die Buchdruckerkunst mit ihren verschiedenen Lettern, Überschriften, Spatien und sonstigen Mitteln einen Unterschied der modernen Darstellungsweise von der antiken geschaffen hat, besonders in den Anfängen und Übergängen.

Der Text ist der von C. F. W. Müller festgestellte. I § 59 steht unpassend quid est enim illud, quod meminimus für quo meminimus der Vulgata.

Der Kommentar, das relativ Wichtigste an der neuen Ausgabe, ist klar, übersichtlich, für die Schüler anregend und leicht fafslich; er stellt eher zu niedrige als zu hohe Anforderungen und sollte namentlich nach der historischen Seite mehr vertieft sein. So wird z. B. V § 55 bei C. Cäsar nichts angemerkt über die bedeutsame Rolle, die er in de or. (II § 217 ff.) spielt, obwohl hier mit specimen fuisse humanitatis, salis, suavitatis, leporis darauf angespielt ist; auch der Index sagt darüber kein Wort. Für solche Lücken entschädigen nicht billige Dreingaben wie die 27 Zeilen Sophokles-Biographie mit der Abbildung der Statue. Müfsig sind auch die zahlreichen Kommentarfragen, z. B. wie hiefs der Sohn des Herakles? wie hiefs der Schwiegervater des Pompejus? wie ist das Wort im Deutschen wiederzugeben? Anmerkungen wie laudi dare 'zum Lobe anrechnen' oder Phliuntem venire 'nach Phlius kommen' sind fin de siècle vielleicht nicht einmal überflüssig, sowenig als die Übersetzung von homunculus, integer, turba, venustus im Index. Wenn man I 1 illustrare mit dem farblosen 'behandeln' übersetzt statt mit 'beleuchten, lichtvoller Darstellung', so ist der begriffliche Zusammenhang mit dem folgenden Ausdruck nec ullum habuit lumen zerschnitten. Warum soll I 6 ab optimis illis quidem viris ironisch sein? Moralische Tüchtigkeit, die römische Nationaltugend, besafsen diese sogut wie andere Römer, aber zum Schriftstellern ging ihnen die Schulung ab I 19 ut fere nostri declarant nomen ("das Wort auffassen"!) halte ich Text und Erklärung für falsch; meistens wird jetzt nach Seyfferts Konjektur gelesen ut fere nostri; declarant nomina; nam ... Wenn man die Ellipse bei nostri nicht störend findet, so kann man ja an der handschriftlichen Überlieferung festhalten: ut fere nostri (nämlich dicunt); declarat nomen 'dies zeigt deutlich das Wort', nämlich anima

in verschiedenen Verbindungen), nam ... Wenn zu ändern ist, würde ich vorziehen ut fere nostra (oder nostratia) declarant nomina, nam ... 'wie dies wohl unsere Wörter (animus und anima) deutlich zeigen, denn' .. Zu I 35 posteritati servire ist die ungenaue Übersetzung gegeben "der Zukunft vorarbeiten". I 62 'ad elegantiora = feineren Genüssen', vielmehr ergänze artificia, also zunächst nicht 'Genüsse'. Das Zitat zu I 65 'Die ewig bewegliche .. Tochter Jovis .. die Phantasie' ist nicht aus 'Sch.', sondern aus Goethes Gedicht 'Meine Göttin' und lautet wörtlich nicht genau so. I 67 forma heifst sowenig 'Substanz' (natura) als facies (Aussehen, Gestalt). Zu I 101 mufste doch auf Cat. M. § 75 verwiesen werden. Die Konstruktion II 19 cui concedendum est gementi (wenn er in dem Sophokleischen Stück so seufzt, so mufs man ihm das nachsehen) unterscheidet sich etwas von gemere, vgl. *αἰσχύνεσθαι* mit Part. und Inf. V 82 oratio heifst nicht 'Ausspruch' und 'Behauptung', sondern 'Darlegung' oder 'Erörterung' (im Gegensatz zur Entscheidung). Zu V 111 animus accipit war notwendig auf I 46 zu verweisen. Auch die umfangreichen Übersetzungen Ciceros aus griechischen Dichtern waren an den Originalen zu kontrollieren.

Das Verzeichnis der Schulvorsteher am Schlufs ist eine willkommene Beigabe, für manche Schüler wohl auch das Wörterverzeichnis und die Abbildungen.

Wenn die Ausgabe, bei der die Mängel fast so schwer wiegen wie die Vorzüge, gleichwohl ihre Liebhaber finden wird, so hat sie das vornehmlich der gefälligen und bequemen Ausstattung zu danken.

München. G. Ammon.

Lexicon Petronianum composuerunt J. Segebade et E. Lommatzsch. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1898. 274 S.

Ein wissenschaftliches Wörterbuch zu Petron war lange ein Desideratum. J. Segebade unterzog sich der verdienstvollen Aufgabe und nach seinem Tode vollendete E. Lommatzsch die bis hic gediehene Arbeit. Als Muster diente das praktisch eingerichtete Cäsarlexikon von Menge-Preufs. Literaturangaben sind in reichlicher Anzahl den einzelnen Artikeln beigefügt, bei olim oliorum fehlt der Hinweis auf Thielmanns Konjektur molli molliorem Jahrbb. 1880 S. 776. Vgl. jetzt auch Archiv f. lat. Lex. XI 249. Der Wortschatz selbst ist vollständig registriert, wie angestellte Stichproben ergaben.

C. Sallusti Crispi libri qui est de bello Iugurthino partem extremam (103—112) ad optimos codices denuo collatos recensuit emendavit Joannes Wirz. Zürich 1897. 38 S. 4°.

Der durch die vortreffliche Neubearbeitung der kommentierten Sallustausgabe von Jacobs (10. Aufl. 1894) verdiente H. Wirz gibt in vorliegender Separatausgabe der in den ältesten Handschriften fehlenden Kapitel 103—112 des bell. Jug. einen durch minutiöse Nachprüfung des zur Verfügung stehenden handschriftlichen Materials, der

Grammatiker-Citate und der Nachahmungen, besonders aber durch exakte Beobachtungen des sallustianischen Sprachgebrauches auf sicherer Grundlage aufgebauten Text der genannten Schlufskapitel. Unter anderem ist es ihm gelungen, die immer und immer wieder als Beleg für den sog. Dat. Graec. aus 107,1 angeführte Stelle endgültig hinwegzuschaffen: man hat zu lesen: saepe antea <a> paucis strenuis advorsum multitudinem bene pugnatum. S. auch meine 'Beiträge zur hist. Syntax der lat. Sprache', München 1899, S. 10 f.

München. Gustav Landgraf.

S. Ambrosii opera. Pars I fasc. I Exameron, de paradiso, de Cain et Abel, de Noe; [fasc. II de Abraham, de Isaac, de bono mortis; pars II De Jacob, de Joseph, de patriarchis, de fuga saeculi, de interpellatione Job et Dauid, de apologia Dauid, apologia Dauid altera, de Helia et ieiunio, de Nabuthae, de Tobia, ex recensione Caroli Schenkl = Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum uol. XXXII. Wien, Prag und Leipzig 1896. 97. LXXXVIII und 755, XXXXIX und 575 pag. 8⁰.

Der letzte Herausgeber des Ambrosius, P. A. Ballerini, dessen Bearbeitung zu Mailand 1875—83 in 6 Bänden erschienen ist, fufst nach M. Ihms treffendem Urteil (stud. Ambros. p. 13) durchaus auf den Maurinern, ohne ihnen an Sorgfalt und Scharfsinn gleichzukommen. Eine neue Ausgabe der Werke des gefeierten Kirchenlehrers wäre also nichts Überflüssiges, auch wenn der Plan des Corpus nicht von vornherein eine solche erforderte.

Die Einleitung zu beiden Teilen verbreitet sich in vier Abschnitten über die Entstehungsweise der oben genannten Schriften, die Zeit ihrer Abfassung, ihre Quellen und die in Betracht kommenden Codices. Dem Buche de fuga saeculi, das in seiner bisherigen Stellung hinter der Schrift de bono mortis den Zusammenhang des corpus de patriarchis störte, hat Schenkl seinen Platz nach dem libellus de patriarchis angewiesen, die folgenden Stücke aber (de interpellatione bis de Tobia) chronologisch nach den Angaben der hl. Schrift geordnet. Für den gröfsten Teil aller behandelten Schriften wird Entstehung aus Predigten teils nachgewiesen, teils mit gröfster Wahrscheinlichkeit angenommen. Dafs auch die apologia Dauid altera, obwohl nicht von Ambrosius herrührend, gleich hier mit der echten Apologie zusammengestellt ist, kann nur gebilligt werden. Interessant ist die Art und Weise, wie die Zeit der Abfassung des liber de fuga saeculi bestimmt wird. Das Citat aus Sallust Bd. II S. 176, 14 rührt nach Büchelers Nachweis nicht von direkter Benutzung des Historikers her, sondern stammt aus des Arusianus Messius exempla elocutionum. Da nun die letztern nicht lange nach 391 veröffentlicht wurden, so fällt auch des Ambrosius Schrift in diese Zeit. In mehreren der oben genannten Schriften (exameron, de Helia, de Nabuthae, de Tobia) sind besonders

die Homilien Basilius' des Großen ausgebeutet, im libellus de Jacob lehnt sich der Kirchenlehrer an das sog. vierte Buch der Maccabäer an, dessen richtiger Titel περὶ λογισμοῦ αὐτοκράτορος lautet. Die Frage. ob Ambrosius in seinen Citaten aus diesem Buche, wie sie sich namentlich II S. 59 ff. finden, eine lateinische Übersetzung zu Rate gezogen hat, wird wohl verneint werden müssen. Bekanntlich besitzen wir vom 4. Buche der Maccabäer zwei lat. Versionen, eine längere Fassung. die abgedruckt ist im lat. Josephus des Erasmus (Basel 1524), aber, soviel ich weiß, handschriftlich nicht mehr vorliegt, und eine kürzere, von der ich selbst mehrere Codices kopiert und kollationiert habe. Wer beide Versionen mit den Anführungen des Ambrosius vergleicht. wird keine nennenswerte Übereinstimmung finden; also ist seine Übertragung wohl eigene Arbeit. Als Quelle des Ambrosius ist weiter noch Philo zu nennen, der insbesondere bei der Erklärung hebräischer Eigennamen zu Hilfe gerufen wird, von klassischen Autoren erscheint Vergil am häufigsten, aber auch Cicero, Horaz, Xenophon werden genannt, während die Citate aus Cato und Sallust nur aus abgeleiteten Quellen stammen. Von späteren kirchlichen Autoren hat namentlich Augustin seinen großen Vorgänger oft benutzt.

Sehr zu loben ist die Knappheit des kritischen Apparats. Nur von den wichtigsten Hdschr. werden sämtliche Lesarten mitgeteilt, im übrigen nur eine Auswahl gegeben. In den Ausgaben der Kirchenschriftsteller, besonders aber in den Bearbeitungen der lat. Bibeltexte brauchen nicht alle Thorheiten und Nachlässigkeiten der Schreiber dem Andenken der Nachwelt überliefert zu werden, es genügt hier eine Auswahl nach bestimmten Gesichtspunkten, wobei man einerseits auf die Entwickelung der Textüberlieferung, andrerseits auf die Grammatik des Vulgärlateins einschließlich der vulgären Lautlehre sein Augenmerk richten wird. So bietet auch der Schenkl'sche Apparat eine reiche Fundgrube für die Charakteristik des Volkslateins: deuiritis (korrigiert zu deberetis) II 236, 2 in P beruht eben auf vulgärer Aussprache, und beberent II 270, 19 P erinnert an ital. bevere, wie auch agustae I 29, 14 an agosto anklingt. An vulgäres gylae II 531, 1 V (= gulae, y = ü) schließt sich stran-gylas 'du drückst die Kehle zu' II 547, 8 V; auch stran-guilo (-illo) sagte das Volk (II 429, 4 G, 533, 21 P V), wie es ja auch zu gula eine plebejische Nebenform guila gab (Brandt, proleg. zur Ausgabe des Laktanz I p. XXI Anm.). Für di vor Vokal sprach das Volk z oder zi (vgl. zabulus = diabolus); darnach ist liziam I 274, 20 in R für lydiam zu beurteilen. Wenn II 378, 18 in DPM correptio statt correctio steht, so rührt das daher, weil in volkstümlicher Aussprache beide Wörter correttio lauteten (ital. sette = septem, vittoria = victoria); ähnlich steht I 359, 17 chectura in S m. 1 P' für chettura. Frida II 426, 7 P (= frigida) ist das ital. fredda (vgl. die Zwischenstufen frigdaria und frigdor), und pincillo I 719, 9 klingt schon stark an unser 'Pinsel'. Merkwürdig bleibt die Vulgärform corcodrilli I 142, 20, da die lat. Sprache sonst bekanntlich eine Abneigung gegen die Wiederholung der littera canina hat. Volkstümlich ist die Rekomposition credederunt II 557, 6 P und reddedi II 559,

21 P, volkstümlich die Analogiebildung ipsud I 44, 8 in CPG, volkstümlich die regelmäfsige Formation exiebat prodiebat I 370, 13. 14 M und increpauerant II 233, 19 D P', welch letztere sich allerdings auch bei älteren Schriftstellern findet. Die Volkssprache ging gern von der 3. Deklination in die leichter zu handhabende erste über: stateram I 152, 2 ΠMS' (was in den Text aufzunehmen war), craterae II 439, 17 H', ebdomadarum II 423, 1 HBH'DP', sirenae II 526, 10 D (syrene P'). Schon italienisch klingt lume (= lumen) II 244, 5 P und foliarum II 254, 24 P; denn bekanntlich unterscheidet diese Sprache zwischen la foglia 'Blatt am Baume' und il foglio 'Blatt im Buche'. Interessant ist auch die hybride Bildung nocticorax II 188, 3 AC', die eine allerdings recht nahe liegende Umsetzung des ersten Teiles von nycticorax ins Lateinische aufweist; auch apostulus I 45, 4 CP (vgl. epistula) und agonithetes II 439, 19. 459, 16 (aber agonotheta II 238, 2) weisen eine Annäherung an die Bildungen der lat. Sprache auf. Natürlich wird man dem Ambrosius solche Vulgarismen in der Regel nicht zutrauen; einzelne solcher Erscheinungen aber (wie schon agonithetes) hat Sch. da, wo die besten Codices sie boten, mit Recht in den Text aufgenommen: echinna II 541, 10. 11 und das interessante promoscis προβοσκίς I 224, 11. II 450, 3. 6, das den Rüssel in volksetymologischer Auffassung als Instrument zur Abwehr der Fliegen bezeichnet (promuscidem I 224, 11 GP m. 2; promuscidam in B ist zu beurteilen wie stateram.)

Durch glückliche Konjektur wird II 255, 2 das seltene adipale (Arnob. 3, 25) eingesetzt, das sich übrigens auch sonst bei Ambr. (I 398, 8) findet. Erwünschten Zuwachs an Belegstellen erhält das seltene nucinus II 393, 17. 18 (von Georges belegt mit Ambr. de Jacob 2, 4, 19. Schol. Juv. 11, 117), während perobscaenus II 451, 5 bei Georges fehlt. Auf eine herzerquickende Etymologie im Sinne des Varro sei hier noch aufmerksam gemacht: II 231, 20 angeli, quia ipsi sunt aves caeli, ebenso auf den Ansatz zum Reim: II 423, 19 forma sobrietatis, norma uirtutis, wo allerdings die reimenden Wörter noch nicht die richtige Stellung einnehmen. Den Reim gemens et tremens (στένων καὶ τρέμων) im Citat gen. 4, 12, den schon Tertullians Bibel aufweist (Arch. I 361), hat die Bibel des Ambrosius beibehalten: I 486, 20. Erwähnung verdient auch das nette Wortspiel I 229, 13 laudi magis quam ludo dediti. Endlich sei hier noch zu Nutz und Frommen aller Grammatiker, insbesondere aber derer, welche sich um die Charakteristik des Bibellateins kümmern, angeführt, was der Kirchenlehrer zu Hebr. 7, 26 (talis enim nobis decebat) bemerkt: II 176, 14 ff. recta est elocutio, siquidem apud eos qui uerborum et elocutionum dilectum habuerunt, huiusmodi inuenitur dicente aliquo: locum editiorem quam uictoribus decebat' (= Sall. hist. I 98 D). quod ideo non praeterii, ut sciamus, quia apostolus naturalibus magis quam uulgatis aut secundum artem utitur uerbis.

An einigen Stellen lassen sich noch leichte Verbesserungen anbringen: II 233, 7 und 248, 17 ist mit der besten Hdschr. P afluere zu schreiben (vgl. abundare), wie auch (I 89, 23) die ältesten Hdschr. afluentiam bieten. Beizubehalten war II 437, 13 im Citat aus Sirach

die Lesart sämtlicher Hdschr. in iocunditate creatum est, non in ebrietate, die sich auch in wichtigen Bibelcodices findet; nichts ist häufiger im Bibellatein als die Verwechselung der termini in quo und in quem, auch im übertragenen Sinn. Aufzunehmen war II 526, 20 im Citat aus dem Buche der Weisheit die Lesart der mafsgebenden Hdschr. P utamur creaturam, die gleichfalls durch hervorragende biblische Manuskripte bestätigt wird. Den Acc. bei utor hat die Sprache aus alter Zeit konserviert, und wenn I 351, 12 sämtliche Hdschr. creatura bieten, so haben eben die Abschreiber den ihnen geläufigen Abl. dem seltenern Acc. substituiert. Weiter war I 86, 15 mit den ältern Hdschr. utrumque zu schreiben; über utrumque = utrimque vgl. Arch. V 565 f. Vielleicht wäre auch I 426, 23 das handschriftliche infra zu halten (Sch. intra); über infra = intra vgl. Rönsch Collect. S. 148 und ital. fra = tra 'zwischen, unter'. Endlich schreibt Sch. II 531, 1: alter aperta quasi praeda declinat (= *ὁ δὲ ὥσπερ ἕτοιμον θήραμα καταπτήσσει* bei Basilius). Aperta ist Emendation Sch.s, die besten Hdschr. bieten fera, das doch wohl Übersetzung von *θήραμα* ist. Der Fehler liegt also in praeda, das dem *ἕτοιμον* entsprechen soll. Kurz, es ist zu schreiben: alter fera quasi parata declinat.

Uneingeschränktes Lob verdient die Sorgfalt, mit der die Bibelcitate nachgewiesen sind; in dieser Beziehung hatten die Mauriner noch viel zu thun übrig gelasssen. Nur an wenigen Stellen dürfte hier noch eine Nachlese zu halten sein: I 354, 23—25 utere — odibilis fias ist Citat aus eccli. 31, 19, I 493, 15 cani — hominum Anspielung auf sap. 4, 8. Die Worte holocautomata — in conspectum meum II 293, 15—17 waren gesperrt zu drucken; sie bilden die Fortsetzung des vorausgehenden Citates aus Jes. 1, 11, das durch die Worte id est: abundo meis, uestra non quaero unterbrochen wird. Weiter gehen II 437, 4 die Worte (sicut) ignis probat ferrum durum auf eccli. 31, 31 (= LXX 34, 26) zurück, wie auch im folgenden die Ausführungen des Kirchenlehrers den biblischen Text frei wiedergeben. Den griechischen Text des Hebräerbriefes wird man nicht als LXX bezeichnen dürfen, wie dies II 277, 3 Anm. geschehen ist.

Sache derer, die sich mit der lat. Bibel beschäftigen, wird es nun sein, zu untersuchen, welcher Nutzen sich aus den so gereinigten Citaten für die Geschichte der lat. Bibel ergibt. Wenn wir bei Ambr. II 427, 3 im Citat eccli. 31, 23 insatiabili (*ἀπλήστῳ*) für das infrunito unserer Vulgata lesen, so sehen wir, wie das seltene Wort der afrikanischen Bibel, das der Vulgatatext erhalten hat, in der italischen Bibel des Ambr. durch das geläufigere insatiabili verdrängt worden ist. Zur besseren Kennzeichnung der beiden Rezensionen setzen wir den Vers sap. 5, 12 in beiden Fassungen her:

LXX	Vulg.	Ambr. 124, 11 f.
(*ἢ ὡς*) *βέλους βληθέντος ἐπὶ σκοπὸν τμηθεὶς ὁ ἀὴρ εὐθέως εἰς ἑαυτὸν ἀνελύθη*	(aut tamquam) sagitta emissa in locum destinatum diuisus aer continuo in se reclusus est	emissa sagitta in locum, quem iaculator intendit, incisus aer statim in se ipsum resolutus est

Von einem bloſs gedächtnismäſsigen Citieren des Ambr. kann hier nicht die Rede sein, da sich ja incisus und resolutus est viel enger an das griechische Original anschlieſsen als die andere Fassung. Die Anführung der längeren Stelle sap. 2, 6—9 (II 526, 22; vgl. I 351, 11) ergibt zwei interessante Thatsachen: Schon in der Bibel des Ambr. war nach flos temporis V. 7 das unentbehrliche verni (*ἄνθος ἔαρος*) ausgefallen, das von allen mir bekannten Handschriften nur noch der Compl. 1 bietet. Dagegen enthielt die Bibel des Kirchenlehrers noch nicht die interpolierten Worte der heutigen Vulgata V. 9 nemo nostrum exsors sit luxuriae nostrae (*μηδεὶς ἡμῶν ἄμοιρος ἔστω τῆς ἡμετέρας ἀγερωχίας*). Die ursprüngliche Übersetzung, wie sie bei Ambr. vorliegt (nullum pratum sit, quod non pertranseat luxuria nostra), geht zurück auf die abweichende Lesart *λειμών* für *ἡμῶν*. In unserer heutigen Vulgata stehen beide Fassungen friedlich neben einander.

Eine andere, übrigens schon öfter gemachte Beobachtung wird sich dem aufdrängen, der den kritischen Kommentar zu den biblischen Stellen mustert, daſs nämlich häufig die Fassung der hieronymischen Vulgata die der alten Version zu verdrängen sucht. So lesen wir II 232, 6 in einzelnen Hdschr. stimulus (wie in der Vulg.) für aculeus (1 Cor. 15, 55), II 374, 10 scabellum pedum tuorum für sub pedibus tuis (Luc. 20, 43), II 378, 1 concipiet für accipiet (Jes. 7, 14) und II 559, 22 seruare für custodire (2 Tim. 1,12).

Wir besitzen in Schenkls Ausgabe den zuverlässigsten Ausgangspunkt für alle weiteren Untersuchungen über Werke, Sprache und Bibel des Ambrosius.

L. Caeli Firmiani Lactanti opera. Partis II fasciculus II: L. Caecilii qui inscriptus est de mortibus persecutorum liber. Recensuerunt S. Brandt et G. Laubmann. Indices confecit S. Brandt = Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum uol. XXVII fasc. 2. Wien, Prag und Leipzig 1897. XXXVI pag. und S. 168 bis 568. 8°.

L. Caecilii liber ad Donatum confessorem de mortibus persecutorum, ed. S. Brandt. Wien, Prag und Leipzig 1897. IV und 50 S. 8°.

Den liber de mortibus persecutorum wollte anfänglich G. Laubmann allein bearbeiten; da ihn aber seine amtliche Thätigkeit allzusehr in Anspruch nahm, so leistete ihm der Herausgeber der übrigen Schriften des Laktantius Beihilfe, und so ist der Text des libellus durchweg auf Grund gegenseitigen Meinungsaustausches der beiden Gelehrten festgestellt. Die prolegomena enthalten im ersten Kapitel eine genaue Beschreibung der einzigen Handschrift, durch die uns das interessante Werk überliefert ist, des Paris. 2627 saec. XI (nicht saec. IX, wie noch Schanz in seiner Literaturgeschichte III 383 angibt); hervorzuheben ist hier ein eigener Abschnitt über die Orthographie des Codex. Das zweite Kapitel handelt von den Ausgaben des liber.

Der kritische Apparat zeigt gröfste Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Insbesondere werden die Angaben über den thatsächlichen Bestand im Parisinus, der durch Nässe und Verstümmelung stark gelitten hat, mit aller Sorgfalt gegeben, die sich bis auf die Beschreibung einzelner Buchstabenreste erstreckt. So bildet die neue Ausgabe nicht nur die Basis für alle weiteren Untersuchungen, es ist auch dem unnützen pruritus coniciendi gewahrt. Nach den Spuren der Hdschr. (eracliā) war 225, 17 wohl Heracliam zu schreiben, da sich diese Form auch sonst in guten Codices findet, und wenn in Caenofrurio 179, 19 das f beibehalten wird, so darf auch 190, 3 elefantos (so der Par.) nicht beanstandet werden. Tras 183, 2 in C für trans beruht auf vulgärer Aussprache (ital. trascurare), und frustra 180, 10 (für frusta) hatte der Schreiber zuerst geschrieben im Einklang mit der appendix Probi: GLK IV 199, 3 frustrum non frustum.

Den breitesten Raum in vorliegendem Bande nehmen die von Brandt bearbeiteten indices ein. Das Verzeichnis der bei Laktanz vorkommenden Bibelcitate gestattet jetzt eine eingehende Vergleichung mit Cyprians Testimonien, denen bekanntlich die Anführungen bei Laktanz zum gröfsten Teil entnommen sind. Ich bemerke hier nur, dafs in dem Citat sap. 2, 12—22 (Lakt. inst. IV 16, 7—10) der Palatino-Vaticanus 161 (= H) Lesarten bietet, die sonst nirgends nachgewiesen sind: V. 19 iniuriae tormento castigemus illum (Vulg. contumelia et tormento interrogemus eum), V. 22 mysteria (sacramenta). Dafs unter den scriptores latini Cicero und Vergil am öftesten genannt werden, versteht sich fast von selbst; anzuführen wäre etwa noch scelerum inuentor 179, 25 als Reminiscenz an Verg. Aen. 2, 165, auch 234, 5 se uino ingurgitauit erinnert an Plaut. Curc. 1, 2, 33 merum in se ingurgitat.

Eine treffliche Leistung ist der grammatische Index. Die Thätigkeit der letzten Jahre auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik, wie sie namentlich in Wölfflins Archiv niedergelegt ist, hat der Verfasser aufmerksam verfolgt. So ist der Index ein möglichst vollständiger, der fast die Grundlage eines lexicon Lactantianum bildet. Artikel wie coniugatio composita, gradus comparationis, figurae (Wortspiele), geminatio, pronomen reciprocum, homoeoteleutum (Reim), oder die Bemerkung zu quire („nur mit Negation oder in negativen Sätzen") zeigen, dafs der Verf. durchaus auf der Höhe der Zeit steht. In dem Artikel figura etymologica finden wir wünschenswerte Ergänzungen zu Landgrafs Monographie, unter allitteratio treffen wir alte und neue Verbindungen (interessant Croesum aut Crassum I 534, 2); nachzutragen wäre etwa sanctum ac sempiternum II 175, 16. Titio, das unter „vulgaris sermo" eingereiht ist, hat sich in allen romanischen Sprachen erhalten; vgl. des Cid Tizonada. Der Artikel a, ab zeigt, dafs bei Laktanz die strenge Scheidung der späteren Zeit, nach der ab vor Vocalen, h und s impurum, sonst a steht, noch nicht eingetreten ist. Zu dem Sing. tormenta (vgl. Brandt Arch. V 286 ff.) bemerke ich, dafs an der bewufsten Stelle sap. 2, 19 der Complut. 1 in der That liest: contumelia et tormenta; vgl. auch die act. Petri

cum Simone p. 47, 2 f. (ed. Lipsius) ab omni dolo . . . et moecia et conquinamenta. Als Resultat einer Durchsicht des Index ergibt sich die Erkenntnis, dafs wir es in der Sprache des Laktanz mit einer Mischung sehr verschiedener Bestandteile zu thun haben: neben dem Stoff, den der Cicero Christianus von seinen klassischen Mustern bezieht, finden sich doch auch manche Elemente, welche die Einwirkung der Sprache, wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, bekunden. Für die Entscheidung der Frage, ob die Schrift de mortibus von Laktanz selber herrührt oder nicht, ist in diesem Index reiches Material niedergelegt. Brandt sucht den Verfasser in einem Schüler des Laktanz.

In dem oben an zweiter Stelle genannten Buche gibt Brandt von unserm libellus einen Textabdruck mit knappem Apparat nebst index nominum. Wir wünschen der anziehenden Schrift, die Philologen, Theologen und Historiker in gleicher Weise interessiert, in dieser handlichen und billigen Ausgabe möglichst viele Leser!

Landau. Ph. Thielmann.

Dr. Franz Fafsbänder, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Münster i. W., Aschendorff, 1897. IV und 172 S. 1 M. 50 Pf.

Das fleifsig bearbeitete Buch zerfällt in 2 Teile: im ersten werden die Regeln der Syntax (ausschliefslich der Kasuslehre) in passenden Einzelsätzen und wohlerwogenen zusammenhängenden Stücken eingeübt (S. 1—48); der 2. Teil enthält Stoff zur Rückübersetzung aus Cäsars Gallischem Krieg; in 93 Abschnitten sind die interessantesten Ereignisse des Gallischen Krieges derart verarbeitet, dafs sowohl nach der grammatischen als nach der stilistischen Seite dem Schüler ein reichlicher Gewinn entsteht (S. 49—103). Ein Anhang mit den für Einprägung geeignetsten Ausdrücken aus Cäsar, für jedes Stück eigens zusammgestellt, wirkt dazu mit, dafs der Schüler einen Schatz wichtiger Ausdrücke in sich aufnimmt. Die Sprache ist durchaus korrekt, fliefsend, wohlüberlegt. Was die Schwierigkeit der Sätze und Stücke anlangt, so sind sie alle derart, dafs sie so ziemlich aus dem Stegreif übersetzt werden können, womit keineswegs gesagt werden will, dafs dies etwa ein Mangel des Buches sei. Es ist im Gegenteil als ein Vorzug desselben anzuerkennen. Druck und Ausstattung sind gleichfalls sehr empfehlend.

München. Dr. Gebhard.

Dr. J. Menrad, Lateinische Kasuslehre (Pensum der dritten Klasse) in praktischen Übungsbeispielen nach induktiver Methode. München, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1897. 68 S.

Die Instruktion (Abs. 31, S. 7) verlangt vom Lehrer, dafs er sich nicht auf das Übersetzen der betreffenden Abschnitte aus den Übungsbüchern beschränke, sondern aus dem vorliegenden Lese- oder Übungs-



stoffe neue Sätze gleichsam improvisiert bilde und den Schülern zum mündlichen Übersetzen vorlege. Zu solchen Übungen hat der Lehrer der dritten Klasse in dem trefflichen Übungsbuche von Hellmuth und Gebhard besonders in den lateinischen Sätzen ein reiches Material. Es ist aber auch gestattet, solche Sätze ohne Rücksicht auf das Übungsbuch zu bilden und die Schüler mündlich übersetzen zu lassen. Eine Sammlung derartiger Übungsätze hat der Verfasser in seinem Hilfsbuche für die dritte Klasse gegeben.

Dieselben schliefsen sich aufs engste an die Landgrafsche Grammatik an und enthalten zu allen in der Kasuslehre vorkommenden Regeln und Konstruktionen kurz gefafste, leichtverständliche Beispiele. Besonders anfangs ist meist nur eine der zu erlernenden Regeln in Anwendung gebracht, damit der Schüler im stande sei, den fliefsend vorgesprochenen Satz ebenso fliefsend in der andern Sprache wiederzugeben. In Bezug auf den Stoff sind die Beispiele nicht nur aus der Geschichte, sondern auch aus dem gewöhnlichen Leben und dem Gedankenkreise des Schülers genommen. Wie weit der Verfasser hierin gegangen ist, geht daraus hervor, dafs sogar das Zweirad (birota) in zwei Sätzen Verwendung findet. Er will durch derartige Beispiele der Langweile, welche die Übersetzung der nicht recht verstandenen historischen Beispiele hervorruft, vorbeugen und durch die Anwendung der verschiedendsten Verbalformen die Kenntnis der Formenlehre befestigen. Weifs doch jeder von uns, dafs infolge fast ausschliefslichen Übersetzens historischer Beispiele die Bildung von Formen der 1. und 2. Person dem Schüler besonders schwer fällt.

Den Sätzen ist eine gefällige deutsche Übersetzung beigegeben, die manchmal etwas freier sich bewegt und dem Schüler die stilistischen Verschiedenheiten der beiden Sprachen allmählich zum Bewufstfein zu bringen sucht. Der Altersstufe der Schüler aber dürfte es nicht mehr entsprechen, wenn concedendo omnia non mitior plebs fit durch die Übersetzung „durch uneingeschränkte Zugeständnisse wird die soziale Frage nicht gelöst“ gegeben ist.

Einige Versehen und Druckfehler, die mir aufgefallen sind, seien im Nachstehenden besprochen: S. 2 Z. 11 v. o. steht coeli statt caeli, wie richtig S. 50 u. 54, S. 4 Z. 3 v. o. kann es im Deutschen nur „säen“ heifsen. Die im Lateinischen notwendige Wendung „gesät haben werden“ war beizufügen. Das Gleiche gilt von mehreren anderen Sätzen. S. 9 Z. 5 v. u. würde besser semper fehlen, wie S. 43 Z. 4 v. o., S. 11 Z. 9 v. o. steht Archenten statt Archonten, S. 12 Z. 1 v. u. vermisse ich ein Sätzchen wie „ich frage dich um deine Meinung te rogo, quid sentias,“ S. 17 in der Mitte mufs es heifsen: Transitive und intransitive Verba composita, S. 25 Z. 9 v. o. epistulam nicht epistolam, S. 26 Z. 17 v. o. steht im Deutschen „erscheint vielen“, im Lateinischen „videtur plerisque vgl. S. 40 Z. 1 v. o. cum magna offensione zum gröfsten Ärgernis u. S. 46 Z. 16 v. u. permultum valebat

hatte grofsen Einflufs, S. 27 Z. 17 v. o. ist i von summi ausgefallen, S. 30 Z. 3 v. o. negare mit Inf. = sich weigern kann in Prosa nicht gebraucht werden, statt negare ist recusare zu setzen, S. 30 Z. 9 v. o. exempli gratia kann nur in vollständigen Sätzen neben Prädikaten wie afferre, proferre, ponere, nominare gebraucht werden. Es war also etwa zu schreiben: Exempli gratia nomino Shakespeareum. S. 32 Z. 15 v. o. saepe recordati sunt oder recordabantur (ohne saepe), S. 34 Z. 19 v. o. venisse statt veniisse, S. 41 Z. 14 v. o. minus nicht minor; der Verfasser hatte zuerst pars regni Turcarum Europaea geschrieben, S. 50 Z. 12 v. u. apposita, nicht opposita; auch würde ich apponebantur vorziehen, S. 52 Z. 6 v. u kann es nach tam multa nicht scriptum legistis, vobis dictum est heifsen, S. 57 Z. 2 v. u. prona, nicht proni, S. 60 Z. 1 v. o. stannum ist zunächst nicht unser Zinn. Es ist mit Cäsar bell. gall. 5, 12, 5 plumbum album zu schreiben (Plinius: plumbum candidum), S. 60 Z. 10 v. u. hominis divitis des Reichen, S, 63 Z. 23 v. u. subigere, nicht subicere, S. 65 Z. 3 v. u. fehlt veteres, während S. 54 Z. 7 v. o. Germani veteres steht, S. 66 Z. 7 v. u. ist zu lesen: Tiberius und Gajus Gracchus, S. 66 Z. 17 v. u. nobis, nicht vobis, S. 68 Z. 1 v. o. ist paucissimis copiis zu beanstanden; wenige Truppen heifsen parvae, exiguae copiae. Wiederholungen des nämlichen Satzes finden sich ein paarmal z. B. S. 48 Z. 5 v. o. = S. 36 Z. 21 v. u. Der Grund davon ist, dafs ein Satz zur Einübung mehrerer Regeln verwandt wird.

Was den Gebrauch des Buches im Unterrichte betrifft, so will es der Verfasser beim mündlichen Übersetzen nur in der Hand des Lehrers wissen. Der Lehrer spricht jeden Satz vor und der Schüler übersetzt ihn. Erst später sollen einzelne Abschnitte zur Repetition, Vorbereitung auf eine Schulaufgabe von den Schülern selbst neben der Grammatik durchstudiert werden. Dafs durch ein derartiges Verfahren allmählich eine gewisse Sicherheit in der Anwendung der fremden Sprache erlangt und das freudige Gefühl der Vertrautheit mit derselben erweckt wird, ist leicht einzusehen. Einen nicht zu unterschätzenden Vorteil des Buches erblicke ich auch darin, dafs ein Schüler an der Hand desselben und der Grammatik entstandene Lücken selbst ausfüllen kann und im Nachhilfeunterrichte auch ein weniger Geübter Erspriefsliches zu leisten vermag. Bemerkt sei noch, dafs die §§ der Englmannschen Grammatik an zweiter Stelle angegeben sind und Verschiedenes, was bei Landgraf fehlt, in den Sätzen verarbeitet ist. Mein Wunsch ist, dafs das treffliche Hilfsbuch, das aus der Praxis hervorgegangen ist, der Schule recht gute Dienste leisten möge.

München. J. Fürtner.



Paul Cauer, Anmerkungen zur Odyssee. 4 Hefte. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1894—1897.

Die wertvollsten Bestandteile von Paul Cauers Anmerkungen zur Odyssee sind ein Niederschlag aus seinen Grundfragen der Homerkritik und seiner Kunst des Übersetzens. Es ist nämlich in ihnen bei der sprachlichen und sachlichen Erklärung die allmähliche Entwicklung des Epos durch mehrere Generationen berücksichtigt und es sind für das Übersetzen die vom Verfasser früher aufgestellten Grundsätze befolgt; beides ist so nachhaltig und eindringlich geschehen, dafs davon der Kommentar sein eigentümliches Gepräge bekommen hat. Die Anmerkungen sind für den Gebrauch der Schüler bestimmt. Gewifs verdient das Buch weite Verbreitung; aber der rechte Nutzen wird daraus nur dann erwachsen, wenn es vom Lehrer für den Unterricht verwertet wird. Schüler werden gerade das Wertvollste davon am wenigsten zu schätzen wissen und es daher unbeachtet lassen. Manches wäre auch zu ändern, damit es für Schüler durchaus passend erscheint. So ist der richtige Ton nicht getroffen in der Anmerkung zu π 121: „Der Unterschied des Accentes (μυρίοι statt μύριοι) ist nur erfunden, um gedankenlose Leser davor zu bewahren, dafs sie die Zahl wörtlich nehmen.“ Feiner drückt sich der Verfasser über diese Erfindung „griechischer Schulmeister“ zu τ 78 aus. — Nur wenigen wird die Lösung des zu η 68 aufgegebenen Rätsels gelingen: „οἶκον ἔχουσιν, deutsch genau entsprechend, aber ein Wort.“ — Schüler werden mit der zu β 434 u. a. a. St. angewendeten Bezeichnung „Accusativ des efficierten, nicht des afficierten Objekts“ schwer zurecht kommen. — Folgende mythologische Bemerkung (zu υ 77) ist nicht geeignet, das Interesse der Schüler zu erwecken: „Die Harpyien gehören einem mehr volkstümlichen Gebiete der Mythologie an, auf dem es manches gab, wovon das vornehme Epos keine Notiz nimmt.“ — In der Vorrede zum ersten Hefte verspricht der Verfasser, die sogenannte höhere Kritik nie um ihrer selbst willen heranzuziehen. Gegen diesen löblichen Grundsatz ist in der Anmerkung zu ω 167 gehandelt: „Daraus hat man schliefsen wollen, es habe früher einmal eine Form der Odyssee gegeben, nach welcher der Freiermord zwischen Odysseus und Penelope verabredet wurde. Einem allenfallsigen Einwande gegenüber genügte der Hinweis auf ω 127.“ Ein solcher Einwand wird von Schülern nicht erhoben werden. — Ein im Sinne der Aufforderung gebrauchter Infinitiv ist auf Seite 19 des 2. Heftes wenig geschmackvoll als Fuhrmannsimperativ bezeichnet; eine so unbestimmte Ausdrucksweise wie sie z. B. zu α 227 angewendet ist, wo von dem Gebrauche von ὥς τε die Rede ist, ist am wenigsten in Schulbüchern zulässig. — Lexikalisches wie δήν = diu gehört nicht in einen Kommentar. — Auf Zeichnungen ist nicht ganz verzichtet. Von diesem Hilfsmittel dürfte häufiger Gebrauch gemacht sein, z. B. zu τ 227, wo es heifst, dafs Doppelspangen wie die im Texte erwähnten in mehreren Exemplaren auf italischem Boden gefunden worden seien, oder zu λ 613, wo von dem schrecklichen Aussehen

der beschriebenen Bilder die Rede und ohne Illustration hinzugefügt ist, dafs Darstellungen solcher Art auf alten Metall- und Thonwaren mehrfach erhalten seien. — Dafs Verweisungen von einer Stelle auf die andere sparsam angewendet sind, ist nur zu billigen, da das häufige Nachschlagen die Schüler ermüdet; aber Cauer ist mit Wiederholungen zu weit gegangen. Ein Beispiel. Zu α 4 ist die Grundbedeutung von γέ angegeben; aber schon α 26 heifst es wieder: „Die Grundbedeutung von γέ „wenigstens" ist hier erkennbar," und zu α 47: „γέ „wenigstens"" gehört zum ganzen Relativsatz. — Gelegentliche Bemerkungen wie z. B. „Unsere Stelle gehört zu denen, welche zeigen, dafs auch der Gebrauch des Eisens schon begonnen hatte" oder „Doch ist der Gebrauch des Eisens dem Dichter der Odyssee schon ganz vertraut" sind zwecklos. Schüler wissen nicht, um was es sich eigentlich handelt. Sollen sie mit kulturhistorischen Fragen bekannt gemacht werden, so bedarf es einer längeren Auseinandersetzung durch den Lehrer. Cauer selbst handelt ausführlich über das Verhältnis von Bronze und Eisen bei Homer in seinen Grundfragen der Homerkritik, Seite 179 ff. —

Eine Eigentümlichkeit der Anmerkungen ist der fortgesetzte Hinweis auf die lange Entwicklung, die der epische Stil bis zur Entstehung der Ilias und Odyssee durchgemacht haben mufs. Ohne die Annahme einer solchen Entwicklung lassen sich gewisse konventionelle Wendungen nicht verstehen. Lehrreich ist die Behandlung der Formel ἔκ τ' ὀνόμαζεν = und nannte den Namen. Sie könne eigentlich, sagt Cauer, nur dann stehen, wenn die folgende Rede mit der Nennung des Namens beginne; das letztere sei auch meistens der Fall. δ 311 folgt der Name, obwohl nicht am Anfang der Rede. ψ 97 kann μῆτερ als Name gelten. φ 84 und φ 287 folgen Scheltnamen. An vielen Stellen folgt aber kein Name, ja nicht einmal eine Anrede. Die Dichter hätten eben diese Formel so oft zur Einleitung einer Rede benützt, dafs sie sich dann unversehens auch da eingestellt habe, wo sie eigentlich nicht hingepafst hätte. So frage man auch bei uns einen Reisenden, der zu Fufs gekommen, in welchem Gasthofe er „abgestiegen" sei. — Zu Stellen, an welchen der Sauhirt oder der junge Peisistratos das Beiwort ὄρχαμος ἀνδρῶν haben, ist bemerkt, dafs die epischen Dichter Jahrhunderte lang manchen Fürsten so bezeichnet hätten; allmählich habe das Beiwort an Bedeutung verloren; heutzutage heifse bei uns jeder Mann aus dem Volke Herr, ganz anders als zur Zeit des Nibelungenliedes. — Auch die Verbindung von δεῦρ' ἄγε mit der dritten Person wird durch den häufigen Gebrauch erklärt, durch den der Imperativ zu einer reinen Formel geworden sei. — Von anderen sprachgeschichtlichen Sachen ist besonders betont die Entwicklung des Relativums aus dem Demonstrativum und die ursprüngliche Parataxis z B. zu κ 330 ὅν τε, κ 351 (οἵ τε eigentlich und diese"; übersetze aber relativisch!), κ 417 ἵνα τε, κ 493 τοῦ τε, λ 475 ἔνθα τε, μ 3 ὅθι τε, μ 39 αἵ ῥά τε, ν 213 ὅς τε, ξ 80 τά τε, π 208 ἥ τε; ferner der Übergang aus der Koordination in die Subordination, z. B. zu α 266 („man sieht, wie der Wunschsatz nahe daran ist, zum

Bedingungssatz zu werden, vgl. auch ϱ 132"), π 87 („von solchen Stellen her sind die Finalsätze erwachsen"), dann die Abschwächung des Demonstrativpronomens zum Artikel, z. B. zu δ 508, κ 346, 421, λ 4, 225, ν 215 („das kurze Demonstrativpronomen ist noch lebendig"), ο 478, ϱ 14, τ 142. Bis zur Ermüdung des Lesers ist wiederholt, dafs die beiordnende Konjunktion δέ im Nachsatze ein Rest aus früherer Zeit ist, in der z. B. die Temporalsätze mit ἐπεί noch selbständig waren.

Unter der für die sachliche Erklärung herangezogenen Literatur vermifst man W. Dörpfelds Beschreibung der Bauwerke von Tiryns in Heinrich Schliemanns Tiryns.[1]) Zur Erklärung von κύανος (η 87) hätte, da an anderen Stellen die Auffindung von Metall- und Thonwaren, Spangen, Röhren etc. nicht unerwähnt geblieben ist, auf den Fund eines Stückes Glasflufs in der Vorhalle des Männersaales im Palaste zu Tiryns hingewiesen werden sollen. Die Schüler würden aus einer solchen Notiz erkennen, dafs die Schilderung des Dichters sich an wirklich Vorhandenes anlehnte. Nirgends ist die Beschreibung des πρόϑυρον bei Dörpfeld a. a. O. verwertet. Zu λάινον οὐδόν, ϱ 30, konnte auf die schöne Abbildung bei Dörpfeld, a. a. O. Seite 238, wenigstens für Lehrer, damit diese sie den Schülern vorführen, aufmerksam gemacht werden.

Die Untersuchungen von Partsch über Ithaka sind in verständiger Weise benützt. Nach früheren Kommentaren zur Odyssee konnte man glauben, diese Insel läge auf dem Monde. Cauer nimmt auf die wirklichen Verhältnisse Bezug; er gibt an, ob die Worte des Dichters zur wirklichen Natur des Landes und zur Örtlichkeit stimmen; er spricht auch von dem Umfange und der Gestalt der Insel, gibt Entfernungen nach Kilometern an, gebraucht die modernen Bezeichnungen Vathy, Meerbusen von Molo, Bucht von Aphales, Polis. Aus Heinrich Schliemann, Ithaka, der Peloponnes und Troja, Leipzig 1869 (Seite 56) ist zu ξ 31 beigebracht, wie der berühmte Entdecker bei einem der einsam gelegenen Gehöfte auf Ithaka nach dem Beispiele des Odysseus die Wildheit der Hunde besänftigte.

Dafs der Verfasser der Abhandlung „Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil" aus der Aeneis viele Beispiele beibringen werde, war zu erwarten. Er gab aber auch aus der deutschen Literatur, vom Nibelungenliede an, und nicht nur aus Dichtern Proben seiner Belesenheit. Die Parallelen erstrecken sich nicht nur auf die Sentenzen, sondern auch auf den Ausdruck und die Konstruktion. So ist β 114 zu ἁνδάνει aus dem vorhergehenden Dativ ὅτεῳ der Nominativ des Relativpronomens zu ergänzen; diese Konstruktion wird mit einer ähnlichen bei Goethe verglichen: Cellinis guter Humor, den man durchgängig bemerkt und, wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder

[1]) Referent, der im April 1891 den Palast in Tiryns unter Dörpfelds Führung besichtigte weifs wohl, dafs zwischen dem Königshause des Odysseus und der Ruine in Tiryns Unterschiede festgestellt sind. Aber die Übereinstimmung ist doch so vielfach und so deutlich, dafs auf Vergleiche nicht verzichtet werden darf.

zum Vorschein kommt. Zu ι 14 konnte auf Schillers Kaufmann verwiesen werden (In bewirtender Bucht rausch ihm ein trinkbarer Quell.).

Die meiste Frucht werden die Anmerkungen durch die Anleitung zur Übersetzung geben, für welche die nämliche Behandlungsweise wie in der Kunst des Übersetzens mafsgebend war. Durch die Durchführung dieser Grundsätze für die Verdeutschung eines Schriftwerkes von der Bedeutung der Odyssee hat sich Cauer ein grofses Verdienst um den Gymnasialunterricht erworben. Möchten sie auch in Kommentaren zu anderen Schriftstellern so getreulich und ausdauernd befolgt werden. Ref. kann hier auf eine eingehende Besprechung dieses Bestandteiles der Anmerkungen verzichten, da er in der Rezension der Kunst des Übersetzens zahlreiche Übersetzungsproben aus diesem Buche wörtlich wiedergegeben hat.[1]) Grofse Sorgfalt ist auf die Verdeutschung der Partikeln *ἄρα*, *δέ*, *γέ*, der Wörter *ὤφελον*, *θέμις*, *δίκη*, *δαιμόνιος*, *ἀμύμων*, *ἔργον*, *μῦθος*, *ὢ πόποι* verwendet. Oft ist die Vertauschung des regierenden und regierten Gliedes, des Verbums und Substantivums, die Wiedergabe eines Adjektivs durch einen Satz (z. B. ϱ 375 *ὦ ἀρίγνωτε συβῶτα*, da erkennt man dich so recht, Sauhirt!) empfohlen. Nach dem von Luther gegebenen Fingerzeige (siehe die Kunst des Übersetzens, 2. Aufl., Seite 10) veranlafst Cauer die Schüler sich zu besinnen, wie bei uns jemand in ähnlicher Lage redet (ο, 442: *γέροντι*, ja nicht „dem Greise.“ Wie würde bei uns wohl eine Magd sagen?). —

In dem von Herrn Professor Ducrue auf der 19. General-Versammlung unseres Vereins gehaltenen Vortrage wurde die Vermittlung astronomischer Kenntnisse auf dem Gymnasium auch schon für die Lektüre der alten Klassiker als wünschenswert bezeichnet. Cauer erhebt die gleiche Forderung, da die Vertrautheit mit astronomischen Verhältnissen ein Stück der alten Weltanschauung sei. Er benützte für seine Anmerkungen Otto Willmanns Aufsatz im 8. Hefte der Lehrproben und Lehrgänge „Sternkundliches bei der Autorenlektüre“ und das Programm von Hartwig „Über die Berechnung der Auf- und Untergänge der Sterne“, Schwerin, 1861.

München. Karl Rück.

K. F. Ameis, Anhang zu Homers Ilias, Schulausgabe. I. Heft. Erläuterungen zu Gesang I—III. Dritte umgearbeitete Aufl. besorgt von Dr. C. Hentze, Prof. am Gymn. zu Göttingen. Leipzig, Teubner 1896. M. 2,10.

Das Urteil über vorliegendes Bändchen des allbekannten „Anhanges zur Iliasausgabe von Ameis“ läfst sich von vorneherein leicht erraten: Unbedingte Anerkennung der damit geleisteten unschätzbaren Beihilfe zur Homererklärung und zu Homerstudien irgend welcher Art. Dem unermüdlichen sachkundigen Bearbeiter der neuen Auflage gebührt für seine Mühewaltung der Dank des philologischen Publikums. Wohl keine in neuerer und neuester Zeit erschienene gröfsere oder

[1]) Siehe unsere Blätter, 34, 455 ff.

kleinere einschlägige Schrift ist ihm entgangen, und das will angesichts der Hochflut der Homerliteratur etwas heifsen. H. begnügt sich ferner nicht damit, kritische und exegetische Bemerkungen zu einzelnen Stellen zu geben, sondern erörtert in ausführlichen Einleitungen zu den drei im I. Hefte behandelten Büchern der Ilias den Gedankengang und Zusammenhang, die Anstöfse und Widersprüche, kurz alle Fragen der sog. höheren Kritik klar und eingehend, sodafs der Benützer des Buches über alles und jedes unterrichtet ist. Der Verf. verhält sich aber nicht lediglich referierend, sondern gibt auch sein eigenes Urteil ab, das in besonnener, alle Momente ruhig abwägender Prüfung die ἀπορίαι zu lösen oder wenigstens der Lösung näher zu führen sucht. Schwierigkeiten und Zweifel werden auf diesem Gebiete immer bleiben, die homerischen Fragen werden sich kaum alle je glatt erledigen lassen; aber zu den aufgeworfenen Bedenken und Hypothesen Stellung zu nehmen, ist Sache des Bearbeiters einer wissenschaftlichen Zwecken dienenden Homerausgabe, und H. ist dieser nicht leichten Aufgabe hier in mustergiltiger Weise gerecht geworden. So hat denn der Ref. fast nirgends Anlafs eine Ausstellung zu machen oder eine Berichtigung zu geben. Nur auf ein paar untergeordnete Punkte sei hingewiesen.

Wenn H. (S. 26) das von Heimreich zu A 349 ff. geltend gemachte Bedenken, dafs der Schmerz des Achilleus nach Wegführung der Briseis angesichts der ihm von Athene A 212 ff. gegebenen Zusicherung unbegreiflich sei, als berechtigt anerkennt und folglich die Verse A 212—214 für eine Interpolation erklären möchte, so ist es doch ganz wohl denkbar und psychologisch richtig, dafs Achilleus trotz jener Versicherung der Göttin sich im Augenblick über den Verlust des geliebten Mädchens nicht zu trösten weifs und in seinem Schmerz taub gegen alle Versprechungen eines Ersatzes ist. Dieser Verlust kränkt ihn nicht minder als das rücksichtslose Auftreten des Agamemnon. So erscheint der Einwand Heimreichs nicht begründet. Dagegen stimmt H. den Vermutungen über den jüngeren Ursprung der Chryseisepisode A 430—487, wie sie besonders von Häsecke, Hinrichs und Kammer vorgebracht sind, mit Recht zu. —

In οἰωνοῖσί τε δαῖτα, was der Verf. nunmehr A 5 in seinen Text aufgenommen hat statt der Aristarchischen Lesart οἰωνοῖσί τε πᾶσι, scheint doch nur eine überflüssige Konjektur Zenodots vorzuliegen. Ein zwingender Grund von Aristarch abzugehen liegt nicht vor. πᾶσι ist in der Iliasausgabe von G. Stier befriedigend erklärt. — Zu A 135 meint H., einer Ergänzung der Apodosis zu dem Satze εἰ μὲν δώσουσι bedürfe es nicht, da das demselben vorausgehende ἀλλά im Anschlufs an die Worte κέλεαι δέ με τήνδ' ἀποδοῦναι im Sinne von „wohlan" den Gedanken vertreten könne: Ich bin bereit Chryseis herzugeben. Allein soviel aus ἀλλά herausdeuten zu wollen ist doch ziemlich gewagt und gezwungen; auch würde, wenn der Satz εἰ μὲν δώσουσι postpositiv zu fassen wäre, das folgende εἰ δέ κε μὴ δώσουσι sich viel weniger gut anschliefsen. Wir ziehen es also vor, mit mehreren Erklärern zu εἰ μὲν δώσουσι einen Nachsatz im stillen zu ergänzen, wie εὖ ἔχει oder dgl. — Zu A 327 wird das von Bentley und Madvig

vermutete, von A. Nauck, W. Christ und Cauer in ihre Ausgaben aufgenommene ἀκέοντε für ἀέκοντε als eine thatsächliche Verbesserung des Textes bezeichnet. Eine solche wäre die Konjektur doch nur dann, wenn ἀέκοντε keinen befriedigenden Sinn gäbe. Nun ist aber der Gedanke „sie machten sich ungern auf den Weg“ viel natürlicher als „sie machten sich schweigend auf den Weg“. Wenn den Herolden der Auftrag Agamemnons unlieb war, so erscheint es entsprechender, dafs sie mit einander auf dem Wege zu Achilleus' Zelte darüber sprachen und ihre Bedenken austauschten, als dafs sie die Strecke still und stumm zurücklegten. Es besteht durchaus kein Grund die Überlieferung zu gunsten einer Vermutung, die eine weniger passende Erklärung zuläfst, zu ändern. Warum aber ἀέκοντε mit der Ortsbestimmung παρὰ θῖν' ἁλὸς ἀτρυγέτοιο, die ja doch mit βάτην zu verbinden ist, sich nicht wohl vertragen soll, wie H. meint, läfst sich nicht absehen. Ebensowenig wie hier hat V. 348 die Änderung ἀκέουσ' aus dem überlieferten ἀέκουσ' (A. Nauck, Düntzer, Autenrieth, Cauer) Berechtigung. — Zu *B* 267 erklärt H. das Wort ἐξυπανέστη mit „trat darunter (unter dem Schlage) hervor“. Schwerlich richtig; wenn auch ἐξ „aus dem Rücken hervor“ bedeutet, so kann ὑπό nicht „unter dem Schlage“ heifsen, da erst die folgenden Worte σκήπτρου ὕπο χρυσέου (268) dieses bezeichnen. Es liegt also in ὑπό ein anderer Begriff und zwar der des allmählichen Entstehens; wir übersetzen ἐξυπανέστη mit G. Stier: stieg allmählich empor. — *Γ* 224 halten zu wollen ist wohl vergebliche Mühe. Die meisten Herausgeber — unter den von H. genannten fehlt G. Stier — betrachten den Vers als nicht ursprünglich. — Wenn *Γ* 453 etwas geändert werden mufs, so kann nur geschrieben werden:

οὐ μέν γὰρ φιλότητί γ' ἔκευθον ἄν, εἴ ἑ ἴδοντο (van Herwerden)
oder
οὐ μὲν γὰρ φιλότητί γ' ἔκευθον ἄν, εἴ ἔγ ἴδοντο (A. Nauck).

Doch läfst sich die Überlieferung

οὐ μὲν γὰρ φιλότητί γ' ἐκεύθανον, εἴ τις ἴδοιτο

verteidigen, freilich nicht durch die Annahme, εἴ τις ἴδοιτο sei ein Wunschsatz (L. Lange, Hentze), sondern indem man erklärt: Aus Liebe verbargen sie ihn nicht (und hätten es gewifs am wenigsten gethan), wenn einer ihn gesehen hätte.

Schliefslich sei, um der Rezensentenpflicht voll zu genügen, auf einige Versehen aufmerksam gemacht, die zum Teil den „Anhang“, zum Teil die Ausgabe selbst (Hom. Ilias. Erkl. v. Ameis. I 1. Ges. I—III. 5. Aufl. bes. v. C. Hentze) betreffen. S. 12 des „Anhanges“ ist von Gruppen die Rede, welche nach der Darstellung des Dichters sich in *A* ergeben, die aus zwei, drei und mehr Personen bestehen. Hier ist es doch wohl als ein Irrtum zu bezeichnen, wenn H. den Chryses flehend vor den Atriden zu den aus drei Personen zusammengesetzten Gruppen rechnet. Die ganze Situation an der betr. Stelle, namentlich *A* 22 zeigt, dafs man sich den Chryses nicht allein den beiden Atriden gegenüberstehend zu denken hat. Zum mindesten müssen die γέροντες anwesend gewesen sein. — S. 47 wird zu *A* 98

gesagt, *ἑλικῶπις* habe bei den Alten eine dreifache Erklärung gefunden; dabei vermifst man jedoch für die dritte „mit rollenden Augen“ einen antiken Gewährsmann. — ***B*** 502 ist im Texte der oben erwähnten Ausgabe irrtümlich zwischen ***B*** 487 und 489 geraten. — Zu ***Γ*** 346 ist im Kommentar der Ausgabe auf den Anhang verwiesen, in diesem fehlt aber jede Bemerkung zu dem V.

München. M. Seibel.

Philodemi volumina rhetorica ed. Siegfried Sudhaus. Supplementum (rhet. I II). Lipsiae, Teubn. 1895, XLII u. 62 S.

1892 veröffentlichte Sudhaus aus den reichhaltigen Papyri von Herculaneum (jetzt im Museo Nazionale zu Neapel) den ersten Band der rhetorischen Schriften des Dichters und epikureischen Philosophen Philodemos, des Zeitgenossen Ciceros; die Einleitung gibt Aufklärung über die früheren Publikationen, über den Zusammenhang der im ganzen und im einzelnen höchst fragmentarischen eigenartigen Hinterlassenschaft, insbesondere über den Inhalt des mehr als 6 Bücher umfassenden rhetorischen Hauptwerkes (vgl. diese Blätter 30 S. 289—291).

Noch vor der Ausgabe des zweiten Bandes hat der rührige Verfasser aufser einzelnen Aufsätzen im Rheinischen Museum und Philologus einen stark veränderten Neudruck der beiden ersten Bücher (*Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς Α′ Β′*) geliefert [als Supplementum dem 2. Bd. beigegeben]. Der Text ist hier continuo gedruckt mit Unterlassung der Kolumnenteilung und Klammern bei Ergänzungen. Aber nicht blofs äufserlich erscheinen die beiden Bücher neu; auch Sprache und Inhalt sind vielfach geändert, z. B.

I p. 89	Suppl. S. 44
Ἔ[νι]οι δὲ τῶν ν[ῦν ἐ]ν τ[ῆι Ῥό]δωι διατριβ[όντ]ων γράφου[σ]ιν ἐν[αντίον] παλι[ν τῶν ἐν] τ[ῆι Ῥώμηι] σχολαζόν]των αὐτῶν ὑ[π]ὲρ τοῦ μὴ ε]ἶναι τὴν ῥητορικὴν τέχνην·	*Ἔνιοι δὲ τῶν νῦν ἐν τῖι Ῥόδωι διατριβόντων γράφουσιν ἐν τῇ Κῶι καὶ πάλιν ἐν τῇ Ῥόδωι σχολαζόντων αὐτῶν ὑπὲρ τοῦ μὴ εἶναι τὴν ῥητορικὴν τέχνην·*

Das Beispiel zeigt zugleich einen, wenn nicht den Hauptpunkt des Schulstreites und läfst entnehmen, mit welcher Vorsicht man auf die Fragmente bauen mufs. Im ganzen bleibt der Text trotz der staunenswerten Gewandtheit des Herausgebers, Lücken auszufüllen, und trotz der den Zusammenhang beleuchtenden deutschen Noten vielfach unklar, man vermifst vor allem einen sicheren Gedankenfortschritt. Wenn den Leser manches fremdartig anmutet, so mufs er sich eben mit H. v. Arnim, der selbst viel zur Heilung dieser Bücher beigetragen hat (Rostocker Lektionskatalog 1893/94 und Herm. 27), trösten: ‘Accidit persaepe ut contextus supplementis restitutus a nullo nisi ab eo qui supplevit intellegatur’. —

Dem Neudruck geht eine Einleitung voraus mit dem Titel ‘Critolaus und die Rhetorik’ (p. V—XLII); hier handelt Sudhaus

unter Benützung der Untersuchungen seines Freundes L. Radermacher über das Verhältnis des Kritolaos zur Rhetorik, insbesondere darüber, wie der Peripatetiker die Definition der τέχνη des Stoikers Diogenes Babylonius, mit dem er 155 v. Chr. die bekannte Philosophengesandtschaft nach Rom machte, zerpflückt; geschickt wird dabei Sextus Empiricus und Quintilian zusammengestellt und der παράσιτος des Lukian als Persiflage der windigen Schulstreitigkeiten verständlicher gemacht. Wie Horaz für die Beleuchtung dieser Fragen heranzuziehen ist, gedenke ich an einer anderen Stelle zu zeigen. Statt Quintilian oder neben diesem mufste aber Cicero benützt werden; er ist nicht nur die ausgiebigste Quelle für Quintilian, sondern hat in seinen rhetorischen Werken insbesondere im de oratore (I § 41—57. 82—94. III 57—73) diese rhetorisch-philosophischen Schulkämpfe, deren Vertreter er zum Teil persönlich kannte, vielseitig und eingehend behandelt. Ihr Geschichtschreiber hätte nicht bei Kritolaos, sondern bei dem Gorgias des Plato einzusetzen. Die Gedanken dieses Dialogs fortführend, exzerpierend, erweiternd, bekämpfend haben die Akademiker, Peripatetiker, Stoiker, Epikureer und andere den zweifachen Kampf gegen die Rhetoren und gegen die rivalisierenden Schwesterschulen geführt. Bei Cicero, dessen Bücher de oratore nach ad fam. I 9, 29 'omnem antiquorum et Aristoteliam et Isocratiam rationem oratoriam complectuntur' im Gegensatz zu den Handwerksrhetoren, müssen nur die Ansichten der einzelnen Schulen herausgeschält werden; das Neue, das uns Philodem bietet, schrumpft dann sehr zusammen. Kritolaos — auch Cicero nennt ihn und seinen Schüler Diodoros öfter — stellt nur eine Seite des Kampfes dar. Wie er alles für den Peripatos in Anspruch nahm, auch die Erfolge eines Demosthenes (Dionys ad Amm. I. Anfang geht sachlich zurück auf ältere Peripatetiker, vielleicht auf Kritolaos [1]) vgl. Cic. de or. I § 43), so Charmadas, Schüler des Karneades, des Mitgesandten des Kritolaos, für die Akademie. Bevor ich aber auf dessen Beweismomente (λόγοι) näher eingehe, will ich einige allgemeinere Sätze, die zur Erklärung des Philodem geeignet sind, hieher setzen. 'Wolltest du, sagt der juristische Fachmann Scaevola zu dem idealen Redner Crassus (= Cicero), die engen Grenzen (iudicia und contiunculae wie bei Philodem δικαστήρια und ἐκκλησίαι) überschreiten, dann 'agerent tecum lege primum Pythagorei omnes atque Democritii' [darunter wohl auch der von Cicero öfter zitierte Nausiphanes, 'der die φυσιολογία als Ausgangspunkt für die Rhetorik empfahl'] ceterique in iure sua physici vindicarent ... Urgerent praeterea philosophorum greges iam ab illo fonte et capite Socrate, nihil te de bonis rebus in vita ... scire convincerent; et cum universi in te impetum fecissent, tum singulae familiae tibi litem intenderent. Instaret Academia [Carneades' Schüler und Nachfolger Charmadas, Clitomachus, Aeschines, wohl auch Hagnon] ...

[1]) Anders Fr. Olivier de Critolao p. 33 'Quamquam Peripateticus ille, quem Dionysius refutatum it, nullo modo idem atque Critolaus fuisse potest, probabile tamen est Peripateticos iam ante hanc opinionem professos ei, cui Phaselita fortasse novum impetum dedit'; darnach ungenau Sudhaus Suppl. p. XXXVII f.



Stoici (Mnesarchus) ... Peripatetici (Critolaus und sein Schüler Diodorus) ... a quibus omnibus una paene voce repelli oratorem a gubernaculis civitatum [Scheidung der πολιτική von der ῥητορική]. excludi ab omni doctrina rerumque maiorum scientia [auch dieser Sokratische Gedanke kehrt in verschiedenen Formen bei Philodem wieder] ac tantum in iudicia et contiunculas (s. o.) tamquam in aliquod pistrinum detrudi et compingi videbam'. Besonders entwickelte das akademische Schulhaupt der damaligen Zeit (um 112 v. Chr.) Charmadas (bei Sextus Empiricus steht p. 678 Bekk. Κλειτόμαχος καὶ Χαρμίδης) derartige Gedanken, als er über Platos Gorgias Vorlesungen zu Athen hielt (Cic. de or. I § 47 u. 84—93):

1) 'Eos, qui rhetores nominarentur et qui dicendi praecepta traderent, nihil plane tenere (kein Wissen) neque posse quemquam facultatem adsequi, nisi qui philosophorum inventa didicisset' (der Redner mufs bei den Akademikern in die Schule gehen).

2) Dem Menedemus gegenüber, der die Selbständigkeit der πολιτικὴ ῥητορική vertritt (esse quandam prudentiam, quae versaretur in perspiciendis rationibus constituendarum et regendarum rerum publicarum), weist er nach, dafs alle ihre Teile (Kultus, Jugenderziehung, Rechtspflege, Moral) aus der Philosophie zu entnehmen seien; die Bücher der Rhetoren enthielten nichts als technologischen Plunder.

3) 'Ipsa praecepta illudere solebat ... ne hanc quidem dicendi rationem ac viam nosse'. Zur Erreichung seines Zieles bedürfe der Redner der 'dignitas vitae' und Seelenkenntnis; das führe ihn aber wieder zur Philosophie.

4) Wenn dem gegenüber Menedemus' Verteidigung sich stützt auf die thatsächlichen Leistungen des Demosthenes, so sucht Charmadas sie zu entkräften durch den Hinweis auf die aufserordentliche geniale Begabung des Demosthenes und den Einflufs Platos, den der Redner zweifelsohne gehört habe.

5) 'Nullam artem esse dicendi' (de or. I § 90 f.): a) weil die Natur (φύσις) uns die erforderliche Redefähigkeit verliehen habe, die sich durch Gewohnheit (συνήθεια) und Übung (ἄσκησις) weiter entwickle; b) weil nicht die Technographen (Corax, Tisias und ihre Nachfolger) [1]) die gröfsten Redner gewesen seien, sondern Männer, 'qui ista nec dedicissent nec scire omnino curassent'; vgl. Sudhaus Suppl. XXXII; über Odysseus und Nestor s. auch Brut. § 40; c) weil der Begriff 'Kunst' mit der gewöhnlichen Rhetorik unvereinbar sei. Wie Charmadas dabei die τέχνη definierte, ergibt sich aus den Worten: 'Artem negabat esse ullam nisi quae cognitis penitusque perspectis et in unum exitum spectantibus et numquam fallentibus rebus contineretur' (§ 92), d. i. 1) eine stoffliche Grundlage (ὕλη, περί τι); 2) ein bestimmtes Ziel (ἑστηκὸς καὶ πάγιον τέλος oder τέλος, ἐφ' ὃ πάντα τὰ

[1]) Vgl. Sext. Empir. bes. 19 p. 678 Bekk.; neben Kritolaos werden auch die Akademiker Klitomachos und Charmides (= Charmadas) genannt; ein λόγος des Charmadas, dafs Kreta und Sparta die Rhetoren vertrieben hätten, findet sich bei Philodem, fehlt aber hier bei Cicero, dagegen de or. III § 93 Hinweis auf Rom (das Censorenedikt vom Jahre 92 v. Chr.).



μέρη συννεύειν ὀφείλει, Philod. II S. 105), 3) Treffsicherheit; die Kunst soll stets ihr Ziel erreichen (τευκτική, Philod. I S. 53), nicht blofs unter Umständen (στοχαστική); vgl. die Definition, die Ariston, 'Κριτολάου γνώριμος', gibt Sext. Emp. 61.

Die Beispiele, welche die nahe Berührung der Philodemischen Schriften mit denen Ciceros zeigen, liefsen sich leicht vermehren. Doch für jetzt genug; wenden wir uns zu:

Philodemi volumina rhetorica ed. Siegfried Sudhaus. Volumen II. Lipsiae, Teubner, 1896, XXVIII u. 371 S. 8°.

Der Inhalt des zweiten Bandes von Philodems rhetorischen Schriften ist folgender:

p. 1—64 Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς ohne weiteren Zusatz; es ist das eine Wiederholung der Partie des ersten Bandes S. 289—325 oder Papyrus 832 verbunden mit den ergänzenden oberen Seitenteilen vom Papyrus 1015, nachdem Sudhaus die Zusammengehörigkeit der beiden Fragmentegruppen, die z. B. p. 55 sqq. in der Behandlung des Gegensatzes zwischen Aristoteles und Isokrates (αἰσχρὸν σιωπᾶν, Ἰσοκράτη δ' ἐᾶν λέγειν) zu tage tritt, erkannt hatte.

p. 65—130 Fragmenta libri II: Kritolaos bekämpft den Diogenes Babylonius; Äschines über die Diktion des Demosthenes; εἰκοβολεῖν — ὀρθοβολεῖν, die τέχναι des Isokrates u. a. Wenn es heifst (S. 85) 'Ρωμαῖοι ἐκβεβλήκασι τὸν ῥητορικὸν λόγον, so ist wohl auf das Censorenedikt vom Jahre 92 v. Chr. angespielt.

p. 131—167 fragmenta libri (V), d. h. des 5. Buches nach der Annahme von Sudhaus; hier lesen wir einiges über Perikles, Alkibiades, Kallistratos, Demosthenes; auch Lykurg und Pittakos werden zusammen genannt wie Cic. de or. III 56.

p. 168—195 werden als incerta fragmenta bezeichnet; ich glaube, es gehört manches nicht zur Rhetorik, z. B. die philosophischen Partien in fragm. II (über Güter-, Weiber- und Kindergemeinschaft) oder fragm. III (Anaxagoras, Parmenides, Melissus; ἓν τὸ πᾶν). Wiederholt berühren sich Fragmente mit dem Gorgias des Plato.

p. 196—272 Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς ὑπομνηματικόν d. h. ein Werkchen, das mehr für den internen Schulgebrauch als für die Öffentlichkeit bestimmt war. Über den Inhalt Vorwort p. XI—XVIII. Es kehren die alten Streitfragen und Namen wieder, z. B. Kritolaos, Diogenes, Metrodorus, auch Korax; wiederholt Isokrates und Matris (Μᾶτρις) im Gegensatz zur ἐμπειρία des Themistokles und Perikles oder zu der philosophischen Richtung des Aristoteles; Hypereides, Lykurg, Demosthenes und Demades, Hegesias; Solon, Kimon, Kallistratos, Phokion. Besonders interessant war mir S. 247 die Nennung des Trifolium Epikur, Metrodor, Hermarch mit den bestimmten Zitaten: Ἐπίκουρός φησιν ἐν τῶι περὶ ῥητορικῆς καὶ Μητρόδωρος ἐν τῶι πρώτωι περὶ ποιημάτων καὶ Ἕρμαρχος ἐπὶ Μενεκλέους ἔν τινι πρὸς Θεοφείδην ἐπιστολῆι. Es dürfte hier an einen von Cicero de fin. II 96 ff. mitgeteilten Brief des Epikur an Hermarch zu erinnern sein, worin er diesem die Sorge für die Kinder des Metrodor ans Herz legt.

p. 273--303 Fragmenta hypomnematici; als Beispiele für den Inhalt führe ich nur an die Erwähnung von Theophrast, Platos Apologie, auch *Γαλάται* und Erörterungen über den *ἀγαθὸς ῥήτωρ*. Man sieht erst an diesen rhetorischen Streitfragen so recht die Bedeutung, welche Catos Mahnung für jene Zeit hat: orator est, Marce mi fili, vir bonus, dicendi peritus, rem tene, verba sequentur.

Sudhaus betrachtet als den Kern des ganzen Werkes des Philodem das sog. V. Buch (Suppl. S. XXVII), 'in dem mit den wärmsten Farben das Bild des epikureischen Weisen gegenüber den unseligen Rhetoren und Rednern ausgemalt wird'.[1]) Dazu würde die ironische Abfertigung der Epikureer passen (de or. III § 63) 'Non repelletur <ea philosophia, quae suscepit patrocinium voluptatis> inde, quo adgredi cupiet; sed in hortulis (*κῆποι*) quiescet suis, ubi vult, ubi etiam recubans molliter et delicate nos avocat a rostris, a iudiciis, a curia'.

Was die Anordnung und Textesgestaltung betrifft, so bin ich mit den Papyri und dem Sprachgebrauch des Philodem zu wenig vertraut, um Sudhaus' Angaben und Ergänzungen genau prüfen und würdigen zu können; andre haben bereits seine Verdienste anerkannt. Wenn "es aber kein sichereres Zeichen ungenügender Emendation gibt als die fehlende Glätte des Stils oder übermäfsige Schwierigkeit des Verständnisses" (Suppl. S. VI), so bleibt hier noch viel zu ändern, viel zu ebnen.

Einiges, was mir gelegentlich bei der Lektüre auffiel, sei kurz berührt.

II p. 55 scheint in *ἐπί[ρ]ρησις* die Einsetzung des *ρ* nicht nötig, da wir auch *φιλόρητορες* (p. 218 u. 302) haben; im grammatischen Anhang führt Sudhaus selbst *ἐπίρησις* neben *πρόρησις* und *ἀντίρησις* auf.

II p. 111 *Κόρακα* [*τὸν Συρακόσι*]*ο*[*ν*]? — vielleicht eher *Κόρακα τὸν τεχνογράφον*, wie er bei Syrian ed. Rabe II 127 bezeichnet wird, oder *Κόρακα καὶ τὸν Τισίαν*, wie sie bei Cic. de or. I § 91 u. ö. verbunden erscheinen.

II p. 123 fragm. *τιτθοῖς* und *φιλήμασιν*: bei Aristoteles rhet. III 4 vergleicht Demokrates die Redner mit Ammen (*τίτθαι*), *αἳ τὸ ψώμισμα καταπίνουσαι τῷ σιάλῳ τὰ παιδία παραλείφουσιν*; den Vergleich bringt Sextus Empiricus 42 fast wörtlich, aber ohne Namennennung; nach dem folgenden (*Τοσαῦτα μὲν οὖν καὶ τοῖς Ἀκαδημικοῖς . . . λέγεται*) würde man ihn der Akademie zuweisen.

II p. 141, 34 schliefst die ergänzte Zeile *ἀ*[*λλ'* und beginnt 35 *ὥσ*]*π*[*ερ*]; nun ist aber in den Kolumnen (wenigstens dieser Papyri) Regel, dafs getrennt wird *ἀλ-λ' ὥσπερ*, *ἀλ-λ' οὐκ*, *οὐ-κ ἄν*, *οὐ-δ' ἄν*, *πα-ρ' ὅ*, so auch bei anderen apostrophierten Wörtern, s. Krüger Griech. Sprachl. I 6, 5 A. 1. Darum sind mir auch die Ergänzungen 171, 3/4 *οὐ*[*δ'* und *ὑ*]*π'* aufgefallen. Auf der gleichen Seite (Z. 3) ist *ῥαβδός* für *ῥάβδος* und *κηρυκεῖον* für *κηρύκειον* vermutlich nur Druckfehler.

---

[1]) Anders H. v. Arnim (Rostocker Lektionsk. 1893/4 p. 4): videri Philodemum nihil antiquius habuisse, quam ut philosophiae et rhetoricae terminos a nova Academia moveri coeptos rursus stabiliret.

II p 210, 27/28 ist wohl ἀντιποιούμε|ν[οι] statt ἀντιποιουμε|ν[ης] zu ergänzen.

II p. 276, 30 λαλλωνκ . . , οὔτε Χα[ρώνδας, vgl. S. 300, steckt in dem Anfang vielleicht Ζάλευκος (Cic. de leg. II 6); oder sollte an beiden Stellen Χα durch Χαρμάδας zu ergänzen sein. Jedenfalls ist es befremdend, dafs Kritolaos so oft, Charmadas nie bei Philodem erscheint.

In dem umfangreichen Index dieses Bandes (II p. 304—369) sind neue Wörter wie γρυλλογραφέω oder δείνωμα 'exaggerata opinio' mit Sternchen als 'lexicis inserenda' bezeichnet, aber εἰκολόγος steht z. B bei Jacobitz-Seiler[4]. *φιλογλίχειν (II 198) wird im Index *φλογλιχεῖν betont; hier auch Χῖος für Χεῖος. Wenn der Index auch nicht erschöpfend sein soll, so durften σώζω (vereinzelt σῴζω), στοχαστικός u. a. doch nicht fehlen.

Zum Schlusse will ich noch einige orthographische und grammatische Dinge zusammenstellen (zum Teil auch bei Sudh. p. 370 u. 371).

I. Das ι betreffend. 1) Sehr häufig ist auch hier der Wechsel zwischen ῑ und ει: πολειτικὸς — πολιτικὸς, τεχνείτης — τεχνίτης, γίνεσθαι — γείνεσθαι (γείνασθαι), auch ἡμεῖν für ἡμῖν, δινότης für δεινότης; vgl. omneis — omnis — omnes, sei -- si — se.

2) ει für ῃ oder, da bei Philodem das ι in der Regel nicht subscriptum, sondern adscriptum ist, für ηι: μαθητεῖ II 57, 14, σοφιστεῖ 259, 20, Εὐριπίδει, Εὐβουλίδει. Nach Dionys. de comp. p. 322 Sch. war das ι adscriptum im ersten Jahrh. v. Chr. noch nicht stumm; 'σὺν Ἀγλαΐᾳ oder σὺν Ἀγλαΐαι', sagt er, endigt auf ι; aber eine Abschwächung mufs eingetreten sein.

3) Denn die Griechen dieser Zeit scheinen nach den Philodemischen Papyri in der Setzung des ι noch unsichrer gewesen als viele Deutsche hinsichtlich des h. So erscheinen ἡρώιων (112), ὁρῶι (121), λεγέτωι (Suppl. 24), ἐξέστωι, ὁμολογείσθωι S. 267, aber in der nächsten συγχωρείσθω, gleich darauf λεγέσθωι; auch ἔξωι 'extra' z. B. 257, οὕτωι 258 u. ö.; selbst τἀληθῆι λέγειν. Umgekehrt findet sich nicht selten ποεῖν für ποιεῖν (ποητής, πόημα S. 75).

4) An einigen Stellen steht ῳ für οι: φρονώιη für φρονοίη (285), δεδιωικῆσθαι (266/67), auch ποιώιηι für ποιοίη 144, 10.

II. Assimilation: Bei der Feststellung lateinischer Texte aus dieser Zeit macht bekanntlich die Abgrenzung der Assimilation grofse Schwierigkeit; nicht minder vermifst man bei Philodem Konsequenz: so erscheinen neben den gewöhnlichen auch die Schreibungen ἐγβάλλω, ἐγλογισμός, ἐγδιδάσκειν, ἐγ διαδοχῆς (S. 205), vgl. neclego und neglego; ἐνπειρία, πάνπολυ, τυνχάνειν, ἐπανγέλλεσθαι, παλινλογεῖν, aber ἐμ μέσωι (vgl. lat. im manus, Landgraf Bl. 1898 S. 760, ἐμ μουσικῆι, selbst μὲγ γάρ für μὲν γάρ (46).

III. Trennung: Die Trennung am Schlufs der Zeile ἀλ-λ', πα-ρ', οὐ-κ u. s. w. habe ich schon oben berührt und auch auf Krüger verwiesen, bei dem γαλῆ|ν' ὁρῶ an das bekannte Wortspiel (γαλῆν ὁρῶ) erinnert. Dafs Trennungen wie πρᾶ-γμα, τέ-χνη die Regel sind (Krüger § 6, 4, 1), bestätigt auch Philodem. Anders steht es hier mit στ, σθ, στρ u. s. w. In den Papyri bleibt das σ am Schlufs der Zeile: μεγίσ-

την, δικασ-τηρίοις, δύνασ-θαι, ὑπέσ-χον. Ob die wenigen Fälle, wo *σ* an den Anfang der folgenden Zeile gezogen ist, nur der Inkonsequenz zuzuschreiben oder anders zu erklären sind, müfste noch untersucht werden.

München. G. Ammon.

Wagner Dr. Richard, Der Entwicklungsgang der griechischen Heldensage. Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums zum hl. Kreuz in Dresden. 1896. LXII Seiten in Quart. Pr. 1,60 M.

Der V. des ziemlich inhaltsreichen Schriftchens hat entschieden mehr geleistet „als eine anspruchslose Skizze des Entwicklungsganges der griechischen Heldensage", wie er im Vorwort sagt, schon in Hinblick auf die Fülle des beigezogenen Materials. Die Arbeit gliedert sich in 5 Kapitel, deren erstes natürlich Homer und Hesiod und die an beide sich anschliefsenden Schulen behandelt, wobei der Unterschied zwischen freier schöpferischer Thätigkeit der einen und emsigem Sammeln und Registrieren der andern richtig betont wird. In Kap. 2 „Weiterbildung in Epos und Lyrik" werden in Bezug auf letztere als wesentliche Modifikationen der Sage einerseits das ethische Moment und die feinere Motivierung sowie Beschränkung auf einen Hauptzug hervorgehoben, wozu aufser Pindar der neugefundene Bakchylides treffliche Belege bringen kann, andrerseits bei gedrängter Darstellung der ganzen Sage die oft kunstvoll verschlungene Anordnung, die freilich auch zur Unordnung werden kann. Das Hervortretenlassen eines typischen Charakterzuges des Helden bei den Lyrikern bahnte den Übergang zur Darstellungsart der 'Heldensage auf der Bühne' (3. Kap.) von selbst an. Als Hauptaufgabe des tragischen Dichters erkennt V. sehr richtig 'die zweckmäfsige Erweiterung des engbegrenzten Stoffes': diese wird erreicht durch Einführung von (Neben-)Personen, durch neue Motive (Erkennungsszenen) etc.; später (bei Euripides) tritt als neuer, natürlich nicht immer unbedenklicher Reiz Neigung zur Realistik, zu zeitgemäfsen moral-philosophischen oder politischen Erörterungen hinzu: der Dichter mufs eben mit den Anschauungen seiner Zeit rechnen. Er arbeitet so mehr oder minder bewufst an der beginnenden Zersetzung und Auflösung der Sagenwelt, deren Volkstümlichkeit, vom heimischen Boden losgelöst, bei den gelehrten Hofpoeten der Alexandrinischen Zeit sich völlig verliert. (4. Kap.) Als besonders charakteristisch findet V. einerseits, dafs jetzt die Liebe den Mittelpunkt der Sagen bildet, andrerseits den ätiologischen Zug, der sich in den Verwandlungs- und Sternsagen bekundet. Die spätere unproduktive Zeit konnte nur mehr mit 'Sammlung, Kritik und Deutung' des vorhandenen Stoffes sich befassen (5. Kap.): an Stelle der Mythen trat die Mythographie. Die Deutung war bald eine rationalistische[1]) (Euhemerismus) bald eine

---

[1]) Zur Belustigung diene folgende: Phrixus und Helle fliehen auf einem mit dem vergoldeten Bilde eines Widders gezierten Schiff, wobei Helle die Seekrankheit bekommt, sich zu sehr über Bord neigt und ins Wasser fällt!

allegorische. Zugleich erhoben sich einige Wucherpflanzen aus dem Schutte der verfallenden Mythen, wie Dictys und Dares.

Wagners Programm bietet neben manchen anregenden Ideen eine oft allzureichliche Fülle von Beispielen, die für die Lektüre nicht immer vorteilhaft ist. Verfasser hätte vielleicht besser gethan, wenn er an einem bestimmten und begrenzten Sagenkreise diese Wandlungen genau nachgewiesen hätte. Seine Ideen hätte er dabei ebenso gut, ja noch wirksamer herausarbeiten können. Bei Besprechung der römischen Sagenwelt scheint mir die zentrale Stellung Ovids für seine und die folgenden Zeiten nicht scharf genug betont. — S XXXIII ist Smyrnaeus zu lesen.

München. Dr. J. Menrad.

Tycho Mommsen, Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen. Berlin, Weidmann, 1895. X und 847 S. M. 18.

Im vorliegendem Bande, der, wie es scheint, in Form von Lieferungen zustande kam, sind die bahnbrechenden Programme des Frankfurter Gelehrten, in welchen der Gebrauch von *σύν*, *μετά* und *σύν* bei Homer (1874. S. 1—45), Euripides (1876. S. 76—171; umgearbeitet) und bei den nachhomerischen Epikern (1879. S. 172—277) dargestellt war, vereinigt und durch eine weitangelegte Untersuchung dieses Gebrauches bei den übrigen Dichtern und in der Prosa (S. 278—661), ergänzt worden. Auch die angehängten Exkurse sind zum Teil aus jenen Programmen wiederholt. In dem beigegebenen Index sähe man gerne die Äquivalente zu *σύν* und *μετά*, wie *ὁμοῦ*, *ὁμῶς*, *ἅμμιγα*, *προσλαβών* u. a. (vgl. S. 187. 286. 500. 611. 620) und überhaupt das Grammatisch-Sachliche mehr berücksichtigt.

Der Inhalt des Buches breitet einen seltenen Reichtum vor uns aus und läfst sich kaum skizzieren. Der Verfasser thut sich nicht genug darin, das gewählte Thema möglichst zu erschöpfen, sondern findet Veranlassung, auch über andere Präpositionen, über Oligo- und Polyprothesie u. ä. zu sprechen. Von den Exkursen mögen die Titel einige Andeutung geben: I. Stilistische Eigentümlichkeiten des Euripides: Das Adverb *ὄντως*. Über *δεῖ* und *χρή*. Über *βούλομαι* und *ἐθέλω*. Sigmatismus (Mommsen handelt aber nicht nur von Euripides). II. Konstruktion der Verbalkomposita mit gleicher Präposition. III. Casusadverbia. IV. Über Eurip. Phoen. 1116 sq. V. Präpositionen und Casusadverbia am Ende des Trimeters in Verbindung mit dem folgenden Verse. VI. Anastrophe und Wortstellung der Präpositionen. VII. Timon der Sillograph. VIII. Dionys der Perieget. Versbau bei den späteren Epikern. Selbst der Index enthält Nachträge.

Im Verlauf der Untersuchung werden uns oft die einzelnen Autoren mit epischer Breite vorgeführt, und häufig fallen neben den grammatischen und stilistischen Urteilen ästhetische mit ab. Das macht die Lektüre angenehmer, hat aber doch nicht unwesentlich zur Vergröfserung des Umfangs beigetragen. Die Methode des Verf. ist sorg-

sam und sauber; seine Bemerkungen verraten durchweg feinen Sinn und treffliche Beobachtungsgabe. Meines Erachtens sollte jede Lehrerbibliothek dieses Werk besitzen. Wer sich mit irgend einem griechischen Schriftsteller in grammatischer, textkritischer, literaturgeschichtlicher und auch metrischer Hinsicht befassen will, wird gut daran thun, nachzusehen, ob Mommsen etwas über denselben sagt und was er etwa sagt. Besonders auch für byzantinistische Studien ist hier nicht wenig zu finden.

Der Hauptgewinn, welchen die mit bewunderungswürdigem Fleiſse veranstalteten Studien Mommsens gezeitigt haben, ist folgender Satz, den ich hier wiederzugeben fast mich scheue, da er durch Vorlesungen schon Gemeingut der Philologen geworden ist: *Σύν* ist für die Bedeutung „mit" das Wort der Poesie und *μετά* c. gen. das Wort der Prosa. Einer mündlichen Äuſserung meines hochverehrten Lehrers Prof. Dr. M. Schanz zufolge hatte bereits Haupt diese Wahrheit entdeckt; das Verdienst, dieselbe auf einen felsenfesten Grund gestellt zu haben, gebührt unstreitig Mommsen.

Im einzelnen ist zu bemerken: Die epische Sprache bleibt sich in der Vorliebe für *σύν*, in der Abneigung gegen *μετά* c. gen. und im Festhalten von *μετά* c. dat. von Anfang bis zu Ende getreu (S. 277). Das alte Epos kannte wahrscheinlich *μετά* c. gen. noch nicht (S. 183); die meisten Beispiele gehören der parodischen, lehrhaften und ganz späten Dichtung (Nonnos) an. *Μετά* c. dat. wird erst von Nonnos und seiner Schule gänzlich aufgegeben. Auch in der jambisch-elegischen Dichtung, welche sich der Prosa mehr nähert, wiegt *σύν* bedeutend vor (Verhältnis 5 : 2) und *μετά* c. gen. erhält erst ganz spät den Vorrang. Theognis und das Epigramm lassen letztere Konstruktion etwas öfter zu als diese Poesie im allgemeinen (S. 348 ff.).

Dagegen macht in der Lyrik *μετά* c. gen. dem poetischen *σύν* ernstlich die Würde streitig, ausgenommen Pindar, welcher *σύν* fast ausschlieſslich, und die altchristlichen Hymnen, welche dasselbe entschieden begünstigen (S. 602).

In der Tragödie faſst die prosaische Struktur successive Boden, was vor allen bei Euripides in die Erscheinung tritt. Nur die Alexandriner vermeiden *μετά* c. gen. im Epos, Epigramm und Drama (S. 8. 291. 633).

Die Komödie gibt *μετά* c. gen. den Vorzug, am meisten die mittlere, etwas weniger wieder die neue (S. 659).

Die Prosaiker teilt Mommsen (S. 351) in drei Klassen. Die erste Klasse vermeidet *σύν* ganz, so Isokrates, oder beinahe ganz, nämlich alle Attiker und fast die gesamte alexandrinische Prosa (Aristoteles wird S. 356 ff. noch zur klassischen Prosa gerechnet, S. 9 schimmert aber die richtige Erkenntnis durch, daſs er an den Anfang der alexandrinischen Periode gehöre). Die zweite Klasse läſst *σύν* zu, gewährt jedoch *μετά* immer noch die Vorhand, so besonders die Patristik. Die dritte Klasse hält *σύν* mit *μετά* gleichmäſsig oder läſst *σύν* überwiegen; hiefür sind Herodot, (Hippokrates) und Xenophon, dessen Ansehen als Stilist gerade durch Mommsen erschüttert wurde und wohl

immer mehr sinken wird, zu nennen. In der römischen und in der byzantinischen Zeit treten, wie in der Regel in nachahmenden Perioden, die Individualitäten der Schriftsteller stärker hervor, so dafs sämtliche drei Klassen vertreten sind.

Das ist kurz gefafst das Ergebnis der Schrift, die wir anzuzeigen haben. Ihre Bedeutung liegt nicht so sehr auf dem Gebiete der historischen Grammatik als auf dem der Stillehre. Würden solche Studien — man denke auch an Rutherford! — in reicherem Mafse gepflegt, so würde mit der Zeit an den Ausbau einer griechischen Stilistik wie auch an die Erweiterung der griechischen Metrik zu einer griechischen Poetik gedacht werden dürfen. Aber unsre einstweilen noch im historischen Denken befangene Zeit hat für eine derartige Auffassung weniger Begabung als die ältere Generation der Philologen; fesseln uns doch auch die Fragen der deutschen Poetik nicht mehr in der Weise, wie es früher der Fall war. Dazu kommt, dafs eben diese beiden Disziplinen ihre praktische Seite haben; zu praktischer Wirksamkeit würde nun eine griechische Poetik noch weniger gelangen als eine griechische Stilistik So müssen wir uns bei fragmentarischen Kenntnissen in diesen Punkten bescheiden; aber um so dankbarer sind wir für solche Arbeiten wie die vorliegende, die an Wert hoch über jenen Schriften steht, die etwa nur eine bestimmte Stileigentümlichkeit eines einzelnen Schriftstellers nachweisen. Zu wünschen wäre, dafs auch die noch übrigen Forschungen des Verf., auf die er öfter zu sprechen kommt, veröffentlicht würden; zu bedauern ist, dafs derselbe nicht sämtliche Philosophen herangezogen hat.

Ehe wir von dem Buche scheiden, sei noch seine Bedeutung für unsern Schulbetrieb gestreift! Wenn man die auf S. 356 mitgeteilte Tafel überblickt und sieht, dafs, Xenophon ausgenommen, in der attischen Prosa auf etwa 9600 Teubnerseiten *μετά* c. gen. 2578 mal, *σύν* aber nur 151 mal, also noch bedeutend seltener als *ἅμα* c. dat (329 mal) erscheint, so wird man sich sagen müssen: Was in denjenigen Klassen, welche die griechische Präpositionenlehre behandeln, besonders eingeübt und verlangt werden mufs, ist nicht *σύν*, sondern *μετά* c. gen. *Σύν* ist auf folgende Fälle einzuschränken: 1. *Σύν* und nicht *μετά* c. gen. steht für die Bedeutung *inclusive* z. B. *σὺν γυναιξὶ καὶ παισίν.* 2. Es hält sich in Formeln wie *σὺν* (*τοῖς*) *ὅπλοις* (besser *μεθ' ὅπλων*, *μετὰ τῶν ὅ.*), *σὺν* (*τοῖς*) *θεοῖς*, *σὺν θεῷ* „Gottlob", „zur guten Stunde" (*μετὰ θεῶν*, *θεοῦ* „mit Hilfe Gottes"), *σὺν νῷ* (häufiger *μετὰ νοῦ*). 3. Darf es zur Abwechslung neben *μετὰ* c. gen. zugelassen werden (Mommsen übersieht, dafs auch Thuc. 1,12,3 *μετά* im gleichen Paragraphen vorhergeht). 4. Gilt es etwa noch in der Bedeutung „unter" z. B. *σὺν πολλῷ θορύβῳ.* Für das poetische Kolorit, welches vereinzelt zur Verwendung von *σύν* geführt hat, wird der Schüler kein Gefühl haben. Höchstens wird man bei der Lektüre Xenophons Veranlassung finden, auf dessen poetisierenden Stil kurz hinzuweisen.

Würzburg. Adolf Dyroff.

Dr. R. Paukstadt, Griechische Syntax zum Gebrauch an Schulen. Zweite verbesserte Auflage. Dresden — Berlin, Ehlermann 1897. X und 40 S. — Pr. M. 0,80.

Der Verfasser hat sich, wie er im Vorwort zur ersten Auflage sagt, bei der Sichtung und Gestaltung der Regeln überall die Frage vorgelegt, was der Schüler vorzugsweise für die Übersetzung des griechischen Schriftstellers braucht, und so ist es ihm gelungen, die griechische Syntax auf 40 äufserst splendid gedruckte Seiten zusammenzudrängen. Er ist aber hiebei nicht konsequent verfahren. Zunächst gibt er selber zu, dafs es von seinem Standpunkte aus möglich gewesen wäre, in der Kürzung noch weiter zu gehen, ja sogar ganze Kapitel zu streichen; er hat es aber vorgezogen, im Interesse der Gleichmäfsigkeit und Abrundung der gesamten Satzlehre solche Abschnitte in kleinem Druck einzufügen, welche dann teils mit den Schülern nur einfach durchgelesen, teils, wie z. B. das Kapitel von den Präpositionen, nur gelegentlich und stückweise in den Unterricht gezogen werden sollen. Andrerseits hat aber der Verfasser manches auch wieder weggelassen, was er von seinem Standpunkte aus hätte erwähnen sollen, so z. B., dafs intransitive Verba der Bewegung durch Zusammensetzung mit gewissen Präpositionen transitiv werden; Konstruktionen wie *διαβαίνειν τὸν ποταμόν*, *ὑποδύεσθαι κινδύνους*, *ὑπέρχεταί με φόβος* u. ä. durften nicht übergangen werden. Oder warum wird § 15 b wohl *τυγχάνειν τινός*, nicht aber auch *ἐξ-ἐφικνεῖσθαι* oder *στοχάζεσθαί τινος* angeführt, § 24 b wohl *διαλέγεσθαί τινι*, nicht aber *ἀπεχθάνεσθαι* oder *διαφέρεσθαί τινι*? Offenbar liegt hier eine Inkonsequenz vor. Da gehe man doch lieber einen Schritt weiter, verzichte gänzlich auf eine systematische Behandlung der griechischen Sytax im Unterricht und begnüge sich damit, nur die wichtig scheinenden Kapitel durchzunehmen. Vielleicht gelingt das Experiment. Ich freilich gehöre in dieser Beziehung zu den Ungläubigen und meine, unter das Mafs dessen, was die zur Zeit vielgebrauchten Bearbeitungen der griechischen Syntax von Menge, Seyffert — v. Bamberg, Holzweifsig, Englmann — Rottmanner u. a. bieten, dürfe nicht mehr herabgegangen werden.

Gegen die Gruppierung und praktische Gestaltung des syntaktischen Stoffes sind wesentliche Einwendungen nicht zu machen. Ob die auffallend ausführliche und eigenartige Behandlung der Lehre vom Verbal- und Präsensstamm und von den Modi in selbständigen Sätzen den vom Verfasser gehofften Erfolg klareren Verständnisses seitens der Schüler hat, läfst sich bezweifeln; sie ist meines Erachtens so gehalten, dafs sich nur wenige bis zur Klarheit durchringen werden.

K. Schenkl, Deutsch-Griechisches Schulwörterbuch. Fünfte, teilweise gekürzte Auflage. Leipzig, Teubner, 1897. VIII und 1076 S. — Preis M. 9.

Diese neue Auflage des Schenkl'schen Schulwörterbuchs hat

vom 11. Bogen an (mehr als 50 Seiten betragende) Kürzungen erfahren, indem von da ab manche weniger gebräuchliche Wörter und viele den Sprachgebrauch der Dichter und späterer Schriftsteller betreffende Angaben weggelassen und auch sonst allerlei Vereinfachungen vorgenommen wurden. Alle diese Änderungen werden im allgemeinen als berechtigt anzuerkennen sein; in der Weglassung von Wörtern hätte m. E. sogar noch weiter gegangen werden können; Ausdrücke wie „gätlich, beklauben, labet werden“ und ähnliche würde wohl niemand vermissen; andrerseits wäre z. B. „kesselförmig“, wenn auch λεβητώδης dem späteren Sprachgebrauch angehört, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer namenbildenden Naturforscher vielleicht besser geblieben. — Der kundige Verfasser hat aber auch, wo es nötig schien, Zusätze gemacht, z. B. *πράττειν κατὰ τὴν δύναμιν* bei „sich nach der Decke strecken“, *ἐν κινδύνοις εἶναι* bei „in Gefahr sein“, mit Lastwagen befahren werden *ἁμαξεύεσθαι*, nicht m. L. zu befahren *ἀναμάξευτος* bei „Lastwagen“, *τὴν αὐτήν τινι δύναμιν ἔχων* bei „identisch“ u. dgl. m., und neue Artikel, wie Gottesurteil, Mythe u. a., aufgenommen; vielleicht hätte auch „apfelförmig *μηλοειδής*“ und bei „angeben“ der Gebrauch des Wortes im Sinne von „anfangen“ Berücksichtigung verdient. Ebenso hat er gelegentlich den Ausdruck im einzelnen verbessert, wie „Carrière (f. in der C.) reiten, *ἐξηρτῆσθαι* (f. *ἐξαρτᾶσθαι*) an jmds. Hals hangen“ u. a. m. — Hin und wieder findet sich natürlich auch ein Versehen; so ist bei „halbtrunken“ auf das fehlende „halbberauscht“ und bei „bedeckt“ auf „bedacht“ hingewiesen statt auf „bedachen.“ Doch genug der Einzelheiten!

Wer ein deutsch-griechisches Wörterbuch benötigt, dem kann das Schenklsche auch in dieser neuen Auflage bestens empfohlen werden.

Regensburg. Frdr. Zorn.

Stier Georg, Französische Syntax. Mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Wolfenbüttel 1897. Julius Zwifsler. VIII und 459 Seiten. 8°. M. 6,00.

Dieses für Lehrer, Lehrerinnen und Lehramtskandidaten bestimmte Buch soll ein Bild des gegenwärtigen Sprachgebrauchs geben. Auch hier zeigt der Autor das schon in seiner 1878 zum ersten Mal veröffentlichten französischen Sprechschule kundgegebene Streben nach Gründlichkeit. Er geht den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege, sondern sucht durch Herbeischaffung eines reichhaltigen Materiales dieselben nach Möglichkeit zu erklären. Manchem dürfte manches zu breit angelegt erscheinen, da aber das Buch kein Schulbuch sein soll, so hat dies nicht viel zu sagen. Anderes hat der Verfasser unerwähnt gelassen oder nicht mustergültig erklärt. So fehlt S. 17 ein eingeschobener Satz wie etwa: comme dit César. Seite 23 scheint der Unterschied: unterscheidende Qualität der Thätigkeit und wesentliche Qualität der Thätigkeit nicht sofort klar. Erst der in Klammern stehende Beisatz: objektives Urteil und subjektives Urteil erklärt die Meinung des Verfassers. Aber eine wesentliche Qualität und ein subjektives Urteil

sind doch nicht identisch. Wenn zwischen il a travaillé sérieusement und il a répondu sottement einerseits und il a sérieusement travaillé und il a sottement répondu andrerseits ein Unterschied ist, so ist es doch der, dafs letzteres eine affektvoll (das einemal lobend, das andremal tadelnd) ausgesprochene Behauptung ist. Seite 24 steht, durement müsse immer nachstehen, bei Littré findet sich jedoch der Satz: des muscles durement exprimés (z. B. an einer Statue). S. 32 fehlt ein Beispiel für die Hervorhebung eines pronominalen Dativ- oder Accusativobjektes nach dem Muster c'est à vous que je parle, S. 43 Anm. 3 ist das Beispiel für parler avec nicht gut gewählt, ein besseres wäre: qui est ce monsieur qui parle avec votre sœur? S. 49 wäre es bei „s'occuper à qch. mit etwas beschäftigt sein" gut gewesen, in Klammer beizusetzen: zum Zeitvertreib. S. 57 bei der Konstruktion von laisser, voir, entendre wäre es einfacher gewesen zu sagen, dafs die Konstruktion wie bei faire + Infinitiv nur dann angewendet werden mufs, wenn die beiden Objekte neben einander stehen. S. 59 scheint der Satz j'ai entendu qu'il l'a dit nicht recht französisch. S. 60 Z. 2 wäre die Angabe erwünscht gewesen, was ils font l'un à l'autre une douce inclination heifsen soll. S. 84 fehlt die Angabe, dafs das Imparfait auch zur Inhaltsangabe eines erwähnten Schriftstückes dient. S. 139 fehlt bei den unpersönlichen Ausdrücken mit dem Indicativ il est incontestable und il est manifeste. Hier zeigt sich so recht, wie unpraktisch es ist, die unpersönlichen Ausdrücke nicht als selbständige Kategorie für den Subjonctif aufzustellen, sondern sie unter die Verba des Wollens, des Affekts und des Sagens und Denkens zu verteilen. Die S. 223 stehenden Beispiele: la promesse à moi faite, une lettre à moi adressée können doch wohl nur in der Gerichtssprache vorkommen. S. 269 steht considérer pour, regarder pour als Regel, während alle Beispiele nur comme aufweisen. Es wird wohl auch kein Beispiel mit pour aufzufinden sein. S. 315 hätten die Verba mit dem absoluten Personalpronomen être à, penser, songer, venir, courir, appeler à, renoncer, accoutumer à eigens erwähnt werden sollen. Die Regel S. 329 über den Fall, in welchem son, sa, ses durch en ersetzt werden, ist ganz unverständlich; erst aus den Beispielen kann man einigermafsen klug werden. Es wäre zu verwundern, wenn in einem Buche von 459 Seiten nicht da und dort etwas fehlte oder nicht manches besser gesagt werden könnte; so kleine Mängel beeinträchtigen den Wert des Buches durchaus nicht, das sich zum Nachschlagen wegen seiner Fülle von Einzelheiten vortrefflich eignet.

München. Wohlfahrt.

Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. Von Dr. H. Breymann. Zweite Auflage. Erster Teil. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1898.

Seit dem Erscheinen der ersten in Gemeinschaft mit Dr. Moeller verfafsten Auflage (1892) sind nunmehr 6 Jahre verflossen, und dieser nicht unbeträchtliche Zeitraum ist dem Werke aufserordentlich zu

statten gekommen. Selbst ein flüchtiger Blick in das auch vorzüglich ausgestattete „Lehr- und Übungsbuch", wie es jetzt richtiger benannt wurde, läfst so zahlreiche und wesentliche Abänderungen, Erweiterungen und Besserungen im gröfseren Stile sowohl als in den Einzelheiten erkennen, dafs die Bedenken, die der Berichterstatter seinerzeit noch vorzubringen hatte, glücklich behoben erscheinen. Es war vorauszusehen, dafs diese Fortschritte beim Übungsbuche mehr noch als bei der Grammatik zu tage treten würden, denn, wie in diesen Blättern (XXIX. Jahrgang, S. 244) bereits nachgewiesen wurde, liefs sich schon bei der 1. Auflage hinsichtlich der Ausführung des theoretischen Teiles ein hoher Grad der Vollkommenheit konstatieren.

Bekanntlich sind, wenn man nicht im Unterrichte vieles antizipieren will, gerade die Elemente des Französischen für den 14 bis 15jährigen Gymnasiasten besonders schwierig in geeignete Fassung zu bringen. Die unschätzbaren Vorteile der natürlichen Reproduktions-Methode der Spracherlernung sollen einer schon zu hohen Altersstufe thunlichst nutzbar gemacht werden, aber bei der Betonung der sprachtechnischen Seite darf eben nun und nimmermehr die wissenschaftliche Würde Einbufse erleiden. Da heifst es wirklich manchmal zwei Herren dienen oder sich auf zwei Stühle setzen. Mit dem Denken im vollständigen Satze, ja, ganz vernünftigerweise mit einem gröfseren Inhaltsganzen soll möglichst früh begonnen werden. Man probiere es nun aber nur selbst einmal, für einen im kritischen Denken wohl vorgeübten Schüler, der erst einige Wochen französisch lernt, ein zusammenhängendes Stück in dieser Sprache, etwa über die Plurale der zusammengesetzten Substantiva zurechtzuzimmern, ein Stück, frei von jeder Banalität und Geschmacklosigkeit, ein gefälliges Häuschen, dem man es nicht anmerkt, wieviele Balken kunstvoll ineinandergefügt werden mufsten. Wie vorteilhaft erhebt sich beispielsweise in diesem Punkte die 2. Auflage (S. 44—45) über das früher (S. 40—42) hierin zur Einübung der Formen Gebotene! In demselben Häuschen, wie ich solch ein zusammenhängendes Übungstück benenne, müssen eben unter Umständen die verschiedenartigsten Individuen der drei Naturreiche friedsam zusammenwohnen, und so ist z. B. Prof. Dr. Breymann das Kunststück gelungen, Edelleute mit gemeinen Feldhütern, mit Fledermäusen, Betstühlen, Schneeglöckchen, Hirschkäfern u. dgl. mehr für eine Weile zu harmonischem Vereine zu verbinden.

Mehr noch als die häufig und geschickt vorgenommene Säuberung (vergl. hiezu u. A. 2. Aufl. S. 60—61 mit 1. Aufl. S. 62—63) des Übungsstoffes von weniger Interessantem fällt die Vermehrung dieses Materials ins Auge. Während wir angesichts der 1. Auflage die Befürchtung nicht zu unterdrücken vermochten, dafs selbst bei der vom Verfasser geforderten gründlichen Durcharbeitung der im „Übungsbuch" gebotenen Stücke wegen ihrer zu knapp bemessenen Anzahl die für den Anfänger erforderliche Formensicherheit unter ungünstigen Verhältnissen nicht erzielt werden möchte, — ungünstige Verhältnisse sind aber schon deshalb oft genug einfach dadurch gegeben, dafs die Schulordnung, ohne Rücksicht auf die französische Sprache, auch noch

für Klasse VI 45 Schüler als Höchstzahl zuläſst, — so bemerken wir jetzt mit Befriedigung vollkommen hinreichenden Übungsstoff. Auch hiefür ein Beispiel: bisher muſsten sämtliche Formen von avoir und être an nur 2 zusammenhängenden, noch dazu franz.-deutschen Stücken eingeübt werden, jetzt dienen 8 franz.-deutsche und 3 deutsch-franz. Übersetzungsstücke dem gleichen Zwecke. Eine allgemeine Betrachtung von prinzipieller Bedeutung für die Art der Unterrichtserteilung am humanistischen Gymnasium möge hier füglich angeschlossen werden. Ich bin gewiſs der letzte, der äuſserlicher, erfahrungsgemäſs recht kurzlebiger Bonnen-Fertigkeit im Parlieren und Replizieren das Wort reden möchte. Aber ebensowenig soll nach dem Vorbild der im Lateinischen und Griechischen so emsig betriebenen Hin- und Herübersetzungspraxis solcher Beflissenheit in der neusprachlichen Lehrstunde zu breiter Boden eingeräumt werden. Neuere, lebende Sprachen lehren wir und die sind meistens und möglichst absolut zu erfassen und zu betreiben, sie sind um ihrer selbst willen da. Wozu also das ewige Bemühen, das immer mehr oder minder stümperhaft bleibende Vermögen sich anzueignen, auf urdeutschen Text einen französisch angestrichenen Deckel zu legen? Die deutsch-franz. Übersetzung ist gewiſs auf allen, besonders den niederen Lernstufen notwendig, ein kaum zu umgehendes Hilfsmittel zur Erlangung formaler und grammatischer Sicherheit, — allbeherrschende Zielleistung kann sie auf die Dauer nicht bleiben. Das Diktat und die französische Komposition (in Form einfacher Reproduktion bekannter Stoffe) muſs die deutsch-französische Übersetzung, welche die unablässige Pflege korrekter Aussprache und flieſsenden Vortrags, kurz die ganze phonetisch-ästhetische Seite einer auf den Prinzipien der Eleganz und Klangschönheit beruhenden romanischen Sprache zu stark beeinträchtigt, endlich einmal noch, wenn nicht ganz entthronen, so doch teilweise bei der Zielleistung ersetzen. Auf möglichst ununterbrochene frische Wechselbeziehung zwischen Auge und Auge, Ohr und Ohr von Schüler und Lehrer kommt es vor allem an, eine französische Unterrichtsstunde soll selbst in der Öde der kleinen, dialektbeherrschten Provinzstadt an den Seinestrand versetzen.

Revenons à nos moutons und erwähnen wir kurz, daſs auch die Lehre vom Laut und von der Schrift noch klarer und übersichtlicher dargestellt worden ist. Unter sonstigen erfreulichen Neuerungen der 2. Aufl. gedenken wir der Aufnahme zahlreicher „Proverbes et pensées“, die sich durch ihre konzentrierte Form ganz besonders zum Auswendiglernen eignen, der Vermehrung der lyrischen Gedichte, der so anregenden und leichten Briefform bei den Übersetzungsstücken, der Mitteilung der gebräuchlichsten Abkürzungen. So sagen wir denn wohl nicht zu viel mit der Behauptung: Dieses ist ein neues Buch, dessen Verfasser wohl das Recht hätte, die lakonische Angabe auf dem Titelblatt „zweite Auflage“ durch den Zusatz „bedeutend vermehrte und verbesserte“ zu vervollständigen.

Bezüglich der Einzelheiten sei zum Schlusse bemerkt, daſs wir folgende Änderungen vorschlagen möchten. S. 26 u. 27 scheint uns

eût été bien agitée (statt fût) und vous eussiez eu (statt vous eussiez) korrekter. S. 34 setze statt batailles avec des boules de neige das richtigere à coups de boules de neige; ebenda wäre für formant besser faisant (auch fabriquant) einzusetzen. S. 36 scheint qui se frotte les mains mehr zu entsprechen, als das qui se tord les mains im Text.

Kempten. A. Geist.

August Geist, Mussetsche Gedichte in deutscher Fassung. Progr. d. Kgl. hum. Gymn. zu Kempten 1896/97. pp. 41. 8°.

Das Programm enthält Nachdichtungen von 5 kürzeren und längeren Poesien Alfred de Mussets mit gegenübergedrucktem franz. Originaltext. Ich sage absichtlich „Nachdichtungen," da mir diese Bezeichnung genauer scheint als „Übersetzungen", für welch letzere man heutzutage ein möglichst genaues Anschmiegen an Form und Ausdruck des Originals verlangt; S. 7 z. B. bleibt Geist auch nicht beim Versmaſse des letzteren.

In einer „Vorerinnerung" voll geistreicher Reflexionen scheint der Verfasser doch gefühlt zu haben, daſs der gröſste Teil dieser Gedichte nicht eigentlich für die Jugend, sondern für reifere Leser bestimmt ist, da er dort diesem Gedanken selbst Ausdruck verleiht. Der fünften gröſseren Verserzählung Simone, dem Boccaccio nachgeahmt, geht ein Artikel „zur Einführung" voraus, der sich mit der Entstehungsursache und der Stellung zu Boccaccio befaſst. Die auf Marguerite de Valois bezüglichen Verse sind ausgelassen; des öfteren setzt sich G. bei diesem Gedicht in Anmerkungen mit dem Originale des Italieners gegenüber dem französischen Nachdichter auseinander.

Das Studium Mussets wird von dem Verfasser schon längere Zeit eifrig betrieben, wie sein früheres Programm: „Studien über A. de Musset nebst einer erstmaligen metrischen Übersetzung der Epistel Lettre à Lamartine" beweist; ein kompetenter Beurteiler, R. Mahrenholtz, äuſsert in Vollmöllers Jahresber. III, 2, 3. Heft, p. 272 darüber: „Wenn es auch der Vertiefung entbehrt, hat der Verf. Anlage und Kenntnisse, die sich für eine wissenschaftliche deutsche Musset-Biographie verwerten lieſsen." Möge sich Geist dieser Anregung nicht entziehen, da gerade in jüngster Zeit dem groſsen Lyriker in Frankreich besonderes Augenmerk geschenkt wird!

Dr. Th. Wohlfahrt, Über die offene oder geschlossene Aussprache der Vokale E und O im Italienischen. Progr. des K. Luitpold-Gymn. in München 1896/97. pp. 35 in 8°.

Mit dieser mühevollen für die Praxis des Unterrichts bestimmten Arbeit hat sich der Verfasser den Dank aller Fachgenossen erworben, die unseren Gymnasiasten Italienisch zu lehren haben. Denn der

mit der Sprache Vertraute weifs, dafs trotz hinreichender Übung und trotz der so einfachen etymologischen Gesetze, die Friedrich Diez hiefür aufgestellt hat, er vielfach über den offenen oder geschlossenen e oder o-Laut in Zweifel sein kann. Soweit dies nun möglich, da ja bekanntlich bei einzelnen Wörtern die Nord-Italiener und die Toskaner selbst divergieren, versucht W. durch seine praktische Zusammenstellung diesem Mangel abzuhelfen; und zwar durch eine Zusammenstellung aller Wörter desselben Auslautes sucht er Regel und Ausnahme festzustellen. Mafsgebend sind ihm die Wörterbücher von Bulle-Rigutini und von Petrocchi, doch wird auch Fanfani und das etymologische von Zambaldi zu Rate gezogenen. In der Arbeit, die nur zur Erleichterung des Unterrichtes bestimmt ist, werden für e und o je zwei Gruppen gebildet, von denen die eine alle Oxytona und Paroxytona, die andere die Proparoxytona enthält; diese Endungen sind wiederum alphabetisch geordnet. Daran schliefsen sich zur Erleichterung im Nachschlagen zwei Übersichten, von denen die eine ô und ó, die andere ê und é umfafst. Der Inhalt des Heftes hält nicht ganz, was der Titel verspricht, indem von o nur letztere Übersicht gegeben ist, wogegen die ausführlichen Zusammenstellungen über diesen Vokal nach einer Schlufsbemerkung des Verfassers wegen Raummangel von dieser Drucklegung ausgeschlossen werden mufsten. Wir hoffen, dafs W. eine vollständige Sammlung, womöglich mit Angabe der deutschen Bedeutung der Wörter, in nicht zu ferner Zeit nachfolgen lassen wird.

Bamberg. R. Ackermann.

Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Farbendruck, Heliogravüre und Holzschnitt von Th. Alphons, H. Harder, W. Kranz, O. Schulz, G. Witt u. a. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1898. In Halbleder gebunden 16 M. oder in 14 Lieferungen zu je 1 M.

In einer norddeutschen Tageszeitung schliefst ein Kritiker sein Urteil über dieses Buch mit folgenden Worten ab:

> „Alles in Allem haben wir unzweifelhaft ein epochemachendes Werk vor uns von der Bedeutung der längst veralteten Arbeiten eines Littrow oder Mädler.“

Auch wir begrüfsen gewifs das Erscheinen des schönen vor uns liegenden Werkes, möchten aber an dieser Stelle konstatieren, dafs der Vorwurf des Veraltetseins auf die neueste (8.) Auflage des Buches „Littrow's Wunder des Himmels“ gewifs nicht zutrifft. Bekanntlich wird diese neue Ausgabe (seit 1895) vom Direktor der Wiener Sternwarte Professor Dr. Weifs besorgt, weshalb wir uns keiner Sorge darüber hinzugeben brauchen, dafs die neuesten Entdeckungen und Erfahrungen in der Astronomie unberücksichtigt bleiben sollten Warum

ein Werk auf Kosten des anderen heruntersetzen? Freuen wir uns, dafs wir „zwei solche Kerle“ haben!

Ein Vorteil des hier in Rede stehenden Buches möge gleich betont werden. Der Verfasser, Direktor der Urania in Berlin, bekennt in der Vorrede, dafs das Wissen vom Weltgebäude in den letzten Jahrzehnten sich so wesentlich vermehrt habe, dafs es auch dem Astronomen nicht mehr möglich sei, es mit Sicherheit ganz zu übersehen oder gar zu beherrschen. Er habe deshalb, „um Irrtümern nach Kräften vorzubeugen“, einzelne Kapitel von Spezialforschern bearbeiten lassen, so das Marskapitel von Schiaparelli, das Kapitel über die Spektralanalyse und die Sonne von Professor Scheiner in Potsdam, während den Abschnitt über die Finsternisse der Astronom am Recheninstitute der Berliner Sternwarte Ginzel, das Kapitel über die Schwerkraft Professor Seeliger übernahm. Es bedarf keines Beweises, dafs diese Arbeitseinteilung den Wert des Buches ganz wesentlich erhöht hat. Was endlich den Gesamtinhalt desselben anlangt, so ist zunächst zu bemerken, dafs hier eine ganz andere Reihenfolge der einzelnen Teile eingehalten ist als bei Littrow-Weifs. Während letzterer nach Art der mathematisch-geographischen Lehrbücher mit der Darlegung der Grundbegriffe, der Konstruktion der idealen Linien am Himmelsgewölbe beginnt, um dann zu den allgemeinen Erscheinungen des Himmels, hierauf zur Gröfse und Gestalt der Erde, ihrer täglichen und jährlichen Bewegung u. s. w. überzugehen, beginnt Meyer mit historischen Notizen über den Inhalt und die Bedeutung der Astronomie, widmet dann dem Licht und dem Fernrohre ein ziemlich umfangreiches Kapitel (26 Seiten), bespricht hierauf eingehend die Himmelsphotographie, Photometrie und Spektralanalyse und geht dann sofort auf die Beschreibung der Himmelskörper (Mond, Planeten, Kometen, Meteoren, Zodiakallicht, Sonne) über. Die äufserst zahlreichen Bilder, die diesem beschreibenden Texte (87 Seiten) beigegeben sind, müssen hervorragend schön genannt werden und eignen sich zum Teil auch für den Unterricht in der Oberklasse unserer Gymnasien (Schaukasten!). Hier möge auch gleich mit Befriedigung konstatiert werden, dafs das Werk viele Portraits berühmter Astronomen enthält, welche kein Lehrer seinen Schülern zu zeigen unterlassen sollte. Referent weifs aus Erfahrung, welchen Eindruck es auf die empfänglichen Gemüter der jungen Leute macht, wenn sie das Bild eines Kopernikus oder Kepler betrachten, nachdem vorher deren Geistesarbeit vom Lehrer in das rechte Licht gerückt worden war! Das Meyersche Werk enthält die Portraits von Kepler, Schiaparelli, Bessel, Kopernikus, Newton, Gaufs, Laplace, Galilei und Herschel. Dafs jedem Bilde der Geburts- und ev. Todestag, sowie der Geburtsort beigedruckt ist, erhöht das Interesse an den Portraits nur noch mehr und macht sie noch wertvoller für den Unterricht. Recht belebend für letzteren wirken gewifs auch andere Bilder des Buches, wie z. B. die Darstellung des Foucaultschen Pendelversuches im Pantheon zu Paris. Solche Abbildungen sind umsomehr zu begrüfsen, als es bei unseren bescheidenen Geldmitteln wohl keinem Gymnasium möglich ist, den genannten Versuch wirklich vorzuführen,

wie das an manchen preufsischen Mittelschulen, z. B. der Königstädtischen Realschule in Berlin zu geschehen scheint. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dafs das Anschauen solcher Bilder ein kräftiges Haftenbleiben des Gelernten zur Folge haben mufs und dafs die Schüler solche bildliche Darstellungen mit dem gleichen oder vielleicht noch gröfseren Interesse entgegennehmen, wie Originalschilderungen von der Feder berühmter Entdecker. Ich möchte den Schüler kennen lernen, der z. B. das Wesen des Foucaultschen Pendelversuches vergäfse, wenn er 1. im Unterrichte die Sache eingehend erklärt erhalten. 2. in unserem vorliegenden Werke das einschlägige Bild gesehen und 3. den ihm aus der Staatsbibliothek zur Verfügung gestellten Originalbericht Foucaults an die Pariser Akademie (1851) gelesen hat.

Schon die bildlichen Darstellungen allein machen es wünschenswert, dafs unsere Gymnasien das Werk für die Schülerbibliothek anschaffen, ganz abgesehen von dem überreichen Inhalt, der Schülern und Lehrern gleich willkommen sein mufs. Um über diesen Inhalt weiter zu referieren: auf die Beschreibung der zur Sonne gehörigen Welt folgt die der Welt der Fixsterne (81 Seiten.) Der zweite Hauptteil des Buches ist sodann der Bewegung der Himmelskörper gewidmet. Wir finden da zuerst sehr eingehend behandelt die dem Astronomen nötigen Mefswerkzeuge. Der Beschreibung der Instrumente ist wieder eine grofse Anzahl von Abbildungen beigegeben, wodurch das Verständnis wesentlich gefördert wird. Hierauf wird die Gestalt und Gröfse der Erde besprochen. Auch hier findet sich wieder ein Bild, das den Schülern vorgeführt werden soll. Die Karte des deutschen trigonometrischen Dreiecksnetzes wird ihnen rascher eine richtige Vorstellung von der Arbeit unserer Gradmessungskommission beibringen, als dies viele Worte des Lehrers zu thun vermögen. — Das nächste Kapitel handelt von den scheinbaren Bewegungen der Sonne, den Zeitsystemen, der Präcession, Nutation und von Ortsbestimmungen zur See. Das Bild der Sternwarte zu Greenwich, die im Unterricht so oft genannt wird, wird wieder das Interesse der Schüler erregen müssen. (Auch andere Sternwarten finden sich abgebildet, so die zu Nizza, Strafsburg, Wien und eine indische). Mit nicht geringerem Interesse wird der Schüler das im herrlichen Farbendruck ausgeführte Bild der Mitternachtssonne ansehen, wie sie sich im Polarmeer darbietet. — Weiter werden dann vorgeführt die scheinbaren Bewegungen des Mondes (mit 2 Mondphotographieen) und seine Parallaxe. Dann folgt das Kapitel vom Kalender und das von den Mond- und Sonnenfinsternissen, auch hier wieder anschaulich gemacht durch zahlreiche Bilder teils in Farbendruck, teils in Holzschnitt. Hierauf finden wir den Abschnitt über die Verfinsterungen der Planetenmonde, über Bedeckungen und Vorübergänge, die Sonnenparallaxe und die scheinbaren Bewegungen der Planeten. Daran schliefst sich ein Kapitel historischen Inhalts, worin wir entwickelt finden die Weltansicht eines Anaximander, Eudoxos, Hipparch, Ptolemäus, Kopernicus, Kepler und Newton. Nachdem dann der Verdienste von Laplace und Gauss u. a. um die Astronomie gedacht ist, werden die Aberration des Lichts und

die Fixsternparallaxen besprochen, ferner die Eigenbewegung der Fixsterne und des Sonnensystems. Der Schwerkraft ist ein 9 Seiten langes Kapitel gewidmet, auf welches der letzte Abschnitt des Buches, die Entwicklungsgeschichte der Welten folgt. —

Freilich ist nicht alles passend für unsere Schüler, sehr vieles geht weit über ihren Horizont hinaus. Das Richtige für sie herauszusuchen und ihrer Lektüre zu empfehlen, ist Sache des Lehrers, der selbst recht viel aus dem Werke lernen kann. Es sei denn dasselbe nochmals für Lehrer- wie für Schülerbibliotheken dringend empfohlen.

Der einzige Druckfehler, der dem Referenten beim Durchschauen des Buches aufgefallen ist, findet sich Seite 492. In den ersten Wochen des November, zu welcher Zeit die Zeitgleichung ihr Maximum erreicht, sind die Vormittage nicht merklich „kürzer" als die Nachmittage, sondern länger. Es ist also Zeile 14 v. u. statt „kürzer" länger zu lesen. Das geht übrigens auch aus dem gleich darauffolgenden Satze hervor: „Zwischen November und Februar wachsen nach mittlerer Zeit hauptsächlich nur die Vormittage."

München. Dr. Rothlauf.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschlufs ihrer Anwendungen. Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu München und Wien und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen sowie unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Dr. Heinr. Burkhardt und Dr. W. Franz Meyer. Erster Teil: Reine Mathematik. Erster Band: Arithmetik und Algebra. Redigiert von W. Franz Meyer. Erstes Heft. Leipzig. Teubner 1898.

Wir haben hier das erste Heft eines grofsartig angelegten Werkes vor uns, welches jeder, der sich mit mathematischen Studien beschäftigt, oder auch nur für sie interessiert, auf das freudigste begrüfsen wird. Denn während man sich in den ersten drei Dezennien dieses Jahrhunderts wenigstens notdürftig über einzelne mathematische Gebiete Aufschlufs in dem mathematischen Wörterbuche von Klügel holen konnte, ist dieses Werk jetzt völlig veraltet, und ein Ersatz ist nicht an seine Stelle getreten. Auch würde es die Kräfte eines einzelnen weit übersteigen, wollte er heute ein ähnliches Unternehmen auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu wiederholen versuchen; ein Beweis dafür ist die an sich ganz gute Synopsis der höheren Mathematik von J. G. Hagen, die seit 1891 erscheint. Sie behandelt wohl einzelne Kapitel, die der Studienrichtung des Autors näher liegen, mit der nötigen Genauigkeit und Vollständigkeit, gibt aber in anderen Gebieten nicht überall die erforderlichen Mittel an die Hand, um sich rasch und genügend orientieren zu können. Der Grund hiefür liegt in der enormen Ausdehnung, welche unsere Wissenschaft in den letzten 50 Jahren durch das rastlose Zusammenarbeiten der Gelehrten aller Kulturländer angenommen hat, so dafs es für den einzelnen ganz

unmöglich ist, dieselbe mit der nötigen Gründlichkeit vollständig zu beherrschen. In der richtigen Erkenntnis dieses Umstandes hat daher die Vereinigung deutscher Mathematiker, welche mit Unterstützung der Akademien zu München und Wien und der gelehrten Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen die Veröffentlichung der Encyklopädie in die Hand nahm, die Rollen verteilt und eine ganze Reihe namhafter Gelehrter mit der Abfassung von einzelnen nach Fächern geordneten Artikeln betraut; die Redaktion aber wurde in die bewährten Hände der Professoren Heinrich Burkhardt und Franz Meyer gelegt, denen eine von den beteiligten gelehrten Gesellschaften niedergesetzte Kommission zur Seite steht. So ist also Gewähr geboten, dafs das Unternehmen ein tüchtiges und nach jeder Richtung brauchbares Werk zutage fördern wird, welches den gegenwärtigen Stand der mathematischen Wissenschaften repräsentiert. Sehr bemerkenswert und freudig zu begrüfsen ist es, dafs dabei auch die Anwendungen auf Mechanik und Physik, Astronomie und Geodäsie, auf die verschiedenen Zweige der Technik und andere Gebiete ihre Rechnung finden sollen. Denn wie die genannten Wissenschaften der Mathematik von jeher Nahrung und Richtung gegeben haben, so ist umgekehrt ein gedeihliches Wachstum jener ohne Förderung von Seite der reinen Mathematik nicht denkbar. — Dagegen mufs es der Referent als einen entschiedenen Mangel hervorheben, wenn, wie es im Plane des Werkes heifst, die geschichtliche Entwicklung der mathematischen Methoden erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts durch sorgfältige Literaturangaben nachgewiesen werden soll. Denn abgesehen davon, dafs eine Wissenschaft, die fast so alt ist als das Menschengeschlecht, ein Recht darauf hat, in einer umfassenden Encyklopädie auch in ihren früheren Entwickelungsphasen betrachtet zu werden, wäre es geradezu komisch, wenn man bei Quellenangaben z. B. Männer wie Fermat und Descartes, Leibniz und Newton, Euler und Legendre, ja sogar Gauss in seinen ersten Arbeiten ausschliefsen wollte, weil sie gar nicht oder nur teilweise unserm Jahrhundert angehörten! Übrigens tröstet sich der Referent hierüber etwas, indem die Praxis zeigen wird, und das erste Heft zeigt es bereits, dafs demjenigen, welcher das Gebiet seines Referates genau kennt und etwas Tüchtiges bieten will, die Einhaltung einer solchen Grenze einfach unmöglich ist.

Wie schon kurz angedeutet, wird das Werk nicht nach Schlagwörtern, in der Form eines Wörterbuches, sondern nach einzelnen Fächern eingeteilt. Der Plan dieser Einteilung, soweit er für die drei ersten Bände — für das ganze Werk sind 6 Bände zu durchschnittlich je 40 Bogen in Aussicht genommen — vorliegt, ist folgender. Die drei ersten Bände umfassen die reine Mathematik, die drei letzten die Anwendungen. Der I. Band enthält Arithmetik und Algebra und zwar A) Arithmetik, B) Algebra, C) Zahlentheorie, D) Wahrscheinlichkeits- und Ausgleichungs-Rechnung, E) Differenzenrechnung und F) Numerisches Rechnen. Band II. Analysis. A) Analysis reeller Gröfsen, B) Analysis komplexer Gröfsen. Band III. Geometrie. A) Rein geometrische Disziplinen, B) Grundlagen der Anwendung von

Algebra und Analysis auf die Geometrie, C) Algebraische Geometrie, D) Differentialgeometrie. — Jeder der einzelnen Abschnitte ist wieder in Nummern eingeteilt, die eigene Überschriften tragen und die einzelnen Fächer spezialisieren. So umschliefst z. B die Arithmetik: 1. Grundlagen der Arithmetik von H. Schubert, 2. Kombinatorik von E. Netto, 3. Irrationale Zahlen und Konvergenz unendlicher Prozesse v. A. Pringsheim (in diesem Artikel bricht das erste Heft ab), 4. Komplexe Zahlen von E. Study, 5. Mengenlehre v. A. Schönflies, 6) Endliche diskrete Gruppen v. H. Burkhardt, und um die Übersichtlichkeit noch zu erhöhen, ist jeder Nummer eine abermals bezifferte, gedrängte Inhaltsangabe vorangestellt. Die Schlagwörter derselben sind dann mit ihren Ziffern den sie behandelnden Abschnitten in fetter Schrift vorgedruckt, so dafs die Aufsuchung bestimmter Dinge, über die man sich orientieren will, nicht schwer sein dürfte und durch ein Generalregister jedenfalls noch wesentlich erleichtert wird, welches dem letzten Band beigegeben werden soll.

Bei der Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses der drei ersten Bände ist dem Referenten eines aufgefallen, was hier nicht verschwiegen werden soll. Während er nämlich einen Abschnitt „Elementargeometrie unter A) Band III fand, konnte er nirgends etwas über „Ebene oder sphärische Trigonometrie“ finden. Sollte das damit zusammenhängen, dafs die Wissenschaft für unsere Encyklopädie erst mit dem 19. Jahrhundert beginnen soll? Dann würde der völlige Ausschlufs eines für alle Anwendungen so eminent wichtigen Wissensgebietes, wie die Trigonometrie, die Unzulänglichkeit dieses Standpunktes auf das deutlichste dokumentieren. Wir hoffen aber, dafs sich die beiden Trigonometrien unter irgend einer anderen Aufschrift verborgen halten und noch ans Tageslicht gezogen werden! Dies wird auch wahrscheinlich, wenn man den Inhalt der drei im ersten Hefte erschienenen Nummern näher ins Auge fafst. Denn sowohl Schubert in seinem musterhaften Referate über die Grundlagen der Arithmetik wie Netto in seiner Kombinatorik und erst recht Pringsheim in seiner vorzüglichen Darstellung der irrationalen Zahlen und der Konvergenz unendlicher Prozesse greifen, wie es auch nicht anders sein kann, auf ältere und älteste Zeiten zurück.

Ganz besonderes Interesse dürften für die mathematischen Leser dieser Zeitschrift der erste und letzte der genannten Abschnitte bieten, namentlich möchte Referent das Kapitel über Irrationalzahlen empfehlen, indem in demselben in klarer Weise zunächst die Verhältnisse und inkommensurablen Gröfsen Euklids Behandlung finden, „dann die sachlich mit den modernen Anschauungen im wesentlichen übereinstimmende Auffassung M. Stifels“ und endlich der Irrationalitätsbegriff in der analytischen Geometrie durch Descartes und Newton besprochen wird, um schliefslich die arithmetische Theorie der Irrationalzahlen, wie sie G. Cantor, Dedekind und Weierstrass schufen, in Kürze darzustellen. Ebenso anregend ist die Behandlung des Grenzbegriffes, seiner geometrischen Entstehung und seiner Arithmetisierung, sowie der verschiedenen Darstellungen des Unendlichgrofsen und Un-

endlichkleinen. Auch die Auseinandersetzungen über die verschiedenen Konvergenztheorien, in denen der Autor wiederholt selbstschaffend gearbeitet hat, beanspruchen das gröfste Interesse und dürften auch demjenigen, dem diese schwierigen Untersuchungen nicht gerade nahe liegen, eine vorzügliche Information über die bis jetzt vorhandenen Methoden gestatten. Wenn alle Artikel der Encyclopädie mit solcher Fachkenntnis und mit solcher keine Arbeit scheuenden Begeisterung für die Sache geschrieben werden, wie dieser vorliegende, dann wird ein Werk entstehen, unentbehrlich für jeden, der sich mit mathematischen Studien beschäftigt! — Über die späteren Hefte werden wir sofort nach ihrem Erscheinen referieren. —

A. v. Braunmühl.

W. Winter. Grundrifs der Mechanik und Physik für Gymnasien. Mit 233 Abbildungen. 2. Auflage. München 1896. Ackermann. 349 Seiten.

Über die Frage, ob es zweckmäfsiger sei, dem Schüler als Lehrmittel in der Physik einen kurzen Leitfaden in die Hand zu geben, der nur das Wesentlichste des Lehrstoffes in gedrängter Form enthält oder ein Lehrbuch von reichlicherem Inhalte und breiterer Darstellungsweise, sind die Ansichten in Lehrerkreisen geteilt. Den Anhängern der letzteren Anschauung kann das vorliegende Buch bestens empfohlen werden. Es gibt nicht nur eine ausführliche Entwicklung der physikalischen Gesetze, soweit diese nach den Vorschriften der bayerischen Schulordnung an humanistischen Gymnasien zu behandeln sind, sondern bietet auch zahlreiche Erklärungen physikalischer Vorgänge in der Natur sowie vielfache Hinweise auf Anwendungen physikalischer Gesetze in der Technik. Als Grundlage für den Unterricht in der Schule dürfte der Inhalt des Buches wohl allzureichlich bemessen sein; aber die Überfülle an Stoff und die breite Ausdrucksweise erscheinen dadurch gerechtfertigt, dafs der Verfasser dem Schüler bei der häuslichen Repetition noch einmal eingehenden Aufschlufs über das in der Schule Gehörte geben will. Dieser Absicht ist jedenfalls auch die Thatsache zuzuschreiben, dafs zur Ableitung eines physikalischen Gesetzes jeweils nicht der Versuch an die Spitze gestellt wird, sondern theoretische Entwicklungen vorangehen und dann erst Versuche zur Bestätigung ihres Ergebnisses mitgeteilt werden. Die zahlreichen gut gezeichneten Figuren weichen mehrfach und zwar nicht zu ihrem Nachteile von der sonst üblichen Darstellungsweise ab. Der Anhang enthält 269 physikalische Aufgaben, welche sich mit Hilfe mathematischer Entwicklungen lösen lassen.

Günther Dr. S. Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie. Mit 47 Figuren und 2 Sternkarten. 4. Auflage. München 1896. Ackermann. 142 Seiten.

Die vorliegende 4. Auflage dieses gediegenen, inhaltsreichen Lehr-

buches, welches bereits im 30. Jahrgange unserer Zeitschrift Seite 33 besprochen wurde, ist bezüglich der Verteilung und Behandlung des Lehrstoffes ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden Auflage; aber im einzelnen hat der Verfasser mehrfach Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen. Von den letzteren sind die bemerkenswertesten die Angabe einer zweiten Methode zur Berechnung der Mondparallaxe S. 68, die Bemerkung bezüglich der Bestimmung des Sonnendurchmessers S. 116, sowie ein Beweis aus der Theorie der stereographischen Projektion S. 139. Ein eigentümliches Mifsgeschick scheint über der Figur 6 Seite 21 zu walten, in welcher nun zwar der Frühlings- und Herbstpunkt vertauscht sind, Sommer- und Wintersolstitialpunkt aber noch immer unrichtig liegen.

Lassar-Cohn Dr. Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 2. vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen. Hamburg und Leipzig 1897. Vofs. 303 S. Preis 4 M.

Ein prächtiges, im besten Sinne des Wortes populär-wissenschaftliches Buch. Der Verfasser beschreibt in 12 Vorträgen so ziemlich alle Vorgänge in der Natur sowie im menschlichen Leben, welche auf chemischen Prozessen beruhen. Der Inhalt läfst sich etwa in folgende Hauptgruppen zerlegen: Atmung, Verbrennung. Ernährung der Pflanzen und Tiere, Gärungsprozesse, Schiefspulverbereitung, Gerberei, Färberei, Seifenbereitung, Glas- und Töpferwarenfabrikation, edle und unedle Metalle, Alkaloide. In jeder Gruppe werden aber nicht blofs die betreffenden Vorgänge selbst besprochen, sondern es wird auch auf die stofflichen Veränderungen aller dabei in Betracht kommenden Körper hingewiesen und an dieselben werden noch weitere Betrachtungen geknüpft. So ist beispielsweise in dem Kapitel über Verbrennung auch die Rede von der Natur der Flamme, den Zündhölzern, den Kerzen und im Anschlufs hieran von den Fetten und Ölen, dann von der Leuchtgasfabrikation und ihren Nebenprodukten; oder in dem Artikel über Ernährung nicht blofs von den Hauptbestandteilen derselben, sondern auch von dem Vorzuge der gemischten Kost, von Milch, Butter, Margarin, dem Zwecke und Werte des Kochens, dem Brodbacken u. s. w.

Aus diesen kurzen Angaben möge man erkennen, welch reichen Inhalt das Buch bietet. Was demselben aber einen besonderen Wert verleiht, ist einerseits die streng wissenschaftliche Erklärung der Vorgänge, soweit diese in einem für Laien bestimmten Werke möglich ist, dann die leicht fafsliche, fast möchte man sagen unterhaltende Darstellung des an sich gewifs oft spröden Stoffes und endlich die zahlreichen Schlufsfolgerungen, die aus den gewonnenen Forschungsresultaten sei es in volkswirtschaftlicher, sei es in hygienischer Beziehung gezogen werden.

Das Buch enthält so vieles, was auch für unsere verehrten Hausfrauen von Interesse ist, dafs es in jeder Familie vorhanden sein sollte; man darf es wirklich als einen Hausschatz bezeichnen.

Humpert F., Leitfaden der Chemie und Mineralogie für Gymnasien. Mit 32 Figuren. Berlin 1896. Simion. 47 Seiten. Preis 0,60 M.

Der Inhalt des Büchleins beschränkt sich auf die Darstellung der allerwichtigsten chemischen Erscheinungen sowie auf die Beschreibung einzelner besonders wichtiger Mineralien. Bei den chemischen Untersuchungen bedient sich der Verfasser ausschliefslich der induktiven Methode. Die Form der Darstellung ist so knapp und populär als möglich gehalten. Von den dem Schüler bereits bekannten Eigenschaften der einfachsten Stoffe ausgehend, weist Humpert die chemische Analyse derselben nach und bespricht ihr Vorkommen in der Natur sowie ihre Verwendung im praktischen Leben. Gelegentlich der Analyse wird auch das Wichtigste aus der theoretischen Chemie behandelt; im Anschlusse an die Beschreibung der wichtigsten Mineralien sind die einfachsten Krystallformen erläutert. Die Figuren sind hübsch gezeichnet.

Schülern, welche sich mit den einschlägigen Fundamentalbegriffen vertraut machen wollen, kann das Büchlein empfohlen werden.

Rosenfeld M., Elementarunterricht in der Chemie. Mit 53 Abbildungen, Freiburg 1896. Herder. 127 Seiten. Preis M. 1.60.

Derselbe. Experimentierbuch für den Elementarunterricht in der Chemie. Mit 44 Abbildungen. Im gleichen Verlage. 40 Seiten. Preis M. 1.20.

Das Lehrbuch hat mit den besseren Erscheinungen der modernen einschlägigen Literatur das gemeinsam, dafs es den Schüler nicht allzu unvermittelt in eine ganz neue Gedankenwelt einführt, sondern an Thatsachen anknüpfend, die demselben bereits bekannt sind, und mit Hilfe von einfachen Versuchen ihm allmählich das Wesen der Chemie und ihre Zeichensprache klar zu machen sucht. Die Gruppierung des Stoffes ist für eine Mittelschule durchaus geeignet. In den beiden ersten Abschnitten, in welchen an zahlreichen Beispielen der Begriff der Synthese und der der Analyse dargelegt werden, verzichtet der Verfasser noch vollständig auf den Gebrauch der chemischen Formeln. Die Bedeutung derselben wird später dargelegt; dann erst geht der Verfasser auf die Beschreibung und Darstellung der Salze ein. Theoretische Sätze werden gelegentlich erläutert und erst am Schlusse eingehender behandelt. Etwas unvermittelt ist ein Abschnitt über Krystallographie und einer über die wichtigsten Mineralien eingeschoben. Sehr geeignet für ein Schulbuch sind die „Rückblicke“, sowie die vielleicht etwas gar zu zahlreichen Fragen. Die Darstellung ist stellenweise allzu breit und zu vortragsmäfsig. Von der Möglichkeit, die chemischen Gleichungen entweder nach Atom- oder nach Molekularformeln auszusprechen, wäre wohl an dieser Stelle besser nicht zu sprechen.

Das Experimentierbuch ist in erster Linie für den Lehrer bestimmt; es enthält treffliche praktische Winke, wie man mit relativ einfachen Mitteln die wichtigsten chemischen Versuche in der Schule ausführen kann, darunter manchen, dessen Idee der Verfasser sicherlich als sein geistiges Eigentum beanspruchen darf. Dieses Büchlein dürfte vielleicht auch den Physiklehrern unserer Gymnasien willkommen sein; es enthält einige hübsche Experimente mittels deren man den Unterschied zwischen Physik und Chemie klar machen kann.

List Dr. K., Leitfaden für den Unterricht in der Chemie. 6. Auflage bearbeitet von Dr. O. Hergt. Heidelberg 1896. Winter. 183 Seiten.

Dieselben. Die wichtigsten organischen Verbindungen. 4. Auflage. 1896. Im gleichen Verlage. 72 Seiten.

Der Verfasser des vorliegenden Leitfadens zeigt nicht, wie die Gesetze der Chemie gefunden werden, sondern bietet vielmehr eine Übersicht über unser gegenwärtiges Wissen in diesem Gebiete. Das Buch ist also nicht ein Lehrbuch, sondern ein Repetitorium der Chemie; letzterem Zwecke dient es nun allerdings aufs beste; denn der Stoff ist äufserst übersichtlich gruppiert und in streng wissenschaftlicher Weise behandelt. Der erste Teil enthält ausführlicher die Lehren der anorganischen, der zweite das Wesentlichste aus der organischen Chemie. Der Zweck des Buches rechtfertigt die Darstellung nach der älteren dogmatischen Methode. Wertvoll sind die geschickt gestellten Wiederholungsfragen.

Als Lehrmittel für Gymnasien oder Realschulen dürfte sich aber dieser Leitfaden kaum eignen; denn abgesehen davon, dafs sein Inhalt über die Ziele dieser Schulen weit hinausgreift, stellt er an die Urteilsfähigkeit und die Erfahrung des Lernenden Anforderungen, welchen die Zöglinge von Mittelschulen sicherlich nicht gewachsen sind. Für Studierende der Chemie dagegen ist er ein treffliches Nachschlagebuch.

Buchner G. Lehrbuch der Chemie. Mit besonderer Berücksichtigung des für das Leben Wissenwerten für Gebildete aller Stände, hauptsächlich aber für Schulen, Lehrer u. s. w. 1. Teil. Chemie der Nichtmetalle und Metalle. Mit vielen Abbildungen. Regensburg 1897. Nationale Verlagsanstalt. 500 Seiten. Gr. 8°. Preis M. 5.50.

Das vorliegende Buch steht ohne allen Zweifel über dem gewöhnlichen Niveau der Lehrbücher der Chemie. Der Verfasser ist praktischer Chemiker; es ist also natürlich, dafs der Schwerpunkt seines Werkes auch auf der praktischen Seite liegt; die Theorie kommt aber keineswegs dabei zu kurz; ja sie ist vielleicht gründlicher und klarer entwickelt als in manchem Lehrbuche der theoretischen Chemie.

Zwar hat sich der Verfasser an die altgewohnte Methode der Behandlung des Lehrstoffes gehalten, indem er nach einer kurzen Einführung und einem Abschnitte über allgemeine und physikalische Chemie in dem speziellen Teile zunächst das Vorkommen eines jeden Elementes, Darstellung, Eigenschaften und Verbindungen desselben mit anderen Elementen bespricht, dann die Anwendungen der behandelten Verbindungen im Gewerbe, in der Industrie, in der Medizin und im gewöhnlichen Haushalte darlegt; aber die Art und Weise, wie er den Lehrstoff behandelt, unterscheidet sich wesentlich und zwar zum Vorteile des Buches von der sonst gewohnten Manier. Ist ja das Buch nicht nur in der Absicht geschrieben, weiteren Kreisen ein bestimmtes Wissen in der Chemie zu vermitteln und die Verwertung ihrer Entdeckungen im praktischen Leben klar zu legen, sondern der Verfasser will auch im allgemeinen bildend auf den Leser einwirken dadurch, dafs er ihn aneifert, durch gewissenhafte Ergründung des Kausalnexus der Erscheinungen gegen eine seichte und vorurteilsvolle Lebensanschauung anzukämpfen und nach Wahrheit und Erkenntnis der Dinge zu forschen. Interesse erweckend ist der allgemeine Teil, ungemein reichhaltig der spezielle; er gibt eingehenden, klaren Aufschlufs über das Wesen und die praktische Verwertung fast aller nur einigermafsen wichtigen chemischen Verbindungen.

Das Buch ist fliefsend, in einem wirklich guten Deutsch geschrieben, der ganze Lehrstoff in einer angenehm zu lesenden Form behandelt. Der Druck ist auffallend grofs, deutlich und übersichtlich. Die Figuren sind schön gezeichnet. Ein eingehendes, alphabetisches Sachregister erleichtert das Nachschlagen einzelner Artikel.

Würzburg. Zwerger.

Albrecht Dieterich, Pulcinella. Pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. X, 307 S. 8⁰. M. 8.—.

Die Anzeige dieses Buches in diesen Blättern hat sich erheblich verspätet. Vielleicht ist sogar der Zeitpunkt bereits eingetreten, wo man, wie Wilamowitz in Aussicht stellte, über den „Pulcinella" mit schonendem Schweigen zur Tagesordnung übergegangen ist. Aber man hat jedenfalls viel davon gesprochen, denn es ist das Werk eines geistreichen, durch hervorragende Arbeiten bekannten Gelehrten, ein Werk, das selbst durch seine Gelehrsamkeit vielfach blendet. Die Art, in der es geschrieben ist, bildet schon fast eine bestimmte Stilform der neuesten philologischen Litteratur. Aus einer wirklichen oder vermeintlichen Entdeckung wird ein ganzes Buch herausgesponnen. Die Fäden, die nach allen nur erreichbaren Punkten gezogen werden, sind glitzernd und dauerhaft wie Spinnengewebe. Alle möglichen Fragen werden im Vorbeigehen mit Scharfsinn berührt, wenn auch sie zu lösen „hier natürlich nicht der Ort ist". Die flotte, temperamentvolle Diktion macht das Lesen angenehm. Nicht zu vergessen ist ein packender (nicht passender) Titel. Was von Dieterichs Aufstellungen

als wirkliches Ergebnis der Wissenschaft übrig bleiben wird, haben bereits berufenere Rezensenten auseinandergesetzt. Hier mufs nur leider wiederholt werden, dafs es sehr wenig ist.

In dem Atrium der Casa del Centenario zu Pompeji sind drei Theaterbilder erhalten, welche D. auf drei Tafeln nach guten Zeichnungen wiedergegeben hat. Auf dem zweiten derselben soll eine Gruppe tragischer Figuren (junge Frau mit zwei Kindern) vereinigt sein mit einer komischen in weifsem Gewand und mit weifser Mütze, und was das Merkwürdigste ist, jene unmaskiert, diese allein mit Maske. Von diesem Bilde aus konstruiert D. seine Hypothese, dafs es im alten Italien eine dramatische Gattung gegeben habe, wo eine komische, maskierte Figur neben lauter tragischen, unmaskierten aufgetreten sei. Nun hat die sog. junge Frau auf dem Bilde sicher doch eine Maske, diese braucht auch nicht notwendig eine tragische zu sein, da Jünglinge und Frauen in der Komödie bekanntlich keine verzerrten Masken hatten (vgl. D. selbst S. 49), und aufserdem hat es sich herausgestellt, dafs die junge Frau nach richtiger archäologischer Interpretation ein Jüngling ist.

D. sucht aber, indem er die komischen Figuren durch das antike Drama hindurch verfolgt und dabei sehr hübsche Exkurse über die Geschichte der Masken und Typen macht, in der Literatur die von ihm postulierte dramatische Gattung und stellt im 5. Kap. die Hypothese auf, dafs es die Atellane mit mythologischen Stoffen (welche verschiedene Titel und Reste bezeugen) gewesen sei. Sie habe mit dem griechischen Satyrspiel die tragischen Personen und den Charakter als Nachspiel, exodium, gemein, statt der Satyrn und des Silen trete aus der Atellane die eine komische Figur des Maccus hinzu, und ihr Name? — fabulae satyricae. Doktrinäre römische Literarhistoriker, welche glaubten die Atellane in einen gezwungenen Vergleich mit dem griechischen Satyrspiel bringen zu müssen, tragen die Mitschuld an dieser Hypothese. Bewiesen ist sie durch die gewagten Kombinationen, die von dem Verf. als sichere Schlüsse hingestellt werden, nicht. Dafs zur Zeit des Cicero und Horaz verunglückte Versuche gemacht wurden, das echte griechische Satyrdrama nach Rom zu verpflanzen, entscheidet für D.'s fabulae satyricae gar nichts. So ziemlich die einzigen literarischen Beweise sind die Strohkeule, von der in einem Fragment des Novius („Phoenissae") die Rede ist, und dafs in einem „Maccus" des Pomponius Diomedes angeredet wird. Auch mit dem bildlichen Material hat der Verf. kein Glück. Seine Schlüsse aus dem zweiten der pompejanischen Bilder, dem Ausgangspunkt der Irrfahrten durch die Trümmerfelder literarischer Überlieferung, waren haltlos, und wo er sonst Atellanenszenen abgebildet zu finden glaubt, da sind es keine mythologischen, und wo er unmaskierte Personen neben maskierten entdecken möchte, da sind sie maskiert — vorausgesetzt, dafs man nicht blofs verzerrte Masken als solche anerkennt und sich auch fragt, ob nicht der Künstler die Wiedergabe der Maske vernachlässigt haben könnte! (Vgl. Abbildungen S. 138 und 139, letztere = Baumeister 909.) Und als „festes Beweisstück" einer besonderen Art von Dramen bleibt

schliefslich (S. 193) die mehrfach besprochene Gruppe aus einem Fries der Casa del Centenario (Abb. S. 1) — zwei maskierte Figuren!

Die Wahrheit ist, dafs es mythologische Atellanen gegeben hat, wie es mythologische Phlyakenpossen gab (denn diese, nicht das Satyrspiel, haben die Atellane beeinflufst). Es waren Travestien in den Formen der Atellane, d. h. mit deren ständigen Typen, namentlich dem Maccus. Sie wurden wie die Atellanen überhaupt vielfach als exodia gegeben. Alle Figuren trugen Masken.

Der wertvollste Teil des Buches dürften die Kapp. 8—10 sein. Das 8. enthält weitere Untersuchungen über das Kostüm der lustigen Figuren (weifser Rock, spitzer Hut), das 9. u. a. eine in methodischer Hinsicht anziehende Erörterung über den Ursprung von Theaterbildern (aus Votivbildern und Buchillustrationen). Ein Theaterbild entsteht. wenn es auch kein Votivbild ist, immer im Hinblick auf eine wirkliche Aufführung. Auch die pompejanischen Theaterbilder hatten für den Besteller nur einen Wert, wenn sie auf zeitgenössische Aufführungen zurückgingen. Daher möchte man trotz der künstlerischen Qualität der Bilder geneigt sein, sie mit D. auf das italische Drama zu beziehen. — Im 10. Kap. endlich stellt der Verf. vieles Interessante über die neuere Form der unteritalischen lustigen Figur, den Pulcinella, zusammen. Auch hier zeigt er weit über das Gebiet seiner philologischen Untersuchung hinaus eine brillante Belesenheit. Trotzdem bleibt der geschichtliche Zusammenhang zwischen dem Pulcinella und dem Maccus, d. h. das Einzige, was zu beweisen gewesen wäre, ebenso eine Hypothese, wie die Entdeckung einer neuen römischen Dramengattung eine Karnevalsphantasie war.

München. Ernst Bodensteiner.

Freeman, A. Edward, Geschichte Siziliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. 2. Band. Von den ersten Zeiten der griechischen Kolonieen bis zu dem Anfang der athenischen Einmischung. Mit vier Karten. XIV u. 546 S. gr. 8. geh. M. 20. Leipzig, Teubner 1897.

Der erste Band der deutschen Bearbeitung des grofsen Freemanschen Werkes war 1895 erschienen und ist in diesen Blättern Jahrg. 31 (1895) S. 733 ff. eingehender besprochen worden, bei welcher Gelegenheit auch auf die Anlage und den Umfang der Freemanschen Geschichte Siziliens überhaupt hingewiesen wurde. Jener 1. Band behandelte die Vor- und Urgeschichte der Insel bis herab auf die Kolonisation der Griechen. Der etwa 1½ Jahre später erschienene 2. Bd. hat die Geschichte Siziliens von der Gründung von Syrakus bis zur Einmischung Athens in die sizilischen Angelegenheiten, also einen Zeitraum von ungefähr 3 Jahrhunderten zum Gegenstande. Diesem grofsen Zeitraume sind 3 Kapitel gewidmet: Kap. V. Das 1. Zeitalter der sizilischen Griechen (735—480 v. Chr.) mit folgenden Unterabteilungen: § 1 Syrakus bis zum Beginne der Deinomenidendynastie (734—495 v. Chr.), worin insbesondere das Vorrücken von Syrakus zu Lande, längs der Ostküste und nach der Südküste geschildert wird, d. h. die Gründung

von Akrai, Kasmenai und Kamarina, die Sonderstellung und Vernichtung des letzteren und die allmähliche Erweiterung der Stadt Syrakus. § 2 behandelt S. 42 — 87 Das erste Zeitalter der Tyrannis 608 — 505 v. Chr. d. h. Panaitios von Leontinoi (608), Phalaris von Akragas (570 — 554) und besonders die Geschichte des Dorieus und seines Versuches, am Eryx eine Kolonie zu gründen, werden ausführlich besprochen. Die Darstellung der Unternehmung des Dorieus gibt zugleich eine glänzende Probe der Schilderungskunst Freemans, welche Lupus in der deutschen Bearbeitung mit Glück nachzuahmen bemüht war. § 3 erzählt die Anfänge des Herrschergeschlechtes der Deinomeniden 504 — 480 v. Chr. und gipfelt natürlich in der Schilderung der Anfänge Gelons und seiner Regierung in Gela (491—485) und der Bezwingung von Syrakus durch ihn 485; besonders wird Gelon als der Begründer des erweiterten Syrakus behandelt; in ähnlicher Weise berichtet § 4 Die Emmenidendynastie in Akragas (488 — 472) von dem Aufstieg Therons zur Tyrannis, während § 5 in Kürze Dichtkunst und Philosophie der älteren Zeit in Sizilien behandelt. Das VI. Kapitel hat zum Gegenstande die ersten Kriege mit Karthago und Etrurien 480—472. Hier entfaltet sich Freemans Kunst der Darstellung zu besonderem Glanze in § 1 Der Karthagereinfall und Gelons Tod (480 — 478), wo die weltgeschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Himera in vorzüglicher Weise dargethan und Gelon, der Befreier, mit besonderer Liebe charakterisiert wird. § 2. Die Bauwerke Therons in Akragas (480—472) gibt einen Überblick über die reiche Thätigkeit, welche Theron nach jener Schlacht und mit der Beute aus derselben in Akragas entfaltete (Grofse Mauer, Wasserleitung, Beginn der Tempelbauten). Die Regierung Hierons (478—467) wird in § 3 geschildert; diese bedeutet gegenüber der seines Bruders Gelon ein Herabsteigen; nur als Verteidiger der Freiheit von Griechisch-Italien durch den Sieg von Kyme ist er jenem ebenbürtig. § 4 behandelt Hierons Verhältnis zur Literatur und Philosophie. Simonides und sein Neffe Bakchylides, Pindar und Aischylos, Epicharmos und einige andere komische Dichter werden uns in ihren Beziehungen zu Hieron vorgeführt. Das Wenige, was hier noch über Bakchylides beigebracht werden kann, läfst uns die inzwischen erfolgte Auffindung ganzer Gedichte desselben in dem ägyptischen Papyrus erst nach dem vollen Werte schätzen. — Verhältnismäfsig am wenigsten inhaltreich ist das VII. Kapitel, welches die Zeit des freien und unabhängigen Sizilien (472—433) in 4 Abschnitten behandelt: § 1 Der Sturz der Tyrannen (472—466) d. h. der Deinomenidendynastie in Syrakus und der Emmeniden in Akragas; § 2 Die Freistaaten nach dem Sturze der Tyrannen 466—433, darin Ausführlicheres über Empedokles von Akragas; § 3 Das Unternehmen des Sikelerkönigs Ducetius (459—440), dem Freeman eine besonders eingehende und liebevolle Darstellung gewidmet hat; § 4 Die Sikeliotenstädte im 5. Jahrh. vor Christus; hier wird namentlich die einzigartige Blüte von Städten wie Akragas und Selinunt hervorgehoben, die in den gewaltigen Tempelbauten einen beredten Ausdruck findet.

An die zusammenhängende Darstellung reihen sich S. 376—528 nicht weniger als 35 Exkurse von verschiedenem Umfange, auf die wir hier im einzelnen nicht eingehen können. Sie sind dazu bestimmt, strittige Fragen z. B. über die Schlacht bei Himera, über Pindars Oden an Hieron etc. in breiterer Darstellung zu erörtern. Nur soviel sei hervorgehoben, daſs Freeman hier wie in der zusammenhängenden Erzählung Weite des Blickes, welche sich besonders in schlagenden Vergleichen mit anderen Epochen, Ereignissen und Persönlichkeiten der alten Geschichte sowohl als der Geschichte seines Heimatlandes England äuſsert, mit einer wirklich anerkennenswerten Beherrschung der antiken Quellen, selbst der entlegensten, verbindet. Hier möchte ich nur einen Punkt berühren, der mich persönlich lebhaft interessiert. Bekanntlich enthält die Strategemensammlung Polyäns eine ganze Reihe von Stücken, welche sich auf die sizilische Geschichte beziehen, zum Teil wertvollen, jetzt verlorenen Historikern entnommen. Besonders für die Zeit, welche der vorliegende Band von Freemans Geschichte umfaſst, kommen viele davon in Betracht und Freeman hat auch nicht versäumt, sie heranzuziehen. Nun habe ich seiner Zeit in meinem Buche „Über die Quellen und den Wert der Strategemensammlung Polyäns" (1885) in einem eigenen Kapitel S. 484—521 ausführlich „über die Quellen und den Wert der sizilischen Geschichten Polyäns" gehandelt, freilich ohne die betreffenden Örtlichkeiten aus Autopsie zu kennen. Trotzdem treffen meine und Freemans Ergebnisse in vielen Punkten zusammen, in anderen freilich weichen sie ab. Ich glaube, ohne unbescheiden zu sein, darf ich sagen, daſs es an mehreren Stellen von Vorteil für die deutsche Bearbeitung gewesen wäre, wenn Lupus jenes Kapitel meiner Untersuchungen hätte berücksichtigen wollen.

München. Dr. J. Melber.

Josef Fuchs, Hannibals Alpenübergang. Ein Studien- und Reiseergebnis. Wien (C. Konegen) 1897. 152 S.

Während die meisten Arbeiten einen unlösbaren Widerspruch in den Angaben der beiden Hauptquellen finden, sucht Fuchs ähnlich wie in seiner früheren Schrift (Der zweite pun. Krieg und seine Quellen Livius und Polybios: Die Jahre 219 und 218 mit Ausschluſs des Alpenübergangs. Wiener Neustadt 1894) auch in der vorliegenden Monographie den Nachweis zu liefern, daſs der leider so allgemein gehaltene Bericht des Polybios ungezwungen mit der ausführlichen Darstellung des römischen Geschichtsschreibers in Einklang zu bringen sei, womit sich der Übergang über den Mont Genèvre ergebe. Nach Livius zog Hannibal nach dem Rhoneübergange 4 Tage lang stromaufwärts bis an (ad) die „Insel", das Land zwischen Rhone und Isère, worauf er seinen Weg „nicht gerade aus, sondern links in das Land der Tricastiner" nahm; von hier zog er „am Saume des Gebietes der Vocontier zu den Tricoriern, ohne daſs ihm der Weg Schwierigkeiten bereitet hätte, bis er zur Druentia gelangte." Da er in Italien zuerst bei den Taurinern anlangte, ergibt sich ungezwungen als Marsch-

route der Weg durch die Thäler der Isère (bis Grenoble), des Drac, der oberen Durance und nach Überschreitung des M. Genèvre der Dora Riparia bis Turin. Nach der herkömmlichen Interpretation des Polybios aber wäre Hannibal auf die Insel übergesetzt und hätte von da seinen Marsch „flußaufwärts“ über die fruchtbare Ebene des Allobrogerlandes genommen. Da nun der Schriftsteller im folgenden von jeder geographischen Angabe absieht, ist natürlich dem freien Spiele der Phantasie weiter Spielraum gegönnt; entsprechend dem Zug nach Norden, den der Marsch durch das Allobrogerland bedingt, wird dann in der Regel einer der nördlichen Pässe (Kl. Bernhard, Mont Cenis) angenommen. Der Abstieg erfolgt nach Polybios ins Land der Insubrer, doch findet auch bei ihm der erste Vortoß gegen Turin statt.

Wie Polybios selbst, „le doyen des touristes,“ das Bedürfnis fühlte, „*γνώσεως ἕνεκα καὶ θέας*“ die Stätte des gewaltigen Ereignisses zu beschauen (III, 48, 12) „und daraus Mut und Zuversicht für seine Darstellung schöpfte“, wie im vorigen Jahrhundert der schottische General Melville, am Beginne des unsrigen die Engländer Cramer und Wickham, und seit der Zeit eine stattliche Reihe besonders französischer Historiker und Offiziere sich an Ort und Stelle Aufschluß erholten, so hat auch Verf. die Ferienmonate 1895 und 1896 dazu benützt, um mit Hilfe des Fahrrades sämtliche irgendwie in Frage kommende Pässe von den Seealpen an bis zum Kl. Bernhard zu besuchen. Die allenthalben auf Autopsie beruhenden Beobachtungen verleihen seiner Darstellung den Reiz der Unmittelbarkeit und den Anspruch auf die größte Glaubwürdigkeit; überall treten taktisch-strategische Erwägungen in den Vordergrund, ohne daß den Angaben der alten Schriftsteller irgendwo Gewalt angethan würde.

An eine frisch geschriebene Einleitung, in der wir nur manche allzukühne Neubildungen vermieden sehen möchten („Elefanterie“ S. 2, „Hannibal reißt das Unmögliche an die Scheide des Erreichbaren“ S. 8, Mommsens mächtige „Patronanz“ S. 10 u. a.) schließt sich im ersten und ausführlichsten Kapitel eine Darstellung der Ereignisse an der Insel nach Polybios. Von der größten Wichtigkeit ist die richtige Erklärung der Präpositionalausdrücke (*πορευόμενος*) *ὡς ἐπὶ τὰς πηγὰς* (III, 39, 9), (*ποιούμενος τὴν πορείαν*) *ὡς εἰς τὴν μεσόγαιαν τῆς Εὐρώπης* (47,1), *ἧκε πρὸς τὴν καλουμένην Νῆσον* (49,5). Da die bisherigen Erklärungsversuche des *ὡς* vor Präp bei Polybios einander teilweise widersprechen, scheut Verf. die Mühe nicht, aus den 5 ersten Büchern eine genaue Zusammenstellung und Erklärung des lokalen Gebrauchs von *εἰς*, *ἐπὶ* und *πρός* allein und mit *ὡς* zu geben (S. 21—48): *ὡς εἰς*, *ὡς ἐπὶ*, *ὡς πρὸς* sind demnach den einfachen Präpositionen nicht fast oder völlig gleich (Krebs), noch bezeichnen sie, in den meisten Fällen pleonastisch, nur die ungefähre (Hultsch) oder die vorgestellte (Büttner-Wobst) Richtung, sondern sie geben, wie an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen wird, schlechtweg die Richtung an ohne jede Rücksicht auf das Ziel. So bedeutet die erste Stelle nach Fuchs „den Weg einschlagend in der Richtung der Quelle (ohne dauernde Verpflichtung für die Rhone).“ Der zweite Ausdruck heißt „landeinwärts“ wodurch die

Leser vor der irrigen Anschauung bewahrt bleiben sollen, als folge Hannibal wie bisher dem Zuge der Küste durch das Thal der unteren Durance.

Der karthagische Feldherr gelangte also (49,5) πρὸς τὴν Νῆσον, was mit scharfer Unterscheidung von εἰς τ. Ν. nur „an d. J." heifsen kann. Nirgends steht, dafs er nun die Isère überschritten habe und auf der Insel eingerückt sei, wie nach Cramer und Wickham die Autoritäten Niebuhr und Mommsen annehmen, nach dessen Ansicht „durch die musterhaft geführten Untersuchungen der Herrn C. und W. die vielbestrittenen topographischen Fragen . . . . im wesentlichen als gelöst gelten können." Mit der hier gegebenen Erklärung steht der Ausdruck καταλαβὼν ἐν αὐτῇ (49,8) nicht im Widerspruch, da καταλαμβάνειν nicht nur von der eigenen sinnlichen Wahrnehmung steht, sondern vom Autor wiederholt zur Bezeichnung aller Beobachtungen gebraucht wird, die der Feldherr durch die von ihm hiezu ausgesandten Organe, also durch die Reiterei oder die Kundschafter, macht. Ebenso wenig beweist die Wahl der Ausdrücke ἐπισπᾶσθαι (herbeirufen) und συνεπιτίθεσθαι (jemands Partei ergreifen) oder συνεκβαλών die Notwendigkeit des Übersetzens auf die Insel; letzteres deutet allerdings Ausübung eines Zwanges an, doch genügt schon die Androhung von Gewaltmafsregeln und die Unterwerfung unter den Schiedsspruch aus Furcht vor dem thätlichen Eingreifen des übermächtigen Ankömmlings.

Der positiven Beweisführung folgt S. 65—86 die Zurückweisung der Ansicht, unter dem ersten Hindernisse sei die Überschreitung des Mont du Chat (nördlich von Chambery) zu verstehen. Abgesehen davon, dafs die Deutung des Ausdrucks παρ᾽ αὐτὸν τὸν ποταμὸν (39,9) auf die Rhone grofse Schwierigkeiten bereitet, ist es wenig wahrscheinlich, dafs H. sich vom Thalweg der Isère entfernte, um später über einen Gebirgsrücken zu ihr zurückzukehren, und unverständlich bliebe, weshalb H. beim Marsche durch die Ebenen der Insel der Rückendeckung des von ihm begünstigten Allobrogerfürsten bedurft hätte, auf welche Polybios so grofses Gewicht legt (49,13). Von höchstem Werte hingegen mufste, wie Fuchs treffend bemerkt, diese Deckung in dem engen, von bewaldeten Höhen eingeschlossenen Thale der Isère sein, wo der Zusammenhang der Truppe durch die Bodengestaltung zerrissen und der Feldherr ebenso am Überblicke des Ganzen wie an der freien Entfaltung seiner Übermacht gehindert war.

So war das Heer im Kessel von Grenoble angelangt, wo sich eine doppelte Fortsetzung des Weges bot, entweder weiter aufwärts im Isèrethale, was dann wieder den Übergang über einen der nördlichen Pässe bedingt, oder mit Ausbiegung zunächst nach Süden in der Linie des Drac, worauf nach Überschreitung eines niedrigen Sattels die obere Durance erreicht und sodann die Pafshöhe des Genèvre gewonnen wird.

Verf. bemüht sich nun S. 88 ff. unter eingehender Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse den Nachweis zu liefern, dafs jener Weg im Thale der Isère weder der polybianischen Schilderung noch den überlieferten Entfernungen entspricht. Nirgends finden sich

auf dieser Strecke Stellen, welche als Schauplatz der beiden Kämpfe mit den Alpenvölkern gelten könnten; das erste Hindernis (III, 50 f.) nahe dem Punkte des ersten Aufstieges erheischt „ein steil ansteigendes Gebirgsdefilé, dessen Höhe dem vorrückenden Feinde von weitem sichtbar ist, aber keine Umgehung gestattet," während das zweite Hindernis in der Nähe des eigentlichen Passes in einer Schlucht bestehen mufs, welche das Heer zu passieren hat. Ist es aber nicht möglich, den Bericht des Geschichtsschreibers dem topographischen Befunde anzupassen, so führt dies von selbst dazu, die südliche Strafse längs des Drac anzunehmen, auf die auch die namentliche Erwähnung jener drei Alpenvölker bei Livius deutet.

Während so der zweite Abschnitt des Buches dem Nachweise dient, dafs dieses Thal des Drac mit dem bequemen Übergange über eine leicht zu passierende Wasserscheide die natürliche und direkte Verbindung zwischen der mittleren Isère und der oberen Durance bildet, schildert das Schlufskapitel (S. 113—152) den eigentlichen Alpenübergang. Den ersten Kampf mit den Eingeborenen läfst Verf. in der Thalsperre bei Savines stattfinden, wo ein langer Felsenriegel vom Fufse der rechten Thalwand weithin sichtbar etwa 20 m senkrecht zum Flusse und zur Thalsohle niederstürzt; auf beiden Seiten ist der höchste Punkt nur durch einen langen, schmalen Hohlweg zu erreichen. Die Stelle des zweiten Kampfes findet Fuchs nahe der Pafshöhe bei Briançon, wo auch der vielbesprochene „weifse Felsen" des Polybios zu suchen ist; den Weg schliefsen auf der einen Seite die unzugänglichen Wände des Col de Toulouse ab, während auf der anderen Seite die Ufer der Durance in eine Tiefe von 50 m senkrecht abstürzen.

Die Pafshöhe des Mont Genèvre (1854 m) mit dem ärmlichen Dorfe gleichen Namens trägt Wiesen und Felder und bietet reichliches Wasser, ist also viel wirtlicher als die weit rauheren nördlichen Pässe. In zwei Stufen fällt das Gebirg zur Ebene ab. Die erste Thalsenkung befindet sich zwischen Cesanne und Salbertrand. Hier, im Thale der Dora Riparia, ist der Boden, auf welchem sich das denkwürdige Ereignis abspielt, das Livius 35,4—38 ausführlich erzählt. Auch hier ist Verf. bestrebt, die livianische Darstellung durch taktische Erörterungen und genaue Interpretation mit der Erzählung des Polybios in Kap. 54 und 55 in Einklang zu bringen. Der Umstand, dafs nach dem übereinstimmenden Berichte der Quellen das Fufsvolk an einem Tage die gefährliche Stelle passierte, wird ebenfalls als ein Beweis der Berechtigung des M. Genèvre gedeutet, da dies weder am Kl. Bernhard noch am Mont Cenis wegen der räumlichen Entfernung des Absturzes vom Passe möglich gewesen wäre.

Am Felsmassiv des Chaberton, der zur linken in einer Höhe von 3150 m aufsteigt, war eine Strecke des Pfades durch eine Bergrutschung abgestürzt, eine Deformation, welche wegen der jähen Senkung des Bergweges gewaltigen Umfang annehmen mufste. Mit Fug und Recht behauptet Fuchs gegen die gewöhnliche Annahme, dafs das Ereignis erst unmittelbar vor dem Durchmarsche Hannibals und der Reiterei erfolgt sei, nachdem das Fufsvolk die abschüssige Stelle schon

glücklich passiert hatte; denn geradezu widersinnig wäre die Annahme, dafs ein Feldherr wie H. die allergewöhnlichste Vorsichtsmafsregel der Rekognoszierung unterlassen hätte, wie auch das Erstaunen Hannibals über die Störung unbegreiflich wäre, da er doch von den Führern des vorausmarschierenden Fufsvolkes Meldung empfangen hätte. Es ist anzunehmen, dafs diese zu allen Zeiten Bergrutschungen ausgesetzte Stelle, die Napoleon I. durch die Anlage einer neuen Kunststrafse hoch oben an der Wand des Chaberton umging, den Tritten von 20000 Mann und dem Drucke des reichlich gefallenen Neuschnees nachgab. Hannibal unternahm zuerst den Versuch, die Unfallstelle zu umgehen, und stieg deshalb zunächst wieder zu höheren Punkten auf; hier traf er nach der Vermutung des Verf. in einer Schlucht alten, festgefrorenen Schnee an, ohne dafs an einen Gletscher zu denken wäre.

Da der Versuch der Umgehung mifsglückte, bezog H., bis die Herstellung der Absturzstelle vollendet war, ein Lager bei Clavières und liefs zu diesem Zwecke die Schneemassen entfernen. Während Polybios über diese Ausbesserung rasch hinweggeht (*ἐξῳκοδόμει μετὰ πολλῆς ταλαιπωρίας* 55, 6), gibt Livius eine ausführliche Schilderung des Vorganges, wonach das Gestein zuerst durch Erhitzung (das „Feuersetzen", wie es nach Fuchs von den alten Spaniern und den Karthagern, in Norwegen und Ungarn und bei Goslar geübt wurde) und durch Überschütten mit Essig (hier konnte man auf eine kurze Abhandlung von Berthelot, de l'emploi du vinaigre dans le passage des Alpes par Annibal, J. Sav. 1889, Avril 244—248 hinweisen) brüchig gemacht und sodann mit eisernen Instrumenten bearbeitet wurde. So führte H. den Weg im Zickzack bis zum Boden der zur rechten gähnenden Schlucht, wo heutzutage nach Fuchs' Angabe noch ein Weg sichtbar ist. Der Anhang gibt eine Zeichnung der denkwürdigen Stelle; leider gestatteten die Soldaten des nahen Sperrforts dem Verfasser in beiden Jahren nur ganz kurzen Aufenthalt. Es folgt nun *ἡ παρώρεια*, die vom polybianischen Berichte geforderte mittlere Zone des Abstiegs, wie sie keiner der anderen Pässe in so scharfer Abstufung aufweist. — Die letzten Erörterungen des Buches behandeln die Dauer des Überganges, die militärische Bedeutung einer Aktion vor Turin und eine Erklärung der wichtigen Strabostelle IV, 208. Aufser der oben erwähnten Zeichnung ist dem Buche eine sehr schöne Karte mit genauer Terrainzeichnung und ein Übersichtskärtchen des Gebietes um den Genèvre beigegeben.

Wie wir hieraus ersehen, hat der Verf., den seine taktischen Kenntnisse zur Führung so schwieriger Untersuchungen besonders geeignet erscheinen lassen, an der Hand reichen, durch persönliche Anschauung gewonnenen Materials und wohlvertraut mit den Quellen, die Mont Genèvre-Theorie durch eine Reihe neuer Gründe gefördert. Überzeugend ist der Nachweis, dafs Hannibal, ohne auf die „Insel" überzusetzen, im Thale der Isère (die er vielleicht irriger Weise für den Oberlauf der Rhone hielt?) fortzog, so dafs in diesem wesentlichen Punkte Übereinstimmung der beiden Geschichtsschreiber erzielt ist.

Allem Anschein nach halten nur noch wenige Forscher an dem

schwierigen Übergang über den unwirtlichen Bernhard fest, eine Ansicht, welche, nach Cramer und Wickhams Vorgang durch Niebuhrs und Mommsens gewichtige Empfehlung zu grofsem Ansehen gelangt, noch 1889 durch Hesselbarth (Untersuchungen zur dritten Dekade des Livius) Unterstützung fand. Dagegen hat neben der Mont Genèvre-Hypothese, als deren Vorkämpfer der Akademiker Desjardins zu bezeichnen ist, die Annahme des Überganges über den Mont Cenis viele Anhänger gefunden; diese Anschauung vertritt in den letzten Jahren besonders rührig Osiander, der neuerdings (Der Mont Cenis bei den Alten. Pg. 1897. Cannstatt) mit umfassender Kenntnis der alten Literatur und der Itinerarien die Bekanntschaft der Alten mit diesem Passe zu erweisen sucht und ihn als den Weg des Hannibal bezeichnet, während der Mont Genèvre-Pafs erst 77 von Pompeius eröffnet worden sei. Auch der hochverdiente Colonel Perrin, dem wir eine Reihe wertvoller Untersuchungen und Vermessungen im Jura und in den Westalpen verdanken, entscheidet sich (Marche d'Annibal, Paris 1877) für den Mont Cenis-Übergang, jedoch mit Überschreitung des Col du Clapier. Olivier (Une voie gallo-romaine dans la vallée d'Ubaye et passage d'Annibal. 1889) nimmt den Zug durch das Thal der Ubaye, eines Nebenflusses der Durance, auf einer alten Keltenstrafse mit Übergang über den Col della Maddalena an. Selbst an die Pässe der Meeralpen dachte man gegen den klaren Wortlaut der Quellen.

So zeigen die etwa 20 Erscheinungen der letzten 10 Jahre, die sich mit dem Problem beschäftigen, ein buntes Bild. Wo ist die Wahrheit, wenn selbst Altmeister Ranke resigniert erklärt, dafs eine Lösung „unendlich schwierig sei und immer hypothetisch bleiben" müsse? Immerhin gewinnt es den Anschein, als ob die endgiltige Lösung entweder den Genèvre oder den Mont Cenis ergeben werde, und Referent, der freilich nur einen Teil der einschlägigen Pässe als bescheidener Tourist passiert hat, ist der Überzeugung, dafs ernsthaft nur noch einer dieser beiden in Frage kommen könne; da sie beide das Gemeinsame haben, dafs sie ins Thal der Dora Riparia münden und nach Turin, dem Schauplatz der ersten Aktion Hannibals leiten, entsprechen sie der Forderung des Polybios, Livius und Strabo. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dafs plötzlich ein Grab- oder Waffenfund Licht über das Dunkel verbreitet, wie z. B. Ollivier von einem interessanten Münzfunde zu berichten weifs. Mögen die Vertreter der beiden Richtungen noch eifrig die Klinge kreuzen und möge daraus die Erkenntnis der Wahrheit erspriefsen!

Speyer am Rhein. J. Praun.

E. Wagner und G. v. Kobilinski, Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer für den Schulgebrauch. Berlin, Weidmann 1898. 181 S. 22 Tafeln 3 M.

Die Verfasser haben den Versuch gemacht, die griechischen und römischen Altertümer für die Zwecke des humanistischen Gymnasiums zu bearbeiten. Thatsächlich kommt ein derartiges Hilfsmittel einem

bei der Lektüre der Klassiker oft gefühlten Bedürfnis entgegen. Was bisher vorhanden war, ist entweder für die Menge der Schüler zu teuer wie die in demselben Verlag erschienene Neuauflage von Guhl und Koner-Englmann oder es genügt auch bescheidenen Anforderungen nicht, so die eben in 3. Aufl. herausgegebenen „Realien des griechischen und römischen Altertums“ von J. Wagner und ähnliche Bücher, bei denen Rücksicht auf die Druckkosten eine entsprechende Verwertung des vorhandenen Anschauungsmaterials ausschloſs. Hier dagegen ist durchaus Tüchtiges und vor allem Preiswertes geboten.

Die Verlagsbuchhandlung hatte den groſsen Vorteil den Verfassern die Fülle der Abbildungen aus Guhl und Koner zur Verfügung stellen zu können. So ist in erster Linie das Anschauungsmaterial gut ausgewählt und recht reichlich bemessen. Immerhin hätten manche dürftige Abbildungen sehr wohl wegbleiben oder durch Besseres ersetzt werden können z. B. Taf. IV, 8 tragische Scene, Taf. V. 3 u. 4 Kline, Taf. VIII, 2 Parthenon oder gar Taf. XIX, 3 Haus des Sallust. Die Rekonstruktion der Via Appia Taf. XXIII, 1 nach Canina, Via App. II tab. 6 ist durchaus veraltet. Vermiſst habe ich eine Rekonstruktion der Rostra in Rom, für welche die schöne Zeichnung von O. Schulze vorliegt; sie kann in einem derartigen Werke nicht entbehrt werden. Bis zu einer Neuauflage wird hoffentlich neben dem Hildesheimer Silberfund auch der Fund von Boscoreale verwertet werden können. Es dauert immer lange, bis das von der Wissenschaft neugewonnene Material so weit durchsickert, daſs es auch für die Schule nutzbar wird und Minderwertiges verdrängt. Erwünscht wäre es gewesen, wenn bei der Trennung von Text und Tafeln nicht nur im Text auf die Abbildungen, sondern auch umgekehrt hier auf den Text verwiesen worden wäre.

Der Text hatte die Aufgabe aus dem von der Wissenschaft gebotenen überreichen Stoff das für die Schule Passende auszuwählen und kurz, faſslich und übersichtlich zusammenzustellen. Diese gewiſs nicht leichte Aufgabe ist sehr schön gelöst. Nur an manchen Stellen will es mir scheinen, als ginge die Darstellung zu sehr in die Breite und zu wenig in die Tiefe. So werden für Zeus auf einer Seite wohl über 70 Epitheta angeführt; was aber im allgemeinen über griechischen Götterglauben gesagt wird, hält sich sehr an der Oberfläche. Aus der Schilderung des Privatlebens hätte gar manches, was doch nur für den Komödiendichter Wert hat, weggelassen und Wichtiges dagegen eingehender behandelt werden dürfen. So finde ich für den Unterschied zwischen homerischer und nachhomerischer Kultur wohl viele Einzelheiten, aber nirgends ein begründendes und zusammenfassendes Wort. Auch würden Citate aus den Schulschriftstellern dazu dienen, eine engere Verbindung mit der Lektüre herzustellen. Die Brauchbarkeit für die Lektüre würde ferner durch ein Wort- und Sachregister sehr erhöht werden; der Schüler kann lange suchen, bis er z. B. über griechische Trinkgefäſse in dem Artikel „Haus“ Aufschluſs findet. Und damit komme ich noch zu einem prinzipiellen Bedenken. Die Herren Verf. denken an eine systematische Behandlung und Wiederholung der

Realien auf jeder Alterstufe. Damit werden sie bei uns wenige Freunde finden. Neben der Sprache und der Lektüre und der dadurch ermittelten Anschauung des antiken Geistes, neben antiker Geschichte und antiker Kunst gibt es keinen Platz mehr für selbständige Behandlung der Realien. Eine solche würde nur das Gedächtnis belasten. Im Dienste der Lektüre und zum Verständnis der Schriftsteller, als Nachschlagebuch und zur häuslichen Vorbereitung, in der Schule etwa zu gelegentlicher Behandlung einiger wichtigerer Kapitel und zum Hinweis auf Anschauungsmaterial, nur dazu ist ein solches Buch Bedürfnis und wenn die Herren Verfasser in einer Neuauflage dies beachten würden, so würde dem Bedürfnis der Schule noch besser entsprochen werden. Wenn der Schüler Jahre lang das Buch in der angegebenen Weise benützt, so ergibt sich von selbst zum Schlufs der Zusammenhang und das ist der Vorzug, den ich einem solchen Leitfaden vor einem Reallexikon einräumen möchte.

Noch sind ein paar Kleinigkeiten zu notieren: S. 44 ff. ist bei den griechischen Gottheiten die Art der bildlichen Darstellung bald angegeben, bald nicht, bei den römischen Gottheiten fehlen diesbezügliche Angaben vollständig. S. 63 ff. sind für die griechische Tempelarchitektur die drei Hauptstilarten besprochen, dagegen ist weiter unten nicht einmal das römische Kompositkapitell erwähnt. S. 170 das Peristyl durfte doch nicht ohne weiters als Bestandteil des römischen Privathauses angeführt werden. S. 172 hätte noch die trabea erwähnt werden dürfen zu Vergil VII, 188. S. 179 durfte neben der Mahlzeit des Reichen auch an die cena des Armen erinnert werden unter Hinweis auf die Inschrift einer Thonlampe, die R. v. Schneider im Eranos Vindob. besprochen hat, pauperis cena pane vinu radic."

Würzburg. Wilhelm Wunderer.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrag der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausg. von E. Berner. XVIII. Jahrg. 1895 und XIX. Jahrg. 1896. Berlin 1897 und 1898. R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung XVIII. 1252 und 1462 SS. 8°. 30 bezw. 32 M.

Es freut uns mitteilen zu können, dafs das Unternehmen auch unter der neuen Leitung (über den Wechsel cf. Jhg. 32 dieser Blätter S. 771), welche dem durch seine „Geschichte des preufsischen Staates" bekannten preufsischen Archivar E. Berner anvertraut ist, in der bisherigen Weise rüstig weiter fortschreitet, wofür die beiden vorliegenden, rechtzeitig erschienenen Bände Zeugnis ablegen. Auch hinsichtlich der Einteilung und Bearbeitung hat sich nichts Wesentliches geändert. Dafs über einzelne Gebiete die Berichte fehlen, über andere die Publikationen mehrerer Jahre zusammengefafst sind (z. B. über Diplomatik Abt. IV S. 122 ff. in Jahrg. 1896), ist nun schon ein fast notwendiges Uebel geworden und wird sich auch in Zukunft schwer vermeiden lassen. Wir begegnen auch wieder der französischen Sprache

in den Referaten über Frankreich und Belgien, für deren Beseitigung wir der neuen Redaktion sehr dankbar gewesen wären. Bei einer nachprüfenden Stichprobe habe ich nur im Jahrg. 1896 Abt. III S. 6 einen Fehler gefunden, wo natürlich (cf. Abt. III, 24 Anm. 163a) statt Monaco „München" zu lesen ist. Wir empfehlen die „Jahresberichte" wiederholt zu recht eifriger Benutzung.

München. H. Simonsfeld.

Neubauer, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. III. Teil: Vom westfälischen Frieden bis auf unsere Zeit. Halle, Verlag des Waisenhauses. 1898. IV und 222 S. Preis 2 M.

Mit dem vorliegenden Band ist das treffliche Lehrbuch Neubauers abgeschlossen. Die in den Anzeigen der beiden früheren Bände gerühmten Vorzüge: Verlässigkeit der Angaben, Einfachheit und Klarheit der Darstellung, enge Verbindung des kulturgeschichtlichen Stoffes, insbesondere auch der Wirtschaftslehre, mit der politischen Geschichte, kommen auch dem 3. Bande zu. Wenn wir im Folgenden einige Ausstellungen machen, so sei von vornherein bemerkt, dafs dieselben gegenüber dem überaus günstigen Gesamteindruck des Buches fast belanglos erscheinen.

Nicht ganz einwandfrei sind die Benennungen mehrerer Perioden: I. 1648—1786: Das Zeitalter des Emporkommens Preufsens; II. B., 1. 1815—1840: Die letzten fünfundzwanzig Jahre Friedrich Wilhelms III.; 2. 1840—1861: Die Zeit Friedrich Wilhelms IV. — Die Perioden der allgemeinen Geschichte dürfen nur nach denjenigen Ereignissen und Persönlichkeiten bezeichnet werden, welche den betreffenden Zeiten ihr bestimmtes Gepräge verliehen haben. Von diesem Gesichtspunkte aus können die drei genannten Überschriften nicht aufrechterhalten werden. Gerade der Geschichtsunterricht auf den Gymnasien sollte jene Einseitigkeit der Auffassung vermeiden, als ob die Politik der letzten 2½ Jahrhunderte in — Berlin ihren Mittelpunkt gehabt habe. Wenn berühmte Geschichtschreiber, wie Sybel und Treitschke, das Ihrige dazu beigetragen haben, diese einseitige Auffassung zu erzeugen, so hat doch die Schule ihrerseits die Pflicht, Licht und Schatten gleichmäfsiger zu verteilen als jene Schriftsteller, die eingestandenermafsen auf die Öffentlichkeit einwirken wollten. Es empfiehlt sich sogar, Bezeichnungen wie der neuesten Zeit als der Zeit des Übergewichtes Deutschlands (Jänicke sagt rundweg „Vorherrschaft Deutschlands) einzuschränken oder dem mündlichen Vortrag zu überlassen.

Da Neubauer Verweisungen vermeidet, so finden sich einige Wiederholungen; vgl. S. 42 u. 62; S. 35 u. 48; S. 79 u. 84. Entbehrlich erscheinen Einzelheiten, wie der fast verschollene (und auch nicht ganz bezeichnende) Beiname Palmerstons Lord Feuerbrand; anderswo vermifst man Wesentliches, so ist S. 125 die zweite (süddeutsche) Wurzel des Zollvereins nicht zu ersehen; S. 135 durfte Robert Blum, S. 164 der Erzbischof von Paris erwähnt werden; S.

182 fehlt eine Erklärung des Ausdruckes Chartismus; Pronunciamento ist doch nicht kurzweg = Militäraufstand (S. 121); bei Beaumont kämpften deutscherseits auch Teile der III. Armee, nicht nur die IV. (S. 160); der Ausdruck Wohlfahrtsstaat (commonwealth?) ist etwas gewagt; S. 90 durfte auch die Besoldung der napoleonischen Volksvertreter, S. 82 der Tag des Beginnes der französischen Republik erwähnt werden, ebenso die Zahl der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. Wenn S. 75 die Betrachtung über die Ursachen der Revolution dahin zusammengefafst wird, dafs dem Glauben an die staatliche Allgewalt die Überzeugung entgegentrat, dafs durch die Befreiung des Individuums ein idealer Zustand herbeigeführt werden könne, so mufste doch auch darauf hingewiesen werden, dafs gerade die Revolution in ihrer weiteren Entwicklung bei der Übertreibung des ersteren Prinzips anlangte. Nähere Erklärung vermifst man bei einigen Örtlichkeiten, so S. 40, 43, 59; die Angabe, dafs die Stammburg der Hohenzollern im Jura zu suchen sei (S. 33), ist wenigstens mifsverständlich; S. 87 liegt wohl eine Verwechslung mit den Bauern des Spessarts vor, irrtümlich ist S. 91 Siena (statt Valence) als Todesort für Pius VI. angegeben[1]); S. 26 1714 als Jahr des Friedens von Baden; nicht das Ungeschick des Unterhändlers Haugwitz war nach den neuesten Forschungen die Ursache der diplomatischen Niederlage Preufsens vom Dezember 1805, sondern die Unentschlossenheit des Königs (S. 95); Fritz Reuter ist nicht wegen der blofsen Zugehörigkeit zur Burschenschaft zum Tod verurteilt worden (S. 129), sondern wegen angeblich staatsgefährlicher Umtriebe.

Der Ausdruck des Buches ist deutlich und frei von Phrasen, ohne deshalb farblos zu sein. Die Form gemifsbraucht ist nicht überall in Deutschland üblich; manche Partikeln sind in ihrer Beziehung nicht sofort klar, so „aber" in der Fufsnote S. 131, „freilich" ist S. 161 zu oft gebraucht; zweideutig ist (wenigstens für den Oberflächlichen) der Satz S. 170: „nachdem er (Ferdinand von Bulgarien) sich Rufsland unterworfen hat".

Eine Neuerung und zwar eine glückliche bringt der Anhang: Übersicht zur Staats- und Wirtschaftskunde. Es sind auf 12 Seiten 13 kurze Abschnitte gegeben: 1. Die Staaten (Geschlechterstaat, Völkerschaftsstaat, Stadtstaat, dynastischer Territorialstaat, Nationalstaat, Weltreich); Verfassungsentwicklung; 3. Organe des Staates; 4. die Finanzen; 5. die Produktion; 6. die Wirtschaftsstufen; 7. die Stände; 8. das Heerwesen; 9. Grundbesitz und Ackerbau; 10. Gewerbe; 11. der Handel; 12. Kolonien; 13. Volkswirtschaftliche Theorien. Was unter diesen 13 Kategorien zusammengefafst ist, gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug eines heutigen Gebildeten: nichts Entlegenes, aber auch nichts Triviales findet sich auf den 12 Seiten; recht treffend ist z. B. auf der halben Seite 219 eine Geschichte des Handels in nuce gegeben. Die Zusammenstellungen sind in der Regel einleuchtend, nur

[1]) Eigentliche Druckfehler sind wenig in dem Buch zu finden; S. 88 schwebt eine Fufsnote in der Luft. S. 21 ist in der Fufsnote wohl diesen statt dieses zu lesen; S. 171 sind einige Buchstaben abgesprungen.



der Vergleich der vom Volke gewählten athenischen Bule mit dem ganz vom Fürsten abhängigen geheimen Rat in Brandenburg hinkt über Gebühr. Die Verwertung der Abschnitte im Unterricht denkt sich Neubauer so: „dafs der Lehrer sie entweder an bedeutsamen Wendepunkten der geschichtlichen Entwickelung heranzieht, um dem Schüler die früheren Stadien ins Gedächtnis zurückzurufen, oder sie nach Abschlufs des Pensums zu Repetitionen benutzt." Selbstverständlich mufs der Lehrer sich bemühen, den kurzen Übersichten Leben einzuhauchen; das Studium gröfserer Werke, wie Roschers Politik, ist für diesen Teil des Geschichtsunterrichtes vorausgesetzt; vgl. auch Neubauers Schriftchen „Volkswirtschaftliches im Geschichtsunterricht", Halle 1894.

Unser früheres Urteil, dafs Neubauers Lehrbuch einen entschiedenen Fortschritt auf dem Wege einer zeitgemäfsen Umgestaltung des Geschichtsunterrichtes bezeichne, können wir, nachdem nun das ganze Werk vorliegt, getrost wiederholen.

Zweibrücken. H. Stich.

Zeehe Andreas, k. k. Gymnasial-Director in Villach, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die oberen Classen der Gymnasien. Laibach 1898. Druck und Verlag von Ig. von Kleinmayr und Fed. Bamberg. Preis geb. 2 K. 80 h.

Zeehes Lehrbuch der Geschichte des Altertums in seiner ersten 1891 erschienenen Auflage wurde im XXX. Bande dieser Blätter S. 166 ff. angezeigt, das 1896 gefolgte Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters im XXXII. Bande S. 667 ff. Was in den genannten Anzeigen an den zwei ersten Bändchen von Zeehes Lehrbuch der Geschichte gerühmt wurde, gilt vollauf auch von dem vorliegenden dritten, das nach einem kurzen Vorworte nebst Inhaltsverzeichnisse auf 249 Seiten die Geschichte der Neuzeit von 1492 bis auf unsere Tage enthält.

Ich wüfste kein geschichtliches Schulbuch zu nennen, das diesen Teil der Geschichte sachlich wie formell geschickter und schulgemäfser behandelt als das von Zeehe verfafste. So oft sich für den Österreicher Gelegenheit ergeben hätte, nach anderweitigen Vorbildern einen mehr oder minder gehässigen Parteistandpunkt zum Ausdruck zu bringen, Zeehe vermied es grundsätzlich, zu loben, was nicht zu loben war, auch wenn Österreich im Spiele stand, oder nicht zu loben, wenn Lobenswertes nicht von Österreich ausging. Er zeigt allenthalben ein warmes Herz für die Förderung deutscher Interessen und deutscher Gröfse, gleichgültig, ob sie Österreich zu danken, ist oder aber ob der Dank anderswohin geschuldet wird. Natürlich ist in seinem zunächst für österreichische Gymnasien geschriebenen Buche Österreich mehr in den Vordergrund gerückt, als es bei uns infolge der bestehenden Verhältnisse angezeigt und üblich geworden ist; indes ist die Gesamthaltung desselben immerhin eine solche, dafs es vom politischen Standpunkte aus auch an deutschen Gymnasien recht wohl

verwendet werden könnte. Das Gleiche gilt von der Stellung, die der Verfasser in konfessioneller Beziehung einnimmt. So ist das Buch an protestantischen und an paritätischen Anstalten ebenso gut verwendbar wie an katholischen, da in ihm irgendwie verletzende Ausfälle jeder Art sorgfältig vermieden sind.

In sachlicher Beziehung verdient ferner die stärkere Betonung des biographischen Elementes, als es sonst vielfach zu geschehen pflegt, hervorgehoben zu werden, insbesondere aber der Umstand, dafs durch Weglassung des im deutschen Unterrichte zu behandelnden literaturgeschichtlichen Stoffes und der Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften, die gleichfalls beim einschlägigen Unterrichte näher zu erörtern sind, für die Aufnahme anderer, namentlich volkswirtschaftlicher Materien in sehr erwünschter Weise Raum gewonnen wurde, ohne dafs der Umfang des in übersichtlicher Gruppierung, Druck und weiterer äufserer Gestaltung vorzüglich schulgemäfs ausgestatteten Buches irgendwie bedenklich grofs geworden ist. Auch das ist zu loben, dafs bei der Einreihung von Jahreszahlen thunlichst haushälterisch verfahren wurde.

Erfreulich ist endlich in sachlicher Hinsicht die anerkennenswerte Verlässigkeit der Angaben; nicht wenige in Schulbüchern anderweitig gäng und gäbe gewordenen Irrtümer sind bei Zeehe richtig gestellt. Nachstehend mögen etliche Stellen namhaft gemacht werden, an denen in einer Neuauflage teils notwendig, teils richtiger zu ändern sein wird.

Der auf S. 4 genannte Peter Fürst ist doch wohl nur eine Verwechslung mit Johann Fust, vielleicht unter Einbeziehung seines Schwiegersohnes Peter Schöffer. S. 75 ff. war auch das an Pfalz-Neuburg gekommene Ravenstein zu nennen. Die endgültige Regelung des jülich-kleveschen Erbes erfolgte 1666, also nicht 50 Jahre nach 1609. Auch die einschlägige Angabe auf S. 114 ist hienach richtig zu stellen. Desgleichen wird auf S. 75 irrtümlich gesagt, die Oberpfalz sei im bayerischen Erbfolgestreit von 1503—05 an die Rheinpfalz gefallen; dies geschah vielmehr 1329. Friedrich V. von der Pfalz war nicht ein Neffe Christians IV. von Dänemark, sondern Karls IX. von Schweden. Friedrichs Gemahlin allerdings war eine Nichte Christians. (S. 81). S. 108 war anstatt Markgraf zu schreiben Kurfürst. S. 110 war, weil weit wichtiger als die Schlacht bei Villa Viciosa, auch der Sieg Berwicks bei Almansa namhaft zu machen; zugleich war hier ausdrücklich zu erwähnen, dafs die Herzöge von Savoyen von da an bis 1720 den Titel König von Sicilien führten, weil der Schüler sonst zweifelhaft bleibt, ob sie nicht Könige von Savoyen hiefsen. Dafs der S. 117 erwähnte „falsche Demetrius“ ein polnischer Mönch war, ist für die Aufnahme in ein Schulbuch allzu wenig gesichert. Viel wahrscheinlicher ist, dafs er das nicht war. Asow wurde den Türken 1696 nicht durch eine Flotte entrissen, da Rufsland damals eine solche noch nicht hatte, sondern durch ein Landheer; auch wird hier irrtümlich angegeben, Peters I. Ratgeber Gordon sei ein Ire gewesen; er war ein Schotte. S. 122 wäre es für die Gründung Petersburgs richtiger bei dem Jahre 1703 belassen worden,

statt 1705 einzuführen. Auch war hier die Überführung Karls XII. nach Demotica zu berücksichtigen. S. 128 war aus chronologischen Gründen die Reihenfolge Portugal, Frankreich zu bieten, statt Frankreich, Portugal. Karl Albert starb nicht noch im Jahre 1748, sondern schon im Januar 1745 (S. 131). Nach S. 137 lautete Ludwigs XIV. Spruch: „L' état c'est moi"; ob das allerdings in das System des Königs passende Wort überhaupt von ihm selbst gesprochen wurde, ist sehr fraglich. S. 158 wird die Mitgliederzahl der Nationalversammlung von 1789 mit „rund 600" statt mit „rund 1200" vorgeführt. Nach S. 173 verwandelten die Franzosen 1799 Unteritalien in die parthenopeische Republik. Nach Hüffers Darlegung im Historischen Taschenbuch 1884 S. 279 ff. ist diese Bezeichnung unrichtig; die amtliche Bezeichnung war die „neapolitanische Republik". Richtig wird S. 88 gesagt, für die Pfalz sei 1648 eine achte, S. 108, für Hannover sei 1692 eine neunte Kurwürde errichtet worden; ebenso richtig auf S. 136, dafs es seit 1777 infolge der Vereinigung von Bayern und der Pfalz wieder acht Kurwürden waren, und gleich richtig auf S. 180, dafs 1803 die Landgrafschaft Hessen zu einem Kurfürstentum erhoben wurde. Allein unter Berücksichtigung dieser Angaben wird auf S. 175 eine Bemerkung darüber vermifst, dafs 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschlufs unter Einziehung der Kurwürden von Köln und Trier aufser Hessen auch Baden, Württemberg und Salzburg zu Kurfürstentümern erhoben wurden. 1805 wurde von Preufsen nicht nur Ansbach, sondern auch Bayreuth abgetreten; dagegen war das linksrheinische Kleve schon 1795, beziehungsweise 1801 an Frankreich gekommen (S. 180). Karl XIII. von Schweden wurde S. 181 richtiger als Holstein-Gottorper vorgeführt denn als Wasa. Napoleon wählte den Rückzug von Moskau über Smolensk nicht freiwillig; er wurde von den Russen dazu gezwungen (S. 189). Der Anfall des nach dem Stockholmer Frieden von 1720 bei Schweden verbliebenen Teiles Pommerns an Preufsen vollzog sich keineswegs so glatt, wie es nach S. 195 scheinen möchte. Das Gebiet kam zunächst zufolge des Kieler Friedens vom Januar 1814 gegen Norwegen an Dänemark, und erst von diesem wurde es gegen das von Hannover erworbene Lauenburg an Preufsen abgetreten. Das von Österreich beim Frankfurter Fürstenkongrefs von 1863 vorgeschlagene Direktorium sollte aus 5 Mitgliedern bestehen, nicht aus 6 (S. 226). Die 1870 erfolgte Übergabe Strafsburgs an die Deutschen durfte S. 233 um so weniger unerwähnt bleiben, als S. 94 richtig seines Anfalles an Frankreich gedacht ist.

In den nicht wenigen Fufsnoten sind erwünschter Weise belangreiche Geschichtsliteraturangaben untergebracht, überdies eine Reihe bald mehr, bald minder wichtiger Notizen. Vorzuziehen wäre gewesen, dafs da und dort noch einiges andere für den Grofsdruck im Texte kaum Geeignete in ihnen Platz gefunden hätte. Beispielsweise sei als hieher gehörig aus S. 156 die Angabe erwähnt, dafs am Hofe Ludwigs XVI. der Milchkaffee jeder Hofdame jährlich 2000 Livres kostete; aus S. 214 die Meinung Grillparzers, wie leicht der Wiener Aufstand vom 13. März 1848 rechtzeitig zu unterdrücken gewesen wäre. Derlei Dinge können

beim Geschichtsunterricht keinen höheren Wert beanspruchen als die S. 191 richtig in eine Fufsnote verwiesene Notiz, Napoleon sei 1813 wegen seiner wiederholten Fahrten nach Bautzen vom Volke „der Bautzner Bote“ genannt worden. Anderseits wird in den Fufsnoten des öftern eine Erklärung im Texte aufgenommener Wörter vermifst, wie z. B. S. 79 des Wortes „Winterkönig“ (vgl. O. Klopp, Der 30jähr. Krieg bis zum Ende Gustav Adolfs 1632. Paderborn 1891. I. S. 437 ff.); S. 74 und 89 des Wortes „Herren“; S. 88 „Religionsbann“; S. 89 „Kammerzieler“. S. 80 wird dem Schüler gut der Betrag einer Geldsumme nach dem heutigen Geldwerte verdeutlicht. Das gleiche Verfahren hätte sich auch sonst öfters empfohlen für die verschiedenen Summen von Gulden, Dukaten und Goldkronen. Ohne eine solche Verdeutlichung bleiben derlei Ziffern für den Schüler in der Regel völlig wertlos.

Eine löbliche Neuerung enthält das 3. Bändchen darin, dafs in dem S. 250 ff. angefügten Verzeichnisse „die Lage der weniger bekannten Orte“ näher bestimmt wird. Nur hätten in diesem Verzeichnisse auch Orte berücksichtigt werden sollen wie Sarajevo (S. 82), Rain (S. 84), Rumburg (S. 229) und die Zsitva (S. 73).

Für die übersichtliche Klarlegung genealogischer Verhältnisse in ihrem Zusammenhange sind am Ende zwei geschickt und zweckdienlich hergestellte genealogische Tabellen angefügt, in denen die in der Geschichte der Neuzeit belangreicheren Fürstenhäuser in einer den Schülern nach dieser Richtung erforderlichen Gruppierung veranschaulicht werden. In Bayern hätten wir hier freilich auch die Wittelsbacher gerne berücksichtigt gesehen, die in diesem Zeitraume nicht allein in Schweden, für das sie miteinbezogen sind, in den Gang auch der allgemeinen Geschichte des öftern bald mit geringerem, bald mit gröfserem Erfolge eingriffen.

Anlangend endlich die Diktion, so ist sie dem Zwecke eines Lernbuches glücklich angepafst. Bezüglich des Satzbaues fällt nur die Vorliebe der Verfassers für die Anreihung von Sätzen mittels des kopulativen „und“ auf, wo besser ein neuer Satz angefügt worden wäre. Derartige Verbindungen finden sich z. B. auf S. 42, 43, 47, 86, 97, 109, 124, 139, 171, 212.

Die Ausdrucksweise des Buches ist gewählt; in grammatikalischer Beziehung herrscht, wie gleichfalls bereits angedeutet, im allgemeinen anerkennenswerte Korrektheit. Darf von freilich wenig erheblichen Ausnahmen, die sich meistens als Versehen charakterisieren, gesprochen werden, so seien folgende vorgeführt: S. 11 bietet Lorenzo statt Lorenzos; S. 38 die Protestanten, als statt als die Protestanten; S. 55, 162 u. 194 fangen statt gefangen nehmen; S. 75 auf Seite statt auf die Seite; S. 104 war, anstatt das Pronomen sie zu setzen, der Name Anna zu wiederholen; S. 109 findet sich Hochstätt statt Höchstätt; S. 112 das Druckversehen „so es kam“ statt „so kam es“; S. 140 des Leibarztes der Kaiserin statt ihres Leibarztes; S. 153 pafst die Art der Verweisung auf S. 124 nicht in ein Lernbuch; S. 168 lehrt, die Franzosen hätten 1794—97 den Gegnern zahllose Millionen erprefst, doch eine starke

Übertreibung, die S. 170 auf 2 Milliarden herabgemindert wird; auch war zu schreiben „von den Gegnern“. S. 210 wird durch den Ausdruck Verbrennung der Janitscharen in den Schülern von dem Vorgange eine falsche Vorstellung erweckt. Noch belangloser sind vereinzelt sich findende Wiederholungen desselben Wortes in nächster Nähe.

Druckfehler bietet das Buch aufser dem aus S. 112 schon erwähnten und einer Buchstabenverschiebung auf S. 221 kaum einen: eine musterhafte Sauberkeit! Dagegen haben sich in den vielen Verweisungen auf andere Seiten des Buches selbst oder auf Seiten der beiden früheren Bändchen etliche Versehen eingeschlichen. Einzelne dieser Citate lassen auch nicht sofort erkennen, wo der Vergleichungspunkt zu suchen ist.

Die erhobenen Ausstellungen, die lediglich einer neuen Auflage zuliebe aufgenommen wurden, lassen in ihrer mehrfachen Geringwertigkeit an sich schon auf die Trefflichkeit des Buches schliefsen. Möge es in recht weiten Kreisen die wohlverdiente Beachtung finden!

München. Markhauser.

Die bayerische Philhellenenfahrt 1826—1829. Aus dem handschriftlichen Rücklafs des K. B. Generallieutnants Karl Freiherrn von Heideck. Teil I. München 1897. J. Lindauersche Buchhandlung. (Schöpping.) 8°, 62 S. Teil II. 118 S. 1898.

Aus dem Bilde, das uns das spätere Mitglied der bayerisch-griechischen Regentschaft von seinem ersten Aufenthalt auf dem blutgetränkten Boden des neuerstandenen Hellas entwirft, ersieht man, wie trostlos die Lage der griechischen Republik war, deren Gebiete 1826 sich nur noch auf Nauplia, Monenwasia, einen Teil der Maina mit den Inseln Hydra, Spezia und Ägina beschränkte, und deren kleine Heere zum Teil in der Akropolis eingesperrt waren, zum Teil sich ohne gesicherte Basis im östlichen Griechenlande herumtrieben. Doch war der Mut nicht gebrochen und die Hoffnung frisch geblieben. Wunderähnliche Glücksfälle, die oft nach schwerem Unglück eintrafen, das Bewufstsein, dafs kein Unterhandeln mit ihren früheren Herrn möglich sei und die offenbare Ungeschicklichkeit der Türken im Kriege, die unbegreifliche Saumseligkeit Ibrahims der mit etwas mehr Konsequenz und Thätigkeit, unterstützt von seiner furchtbaren Flotte und von einem zahlreichen nicht ganz ungeübten, regelmäfsigen Heere, diesem Kriege wohl bald ein Ende machen zu können schien, endlich das Gefühl und die fast zur Überzeugung gediehene Hoffnung, dafs das gebildete Europa die Kinder jenes Landes nicht würde zu Grunde gehen lassen, von dem ihm der Same gekommen war, aus welchem seine hohe Kultur und der Segen seiner Gesittung entsprofs — dies alles — unterstützt von dem leichten Sinne, den der schöne Himmel von Hellas schenkt, liefs das Lämpchen der Hoffnung nie erlöschen, das jeder kleine Vorteil über Türken zur lichten Flamme auflodern machte. So fand und beschrieb Oberstlieutnant Heideck

den Zustand des Landes, so den Geist wo nicht des Volkes, so doch der Häupter in Hellas, als er am 26. September 1826 als Philhellene mit Urlaub seines Königs nach Griechenland ging. Es folgten ihm Hauptmann Hügler, die Oberlieutnants Schönhammer, Krazeisen, Schilcher, von Asch, Schnüzlein, Bataillonsarzt Dr. Schreiner mit Unteroffizieren und Bedienten. Heideck nahm im Februar 1827 an der Expedition zum Entsatz der Akropolis in Athen teil, zerstörte als Oberbefehlshaber mit seinem kleinen Geschwader die Magazine der Türken in dem Kanal von Negroponte, wurde 1828 Kommandant von Napoli Romania (Nauplia) und bald darauf Militärgouverneur von Argos. Der erste Teil der merkwürdigen und für die Zeitgeschichte wertvollen Memoiren führt uns bis zur Wahl Capodistrias zum Präsidenten unter dem Vorsitz des bisherigen Präsidenten Zaïmis auf der Nationalversammlung von Trözene. Diese Denkwürdigkeiten atmen den Geist der Wahrheit, wenn sie auch unmittelbar, wie sie in dem Parteigezänke der Pallikaren entstanden sind, kein sympathisches Bild von diesen Freiheitshelden zeichnen können. Nicht selten kam es zu blutigen Auftritten unter dem „Pallikarengesindel“ beider Parteien des Grüvas und Photomaras, dann beschossen sich die edlen Kapitäne mitten im festen Nauplia aus ihren Bastionen. So war auch die Erscheinung der 2 berühmtesten Helden der Hellenen: Karaiskakis sprach nur albanesisch und griechisch, Miaulis noch überdies ein wenig spanisch und portugiesisch und verstand daher notdürftig das Italienische. Viel mehr als seinen eigenen Namen konnte keiner schreiben. Dazu kam die Abneigung der Pallikarenhäuptlinge gegen geregeltes Militärwesen, Neid und Mifsgunst gegen die Europäer, Tabvier, Bailly, Bourbaki u. a., wodurch so manches gut angelegte Unternehmen schreitete. Die Idee vom Staatseigentum war damals noch lange in Hellas nicht begriffen. Wer ein Schiff oder eine Festung kommandierte, sah sich als Eigentümer derselben an, befugt, damit zu thun, was ihn gelüstete und Nutzen daraus zu ziehen, wie ihm gut dünkte. In Ägina überreichte Heideck der damaligen Regierung, Zaïmis, Trikupis, Zographos das Empfehlungsschreiben König Ludwig I. und wurde von derselben um folgende Dinge gebeten: 3000 Mann Schweizer oder andere deutsche Truppen, um die Regierung von den Kapitänen und ihren Pallikaren unabhängig zu machen, drei oder vier gröfsere Schiffe aus denselben Gründen, endlich um die Aufstellung einer Kommission zur Kontrolle der Gelder, die aus Europa flossen. Diese erste Bitte der damaligen republikanischen Regierung ist um so merkwürdiger, als bei der späteren monarchischen man ein so wütendes Geschrei gegen die deutschen Truppen erhob, welche die Regentschaft kraft der Traktate mitbrachte und anwerben liefs. Das war ein Spiel, das Heideck vorzüglich auf englische Intriguen zurückführte, sollte doch selbst der spätere König ihnen nur Hospodar oder Nabob, nicht Monarch in Hellas sein. Heideck hatte sich mit Recht von den bayerischen Truppen, die so bald das Königreich verlassen mufsten, nicht nur eine mächtige Stütze des Thrones, sondern von ihnen als Kolonisten mustergiltige Pioniere des Landes versprochen. Statt dessen gab „man“ dem Lande eine unerträglich freie Verfassung und

das Danaergeschenk einer unerträglichene Schuldenlast, an der es über kurz oder lang ersticken mufste. Aus dem jüngst veröffentlichten Briefwechsel Justinus Kerners mit seinen Freunden verdient eine intime Äufserung des Prinzen Adalbert von Bayern heute besondere Beachtung: „Was die Griechische Nation betrifft, so steht sie, wenn auch nicht an Mut, doch Adel der Seele hinter der Spanischen weit zurück. Denn nach all den Opfern, die Bayern und meine Familie in hohem Schwunge der Begeisterung diesem Volke brachten, sind die Griechen, wie ich aus dem Munde ihres eigenen Königs, meines vortrefflichen Bruders, hörte, so undankbar zu sagen, dafs alle Leiden und alles Unglück, was über sie gekommen, — von den Bayern herrühre!" Wir sehen aus dem wenigen hier Gebotenen, dafs der so spät und doch noch rechtzeitig veröffentlichte Bericht eines berufenen Augenzeugen hohe Beachtung verdient, so dafs wir gespannt auf seine Fortsetzung sein dürfen. Dabei fällt noch manche archäologische Beobachtung ins Gewicht. In der Mitte des Theaters von Epidauros standen zwei Kalköfen, in denen wohl manche schöne Bildsäule und der gröfste Teil der fehlenden weifsen marmornen Stufensitze des geräumigen Halbkreises zu Kalk verbrannt wurden. Den Tempel der Pallas zu Ägina hat Heideck des öfteren besucht, während die „Ägineten" schon seit 1812 in München waren. Auf einem Felsen, der vor dem Hafen von Raphti liegt (jetzt Porto Raphti), thront eine wohl 60 Fufs hohe, kopflose sitzende Bildsäule im langen Gewand aus weifsem Marmor und von römischer Arbeit (jetzt als Heros Erysichthon angesprochen.) Von den Trümmern des Tempels von Sunion, wo einst Plato gelehrt, meint Heideck, ein herrlicheres Katheder habe wohl kein Professor der Welt. Beim Anblick der nicht geräumigen und gutenteils sumpfigen Ebene von Marathon konnte er sich nicht des Gedankens erwehren, dafs die Perser nicht so zahlreich waren, als die athenischen Bulletins angaben; er vergifst, dafs die Perser ja nicht alle gelandet waren (Busolt?). Viele stilistische Härten haben schon die verdienstvollen Herausgeber getilgt, doch sind noch einige Unebenheiten und Druckfehler stehen geblieben, so z. B. Parlamedes statt Palamedes, Letiskus statt Lentiskus, *Κλίτορες* statt *Κλήτορες*, Siteresion statt Sitäresion, Munichia statt Munychia, Phaleräus statt Phaleron, gleitete statt glitt, Intensionen statt Intentionen, Parhagia statt Panhagia, adressiiert statt adressiert, Mistiko statt Misthiko, Tyrinth statt Tirynth u. s. w.

Der zweite Teil behandelt Heidecks Übersiedelung nach Poros und Kenchräa, sein treffendes Urteil über den „Kanal" von Korinth, die kriegerischen Ereignisse vor Athen und den blutigen Wortbruch der Griechen gegenüber den Türken, den er möglichst entschuldigt, die militärische Schilderung der Kriegsführung mittels sogenannter Tambours und Geldprämien, der Tod des Karaiskakis und Schilchers, die Hilfsaktion der Amerikaner, die Ruinen von Tirynth und Mykenä, von denen später der auch als Maler thätige General ein schönes Bild entwarf, die Anlegung des Fort „Heideck" auf Poros, Fabviers Expedition nach Chios, die Ankunft und Thätigkeit des Präsidenten Capo-

distria, Heidecks Ernennung zum Oberkommandanten von Nauplia und seine ersprieſsliche Thätigkeit für die Reinigung und Befestigung der Stadt, Errichtung eines Waisenhauses und Spitäler, Reorganisation der taktischen Corps, Einführung abendländischer Tracht und Sitte, Oberbefehl über alle festen Plätze, Verwaltung der Douane, Militärschule in Nauplia, lauter Einrichtungen, die den Beifall des französischen Marschalls Maison in hohem Grade fanden. Am 23. August 1829 verläſst Heideck mit dem Range eines griechischen Generals Griechenland, nachdem er noch einen französisch geschriebenen Rechenschaftsbericht für die Nationalversammlung in die Hände Capodistrias gelegt hatte. Derselbe ist als Compte rendu du colonel baron de Heideck am Schlusse des Buches abgedruckt. Später ist Heideck bekanntlich als Mitglied der Regentschaft für König Otto mit Armansberg und Maurer nach Griechenland zurückgekehrt. Diese Zeit ist hier auf 2 Seiten abgethan. Das Urteil, welches Heideck über den von ihm selbst empfohlenen Grafen Armansberg gefällt, ist ein hartes; vgl. darüber J. N. Sepp, Ludwig Augustus, München, 1869. (S. 193, 198, 205, 318. 489.) Noch härter sind die Urteile, die der Vielerfahrene über das griechische Volk seiner Umgebung und seiner Zeit gefällt hat; freilich kann man nicht leugnen, daſs sie zu den Aussprüchen seiner Zeitgenossen und späterer Reisender vollkommen passen. Man hat eben heutzutage wie damals vergessen, daſs das griechische Volk nicht ein Jahrhunderte lang in ätherischer Höhe schwebender nur von den Idealen der Antike genährter Bestandteil der europäischen Menschheit, sondern ein recht wesentlicher, geist- und leibeverwandter Bruchteil der Balkan- und Orientvölker gewesen ist, also mit demselben Maſsstabe wie die Leidensgenossen jahrhundertlanger türkischer Sklaverei, die Rumänen, Serben, Bulgaren, Albanesen, Armenier, Juden gemessen werden muſs.[1])

Ludwigshafen a/Rh. H. Zimmerer.

V. W. Esche, Aus dem Wunderlande der Palmen. Skizzen von —. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt. II. und 256 Seiten.

Der Verfasser führt uns in einer zum teil ganz spannend geschriebenen Erzählung von Hamburg über Lissabon zunächst nach Rio de Janeiro, von da nach dem Sommersitz der feinern und reichern Welt R. d. J., nach Petropolis, dann weiter nach dem Süden des brasilianischen Reiches nach Rio Grande do Sul und der Hauptstadt hievon, dem „Fröhlichen Hafen“ Porto Alègre. Zum Schlusse schildert

[1]) Heideck z. B. S. 106. „Zwar wird noch mancher Kampf gegen die vertürkten Griechen selbst zu kämpfen sein, welche erst nach Generationen, die durch Erziehung in jedem Sinne veredelt werden müssen, zu wahrhaft freien Bürgern im europäischen Staatenbunde gedeihen können denn Selbstsucht, Trug, Hinterlist, ja selbst Feigheit sind bis jetzt ihre schlimmsten Feinde, und diese teils eigentümlichen, teils durch langen brutalen Druck groſs gezogenen Nationaluntugenden können nur durch Zeit und bessere Erziehung gemindert, vielleicht ausgerottet werden.“



er uns die kirchliche Feier eines Johannisfestes in Porto Alègre und gibt uns dann einen gerade nicht recht erfreulichen Einblick in das Beamtentum, in die Rechtspflege und in das Militärwesen der brasilianischen Staaten.

Esche hat die Verhältnisse Brasiliens durch einen vierjährigen Aufenthalt im Lande aus eigener Anschauung kennen gelernt. Er hat sichtlich mit offenen Augen auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens gesehen und es verstanden, uns seine Erfahrungen und Erlebnisse in anziehender Form zu schildern. Wir erfahren nicht nur im „allgemeinen" etwas, wir lernen in seinen Skizzen kennen die soziale und wirtschaftliche Lage der Bevölkerung, deren Gebräuche und Eigenheiten, wir erhalten auch einen Begriff von dem merkantilen Leben Brasiliens.

Mit besonderem Stolze können wir in diesen Skizzen lesen, dafs ein Ritt durch die deutschen Kolonien Brasiliens dem Fremden ein beredtes Zeugnis von der Blüte derselben ablegt.

Die beigegebenen Bilder lassen in technischer Durchführung etwas zu wünschen übrig.

Joseph Kolberg, S. J. Nach Ecuador. Reisebilder von —. Freiburg im Breisgau. Vierte Auflage. Herder 1897.

Nach dem Tode des Verfassers — 20. 3. 93 zu Feldkirch in Voralberg — verzögerte sich die Neuherausgabe dieser trefflichen Reisebilder einige Jahre. Jetzt hat sie ein langjähriger Freund K's., Joseph Schwarz, S. J. besorgt.

Da der Wert des Buches in der ganz eigenen Weise liegt, wie Kolberg die Welt um sich auffafste und zur Darstellung brachte, so ist bei der Neuherausgabe aus leicht verständlicher Pietät nur soviel geändert worden, als durch den Lauf der Verhältnisse seit der letzten Ausgabe bedingt war.

Neu beigegeben ist eine Zusammenfassung der Theorie des Gewölbeschubes, die zur Erklärung der Kolbergschen Lehre der Erdbeben etc. dient. Karten, Bilder, Papiere und Druck sind vorzüglich.

München. Stapfer.

H. Harms. Vaterländische Erdkunde. Mit 76 Abbildungen im Texte und 4 farbigen Kärtchen. Braunschweig und Leipzig. Hellmuth Wollermann. 1897. Pr. 4 Mk. Geb. 4.75.

Eine willkommene Gabe für den Lehrer, der daraus die mannigfachste Belehrung schöpfen wird. Diese vaterländische Erdkunde will „eine Ineinanderarbeitung aller für einen guten geographischen Unterricht in Betracht kommenden Materien, der physischen und geologischen sowohl als der malerischen und kulturellen, sein und diese unter Beobachtung einer zusammenhängenden, fesselnden Darstellung so ineinanderfügen, wie es dem entwickelnden Unterrichtsprinzip, das im

Geographieunterricht noch nur sehr wenig zur Geltung kommt, entspricht." Der gesammt 316 Seiten umfassende Stoff ist auf 1 1/2 Jahre berechnet, doch hat der Verfasser selbst leise Zweifel, ob das möglich ist. Doch wollte er sich nicht beschränken, da das Buch „für den Lehrer, nicht für den Schüler" geschrieben ist. Ein Lehrbuch in der Hand der Schüler soll es also nicht sein und kann es schon deshalb nicht sein, weil der Verfasser an nicht wenigen Stellen allerlei in ein Schulbuch nicht gehörige Ergüsse seiner subjektiven Anschauungen über dies und das eingeflochten hat, die nicht nach jedermanns Geschmack sind. Es ist zu bedauern, dafs der Verfasser seinem Herzensdrang in dieser Beziehung keine Zügel angelegt, und nicht alles Subjektive ferngehalten hat. Auslassungen wie S. 5 über die Kriege, S. 8 über die augenblicklichen politischen Beziehungen Rufslands zu Deutschland, S. 9 über den Stand des deutschen Volksschulwesens (samt der hiezu gehörigen langen Anmerkung), sein Preis der Reformation und Luthers, das Urteil über die soziale Gesetzgebung und noch viele andere sind sicherlich nicht in einem solchen Buche am Platz und wirken nur störend. Konfessionelles sollte prinzipiell ausgeschlossen sein. Aus diesem Grunde kann davon abgesehen werden, in eine nähere Würdigung des Buches einzutreten, das im übrigen jedem Lehrer der Geographie zum Studium empfohlen wird.

Physikalische Schulwandkarte des deutschen Reiches sowie seiner Nachbarländer v. E. Schröter. 6 Blatt unaufgezogen 12 M., aufgezogen mit roter Seidenbandeinfassung, schwarzpolierten Stäben und Rollvorrichtung 20 M. Essen 1897, G. D. Bädeker.

Durch ihre besondere Gröfse (1 m 82 cm hoch und 1 m 90 cm breit) empfiehlt sich diese im Mafsstab von 1:800000 ausgeführte Wandkarte insbesondere in grofsen Schulsälen, da sie an Deutlichkeit und Anschaulichkeit wohl die strengsten Anforderungen zu erfüllen vermag. Die Farbengebung ist sehr gut und plastisch wirkend, insbesondere durch die Wahl der tiefblauen Farbe für die Flüsse, die sich so vortrefflich aus dem Landschaftsbilde hervorheben. Die Karte zeigt weise Mafshaltung in der Aufnahme von Städten, von denen die wichtigeren mit roten Ortszeichen eingetragen sind. Hier ist übrigens zu erwähnen, dafs in der Auswahl nicht immer dieser Gesichtspunkt streng eingehalten worden ist, denn sonst hätte z. B., um nur in der Pfalz zu bleiben, nicht Ludwigshafen, eine sehr industriereiche und über 40000 Einwohner zählende Stadt, ganz fehlen und das noch bedeutendere und volkreichere Kaiserslautern mit Städten wie Nördlingen und Ems auf eine Stufe gestellt werden dürfen, während Speier, Zweibrücken den Grofsstädten gleichgestellt sind. Die äufsere Ausstattung der wie oben angegeben sehr solid und elegant aufgezogenen Karte verdient lobende Erwähnung.

Frankenthal. Koch.



Pflanzenleben von Anton Kerner von Marilaun. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Die Geschichte der Pflanzen. Mit 1 Karte, 233 Abbildungen im Text, 19 Farbendruck- und 11 Holzschnitt-Tafeln. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1898. Geb. 16 M.

Wohl die letzte gröfsere Arbeit, die dem mittlerweile verstorbenen Forscher zu vollenden vergönnt war, ist der zweite Band seines Pflanzenlebens gewesen. Wir haben daher denselben wie ein teures Vermächtnis zu betrachten und werden, wo immer wir im Unterrichte in seinen Spuren wandeln, dem Meister ein treues Gedenken bewahren. Um so anziehender dürfte es sein die Veränderungen kennen zu lernen, die der Verfasser selbst nach siebenjähriger Erprobung an seinem Werke für nötig fand. Ich schliefse mich daher an meine Besprechung des ersten Bandes in dieser Zeitschrift an (Bd. XXXIII. S. 641 ff.) und bemerke zunächst, dafs die zweite Auflage des zweiten Bandes trotz der Aufnahme eines grofsen neuen Abschnittes um mehr als hundert Seiten im Umfange hinter jenem zurückgeblieben ist. Das wurde ermöglicht zunächst durch die schon erwähnte Verschiebung von Textstücken und Bildern aus dem zweiten Bande in den ersten (s. a. a. O. S. 642), dann aber auch durch Streichen mancher überflüssig erscheinenden Absätze und Wendungen, sowie durch Weglassen minder wichtiger Abbildungen. So ist z. B. weggefallen die auf S. 212[1] stehende Beobachtungstabelle über Öffnen und Schliefsen der Blüten im Innsbrucker botan. Garten; ebenso ist das Linné'sche System (S. 287[1]) nunmehr (S. 266) sehr gekürzt, die Bilder dazu (S. 291—92[1]) ganz weggelassen. S. 525 ist die Liste der Bastarte gefallen (S. 574[1]) und 514 ist der 561[1] erwähnte Pfropfversuch an Irisarten getilgt; S. 515 die Erklärung der Pfropfhybriden fallen gelassen. Eine Anzahl von Abbildungen, die sonst im Texte getrennt standen, sind jetzt auf Holzschnitttafeln vereint, so die Gallen von S. 523[1] uno 525[1], die Windfrüchte S. 494 und 495[1], die anhäkelnden Früchte S. 806 und 807[1].

Gestrichen sind die Abbildungen von Cynoglossum pictum, Linaria alpina und Soldanella alpina (S. 176), Frucht von Eriodendron (417) Salix polaris (418), Epilobium angustifolium (350), Daphne Mezereum etc. (420), Cassia angustifolia (425), Rhizomorpha Mangle (446), Artocarpus incisa (432) Bixia Orelana (438). Einige weitere Abbildungen sind im Texte verschoben; von den Farbentafeln sind die drei vermifsten (s. a. a. O. S. 643) nachgeholt; weggefallen ist dagegen die bei S. 484[1] stehende: „Blätter- und Röhrenschwämme".

Am meisten Platz aber wurde dadurch gewonnen, dafs der ganze grofse Abschnitt: „Die Stämme des Pflanzenreiches" (S. 588—717) in Wegfall kam. Der Laie wird seine etwas trockene Systematik auch nicht vermissen, der Botaniker aber weifs den dort behandelten Stoff anderswo besser und vollständiger zu finden. Die zugehörigen Abbildungen sind auf andere Kapitel verteilt.

An Stelle des Ausgefallenen sind neu aufgenommen: S. 473 die

Anmerkung mit den Namen der gallenerzeugenden Milben und ihrer Nährpflanzen; die Abbildungen der Eschenklunkergalle (S. 489), der Weidenrosen und Kikebeeren (S. 490) und die Gallen auf S. 491; dann S. 509 zwei Absätze über das Verhalten der Bastarte inbetreff Laubschütte und Blütezeit samt Tabelle über die Zeit des Aufblühens mehrerer Weidenarten im bot. Garten zu Innsbruck. Ferner die Abbildungen: S. 572 Ableger-bildende Farne; S. 620 Samen mit grofser Nabelschwiele (von Ameisen verbreitet). S. 842 Wollgrasried am Ufer des Traulsees, und S. 646 Geschichteter Wald in Süddalmatien.

Der Erörterung über das Aussterben der Arten ist eine Florenkarte von Österreich-Ungarn und den angrenzenden Teilen der benachbarten Länder beigegeben. Weitaus den gröfsten Teil des freigewordenen Raumes nimmt jedoch ein völlig neuer Abschnitt ein, der betitelt ist: Die Pflanze und der Mensch.

Derselbe behandelt zuerst die Nutzflanzen in den Kapiteln: Industriepflanzen, Vegetabilische Nahrungs- und Genufsmittel, Futterpflanzen für die Haustiere, die als Heilmittel und zu abergläubischen Zwecken gebrauchten Gewächse. An Abbildungen sind hier neu hinzugekommen — die übrigen standen früher an anderen Stellen —: Boehmeria tenacissima, Broussonetia papyrifera, Castilloa elastica, Tamarindus Indica, Ceratonia siliqua, Cochlearia Armoracia, Coriandrum sativum, Caryophyllus aromaticus, Glycyrrhiza glabra, Cassia fistula, Althaea officinalis, Cinchona officinalis, Toluifera Balsamum, Copaifera officinalis, Cephaelis Ipecacuanha, Garcinia Morella, Croton Tiglium, Camphora officinalis, Anthemis nobilis, Anamirta Cocculus und Panax Ginseng. Darauf folgen: „Frische Pflanzen und Pflanzenteile als Schmuck und Zierrat" mit interessanten doch nicht immer ganz einwandfreien kulturhistorischen Notizen, weiterhin: „Die Gärten der alten Zeit", „des Mittelalters und der neueren Zeit" erläutert durch die Abbild. der altägypt. Gartenanlage von Tell el Amarna, eines kleinen römischen Villengartens nach einer pompejanischen Wandmalerei, eines Teppichgartens bei Wien, (v. 1552), des Gartens der Isola Bella und des kaiserl. Lustschlosses Schönbrunn, des Borkenhäuschens im Park zu Weimar und je einer Partie aus dem K. Garten zu Tokio und aus einem chinesischen Garten. Die Abschnitte über die botanischen Gärten und Gewächshäuser und die ursprüngliche Heimat der Kulturpflanzen greifen aus der reichen Fülle des Stoffes einzelne merkwürdige Fälle heraus; das Schlufskapitel handelt von der Pflanze als Motiv in der Kunst. Es zerfällt in die Unterabteilungen: Pflanzenornamente auf Teppichen und Kleidern, Kunstblumen, die Pflanzen in der Bildhauerkunst, Blumenmalerei. Abbildungen von Pflanzen in botanischen Werken (wo ich gerade von einem Wiener Botaniker eine eingehendere und bessere Würdigung der alten Pflanzenbilder (4.—5. Jahrh. n. Chr.) des Codex Constantinopol. zu Wien erwartet hätte), die Landschaftsmalerei, die Pflanzenwelt in der Dichtkunst.

Geschmückt ist dieser Abschnitt mit folgenden Abbildungen: Ornament von der nördlichen Erzthüre des Baptisteriums zu Florenz. Karyatidentisch aus der Empirezeit. Acanthus mollis. Pflanzenornamente (ver-

schiedener Stile). Narcisse mit Vergifsmeinnicht (aus Schmiedeeisen) und Blumenstück von J. de Heem.

Das Nachschlagen ist wesentlich erleichtert, indem beiden Bänden ein eigenes Register beigegeben wurde.

Freising. H. Stadler.

Leitfaden der Kunstgeschichte von Dr. Wilh. Buchner. 6. Auflage, Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1896.

Ein Buch, das in sechster Auflage erscheint, bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung mehr. Das vorliegende Werkchen ist für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bestimmt. Diesem Zweck entsprechend beschränkt es sich auf das Wissenswerteste, dabei aber doch eine Fülle des Stoffes bietend, der sehr übersichtlich geordnet und durch 106 sehr gute Abbildungen illustriert ist. Die den einzelnen Abschnitten vorausgehenden Zeittafeln erleichtern die Übersicht wesentlich. Nur ist bei ihrer Abfassung, insoweit bestimmte Zeitabschnitte für die einzelnen Stilwandlungen angegeben werden, die gröfste Vorsicht notwendig, denn das Auftreten neuer Formen erfolgt in den verschiedenen Ländern keineswegs gleichzeitig, sondern es kommen dabei mehr oder weniger grofse Zeitdifferenzen in Betracht, die sich bis zu einem halben Jahrhundert und weit darüber hinaus erstrecken können. Dies gilt insbesondere für die Baukunst. Gerade hier ist ein zähes Festhalten an den einmal eingebürgerten Formen noch lange Zeit zu beobachten, während nebenher auf anderen Gebieten bereits eine neue Formenwelt sich Bahn bricht. So dürfte in dem vorliegenden Werkchen die Zeittafel zur romanischen und gotischen Kunst in der nächsten Auflage eine Verbesserung, bezw. bestimmtere Präzisierung hinsichtlich der Gotik erfahren. Hier ist nämlich die Spätgotik für das 14. Jahrhundert angesetzt und unter anderen Architekturbeispielen auch St. Lorenz in Nürnberg als dieser Zeit angehörend, aufgeführt. Beides ist nicht ganz richtig.

Es ist erstens nicht richtig, die Spätgotik, insoweit Deutschland in Frage kommt, kurzweg für das 14. Jahrhundert anzusetzen. Der Verfasser präzisiert zwar später (S. 113) diesen Zeitraum des Näheren von 1350—1450, allein auch dies ist eine ziemlich willkürliche Annahme, wie denn überhaupt die ganze Einteilung der gotischen Baukunst auf S. 112 und 113 sehr anfechtbar ist. Der Verfasser nimmt vier Entwicklungsstufen der Gotik an: a) die streng — oder frühgotische Bauweise, etwa 1225—1250, b) die schöne gotische Bauweise von 1250—1350, c) die spätgotische Bauweise, etwa 1350 1450, d) die Verfallzeit von 1450 ab. Der Verfasser gesteht nun allerdings zu, dafs diese Jahrzahlen nicht durchweg mafsgebend sind. Und so ist es auch. Der angegebene Zeitraum von 1225 - 1250 für die Frühgotik trifft im wesentlichen nur für die Rheinlande zu, welche den neuen Stil zuerst von dem benachbarten Frankreich, dem Geburtslande der Gotik, erhalten haben. Für den gröfsten Teil Deutschlands aber ist es gewifs am richtigsten, die Frühgotik von 1250—1300 anzunehmen. Ebenso

entspricht es den thatsächlichen Verhältnissen besser, die Hochgotik — oder wie der Verf. sagt, die schöne gotische Bauweise — für das 14. und sonach die Spätgotik für das 15. Jahrhundert und den Anfang des 16. Jahrhunderts anzusetzen. Von der Annahme einer besonderen Verfallperiode kann man um so mehr absehen, da eben gemeiniglich die Spätgotik als die Verfallzeit des Stiles betrachtet wird.

Was nun den Bau von St. Lorenz in Nürnberg betrifft, so fällt derselbe nur zum kleinsten Teil in das 14. Jahrhundert. Das Langhaus mit dem Nordturm entstammt in der Hauptsache dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, ist also frühgotisch. Später sind die zwischen die Strebepfeiler eingebauten Kapellen, sowie der südliche Turm entstanden, und erst im 15. Jahrhundert, nämlich von 1439 bis 1477 wurde der Chor erbaut.

Das sind, wie gesagt, einige Punkte, die bei einer Neuauflage berücksichtigt werden dürften. Einige Ungebräuchlichkeiten wie „Nachfahr" statt Nachfolger (S. 186) und „Überzug" statt Übersiedelung (S. 190) seien nur nebenbei erwähnt.

Die Ausstattung des Buches ist eine sehr gute und der Preis von 2,80 M. ein sehr mäfsiger bei der Fülle des Gebotenen. Das praktische Werkchen kann bestens empfohlen werden.

Das Ganze des Linearzeichnens von Professor Heinrich Weishaupt. Abteilung I, Planimetrische Konstruktionslehre mit 36 Tafeln. 4. Auflage, neu bearbeitet von Dr. Max Richter, Oberlehrer an der 1. Realschule zu Leipzig. Leipzig, Verlag von Hermann Zieger 1897.

Was über die Brauchbarkeit des Weishauptschen Werkes bei Besprechung der zweiten Abteilung, welche die geometrische Projektionslehre behandelt, im 4. Hefte des Jahrganges 1898 dieser Blätter gesagt wurde, das Gleiche gilt auch für die erste Abteilung. Der ursprüngliche, in hohem Grade veraltete Text hat eine völlige Umarbeitung erfahren. Um das Ganze übersichtlicher anordnen zu können, hat der Verfasser die ursprünglich aus zwei Teilen bestehende erste Abteilung in eine zusammengezogen, die in den Text verstreuten Figuren, nebst mehreren neu gefertigten Zeichnungen, auf vier neuen Tafeln zur Darstellung gebracht und mehrere Tafeln ganz umgezeichnet.

Der Inhalt zerfällt in vier Abschnitte. Der erste Abschnitt handelt über die Beschaffenheit und den Gebrauch der Zeicheninstrumente, der zweite über geradlinige Figuren und Kreiskonstruktionen, der dritte Abschnitt behandelt Kurvenkonstruktionen — Ellipsen, Parabeln, Hyperbeln, Cykloiden und Evolventen — und der vierte die Konstruktion von Gewölbebogen und architektonischen Gliedern. Leichtverständlicher Vortrag, klare und präzise Ausdrucksweise, zeichnen auch diese neubearbeitete erste Abteilung sehr vorteilhaft gegenüber den früheren Auflagen aus.

Regensburg. Pohlig.



Amphion. Sammlung vierstimmiger gemischter Chöre für den ausschliefslichen Gebrauch in Gymnasien und Realschulen bearbeitet und herausgegeben von J. Strubel. (Regensburg, Feichtinger und Gleichauf, geb. 2 M. 50 Pf., bei 10 Exempl. à 2 M.)

In hübscher Ausstattung, mit deutlichem Noten- und Textdruck, welch letzterer nur ausnahmsweise durch die Partiturform in der Übersichtlichkeit etwas beeinträchtigt wird, präsentiert sich vorliegende Sammlung mit 153 (nach bestimmten Gruppen geordneten) Gesängen für Mittelschulen. Was zunächst die Liedertexte anlangt, so entspricht ihre Auswahl der in der Vorrede betonten Pflicht unserer Schulen, den Sinn der Jugend für die idealen Güter zu wecken und zu pflegen; nur hätte eine ganz strenge Konsequenz in der Fernhaltung alles Unpassenden, besonders Erotischen, die Aufnahme verweigern sollen auch dem Madrigal „An einem Bächlein", sogar dem musikalisch gewifs sehr schönen „Herbstlied" von Tiek-Filke, deren ganzer Gehalt und Stimmung der Schuljugend ferne liegen, und unbedingt auch dem Scheffel'schen einstimmigen „Wohlauf die Luft" mit seiner „schönen Schnitterin". Auch die Kompositionen, deren Auswahl oder Bearbeitung rufen nur bei ganz geringen Ausnahmen etwaige Bedenken hervor. So könnte das eigentliche Volkslied etwas stärker vertreten sein (Silcher z. B. nur einmal!). Gerne sei dafür verzichtet auf einige der für gemischten Chor erst hergerichteten ursprünglichen Männerchöre — darunter auch von R. Wagner der eine Pilgerchor aus Tannhäuser — und auf Lieder, die im Original einstimmig mit Klavierbegleitung komponiert sind, da in beiden Fällen der eigentliche Charakter der Komposition geschädigt wird. Doch hat der Herausgeber im ganzen ein gewisses Mafs gehalten und sich keine Geschmacklosigkeiten zu Schulden kommen lassen, wie sie in ähnlichen Sammlungen häufig genug anzutreffen sind. Dafs die Schüler auch mit der eigentümlichen Form des Madrigals bekannt gemacht werden, ist an und für sich recht löblich; doch wäre, wie schon gesagt, entbehrlich, „An einem Bächlein", selbst das historisch wichtige „Innsbruck, ich mufs dich lassen", da es nur durch eine Verhunzung (sit venia verbo!) des Textes eingeschmuggelt werden konnte; die übrigen, worunter Orlando di Lasso heiteres „Gastlied", würden genügen. Ein ganz zu beseitigendes Anhängsel, teilweise auf die Studentenkneipe gehörig, sind die ein- und zweistimmigen Gesellschaftslieder.

Diesen wenigen Ausnahmsfällen steht nun gegenüber eine reiche Auswahl der trefflichsten Lieder in allen Gruppen, sowohl den der mehr ernsten, lyrischen, als auch der frischeren und heiteren Gattung. Allzubekannte („ausgesungene") findet man fast gar nicht und doch vermifst man keinen liebgewordenen Meister unter den Namen der Komponisten. Die Rücksicht auf den Raum erlaubt nicht auf einzelnes einzugehen, es sei aber eigens hervorgehoben, dafs es ein besonderer, erfreulicher Vorzug der Sammlung ist, dafs in derselben speziell unser engeres Vaterland mit recht tüchtigen Leistungen vertreten ist und zwar von noch schaffenden, auch jüngeren Kräften, wie

Breu, Kistler, Podbertsky, Rheinberger, Schwarz, Witt (der ernste Kirchenmusikreformator auch mit einer heiteren Gabe), denen sich auch der Herausgeber mit mehreren gelungenen Kompositionen würdig zur Seite stellen kann. Der Grad der Schwierigkeit stellt an die Leistungsfähigkeit der jugendlichen Sänger keine übertriebenen Anforderungen und auch auf den Stimmumfang ist lobenswerte Rücksicht genommen. Zum Schlusse den aufrichtigsten Wunsch für Herausgeber und Verlag, dafs der Amphion durch reiche Verbreitung an unseren Schulen dazu beitragen möge, Geschmack und Lust für das deutsche Lied zu wecken und zu pflegen.

München. Wismeyer.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Bilderbogen für Schule und Haus, herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. — I. und II. Serie, 1898. (Preis der Serie zu 25 Blatt in Umschlag (Volksausgabe) 3 M., einzelne Bogen schwarz 10 Pfg., farbig 20 Pfg.; Liebhaberausgabe auf feinem Velinpapier in Mappe, mit besonderen Textblättern die Serie zu 10 M.) — Im Februar des vergangenen Jahres erschien die I. Serie dieses grofs angelegten und sehr begrüfsenswerten Unternehmens der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. Dasselbe war sorgfältig vorbereitet worden, indem das Österreichische Kultusministerium eigens eine Kommission von Fachmännern einsetzte, um die Grundzüge des Ganzen prüfen und die Ausführung in Bezug auf künstlerische und pädagogische Forderungen überwachen zu lassen. Durch Ministerialerlafs vom 9. Januar 1898 wurde denn auch das Unternehmen den Schulbehörden Österreichs bestens empfohlen. Aber auch aufserhalb der Kronländer dürfte ihm seine Bedeutung gebührende Beachtung sichern, sowohl hinsichtlich des Planes, Umfanges und Zweckes als auch hinsichtlich der Eigenart und Vortrefflichkeit der Ausführung.

Zweck des neuen Unternehmens ist, der Jugend bildliches Anschauungsmaterial aus allen Gebieten des Wissens in systematischer Form vorzuführen; diese Stoffgebiete sind: die biblische Geschichte, die Weltgeschichte, die Geographie, die Naturkunde, bes. das Tierleben, technische Erfindungen und Einrichtungen, Volksleben, die schönsten Märchen, Legenden und Sagen, Kunstgeschichte. Zunächst sind etwa 500 Bogen ins Auge gefafst, welche sich auf die genannten Gebiete in der Weise verteilen, dafs die meisten auf Geschichte und Geographie (nahezu 300) treffen. In den beiden bisher ausgegebenen Serien (jährlich soll eine solche zu 25 Bogen erscheinen) ist jedes einzelne der genannten Gebiete vertreten, so dafs man sich leicht einen Begriff machen kann, welche Fülle von trefflichen Bildermaterial dereinst die abgeschlossene Sammlung bieten wird: 2 Bogen sind den Germanen, 2 den Hunnen gewidmet, den Kreuzfahrern einer, andere schildern die mittelalterliche Stadt und ihr Leben, drei die romanische Bauzeit (romanische Burg und Klosteranlage, das romanische Wohnhaus), die Belagerung einer Stadt im XIV. Jahrh. und zur Zeit des 30jähr. Krieges wird vorgeführt, aufserdem Szenen aus der österreichisch-ungarischen Geschichte (Stephan d. Heil. v. Ungarn, Rudolf von Habsburg, Maria Theresia, d. hl. Severin, Kaiser Max I.), das Leben des Bauern aus dem XII., das Leben auf der Landstrafse im XIV. Jahrh., das mittelalterliche Turnier etc.; die geographischen Blätter schildern die Hochalpen (2); die Donau und ihre Ufer (3), Prag etc. etc. Besonders anziehend für die Jugend sind die farbigen Märchenbilder.

Was aber diese Sammlung von vielen Illustrationen für die Jugend unterscheidet, das ist der hohe künstlerische Wert der Darstellungen. Zwei nicht zu billigende Richtungen sollen ausdrücklich vermieden werden: weder sollen der Jugend sogenannte authentische Illustrationen geboten werden, für welche sie ja vielfach nicht reif ist, noch will man etwas gemein haben mit den landläufigen Erzeugnissen einer gewerbsmäfsigen Fabrikation — sondern man hat eine Reihe hervorragender Künstler gewonnen, die ihre Fähigkeiten in den Dienst der Wissenschaft und Pädagogik gestellt haben; ihre Zeichnungen sind durch Holzschnitt, Zinkätzung oder Kupferätzung vervielfältigt. So bildet jeder Bogen für sich auch eine künstlerische Leistung und erfüllt wirklich, was das Programm verheifst: „Die Bilderbogen wollen echte, ernste und wirkliche Kunstwerke sein und wollen nach keinem anderen Mafsstabe beurteilt werden als demjenigen, den ein geläuterter, gebildeter Geschmack an ein Kunstwerk legt." Damit erweitert sich aber die Bedeutung des Unternehmens insofern, als nun diese Blätter auch für den Erwachsenen, den Kunstfreund und Kunstkenner Wert erhalten. In Rücksicht darauf wird sogar von jeder Serie eine Luxusausgabe in 100 nummerierten Exemplaren à 100 M. hergestellt. Etwa der Hälfte der Blätter (Gröfse 37 : 48 cm) ist ein erläuternder Text beigegeben, in der Volksausgabe auf die Rückseite gedruckt, knapp, aber lehrreich und zur Aneignung und Auffrischung verschiedener Kenntnisse wohl geeignet.

Demnach verdient das Unternehmen, dessen eben geschilderte Herstellungsweise natürlich für die vervielfältigende Gesellschaft mit beträchtlichen Opfern verbunden ist, nicht zum mindesten wegen seiner Billigkeit warme Empfehlung auch unseren Schulen gegenüber; denn wenn wir auch ein ähnliches, in Bezug auf künstlerischen Wert wohl vergleichbares Unternehmen besitzen, — die Münchener Bilderbogen aus dem Verlag von Braun u. Schneider — so kommen eben doch hievon für die Schüler nur vereinzelte Bogen in Betracht, da der Humor überwiegt. Daran wird man wohl im Reich keinen Anstofs nehmen, dafs in den Wiener Bilderbogen naturgemäfs der vaterländischen, d. h. österreichisch-ungarischen Geschichte und Geographie ein breiterer Raum gegönnt ist.

Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Von neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Frz. Wolff. Zweite Original-Volksausgabe (24. Gesamtaufl.) 8—13. Bd. Berlin 1898. Oswald Seehagens Verlag (Martin Höfer). Preis des eleg. geb. Bandes 2 M. — Der 8. Band (zugleich der 5. der Geschichte des Mittelalters) behandelt den 2. Teil des 15. Jahrhunderts, also den eigentlichen Ausgang des Mittelalters, wobei auf die Geschichte der Bildung und Literatur besonderes Gewicht gelegt wird. Die Beziehungen der Griechen zur Blüte der Wissenschaft in Italien, die deutsche Literatur des 15. Jahrh., die Italiens von Dantes Tod bis zur Mitte des 15. Jahrh. werden dargestellt, den Hauptinhalt bildet jedoch die politische Geschichte Englands und Frankreichs im 15. Jahrh. (der englisch-französische Krieg und der Krieg der roten und weifsen Rose in England), sowie die Darstellung der Blüte und des Unterganges Burgunds und der weiteren Entwicklung der Schweizer Eidgenossenschaft; aus der deutschen Geschichte gelangt die Regierung Friedrich III. zur Schilderung. Kultur und Literatur Italiens, Deutschlands und Frankreichs in der II. Hälfte des 15. Jahrh. werden unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Buchdruckerkunst dargestellt. — Mit dem 9. Bande beginnt die Geschichte der neueren Zeit, d. h. der Epoche von der Entdeckung Amerikas bis zum Beginn unseres Jahrh., von Dr. Oskar Jäger durchgesehen und ergänzt. Diesen Band eröffnet ein gröfseres Kapitel: die Hauptstaaten Europas beim Eintritte in das 16. Jahrh., worin deren Geschicke etwa bis zum Tode Maximilians I. dargestellt werden. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Geschichte der Entdeckung gegeben. Den Hauptteil dieses Bandes bildet die Geschichte der Reformation in ihrer ersten Zeit; dieselbe wird fortgeführt bis zum ersten Religionsfrieden (1532). Ein Abschnitt (S. 420—480) behandelt Literatur und Bildung der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Hier sei besonders auf das scharfe Urteil Schlossers gegenüber der übertriebenen Wertschätzung des „Possenreifsers" Rabelais hingewiesen, das bei mancher Übertreibung doch viel Wahres enthält. — Im 10. Band wird die Geschichte des 2. Drittels des 16. Jahrhunderts vorgeführt, also aus der deutschen Geschichte

der Schmalkaldische Krieg, dann die Zeit bis zum Augsburger Reichstag (1555), ferner das Zeitalter der Gegenreformation in Deutschland wie in Frankreich und Spanien; besonders eingehend ist die Geschichte der Reformation in England unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern dargestellt, ebenso die Hugenottenkriege in Frankreich bis zum Pacificationsedikt von Poitiers 1577. Auch in diesem Bande fehlt nicht ein Kapitel über Literatur und Bildung der Italiener, Deutschen und Franzosen im XVI. Jahrh. — Der 11. Band führt in seinem 1. Teile die Geschichte des 16. Jahrh. zu Ende, schildert also hauptsächlich die letzte Hälfte der Regierung Philipps II. von Spanien, den Freiheitskampf der Niederländer gegen die spanische Herrschaft, die Aussendung und Vernichtung der Armada, den Aufschwung Englands unter der Königin Elisabeth. Damit kommt zugleich die literarische Entwicklung am Ende des 16. Jahrh. zur Darstellung: die Bedeutung eines Camoëns, Lope de Vega, Cervantes, Calderon, namentlich aber eines Shakespeare. Der 2. Teil dieses Bandes enthält sodann eine Schilderung der Lage der Dinge in Deutschland und der angrenzenden Staaten bei Beginn des 30jährigen Krieges, welcher in seinen Ereignissen bis zum Jahre 1640 vorgeführt wird. Hier wird auch ein Rückblick auf die skandinavische und russische Geschichte in der letzten Zeit vor dem 30jährigen Kriege gegeben. — Die unmittelbare Fortsetzung liefert der 12. Band, welcher zunächst die Verhältnisse in Frankreich und Spanien zur Zeit der Maria von Medici und des Kardinals Richelieu darstellt, um sodann die letzen Zeiten des 30jährigen Krieges zu schildern. Der Rest des Bandes behandelt besonders die englische Geschichte vom Tode Elisabeths bis zur Hinrichtung Karl I., dann die Rebellion, die Geschichte der Republik bis zu Cromwells Tode; ferner die Geschichte des Nordens wie die Niederländische Geschichte von 1609 bis zum Tode Wilhelms II. von Oranien 1650. In Bezug auf die literarische Entwicklung finden sich in diesem Bande nur S. 209—223 interessante Bemerkungen über die Entstehung der monarchischen Hofliteratur. — Um so reicher an Ausführungen zur Geistesgeschichte ist der XIII. Bd., welcher die Geschichte des 17. Jahrhunderts zu Ende führt und S. 368—564 einen sehr ausführlichen Abschnitt über Literatur und Geistesbildung des 17. Jahrh. enthält, in welchem namentlich der deutschen und französischen Literatur eine eingehende Darstellung gewidmet ist. Die politische Geschichte in diesem Bande umfafst die romanischen Staaten zu Mazarins Zeit, zeigt sodann Europa unter dem Einflusse Ludwigs XIV. und zwar bis auf den Ryswiker Frieden, der endlich der Übermacht Frankreichs Halt gebot.

Auch hier sei wieder darauf hingewiesen, dafs der Preis der einzelnen Bände, die alle zwischen 500 und 600 Seiten umfassen, in Anbetracht des Gebotenen und des eleganten Einbandes ein erstaunlich niedriger zu nennen ist.

Geschichte der Italienischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Pèrcopo. 14 Lieferungen zu je 1 M. (Gesamtpreis 14 M.) mit 160 Abbildungen im Texte, 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimile-Beilagen. — Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts 1898. 1. Lief. — Das jüngste grofse Verlagsunternehmen des Bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien, die „Sammlung illustrierter Literaturgeschichten“ hatte mit den beiden bis jetzt erschienenen Teilen, der englischen Literaturgeschichte von Wülker, der deutschen von Vogt und Koch einen unbestrittenen literarischen und buchhändlerischen Erfolg. Die Fortsetzung, die obengenannte Geschichte der italienischen Literatur von Wiese-Pèrcopo wird mit um so gröfserem Beifall begrüfst werden, als eine bis auf die neueste Zeit fortgeführte, umfassende Darstellung der Geschichte der italienischen Literatur bisher in Deutschland überhaupt fehlte. Die beiden Verfasser haben sich derart in die Arbeit geteilt, dafs zunächst die ältere Zeit vom 4. bis zum 15. Jahrhundert von Dr. B. Wiese dargestellt wird. Die 1. uns vorliegende Lieferung beschäftigt sich mit den Anfängen der italienischen Literatur und behandelt in 5 Abschnitten 1) Italien und seine Literatur bis zum ersten Auftreten des Italienischen als Schriftsprache, 2) die Sizilianische Dichterschule (zur Zeit Friedrichs II.), 3) die Sizilianische Dichterschule und die Übergangsschule in Toskana und Bologna, 4) die Dichtung in Oberitalien, 5) die religiöse Lyrik in Umbrien und die Anfänge des kirchlichen Dramas. An treff-

lichen Illustrationen enthält die 1. Lieferung folgende: Tafel in Farbendruck, darstellend wie der Centaur Nessus Dante auf seinem Rücken und Vergil den Blutstrom entlang zur Furt führt, ferner ein Porträt Alfieris, 4 Bilder aus dem „Ricciardetto“ von Forteguerri; dazu eine Facsimilebeilage. Die weiteren Lieferungen werden rasch erscheinen. Das vollständige Werk wird auch in elegantem Halblederband zu 16 M. zu beziehen sein.

Heinrich von Sybels Geschichte der Revolutionszeit 1789 bis 1800. Wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in 60 Lieferungen zu 40 Pfg.; alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Die Lieferungen 21—25 führen so recht in die Mitte der von Sybel mit unvergleichlicher Meisterschaft geschilderten Epoche hinein. Die Herrschaft des Schreckens wird organisiert, es fallen die Häupter der Königin und der Girondisten. Robespierre steht auf der Höhe seiner Macht; die Hébertisten und Dantonisten sterben unter dem Beile. Carnot organisiert das republikanische Heer, das seine Siege erringt. — In den zuletzt ausgegebenen Lieferungen 26—30 erreicht die meisterhafte Darstellung Sybels gewissermafsen die Peripetie des grofsen Dramas. Mit Schrecken endigt die Schreckensherrschaft: Robespierre wird mit 21 Gefährten zum Richtplatz geführt; am nächsten Tage folgen ihm noch 71 Mitglieder des Stadtrates in den Tod. Das französische Staatswesen kommt nun zunächst in völligen Stillstand. Der Krieg erlahmt an den Grenzen vollends, die diplomatischen Verhandlungen geraten ins Stocken. In den Vordergrund der Ereignisse tritt jetzt das Schicksal Polens. Dementsprechend trägt das 10. Buch der Revolutionsgeschichte die Überschrift „Dritte Teilung Polens“. Aber noch über diese hinaus führen die vorliegenden Lieferungen die Darstellung. bis zum Sturze der Jakobiner, zur Herstellung der Girondisten und zu dem für die Geschicke Deutschlands so wichtig gewordenen Separatfrieden von Basel.

Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. H. Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin, Landrichter Dr. Adolf Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogk, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wychgram herausgegeben von Dr. Hans Meyer. 13 Lieferungen zu je 1 M. (Gesamtpreis 13 M.) mit 30 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Institutes 1898. 1. Lief. — Die Frage „Was ist Deutsch?“ soll in diesem eigenartigen Werke, der neuesten Publikation des Bibliographischen Instituts in folgenden Abschnitten erörtert und gelöst werden: 1) Deutsches Volkstum von Dr. Hans Meyer: I. Der deutsche Mensch II. Der deutsche Volkscharakter. 2) Die deutschen Landschaften und Stämme von Prof. Dr. A. Kirchhoff: I. Niederdeutschland II. Oberdeutschland. 3) Die deutsche Geschichte von Dr. H. Helmolt: I. Der Deutsche als Einzelner II. Der Deutsche als Glied eines Ganzen. 4) Die deutsche Sprache von Prof. Dr. O. Weise: I. Geist und Form der deutschen Sprache. II. Geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache. 5) Die deutschen Sitten und Gebräuche von Prof. Dr. Eugen Mogk: I. Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit, II. Deutscher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen. 6) Die altdeutsche heidnische Religion von demselben: I. Der deutsche Götterglaube II. Der deutsche Seelen- und Geisterglaube. 7) Das deutsche Christentum von Prof. Dr. Karl Sell: I. Der deutsche Katholizismus II. Der deutsche Protestantismus III. Die deutsche konfessionslose Religiosität. 8) Das deutsche Recht von Dr. Adolf Lobe: I. Die Entwicklung des deutschen Rechtes II. Der Charakter des deutschen Rechtes. 9) Die deutsche bildende Kunst von Prof. Dr. H. Thode: I. Das Ornament II. Die Baukunst III. Die Plastik und Malerei. 10) Die deutsche Tonkunst von Prof. Dr. H. A. Köstlin: I. Die deutsche Auffassung der Tonkunst II. Das deutsche Volkstum in der Entwicklung der Musik. 11) Die deutsche Dichtung von Prof. Dr. Jak. Wychgram: I. Der Volkscharakter im deutschen Schrifttum II. der Gang der deutschen literarischen Entwicklung. Die 1. Lieferung enthält aus der Feder des Herausgebers in Form einer sorgfältigen und gelungenen Analyse des deutschen Volkscharakters gewissermafsen das Programm des ganzen Werkes. Jedem der oben aufgeführten Abschnitte werden einige Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung oder Holzschnitt beigegeben werden wie andrerseits ein sorgfältiges Register das

Werk gleichzeitig zu einem nützlichen Nachschlagebuch machen soll. Die folgenden Lieferungen sollen rasch nacheinander erscheinen; das ganze Werk kann auch in elegantem Halblederband zum Preise von 15 M. bezogen werden.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Die Abschlufsprüfung auf Untersekunda.

(Aus der Frankf. Zeitung Nr. 298 vom 28. Oktober 1898.)

„Vor zwei Jahren brachte die Frankfurter Zeitung (1. Mgbl. vom 12. April 1896) einen Aufsatz über das Abschlufsexamen auf Untersekunda, in dem der Verfasser die Prüfung als eine verfehlte Neuerung bezeichnete und die Forderung erhob, dafs sie weichen müsse auch um den Preis des Geständnisses, einen Mifsgriff gethan zu haben. Mittlerweile haben die Lehrer und Leiter der höheren Schulen reichlich Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu sammeln. Die Regierung selbst hat es für notwendig erachtet, sich über diese Klarheit zu verschaffen. Zu dem Zwecke wurde den Lehrerkollegien der höheren Schulen der Provinz Hannover die Frage unterbreitet: Welche Erfahrungen haben die neunstufigen Unterrichtsanstalten mit den Abschlufsprüfungen gemacht? Es sind daraufhin 33 Berichte von Gymnasien, 16 von Realgymnasien und 1 Bericht einer Oberrealschule eingegangen, über die von den Direktoren Dr. Hermann-Norden und Fastenrath-Quakenbrück auf der 8. hannoverischen Direktoren-Versammlung referiert wurde. Das Endergebnis der Berichte und Verhandlungen gipfelt in der These: Die Wiederaufhebung der Abschlufsprüfung ist wünschenswert.

Es ergab sich nahezu Übereinstimmung darüber, dafs sich die an die Einführung der Prüfungen geknüpften Erwartungen nicht erfüllt haben. 1. Man erwartete in erster Linie „eine allgemeine Entlastung der lateintreibenden Schulen zu Gunsten der lateinlosen, weil man glaubte, dafs die, die nur nach der Berechtigung zum Einjährigen-Dienste strebten, in Zukunft von vornherein lateinlose Schulen besuchen würden, die für ihren Beruf geeigneter seien als die lateintreibenden“. Aber alle Berichte stellen fest, dafs diese Erwartungen sich nicht erfüllt haben. Insbesondere ist die Entlastung der drei oberen Klassen nicht eingetreten, ja vielfach ist das Gegenteil konstatiert worden, nämlich eine Steigerung der Schülerzahl in der Oberstufe und ein „ungesundes Herandrängen zur Reifeprüfung“. Denn gar manche Schüler, die früher beabsichtigten, am Ende der Untersekunda die Schule zu verlassen, wurden durch das genügende Prüfungsresultat „so weit ermutigt, dafs sie sich auch weiteren Aufgaben des Gymnasiums gewachsen glaubten und deshalb auf der Anstalt verblieben“. Nicht wenig mag dazu auch der Umstand beitragen, dafs die Prozentzahl der im Examen Bestandenen keineswegs geringer ist, als der früher von Unter- nach Obersekunda Versetzten, die meisten Berichterstatter erklären sogar, dafs die Beförderung nach Obersekunda jetzt eher erleichtert als erschwert sei.

2. Eine andere Frage ist es, ob durch die Abschlufsprüfung „die Bethätigung und gesamte Haltung der Jugend einen heilsamen Einflufs erfahren habe“. Die meisten Referenten stellten einen solchen in Abrede, und der Berichterstatter selbst sieht sich zu dem Geständnis veranlafst, dafs es wahrhaftig nicht wohl um den Geist in unseren höheren Schulen bestellt sein könne, wenn es des Not- und Schreckmittels einer behördlich verordneten Prüfungshandlung bedürfte, um die Kräfte in Bewegung zu setzen. Wichtiger scheint die Frage, ob die Abschlufsprüfung einen nachteiligen Einflufs ausgeübt hat. Das scheint in der That der Fall zu sein; die meisten Berichte erheben Klagen über „verwirrende Beunruhigung und dadurch veranlafste Überbürdung, besonders der schwächer begabten, aber pflichttreuen Schüler.“

Auffallender Weise ist mit keinem Worte darauf hingewiesen worden, dafs die Abschlufsprüfung gerade in eine Zeit fällt, in der im Organismus des jugendlichen Körpers und Geistes eingreifende Veränderungen eintreten und dafs die infolgedessen zu Tage tretende Nervosität durch die Aufregungen des Examens und seiner Vorbereitungen aufs Unheilvollste gesteigert wird. Weniger dürfte der Umstand in die Wagschale fallen, dafs nach dem Examen eine Erschlaffung und das Verlangen nach Ausruhen nach geleisteter Arbeit konstatiert wurde, unter dem der Unterricht der Obersekunda zu leiden hat. 3. Wichtiger scheinen die Störungen, die das Examen im äufseren Gang des Unterrichts herbeiführt. Ein Mifsstand ist es, dafs die Prüfung zweimal im Jahr vorgenommen wird, ein Mifsstand, dafs sie in die arbeitsreichste Zeit des Jahres fällt und den so wie so mit Arbeit reichlich gesegneten Lehrern sowie den Direktoren die Arbeitslast aufserordentlich vermehrt. Der innere Unterrichtsbetrieb bleibt auch nicht frei von Störungen. Trotz der Erklärung der Prüfungsordnung, dafs keine andere Vorbereitung als auf jede Versetzungsprüfung erwartet oder gar gefordert wird, steht doch der Unterrichtsbetrieb der Untersekunda „unter dem Zeichen der drohenden Abschlufsprüfung; er verliert an Ruhe und Vornehmheit und wird banausischer." Es wird festgestellt, dafs der Unterricht von der durch die Lehrpläne vorgezeichneten Richtung abgedrängt und in den Sprachen wieder der grammatisierenden Methode zugetrieben werde, und dafs die Notwendigkeit, ein erhebliches Mafs von völlig gegenwärtigen Kenntnissen zu erzielen, zu einer Lehrweise zwingt, die mit dem Geiste der Lehrpläne nicht im Einklang steht. Die von der Direktoren-Konferenz angenommene These: „Die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, dafs unter dem Einflufs der Abschlufsprüfung der vorausgehende Unterricht die nötige Unbefangenheit einbüfst", zeigt, dafs die Anschauung, viele Lehrer arbeiteten auf ein äufseres Resultat hin, verbreitet genug ist. 4) Schliefslich konnte festgestellt werden, dafs die Prüfung bei den feststehenden Bestimmungen, an die die Examinatoren gebunden sind, oft zu „nicht erwarteten und nicht gewünschten" Ergebnissen führte. Es können zahlreiche Fälle eintreten, dafs ein Schüler, der früher anstandslos versetzt worden wäre, durchfällt und umgekehrt, dafs ein Schüler, den die Konferenz früher kaum für reif erklärt hätte, durch die Abschlufsprüfung mit ihren vielen Zufälligkeiten zu seinem Ziele kommt.

Wenn berufene Fachmänner, wie sie die Hannoverische Direktoren-Konferenz repräsentierte, zu solchen wenig ermutigenden Resultaten in der Frage der Abschlufsprüfung kommen, dann wird es wohl nicht lange dauern, dafs die in der besten Absicht eingeführte Institution auch von den Behörden fallen gelassen wird. Die Praxis hat sich auch hier wieder einmal stärker erwiesen als die Theorie."

Personalnachrichten.

Ernannt: an humanistischen Anstalten: (Klassische Philologie) zu Gymnasialprofessoren die Gymnasiallehrer: Dr. Hermann Stadler vom Maxgymn. München am Gymn. Freising; Dr. Stephan Martin vom alten Gymn. Würzburg in Neustadt a. d. H.; Dr. Lukas Grünenwald vom Gymn. Speier dortselbst; Friedr. Walter vom Luitpoldgymn. in München am Gymn. Speier; Joh. Schmid vom Gymn. Amberg dortselbst; Wilh. Rosenmerkel vom alten Gymn. Nürnberg am Gymn. Augsburg; Dr. Hugo Steiger vom Gymn. St. Anna in Augsburg am Realgymn. dortselbst; Dr. Karl Günther vom alten Gymn. Regensburg dortselbst; — zu Gymnasiallehren die Assistenten: Heinrich Januel vom Theresiengymn in München am alten Gymn. Regensburg; Adam Schwind von Straubing am Progymn. Dinkelsbühl; Heinrich Geyer von Amberg am Progymn. Kitzingen. — Der Domvikar und Domprediger Dr. Adam Senger in Bamberg wurde zum Gymnasialprofessor (kath. Rel.) am alten Gymn. daselbst ernannt.

(Mathematik) zu Gymnasialprofessoren die Gymnasiallehrer: Jos. Zametzer am Luitpoldgymn. München; Jos. Wenzl am Ludwigsgymn. München; Dr. Max Zistl vom Gymn. Straubing dortselbst; Dr. Joh. Bärthlein vom alten Gymn. Regensburg dortselbst; Dr. Emil Klein vom Gymn. Aschaffenburg dortselbst;

Georg Busch vom alten Gymn. Würzburg dortselbst; Dr. Gottlieb Herting vom Gymn. St. Anna in Augsburg dortselbst; zu Gymnasiallehrern die Assistenten: Theod. Steininger vom Theresiengymn. München in Rosenheim; Aug. Kraus vom neuen Gymn. Regensburg in Bayreuth; Karl Bachhuber von Kaiserslautern in Hof; Herm, Bischoff von Landau am Progymn. Nördlingen.

(Neuere Sprachen): Dr. Richard Ackermann vom neuen Gymn. Bamberg dortselbst; Dr. Friedr. Christoph vom Gymn. Hof dortselbst; Friedr. Derrer vom Gymn. Fürth daselbst; Friedr. Beck vom Gymn. Neuburg a. D. dortselbst;

an Realanstalten: Dr. Arnold Debêtaz, Reallehrer in Fürth zum Professor f. n. Spr. dortselbst; Herm. Held, Gymnl. am neuen Gymn. in Nürnberg zum Prof. für Math. u. Phys. au der Kreisrealschule in Nürnberg; Dr. Hugo Reinsch, Assistent an der Realschule Straubing zum Reallehrer an der Kreisrealschule Augsburg (N. Spr.); Dr. Adolf Blümcke, Reallehrer in Nürnberg zum Gymnpr. am Realgymn. Nürnberg (Math.);

Assistenten: als Assistenten wurden beigegeben (an humanistischen Anstalten): Hans Tempel dem Theresiengymn. in München (Math.); Karl Rauschmayr dem Gymn. Landau (Math.); Anton Haas dem Gymn. Kaiserslautern (Math.); Wilh. Lohr dem neuen Gymn. in Regensburg (Math,); Herm. Bitterauf dem Gymn. Straubing; Wilh. Pleimes dem Gymn. Amberg;

an Realanstalten: Joh. Bapt. Diller der Realschule in Neustadt a. d. H. Karl Denk der Realschule Straubing (n. Spr.); Karl Fröhlich der Realschule Landshut.

Versetzt auf Ansuchen: die Gymnasialprofessoren Joh. Eder von Freising nach München (Luitpoldgymn.); Dr. Joh. Praun von Speier nach München (Maxgymn.); Dr. Karl Zink vom Gymn. Ansbach an das alte Gymnasium Nürnberg; Ludwig Keck vom Realgymn. Nürnberg an das neue Gymn. Nürnberg (Math); Dr. Wilh. Kalb vom Gymn. Neustadt a. d. H. an das alte Gymn. Würzburg; Dr. Hans Maisel vom Realgymn. Augsburg an das Gymn. St. Anna dorts.

Auszeichnungen. Verliehen wurde der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse: dem Gymnasialrektor Dr. Andreas Spengel in Passau; dem Gymnasialrektor Joh. Ev. Einhauser in Neuburg a. d. D.

Der Titel eines Kgl. Oberstudienrates dem Gymnasialrektor des Maximiliansgymn. in München und Mitglied des obersten Schulrates Dr. Nikolaus Wecklein.

Der Titel und Rang eines Kgl. geistl. Rates dem Gymnprof. und Religionslehrer am Wilhelmsgymn. in München, Ehrenkanonikus bei St. Cajetan Frz. Xav. Girstenbräu.

Der Titel und Rang eines Kgl. Gymnasialprofessors: den Gymnasiallehrern Joh. Pickel in Fürth, Jos. Pfifsner in Kaiserslautern, Leonhard Baer am Prog. Uffenheim, Eduard Hailer in Freising, Franz Franziszi in Passau, Adolf Georgii in Neustadt a. H., Leonhard Haibel in Speier.

Der Titel eines Kgl. Professors mit dem Range eines Gymnasialprofessors den Reallehrern Max Bottler in Kissingen, Wilh. Christoph Bauschinger an der Luitpoldskreisrealschule in München, Friedr. Schad an der Realschule Ansbach, Eduard Salfner an der Kreisrealschule Nürnberg.

In Ruhestand versetzt: an humanistischen Anstalten: Joh. Huber, Gymnprof. am alten Gymn. in Regensburg auf ein Jahr

an Realanstalten: der im zeitl. Ruhestand befindliche Reallehrer für neuere Sprachen an der Realschule in Fürth, David Lobstein auf weitere 2 Jahre, Ludw. Hierthes, Prof. für neuere Sprachen an der Kreisrealschule in Augsburg auf ein Jahr.

Gestorben: an humanistischen Anstalten: Aug. Hundsmann, Gymnasialrektor a. D. (zuletzt in Landshut) in München; Herm. Grandauer, Studienlehrer a. D. zuletzt in Germersheim.

an Realanstalten: Isaak Silberschmidt, Reall. in Fürth.

A. Frequenz der humanistischen Gymnasien.

(Am 1. Dezember 1898).

Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. f. jed. Kl.
1. **Amberg**	33† 30*	31 31	47	23 24	38	42	32	21	17	369	— 16	31
2. **Ansbach**	27	28†	26*	24	33	25	47	26	34	270	— 16	30
3. **Aschaffenburg**	56†	32* 31*	52	45	30 23	25 24	37	32	30	417	— 12	35
4. **Augsburg** St. Anna	54	34	28 27	22	35	36	33	29	23	321	— 31	32
5. **Augsburg** St. Steph., O.S.B.	46 42	50 49	39 33	29 33	25 23	59	41	47	30	546	— 26	39
6. **Bamberg** Altes G.	48	45†	40 32*	33 30	41 41	32 31	35	21	25	454	— 39	35
7. **Bamberg** Neues G.	30 34*	43 41	39	29 28	23 23	42	18 18	31	16	415	+ 26	30
8. **Bayreuth**	49†	46*	39	27 29	35	26 26	31	31	25	364	— 18	33
9. **Burghausen**	35†	34	40	47	39	51	28	20	25	319	— 10	35
10. **Dillingen**	47†	43*	27 27	33 32	36 35	30 30	24 25	20 26	40	475	— 41	32
11. **Eichstätt**	50†	39	33	27	35	43	36	28	17	308	— 4	34
12. **Erlangen**	38†	29	24	30	28	22	36	25	26	258	— 11	29
13. **Freising**	30†	33	24	41	31	38 38	32 32	21 22 21	30 28	421	— 56	30
14. **Fürth**	43	33†	30	24	23	24	23	18	24	242	+ 70	27
15. **Hof**	36	35	31	21	24	27	22	27	19	242	+ 6	27
16. **Ingolstadt**	28	31	22	21	17	18	15	—	—	152	— 21	22
17. **Kaiserslautern**	40†	33 32*	38	28	30	37	27	25	12	302	+ 20	30
18. **Kempten**	40	31†	37	32	47	45	40	30	31	333	— 11	37
19. **Landau**	35	34	40	33	36	39	33	23	37	310	— 84	35
20. **Landshut**	32 28	29 29	31 30	24 27	35	42	21	22	28	378	— 18	29
21. **Ludwigshafen**	30*	24	30	24	15	16	15	—	—	154	+ 16	22
22. **Metten,** O. S. B.	47†	50*	49*	49	45	42	30	31	25	368	+ 7	41
23. **München** Ludw.-G.	43 44	32 31†	31 31	25 33	27 28	29 30	26 28	22 23	35	518	— 20	30
24. **München** Luitp.-G.	47 47† 45*	60 60	55 52	45 46	53 53	52 53	38 39	37 38	39 39	898	— 23	47
25. **München** Max.-G.	50 49† 25†	57 56	35 34 35	43 40	37 37	38 37	23 24	39	25 21	705	— 44	37

Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. i. jed. Kl.
26. **München** Theres.-G.	34 36 36	36 32 34	43 43	30 30	33 33	27 28	20 18	32	25	570	— 80	32
27. **München** Wilh.-G.	45 41 20†	51 51	38 42	38 38	33 34	34 33	35 32	28 25	28 22	668	— 18	35
28. **Münnerstadt** .	20*	38	38	28	34	32	27	26	28	271	— 15	30
29. **Neuburg** . .	20	38†	31	27	31	32	30	28	30	267	— 17	30
30. **Neustadt** a/H.	32	25	21	19	21	19	26	16	21	200	— 10	22
31. **Nürnberg** Altes G.	45 47†	35 36	38 41	46	33	30	30	28	28	437	— 21	36
32. **Nürnberg** Neues G.	47 47	32 31	38 40	41	35	39	26	31	29	436	— 6	36
33. **Passau** . . .	40 40	48 52	58	34 32	42 41	31 30	34 30	31 27	20 20	610	+ 53	36
34. **Regensburg** Altes G.	51	34 33	34 28	37 36	35 38	37 35	35 35	27 23	26 20	564	— 24	33
35. **Regensburg** Neues G.	36 35 35	45 38	33 33	34 35	31 27	26 26	27	24	33	518	— 7	32
36. **Rosenheim** . .	32	47	32	30	27	24	18	20	19	249	+ 34	28
37. **Schweinfurt** .	23	31	27	29	22	26	22	18	20	218	— 25	24
38. **Speyer** . . .	24	41	48†	45	26 25	40	24 24	25 25	20 20	187	— 19	30
39. **Straubing** . .	47†	34	47	30 23	24 22*	30 17*	30	25	19	348	— 28	29
40. **Würzburg** A. G.	58	61†	40	33	35	41	27	27	19	341	— 21	38
41. **Würzburg** Neues G.	53 49†	47 46	41 40	39 36	36 36	38 39	33 31	31 31	21 21	668	— 25	37
42. **Zweibrücken** .	24†	17	16	14	24	40	34	25	31	225	— 25	25
Summa:	2375	2309	2078	1885	1859	1903	1557	1329	1221	16516	— 610	
Vor 2 Jahren (1896)[1]	2336	2365	2435	2100	1939	1918	1539	1281	1213	17126		
Diff. zw. 96 u. 98: [1]	*+ 39*	*— 56*	*- 357*	*- 215*	*— 80*	*— 15*	*+ 18*	*+ 48*	*+ 8*		*— 610*	
Vor 4 Jahren (1892)[2]	2677	2614	2454	2090	1879	1919	1466	1218	1132	17449		
Diff. zw. 94 u. 98: [2]	*- 302*	*- 305*	*- 376*	*- 205*	*— 20*	*— 16*	*+ 91*	*+ 111*	*+ 89*		*— 933*[3]	
Zahl der Kurse: .	61	60	58	59	58	57	54	50	48	505	— 10	
Vor 2 Jahren: [1]	60	62	63	61	60	58	57	47	47	515		
Vor 4 Jahren: [2]	61	63	61	58	54	55	52	48	42	494		
Durchschnittszahl der Schüler in jed. Kl.	39	38	36	32	32	34	27	27	25			32
Vor 2 Jahren: [1]	39	38	39	35	32	33	27	27	26			33
Vor 4 Jahren: [2]	44	41	41	36	35	35	28	25	27			35

[1]) Um eine gleichmäfsige Berechnung und Schätzung zu erzielen, wurde die 1.—6. Klasse der Anstalten Ingolstadt und Ludwigshafen, welche im J. 1896 noch Progymnasien waren, miteinbezogen.

[2]) Um eine gleichmäfsige Berechnung und Schätzung zu erzielen, wurde die 1.—6. Klasse der Anstalten Fürth, Rosenheim, Ingolstadt und Ludwigshafen, welche im J. 1894 noch Progymnasien waren, miteinbezogen. — [3]) Differenz seit 4 Jahren.

Bemerkungen zu A.

1) Besetzung der Ordinariate. Diejenigen Klassen, welche sich zwischen den beiden Zickzacklinien befinden, sind seit 1. Januar 1899 mit budgetmäfsigen Gymnasialprofessoren als Ordinarien besetzt, desgleichen die ☐ umrahmte 4. Klasse in Neuburg, 1. Klasse in Nürnberg N. G., 2. Klasse in Regensburg N. G. und 4. Klasse in Schweinfurt. Die Klassen rechts der genannten Linie sind in der Hand des Rektors. In den Klassen links verwalten das Ordinariat Gymnasiallehrer bezw. Assistenten. Solche Klassen, in denen sich als Ordinarien Assistenten befinden, sind mit † und * bezeichnet: † bedeutet, dafs der Assistent die Klasse als Stellvertreter eines beurlaubten oder zur Gymnasialaushilfe verwendeten ordentlichen Lehrers, sei es Gymnasiallehrer oder Professor, verwaltet. Von einem Gymnasiallehrer wird sonst noch die Klasse 7 B in Bamberg N., Regensburg A. und Speyer versehen.

2) Frequenzverhältnisse. Seit der letzten Berechnung hat sich die Zahl der Gymnasien um zwei vermehrt, indem mit Beginn des Schuljahres 1898/99 Ingolstadt und Ludwigshafen dazu kamen. Der Vergleich mit dem J. 1894 bezw. 1896 (1. Dez.), wobei wir zur Ermöglichung gleichmäfsiger Schätzung, wie schon in Fufsnote bemerkt, die unteren 6 Klassen der mittlerweile zu Gymnasien erhobenen Progymnasien Fürth und Rosenheim (eröffnet 1896/97, ausgebaut 1898/99) sowie Ingolstadt und Ludwigshafen mit einrechneten, ergibt hinsichtlich der Frequenz Folgendes:

Die Frequenz der Gymnasien hat vom Jahre 1894 bis zum Jahre 1896 um 323, vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1898 um weitere 617, in Summa seit 1894 um 940 Schüler abgenommen. Bemerkenswert ist, dafs die Abnahme sich zunächst auf die unteren 6 Klassen und hier wieder vorzugsweise auf die unteren 4 Klassen erstreckt.

a) Die **Abnahme** beträgt **seit 1894:**

in der 1. Klasse — **302** Schüler,
„ „ 2. „ — **305** „ ,
„ „ 3. „ — **376** „ ,
„ „ 4. „ — **205** „ ,
„ „ 5. „ — 20 „ ,
„ „ 6. „ — 16 „ .

Die übrigen Klassen haben noch etwas zugenommen; es befinden sich

in der 7. Klasse + 91 Schüler,
„ „ 8. „ + 111 „ ,
„ „ 9. „ + 89 „ .

Des weiteren ist von Interesse zu sehen, welcher Art die Schwankungen in den genannten 4 bis 6 Klassen zwischen den Jahren 1894 und 1896 einerseits und 1896 bis 1898 andrerseits waren, da man nur hieraus erkennen kann, ob die Abnahme eine gleichmäfsige oder voraussichtlich nur vorübergehende ist, und sodann hiernach mit einiger Sicherheit entscheiden kann, wie sich die Abnahme voraussichtlich in den nächstfolgenden Jahren gestalten wird. Nun befanden sich

b) **von 1894 bis 1896:**

in der 1. Klasse — **341** Schüler,
„ „ 2. „ — **249** „ ,
„ „ 3. „ — 19 „ ,
„ „ 4. „ + 10 „ ,
„ „ 5. „ + 60 „ ,
„ „ 6. „ — 1 „ .

Die übrigen Klassen hatten sämtlich zugenommen; die Zunahme hatte betragen:

in der 7. Klasse + 73 Schüler,
„ „ 8. „ + 63 „ ,
„ „ 9. „ + 81 „ .

c) **Seit 1896 bis 1898** endlich sind die Schwankungen diese: es befinden sich

in der 1. Klasse + 39 Schüler,
„ „ 2. „ — 56 „ ,
„ „ 3. „ — **357** „ ,
„ „ 4. „ — **315** „ ,
„ „ 5. „ — 80 „ ,
„ „ 6. „ — 15 „ .

Die übrigen Klassen zeigen, wenn auch in vermindertem Grade, noch eine Zunahme; denn es befinden sich

in der 7. Klasse + 18 Schüler,
„ „ 8. „ + 48 „ ,
„ „ 9. „ + 8 „ .

Aus der Berechnung zu b ergibt sich, dafs von 1894 bis 1896 die 1. und 2. Klasse das Schwergewicht der Abnahme zu fühlen hatten; die Abnahme betrug je ca. 300 Schüler. Die Berechnung zu c führt zu der Thatsache, dafs die 1. und 2. Klasse nicht mehr weiter abnahmen (in der 1. Klasse zeigt sich sogar wieder eine kleine Zunahme von 39 Schülern); die 1. und 2. Klasse erhielten sich also auf dem um ca. 300 Schüler ermäfsigten Niveau. Hingegen nahmen seit 1896 (zu c) in Konsequenz der zwei Jahre vorher bei der 1. und 2. Klasse eingetretenen Ermäfsigung die 3. und 4. Klasse um ungefähr die gleiche Zahl (ca. 300) ab. Es haben also die unteren 4 Klassen seit 1894 jede um rund 300 Schüler abgenommen (zu a); das ergibt in Summa 1200 Schüler (genau: 1188). Da die übrigen Klassen zumeist noch etwas zunahmen, beträgt der Gesamtausfall nur 933 Schüler. So stehen die Verhältnisse an den Gymnasien. Wir geben unten eine „Gesamtübersicht über die Frequenzschwankungen“ in welcher wir auch die Progymnasien und Lateinschulen in die Berechnung miteinbeziehen. Das Resultat verändert sich da nur wenig; der Gesamtausfall beläuft sich auf **798** (statt 933 an den Gymnasien allein), die Verminderung der Schülerzahl an den 4 unteren Klassen bewegt sich in demselben Verhältnis: sie beträgt in der 1. Klasse **367**, in der 2. Klasse **311**, in der 3. Klasse **391**, in der 4. Klasse **180** Schüler; von hier an besteht noch Zunahme (58, 107, 91, 111, 89).

Die Folgerung, die wir aus diesen Berechnungen ziehen, kann nur die sein, dafs sich in den nächstfolgenden Jahren, von der 5. Klasse an beginnend, eine analoge Verminderung der Schülerzahlen einstellen wird, wobei wir jedoch nicht glauben, dafs sie der Zahl 300 sich nähern werde, da das Verhältnis der Schülerzahl nach oben abnimmt; aber auf einen Ausfall von ca. 200 Schülern, d. i. auf 5 Klassen berechnet 1000 Schüler, wird man wohl rechnen dürfen. Dafs diesem Ausfall eine Zunahme in den untersten Klassen das Gegengewicht halten werde, ist nicht vollständig anzunehmen, aber doch zum Teil nicht unwahrscheinlich. Symptomatisch erscheint hier der Umstand, dafs bereits heuer die 1. Klasse (gegen 1896) eine wenn auch kleine Zunahme erweist; letztere beträgt an den Gymnasien 39, an den gesamten hum. Anstalten 7.

Es wäre nun interessant, auseinanderzusetzen, wie sich die Schwankungen bei den einzelnen Anstalten äufsern.

Wir beschränken uns hier auf einige wenige Konstatierungen allgemeiner Art. Von den 42 Gymnasien zeigen seit 1896 34 eine Abnahme, nur 8 eine Zunahme (die gröfste Fürth und Passau). Unter den 8 Kreisen zeigen nur Niederbayern und Mittelfranken eine Zunahme (um 14 bezw. 12), alle übrigen eine Abnahme, nämlich Oberfranken — 25, die Oberpfalz — 47, Unterfranken — 98, die Pfalz — 102, Schwaben — 126, Oberbayern — 238. Die Schülerzahl stieg in Niederbayern von 1690 auf 1704 (+ 14), in Mittelfranken von 1939 auf 1951 (+ 12); sie fiel in Oberfranken von 1500 auf 1475 (— 25), in der Oberpfalz von 1498 auf 1451 (— 47), in Unterfranken von 2013 auf 1915 (— 98), in der Pfalz von 1680 auf 1578 (— 102), in Schwaben von 2068 auf 1942 (— 126), in Oberbayern von 4738 auf 4500 (— 238). Nach Prozenten ausgerechnet (ohne Rücksicht auf die Bevölkerungsziffer) betrug die Mehrung in Niederbayern 0,8%, in Mittelfranken 0,6%, die Minderung in Oberfranken 1,7%, in der Oberpfalz 3,1%, in Unterfranken 4,4%, in Oberbayern 5,4%, in der Pfalz und in Schwaben 6%; in allen Gymnasien betrug die Abnahme im Durchschnitt **3,6**%.

Seit 1894 hat nur Mittelfranken eine Mehrung zu verzeichnen (+ 1,2%). Dagegen beträgt die Abnahme in Oberbayern 4,3%, in Oberfranken 5,9%, in der Oberpfalz 6,3%, in der Pfalz und in Niederbayern 6,8%, in Unterfranken 8,1%, in Schwaben 10,5%; an allen Gymnasien im Durchschnitt **5,4%**.

3) Übermaximale Klassen — sie sind in der Tabelle fettgedruckt — gibt es **44** (1894 an 37 Gymnasien **77**, 1896 an 40 Gymnasien **48**). Ihre Zahl hat also seit zwei Jahren nur wenig abgenommen. Dies ist um so auffallender, als, wie wir sahen, die Frequenz im allgemeinen nicht unbeträchtlich sich ermäfsigt hat. Die statistische Erklärung dieses Mifsverhältnisses ergibt sich indes aus der Wahrnehmung, dafs die Gesamtzahl der Kurse sich seit 2 Jahren um 10 verringert hat; während es 1896 noch 515 Kurse gab, sind es jetzt deren nur noch 505. Lehrermangel dürfte daran schuld sein. Umgekehrt war von 1894 bis 1896 trotz der Abnahme der Schülerzahl eine Vermehrung der Kurse um 21 (von 494 auf 515) eingetreten, woraus sich der damalige Rückgang der übermaximalen Klassen (von 77 auf 48) erklärt. Es ist begreiflich, dafs sich unter diesen Umständen die Durchschnittszahl der Schüler in jeder Klasse ziemlich gleichgeblieben ist; sie beträgt **32** gegen 33 im Jahre 1896 und 35 im Jahre 1894. Diese Zahl ist immer noch sehr hoch. Aber auch, wenn man die Durchschnittszahlen einzelner Klassen ins Auge fafst, so ergeben sich respektable Ziffern: 27 Schüler im Durchschnitt in Klasse 7 und 8, **34** in Klasse 6 ist ungemein viel, da zu berücksichtigen ist, dafs hier auch verhältnismäfsig kleine Klassen mit 15—20 Schülern mitunterlaufen.

Die übermaximalen Klassen verteilen sich auf alle Klassen: es gibt 4 in Klasse 9 (die stärkste mit 40 Schülern hat Dillingen), 4 in Klasse 8 (die stärkste mit 47 Schülern hat Augsburg St.), **8** in Klasse 7 (die stärkste mit 47 Schülern hat Ansbach), 4 in Klasse 6 (die stärkste mit 59 Schüler hat Augsburg St.), 3 in Klasse 5 (die stärkste mit 53 Schülern hat zweimal München Luitp.-Gymn.). 4 in Klasse 4 (die stärkste mit 49 Schülern hat Metten), 4 in Klasse 3 (die stärkste mit 58 Schülern hat Passau), 8 in Klasse 2 (die stärkste mit 61 Schülern hat Würzburg A.), 5 in Klasse 1 (die stärkste mit 58 Schülern hat Würzburg A.).

Relativ die meisten übermaximalen Klassen hat andauernd das Luitpold-Gymnasium; von den insgesamt 44 übermaximalen Klassen treffen allein 15 auf das genannte Gymnasium, darunter einige wie die 2., 5. und **6.** mit ungewöhnlich hohen Zahlen. Dann folgen 3 Gymnasien (Aschaffenburg, Augsburg St., München Maxg.) mit je 3, 5 Gymnasien mit je 2, 10 Gymnasien mit je 1 übermaximaler Klasse, in Summa also 18 Gymnasien mit einer oder mehreren übermaximalen Klassen. Die Überfüllung einzelner Klassen spricht sich wesentlich auch schon in der Höhe der Durchschnittszahl von Schülern in jeder Klasse aus. Die Durchschnittszahl beträgt (s. o.) für sämtliche Klassen aller Gymnasien **32**. Diese Zahl ist übertroffen von 17 Gymnasien, nämlich von München Luitp.-G. (47 d. i. 1½ mal soviel), Metten (41), Augsburg St. (39), Würzburg A. (38), Kempten, München Maxg., Würzburg N. (je 37), Nürnberg A. und N., Passau (je 36), Aschaffenburg, Bamberg A., Burghausen, Landau, München Wilhelmsg. (je 35), Eichstätt (34), Regensburg A. (33). Es ist sicher kein Zufall, dafs diese Anstalten (mit Ausnahme von Bamberg A. und Nürnberg N.) eine oder mehrere überfüllte Klassen haben. Augsburg A. (32), Dillingen (32), Ansbach (30) und Erlangen (29) haben ebenfalls eine (einzelne) überfüllte Klasse und stehen auch in der Durchschnittsziffer in der Nähe, besonders die ersteren.

Gerade Bamberg A. und Nürnberg N., die, trotzdem sie keine überfüllte Klasse haben, doch eine starke Durchschnittsziffer aufweisen, geben noch nach einer anderen Richtung einen Fingerzeig; sie zeigen, dafs hier, wie an manchem anderen Gymnasium, einzelne Klassenziffern nahe an das Maximum streifen oder es gerade erreichen.

Besonders bedenklich erscheint uns dieser Fall, wenn er die **6. Klasse** betrifft, eine Klasse, die hervorragend belastet ist, wenn sie eine Schülerziffer hat, die nahe dem z. Z. bestehenden schulordnungsmäfsigen Maximum (45) liegt. In dieser Klasse sollte die Maximalziffer vor allem herabgesetzt werden und zwar auf 35, wie in 7—9. Nach der vorigen Schulordnung (v. Jahre 1874) war das Maximum für die 6.—9. Klasse 40 Schüler. Die neue Schulordnung (vom J. 1891) setzte in der 7.—9. Klasse das Maximum von 40 auf 35, und auch in der

4. und 5. Klasse von 50 auf 45, also in beiden Fällen um je 5 Schüler herunter, in der 6. Klasse aber — also mitten zwischen diesen erleichterten Klassen — umgekehrt um 5 Schüler hinauf, obgleich die Schwierigkeit des Unterrichtsbetriebs keineswegs geringer wurde, ja durch die bald nach Herausgabe der neuen Sch.-O. zur Einführung gebrachte Abschlufsprüfung eher noch gewachsen ist. Nun finden wir, dafs zur Zeit die 6. Klasse in 9 Fällen zwischen 40 und 45 Schüler zählt, was entschieden viel zu viel ist. Bei Herabsetzung auf 35 wären allerdings, wie die Tabelle ergibt, aufser jenen 9 Klassen und den 4 übermaximalen noch weitere 12, im Summa 25 neue Kurse notwendig. Allein wir hoffen dennoch von der Entwicklung der nächsten Zukunft eine Besserung. Denn, nicht nur dafs die Gesamtschülerziffer, wie eben dargethan, sich ermäfsigt, eine Ermäfsigung, die ja bei der 5. Klasse nicht Halt machen, sondern sich nach oben fortsetzen wird, stehen wir jetzt auch unmittelbar vor dem Ende des seit einigen Jahren so hinderlichen Lehrermangels.

So hoffen wir also, dafs durch die wenn auch nur zeitweilige Abnahme der Schülerzahl, durch das gröfsere Zuströmen von Lehrkräften und — last not least — durch eine fortgesetzte liberale Dotation des Bauetats die noch immer zu beklagende Überfüllung einzelner Klassen und Anstalten sich leichter beseitigen lassen werde, als man sich bisher noch zu hoffen getraute.

4) Übermaximale Anstalten — nach dem Wortlaut der Schulordnung, die bei 600 Schülern Teilung vorsieht, — gibt es gemäfs der Tabelle zur Zeit fünf und zwar 1) München Luitp.-G. mit 898 Schülern, 2) München Max.-G. mit 705, 3) München Wilh.-G. und 4) Würzburg Neues G. mit je 668, 5) Passau mit 610 Schülern. Vor zwei Jahren waren es ebenfalls 5 Gymnasien; nur war damals statt Passau das Theresiengymnasium im Sinne der Schulordnung überfüllt. Vor vier Jahren war die Zahl solcher Gymnasien 7 (zu den 4 Münchener Gymnasien kamen damals noch Würzburg N., Regensburg A. und Passau). Der Bau eines neuen (6.) Gymnasiums in München ist nach alledem das vordringlichste.

5) Assistenten als Klafsverweser zählen wir z. Z. an den Gymnasien 40; hievon sind jedoch nur 15 eigentliche Klafsverweser; die übrigen vertreten die Stelle von zeitweilig beurlaubten Ordinarien bezw. von solchen G.-Lehrern oder Professoren, die in der Oberklasse verwendet sind oder anderweitig Gymnasialaushilfe leisten. Dazu kommen an den Progymnasien 18, an den Lateinschulen 10 Assistenten, welche Ordinarien von Klassen sind; insgesamt also 68.

B. Frequenz der Progymnasien.

Am 1. Dezember 1898.

Progymnasium in	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. in jeder Klasse:
1. **Bergzabern** [1]) . .	17	15	9	15	11	14	81	+ 6	13
2. **Dinkelsbühl** [1]) .	10*	5	6	11	13	11	56	— 16	9
3. **Donauwörth** . .	27*	24	30	27	28	24	160	+ 51	27
4. **Dürkheim** [1]) . .	21	32	26	18	18	13	128	+ 0	21
5. **Edenkoben** [1]) . .	28	38	26	17	15	13	137	+ 7	23
6. **Frankenthal** . .	34*	31	22	21	23	11	142	— 26	24
7. **Germersheim** . .	26	16	13	12	13	8	88	+ 11	15
8. **Grünstadt** . . .	34*	29	21	16	7	10	117	— 18	19
9. **Günzburg** . . .	26	24	18	12	12	8	100	+ 5	17
10. **St. Ingbert** . .	27	25	24	18	16	12	122	— 5	20

Progymnasium in	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschnitt in jeder Klasse:
11. **Kirchheimbolanden**	12	9	2	10	7	7	47	— 20	8
12. **Kitzingen** . . .	12*	20	11	14	14	8	79	— 15	13
13. **Kusel**	20	19	18	10	6	5	78	+ 3	13
14. **Lohr**	19*	28	19	27	15	24	132	+ 14	22
15. **Memmingen**[1]) . .	16	15	21	21	19	10	102	+ 0	17
16. **Neustadt a. Aisch**	9*	14	14	8	10	9	64	— 24	11
17. **Nördlingen** . .	11*	10	12	11	9	7	60	— 9	10
18. **Öttingen** . . .	14	25	22	12	12	10	95	— 12	16
19. **Pirmasens**[1]) . .	30	23	14	11	7	13	98	+ 19	16
20. **Rothenburg** o. T.	15	17	16	24	15	14	101	+ 9	17
21. **Schäftlarn** . . .	32*	33*	32*	23*	18*	18	156	+ 1	26
22. **Schwabach** . . .	21	19	13	10	9	13	85	+ 9	14
23. **Uffenheim** . . .	18*	19	13	7	6	6	69	+ 9	11
24. **Weissenburg** a. S.	25*	23	22	20	19	19	128	+ 14	21
25. **Windsbach** . . .	12*	20[2])	19[2])	19	21	7	98	+ 11	16
26. **Windsheim**[1]) . .	14*	13	7	12	8	9	63	— 17	10
27. **Wunsiedel** . . .	17*	16	14	12	9	5	73	— 13	12
Summa:	547	562	464	418	360	308	2659	– 6[5])	16
Vor 2 Jahren (1896):[3])	580	587	492	432	341	233	2665		17
Differenz zw. 96 u. 98:[3])	*— 33*	*— 25*	*— 28*	*— 14*	*+ 19*	(+ 75)[5])	—	*— 6*[5])	—
Vor 4 Jahren (1894):[4])	620	555	470	374	273	185	2477	—	16
Differenz zw. 94 u. 98:[4])	*— 73*	*+ 7*	*— 6*	*+ 44*	*+ 87*	*(+ 123)*[5])	—	+182[5])	—

Bemerkungen.

1) Die Progymnasien in Bergzabern, Dinkelsbühl, Dürkheim, Edenkoben. Memmingen, Pirmasens und Windsheim besitzen noch keinen eigenen Lehrer der Mathematik und Arithmetik; der Unterricht in diesem Fache wird fast durchwegs von den Ordinarien (Philologen) erteilt. — In Kirchheimbolanden und Uffenheim befinden sich Assistenten der Mathematik, an den übrigen 18 Progymnasien Gymnasiallehrer.

2) Die 2. und 3. Klasse in Windsbach werden vom Predigtamtskandidaten verwaltet.

3) Einschliefslich Donauwörth, Uffenheim und Windsbach (Klasse 1—5), welche vor 2 Jahren noch Lateinschulen waren, und ausschliefslich Ingolstadt und Ludwigshafen (Klasse 1—6), welche seit 16. 9. 98 Gymnasien sind.

4) Einschliefslich Dinkelsbühl, Germersheim, Grünstadt, Donauwörth, Uffenheim und Windsbach (Klasse 1—5), welche 1894 noch sämtlich Lateinschulen mit 5 Klassen waren, und ausschliefslich Fürth, Rosenheim, Ingolstadt, Ludwigshafen (Klasse 1—6), welche 1896 bezw. 1898 zu Gymnasien erhoben wurden.

5) Durch Einbeziehung der Klassen 1—5 der ehemaligen Lateinschulen und Ausschlufs der Klassen 1—6 der nunmehrigen Vollgymnasien (s. Anm. 2 u. 3) ist eine gleichmäfsige Berechnung und Schätzung möglich, jedoch mit Ausnahme der Ziffern, welche die 6. Klasse betreffen und somit auch mit Ausnahme der Ziffern, welche die Differenz zwischen den zu vergleichenden Jahren angeben. Denn im J. 1894 bestanden an 6 Anstalten, im J. 1896 an 3 Anstalten noch keine sechsten Klassen. Diese sind also in Abzug zu bringen, um das richtige Verhältnis über Zu- oder Abnahme festzustellen. Da die 6. Klasse der 6 vorgenannten Anstalten z. Z. 66 Schüler zählt, ergibt sich nur eine effektive Mehrung von (182 — 66 =) 116 seit 1894, und eine effektive Minderung von (6 + 66 =) 72 seit 1896. Demnach haben auch die Progymnasien der allgemeinen Frequenzabnahme ihren Tribut erstattet; auffallend ist nur, dafs die Abnahme erst in den letzten 2 Jahren in die Erscheinung trat.

6) Die mit ——— verbundenen Klassen werden gemeinsam verwaltet. Das Gleiche gilt bei der folgenden Tabelle von den Lateinschulen.

C. Frequenz der Lateinschulen.

(Am 1. Dezember 1898.)

Lateinschule in	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	4. Kl.	5. Kl.	Summa	Differenz seit 2 Jahren
1. **Annweiler**	19	16	12	3	—	50	+ 19
2. **Blieskastel**	20*	6*	7	4	5	42	+ 14
3. **Feuchtwangen** . . .	5	13	4	—	—	22	+ 7
4. **Hammelburg** . . .	13*	13*	12	8	6	52	— 1
5. **Hafsfurt**	9*	22*	18	14	6	69	+ 15
6. **Hersbruck**	4	9	5	—	—	18	— 4
7. **Homburg**	19	15	13	8	8	63	— 7
8. **Landstuhl**	7	11	15	10	8	51	— 11
9. **Lindau**	15	11†	4	2	4	36	+ 5
10. **Miltenberg**	17*	21*	15*	11	12	76	— 17
11. **Scheyern** (O. S. B.) . .	12	41	51	40	42	186	— 12
12. **Thurnau** . . . . . (Privat-Lat.-Sch.)	3*	10	—	—	—	13	+ 13
13. **Wallerstein** . . . . (Privat-Lat.-Sch.)	4	5	—	—	—	9	+ 4
14. **Winnweiler**	16	17	8	7	6	54	— 16
Summa:	163	210	164	107	97	741	— 1
Vor 2 Jahren (1896):[1]	162	178	148	145	109	742	
Vor 4 Jahren (1894):[1]	155	223	173	126	106	783	— 42

1) Ausschliefslich derjenigen Lateinschulen, welche inzwischen zu Progymnasien erhoben wurden; es sind dies Dinkelsbühl, Germersheim, Grünstadt, die 1895/96, Donauwörth, welches 1897/98 und Uffenheim nebst Windsbach, welche 1898/99 Progymnasien wurden.

Gesamtübersicht über die Frequenzschwankungen der einzelnen Klassen in den Jahren 1898, 1896 und 1894.

(Nach dem Stand vom 1. Dezember.)

1898:	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa
Gymnasien: . .	2375	2309	2078	1885	1859	1903	1557	1329	1221	16516
Progymnasien:	547	562	464	418	360	308	—	—	—	2659
Lateinschulen:	163	210	164	107	97	—	—	—	—	741
	3085	3081	2706	2410	2316	2211	1557	1329	1221	19916
1896:										
Gymnasien: . .	2336	2365	2435	2100	1939	1918	1539	1281	1213	17126
Progymnasien:	580	587	492	432	341	233	—	—	—	2665
Lateinschulen:	162	178	148	145	109	—	—	—	—	742
	3078	3120	3075	2677	2429	2151	1539	1281	1213	20533 [1]
Differenz zw. 96 u. 98:	*+ 7*	*— 39*	***-369***	***-267***	*113*	*+ 60*	*+ 18*	*+ 48*	*+ 8*	***— 617***
1894:										
Gymnasien: . .	2677	2614	2454	2090	1879	1919	1466	1218	1132	17449
Progymnasien:	620	555	470	374	273	185	—	—	—	2477
Lateinschulen:	155	223	173	126	106	—	—	—	—	783
	3452	3392	3097	2590	2258	2104	1466	1218	1132	20709
Differenz zw. 94 u. 98:	***-367***	***-311***	***-391***	***-180***	*+ 58*	*+ 107*	*+ 91*	*+ 111*	*+ 89*	***—793***

Die Abnahme betrug von 1894—1896: 176 } = **793.**
„ „ „ „ 1896—1898: 617 }

[1]) Die Ziffer ist um 10 höher als in der vorigen Berechnung (vom J. 1896), da damals die Privatlateinschule Thurnau (mit 10 Schülern) nicht miteingerechnet wurde.

D. Frequenz der Realgymnasien.

(Am 1. Dezember 1898.)

	4. Kl.	5. Kl.	6. Kl.	7. Kl.	8. Kl.	9. Kl.	Summa	**Differenz seit 2 Jahren**
Augsburg	37	40	26	22	21	18	164	— 23
München	38 35	27 28	27 28	26	27	16	252	+ 24
Nürnberg	34 22	35 29	28 19	37	27	20	251	+ 22
Würzburg . . .	26	40	27	19	14	13	139	+ 7
	192	199	155	104	89	67	806	+ 30
Vor 2 Jahren:	*192*	*176*	*197*	*93*	*64*	*56*	*776*	

Gesamtfrequenz der Realgymnasien 806; Zunahme seit zwei Jahren 30 Schüler, seit vier Jahren 146 Schüler.

Verteilung des neusprachlichen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien.

(Am 1. Januar 1899).

Gymnasium	Summa der Klassen	Ass.	G.-L.	G.-Prof.	Gesamtstundenzahl	F = Französisch E = Englisch I = Italienisch
1. **Amberg**	4	—	1	—	18	FEI
2. **Ansbach**	4	—	1	—	14	FE
3. **Aschaffenburg**	5	—	1	—	21	FEI
4. **Augsburg** St. Anna	4	—	—	1	14	FE
5. **Bamberg** Altes G.	5	—	1	—	19	FEI
6. **Bamberg** Neues G.	5	—	—	1	21	FEI
7. **Bayreuth**	5	—	—	1	19	FE
8. **Burghausen**	4	—	1	—	18	FEI
9. **Dillingen**	7	—	1	—	26	FEI
10. **Eichstätt**	4	—	1	—	18	FEI
11. **Erlangen**	4	—	1	—	20	FEI
12. **Freising**	9	1	—	1	30	FI.-FE
13. **Fürth**	4	—	—	1	19	FEI
14. **Hof**	4	—	—	1	18	FEI
15. **Ingolstadt**	2	—	—	—	6	(F)[1]
16. **Kaiserslautern**	4	—	1	—	16	FE
17. **Kempten**	4	—	1	—	18	FEI
18. **Landau**	4	—	—	1	14(4)	FE(I)[1]
19. **Landshut**	4	—	—	1	14(4)	FE(I)[1]
20. **Ludwigshafen**	2(2)[2]	—	—	—	6(4)[2]	(F)[1]
21. **München** Ludw.-G.	7	—	—	1	22(4)	FE(I)[1]
22. „ Luitp.-G.	8	1	—	1	30	FEI
23. „ Max.-G.	7	—	—	1	16(4)	FE(I)[1]
24. „ Theres.-G.	6	—	—	1	20(5)	FE(I)[1]
25. „ Wilh.-G.	8	—	—	1	24(4)	FE(I)[1]
26. **Münnerstadt**	4	—	1	—	18	FEI
27. **Neuburg** a. D.	4	—	—	1	18—20	FEI
28. **Neustadt** a/H.	4	—	—	1	18	FEI
29. **Nürnberg** Altes G.	4	—	—	1	16	FEI
30. „ Neues G.	4	—	—	1	16	FEI
31. **Passau**	8	—	1	—	24(4)	FI(E)[1]
32. **Regensburg** Altes G.	8	—	—	1	28	FEI
33. „ Neues G.	5	—	—	1	21	FEI
34. **Rosenheim**	4	—	—	1	18	FEI
35. **Schweinfurt**	4	—	1	—	20	FEI
36. **Speyer**	7	—	1	—	29	FEI
37. **Straubing**	5	—	—	1	21	FEI
38. **Würzburg** Altes G.	4	—	—	1	18	FEI
39. „ Neues G.	8	—	—	1	24(4)	FE(I)[1]
40. **Zweibrücken**	4	—	1	—	14	FE
Gesamtzahl:	201	2	15	23		
			40			

[1]) Der eingeklammerte Gegenstand wird nicht von dem wirklichen Lehrer erteilt.
[2]) In Ludwigshafen wird auch in der 4. u. 5. Klasse zur Zeit noch Unterricht im Fr. gegeben, in je 2 Stunden.

Verteilung des Mathematik-Unterrichtes an den humanistischen Gymnasien.

(Am 1. Januar 1899).

Gymnasium	1. Kl. 3 St.	2. Kl. 3 St.	3. Kl. 3 St.	4. Kl. 2 St.	5. Kl. 4 St.	6. Kl. 4 St.	7. Kl. 5 St.	8. Kl. 5 St.	9. Kl. 4 St.	Gesamtstundenzahl
1. **Amberg** . . .	1 0	1 1	1	1 1	1	1	1	1	1	41
2. **Ansbach** . . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
3. **Aschaffenburg**	2	2 2	2	2	2 2	1 1	1	1	1	44
4. **Augsburg** St. Anna	0	2	2 2	2	2	2	1	1	1	36
5. **Bamberg** Alt.G.	0	0	2 2	2 2	1 1	2 1	1 2	1 2	1	46
6. **Bamberg** Neu.G.	0 0	0 0	2	2 2	2 2	2	1 1	1	1	50
7. **Bayreuth** . .	1	1	1	1 1	1	1 1	1	1	1	39
8. **Burghausen** .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
9. **Dillingen** . .	0	0	0 0	1 1	1 1	1 1	1 1 1	1 1	1	56
10. **Eichstätt** . .	2	2	2	2	2	1	1	1	1	33
11. **Erlangen** . .	0	0	1	1	1	1	1 1	1 1	1	33
12. **Freising** . . .	0	0	0	0	2	1 2	1 2	1 2 1	1 2	56
13. **Fürth**	A	A	A	A	A	1	1	1	1	33
14. **Hof**	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
15. **Ingolstadt** . .	0	0	1	1	1	1	1	—	—	24
16. **Kaiserslautern**	A	A A	A	A	A	1	1	1	1	36
17. **Kempten** : .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
18. **Landau** . . .	A	A	A	A	A	1	1	1	1	33
19. **Landshut** . .	2 2	2 2	1 2	1 1	1	1	1 1	1 1	1	44
20. **Ludwigshafen**	0	1	1	1	1	1	1	—	—	24
21. **München** Ludw.-G.	A A	2 3	2 3	2 3	2 3	2 3	2 3 2	1 1	1	62

Gymnasium	1. Kl. 3 St.	2. Kl. 3 St.	3. Kl. 3 St.	4. Kl. 2 St.	5. Kl. 4 St.	6. Kl. 4 St.	7. Kl. 5 St.	8. Kl. 5 St.	9. Kl. 4 St.	Gesamt-stunden-zahl
22. **München** Luitp.-G.	3 1 1	1 3	1 3	3 3	3 1	2 1	2 1	2 1	1 2	69
23. **München** Max.-G.	3 4 3	4 3	3 3 2	4 4	2 3	4 2	1 4	2	1 1	67
24. **München** Theres.-G.	A1 A2 A2	2 A1 A2	2 A1	A2 A1	1 A1	1 2	2 1 1	2	1	61
25. **München** Wilh.-G.	3 1 1	1 3	1 3	1 3	3 1	1 2	1 2	1 2	1 2	69
26. **Münnerstadt** .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
27. **Neuburg** . . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
28. **Neustadt** a/H. .	0	0	0	0	1	1	1	1	1	33
29. **Nürnberg** A. G.	1 1	1 1	1 2	1	2	1	2 1	2 1	2 1	42
30. **Nürnberg** N. G.	2 2	1 1	2 2	1	2	1	1	1	1	42
31. **Passau** . . .	2 1	2 1	1	2 1	2 1	2 1	2 1	1 1	1 1	63
32. **Regensburg** Alt. G.	1	1 1	1 1	1 1	2 1	2 1	2 1	2 1	2 1	63
33. **Regensburg** Neu. G.	1 A A	1 A	1 A	1 A	1 A	1 2	2	2	2	55
34. **Rosenheim** . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	33
35. **Schweinfurt** .	2	2	1	2	1	2	1	2	1	33
36. **Speyer** . . .	A	A	A	A	A A	A	1 1	1 1	1 1	51
37. **Straubing** . .	2	0	2	2 2	2 2	1 1	1	1	1	43
38. **Würzburg** Alt. G.	2	2	2	2	2	1 2	1	1	1	33
39. **Würzburg** Neu. G.	1 A	1 A	1 A	1 A	A 1	1 1 2	1 2	1 2	1 2	66
40. **Zweibrücken** .	2	2	2	2	2	1	1	1	1	33

a) Erklärung der Signatur:

O = Ordinarius, d. h. den Arithmetik-Unterricht erteilt der Ordinarius, sei es der eigenen oder einer anderen Klasse.

A 1, A 2 = Assistent der Mathematik
1, 2 = Gymnasiallehrer der Mathematik
1, 2 = Gymnasialprofessor der Mathematik
} nach dem Dienstalter numeriert.

b) Bemerkungen:

Die Gymnasien Augsburg St. Stephan und Metten, welche von Lehrern O. S. B. geleitet werden, sind aufser Betracht geblieben. — Wenn in der 7. oder 8. Klasse zwei Lehrer sich in den Unterricht geteilt haben, so gibt der zuerst genannte den Unterricht in der Mathematik, der an zweiter Stelle genannte den Unterricht in der Physik. An 11 Gymnasien wird ein Teil des Arithmetik-Unterrichts infolge des zur Zeit noch bestehenden Mangels an geprüften Lehramtskandidaten der Mathematik von Ordinarien, also Lehrern der klassischen Philologie, erteilt. Die Lehrer der Mathematik verteilen sich zur Zeit in folgender Weise auf die einzelnen Lehrerkategorien.

Es gibt:

an den (humanistischen) Gymnasien 66 Gymnasialprofessoren, an den Gymnasien 20, an den Progymnasien 18, in Summa 38 Gymnasiallehrer, an den Gymnasien 8, an den Progymnasien 2, in Summa 10 Assistenten der Mathematik: im ganzen also **114** Lehrer. Nach unserer Berechnung fehlen an den Gymnasien und Progymnasien insgesamt noch ungefähr 15 Lehrer der Mathematik.

Vereinsnachrichten.

Der gegenwärtige Vereinsausschufs setzt sich zusammen aus folgenden Herren: G.-Pr. Dr. Friedrich Gebhard (Wilhelmsg.) 1. Vorstand; G.-Pr. Dr. Karl Rück (Ludwigsg.), Stellvertreter des Vorstandes; G.-L. Dr. Aug. Stapfer (Luitpoldg.), Kassier; G.-Pr. Dr. Joh. Melber (Maxg.) Redakteur; ferner G.-Pr. Eugen Brand (Ludwigsg.); G.-Pr. Dr. Phil. Ott (Realg., N. Spr.); G.-L. Dr. Theodor Preger (Maxg.); G.-Pr. Korbinian Sachs (Ludwigsg., Math.); G.-Pr. Dr. Jos. Scheibmaier (Maxg.); G.-L. Dr. Otto Schwab (Wilhelmg.); G.-Pr. Jos. Wenzl (Ludwigsg., Math.).

Notiz.

Herr Professor Füger-Würzburg unterzieht sich, worauf wir hier wiederholt aufmerksam machen möchten (vgl. oben S. 111), zur Zeit der äufserst dankenswerten Aufgabe, die sämtlichen Erläuterungen, authentischen Interpretationen und Vollzugsbestimmungen zur Schulordnung und Prüfungsordnung für die bayerischen Studienanstalten zu sammeln, um sie demnächst in ähnlicher Weise wie in seiner 1889 erschienenen Sammlung herauszugeben. Das Buch, welches demgemäfs die betreffenden Schul- und Prüfungsordnungen nebst allen Erläuterungen etc. enthalten wird, soll in kurzer Frist zu billigem Preise in der Stahelschen Sammlung deutscher Reichsgesetze und bayerischer Gesetze erscheinen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 34 I.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Karl Rück (Jägerstr. 14 III. r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33 II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den I. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26 III. l.), zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise durch den Vereinskassier Dr. Aug. Stapfer (Holzstraße 26 III. l.) bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, daß fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

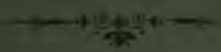
REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

III. & IV. HEFT.

MÄRZ—APRIL

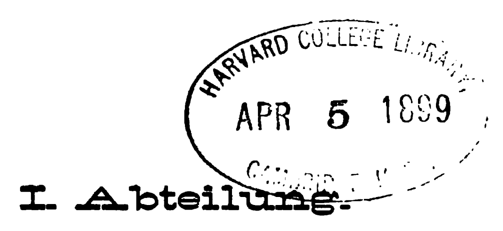


MÜNCHEN, 1899.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des III. & IV. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zu den Beförderungsverhältnissen der Altphilologen.

Die nachfolgenden Zeilen verdanken ihre Entstehung einem Briefwechsel über Standesverhältnisse, den ich im Laufe der letzten Monate mit der Leitung unseres Gymnasiallehrervereins führte. Auf Einladung der letzteren übergebe ich dieselben der Öffentlichkeit. Vielleicht bieten sie eine Anregung zum Meinungsaustausch der Standesgenossen, sei es in diesen Blättern, sei es bei der nächsten Generalversammlung, bei der ja einschlägige Fragen zur Beratung kommen werden. [1])

Es wird wohl in der nächsten Zeit weiterhin auf die beiden Ziele hingearbeitet werden, welche bisher im Mittelpunkt des Interesses standen: Vermehrung der Professorenstellen und Avancement der älteren Gymnasialprofessoren. Was das erstere anlangt, so ist für die jetzt in Betracht kommenden Konkurse, nämlich den Rest von 1883 und 1884, eine durch aufserordentliche Mittel zu erzielende Besserung dringend notwendig, weil sie sich in einer ebenso ungünstigen, vielleicht noch ungünstigeren Lage befinden wie die vorausgehenden und zum Teil auch die folgenden Jahrgänge. Schon bis zur Verwendung als Assistenten mufsten die meisten längere Zeit warten; sie wurden vielfach nur aushilfsweise herangezogen und waren dazwischen wieder ohne Stellung. Der Gehalt war geringer als jetzt; von ständigen Zulagen nach dem 3. Jahre, die allmählich sich steigern, wufste man noch nichts, sondern man bekam den gleichen Gehalt fort bis zur Beförderung zum Gymnasiallehrer. Auch die sogen. Neujahrszulage brachte anfangs nur denen eine Mehrung ihrer Bezüge, welche mindestens 3 Jahre ununterbrochen an einem Vollgymnasium thätig waren; Verwendungen an Lateinschulen, Alumneen u. dgl. wurden bei der Berechnung in Abzug gebracht.

Die Beförderung selbst erfolgte nach 6 und 7, bei den letzten Zweiern von 1884 sogar erst nach fast 8 Jahren, während bei den vorausgehenden Konkursen die Wartezeit durchschnittlich 6 Jahre betrug. Ist bei den letzteren das Aufrücken zur Professur im allgemeinen nach 16, in besonders glücklichen Fällen schon nach 15 Jahren eingetreten, so würden ohne neue Bewilligungen die noch übrigen 83er 16—17, die letzten 84er aber, die bereits auf die erste Anstellung

[1]) Der Artikel war bereits abgeschlossen, als mir die Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Gebhard im letzten Hefte dieser „Blätter" zu Gesicht kamen; damit möge man es entschuldigen, wenn man etwa durchgängigen Anschlufs an letztere vermifst.

8 Jahre warten mufsten, erst 18—20 Jahre nach dem Konkurse Gymnasialprofessoren werden. [1])

Es ist also sicherlich nur eine Forderung der Gerechtigkeit den jetzt folgenden Jahrgängen gegenüber und eine notwendige Konsequenz der früheren Bewilligungen, dafs im nächsten Landtag noch einmal die Mittel für neue Professuren genehmigt werden; nach dem Gang der früheren Verhandlungen dürfen wir uns wohl der freudigen Hoffnung hingeben, dafs dies thatsächlich der Fall sei.

Anders freilich stand es seither mit der Frage des höheren Avancements. Die Notwendigkeit eines solchen ist ja in treffender Weise bereits in früheren Darlegungen unseres Vereinsausschusses beleuchtet worden, insbesondere in der Beilage zu Bd. 34 Heft VII/VIII [2]). Meines Erachtens sind es zwei Ansichten, die nach dem Gange der Verhandlungen hierüber der Verwirklichung unserer Wünsche hindernd in den Weg treten: die von den geringeren Opfern, welche der Philologe für seine Vorbildung gebracht hat, und die von den gröfseren Annehmlichkeiten, welche ihm durch die geringe Zahl der Unterrichtsstunden, durch Ferien u. dgl. geboten werden. Hier mufs einerseits nachdrücklich das Unberechtigte, das zum Teil in diesen Vorwürfen steckt, nachgewiesen werden, andrerseits aber wäre es vielleicht vorteilhaft, das, was scheinbar daran berechtigt ist, für die künftige Generation durch Abänderung der bisherigen Vorschriften aus dem Weg zu räumen und dadurch eine andere Auffassung und wohlwollendere Beurteilung der Bestrebungen unseres Standes anzubahnen.

Was zunächst die „geringeren Opfer“ betrifft, so könnten hier sicher auch Vergleiche gezogen werden mit andern Sparten, bei denen es sich um geringere Aufwendungen, aber um die gleichen oder gar höhere Einnahmen handelt. Ich denke hier an gewisse Stellungen beim Verkehrswesen, beim Sekretariat, beim mittleren Finanzdienst u. dgl., für welche die Vorbedingungen lediglich das Gymnasialabsolutorium oder gar nur die Berechtigung zum Einjährigendienst bildet. Wer spricht von den geringen Opfern beim Militär? Und doch hat der Junker von Anfang an nur eine monatliche Unterstützung nachzuweisen, die beträchtlich niedriger ist als das, was der Student braucht; zu einer Zeit, wo der letztere kaum mit der Hälfte des kostspieligen Universitätsstudiums zu Ende ist, rückt ersterer bereits in eine selbständige, angesehene Stellung ein, in der er einen festen Gehalt bezieht. Ist dieser auch längere Zeit hindurch ziemlich knapp bemessen, so ist das doch wieder ausgeglichen durch die Möglichkeit, Stellen mit hohem, teilweise sogar sehr hohem Gehalt zu erhalten, ohne dafs dies jemals von gröfseren pekuniären Opfern bei der Vorbildung abhängig gemacht würde.

Ich gebe zu, dafs die zuletzt berührten Verhältnisse nicht ohne weiteres für Zivilberufe mafsgebend sein können; aber auch im Ver-

---

[1]) Zur Zeit sind vollberechtigte Konkurrenten vorhanden: 2 von 1880, 2 von 1881, 1 von 1882, 16 von 1883, 19 von 1884.

[2]) „Zur Lösung der Frage der älteren Professoren“, Vorstellung, am 15. Mai 1898 dem K. Staatsministerium in Vorlage gebracht.

gleich mit den Juristen, meine ich, sind in Wirklichkeit die Kosten, welche unsere Ausbildung erfordert, nicht so erheblich geringer, als es bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen könnte. Dafs gegenwärtig die Juristen nach dem Staatskonkurs noch mehrere Jahre warten müssen, kann als blofs momentaner Mifsstand nicht herangezogen werden; es gab noch nicht allzu entfernt Zeiten, die vielleicht bald wieder kommen werden, wo der Jurist kurz nach dem Konkurse, also 3½—4 Jahre nach Absolvierung der Universität, eine dem Gymnasiallehrer gleichbezahlte Stelle erhielt. Das Universitätsstudium selbst verursacht im allgemeinen bei Philologen wie bei Juristen die gleichen Kosten; denn von der Möglichkeit, nach drei Jahren schon das Hauptexamen zu machen, haben früher nur sehr wenige Gebrauch gemacht, und für das Spezielexamen war doch wieder ein viertes Universitätsjahr Vorbedingung, ebenso wie dies jetzt für den 2. Abschnitt nach der neuen Prüf.-O. der Fall ist.[1]) Dagegen haben nicht wenig Kandidaten der Philologie teils während der Universitätszeit in den Ferien, teils nach derselben noch erhebliche Kosten aufgewendet, um durch Handschriftenvergleichung an fernen Bibliotheken oder durch anderweitige Studien sich die nötigen Vorkenntnisse für das Spezialexamen oder für den künftigen Beruf überhaupt anzueignen. Es bleibt also nur der eine, allerdings sehr wesentliche Unterschied, dafs der Jurist nach Absolvierung der Universität noch über drei Jahre von seinem eigenen Vermögen leben mufs, während der Philolog als Assistent Verwendung und Bezahlung finden kann. Allein auch hier ergibt sich bis zu einem gewissen Grade eine Ausgleichung. Leistet der Rechtspraktikant, wie hervorgehoben wurde, dem Staate ohne Bezahlung Dienste, so leistet der Assistent gegen geringe Bezahlung vielfach Dienste, für die normal ein Gymnasiallehrer oder -Professor erforderlich wäre; namentlich in den 80er Jahren waren an einzelnen Anstalten oft viele Jahre hinter einander die Ordinarien höherer und mittlerer Gymnasialklassen Assistenten.

Der Assistent, der sofort nach der Hauptprüfung in Verwendung kam, was freilich, wie oben erwähnt, keineswegs immer der Fall war, bezog etwa 4000 Mk. Gehalt, bis der gleichalterige Rechtspraktikant mit dem Konkurs fertig war. Wurde letzterer dann 2—3 Jahre früher pragmatisch als der Philolog, was auch in der zweiten Hälfte der 80er Jahre Regel war, so war, bis letzterer definitiv angestellt wurde, schon ein Teil der obigen 4000 Mk. eingebracht. Dies steigerte sich weiter dadurch, dafs der Philolog in der Gehaltsklasse XI e verblieb, während der Jurist nach einigen Jahren als II. Staatsanwalt in die wesentlich besser bezahlte Klasse XI a einrücken konnte; auf jeden

[1]) In der Prüf.-O. vom 26. Mai 1873 lautet § 5: „Die Zulassung zur Prüfung aus den philologisch-historischen Fächern setzt die Absolvierung eines humanistischen Gymnasiums und ein vierjähriges Studium an einer deutschen Universität voraus. Zur Hauptprüfung können Kandidaten auch schon nach dreijährigen Universitätsstudien zugelassen werden“; und die Prüf.-O. vom 21. Jan. 1895 verlangt im § 24 als Vorbedingung für den 2. Abschnitt u. a., „dafs der Kandidat ein viertes Jahr auf der Universität verblieben ist und dieses dem Studium der Philologie gewidmet hat“; vgl. in diesen Blättern Bd. 31 S. 184.

Fall wurde er wieder früher Landgerichtsrat oder Oberamtsrichter wie der andere Gymnasialprofessor, was abermals einen Vorsprung von ein paar tausend Mark ausmacht. [1])

Läfst man aber auch diese im Augenblick günstigen Verhältnisse unberücksichtigt, so besteht doch für alle einigermafsen gut qualifizierten Juristen die Möglichkeit, die früher gebrachten Opfer wieder einzubringen, wenn sie zu dem den Philologen im allgemeinen ganz verschlossenen Posten der Oberlandesgerichts- resp. Regierungs-Räte aufgerückt sind. Als solche beziehen sie einen Anfangsgehalt von 5460 Mk., während die gleichalterigen und viele ältere Gymnasialprofessoren 4860 Mk., also 600 Mk. weniger, bekommen. Dieser Unterschied steigert sich natürlich noch mit den Jahren, da nach dem 20. Dienstjahr in der betreffenden Klasse die Quinquennialzulage nur 180 Mk. beträgt.

Dem Juristen ist also reichlich Gelegenheit geboten, das wieder zu bekommen, was er für seine Ausbildung mehr aufgewendet hat. Wer demnach nur die Geldverhältnisse in Betracht ziehen wollte, wäre sehr thöricht, wenn er, nachdem die doch auch nicht geringen Opfer eines 4jährigen Universitätsstudiums jedenfalls einmal gebracht werden müssen, die Kosten der Praktikantenzeit scheuen und sich darum einem Berufe zuwenden würde, der ihm zwar für den Anfang eine frühere Bezahlung bringt, aber dafür jede Möglichkeit raubt, späterhin höhere Gehaltsbezüge zu erlangen. Es würde also beim Zugange zur Philologie nicht Lust und Liebe zur Sache das Leitmotiv bilden, sondern nur der Umstand, dafs die vorhandenen Mittel für eine 7jährige Vorbereitungszeit nicht ausreichen und dafs der Mut oder die Unverfrorenheit fehlt, durch Schuldenmachen auf spätere höhere Einnahmen hin den Mangel zu decken. Damit wäre thatsächlich auch für uns in Bayern das Verhältnis gegeben, auf das O. Jäger [2]) hindeutet, dafs die Reicheren der Jurisprudenz, die Unbemittelten und Angehörigen niederer Stände der Philologie sich zuwendeten; und diese letzteren dürften dann allerdings noch recht froh sein, dafs sie es bis zur Gymnasialprofessur bringen können.

Glücklicherweise ist dies in Wirklichkeit keineswegs immer der Fall; vielmehr wird doch auch heutzutage noch ein grofser Teil der Absolventen bei der Wahl des Berufes nicht einzig und allein durch die Aussicht auf höhere oder niedere Gehaltsbezüge sich bestimmen lassen. Für uns aber, die wir sonst als Pfleger des Idealismus zu

---

[1]) Zur Zeit werden die Juristen in Kl. VIId befördert, welche 1885 die Universität verliefsen, während bei uns erst 1883 an der Reihe ist. Verwaltungsbeamte von 1883 sind jetzt zum Teil schon Bezirksamtmänner mit einem um 360 Mk. höheren Gehalt als die Gymnasialprofessoren, nachdem sie bereits 2 Jahre und länger als Regierungsassessoren 180 Mk. mehr bezogen und Dienstjahre zurückgelegt haben, die ihnen in der jetzigen Stellung angerechnet werden.

[2]) „Lehrkunst und Lehrhandwerk" S. 313, wo es u. a. heifst: „ich würde es für ebenso wünschenswert halten, dafs dieses — nennen wir es immerhin aristokratische — Element in Lehrkreisen sich verstärkte, wie ich es für unsere Juristenwelt für wünschenswert hielte, dafs etwas mehr Begabungen aus den minderbemittelten Schichten in ihre Kreise drängen."

wirken haben, erwächst damit die unangenehme Aufgabe, junge Leute, welche sich aus innerer Neigung unserem Fache widmen wollen, nachdrücklich vor einer einseitigen Beurteilung ihres künftigen Berufes zu warnen und ihnen bei Zeiten die Augen zu öffnen bezüglich der untergeordneten Stellung und unzureichenden Bezahlung, die ihrer harren, um sie vor der späterhin unausbleiblichen Verbitterung zu bewahren. Denn nur wenige werden die glückliche Art besitzen, auch im späteren Leben über alle Äufserlichkeiten hinwegzusehen und, wenn die immer mehr sich steigernden Bedürfnisse des Familienunterhaltes gebieterisch an sie herantreten, sich mit den Idealen ihrer Jugend zufrieden zu geben, während sie die gleichalterigen Jugendgenossen in anderen Berufszweigen infolge ihrer höheren Gehaltsbezüge ähnlicher Sorge überhoben sehen. Selbst wenn jemand wirklich von Anfang an schon die pekuniären Vor- und Nachteile überschaut hätte und zu dem Schlufs gekommen wäre, lieber auf späteres höheres Einkommen verzichten zu wollen, um nur möglichst bald eine bescheidene Einnahme zu erhalten, würde er sich später der Bitterkeit nur schwer erwehren können und es bereuen, dafs er nicht früher in anderer Weise sich zu behelfen gesucht hat, um nur dadurch das Aufsteigen zu besser bezahlten Stellen sich zu sichern.

Damit aber nicht trotz alledem uns vorgehalten wird, wir hätten wegen unserer weniger kostspieligen Vorbildung gar keinen Anspruch darauf, weiter avancieren zu können, dürfte es sich empfehlen, mit aller Energie darauf zu dringen, dafs wenigstens den neu zugehenden Berufsgenossen dieser Vorwurf erspart bleibe und dafs man auch im Standesinteresse fordere, was im Interesse der gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung schon höchst wünschenswert ist. In diesen Blättern wurde wiederholt darauf hingewiesen, wie dringend notwendig es sei, sich auf der Universität ausgiebige allgemeine Bildung anzueignen, so Bd. 35 S. 32, Bd. 34 S. 11—12 und Bd. 32 S. 534 ff. Ganz besonders scheint mir die Forderung, das allgemeine Studium nicht zu vernachlässigen, für den Philologen am Platze mit Rücksicht auf das Klafslehrersystem, das wir ja glücklicherweise noch besitzen und hoffentlich auch uns bewahren. Der künftige Klafslehrer darf nicht Spezialist in einem Fache werden; [1]) er mufs in allen philologisch-historischen Disziplinen beschlagen sein. Die beste Gelegenheit aber, hierzu den Grund zu legen, auf dem er später auch selbstthätig weiterbauen kann, gibt ihm doch wohl die Universität. Dafs jemand, der bis zum 1. Mai des 4. Universitätsjahres eine wissenschaftliche Abhandlung einzureichen hat, wie dies die neue Prüf.-O. § 24. 2. c. vorschreibt, einen grofsen Teil seiner Kräfte hierauf verwenden und darüber die oben angedeuteten wichtigen Aufgaben verabsäumen wird, ist einleuchtend. Andererseits jedoch sehe ich gerade wieder einen Vorzug der neuen Prüf.-O. darin, dafs man die Berechtigung zur Anstellung nicht mehr, wie früher, durch das Bestehen eines einzigen

[1]) Natürlich ist dies nicht unvereinbar mit der Erfüllung des Wunsches von Dr. Vogel (Bd. 34 S. 729), „dafs wo möglich jeder Klafslehrer ein Fleckchen auf dem Felde der Philologie oder Geschichte zu seinem speziellen Eigentum macht.“



Examens erlangt, sondern dass alle, auch die Dreier, ein zweites Examen machen müssen. Als einen weiteren Vorzug der neuen Prüf.-O. möchte ich es betrachten, dafs man die sämtlichen Prüfungen bestanden haben mufs, ehe man in die Praxis des Unterrichtes eintritt. Paulsen in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. etc. II (1898) S. 137 sagt: „Prüfungen sind notwendige Übel; wir können nicht zu dem System des individuellen Beliebens und der Patronage zurückkehren"; ähnlich auch Nägelsbach, Gymn.-Päd.[3] S. 28. Gerade als notwendiges Übel aber wird man sie sich doch am besten möglichst bald vom Halse schaffen; ist dies nicht vor Beginn der Unterrichtsthätigkeit schon geschehen, so sieht sich der junge Lehrer vor zwei entgegengesetzte Aufgaben gestellt: er soll sich in den neuen Beruf einleben, mit voller Hingabe für die Schule sich vorbereiten und doch daneben wieder möglichst viel Zeit für die Examensarbeiten verfügbar zu bekommen suchen. Ich gebe zu, dafs manche in bewundernswerter Weise beiden Anforderungen gerecht zu werden vermögen, aber bei vielen wird beides darunter leiden, die Lehrthätigkeit wie die wissenschaftliche Arbeit.

Ich kann in diesem Punkte Herrn Prof. Dr. Stölzle nicht ganz zustimmen, der in diesen Blättern Bd. 34 S. 14 über die Härten und Konflikte spricht, welche der Prüfungsmodus mit sich bringt. Dafs ein Examen nur dann Wert hat, wenn man auch mit voller Strenge darauf sieht, dafs allen Anforderungen genügt werde, ist wohl selbstverständlich. Auch Bd. 32 S. 538 wird Vermeidung zu grofser Milde gefordert; Paulsen in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altert. etc. II (1898) S. 137 stellt als Regel für die Prüfenden u. a. auf: „über dem suaviter in modo des fortiter in re nicht zu vergessen! Den Trägen und Unwissenden empfehlen, heifst dem Fleifsigen und Tüchtigen nehmen, was sein ist." Wenn überhaupt persönliches Mitleid in Betracht kommen könnte, so hätte durch solches auch beim Spezialexamen alter Ordnung der Examinator sich abhalten lassen müssen, einen Kandidaten durch Ablehnung seiner Arbeit dazu zu verurteilen, zeitlebens dem „Durchgangsposten" anzugehören. Dafs aber jemand, der wirklich nicht die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt, beim zweiten Examen durchfällt, auch wenn er zuvor das erste bestanden hat, darin kann ich keine Härte ohnegleichen sehen; das ist doch bei andern Berufsarten auch so, wo eben derjenige, der nicht die beiden Prüfungen bestanden hat, auch keine Anstellung im Staatsdienst erlangen kann.[1]) Es scheint mir demnach diese Bestimmung der neuen Prüf.-O. wesentlich zu der Gleichstellung mit andern Berufsarten beizutragen, welche Herr Prof. Dr. Gebhard in diesen Blättern Bd. 31 S. 352 so nachdrücklich betont hat.

---

[1]) Kommt der Fall, dafs Kandidaten den 2. Abschnitt nicht bestehen, nur vereinzelt vor, wie dies in der Justiz, beim Forstwesen etc. der Fall ist, so ist nichts Besonderes dagegen einzuwenden. Hingegen beweist das sehr zahlreiche Nachhinken von Philologen, die den 1. Abschnitt bestanden haben, dafs in diesem Punkte in der neuen Prüf.-Ordnung etwas nicht ganz richtig ist (Bemerkung der Vorstandschaft).

Ich komme so zu dem Ergebnis, für die neue Prüf.-O., die ich als Ganzes vollauf erhalten sehen möchte, folgende Abänderung vorzuschlagen: Der erste Prüfungsabschnitt kann erst nach einem 4jährigen, philologisch-historischen Fächern gewidmeten Universitätsstudium gemacht werden; zwischen dem ersten und zweiten Abschnitte mufs eine 1 oder 2jährige Pause liegen,[1]) welche der Kandidat zur Anfertigung der Arbeit und zur Aneignung der sonstigen beim 2. Abschnitt geforderten Kenntnisse zu verwenden hat; nach Ablegung des vollständigen Examens folgt ein 1jähriger pädagogischer Kursus, zur Erzielung vollständiger Gleichheit mit den Rechtspraktikanten unter Wegfall der jetzt üblichen Remuneration, und dann erst — also, wie beim Juristen, 7 Jahre nach dem Gymnasialabsolutorium — kann eine Verwendung als Assistent stattfinden.

Eine solche Verschärfung der Anforderungen wird doch wohl die Folge nach sich ziehen, dafs nur der Philologie studiert, welcher sich innerlich völlig berufen dazu fühlt, und dafs im allgemeinen ein solcher es nur dann thut, wenn er weifs, dafs ihm ebenso, wie bei andern Sparten, auch höhere, besser bezahlte Stellen in genügender Anzahl offen stehen.

Denn der in den Ferien u. dgl. liegende Vorzug allein vermöchte wohl nicht allzu viele anzuziehen. Es mufs ja hier doch immer wieder darauf hingewiesen werden,[2]) wie viel aufreibender ein paar auf einander folgende Unterrichtsstunden sind als vielleicht die doppelte Anzahl Bureaustunden, wie wenig abgeschlossen die Thätigkeit eines jeden Schulmannes mit dem Schulschlufs ist und wie sehr Korrekturen, Vorbereitung und Weiterbildung die freie Zeit, auch die Ferien zum Teil wenigstens, in Anspruch nehmen. Gegen dies letztere pflegt sich beim grofsen Publikum und insbesondere bei den akademisch Gebildeten, die ja aus eigener Erfahrung sich im Schulfache auszukennen glauben, leises Zweifeln und lauter Widerspruch zu erheben. Und in der That wird man zugeben müssen, dafs sich einzelne Erscheinungen finden, welche derartigen Zweifeln eine gewisse Berechtigung verleihen, wenn z. B. jemand, was nach dem Personalstand vieler Anstalten unvermeidlich ist, längere Jahre hinter einander in derselben niederen Klasse wirkt und aufser den notwendigsten Klafsarbeiten keiner weiteren Beschäftigung obliegt. Aber dafs man bei solch handwerksmäfsiger Erfüllung seiner Pflichten nicht ohne weiteres zu höheren Stellen auf-

---

[1]) Dafs man diese Zeit durchaus auf der Universität zubringe, halte ich nicht für notwendig; soweit der Kandidat nicht etwa noch mit den in § 24. 3 der Prüf.-O. vorgeschriebenen Vorlesungen im Rückstand ist, möchte ich ihm hier volle Freiheit gelassen wissen, sich selbst den Aufenthaltsort auszuwählen, der seinen persönlichen Verhältnissen und seinen speziellen Studien am angemessensten ist. Besonders für germanistische und geschichtliche Arbeiten ist es wohl teilweise wünschenswert, nicht gerade an eine Universität gebunden zu sein; vgl. Treitschke, Politik, hrsg. v. Cornicelius, I. S. 227: „Man soll jeden Winkel Deutschlands durchstöbern, ehe man sich zutraut, über deutsche Geschichte zu schreiben. Man kann es an Werken fühlen, ob einer das Land, von dem er redet, innerlich kennt oder ob er nur totes Bücherwissen vorbringt.“

[2]) Vgl. auch die statistischen Feststellungen im Bericht über die 19. Generalversammlung des bayer. Gymnasiallehrervereines 1897 S. 20 u. 21.

rückt, dafür wird meines Erachtens durch die Qualifikation gesorgt werden; völlig hinwegzutäuschen über mangelnde Wissenschaftlichkeit wird man auch den nachsichtigsten Amtsvorstand kaum vermögen. Ferner handelt es sich bei den berührten Mifsständen doch immer nur um vereinzelte Fälle, und es wäre unrecht, diese einfach zu verallgemeinern und darüber die weit zahlreicheren Fälle angestrengtester Berufsarbeit und regsten wissenschaftlichen Strebens geflissentlich zu übersehen. Auch bei Nichtphilologen sind solche Ausnahmefälle ebenso gut denkbar, ohne dafs man um ihretwillen dem ganzen Stande eine Aufbesserung verweigern wollte. Endlich ist wohl noch in Erwägung zu ziehen, ob man nicht durch die starke Hervorkehrung des angeregten Umstandes dazu beiträgt, derartige Fälle zu vermehren. Es ist doch menschlich nur zu natürlich, dafs jemand sich sagt: wenn uns immer vorgehalten wird, wir brauchten keine höheren Stellen und keine bessere Bezahlung, weil wir so wenig zu thun und ein so schönes Leben hätten, so will ich mir eben auch das Leben möglichst schön machen und nur gerade das thun, was unbedingt notwendig ist. Warum sollten gerade die Philologen es sein, die lediglich aus Pflichtgefühl und idealen Gründen ihre volle Arbeitskraft einsetzen? Man wird doch sicherlich auch den Juristen die gleiche ideale Gesinnung zusprechen, und doch hält man es bei diesen für notwendig, die Berufsfreudigkeit der älteren Landgerichtsräte etc. dadurch zu erhöhen, dafs man ihnen Rang und Gehalt von Oberlandesgerichtsräten verleiht.

Wir brauchen aber durchaus an unseren Gymnasien, auch an den unteren Klassen, Lehrer, die sich eifriger wissenschaftlicher Arbeit befleifsigen, [1]) wenn es auch nicht allen möglich ist, diese in literarische Produktivität umzusetzen. Was auf diesem Gebiete in der schulfreien Zeit geleistet wird, zum Teil überhaupt nur geleistet werden kann, wenn längere Ferien zur Verfügung stehen, das kommt doch auch wieder dem Amte, für das wir bezahlt werden, zu gute. Darum darf aber auch nicht die Freudigkeit zu der notwendigen praktischen Berufsarbeit und zu der nicht minder notwendigen wissenschaftlichen Neben-

[1]) Nägelsbach, Gymn.-Päd. ² S. 23 führt in schöner Weise aus, wie auch bei den Elementen schon es nötig ist, dafs der Lehrer selbst in der Wissenschaft lebe, wie er das Kleine, das er lehrt, schon in Bezug setzen mufs zu dem Bedeutenderen, das er weifs; und S. 24 gebraucht er die kräftigen Worte: „Wie soll der Schüler lernen, wenn der Lehrer ihm nicht das Beispiel gibt? Es klingt höchst lächerlich, wenn er der Pflicht des Studiums sich etwa mit der Ausrede glaubt entziehen zu können: er sei nur ein praktischer Schulmann. Nein, ein Ignorant ist er dann.“ Vgl. auch O. Jäger, Aus der Praxis S. 16 u. ö; Lehrk. u. Lehrhandw. S. 315 ff. u. S. 481; Dr. Stölzle in diesen Blättern 34. S. 28, dessen weiteren Folgerungen ich mich allerdings nicht anschliefsen kann. Wer den Unterricht in höheren Klassen anstrebt, wird und mufs auch die Zeit, in welcher er in niederen Klassen thätig ist, ausnützen, um sich in allen Fächern auf dem Laufenden zu erhalten; sonst wird er später seiner Aufgabe nicht gewachsen sein. Es ist also die wissenschaftliche Weiterbildung auch eine Forderung der Selbsterhaltung, ebenso wie für die Juristen gegenwärtig die Beschäftigung mit dem bürgerlichen Gesetzbuch; dafs man das aber noch besonders in einem Examen oder dgl. dokumentieren müsse, wird doch auch bei diesen nicht verlangt.

arbeit dadurch verkümmert werden, dafs die Philologen sich dauernd hinter den übrigen akademischen Berufsarten zurückgesetzt fühlen müssen; vgl. auch in diesen Blättern Bd. 31 S. 382, besonders die dort angeführten Worte Dr. Günthers.

Nun handelt es sich noch um eine Regelung der erstrebten Standeserhöhung selbst. Ich denke, wir könnten hier den Vorschlägen vollauf zustimmen, welche in der oben bereits erwähnten Beilage zu diesen Blättern gemacht wurden. In erster Linie anzustreben ist natürlich die Möglichkeit, zu einem höheren Gehalt aufzurücken. Denn wenn allgemein anerkannt wird, dafs ein älterer Landgerichtsrat unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen mit seinem Gehalt nicht auszukommen vermag, so ist nicht abzusehen, warum dies ein Gymnasialprofessor fertig bringen sollte; Nebeneinnahmen werden immer seltener, und der Beamte soll doch so gestellt sein, dafs er auf diese verzichten kann. Ist also nur eines zu erreichen, so mufs man sicherlich darauf ausgehen, dafs die Gymnasialprofessoren nach einer entsprechenden Reihe von Jahren in Klasse V b einrücken können. Ist es aber durchzusetzen, dann trägt es meiner Meinung nach entschieden zur Hebung der Wertschätzung unseres Standes bei, wenn das höhere Avancement auch äufserlich in der Änderung des Titels zu Tage tritt. Wir leben eben einmal in einer sehr wunderlichen Welt, wie O. Jäger hervorhebt [1]), und es wäre verkehrt, wollten wir verlangen, dafs man bei

[1]) Lehrk. u. Lehrhandw. S. 313. Ich teile im ganzen auch die Anschauungen Dr. Stölzles Bd. 34 S. 29 dieser Blätter, glaube aber nicht, dafs literarische Thätigkeit allein eine Besserung herbeiführen kann. Viele werden ja für sich selbst Befriedigung in wissenschaftlicher Forschung finden, wie sich wohl niemand dem Reiz des Forschens und Entdeckens entziehen kann; auch die Standesgenossen werden demjenigen, der tüchtige Leistungen als Lehrer und als Gelehrter an den Tag legt, ihre Anerkennung und Bewunderung nicht versagen; nicht so aber steht es mit der Aufsenwelt. Der Laie, und zwar nicht nur der unverständige, auch der gebildete, wird es vielfach nicht verstehen können, wie neben eifriger Führung des Amtes auch noch Zeit für ausgedehnte literarische Produktion übrig bleibe, und wird nur zu sehr zu der Annahme geneigt sein, dafs letztere auf Kosten der ersteren bethätigt werde; ja sogar die Art gewisser Forschungen, so notwendig dieselben auch zur Förderung der Wissenschaft selbst sind, wird ihm als geisttötend und unfruchtbar erscheinen und sein Urteil vom „unpraktischen Philologen" ihm nur bestätigen. Man läfst eben sehr leicht aufser acht, was in diesen Bl. Bd. 34 S. 20 mit Recht hervorgehoben ist, dafs die Beschäftigung mit Spezialitäten den Lehrer kleinlich machen kann, nicht mufs. Ich kann es darum auch nicht gelten lassen, dafs eine Vergleichung unseres Standes mit den Juristen als unzutreffend erklärt wird, weil die letzteren eine lediglich auf das Praktische gerichtete Thätigkeit hätten (Bd. 34 S. 27). Auch unser Beruf hat eine wesentlich praktische Seite. So richtig es ist, dafs wir die Schüler für die Wissenschaft erziehen sollen, so dürfen wir dabei doch nicht vergessen, dafs wir in ihnen eine Grundlage zu legen haben, auf der ihre Ausbildung für das praktische Leben sich aufbauen kann; und dafs dies letztere in der Anschauung des grofsen Publikums weit überwiegt, darf uns nicht wundern, wenn wir erwägen, dafs es einem grofsen Teile unserer Schüler wie ihrer Eltern trotz aller gegenteiligen Belehrung nur um die Erlangung von Berechtigungen zu thun ist. Hat doch auch unsere neue Schulordnung dem Zuge der Zeit Rechnung getragen, indem sie, „ohne die altbewährte Grundlage unserer Bildung völlig aufzugeben, doch mehr Rücksicht nahm auf die Forderungen des praktischen Lebens" (vgl. Bd. 31 S. 338 ff. dieser Blätter). Endlich möchte ich, weil man sich bei der Forderung literarischer Produktion so gern



uns weniger auf Rang und Titel merkt als bei andern Ständen. Ansehen und Achtung nach aufsen hin aber fordert nicht nur das Interesse unseres Standes, sondern auch das Interesse der Schule. Denn sieht man in andern Kreisen mit einer gewissen souveränen Geringschätzung auf den Gymnasiallehrer herab, dann erfährt zu leicht auch der Schüler, dessen Eltern diesen Kreisen angehören, etwas davon, und es bedarf eines hohen Grades von imponierender Tüchtigkeit seitens des Lehrers, um das wieder gut zu machen, was etwa ein unbedeutendes Wort des Vaters oder der Mutter verfehlt hat. (Vgl. auch die Auseinandersetzungen von Prof. Lösch im Programm des Alten Gymnas. Nürnberg 1898 S. 19,21 u. bes. S. 23.)

Die Titelfrage wird darum auch in der erwähnten Beilage S. 6 u. 11 kurz berührt. Die dort gemachten Vorschläge haben meines Erachtens den Vorteil, dafs sie Rangstufen herausheben, wie sie auch bei andern akademisch Gebildeten üblich sind; es würde sich nämlich um die folgenden handeln: Assistent (= Accessist u. dgl.), Gymnasiallehrer (= Assessor, Amtsrichter), Gymnasialprofessor (= Landgerichtsrat), Studienrat resp. Rektor (= Regierungs- und Oberlandesgerichtsrat resp. Landgerichtsdirektor), Oberstudienrat (= Oberregierungsrat, Landgerichtspräsident). Würde dieser Vorschlag durchgeführt, so würde sich vielleicht im Laufe der Zeit auch die Unsitte verlieren, jeden Lehrer an Mittelschulen als „Professor“ zu titulieren, was sicher aus mehrfachen Gründen uns erwünscht sein müfste. Ferner läge es wohl nahe, um einen Unterschied zwischen Rektoren der Progymnasien und denen der Vollgymnasien zu bekommen, die letzteren nach preufsischer Analogie „Direktoren“ zu nennen.

---

auf Norddeutschland beruft, daraufhinweisen, dafs gerade die in Leipzig erscheinenden Neuen Jahrbücher in ihrem Jahrg. 1898 mehrfach Artikel brachten, welche die praktische Seite der Philologen-Thätigkeit betonten. So sagt dort C. Reichardt (II S. 456): „Führende Geister brauchen wir auch in der Pädagogik, Männer, welche die Erziehungslehre wissenschaftlich begründen und vertiefen oder die Erziehungsthätigkeit mit genialer Kunst ausüben. Aber der schlichte Lehrer kann sowenig immer Gelehrter oder Künstler sein, als etwa jeder Richter eine Leuchte der Rechtsgelehrsamkeit, jeder Arzt ein chirurgisches Genie oder jeder Baumeister ein Michel Angelo . . . Mir persönlich würde auch die Bezeichnung als Kunsthandwerk, wenn man sie richtig versteht, keineswegs ehrenrührig erscheinen. Würde unsere Thätigkeit doch damit nur, der gegebenen Wirklichkeit entsprechend, als ein vorwiegend praktischer Beruf bezeichnet, dessen Träger — ganz ähnlich etwa wie der Arzt, der Richter, der Landmesser — auch wo er auf selbständige wissenschaftliche oder künstlerische Bedeutung keinen Anspruch erhebt, immer seine volle und schwere Aufgabe im sozialen Tagesleben zu erfüllen hat, eine Aufgabe, die wahrlich, redlich angefafst, einen ganzen Mann erfordert.“ Vgl. auch A. Baldamus (II. S. 309): „. . . Und da glaube ich es sagen zu dürfen, dafs der heutige Gymnasiallehrer nicht mehr der unpraktische Herr ist, wie ihn die „Fliegenden Blätter“ darstellen, dafs er offenen Auges durch die Welt geht und mithin die Reformarbeit oft früher begonnen hat, als die Reformforderung von aufsen erhoben ist.“ H. Peter meint (II. S. 298), heutzutage laute über den Gymnasiallehrer das Urteil so, wie im „Raisonnement über die protestantischen Universitäten Deutschlands“ (1768—76) J. D. Michaelis vom Universitätslehrer es hervorhebt, dafs „wissenschaftliche Erfolge ein opus supererogationis seien, auf die zwar eine Universität stolz sein, aber die sie nicht von ihm als Amtspflicht verlangen könne.“ Gegen die Programme wendet sich Richter II S. 95.

Dagegen erregt eines Bedenken, was möglicherweise für die Zukunft zu befürchten ist. Schon jetzt wird darüber geklagt, dafs, während an einzelnen Gymnasien kaum sämtliche Abteilungen der Klassen 6—9 Gymnasialprofessoren zu Ordinarien haben, an andern wieder die Professoren noch längere Zeit nach ihrer Beförderung in 4 und 5 verbleiben und infolgedessen die Gymnasiallehrer sich mit dem Ordinariat von 1—3 begnügen müssen. Entsprechend würde es später auch in den oberen Klassen solche Verschiedenheiten geben, die lediglich von zufälligen Umständen abhängig sind, je nachdem eben an den einzelnen Anstalten mehr oder weniger ältere Professoren sich befänden, die zu Studienräten befördert würden. Für den Anfang müfste dies als notwendige Folge der in anderer Hinsicht ja so sehr wünschenswerten Neuerung hingenommen werden; weiterhin liefse sich dem aber vielleicht abhelfen im Zusammenhang mit dem Bestreben, völlige Gleichstellung der Vorstände mit ihren Untergebenen zu vermeiden, das im letzten Teil der oben erwähnten Beilage (S. 9—12) seine Erledigung gefunden hat. Ich hielte es für nicht unmöglich, nach und nach die Stellen, welche jetzt einzelnen Persönlichkeiteu verliehen worden sind bezw. noch verliehen werden, in solche umzuwandeln, die dauernd an bestimmte Anstalten gebunden sind, d. h. allmählich eine Reorganisation des Personalstandes sämtlicher Gymnasien vorzunehmen, etwa in folgender Weise: 20—25 Gymnasien in den grofsen Städten, deren Schülerzahl sich voraussichtlich dauernd auf ca. 350 hält und die infolge dessen eine gröfsere Anzahl von Parallelkursen haben, erhalten als Vorstände Oberstudienräte, die übrigen behalten, wie bisher, Rektoren resp. Direktoren. Ist der Vorstand und Ordinarius der 9. Klasse ein Oberstudienrat, so erhält die 8. und event. 7. Klasse einen Studienrat zum Ordinarius, während hier die Gymnasialprofessoren für die Ordinariate von 5—7, event. 4—6, verwendet werden. Der Vorteil, an einer gröfseren Anstalt zu wirken, was ja von vielen angestrebt wird, müfste dann eben mit der Notwendigkeit erkauft werden, länger in unteren Klassen zu verbleiben, während umgekehrt die Angehörigen einer kleineren Anstalt dafür früher zum Unterricht in höheren Klassen berufen würden; auch die Arbeitslast wäre dann etwas gleichmäfsiger der Stellung entsprechend verteilt.[1]) Damit liefse sich recht wohl der gelegentlich der Kammerverhandlungen gemachte Vorschlag vereinigen, dafs die besser bezahlten älteren Professoren als Prüfungskommissäre an Progymnasien verwendet würden wie etwa auch bei den verschiedenen Abschnitten des philol. Examens u. ähnl.

Endlich denke ich mir, dafs eine solche Reorganisation auch mit der Einrichtung der pädagogischen Seminarien in Verbindung gesetzt werden könnte. Dafs der Vorstand eines Gymnasiums, an dem ein

[1]) Wenn damit förmlich zwei Arten von Gymnasien geschaffen würden, so ist auch das nicht ohne Analogie bei den Juristen: an Gerichten, bei denen Schwurgerichte abgehalten werden, werden Landgerichtsräte und Staatsanwälte für diese beigezogen, an andern nicht; der Amtsrichter hat an kleinen Gerichten eine viel mehr Einzelgebiete umfassende Thätigkeit wie an grofsen, wo infolge der Arbeitsteilung jeder nur ein eng begrenztes Referat hat, u. dgl.



solches Seminar besteht, auch dann Oberstudienrat sein sollte, wenn das Gymnasium sonst nicht zu der oben bezeichneten Kategorie gehört, und dafs diesem ebenfalls 1—2 Studienräte beigegeben würden, erscheint mir schon im Interesse der Gleichheit notwendig; denn hier wird sich ebenso eine Überlastung herausstellen wie an stark besetzten Anstalten. Der Zuschufs aber, welchen bis jetzt der Leiter eines Seminars erhält, würde doch besser in einen pragmatischen Gehaltsteil umgewandelt dadurch, dafs der betr. Leiter von vorneherein einer höher bezahlten Gehaltsklasse angehört. Analog fände dies Anwendung auf die sonst noch zur Unterweisung der Probekandidaten beigezogenen Lehrer der Anstalt; es könnte hier recht wohl ein Ordinarius einer mittleren resp. unteren Klasse Rang und Gehalt eines Studienrates resp. Gymnasialprofessors haben, wenn er zugleich am Seminar thätig wäre. Eigens hierzu geeignete Leute an die mit Seminar ausgestatteten Gymnasien zu berufen, würde wohl gerechter sein, als wenn jemand, der gerade zufällig an einem solchen angestellt ist, den betr. Zuschufs erhält. Durch Wegfall dieser Zuschüsse, wie der oben bereits erwähnten Remuneration würden im ganzen wohl die Kosten gedeckt werden können, welche durch die Besetzung solcher Anstalten mit einer gröfseren Anzahl höher dotierter Lehrkräfte hervorgerufen würden.

Noch günstiger freilich wäre es, wenn sich, da nun einmal jede Reorganisation Geld kostet, die Mittel erreichen liefsen, um die Zahl der jetzigen Gymnasialprofessoren unverändert beizubehalten, trotzdem etwa 40—50 der jetzt noch in Kl. VIId befindlichen in Vb aufgerückt wären. Damit wäre die Möglichkeit gegeben, den Wünschen der Dreier entgegenzukommen und diese, wenn auch nach längerer Dienstzeit wie die Zweier, zu Gymnasialprofessoren zu befördern, zumal wenn auch die Kreise nachfolgen würden und dann überall von der 4., oder wenigstens 5. Klasse aufwärts Professoren als Ordinarien wirkten. In anderer Weise halte ich eine befriedigende Lösung der Dreierfrage für ziemlich unmöglich. Denn würden nur etwa 20 Stellen, eigens für Dreier, geschaffen, so wäre dies noch lange nicht genügend, und die Auswahl wäre höchst schwierig.

Andrerseits aber wäre es den Vollberechtigten gegenüber, auch wenn deren Avancement nicht verschlechtert würde, doch höchst unbillig, ohne weiteres ihnen Leute ohne Spezialexamen gleichzusetzen. Man braucht ja noch lange nicht alles Heil in der Fertigung einer wissenschaftlichen Abhandlung zu suchen; aber wenn einmal eine solche gefordert wird, so müssen doch diejenigen, welche sich, von allem anderen ganz abgesehen, der mühevollen Arbeit unterzogen und durch erhöhte Anstrengung, Verzicht auf Vergnügungen und Erholung u. dgl. dieser Forderung nachgekommen sind, auch einen Vorteil davon haben [1]). Wenn jemand ohne Spezialexamen ganz das Gleiche er-

[1]) Für diejenigen, welche der Forderung des § 8. 2 der Prüf.-O. 1873 entsprechend innerhalb dreier Jahre nach bestandener Hauptprüfung sich dem Spezialexamen unterzogen haben, liegt ja eine gewisse Benachteiligung schon darin, dafs auf die Erfüllung dieser noch wiederholt eingeschärften Vorschrift bei der Beförderung kein weiterer Wert gelegt wird. Bei längerer Wartezeit aber konnte

reichen könnte, wenn auch etwas später. wie die andern, so würde dies in keinem Verhältnis stehen zu den von letzteren aufgewendeten Opfern. Dies werden wohl nicht einmal die Dreier selbst im Ernste verlangen; das, worüber sie sich beklagen, ist doch im wesentlichen die Härte, welche darin liegt, dafs jemand auf Grund einer vielfach von Zufälligkeiten abhängigen Note sein Leben lang auf der untersten Stufe stehen bleiben mufs, ohne dafs er auch nur die Möglichkeit bekommen hätte, auf anderen Gebieten sein Können zu erproben, und ohne dafs praktische Tüchtigkeit oder selbst literarische Leistungen weiter in Betracht gezogen würden. — Bei obigem Vorschlag dagegen hätten die Vollberechtigten doch den Vorzug, dafs sie bei entsprechender Qualifikation durchweg noch in eine Gehaltsklasse aufrücken können, die den andern verschlossen bleibt, wenn sie auch als Gymnasialprofessoren auf gleicher Stufe mit ihnen stehen.

Ich habe bisher absichtlich nur auf diejenigen Rücksicht genommen, welche nach dem früheren Modus geprüft sind; zieht man die neue Prüf.-O. heran, so liegt die Sache, meine ich, noch einfacher[1]). Die Bestimmungen dieser selbst müfsten meines Erachtens mit notwendiger Konsequenz dazu führen, auch allen denjenigen, welche nicht zum Rektorat berufen werden, ein Aufrücken über die Gymnasialprofessur hinaus zu ermöglichen. Denn wenn in § 30. 1 nach den Ergebnissen der beiden Prüfungen die Kandidaten in drei Kategorien geteilt werden, so müfsten doch auch im Avancement für jeden Vollberechtigten drei Stufen zu erreichen sein; vgl. den Ber. üb. d. 19. Gen.-Vers. S. 40. Was hätte es für einen Zweck, dafs jemand durch die Note I oder II auch für die Verwendung in den obersten Gymnasialklassen qualifiziert erscheint, wenn er doch in Rang und Gehalt denen gleich bleibt, die in einer der Prüfungen die erste oder die zweite und in der andern die dritte Note erlangt haben und darnach nur für Klasse 1—6 geeigenschaftet sind? Bei der letzten Kategorie freilich, d. h. den Kandidaten, welche Note III in den beiden Prüfungen nur zur Verwendung in den 4 unteren Klassen befähigt, könnte sich im Laufe der Zeit derselbe Notstand ergeben wie jetzt bei den Dreiern. Aber sie sind wenigstens nicht durchaus ausgeschlossen vom Vorrücken, da ja § 30. 2 der Prüf.-O. bestimmt, dafs nach dem Zeugnis über den Besuch des pädagogisch-didaktischen Kursus, sowie der Qualifikation in der Praxis sich die Aussichten auf Anstellung und Beförderung

---

doch entschieden eine gereiftere Arbeit geliefert und auch bei der mündlichen Prüfung Besseres geleistet werden, als wenn neben den Berufsgeschäften die Vorbereitung überhastet werden mufste, damit nur der Termin eingehalten werde.

[1]) In diesem Abschnitte wagte ich einen Versuch zu machen, mit den Verhältnissen, wie sie eben durch die Prüf.-O. geschaffen sind, mich abzufinden; ich will damit selbstverständlich nicht die Berechtigung der Einwände ableugnen, die S. 23 dieser Blätter vorgeführt sind. Wenn die Absicht beim Erlafs der Prüfungsordnung die war, eine Rangerhöhung der älteren Gymnasialprofessoren zu ermöglichen, so ist es doch sicher kein unbescheidener Wunsch, dafs diese Rangerhöhung wenigstens jetzt wirklich durchgeführt werde, nachdem die Prüfungsordnung erlassen ist, dafs man dem Stand auch den geplanten Vorteil zukommen lasse, nachdem er den in der Anfügung einer niedrigeren Schicht liegenden Nachteil hinnehmen mufste.

verschlimmern oder verbessern. Einem Beamten, der die Vorbedingungen für eine höhere Stelle erfüllt hat, durch die Qualifikation diese zu versperren, dazu wird sich ein Amtsvorstand eben doch nur dann entschliefsen, wenn es sich um ausgesprochene Unfähigkeit oder Pflichtvergessenheit handelt. Würde man umgekehrt auch nicht allzu rigoros sein, wo Verbesserung der Aussichten in Betracht kommt, und mindestens den Angehörigen der letzten Kategorie diese zu Teil werden lassen, wenn sie sich in der Praxis bewähren und wissenschaftliches Streben bekunden, auch wenn sie nicht geradezu ganz vorzüglich sind, so dürfte damit allen gerechten Ansprüchen genügt sein; denn es würden dann doch wohl die meisten „Doppeldreier", wenn auch erst nach längerer Wartezeit wie die andern, zum Gymnasialprofessor befördert werden [1]).

Damit bin ich am Ende meiner Auseinandersetzungen angelangt; mögen dieselben die Billigung der Standesgenossen finden, oder mögen andere, bessere Vorschläge an Stelle der meinigen treten, in dem Wunsche werden alle einig sein, dafs auf jeden Fall eine Besserung unserer Beförderungsverhältnisse in absehbarer Zeit erfolgen möge. Wenn diese Zeilen irgendwie zur Klärung der Verhältnisse und damit nur ein wenig zur Durchführung unserer Bestrebungen beitragen, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Regensburg. Karl Hoffmann.

Ein Vorschlag zur bayrischen Prüfungsordnung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.[2])

Die im Jahre 1895 erlassene Prüfungsordnung für die Altphilologen bedeutet in mehreren Punkten einen unleugbaren Fortschritt; ich finde ihn vor allem darin, dafs alle Kandidaten sich beiden Prüfungsabschnitten unterziehen müssen, ferner darin, dafs auch der 2. Abschnitt vor Eintritt in eine amtliche Stelle bestanden sein mufs.[3]) Auch den pädagogisch-didaktischen Kurs wird man als Fortschritt begrüfsen, wenngleich man über die Art der Einrichtung verschiedener Ansicht sein kann. So dankbar wir einerseits für diese unbestreitbaren Fortschritte sein

[1]) Auch das beruht selbstverständlich auf der Voraussetzung, dafs mit gröfster Strenge verfahren wird und dafs demnach Dreier nicht als ungeeignete Kandidaten im Sinne der Ausführungen S. 32 zu betrachten sind.

[2]) Dieser Artikel, welcher uns gleichzeitig mit dem vorhergehenden zuging, deckt sich in seinen Vorschlägen gröfstenteils mit denen des Herrn Koll. Hoffmann in der vorausgehenden Abhandlung (vergl. S. 215); da aber beide unabhängig von einander entstanden sind, so glaubten wir sie neben einander unverändert zum Abdruck bringen zu sollen. (Die Redaktion).

[3]) Gerade der Umstand, dafs dem früher nicht so war, wurde von sehr vielen, die sich aufserhalb einer Universitätsstadt ohne Anleitung von seiten der Dozenten bei oft anstrengendem Dienst zum Spezialexamen vorbereiten mufsten, als sehr hart empfunden; wir würden deshalb in diesem Punkt eine Rückkehr zum früheren Modus, die von Stölzle und manchen Kollegen gewünscht wird, nicht für gut halten; sie würde sofort dieselbe berechtigte Opposition hervorrufen wie die frühere Einrichtung.

müssen, so ist anderseits nicht zu leugnen, dafs in der kurzen Zeit des Bestehens der neuen Ordnung sich auch Mängel gezeigt haben, vornehmlich in den Bedingungen für die Zulassung zu den zwei Prüfungsabschnitten, die für den 1. ein mindestens dreijähriges Studium, für den 2. ein weiteres einjähriges Studium voraussetzt. Wir vermuten, dafs in der Kommission, die zur Festsetzung der neuen P.-O. einberufen war, schon Bedenken gegen diese zu geringe Vorbereitungszeit laut wurden; doch entschlofs man sich zu den jetzt geltenden Bestimmungen in der wohlmeinendsten Absicht offenbar aus folgenden Gründen: nach der alten P.-O. konnte man nach dem 1. Examen, d. i. nach vier Jahren, in Ausnahmsfällen schon nach drei Jahren als Assistent verwendet werden. Da man für die Zukunft das Bestehen der beiden Prüfungen sowie ein Seminarjahr als unerläfsliche Bedingung für staatliche Verwendung mit gutem Grunde festsetzte, so mufste die Zeit ohnehin verlängert werden; man wollte sie aber so wenig wie möglich verlängern und kam so zu dem vorliegenden Resultat. Vielleicht fürchtete man auch bei noch längerer Vorbereitungszeit Mangel an Kandidaten, eine Furcht, die bei dem gegenwärtigen fast beängstigenden Zudrang zu dem Studium gewifs unbegründet ist.[1]) Eine möglichst baldige Änderung des betreffenden Paragraphen der neuen P.-O. scheint uns deshalb äufserst wünschenswert, weil sonst ein Rückgang in der Qualität der Gymnasiallehrer unausbleiblich ist.

Wir sprechen zunächst vom 1. Prüfungsabschnitt, der an die Stelle der älteren Hauptprüfung getreten ist. In der P.-O. vom Jahre 1873 lautet § 5: „Die Zulassung zur Prüfung aus den philologisch-historischen Fächern setzt... ein vierjähriges Studium an einer deutschen Universität voraus. Zur Hauptprüfung können Kandidaten auch schon nach dreijährigem Universitätsstudium zugelassen werden.“ Die neue P.-O. sagt § 19: „Als Vorbedingung (für den 1. Abschnitt) erscheint... ein dreijähriges Studium an einer inländischen Universität.“ Das ist doch ein bedeutender Unterschied. Was dort als Ausnahme („können zugelassen werden“) gegeben ist, erscheint hier als Norm. Und dabei sind die Anforderungen, die an dieses Examen gestellt werden, in beiden P.-O. die gleichen, eine kleine Variante in dem geschichtlichen Pensum ausgenommen. Nun sagt man anscheinend nicht mit Unrecht, es stehe ja jedem frei, den 1. Abschnitt erst nach vier Jahren zu machen. Gewifs; auch thun das manche. Aber bei der grofsen Konkurrenz werden doch viele nicht den Mut haben, aus eigenem Antrieb ein Jahr zuzulegen; sie werden sich sagen: wenn die P.-O. drei Jahre als Norm angiebt, so mufs die Vorbereitung im Durchschnitt auch in dieser Zeit zu leisten sein. In Wirklichkeit ist sie aber nicht im Durchschnitt, sondern nur für äufserst fleifsige und gut begabte Studenten in diesem Zeitraum möglich. Die unausbleibliche Folge der neuen P.-O. ist entweder die, dafs ein unverhältnismäfsig grofser

[1]) Vgl. diese Blätter 1898 S. 1 ff. Der in dem laufenden Schuljahr vorhandene Mangel an anstellungsfähigen Kandidaten ist auf die definitive obligatorische Einführung des Seminarjahres und auf den Übergang von der alten zur neuen Ordnung zurückzuführen.



Prozentsatz der Kandidaten durchfällt, oder dafs die Anforderungen herabgeschraubt werden. Das haben die Prüfungen der 2 letzten Jahre gezeigt. Dafs beides von Übel ist, ist klar. Die Herabsetzung der Vorbereitungszeit geschah gewifs, wie oben gesagt, in wohlmeinender Absicht, aber sie liegt weder im Interesse des Unterrichtes noch des Standes. Wir halten deshalb übereinstimmend mit Stölzle[1]) und Gebhard[2]) und, wie wir wissen, der grofsen Mehrzahl der Kollegen eine vierjährige Vorbereitung für den 1. Abschnitt für äufserst wünschenswert, um nicht zu sagen für nötig.

Der 2. Abschnitt der Prüfung ist an die Stelle des alten Spezialexamens getreten, das während der staatlichen Verwendung, in der Regel drei Jahre nach dem 1. Examen, von den Herren abgelegt werden konnte, die im Hauptexamen die 1. oder 2. Note erlangt hatten. Es berechtigte allein zur Anstellung als Gymnasialprofessor und Rektor. Stölzle ist der Ansicht, dafs man zu dieser früheren Praxis zurückkehren solle mit der Änderung, dafs alle, auch die Dreier, zur 2. Prüfung zugelassen würden. Also solle nach dem 1. Abschnitt das sogenannte Seminarjahr folgen, hierauf könne jeder als Assistent verwendet werden; wer die höheren Staffeln der Karriere — soweit man von solchen bei unserem Stande sprechen kann — erklimmen wolle, solle noch den 2. Abschnitt zu beliebiger Zeit machen. Auch andere Herren meinen, es könne ein Kandidat gar wohl das 1. Examen bestehen, zur Fertigung einer wissenschaftlichen Arbeit aber, wie sie im 2. Examen gefordert wird, unfähig sein; also sollten nicht alle dazu gezwungen werden. Ich bin hier völlig anderer Ansicht. Wenn das 1. Examen nach vier Jahren abgehalten und — das ist allerdings unerläfslich — mit der nötigen Strenge gehandhabt wird, so dafs man auch wirklich das fordert, was in der P.-O. steht, so bin ich fest überzeugt, dafs zwar nicht nach einem weiteren Jahr, aber nach zweien, jeder das 2. Examen bestehen kann.[3]) Als Vorbereitung für diesen 2. Abschnitt halte ich allerdings, wie gesagt, ein Jahr für zu wenig. Hierin stimme ich Stölzle völlig bei, und ich halte es für unnötig, seine einleuchtenden Gründe zu wiederholen.

Ich schlage also vor: vier Jahre Vorbereitungszeit für den 1., zwei weitere Jahre für den 2. Abschnitt; hierauf folgt der pädagogisch-didaktische Kurs und dann erst die staatliche Verwendung. Was mir entgegnet werden wird, weifs ich. Sieben Jahre Vorbereitung für einen Philologen! Bei den schlechten Aussichten, der geringen Karriere, die dieser Stand hat! Wer wird sich dann noch diesem Studium zuwenden? Auch Stölzle p. 3,2 sagt, er möchte „die (von Gebhard gestellte) Forderung eines 5. Universitätsjahres, die ja im Interesse der Sache liege, mit Rücksicht

---

[1]) S. diese „Blätter“ 1898 p. 33.

[2]) S. z. B. diese „Blätter“ 1899 S. 32.

[3]) Ich stelle mir dann den Vorgang vor ähnlich wie bei den Juristen: beim 1. Examen, dem sogen. Universitätsexamen, wird sehr streng verfahren; die Folge davon ist, dafs bei der 2. Prüfung, dem sogen. Staatskonkurs ein Nichtbestehen zu den Seltenheiten gehört.

auf die sozialen Verhältnisse der meisten Philologiekandidaten nicht vertreten." Ich könnte darauf erwidern: wenn wir dieselben Aussichten in der Karriere anstreben, welche Richter, Bau- und Forstbeamte schon haben — und das thun wir —, so müssen wir uns auch nicht scheuen, die gleichen Vorbedingungen zu erfüllen.[1]) Wenn Gebhard oben S. 50 sagt, dafs „zu der Neuordnung der Vorbedingungen auch eine Neuordnung der materiellen Verhältnisse kommen mufs," so gilt das natürlich auch umgekehrt. Und was die soziale Stellung der Philologiekandidaten anlangt, so könnte ich mit Recht dagegen fragen: warum sollen die sozial schlechter Gestellten gerade zu uns gehen? Wer vermögenslos und tüchtig ist, kann es bei höheren Vorbedingungen in unserm Beruf ebensogut aushalten, wie es bei den andern Berufen möglich ist. Wenn aber einer nicht besonders tüchtig ist, warum sollen gerade wir ihn verschlucken? Doch das sind nicht die Gründe, die mich zu meinen Reformvorschlägen veranlafst haben; es ist vielmehr die Überzeugung, dafs sechs Jahre Vorbereitung notwendig sind und zwar in Bayern viel mehr als anderswo. Denn wir haben das Klassenlehrersystem; und dafs ein Klassenlehrer eine gröfsere Vorbereitung braucht als ein Fachlehrer, dafs es eine viel breitere Basis legen mufs, ist ohne weiteres einleuchtend, wenn er auch, soviel ich weifs, noch nirgends mit der nötigen Schärfe hervorgehoben worden ist. Wir sollen nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch Deutsch und Geschichte beherrschen. Über die allgemeine, philosophische Bildung hat Stölzle beherzigenswerte Worte gesagt. Und „wenn wir," wie Pöhlmann[2]) meint, „nicht nur unterrichten sollen, sondern mitwirken bei der Erziehung von Bürgern des modernen Staates, so setzt das auch eine historische Schulung voraus, „welche wohl nur ein kleiner Teil unserer Philologen von der Universität mitbringt," wir setzen hinzu, bei der jetzigen kurzen Vorbereitungszeit mitbringen kann. „Die Gegenwart verlangt vom Philologen," sagt Pöhlmann in demselben Aufsatz, „dafs er eine lebendige Anschauung habe von der Entwicklung der realen Mächte, die das antike Leben, wie alles Völkerleben beherrschen." „Sollte es unberechtigt sein, von dem Lehrer der Antike zu verlangen, dafs er nicht blofs ein Philologe im landläufigen Sinne des Wortes sei, sondern zugleich auf der Höhe historisch-politischer Anschauung stehe, auf welche ihn nur die moderne Geschichtswissenschaft heben kann? Er bedarf dieser Schulung um so dringender, da ja die vertiefende Behandlung der alten Geschichte ganz wesentlich Sache der Klassikerlektüre ist."[3]) „Wie Treitschke mit Recht bemerkt, hat aller Lärm der Zeitungen die deutschen Gelehrtenschulen nicht so

---

[1]) Die Vorbereitungszeit bis zur staatlichen Verwendung beträgt bei den Juristen, Archiv- und Forstbeamten 7 Jahre, bei den Bau- und Bergbeamten 6 Jahre.

[2]) „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers," Beilage zur Allg. Ztg. 1891, wieder abgedruckt in den gesammelten Abhandlungen „Aus Altertum und Gegenwart". S. 30 ff.

[3]) In München ist es allerdings für den Studenten schwer, sich in das Studium der alten Geschichte einweihen zu lassen, da für dieses wichtige Fach noch immer kein Lehrstuhl vorhanden ist.

geschädigt, wie das Erlahmen des klassischen Unterrichts selbst, das wir dem formalistischen Sinn so vieler Philologen verdanken." Über das, was der deutsche Unterricht an unsern Schulen leisten soll, hat Hermann Paul in einer akademischen Rede[1]) gesprochen. Die Aussetzungen, die er darin an den jetzigen Prüfungsordnungen (nicht an den Lehrern, wie man wohl ab und zu hören kann) macht, sind zum Teil wenigstens berechtigt.

Kurz jeder, dem die Förderung unseres Gymnasiallehrerstandes ernstlich am Herzen liegt, wird sich sagen müssen, dafs diese nicht dadurch erreicht wird, dafs möglichst bald eine Bezahlung erfolgt, sondern dadurch, dafs die als nötig erkannten Anforderungen auch erfüllt werden. Um aber dem zu genügen, was man heutzutage von einem Gymnasiallehrer verlangen mufs, sind nach meiner Überzeugung sechs Jahre Universitätsstudium nicht zu viel.

München. Theodor Preger.

Abiturientenstatistik und Zugang zu den akademischen Berufsarten, insbesondere dem höheren Lehrfach, in Preufsen.

Die Schrift, welche zur Behandlung obigen Themas veranlafst, gehört zu jenen Arbeiten, an denen in und aufserhalb Preufsens gewifs kein Überflufs, vielmehr ein oft empfindlicher Mangel besteht. Handelt es sich doch darin um eine Schätzung der Aussichten, welche für diejenigen bestehen, die sich den akademischen Berufsarten zuwenden. Diese Aussichten wechseln aber bekanntlich fast von Jahr zu Jahr. Bei dem grofsen Interesse, das für viele Einzelpersonen, für die Verwaltung der einzelnen Sparten und nicht am wenigsten für die ganze Schulpolitik darin besteht, diese Aussichten jederzeit zu kennen, ist dem Verfasser der vorliegenden Schrift der Dank der weitesten Kreise sicher.

Herr Direktor Schlee[2]) hat sich, um jederzeit Kenntnis der bezüglichen Verhältnisse zu besitzen, seit 25 Jahren die Ergebnisse der Abiturienten-Berufswahl, wie sie jährlich (nach den Jahresberichten) im amtlichen Zentralblatt des Unterrichts veröffentlicht werden, in Tabellen zusammengestellt und durch lineare Darstellung veranschaulicht. Diese Resultate führt er nun einem weiteren Leserkreise vor. In einer Anmerkung fügt der Verfasser bei, „die von dem K. Kommissar im Abgeordnetenhause am 7. Mai 1898 gemachten statistischen Mitteilungen seien nicht berücksichtigt, weil die Arbeit schon vorher zum Druck eingeschickt war, nachträgliche Änderungen seien durch sie aber auch nicht veranlafst gewesen". Es ist dies ein Beweis, dafs eine

[1]) „Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart." Beilage zur Allg. Ztg. 15. Nov. 1897.

[2]) Dr. E. Schlee, Direktor des Realgymnasiums in Altona: Übersicht über die Statistik der Abiturienten von den preufsischen Vollanstalten, über deren Berufswahl und insbesondere über den Zugang zum höheren Lehramt in den Jahren 1867—1896". Mit 4 graphischen Darstellungen. Leipzig, Dürr, 1898. 13 Seiten. Preis 80 Pf.

derartige Statistik auf guter Grundlage beruht. Wir sind übrigens letzterer Meinung schon seit geraumer Zeit; wer einmal die Abiturientenstatistik von Gemfs (vgl. „Blätter“ 1895 S. 518 ff.) eingehend studiert hat, mufs unbedingt seine Ansicht über den „problematischen Wert“ solcher Statistik ändern.

Die Ergebnisse, zu denen Schlee gelangt, und die sich auf alle Fakultäten erstrecken, lassen sich im Auszuge nur schwer mitteilen, da in den Tabellen eine Menge von Einzelheiten enthalten ist, die jede für sich ihre Bedeutung haben. Doch versuchen wir in Kürze ein Bild des Entwicklungsganges zu geben, indem wir uns dem Gedankengang des Verfassers anschliefsen. Zuerst weist Schlee darauf hin, dafs die ganze Abiturientenfrage bisher nur eine Gymnasialfrage war; neben den grofsen Zahlen der Gymnasialabiturienten kommen die kleinen der Realgymnasien kaum und die der Oberrealschulen gar nicht in Betracht. Bei Ab- und Zunahme ganz ungleicher Gröfsen wird viel Täuschung veranlafst durch die ausschliefsliche Angabe nach Prozenten. Die Abiturientenzahl hat sich in den letzten zehn Jahren bei den Oberrealschulen freilich um 368% vermehrt, dagegen bei den Gymnasien nur um 30%; aber dort heifst das um 129, hier um 1275 Abiturienten.

Sodann behandelt der Verfasser die Zunahme der Abiturienten seit 1867 im allgemeinen. Da die Bevölkerungszahl Preufsens seit 1867 von 23 971 337 bis 1875 stetig zu 31 853 123 angewachsen ist, so hätte in gleichem Verhältnis die Abiturientenzahl von 2061 zu 2740 anwachsen sollen; sie ist aber zu 5066 angewachsen, statt um 33% um 145%. Woran liegt das? Offenbar sind die Ansprüche unserer Kulturverhältnisse an höhere Geistesbildung in starkem Mafse gewachsen. Die Zahl der Oberlehrerstellen an den höheren Schulen hat sich in dem gleichen Zeitraum auch nicht blofs um 33%, sondern um 120% vermehrt. Die Verwaltung ist vielseitiger geworden und fordert Abiturienten, wo früher eine geringere Schulbildung ausreichte, es ist das z. B. der Fall bei der Eisenbahnverwaltung, der Postverwaltung, der Kommunalverwaltung, ebenso im Gebiete der höheren Technik, namentlich im Maschinenbau, im Schiffsbau, in der chemischen Technik. Aber auch bei den Medizinern ist durch gröfseren Wohlstand, durch Krankenkassen das Bedürfnis in höherem Mafse gesteigert.

Immerhin zeigt sich in einzelnen Fächern eine bedrohliche Überfüllung. Der Verfasser unterscheidet zunächst allgemein zwischen den Berufen, in welchen der Zugang durch die aufnehmende Behörde gleichmäfsig geregelt wird, und solchen, in welchen dies nicht der Fall ist. Das Postwesen, Steuerfach, der Militärdienst nehmen Abiturienten ohne eigentlichen Vorbereitungsdienst auf und immer nur soviel, als sie bedürfen. Die betreffenden Kurven (in den Tabellen) weisen daher nur geringes Schwanken und mäfsiges Steigen auf. Anders steht es bei den Berufsarten, welche ein Studium auf der Hochschule erfordern; da ist eine gleichmäfsige Regelung durch eine aufnehmende Behörde nicht vorhanden; da zeigt sich denn auch, dafs die Berufswahl seit 1866 ihren gleichmäfsigen Gang vollständig verloren hat, dafs eine grofse Unruhe hineingekommen ist; die gleichbleibenden idealeren

Gründe für die Berufswahl treten zurück, es werden die wechselnden äufseren, günstigen und ungünstigen, Verhältnisse mafsgebend. Nun wirken allerdings beide Zustände, Überflufs und Mangel, an sich regelnd auf den Gang; aber diese Einwirkung kommt im allgemeinen immer zu spät, meistens erst nach 5 und mehr Jahren, wenn die Examina ein unverhältnismäfsiges Plus oder Minus an Kandidaten ergeben haben. Auf solche Weise werden die nachteiligen grofsen Schwankungen nicht verhindert. Deshalb ist rechtzeitiger Rat und Warnung notwendig, und darin beruht der Zweck auch dieser Veröffentlichung. Auch in den 80er Jahren wurde vielfach öffentlich — in der Presse und im Abgeordnetenhause — angesichts des grofsen allgemeinen Zudrangs vor dem Betreten der Studienlaufbahn gewarnt, und man nimmt in dieser Zeit deutlich eine Abnahme wahr. (In ähnlicher Weise scheinen auch bei uns in Bayern die vor etwa 5 Jahren erfolgten Warnungen gleicher Art die wohlthätige Wirkung einer Ermäfsigung des Zudrangs gehabt zu haben.)

Zu den einzelnen Berufsarten sich wendend wird in der Schrift dargethan, wie sich die Verhältnisse im Baufach, in der katholischen und evangelischen Theologie, in der Medizin, in der Jurisprudenz und in den einzelnen Berufszweigen der philosophischen Fakultät in den letzten 30 Jahren entwickelten. Die Lage in diesen Fächern ist folgende. Im Baufach ist seit mehreren Jahren der Zugang zu grofs. In der katholischen Theologie ist jetzt nach dem grofsen Niedergang infolge des „Kulturkampfes“ (70 bis 78) wieder ein der Bevölkerungsziffer entsprechendes Verhältnis erreicht. Die protestantische Theologie, die ebenfalls anfangs der 70er Jahre einen Rückgang an Kandidaten zu verzeichnen hatte, dann aber sich sehr lebhaften Zugangs erfreute, litt zuletzt an Überfüllung, die gegenwärtig in ihrem Ablauf begriffen ist. Das medizinische Studium ist seit dem Kriege alsbald mit dem juristischen und philosophischen zu gleicher, dreifacher Höhe emporgeschossen, hat seit 1885 im ganzen abgenommen und zeigt seit 1892 wieder steigende Tendenz. Wenn die Zunahme noch fortdauert, wird sie sich beim ärztlichen Stande sehr unangenehm fühlbar machen. In der Jurisprudenz ist der Zugang, der schon einmal Ende der 70er Jahre das Mafs überschritt, seit 1890 wieder zu grofs: er hat im Jahre 1896 die drei- bis vierfache Höhe gegen 30 Jahre früher erreicht!

Das höhere Lehrfach im allgemeinen zeigt einen durchaus extravaganten Lauf der Abiturientenkurve: von 302 im J. 1867 steigt sie vulkanartig in gleichmäfsigem Auftrieb zu 931 im J. 1879 empor. Über die traurigen Folgen dieser Überwucherung, welche die Betreffenden um so härter traf, als gerade damals die Neugründungen von Anstalten sich verminderten, spricht der Verfasser Worte, die zu Herzen gehen. „Jetzt hatten sie — i. e. die Kandidaten des höheren Lehramts, die von jeher zumeist nicht den Kreisen der Begüterten entstammen, — zum Schaden auch den Schimpf; denn nur sie, nicht etwa auch die überflüssigen wartenden Juristen, wurden als gelehrtes Proletariat bezeichnet“. — Der Abfall der Kurve wurde ebenso steil wie der Auftrieb und ging von 1887 bis 1895 unter die Normale herunter. Die

letzten 10 Jahre konnten daher dazu dienen, den gröfsten Teil des Überflusses der vorhergehenden Zeit unterzubringen. Aber der Augenblick ist nahe, wo er untergebracht ist und der frische Zustrom bei weitem nicht ausreicht. Nach dem bis jetzt zu übersehenden Verlauf wird dann etwa 5 Jahre lang empfindlicher Lehrermangel sein. Der Mangel an Lehrern der neueren Sprache hat bereits begonnen. Am schlimmsten war der Gang bei den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaften; die Überfüllung, welche bei ihnen relativ am gröfsten war und 4 Jahre lang das Dreifache der normalen Zahl lieferte, brachte diese Lehrer in eine verzweifelte Lage und nötigte viele, eine ganz andere Berufsthätigkeit zu ergreifen. Die Reaktion ist daher hier auch am entscheidendsten eingetreten. In den Jahren 1889 bis 1893 fiel ihre Zahl von 121 auf 17, und auch in den folgenden Jahren bis 1896 hat sie nur durchschnittlich 24, d. i. den 3. Teil des erforderlichen Zuwachses, betragen. Nach der Abiturientenstatistik ist erst von 1901 an der normale Zuwachs wieder zu erwarten.

Fast zu dem gleichen Resultate wie Schlee gelangt Professor Dr. Richard Bünger-Görlitz, der in einem „Die Aussichten im höheren Lehrfach" betitelten Aufsatz in den „Blättern für höheres Schulwesen" Nr. 10 (1898, Oktober) auf grund sorgsamer Berechnungen darthut, dafs am 1. Mai 1897 alle Fächer zusammengefafst noch ein Überschufs von 294 Kandidaten vorhanden war, dafs aber bis zum Jahre 1904 ein Manko von 250 Kandidaten eintreten mufs. Bünger hält es dabei für fraglich, ob im Jahre 1904 bereits der tiefste Stand erreicht werden wird, da der Zugang in den letzten Jahren hinter dem Bedarf wesentlich zurückblieb. Auch die National-Zeitung behandelte (laut Korresp.-Blatt von Kannengiefser Nr. 24) in ihrer Nummer vom 30. November die Frage des Lehrermangels und betonte, dafs eine Veröffentlichung des gesamten Materials von seiten der Regierung dringend wünschenswert sei.[1])

Vergleicht man die in der Schrift von Direktor Schlee dargestellten Verhältnisse mit den unsrigen, so ergibt sich in mannigfacher Beziehung eine ganz auffallende Ähnlichkeit. Welch ungesundes Auf- und Abwogen zeigte sich z. B. auch bei uns in den letzten 15 Jahren im Fache der Mathematik! Aber auch welch empfindlicher Wechsel von Überflufs und Mangel zu ganz gleicher Zeit in der klassischen und in der neueren Philologie, und neuerdings wieder welcher Überflufs auf allen Gebieten des höheren Lehrfachs! (Vgl. „Blätter" 1898,

---

[1]) Sollte eine solche Veröffentlichung erfolgen, so werden wir unverzüglich in diesen Blättern davon Mitteilung machen, da immerhin von anderer Seite auch die gegenteilige Meinung vertreten wird, dafs nämlich der aufserordentliche Überflufs der vorhergehenden Jahre und der sich in allerneuester Zeit ankündigende abermalige Zudrang keinen Mangel werde aufkommen lassen. (So Lexis bei Schröder „Der höhere Lehrstand in Preufsen etc.", 1899, S. 70.) Wie schwierig die Lösung solcher Fragen ist, ist ja bekannt. Es hängt, selbst wenn alles zu stimmen scheint, manches doch wieder von Zufälligkeiten ab. So könnte z. B., falls die Herabsetzung des Stundenmaximums in Preufsen zur That werden sollte, — und eine dringende Notwendigkeit ist dies zweifellos — plötzlich die Sache eine ganz neue Wendung nehmen.

S. 1—10.) Möge die neueste Hochflut, ohne gröfseren Schaden anzurichten, vorübergehen!

Man erkennt aus Vorstehendem den Wert einer fleifsigen Statistik. Die Grundlage, auf welcher die obigen Folgerungen aufgebaut sind, ist in erster Linie die Abiturientenstatistik, die auf den Angaben in den Jahresberichten beruht; die Ergebnisse der Lehramtsprüfungen etc. haben durchaus die Angaben hinsichtlich der Berufswahl in allem Wesentlichen bestätigt. Der Wert ist daher ein zweifelloser. Wir kennen aber auch kein anderes Mittel, um die Stärke des Zugangs zu den einzelnen Fächern rechtzeitig zu ermessen. Wollte man immer erst abmahnend oder zuredend auftreten, wenn sich nach dem Zugang zu den Prüfungen eine Überfüllung oder ein Mangel an Kandidaten herausgestellt hat, so wäre es immer zu spät; denn es stehen immer 4 oder 5 Jahrgänge hinter diesen, die sich der äufseren Einwirkung im negativen oder positiven Sinn entziehen, ebenso sehr aber auch der Berechnung, falls keine ordentliche Abiturientenstatistik vorliegt. Wir halten daher letztere für die Anstellung einer einigermafsen sicheren Prognose für unentbehrlich. Hieraus ergiebt sich, dafs die Angabe der Berufswahl der Abiturienten mit möglichster Sorgfalt geschehen sollte. Dies ist in Bayern bisher zu wenig der Fall gewesen. In zweierlei Hinsicht leiden bei uns die betreffenden Angaben an Mängeln, so dafs man oft sagen hört: die Angaben haben überhaupt keinen Wert. Denn was bedeutet bei konfessionell gemischten Anstalten die Angabe: so und so viel haben Theologie studiert, wenn man nicht erfährt, wie viele davon Katholiken, Protestanten oder Israeliten sind? Ebenso genügt es nicht, wenn einfach gesagt wird, so und so viel gaben Philologie als Berufsstudium an, wenn hier die Unterscheidung zwischen klassischer und neuerer Philologie fehlt. Da derartige Unbestimmtheit nicht blofs vereinzelt, sondern öfter vorkommt, so verliert dadurch die gesamte Statistik erheblich an ihrer Bedeutung. Dies ist aber nicht der einzige Mangel. Mit Recht hat man schon mehrfach eingewendet, die Angaben seien überhaupt von problematischem Wert, weil mancher oder sogar viele nachträglich sich einem anderen Berufe als dem angegebenen zuwendeten. Allein diesem Mangel liefse sich mit einem Schlage abhelfen, wenn man, wie dies bei einigen bayerischen Gymnasien [1]) und sonst überall in Deutschland der Fall ist, zugleich die Namen der Abiturienten angäbe. Dadurch wäre eine Kontrolle in mehrfacher Richtung ermöglicht; denn erstens würde sich jeder Abiturient seine Angabe genauer mit seinen Angehörigen überlegen und zweitens wäre eine Nachprüfung der Angaben auf grund der Hochschulverzeichnisse etc. möglich. [2]) Dann käme es z. B. auch nicht

[1]) Es sind dies Bayreuth, Hof, Landau, München Theres.-Gymn., Passau, Schweinfurt, Speyer. Am praktischsten scheint uns der am Theresien-Gymnasium eingeführte Modus (vgl. S. 31 des letzten Jahresberichts) zu sein.

[2]) Gemfs hat in seiner mehrfach zitierten Schrift (S. 4) das Resultat solcher Nachprüfungen mitgeteilt. Er gibt zunächst aus allgemeiner Erfahrung zu, dafs

mehr so sehr auf die genaue Angabe der Konfession an, der der zukünftige Theologe angehört, da man diese aus dem Schülerverzeichnis ersehen könnte. Unseres Erachtens ist übrigens eine genaue Statistik der Abiturienten nach Berufswahl, Konfession, Alter und Stellung der Eltern bei weitem wichtiger als die nur in Bayern bestehende Registrierung sämtlicher Schüler in den einzelnen Klassen, die uns durchaus entbehrlich erscheint und offenbar noch ein Überbleibsel aus jenen Zeiten ist, in denen die Schüler nach Plätzen und Noten aufgezählt wurden. Unseres Wissens wenigstens wurden bisher noch nirgends diese Schülertabellen zu statistischen oder sonstigen Zwecken ausgenützt; wohl aber wurde schon mehrfach eine genaue Führung der Abiturientenstatistik recht vermifst.

Den Modus, dem wir hier das Wort redeten, besitzen bereits alle Staaten mit Ausnahme Bayerns, und wie sehr er sich bewährt hat, geht schlagend auch aus den Resultaten der obigen Schrift hervor, die uns die Anregung gegeben hat, dem Wunsch abermals (vgl. Blätter 1895 S. 520) Ausdruck zu verleihen, es möchten in jedem bayerischen Jahresbericht gleichwie in den übrigen Staaten die Namen der Abiturienten mit dem von letzteren gewählten speziellen Fach möglichst genau angegeben werden.

München. Dr. Gebhard.

Zu Platons Apologie des Sokrates.

p. 27. (c. 15.)

In dem zweiten Klagepunkte, welcher lautete: *Σωκράτης ἀδικεῖ — θεοὺς οὓς ἡ πόλις νομίζει οὐ νομίζων, ἕτερα δὲ δαιμόνια καινά* fafste der Ankläger den Begriff *δαιμόνια* substantivisch (alia numina nova, andere, neue Gottheiten), Sokrates aber nimmt in seiner Verteidigung das Wort adjektivisch, was es ja ursprünglich war; daher verbindet er *δαιμόνια καὶ θεῖα*; er darf aber zu den Worten der Klageschrift kein Wort hinzufügen, wenn er sie nicht willkürlich abändern will: es ist also in der Beweisführung das Wort *πράγματα*, das mehrmals hinzugefügt ist, als Interpolation auszuscheiden. Der ganze Schlufs lautet: Wer an *ἀνθρώπεια* glaubt, mufs an *ἀνθρώπους* glauben; wer an *ἱππικά* glaubt, mufs an *ἵππους* glauben; wer an *αὐλητικά* glaubt, mufs an *αὐλητάς* glauben: folglich wer an *δαιμόνια* glaubt, mufs an

in Berlin und anderen grofsen Städten nicht selten nachträglich Berufswechsel eintritt. Sodann aber konstatiert er, dafs beispielsweise in Herford von 346 Abiturienten nur 43 einen anderen Lebensweg einschlugen, wobei jedoch in 12 Fällen Ausgleich zwischen den einzelnen Fakultäten eintrat, dafs ferner in Stralsund von den von 1860 bis 1885 entlassenen 250 Abiturienten nur 10 gewechselt haben, in Holzminden von 941, die in den Jahren 1826 bis 1894 einen akademischen Beruf wählten, nur 13 (nach dem Osterprogramm 1894: „Album über den Zeitraum von Mich. 1826 bis Ostern 1894“).



δαίμονας glauben. Also: *ἔστιν ὅστις ἀνθρώπων — ἀνθρώπεια μὲν νομίζει [πράγματ'] εἶναι, ἀνθρώπους δὲ οὐ νομίζει;*
ἔσθ' ὅστις ἵππους μὲν οὐ νομίζει, ἱππικὰ δὲ [πράγματα];
ἢ αὐλητὰς μὲν οὐ νομίζει εἶναι, αὐλητικὰ δὲ [πράγματα];
ἔσθ' ὅστις δαιμόνια μὲν νομίζει [πράγματ'] εἶναι, δαίμονας δὲ οὐ νομίζει;

Im folgenden steht viermal richtig ohne Hinzufügung von *πράγματα*:
δαιμόνια μὲν φῄς με καὶ νομίζειν καὶ διδάσκειν
δαιμόνιά γε νομίζω
εἰ δὲ δαιμόνια νομίζω
καὶ δαιμόνια καὶ θεῖα ἡγεῖσθαι.

Aristoteles, der in der Rhetorik II 23 p. 1398 a auf diese Stelle Bezug nimmt, erklärt *τὸ δαιμόνιον οὐδέν ἐστιν ἀλλ' ἢ θεὸς* (wenn substantivisch genommen) *ἢ θεοῦ ἔργον* (wenn adjektivisch genommen. = *θεῖόν τι*, wie Aristoteles Rhet. III 18 p. 1419 a in gleichem Sinne erklärt). Vergleiche auch die Stelle p. 31 D (c. 19.) *ὅτι μοι θεῖόν τι καὶ δαιμόνιον γίγνεται [φωνή], ὃ δὴ καὶ ἐν τῇ γραφῇ ἐπικωμῳδῶν Μέλητος ἐγράψατο*, wo *δαιμόνιον* ebenfalls adjektivisch genommen ist und die Interpolation *φωνή*, aus dem folgenden *φωνή τις γιγνομένη* entstanden, von Forster gestrichen wurde.

p. 32 D (c. 20.)

τότε μέντοι ἐγὼ οὐ λόγῳ ἀλλ' ἔργῳ αὖ ἐνεδειξάμην, ὅτι ἐμοὶ θανάτου μὲν μέλει, εἰ μὴ ἀγροικότερον ἦν εἰπεῖν, οὐδ' ὁτιοῦν, τοῦ δὲ μηδὲν ἄδικον μηδ' ἀνόσιον ἐργάζεσθαι, τούτου δὲ τὸ πᾶν μέλει.

Dafs *οὐδ' ὁτιοῦν* kein ungebildeter Ausdruck ist, den Sokrates mit den Worten *εἰ μὴ ἀγροικότερον ἦν εἰπεῖν* hätte entschuldigen müssen. ist klar. Er mufs einen Ausdruck der Umgangssprache gebraucht haben. der nicht salonfähig war, etwa wie wir im Deutschen sagen: ich kümmere mich ‚keinen Deut' oder ‚keinen Pfifferling' darum. Ein solcher Ausdruck war im Griechischen *οὐδὲ γρῦ*, der aus der gemeinen Sprache stammte und sich vereinzelt bei Komödiendichtern und Rednern findet. Diese Stellen sind:

Aristophanes Plut. 17 *ἀποκρινόμενος τὸ παράπαν οὐδὲ γρῦ.*
Antiphanes Athen. 8 p. 343 a: *ὄψον δὲ μηδὲν <μήποτ'> εἰςπλεῖν μηδὲ γρῦ.*
Demosthenes p. 353 (de falsa leg.) *περὶ δὲ Φωκέων — οὐδὲ γρῦ.*
Lukian Lexiph. c. 19. *οὐδ' ὅσον τοῦ γρῦ καὶ τοῦ φνεῖ φροντιοῦμεν αὐτοῦ.*
Julian p. 273 B (epist. ad senatum populumque Ath.) *ἐμοί τε, ὅπερ ἔφην, οὐδὲ γρῦ μετέδωκεν αὐτῆς* (scil. *τῆς πατρῴας οὐσίας*).

An unserer Stelle ist also die ursprüngliche Lesart *οὐδὲ γρῦ* durch die Glosse *οὐδ' ὁτιοῦν* verdrängt worden. Erst so begreift man. warum Sokrates den entschuldigenden Satz *εἰ μὴ ἀγροικότερον ἦν εἰπεῖν* hinzufügt. Man vergleiche die Erklärung von *γρῦ* Lex. rhet. Bekk. An. p. 228, 2 *γρῦ ἀντὶ τοῦ οὐδέν, ἐπεί, φασί, καλεῖται γρῦ ὁ ἐν τοῖς ὄνυξι βραχὺς ῥύπος.*

Vielleicht läfst sich damit das lateinische ne frit quidem ver-

gleichen bei Plautus Mostellaria 595, wo Ellis aus erit vortrefflich frit hergestellt hat, nach Varro r. r. I 48 illut autem summa in spica iam matura, quod est minus quam granum, vocatur frit.

p. 36 B — 38 B. (c. 26—28.)

‚*τίμημα θάνατος*' so lautete der Strafantrag des Klägers Meletos; und welchen Gegenantrag hat Sokrates gestellt? Da er sich keiner Schuld bewufst war, konnte er vernünftiger Weise keinen Strafantrag stellen und mufste es ablehnen irgend eine Strafe sich zuzuerkennen, da dies ein Eingeständnis einer Schuld gewesen wäre. Und so lesen wir denn in Xenophons Apologie des Sokrates 23 klipp und klar die Worte: *κελευόμενος ὑποτιμᾶσθαι οὔτε αὐτὸς ὑπετιμήσατο οὔτε τοὺς φίλους εἴασεν, ἀλλὰ καὶ ἔλεγεν, ὅτι τὸ ὑποτιμᾶσθαι ὁμολογοῦντος εἴη ἀδικεῖν.*

Schon dieser eine unschätzbare Satz beweist in seiner überzeugenden schlichten Wahrheit und Einfachheit die Echtheit der Xenophontischen Apologie und zeigt, dafs hier eine unverfälschte Thatsache berichtet wird. Bei Platon dagegen beantragt Sokrates das, was er wirklich verdient habe; als *εὐεργέτης τῆς πόλεως* habe er die höchste Auszeichnung vonseite des Staates verdient: lebenslängliche Speisung im Prytaneion. Es ist klar, dafs aus diesen Worten der begeisterte, dankbare Schüler spricht, der in seinem grofsen Meister einen Gottgesandten erblickte, der Übermenschliches geleistet habe (30 *E δοκεῖ ὁ θεὸς ἐμὲ τῇ πόλει προστεθεικέναι* und 31 B *οὐ γὰρ ἀνθρωπίνῳ ἔοικε τὸ ἐμὲ τῶν μὲν ἐμαυτοῦ ἁπάντων ἠμεληκέναι* u. s. w.). Diesen Antrag stellte nicht Sokrates, sondern Platon spricht den Athenern und der Welt gegenüber aus, was Sokrates wirklich verdient habe, was die Athener statt der Todesstrafe ihm wirklich hätten zuerkennen sollen. Auch bei Platon erklärt sich Sokrates entschieden dagegen sich irgend eine Strafe zuzuerkennen; er würde damit sich selbst ein Unrecht zufügen, was er ebenso vermeide wie anderen ein Unrecht zu thun. Er bespricht einzelne Strafen, die in Betracht kommen könnten, und lehnt jede als ungeeignet für seine Person ab: zuerst Gefängnis (*δεσμός*), dann Geldstrafe (*χρήματα*), dann Verbannung (*φυγή*). Auffallen könnte dabei, dafs die Strafe der *ἀτιμία* nicht erwähnt ist, die doch p. 30 D als möglich genannt ist (*ἀποκτείνειε μεντἂν ἴσως ἢ ἐξελάσειεν ἢ ἀτιμώσειεν*), doch ist diese Strafe auch im Gorgias p. 480 D unerwähnt gelassen, wo folgende Strafen aufgezählt werden: *πληγαί, δεσμός, ζημία* (multa, Geldstrafe), *φυγή, θάνατος*. Sokrates schliefst dann bei Platon seine eingehende Auseinandersetzung, worin er jeden Strafantrag seinerseits entschieden ablehnt, mit den Worten ab: *τὰ δὲ ἔχει μὲν οὕτως, ὡς ἐγώ φημι, ὦ ἄνδρες, πείθειν δὲ οὐ ῥᾴδιον.* Und was folgt nun in unserem Texte? Sokrates beantragt dennoch, allen ausgesprochenen Gründen ins Gesicht schlagend, eine Strafe für sich und zwar eine Geldstrafe: entweder eine Mine aus eigenen Mitteln oder 30 Minen aus den Mitteln seiner Freunde.

Dafs dieser ganze nachträgliche Strafantrag in unserer Platonischen Apologie (p. 38 A B *καὶ ἐγὼ ἅμα — ἀξιόχρεῳ*) eine plumpe

Fälschung eines Lesers ist, der sich die unnütze Frage beantworten wollte, ob denn die reichen Freunde des Sokrates, insbesondere Platon, gar nichts zur Rettung ihres geliebten Meisters gethan (Xenophon gibt in den oben angeführten schlichten Worten deutlich an, dafs Sokrates dies nicht duldete: *οὔτε τοὺς φίλους εἴασεν*), läfst sich aus folgenden Gründen sicher erweisen:

1. Der Interpolator wiederholt einen von Sokrates bereits ausgesprochenen Gedanken und flickt ihn unpassend mit *καὶ — ἅμα* an. *καὶ ἐγὼ ἅμα οὐκ εἴϑισμαι ἐμαυτὸν ἀξιοῦν κακοῦ οὐδενός* = p. 37 A B *πέπεισμαι ἐγὼ ἑκὼν εἶναι μηδένα ἀδικεῖν ἀνϑρώπων — πεπεισμένος δὴ ἐγὼ μηδένα ἀδικεῖν πολλοῦ δέω ἐμαυτόν γε ἀδικήσειν καὶ κατ' ἐμοῦ ἐρεῖν αὐτός, ὡς ἄξιός εἰμί του κακοῦ, καὶ τιμήσεσϑαι τοιούτου τινὸς ἐμαυτῷ.*

2. Eine Geldstrafe hat Sokrates bereits zurückgewiesen mit den Worten p. 37 C *οὐ γάρ ἐστι μοι χρήματα, ὁπόϑεν ἐκτίσω*, was der Interpolator wiederholt mit den Worten *οὐ γάρ ἔστιν*, aber gleichwohl die Bezahlung einer Mine für möglich hält; allein wenn Sokrates überhaupt kein Geld hatte, konnte er auch keine Mine (= 78 M.) bezahlen, denn er lebte in tausendfältiger Armut, wie er selbst sagt, p. 23 C *ἐν πενίᾳ μυρίᾳ εἰμί*, und bedurfte eines Unterhaltes (p. 36 E *ὁ μὲν τροφῆς οὐδὲν δεῖται, ἐγὼ δὲ δέομαι*). Warum sollte er überhaupt nachträglich nochmal auf die Geldstrafe zu sprechen kommen? und wäre nicht die Bezahlung auch der kleinsten Geldsumme ein Zugeständnis gewesen, dafs er doch irgend eine Schuld zu büfsen habe?

3. Und nun sollen gar vier Freunde des Sokrates ihn aufgefordert haben 30 Minen (= 2358 M.) zu beantragen und sie selbst wollten die Bürgschaft übernehmen. Wie? Die Jünger des Sokrates, die Söhne der reichsten Athener (*οἱ τῶν πλουσιωτάτων* p. 23 C) wollten nur 30 Minen opfern, um ihren Meister zu retten? War ihnen Sokrates nicht mehr wert als ½ Talent? Und der feinfühlige Platon soll sich bei dieser noblen Summe [1]) zuerst genannt haben? Unter den Schülern des Sokrates nennt er sich p. 34 A bescheiden an vorletzter Stelle, im Phädon p. 59 B spricht er von sich zuletzt und hier in der Geldangelegenheit hätte er sich zuerst genannt? Wer möchte glauben, dafs Platon unter den Schülern des Sokrates sich zurückgesetzt, unter den geldspendenden und bürgenden Freunden sich vorangestellt habe? Diese 30 Minen machen einen seltsamen Eindruck; sie erinnern an die schnöden 30 Silberlinge des neuen Testamentes.

Wird dieser auffällige, nach dem Vorangegangenen unmögliche Strafantrag aus dem Texte ausgeschieden, so schliefst Sokrates die ganze Erörterung über das *τίμημα* und *ἀντιτίμημα* durchaus passend mit den Worten ab: *τὰ δὲ ἔχει μὲν οὕτως, ὡς ἐγώ φημι, ὦ ἄνδρες, πείϑειν δὲ οὐ ῥᾴδιον.*

Mehr und mehr kommt die Ansicht zum Durchbruche, dafs die Platonische Apologie des Sokrates nicht die wirklich gehaltene Rede

---

[1]) Bei dem Prozesse des Miltiades hatte der Kläger Xanthippos ebenfalls Todesstrafe beantragt, die Geldstrafe aber, zu der Miltiades verurteilt wurde, betrug 50 Talente! Herodot 6, 136.



des Sokrates bietet; sie ist, wie schon Pseudo-Dionysios von Halikarnafs ars rhet. 8, 8 p. 295 f. richtig erklärt, zugleich eine Anklage der Athener, eine Lobrede auf Sokrates und stellt das ideale Bild eines Philosophen auf. Aber die modernen Schilderungen des Prozesses des Sokrates stehen unter dem überwältigenden Einflusse der Darstellung Platons, die als die reinste, lauterste und bedeutendste Quelle der Überlieferung gilt. Xenophon kommt dabei nicht zu seinem Rechte. Aber Platon hat trotz seines Kampfes gegen die Rhetorik alle Künste der Rhetorik am meisterhaftesten und blendendsten anzuwenden gewufst. Es war meine Absicht, an dem einen Punkte, was den Gegenantrag des Sokrates betrifft, zu zeigen, dafs die nüchterne Wahrheit sich nur bei Xenophon findet; und unbefangene Prüfung wird dies immer mehr zugeben müssen: *τὸ γὰρ ἀληθὲς οὐδέποτε ἐλέγχεται.*

Regensburg. Karl Meiser.

Metakritisches zu Aristoteles' Metaphysik.

Herr Kollega Dr. Zahlfleisch setzte sein „Kritisches zur Metaphysik des Aristoteles" S. 418 ff. des Jahrgangs 1897 fort; so mufs ich denn auch wieder (vgl. S. 243 ff. des Jahrgangs 1896) mit Metakritischem dienen.

Z 1029, b, 1 ff. Zahlfleisch meint, bei der von mir gutgeheifsenen Umstellung der traditionellen Aufeinanderfolge fehle eine nähere Begründung dafür, dafs Aristoteles nun auf einmal sich mit dem *τὸ τί ἦν εἶναι* befafst. Dagegen sei bei der traditionellen Aufeinanderfolge in dem sogleich auf b, 1 f. folgenden *πρὸ ἔργον γὰρ . . . γὰρ* die erforderliche Begründung sofort vorhanden. Aber in der b, 3—12 ausgesprochenen methodologischen Bemerkung liegt trotz des „*γὰρ . . . γὰρ*" keine Begründung dafür, dafs jetzt vom *τὸ τί ἦν εἶναι* zu sprechen sei. Wenn Z. dann so fortfährt: „Und wenn also Aristoteles sich dazu anschickt, den Hauptpunkt, die Form (*μορφή*) ihrer Beschaffenheit nach in diesem Abschnitte einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen (1029 a 32), wenn er zu diesem Zwecke die sinnlichen Wesenheiten in erster Linie heranzieht (a 34)", so hatte er ja in dem ersteren Citate die nähere Begründung dafür vor sich, dafs Aristoteles b, 1 f. von dem *τὸ τί ἦν εἶναι* zu sprechen anfängt; und statt seines Schlufssatzes: „dann wird uns die überlieferte Reihenfolge der Aristotelischen Worte kaum anfechtbar vorkommen", hätte es vielmehr heifsen müssen: dann sehen wir so recht, dafs die überlieferte Reihenfolge der Aristotelischen Worte unmöglich die richtige sein kann. Die Untersuchung des *τὸ τί ἦν εἶναι* beginnt Aristoteles b, 1 f., weil er a, 32 f. diese Untersuchung in Aussicht genommen; es war also nicht erst b, 3 ff. ein Grund hiefür anzugeben. Bei Ankündigung des Gegenstandes der folgenden Untersuchung macht ferner Aristoteles die Bemerkung (a, 33), dafs die Untersuchung des *τὸ τί ἦν εἶναι* die gröfsten Schwierigkeiten biete, findet aber diesbezüglich (ibid.) einen Trost darin, dafs allgemein gewisse sinnliche Dinge als Substanzen anerkannt seien, weshalb die

Untersuchung zuerst auf diese sich zu richten habe. Und hier konnte nun Aristoteles unmittelbar mit b, 1 beginnen oder erst noch in Bezug auf den zuletzt ausgesprochenen Satz die methodologischen Bemerkungen b, 3—12 machen. Zu dem Gedanken, dafs die Untersuchung zuerst auf die sinnliche Substanz sich zu richten habe, passen sie und hiefür sind sie eine Begründung mit ihrem „γὰρ . . . γὰρ“. Nach ihnen sagt dann b, 1 f. (im Anschlufs an a, 32 f.), dafs von den in der (sinnlichen) Substanz gegebenen Momenten das der Form, das *τὸ τί ἦν εἶναι* ins Auge gefafst werden solle. So ist alles luce clarius. Es müssen also doch wohl, wie ich sage, die Worte 1029, b, 3 — 12 ursprünglich eine Randbemerkung des Philosophen gewesen sein, die dann an falscher Stelle in den Text geriet.

1036, a, 17—19. **Z** c. 10 u. 11 handelt sichs um das begriffliche Wesen (die Form) und das *σύνολον* (das aus Form und Materie Zusammengesetzte) und um die Teile des einen und des andern, und wird da die Frage beantwortet, was hier (dem Begriff und der Erkenntnis nach) früher und später sei und darum in die Begriffsbestimmung gehöre und nicht gehöre. In diesem Zusammenhang beantwortet Aristoteles die unklare, weil nicht zwischen dem begrifflichen Wesen und dem *σύνολον* unterscheidende Frage, ob der rechte Winkel, der Kreis, das Tier früher sei oder die Teile, in welche sie zerteilt werden und aus welchen sie bestehen, folgendermafsen (1036, a, 16 – 23): „Ist auch die Seele ein lebendes Wesen, die Seele, durch die jedes belebt ist, die jedes einzelnen (*ἡ ἔμψυχον ἕκαστον, ἡ ἑκάστου*), ist das begriffliche Wesen des Kreises ein Kreis, das begriffliche Wesen des rechten Winkels ein rechter Winkel, so ist zu sagen, dafs allerdings etwas [das *σύνολον* nämlich] auch später sei als etwas, später z. B. als die im Begriff enthaltenen Teile und ein gewisser Winkel [als der immaterielle, begriffliche nämlich] — es ist nämlich auch der mit der Materie verbundene, der eherne ein rechter Winkel, sowie der vermittelst der einzelnen Linien [der mit Kreide, Bleistift u. s. w. gemachten] gebildete; der immaterielle Winkel dagegen ist zwar später als die im Begriff enthaltenen Teile, aber früher als die Teile des [für die sinnliche Wahrnehmung gegebenen: 1018, b, 33] einzelnen.“ Die hier griechisch angeführten Worte lauten im überlieferten Text: *ἣ ἔμψυχον ἣ ἕκαστον ἣ ἑκάστου*. Da will nun Z. die Gründe darlegen, warum man auch Bullinger hier nicht beistimmen könne. Er legt vor allem die Interpretation Alexanders vor. Nach derselben stände an unserer Stelle in Frage, ob die Seele als ein Allgemeines, als allgemeine Seele, oder das Beseelte (*τὸ ἔμψυχον*), wieder als etwas Allgemeines, oder aber das Einzelne, die Seele jedes einzelnen, das begriffliche Wesen des *ζῷον* sei. Nach diesem als Erklärung dienen sollenden Unsinn Alexanders müfste allerdings gelesen werden *ἣ ἔμψυχον ἣ ἕκαστον*. Was sodann *ἡ ἑκάστου* betrifft, so werde es zwar durch Alexanders Erklärung begünstigt; aber die blofse Erklärung biete keine sichere Gewähr, und dann sei „das Wort, worauf *ἡ* sich bezieht (*ἡ ψυχή*) von *ἑκάστου* durch eine längere Reihe von Worten getrennt“. In der That stehen zwischen dem betonten *ψυχὴ* und *ἡ*

nur das unbetonte Prädikat ζῷον und die ebenfalls unbetonte nebenbei gemachte kurze Bemerkung ᾗ ἔμψυχον ἕκαστον, um derentwillen, wie ich sogleich zeigen werde, die nachträgliche Bestimmung ἡ ἑκάστου nötig wurde. Wenn Z. schliefslich noch betont, „dafs man hier, wo Ar. in der ohnehin schwierigen Frage endlich einmal zum Schlusse eilen und eine präzise Antwort geben sollte, keinen Grund dafür ersieht, warum er das ohnehin verständliche ἕκαστον noch durch ἡ ἑκάστου besonders zu erklären sich anschickt", so ist vor allem zu sagen, dafs Aristoteles hier keineswegs zum Schlusse eilen wollte, sondern mitten drin ist in der Frage über das Verhältnis des Ganzen und der Teile zur Begriffsbestimmung und an unserer Stelle das bisher Festgestellte betreffend nebenbei eine ungeschickt gestellte Frage zu beantworten beginnt. Durch ἡ ἑκάστου aber wird keineswegs ἕκαστον erklärt, sondern ἡ ψυχὴ näher bestimmt. Die Seele, „durch die jedes einzelne belebt ist", könnte man sich ja auch als allgemeine Seele vorstellen (als die Weltseele Platons). Aber freilich, Z. stellt sich offenbar die Seele, von der hier die Rede, selbst als „mit dem Materiellen" verbundene allgemeine Seele vor. Er sagt: „Insofern kein Anlafs vorliegt, warum Ar. auf einmal am Schlusse auf die Seele des Einzelwesens übergehen soll, indem vielmehr a 19 gesagt ist, dafs die Seele später ist als das Einzelwesen, hätte ein ἡ ἑκάστου keinen Sinn, weil sonst das Ergebnis in dem Absurdum gipfelte: Das Einzelwesen ist später als das Einzelwesen". Aber Aristoteles redet vielmehr von Anfang (a, 16) an nur von der Seele des Einzelwesens. Eine allgemeine Seele kennt Aristoteles nicht; ist auch der Begriff der Seele allgemein, so ist doch die Seele selbst immer eine einzelne, diese (Seele). Auch ist nach dem a, 19 f. Gesagten nicht „die Seele später als das Einzelwesen", sondern umgekehrt das σύνολον (dem Begriff und der Erkenntnis nach) später als die (immaterielle) Seele, deren „reine Immaterialität" Aristoteles von vornherein voraussetzt, nicht wie Z. meint, „erst später (a 21) gelten läfst".

Z. hat überhaupt, gerade so wie seinerzeit Alexander, eine ganz falsche Vorstellung von dem, was Aristoteles an unserer Stelle sagen will. Wenn er es als Schweglerschen „Irrtum" bezeichnet, dafs Aristoteles hier „das Wesen der Seele" hätte bestimmen wollen, so ist es nicht minder ein Irrtum seinerseits, wenn er meint, Aristoteles wolle da das Wesen des Tieres bestimmen. Aristoteles läfst blofs einer ungeschickten Fragestellung in Bezug auf die Begriffsbestimmung im allgemeinen gegenüber beispielsweise die Seele selbst ein ζῷον sein, natürlich ein solches ohne Haut und Knochen, behufs Beantwortung der gestellten Frage, sagt aber nach Beantwortung derselben sofort (a, 24 f.): „Wenn aber die Seele anderer Art und kein lebendes Wesen (ζῷον) ist, so ist trotzdem [das Früher und Später betreffend] in der angegebenen Weise das eine zu bejahen, das andere zu verneinen".

H 1043, b, 12—14. Zeile 10—14 lautet der überlieferte Text so: „Auch ist offenbar der Mensch nicht das lebende Wesen und das Zweifüfsige, sondern es mufs, da das Materie ist, aufserdem noch etwas sein, nicht aber ein Element noch etwas aus Elementen Be-

stehendes [sondern die Substanz: ἀλλ' ἡ οὐσία], wovon man abstrahierend von der Materie spricht. Wenn nun dieses die Ursache des Seins und diese die Substanz ist, so dürfte man dieses die Substanz selbst nennen". Was Z. vorbringt, um das als in den Text gesetzte Randbemerkung sich präsentierende ἀλλ' ἡ οὐσία zu halten, das sind Verlegenheitsausflüchte. Gemeint ist freilich mit dem zunächst unbestimmt Angedeuteten und nur negativ Bestimmten die οὐσία. Aber erst daraus, dafs es b, 13 f. als Ursache des Seins bestimmt wird, welche Funktion selber wieder der οὐσία zukommt (vgl. 1017, b, 15 f.), ergibt sich die Folgerung, dafs es selber Substanz genannt werden könne. Was hier erst gefolgert wird, kann nicht zwei Zeilen vorher schon mit Bestimmtheit ausgesprochen sein. Wenn Z. meint, „jeder, der im Folgenden (b, 14) οὐσία liest, wird schwerlich anders können, als darin eine Bezugnahme auf das in Rede stehende ἡ οὐσία zu finden", so irrt er sehr. Dieses οὐσία bezieht sich zurück auf die ganze mit dem Buche *Z* beginnende und im Buche *H* (rekapitulierend) fortgesetzte Untersuchung über die οὐσία, welche Untersuchung davon ausging (1029, a, 33 f.), dafs gewisse sinnliche Dinge Substanzen seien. Am Schlusse von *H*, 2 war das Resultat noch dies, dafs die sinnliche Substanz einerseits Materie, anderseits Form und drittens Produkt von beiden sei.

1043, b, 17. „Es ist gezeigt worden, dafs die Form niemand macht oder erzeugt, vielmehr bildet man sie hinein (ποιεῖ εἰς) in ein dieses (= die Materie), und es wird das Produkt aus beiden." Diese Änderung war notwendig, weil bei der Lesart „ποιεῖται τόδε, γίγνεται δὲ τὸ ἐκ τούτων" τόδε und τὸ ἐκ τούτων identisch wären und für τούτων die Beziehung auf die Materie fehlen würde. Was Z. über den Text von 1033, b, 10 sagt, ist falsch; es heifst dort: εἰς τοδὶ γὰρ τὸ [τοδὶ τὸ *E*] εἶδος ποιεῖ. Es ist aber τοδὶ = τόδε und damit selbstverständlich die Materie gemeint. Z. setzt mit Unrecht voraus, dafs τόδε bei Aristoteles immer die „vollendete Sache", das τὸ ἐκ τούτων sei. Aristoteles bezeichnet auch die Materie als τόδε. Vgl. mit unserer Stelle und 1033, b, 10 auch 1042, a, 28, wo die ὕλη als „δυνάμει τόδε τι" figuriert, und was ich zu 1070, a, 10 f. diesbezüglich weiter nachgewiesen habe.

Θ 1046, a, 11. 13 f. b, 4. Hier hat Z. ἐν ἄλλῳ ἢ ᾗ ἄλλο nicht verstanden trotz meiner Übersetzung: „in einem andern oder doch als ein anderes Betrachteten" und trotz der Bemerkung zu b, 4, es sei ἢ ᾗ notwendig „mit Rücksicht z. B. auf die Tanzkunst". Es ist nach ihm „nicht ersichtlich, weshalb dieses ᾗ ἄλλο oder ᾗ ἕτερον nicht ebenso gut auf das Beispiel vom Hausbau (1019, a, 16 f.), wie auf das von der Heilkunst (a, 17 f.) passen soll. Denn wenn etwas gänzlich verschieden ist von einem anderen, dann ist es eben auch ᾗ ἄλλο (= insoweit es ein anderes ist) verschieden". Gewifs, insoweit etwas ein anderes ist, ist es von dem ihm gegenüberstehenden andern verschieden. Aber darum handelt sich's hier nicht. Aristoteles sagt an der citierten Stelle: „Das Vermögen (δύναμις) ist das Prinzip der Bewegung oder Veränderung in einem andern oder doch als ein anderes

Betrachteten; z. B. die Baukunst ist ein Vermögen, welches nicht enthalten ist in dem, was gebaut wird; die Heilkunst dagegen kann als Vermögen enthalten sein in dem, der geheilt wird, aber nicht, insofern er der ist, der geheilt wird [sondern insofern er der Arzt ist]." Was gebaut wird, ist etwas anderes als das Vermögen zu bauen, resp. (vgl. das bei mir zu 1051, a, 8 Gesagte!), konkret gefafst, der das Vermögen Habende; letzterer operiert also „in einem andern". Wenn dagegen der Arzt sich selber heilt, da ist seine Kunst, resp. der sie Ausübende Prinzip der Veränderung nicht in einem andern, sondern in einem als anderes Betrachteten, d. h., im Gegensatz zu „in einem andern", in sich als ein anderes Betrachtetem. Es ist, wie man sieht, *ἐν ἄλλῳ ᾗ ᾗ ἄλλο* (statt *ἐν ἄλλῳ ᾗ αὐτῷ ᾗ ἄλλο ἐστί*) eine allerdings konzise, aber nach dem von Aristoteles gegebenen Beispiel immerhin verständliche Ausdrucksweise. — Was 1049, b, 7 betrifft, so hat auch hier cod. *E* ᾗ ᾗ.

1047, a, 9. Aristoteles spricht hier gar nicht von einem (wirklich) Blinden, wie Z. meint. Es handelt sich vielmehr um einen die Sehkraft zu haben Gebornen und heute noch Lebenden (*καὶ ἔτι ὄν*). Der wäre in Konsequenz des Satzes der Megariker den Tag über oftmals blind (wenn er nämlich schläft oder mit geschlossenen Augen über etwas nachdenkt oder in dem bekannten Spiel als „blinde Kuh" fungiert), da er, so oft er nicht wirklich sieht, nach den Megarikern der Sehkraft entbehrte.

1049, a, 20. Auch hier bleibe ich bei meiner Erklärung; nur möchte ich jetzt ein Kolon setzen vor *πάλιν*. Nachdem im Voranstehenden gesagt ist: „Es scheint aber das, wovon wir sprechen, nicht dieses (= seine nächste Materie) zu sein, sondern etwas nach diesem Genanntes, wie z. B. die Kiste nicht Holz, sondern hölzern, das Holz nicht Erde sondern irden"; lautet a, 20 f. so: „Hinwiederum soll die Erde, wenn sich's bei ihr so verhält, nicht etwas anderes sein, sondern [unmittelbar und in ihren Voraussetzungen, dem Wasser, der Luft] immer ein nach dem Betreffenden Benanntes; das betreffende Mögliche [die betreffende nächste Materie] aber ist, ganz allgemein gesprochen, das Spätere". Wie die ganze Stelle (a, 18 ff.) in dem Nachfolgenden (a, 22 ff.) näher erklärt wird, so insbesondere das hier so kurz über die „Erde" Gesagte. Vgl. das bei mir zu a, 26 Bemerkte. So ist dem in den codds überlieferten Text durchaus Rechnung getragen und haben wir in der ganzen Stelle einen guten, durchaus Aristotelischen Sinn.

1051, a, 7. „Was als potenziell bezeichnet wird, in dem ist ein und dasselbe in Potenz in Bezug auf das Entgegengesetzte; so ist z. B. das nämliche, von dem man sagt, es sei potenziell gesund, auch das, wovon man sagt, es sei potenziell krank, und zwar gleichzeitig (potenziell krank) .... Die Potenz (Möglichkeit) des Entgegengesetzten ist gleichzeitig gegeben". Vgl. damit 1009, a, 35: „Der Möglichkeit nach kann gleichzeitig ein und dasselbe das Entgegengesetzte sein". Damit hat Aristoteles offenbar nicht sagen wollen, „dafs das nämliche auch sein Gegenteil, allerdings nur *δυνάμει*, sein

kann"; es ist nur von Möglichkeit die Rede, nicht von Wirklichkeit. Es hat also das wirklich Kranke (*τὸ νοσοῦν*) hier keinen Platz. Das ist auch ausgeschlossen durch den Zusatz *ἅμα, καὶ ἅμα*, der, wenn gesagt sein wollte, dafs der Kranke die Potenz zum Gesundsein habe, ganz unpassend wäre. Es mufs demnach *νοσεῖν* heifsen, nicht *νοσοῦν*, trotz der Handschriften. Man sage auch nicht, dafs der wirkliche Mensch wohl gleichzeitig blofs in Möglichkeit bauen und einreifsen, nicht aber gleichzeitig blofs in Möglichkeit gesund und krank sein könne. Es ist von dem Potenziellen, dem der Möglichkeit nach Seienden die Rede. Potenziell, blofs in Möglichkeit seiend sind jedenfalls die Menschen der Zukunft. Diese sind jetzt weder gesund noch krank in Wirklichkeit, wohl aber beides in Möglicnkeit. In Bezug auf die Zukunft sind auch die gegenwärtig wirklichen Menschen blofs der Möglichkeit nach gesund oder krank; und auch ihrem gegenwärtigen wirklichen Gesund- oder Kranksein liegt die betreffende Möglichkeit zu Grunde, mit der eben die Möglichkeit des Entgegengesetzten, beim Kranken der Gesundheit, beim Gesunden der Krankheit gegeben ist.

I 1055, b, 25. „Ferner (*ἔτι*) ist in dem einen Falle das Substrat ein bestimmtes, in dem andern nicht." Dieser Satz müfste an unserer Stelle zu im Voranstehenden aufgezählten Eigentümlichkeiten von Fällen der *στέρησις* eine neue hinzufügen; er bringt aber nichts Neues, spricht vielmehr nur allgemein aus, was in dem Inhalt des unmittelbar voranstehenden Satzes gegeben ist. Davon, dafs es zwischen gerad und ungerad kein Mittleres gibt, ist eben der Grund der, dafs das Substrat hier ein bestimmtes, ein bestimmtes *γένος* ist, dem notwendig die eine oder die andere Bestimmung zukommt. Vgl. was ich diesbezüglich zu unserer Stelle sage. Man mufs also, um nicht den Aristoteles etwas gegen alle Logik Verstofsendes sagen zu lassen, trotz der Handschriften annehmen, dafs *ἔτι* aus *ὅτι* entstanden. Mit *διὸ* (b, 23) ist der Grund allerdings bereits angedeutet, aber erst unser *ὅτι κτλ.* gibt denselben mit Bestimmtheit an.

K 1059, a, 32 f. Hier spricht Z. der *ἀποδεικτικὴ περὶ τὰ συμβεβηκότα* gegenüber von einer *ἀποδεικτικὴ περὶ τὰς οὐσίας*. Nun gibt es aber, abgesehen von der göttlichen *οὐσία*, die *οὐσίαι* betreffend keine *ἀποδεικτική*, wie b, 31 ausdrücklich gesagt ist, sondern nur eine *ἐπιστήμη*. Wenn sodann beide *σοφίαι* wären, wie Z. behauptet, was sollte denn da der Satz (b, 31 f.): „Wenn sie aber verschieden sind, was für eine ist dann jede der beiden und welche von beiden ist die *σοφία*?" bedeuten? Die *σοφία* ist nach Aristoteles nur eine und diese begreift in sich (Eth. ad Nicom. 1141, a, 16) den die Prinzipien unmittelbar in sich erfassenden *νοῦς* und das apodiktische Wissen. So kann es unmöglich unmittelbar nach dem angeführten Satz heifsen: *ἡ μὲν γὰρ ἀποδεικτικὴ σοφία*. Wer die voranstehenden Worte von a, 20 an unbefangen liest, mufs mit Christ *ἐπιστήμη* ergänzen bei *ἀποδεικτικὴ*. Wenn Z. schliefslich noch meint, „die eine" — also recte: die *ἐπιστήμη περὶ τὰς οὐσιας* — „habe es mit den wesentlichen Dingen, die andere mit den accidentellen zu thun", so ist das sehr unklar. Es mufs heifsen: Die eine hat es mit den Substanzen

(Wesenheiten), die andere mit den den Dingen an sich (notwendig, wesentlich) zukommenden Eigenschaften zu thun, (während es von den accidentellen = zufälligen Eigenschaften keine Wissenschaft gibt).

1062, b, 26 ff. Der Gedanke, der hier nach Z. zu Grunde liegen soll, ist ein bloſses Phantasiestück. Aristoteles spricht hier, wie er ausdrücklich bemerkt, von solchen, die von dem allen Naturphilosophen gemeinsamen Grundsatz ausgehen, daſs nichts aus Nichtseiendem werde, sondern alles aus einem Seienden. Von diesen zeigt er, wie sie zu der Behauptung kamen, daſs ein und dasselbe sei und nicht sei, ein und dasselbe weiſs sei und nicht-weiſs. Da sagt er: „Da nun nicht Weiſs werden kann, wenn Weiſs im höchsten Grade gegeben und nirgends Nicht-Weiſs [Dunkel also nicht mehr vorhanden an dem betreffenden Gegenstand], jetzt aber [während das eben so war] Nicht-Weiſs geworden, so dürfte aus nicht nicht-weiſs Seiendem das nicht-weiſs Werdende werden; es würde also nach ihnen aus Nichtseiendem werden [was sie nicht anerkennen], wenn nicht ein und dasselbe weiſs und nicht-weiſs wäre [was sie behaupten].

Dillingen a/D. Juli 1897. A. Bullinger.

Die Zusammenfügung in Ps.-Longins Schrift *περὶ ὕψους*.

Über die Zusammenfügung in dem Büchlein über das Erhabene hat bereits H. von Rohden (commentt. in honor. Fr. Buecheleri H. Useneri. Bonnae 1873, p. 68 sqq.) gehandelt, der p. 76 als Resultat seiner Untersuchung schreibt: ‚Quibus id velim persuasum cuique sit, non humili profecto subtilitate ut crimen ingens expavisse eum (sc. Ps.-Longinum) vocalium concursiones, sed eundem ultra quos sibi posuerat fines licet dicas latissimos nusquam esse progressum, immo intra eos iudicio suo, dum non gravitas vel quaelibet alia dicendi ratio dissuaserint, quam maxime ubivis hiatus evitasse‘.

Ich habe mich nun bei einer Untersuchung des Sprachgebrauchs der Schrift auch mit der Hiatfrage beschäftigt und bin zur Überzeugung gelangt, daſs v. Rohdens Urteil nicht ganz zutrifft und allzu sehr vom eigenen Wunsche beeinfluſst ist. Eine erneute gründliche Behandlung dieser Materie ist aber insbesondere deshalb wünschenswert, weil seine Folgerungen auf unvollständigen Zusammenstellungen basieren und daher meist geradezu falsch zu nennen sind.[1]) Ihm entging eben Ps.-Longins eigene Meinung über die Zusammenfügung c. 40, 4 und insbesonders c. 41, 3,[2]) die in äuſserst knapper, ja fast

[1]) Schon H. Hersel (Qua in citandis scriptorum . . . locis auctor libelli *π. ὕψ.* usus sit ratione, dissert. Berolin. 1884, p. 32) gibt über v. Rohdens Schrift das Urteil ab: Tota illa in commentatione mihi quidem vir doctus ille plus invenisse videtur in Pseudolongini oratione, quam inveniri posse puto.

[2]) c. 40, 4: *ἔστι μὲν γενναῖον καὶ τὸ λῆμμα, ἁδρότερον δὲ γέγονε τῷ τὴν ἁρμονίαν μὴ κατεσπεῦσθαι, μηδ᾽ οἷον ἐν ἀποκυλίσματι φέρεσθαι, ἀλλὰ στηριγμούς τε ἔχειν πρὸς ἄλληλα τὰ ὀνόματα καὶ ἐξερείσματα τῶν χρόνων πρὸς ἑδραῖον διαβεβηκότα μέγεθος.* — c. 41, 3: *ὁμοίως δὲ ἀμεγέθη καὶ τὰ λίαν συγκείμενα* (Aus-

dunkler Sprache abgefafst, sich freilich nur auf die von ihm gepriesene und gelehrte *ἁρμονία αὐστηρά* (i. qu. *τὸ ὑψηλόν*) bezieht, jedoch natürlicherweise auch auf seinen eigenen Stil nicht ganz ohne Einflufs geblieben sein wird. Instruktiv und für den Verfasser der Schrift charakteristisch ist schon an und für sich die geringschätzige Behandlung des Isokrates, des geistigen Vaters jenes Hiatgesetzes, das erst Aelian und Philostratus als Vertreter des *χαρακτὴρ ἰσχνός* (= *λέξις λιτὴ καὶ ἀφελής*, s. Dionys. de vi dic. Dem. 2. 956, 1 ff. Reiske) völlig zu ignorieren wagten (vgl. Schmid, Atticismus III. Bd., S. 291 f.). Die bezüglichen Stellen sind 7, 8 ff.[1]) (wo ein Zitat des Timaeus durchgehechelt wird, der die Dauer der Eroberung Asiens durch Alexander mit der Dauer der Abfassung des Panegyrikus[2]) durch Isokrates vergleichsweise gegenüber gestellt hatte. Bei Kritisierung dieser abgeschmackten Parallele wird Isokrates *σοφιστής*[3]) genannt), 36, 24 ff. (wo speziell die *σύνδεσμοι* als Tod jedes *πάθος* bezeichnet werden) und 58, 3 ff. (wornach Isokr. durch sein Streben nach Hyperbeln zuweilen ins Kindische geraten sei); in lobendem Sinne wird Isokr. nirgends erwähnt. Kein Wunder also, wenn Ps.-Longin die pedantische Beachtung jenes Hiatgesetzes zu den *μικροποιοῦντα* und *ἀμεγέθη τῆς συνθέσεως* zählt (S. die Anmerkung auf S. 3), die wohl der *γλαφυρὰ ἁρμονία* geziemen, nicht aber der *αὐστηρά* (vgl. die eingehende Besprechung von c. 41 bei Meinel, Dionysios oder Longinos, über das Erhabene. Übersetzt etc., Gymnasialprogr. von Kempten 1895. S. 53 ff.). Und mit dieser Ansicht steht der Verfasser nicht allein da; auch Ps.-Demetrius vertritt in seiner Schrift *περὶ ἑρμηνείας* bekanntlich denselben Standpunkt[4]) und Apsines (rhet. I. 405, 6 Spengel) hält an pathetischen Stellen den Hiat für wirksam. Dionys. de vi dic. Dem. 38. S. 1069, 10 verlangt

---

drücke, die allzu glatte Zusammenfügung haben) *καὶ εἰς μικρὰ καὶ βραχυσύλλαβα συγκεκομμένα καὶ ὡσανεὶ γόμφοις* (Einschiebsel, gewissermafsen Pflöcke, durch deren Einkeilung Hiat vermieden wird) *τισὶν ἐπαλλήλοις κατ' ἐγκοπὰς καὶ σκληρότητας ἐπισυνδεδεμένα.*

[1]) Hier wie im folgenden wird nach Seiten und Zeilen der Ausgabe von Jahn-Vahlen, Bonn 1887, zitiert.

[2]) Vgl. Dionys. de comp. verb. 25. 208, 8 f. und Plut. mor. 350 F.

[3]) Dies erscheint auf den ersten Anblick sonderbar, weil ja Isokr. eine Schrift „Gegen die Sophisten" verfafste. Doch nennt ihn auch Dionys. gleichzeitig mit Plato *σοφιστής* (s. de comp. verb. 25. 208, 8; dagegen *ῥήτωρ* ebend. 23. 182, 1). Hier würde C. Brandstätters (De notionum *πολιτικός* et *σοφιστής* usu rhetorico, Leipz. Studien z. kl. Philol. XV. 1. Heft, S. 139 ff.) Annahme zutreffen, dafs seit Epicur mit dem Namen *σοφιστής* der Lehrer und Verfasser besonders von Prunkreden bezeichnet wurde.

[4]) Rhett. Gr. III. 277, 31 ff. Spengel handelt er in einem eigenen Abschnitt *περὶ συγκρούσεως*. Die wichtigsten Sätze hieraus sind p. 278, 3 ff.: *δεῖ δὲ οὔτε ἠχώδη ποιεῖν τὴν σύνθεσιν, ἀτεχνῶς αὐτὰ συμπλήσσοντα καὶ ὡς ἔτυχε· διασπασμῷ γὰρ τοῦ λόγου τὸ τοιοῦτον καὶ διαρρίψει ἔοικεν, οὔτε μὴν παντελῶς φυλάσσεσθαι τὴν συνέχειαν τῶν γραμμάτων· λειοτέρα μὲν γὰρ οὕτως ἔσται ἴσως ἡ σύνθεσις, ἀμουσοτέρα δὲ καὶ κωφὴ ἀτεχνῶς, πολλὴν εὐφωνίαν ἀφαιρεθεῖσα τὴν γινομένην ἐκ τῆς συγκρούσεως*, und p. 279, 9 f.: *ποιεῖ μὲν οὖν καὶ τὰ αὐτὰ μακρὰ συγκρουόμενα μέγεθος, καὶ αἱ αὐταὶ δίφθογγοι κτλ.* Vgl. hiezu C. Hammer, Demetr. *π. ἑρμην.*, ein literar-historischer Versuch, Progr. von Landshut 1882/83, S. 23, wornach diese Bemerkungen wahrscheinlich dem Verfasser von *περὶ ἑρμηνείας* selbst zuzuschreiben sind und nicht früheren Quellen entstammen.

wenigstens die Einschaltung einer merklichen Sprechpause bei Vokalzusammenstofs (ἀναγκαῖον γάρ ἐστι χρόνον τινὰ μέσον ἀμφοῖν ἀξιόλογον ἀπολαμβάνεσθαι), während sich Plut. mor. 350 E über den Federhelden Isokrates und seine Hiatfurcht geradezu lustig macht (πῶς οὖν οὐκ ἔμελλεν ἄνθρωπος ψόφον ὅπλων φοβεῖσθαι καὶ σύρρηγμα φάλαγγος ὁ φοβούμενος φωνῆεν φωνήεντι συγκροῦσαι καὶ συλλαβῇ τὸ ἰσόκωλον ἐνδεὲς ἐξενεγκεῖν).

Nun zur Behandlung der Hiatfrage in unserer Schrift selbst!

Die Elision ist ebenso häufig unterlassen[1]) als ausgedrückt; αι wird nirgends elidiert.

Apokope ist nicht nachweisbar; dagegen kommt Krasis öfters vor.

Der Hiat ist erlaubt nach: Dem Artikel und καί (schon auf den ersten 12 Seiten über 30 Hiate mit dem Artikel und mindestens 40 bei καί, von denen viele durch Krasis hätten beseitigt werden können. Daher ist unrichtig, was v. Rohden p. 69 sagt: Ubi fieri sine difficultate poterat maluisse scriptorem crasin quam hiatum adhibuisse multis locis apparet), nach ἤ (v. R. hat 21, 6 und 65, 17 übersehen; die Hiate mit kurzen Vokalen eingerechnet, habe ich rund 30 Fälle gezählt), μή (9mal), δή (zu den 5 von v. R. angeführten Stellen kommen noch 9, 24 und 61, 7, an welch letzterer Stelle er S. 70 δὴ θέλεις statt ἐθέλεις mit Unrecht vorschlägt), ἐπειδή (7, 11. 16, 12. 52, 6; während 3mal durch ἐπειδήπερ Vokalzusammenstofs vermieden ist: 33, 11. 33, 18. 54, 7, an letzter Stelle in pausa), μέντοι[2]) (25, 10. 29, 22. 44, 11; wogegen 2mal μέντοι γε vor Vok. 45, 1 und 67, 13. Wichtig ist, was v. R. S. 74 verschweigt, dafs μ. γε 57, 2 auch vor einem Konson. steht. Wenn er ferner meint, der Verfasser habe 43,20 das Wort πρᾶγμα mit Rücksicht auf die Zusammenfügung hinzugesetzt, so irrt er sich gewaltig; denn im cod. P steht τὸ πρ. und ἡ περίφρασις ist dort Apposition),[3]) εἰ (3, 2; 9. 35, 20. 34, 1), ὅτι[4]) (15mal vor Vok., 20mal vor Kons.; dagegen ὡς 25mal v. Vok., 10mal v. Kons.), πρό (unter 3 Fällen 2mal), περί (6mal), ἔτι (53, 12. 58, 25. 69, 11. Dagegen elidiert 59, 12 ἔθ' ἡμῖν. Über elidiertes οὐκέτι vgl. im folgenden unter Elision. Polybius läfst den Hiat bei ἔτι nicht zu, dafür schreibt er ἀκμήν, s. Krebs, Präpos-Adverbien S. 23), τί (7mal).

Selten kommt Hiat vor:

Nach dem Relativpronomen (13, 9 ᾧ ἀνόμοιόνγε, wo doch durch Zwischenstellung von γέ Vokalzusammenstofs so leicht hätte beseitigt

---

[1]) Von den vielen unelidierten δέ und τέ ganz abgesehen vgl. Fälle wie 26, 6 (ἀπὸ ἱερῶν), 37, 11 (ὑπὸ ἄλλου), 58, 17 (ὑπὸ ἐκπαθείας), 53, 3 (μετὰ ἀφελείας) und zahlreiche andere Beispiele, wo α und ε nicht elidiert sind.

[2]) Dagegen ist καίτοι vor Vok. stets mit γέ verbunden (7, 22. 9, 2. 59, 5), während es allein immer vor Kons. steht.

[3]) ἐπίκηρον μέντοι τὸ πρᾶγμα, ἡ περίφρασις, τῶν ἄλλων πλέον.

[4]) Lehrreich sind die Stellen 3, 9/15, wo auf 2maliges ὅτι vor langem Vokal und Diphthong ὡς vor kurzem Vokal folgt, und 28, 6, wo auf vorausgehendes ὡς vor Kons. ὅτι v. R. folgt. Ebenso 44, 13 ff., ja 49, 11 f. lesen wir nach einander ὡς v. R., ὡς v. V. und ὅτι v. V. Hieraus geht deutlich hervor, dafs der Verfasser nicht zur Vermeidung des Vokalzusammenstofses mit beiden Konjunktionen wechselt, sondern nur aus Gründen der Variation.

werden können; 60, 18 πᾶν ὃ ἐν αὐτῇ, wo ὅσον geschrieben werden konnte, und 67, 8 ὃ ἀκούω, wo ὃ allerdings ergänzt ist. Dagegen steht ἥτις, die einzige vorkommende Femininform, im Nom. Sing., 65, 23 v. Vok.), nach ἤδη (17, 3, wo v. R. S. 78 die Partikel einfach streicht; dagegen 10 Fälle v. Kons.), der Interjektion ὦ (41, 2, dagegen 4mal v. K.), πάνυ (38, 27, niemals παντελῶς; πάνυ v. K. 3mal) und dem Personalpronomen (66, 8 πρὸς ἐμὲ ἔναγχος und in pausa 28, 6 σέ, οὐδέ).

Ferner dürfen Vokale und Diphthonge stehen vor:

ἔτι (5, 5; 15. 38, 14. 44, 13. 53, 12. 63, 1), ἅμα (61, 21 ἀλλ' ἅμα ἑαυτοῖς, cf. auch καὶ ἅμα 60, 13), οἱ, οὐδέ und οὐδέν (mit vorausgehendem καί 3, 5. 4, 3. 8, 5. 26, 15. 36, 1. 37, 12. 47, 2. 53, 4 etc.; mit vorausgehendem andern Diphthong oder langem Vokal 4, 8. 52, 9. 65, 24 und in pausa 17, 8; mit vorausgehendem kurzen, elidierbaren Vokal: 2, 7. 50, 3. 53, 7; 8. 63, 13 τὰ οὐ. 65, 23. in pausa z. B. 9, 19. 60, 9; nach ι: 24, 19. 50, 11), ὡς = ὥσπερ[1]) (καὶ ὡς: 39, 15. 47, 1. 51, 15. 65, 12; nach Diphthong 34, 1; τὸ ὡς 37, 6. Die Fälle in pausa sind nicht miteingerechnet), ὡσανεί (63, 9 καὶ ὡ.), οἷον[1]) (3mal καὶ οἷον), οἱονεί (καὶ οἱ. 4mal) ὥσπερ[1]) (27, 17 τυφλὰ ὡ. ohne die Fälle in pausa), ὡσπερεί (καὶ ὡ. 54, 16. τὸ ὡ 46, 14), selten vor ἐκεῖνος 55, 7 οἱ ἰσόθεοι ἐκεῖνοι, wo natürlich v. R. mit Berufung auf 24, 6 δι' ὃ κεῖνο und 26, 10 τοῦ Ὁμηρικοῦ κείνου νάματος[2]) auch die kürzere Form schreiben will), οὕτω (65, 18 αὐτάρκη οὕτ., wo durch Vorstellung des οὕτ. der Hiat vermieden werden konnte. 8, 8 οὐδενὶ οὕτ. 7, 23 τὰ οὕτ.), endlich bei Einführung eines Zitats (7, 14. 8, 1. 13, 5. 22, 2.3. 28, 12 13. 29, 15.16. 29, 18. 30, 1/2. 32, 21 etc.) und vor Eigennamen (s. u. gegen das Ende der Arbeit).

An sonstigen Hiaten erwähne ich noch: solche, bei denen das 1. Wort auf ι ausgeht: 5, 10. 8, 5; 8. 22, 1. 25, 10. 34, 12. 37, 10. 44, 20. 46, 19. 50, 11. 51, 2. 56, 17; Hiate mit dem Endvokal ο: 11, 1. 36, 5 (δύο ἢ τρία οἷον). 36, 13. 46, 2. 55, 2. 61, 19 (ἑαυτὸ ἀξιόλογον): mit dem Endvokal υ: 34, 25. 56, 12; endlich die festen Hiate: 21, 6 φοβεῖται ἤ; 22, 20 ἐν τῇ προσαγγελίᾳ ὁ Δημοσθένης; 25, 4 τοῦ ... ὕψους καὶ ὑπερτεταμένου ἔν τε ταῖς δεινώσεσι (wo v. R. S. 79 die ihm unbequemen Worte καὶ ὑπερτ. einfach streichen will); 30, 13 δειναὶ δὲ καὶ ἔκφυλοι αἱ παραβάσεις (wo v. R. S. 70 trotz des vorausgehenden δειναί unbegreiflicher Weise ἔκφυλον schreiben will, indem er die durchaus nicht parallele Stelle 59, 9 κοινὸν ἀμφοῖν ἡ ἐπίτασις vergleicht); 34, 13 φέγγη ἐναφανίζεται (v. R. S. 79 schreibt mit Buecheler συναφ.); 37, 10 ὀργιζόμενοι τ'; 37, 21 λέγει ὁ Φωκαεὺς Διονύσιος;[3]) 52, 5 f. ἐν τραγῳδίᾳ Ἴων; 64, 2 τὸ κοπάσαι ἰδιωτικόν; 66, 1 τοὺς τούτων ὅτι πορρωτάτω ὀχετούς.

---

[1]) Dagegen steht καθάπερ nach Diphthongen oder langen Vokalen: 18, 23. 32, 6; nach ἐμελοποίησε 43, 11; nach Kons. nur 1mal in p. 30, 16.

[2]) Aufser 2 leicht elidierbaren Fällen mit οὐδέ 30, 17 und 51, 8 ist sonst bei ἐκεῖνος der Hiat stets durch Elision (3, 2 und 39, 3) oder Krasis (4mal κἀκεῖνος) vermieden.

[3]) S. u. gegen den Schlufs der Arbeit.

Was speziell den Vokalzusammenstofs zweier durch eine Pause getrennter Vokale betrifft (die zahlreichen Fälle, wo zwei Wörter durch eine grofse Sprech- oder Gedankenpause, versinnbildlicht durch einen Punkt, von einander geschieden werden, kommen nicht in betracht), so füge ich dem Obigen noch bei: Es lassen sich viele Beispiele für diese Art von Hiat aufzählen (s. v. R., der S. 74 f. einige gesammelt hat). Zu seinen 4 Stellen mit ἀλλά führe ich noch 62, 19 an. Ὅμως bietet 5 Beispiele, feste Hiate vor dem Relativpronomen habe ich ca. 10 gefunden, vor ὥσπερ 2, ὡς = ὥσπερ 5 (dagegen steht καθάπερ in pausa nach nicht elidierbarem Vok. 3mal). Oft steht auch ὅτι und ὡς nach Vok. und Diphth. (nur 2mal διότι, nämlich 9, 22 und 62, 12). Ferner werden solche Hiate gebildet durch Präpositionen (z. B. 26, 7; auch 3mal mit ἕνεκα,[1]) während ἕνεκεν nie vorkommt), Adverbien etc.; auch bei Einführung von Zitaten sind sie zugelassen. Wo nach Diphth. oder langen Vok. anstatt indirekter Fragepronomina die direkten stehen, könnte man vielleicht an Hiatvermeidung denken. Allein die regelrechten indirekten Formen sind eben überhaupt in der Schrift äufserst selten, wie ich andern Orts zeigen werde. So steht τίς 23, 20 und 33, 2 nach καί, 1, 7 n. Diphth., 2, 13 n. Kons.; πῶς 5mal nach Kons., dagegen 33, 1 und 24 nach καί, 27, 9 nach ἤ, 7, 17 nach elidierbarem Vok. (lauter erlaubte Hiate) und 2, 1 nach Diphth.; ποῦ 57, 21 nach μέχρι (erlaubt) und δέ 33, 1; πόσος hingegen nach εἴσῃ 61, 9 und πῇ nach Diphth. 33, 24 (jedoch nach Punkt). Richtig findet sich ὅποι 61, 7 nach Kons., während 58, 28 καὶ ὁποῖος zu lesen ist.

Als Mittel zur Verhütung des Vokalzusammenstofses dienen dem Verfasser:

1. Elision der Vokale α, ε, selten ο und ι, so 5, 22 οὐκ οἶδ' ὅπως; 3, 8 τοῦθ' ἑτέρως; 5, 23 ἐπὶ τοῦθ' ὑποφέρονται; 18, 11 δέχ' ἡμέρας; 33, 2 οὐδέν ἐστ' εἰ μή; 59, 12 ἔθ' ἡμῖν; 39, 3 ἔσθ' ὅπου; 58, 2 ἔσθ' ὅτε. 14, 3. 56, 11.

2. Krasis (den Spätern als Atticismus geltend, s. Schmid, Atticism. II, 251. IV, 472, A. 59):

a) mit dem Artikel z. B. 4, 5 θάτερον; 5, 16 ἀνήρ; 6, 2 und 40, 2 τοὐναντίον; 8, 14 τἄλλα; 9, 7 τἀγαθά; 10, 15 ταὐτόν; 10, 3 τἀληθοῦς; 30, 7 τἀχιλλέως; 34, 12 τἀμυδρά; 47, 6 τἀνθρώπου

b) mit καί: κἀν = καὶ ἐν 9, 22. 10, 23. 18, 1. 24, 6 u. ö.; κἄν = καὶ ἐάν 5, 8. 16, 15. 34, 3. 60, 3. 67, 12; κἄν = καὶ ἄν 3, 1 und 69, 17; κἀκ 3, 11; κἀκεῖνος 24, 4. 27, 8. 29, 24; κἀπειδήπερ 33, 11; κἀκεῖσε 37, 15; κἀπί 46, 18 und 57, 6; κἀξέφηνεν 16, 1; κἀδέκαστος 69, 12.

c) bei der augmentierten Form eines mit πρό[2]) komponierten Verbums: 59, 12 προὐθέμεθα (dagegen 17, 8 προεγνωσμένους).

3. Wortstellung. Doch scheinen mir sehr viele derartige Fälle

---

[1]) Ebenso im N. T. und bei Luc. (s. Schmid, Atticismus II, 263) trotz des Vorkommens auch von ἕνεκεν.

[2]) Der Verfasser erweist sich durch den Gebrauch der Krasen mit Artikel sowie mit πρό als ein der κοινή fernstehender Schriftsteller. (Ebenso Ael. und Philostr., worüber Schmid, Atticismus III. 475 Schlufs.)

von Hiatvermeidung unbeabsichtigt und die ungewöhnliche Wortstellung aus Streben nach Abwechslung und Eleganz gewählt zu sein.[1]) Von den 4 durch v. R. S. 70 f. beigebrachten Beweisstellen für Hiatvermeidung dieser Art sind 7, 23 *διὰ τὰ οὕτως μικροχαρῆ ποτε ἑαυτῶν ἐπιλανθάνονται* (Vgl. ungewöhnliche Stellungen von *ποτέ* noch 12, 13 u. 70, 1, sowie von *ποθέν* 2, 17, wo überall kein Vokalzusammenstofs zu befürchten war) u. 31, 21 *ἀποτελεστικὰ τοῦ πιστώσασθαι τὸ προκείμενον ἕνεκα* (wo *ἕνεκα* ja vor den Gen. gestellt werden konnte, wie es in *π. ὕψ.* dreimal vorkommt) als ungerechtfertigt zu erachten, 48, 4[2]) (wo die platon. Wortstellung genau beibehalten ist, wie aus 47, Z. 1 v. u. ersehen werden kann[3]) völlig zu streichen und höchstens 34, 16 *ἐπὶ γὰρ τοῦ αὐτοῦ κειμένων ἐπιπέδου παραλλήλων* anzuerkennen, obwohl gerade die Stellung eines Verbums zwischen Attribut und Namen in unserer Schrift sehr beliebt ist (ich habe ca. 30 Beispiele gesammelt.) Aufserdem fand ich noch 65, 12 *καὶ ὡς ὄχθους λέγει συμβεβλῆσθαι* (wo offenbar nur des Hiats halber *ὄχθους* in den übergeordneten Satz herübergenommen wurde), 37, 5 *τὴν ἐλευθερίαν ἀπολύει τοῦ δρόμου* (doch ist auch die Trennung eines Nomens von einem kasuell davon abhängigen zweiten in *π. ὕψ.* sehr häufig; ich habe ca. 20 Fälle gezählt und 4 weitere Beispiele mit uneingeschobenem Gen. (18, 14 *ἡ ἀπακμὴ τοῦ πάθους ἐν . . .*; 30, 1 *κατὰ τὴν ἐπιφάνειαν τοῦ Διονύσου*; 43, 18 *καὶ τὸ ἀμίμητον ἐκεῖνο τοῦ Ἡροδότου* u. 55, 15 *τῇ θεωρίᾳ καὶ διανοίᾳ τῆς . . ἐπιβουλῆς οὐδ'*, übrigens ist Hiat mit *οὐδέ* erlaubt, s. vorne), deren Beweiskraft jedoch wieder dadurch verliert, dafs eben durch diese Genitivstellung 19, 1, 35, 8; 12 u. 13 Hiate, wenn auch nur mit dem Artikel, entstehen, die bei normaler Stellung unterblieben wären.[4]) Von den Fällen, wo der Gen. vor seinem regierenden Nomen steht, würden bei gewöhnlicher Struktur nur 10, 3 *ἡμῶν ἡ ψυχή* und 69, 7 *ἡμῶν ἑκάστου* einen Hiat verursachen und von den vielen Beispielen mit nachgestelltem Demonstrativpronomen nur 17, 18 *ἔτι τοῖς Ἰλιακοῖς ἐκείνοις ποιήμασιν* (erlaubter Hiat), 29, 13 *μὴ τοῖς οὐρανίοις ἐκείνοις ἔργοις* (ebenfalls erlaubt, zudem verwendet der Verfasser auch *κεῖνος*), 67, 17 *ὁ . . . οὑτοσὶ πόλεμος* (wo dann eben *οὗτος* hätte geschrieben werden müssen). Dafs Ps-Longin nur aus einer gewissen Vorliebe diese Stellung gebraucht, ist aus 26, 10 ersichtlich (*ἀπὸ τοῦ Ὁμηρικοῦ κείνου νάματος*). Endlich die Stellung des Gen. der Demonstr.[5]) vor ihrem Substantiv läfst nur 27, 17 (*ὑπὸ τῆς τούτου*

[1]) S. z. B. die verschrobenen Wortstellungen von 9, 15 und 56, 2.

[2]) *πηγὴν τοῦ περιφερουμένου σφοδρῶς αἵματος.*

[3]) *πηγὴν τ. περιφ. κατὰ πάντα τὰ μέλη σφοδρῶς αἵματος.*

[4]) Die unregelmäfsige Stellung des Gen. kommt auch sonst oft vor, wo kein Vokalzusammenstofs zu befürchten ist, z. B. 22, 18. 29, 11. 32, 16. 36, 16; 21. 38, 16. 46, 20. 60, 14. 63, 17. 66, 17; 21.

[5]) Seit Polyb. stehen in der späteren Gräcität fast allgemein die Genitive der Pronomina *αὐτός*, *οὗτος* und *ἐκεῖνος* ohne Bedeutungsunterschied lediglich zur Hiatvermeidung bald vor, bald nach ihrem Substantiv. S. Kälker, Leipziger Studien III, 257, über Plut. Weifsenberger, Die Sprache des Plut. I. Teil, Progr. v. Straubing 1895, S. 25. — Bei Ps-Longin folgt meist das Pronomen auf sein Subst., vgl. 11, 8. 13, 2. 57, 12 und 66, 4 mit folg. *τούτων*; 9, 21. 14, 1. 19, 5 etc.

ψυχῆς ἀτελῆ), nicht aber 55, 3 (τοῖς ἐπαλλήλοις ἐκείνου πάθεσιν. ἐπί . . wegen großer Pause), ebensowenig 33, 5 (τῆς ἐκείνων ἀρητῆς τοῖς . .) und 68, 19 (ἀλλὰ τοιούτων ἐν κύκλῳ τελεσιουργεῖσθαι) auf Streben nach Hiatvermeidung schließen.

4. Anschließung von περ ans Relativum (ὅπερ[1]) steht vor Vok. 10mal, διόπερ[2]) 4mal; οἱοίπερ 69, 14; ὅτουπερ 23, 15), sowie zuweilen Anhängung von γέ (εἴγε = εἰ 56, 19; σχολῇ γ᾽ ἄν 5, 12; καίτοιγε 3mal; μέντοιγε[3]) 2mal; ἐπείτοιγε[4]) 2mal; ἔμοιγε[5]) 24, 1).

5. Schreibweise κεῖνος statt ἐκεῖνος 24, 6 u. 26, 10; διότι statt ὅτι 9, 22 u. 62, 12 (wovon die 1. Stelle sogar einen elidierbaren Schlußvokal ε aufweist, während sonst stets ὅτι oder ὡς auf Vok. u. Diphth. folgen); ἀρτίως 23, 18; ταχέως[6]) 51, 11. 55, 19 (dagegen ταχύ vor Kons. 42, 8); die neutrale Form αὐτόν (nur in ταὐτόν vorkommend) immer vor Vok. (4mal), αὐτό[7]) stets vor Kons.; οὐχί statt οὐ nur vor Kons. (22, 13. 50, 19. 60, 8; 11), ebenso Anhängung des deiktischen Jota nur vor Kons. (9mal); über καθάπερ s. u. Hiat in pausa.

6. Selbstverständlich ist das Νῦ ἐφελκυστικόν vor Vok. stets geschrieben (vgl. auch Fälle wie 33, 2 οὐδέν ἐστ᾽ εἰ μή, 39, 3 ἔσθ᾽ ὅπου), 25mal aber auch vor Kons.[8]), darunter 5mal in pausa, wo es der Verfasser sonst wegläßt, wie z. B. 28, 1. — Ebenso ist das Anwachsen des sonst hiatverhindernden σ an οὕτω auch vor Kons. bemerkenswert (9mal οὕτως[9]) und nur 5mal οὕτω v. Kons.), sowie die fest gewordenen singularen Neutralformen auf ον der Pronomina ἕκαστος (35, 17 und 57, 21 v. K.; 5, 8 v. V.), τοιοῦτος (9, 12 v. K.; 27, 11 u. 41, 12 v. V.; 12, 12 u. 50, 19 v. V. in pausa) und τοσοῦτος[10]) (11, 8 v. K.; 59, 15 v. V.), während, wie bereits oben erwähnt, αὐτόν stets v. V. u. αὐτό v. K. gesetzt ist.

7. Selten Zwischenstellung von δέ, wie 48, 13 τὴν τοῦ θυμοῦ δὲ ὥσπερ ἀνδρωνῖτιν (wo statt ὥσπερ auch καθάπερ stehen konnte); 59, 2

---

mit folg. αὐτῶν (nur 66, 24 τοῖς αὐτῆς ἔθεσι καί ist αὐτῆς ohne ersichtlichen Grund zwischen Artikel und Substantiv gestellt).

[1]) Allerdings steht es auch 1mal vor Kons. 4, 1; ebenso ὅνπερ 21, 10 und ἅπερ 65, 17.

[2]) Auch 3mal vor Kons.: 33, 19. 34, 5 und 55, 15.

[3]) Dagegen vor Kons. 57, 2.

[4]) Dagegen vor Kons. 51, 19.

[5]) Dagegen vor Kons. 45, 9. — Sonst habe ich, 2 εἴγε = wenn anders abgerechnet, γέ noch 16mal vor Kons. gefunden.

[6]) ταχέως freilich auch 68, 12 und 16 vor Kons.

[7]) Sogar 39, 9 bei Zitierung von Soph. O. R. 1403 ist statt ταὐτόν ταὐτό vor Kons. geschrieben (Hersel, Qua in citandis scriptorum . . . locis auctor . . . usus sit ratione, diss. Berolin 1884, S. 9 nimmt an, ein librarius habe hier den Kons. ausradiert, weil die Tragiker ταὐτό regelmäßig nur da schrieben, wo die letzte Silbe kurz sein müsse.

[8]) Über diesen Gebrauch der späteren Prosa, welcher meist durch den Rhythmus erklärt wird, s. Schmid, Atticismus II, 250 f. IV, 470.

[9]) Im N T. fast immer οὕτως: Winer-Schmiedel § 5, 1 p 33; 28, b p 63. Zweimal auch bei Philostr. vor Kons. (S. Schmid, Attic. IV, 470), öfters bei Diod. (ed. Dindorf-Vogel p. LXIII).

[10]) Diod. scheint τοσοῦτον v. V. u. τοσοῦτο v. K. geschrieben zu haben (s. Dind.-Vogel p LXXI; s. auch Schmid ebend. IV, 472).

ἡ ὑπερβολὴ δ' εὐλόγως γεννᾶσθαι κτλ. (womit v. R. mit Recht 59, 8 αἱ δὲ ὑπερβολαὶ καθάπερ κτλ. vergleicht) u. 11, 2 αἱ λοιπαὶ δ' ἤδη κτλ.;[1]) oder Einschiebung von φησίν, φασίν, φημί u. a., wenn andere redend eingeführt werden, wie 48, 2 ὑπεστηρῖχθαί φησιν οἷον στρόφιγγας (wo jedoch auch καθάπερ statt οἷον stehen konnte); 46, 19 εἶναί φημι ἴδια; 66, 8 ἔχει, λέγων ὡς (wo jedoch der Hiat erlaubt wäre). Freilich entsteht zuweilen durch derartige Einschiebsel auch Hiat, wie 22, 1 παντὶ οἶμαι δῆλον (vgl. auch 46, 19 oben).

Keine Hiatvermeidungsgründe sind jedoch mafsgebend:

Bei den abstrakten Pluralen (nur 2, 18 οἱ μέγιστοι . . . ταῖς ἑαυτῶν περιέβαλον εὐκλείαις τὸν αἰῶνα u. 19, 23 τὰ συμβαίνοντα ταῖς ἐρωτικαῖς μανίαις παθήματα würde bei Setzung des Sing. Hiat mit dem Artikel entstehen, der ja erlaubt wäre. Übrigens ergibt sich hier die Notwendigkeit des Pl. aus dem Zusammenhang); beim Vokativ ὦ φίλος[2]) mit folgendem εἰ 9, 16, da es homerische Reminiscenz ist (s. Il. 4, 189. 10, 601. Od. 3, 375); bei Vertauschung von περί mit ὑπέρ τινος, da an den 5 Stellen 32, 1. 44, 6. 50, 12. 57, 14 u. 59, 13 nur 1mal (59, 13 ὑπὲρ ἧς) Vokale zusammentreffen würden, und in der Schrift ja übrigens Hiat nach περί erlaubt ist (s. dagegen über Polyb. Krebs, Präpos. bei Pol., Dissert. Würzb. 1881, S. 24 u. 26 ff.); beim Wechsel zwischen οὐ u. μή.[3]) Wo in π. ὕψ. ungewöhnlicher Weise μή statt οὐ steht, wäre bei Schreibung von οὐ nur 6, 13 τὰ μηκέτι, 26, 7 οἱ μή u. 67, 3 ὅτι μή Hiat entstanden.[4]) Doch wiegen diese 3 Fälle nicht, da nach vokalisch endendem Artikel auch οὐ begegnet (63, 13 τὰ οὐ) und ferner nach ὅτι 15mal vokalisch anlautende Wörter folgen. Im Gegenteil gestattet sich der Verfasser mehrmals Hiate mit οὐ, so aufser dem bereits erwähnten 63, 13 noch 4, 8. 50, 11. 63, 13. 65, 24. Die Negation οὐ im hypothetischen Satze 12, 2 εἰ δ' . . . ἐξ ὅλου μὴ ἐνόμισεν ὁ Κεκίλιος το ἐμπαθὲς <ἐς> τὰ ὕψη ποτὲ συντελεῖν καὶ διὰ τοῦτ' οὐχ ἡγήσατο μνήμης ἄξιον ist nicht auffallend, da οὐχ ἡγεῖσθαι als ein Begriff empfunden wird);[5]) beim Wechsel zwischen den Verbalformen auf -μι und -ω (auch die Form παριστάνειν (-νων) statt παριστάναι 32, 11 nicht wie bei Polyb. zur Verhinderung

---

[1]) Die Stellen 34, 15 u. 61, 15 sind ohne Belang, weil die Stellung von δέ hinter οὐ vermieden werden mufste; zudem wäre auch 61, 15 Elision möglich gewesen.

[2]) Sonst steht immer der regelrechte Vokativ v. Vok: 7, 9 ὦ Τίμαιε, ὡς. 14, 12 ἑταῖρε, ὡς. Ebenso 25, 25. 33, 22. 41, 2. 66, 7. Wie hier, ist zudem auch nach φίλος eine Pause.

[3]) Ebenso ohne Hiatzwang bei Luc., Ael. u. Philostr. (s. Schmid, Attic. I., 247. IV, 94), vielleicht auch bei Plut. (ebend. I, 247; andrer Ansicht ist Weifsenberger, Straubinger Progr. 1895, S. 20 A 1). Dagegen bei Dio Chrys. u. Aristides (Schmid ebend. I, 101. II. 61 f.), sowie bei Galen sind hierin ausschliefslich Hiatrücksichten mafsgebend.

[4]) Zudem ist ja Hiat mit dem Artikel gestattet. Auch 68, 18 (καὶ μηκέτι) u. 69, 13 (καὶ μή) kommen nicht in Betracht, da Vokalzusammenstofs nach καί erlaubt ist; καὶ οὐ fand ich 4, 3. 8, 5. 36, 1. 62, 3.

[5]) Derartige Fälle öfters bei den Atticisten Polemo, Luc., Aristid., Ael. u. Philostr., s. Schmid, Attic. I, 50; 246. II, 62. III, 89. IV, 94 u. Kühner II[3], 784, 4. Auch zuweilen bei Plut. οὐ (Weifsenberger Straub. Progr. 1895, S. 33).

des Hiats); beim Wechsel zwischen *θέλειν* und *ἐθέλειν* (da *θέλειν* 3mal nach Kons., 8, 15. 43, 15 u. 54, 4, u. 1mal, 36, 24 nach dem Diphth. *εἰ* steht, *ἐθέλειν* 51, 22 u. 58, 4 n. K., 61, 7[1]) sogar n. *δή*); wohl auch beim Wechsel zwischen *ὀλίγου δεῖν* (35, 24 n. kurzem Vokal in pausa) und *μικροῦ δεῖν* (28, 14 richtig nach langem Vok. in p.), wo auch an beiden Stellen wegen folgender Kons. *δεῖν* hätte fehlen dürfen;[2]) auch bei Schreibung oder Weglassung des Artikels *ὁ* vor Eigennamen (gegen v. R. S. 71 f).[3])

So ergibt sich denn als Resultat vorstehender Untersuchung, dafs Ps-Longin allerdings noch auf dem Boden des isokrateischen Gesetzes steht, sich aber nicht scheut, auch die Begegnung zweier Vokale zuzulassen.[4])

Burghausen. Dr. G. Tröger.

Syntaktische Beiträge zur Kritik der Überlieferung in Caesars Bellum Gallicum.

Im Jahresbericht über Caesar (Jahresb. des phil. Vereins 1894 S. 214 ff.) hat Meusel die Frage, inwieweit der Handschriftenklasse β eine selbständige Bedeutung gegenüber der Klasse α zuzugestehen sei, zunächst durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen über orthographische und grammatische Fragen zu lösen unternommen. Sicherlich wird niemand, der Interesse für Grammatik hat, seinen umsichtigen und scharfsinnigen Ausführungen ohne Genufs folgen oder sie ohne Belehrung aus der Hand legen. Immerhin dürfte der Verfasser selbst

---

[1]) S. hierüber weiter oben unter Hiatzulassung nach *δή*.

[2]) Dagegen Wechsel zwischen beiden, sowie zwischen den verkürzten Ausdrücken aus Hiatrücksichten bei Dio Chr., Luc., Aristid. u. Ael., s. Schmid ebend. I, 126; 286. II, 130 f. III, 141).

[3]) v. R. meint, der Verfasser habe 27, 4/5 aus Abneigung gegen den Hiat *πῶς δ' ἂν Πλάτων ἢ Δημοσθένης ὕψωσαν ἢ ἐν ἱστορίᾳ Θουκυδίδης* geschrieben, da zwar *ἢ ὁ*, nicht aber *ἱστορίᾳ ὁ* hätte ertragen werden können. Aus gleichem Grunde sei 26, 9 *ἐγένετο; Στησίχορος*, aber *ὅ τε Ἀρχίλοχος* (statt *καὶ Ἀ.*) zu lesen; endlich weist er auf S. 51 und 52 hin. Deshalb müsse wohl auch an 3 Stellen des Parisinus der Artikel *ὁ* nach langen Vokalen gestrichen werden (22, 20. 25, 10. 37, 21). — Allein hierin v. R. zu folgen, hiefse, Ps-Longin mit Gewalt zu Isokrateer stempeln. Vielmehr ist es am Platze, obige Beweisstellen etwas näher unter die Lupe zu nehmen. Da fällt denn zuerst 26, 9 weg, weil noch öfters *καὶ* vor vokalisch beginnenden Eigennamen ohne Artikel vorkommt: 51, 13 *ἁμαρτήματα καὶ Ὁμήρου καὶ τῶν ἄλλων*, wo *τέ* stehen könnte. 52, 12 *καὶ Ὑπερίδης*, dagegen 31, 4 *καὶ ὁ Ὑπερίδης* (ebenso 22, 8 u. 40, 22 *καὶ ὁ Ἄρατος*. 40, 24 *καὶ ὁ Ἡρόδοτος*). Ferner hat sich v. R. 37, 21 (*λέγει ὁ Φωκαεύς Διονύσιος*) gründlich getäuscht, wenn er *ὁ Φωκαεύς* entweder nachstellen oder besser tilgen will, indem ihm 5, 13 (*τοῦ Λεοντίνου Γοργίου*) entgangen ist. Auch 25, 10 (*ὅτι μέντοι ὁ Πλάτων*) darf nicht beanstandet werden, da ja nach *μέντοι* noch 2mal Vokale in unserer Schrift folgen. Selbstverständlich lassen wir auch 22, 20 (*ἐπὶ τῇ προσαγγελίᾳ ὁ Δημοσθένης*) ruhig den Artikel weiterexistieren (vgl. 24, 21 *καὶ ὁ Κικέρων;* 24, 26 *κεραυνῷ, ὁ δὲ Κικέρων*. 30, 5. 64, 3. 46, 13. 50, 12 und mehr Beispiele mit *καὶ ὁ* vor consonantisch anlautendem Eigennamen).

[4]) Der Verfasser denkt hierin noch liberaler als Plutarch (s. Weifsenberger a. a. O. S. 19 f.). Über Hiatvermeidung bei den Atticisten s. Schmid a. a. O. IV, 726 f.

nicht hoffen, in allen Punkten die richtige Entscheidung getroffen zu haben; und vielleicht tragen die folgenden Zeilen zur Bestätigung des von Th. Mommsen abgegebenen Urteils bei, wenn er in den der Meusel'schen Arbeit voraufgehenden »Beiträgen zur Kritik des Bellum Gallicum« S. 199 sagt, dafs der zweiten Familie da, wo die Verschiedenheit der beiden Texte eine Diaskeuase voraussetzt, vielleicht nicht das Vertrauen zu schenken sei, welches der neueste Herausgeber, obwohl er ihre sekundäre Stellung anerkennt, ihr thatsächlich einräumt.

I.

Das Plusquamperfektum.

I 39, 7 heifst es am Ende der in einer Reihe von Imperfekten sich darstellenden Schilderung der durch die Furcht vor den Germanen im Lager hervorgerufenen Panik: nonnulli etiam Caesari nuntiarant, cum castra moveri ac signa ferri iussisset, non fore dicto audientes milites neque propter timorem signa laturos. Dann geht mit Kap. 40 die Erzählung wieder an: haec cum animadvertisset, convocato consilio omniumqne ordinum ad id consilium adhibitis centurionibus vehementer eos incusavit.

Nuntiarant ist die Lesart von α, renuntiabant die von β. Meusel schreibt a. O. S. 346 nuntiabant und polemisiert gegen Kraner-Dittenberger, welche zu der Stelle folgendes bemerken: »Das Plusquamperfekt mit Beziehung auf die Zeit der folgenden Haupthandlung (incusavit); denn mit dicebant ist die Beschreibung des im Lager herrschenden Zustandes zu Ende, und es beginnt nun die Erzählung von Caesars Auftreten.« Wenn zunächst Meusel meint, statt »des im Lager herrschenden Zustandes« müsse es sachgemäfser heifsen »der Vorgänge in der Stadt«, so ist mir das nicht recht verständlich, da doch von Vorgängen in der Stadt im ganzen Kapitel 39 keine Rede ist. Sein weiterer Einwurf aber, die durch das Plusq. ausgedrückte Handlung beziehe sich immer nur auf eine in einem vorausgehenden oder in demselben Satze enthaltene Handlung — S. 351 wird diese Ansicht wiederholt und die Konsequenzen daraus für die Beurteilung der beiden Familien gezogen — nie aber auf eine in einem folgenden Satze erzählte Handlung, ist offenbar unrichtig.

Auf ein folgendes Praeteritum bezieht sich regelmäfsig das bei Dichtern so häufige dixerat (fatus erat) z. B. Ovid. Met. 1,367 dixerat et flebant; 2,40 dixerat. at genitor circum caput omne micantes deposuit radios; 2,301 dixerat haec Tellus; neque enim tolerare vaporem ulterius potuit nec dicere plura. Auf eine folgende Handlung beziehen sich alle die Plusquamperfekta, denen ein Satz mit oder ohne cum inversum folgt, und die in ähnlich gebildeten Sätzen, wie sie mehrfach bei Apulejus begegnen z. B. met. 4,8 commodum cubuerant et ecce . . iuvenes adveniunt; 2,23 vix finieram et ilico me perducit ad domum quampiam. Diese Plusquamperfekta so gut wie die in sogenannten Sätzen der wiederholten Handlung beweisen zunächst die Möglichkeit einer Beziehung auf eine in einem folgenden Satze folgende Handlung.

Aber auch aufserhalb dieser Grenzen ist ein solches Plusq. seit jeher im Lateinischen gebräuchlich gewesen und hat sich begreiflicherweise gerade bei den Historikern einer ausgedehnten Anwendung erfreut. Ich[1]) habe ausführlicher über rhetorisches Plusq. hauptsächlich bei den Historikern schon früher gehandelt, auch Beispiele aus Plautus und Terenz a. O. p. 23 und 29 gegeben. Von Caesar habe ich gerade im Gegensatz zu Meusel dort behauptet: »Caesar hat dies Plusq. oft, z. B. VII 39,1, aber nie auffällig, indem das Plusq. der Regel nach am Beginn eines Abschnittes vorbereitend auf die Haupterzählung gesetzt wird.« Die hier zitierte Stelle — Eporedorix . . et . . Viridomarus . . in equitum numero convenerant nominatim ab eo evocati — wird allerdings Meusel zunächst nicht als beweiskräftig ansehen. Aber schon VII 62,1 prima luce et nostri omnes erant transportati et hostium acies cernebantur ist keine vorhergehende vergangene Handlung vorhanden, auf die sich das Plusq. beziehen könnte, und ebenso wenig in folgenden Stellen, die ich einer raschen Lektüre von B. C. Buch I verdanke. Es heifst zunächst 1 44,2 haec ratio nostros perturbavit. circumiri sese arbitrabantur; ipsi . . . neque sine gravi causa eum locum, quem ceperant, dimitti censuerant oportere. Itaque perturbatis antesignanis legio . . . locum non tenuit atque se . . . recepit. Hier hat das Plusq. nur, wenn auf den folgenden Satz bezogen, einen Sinn. Nipperdey nahm allerdings Anstofs daran und schrieb c o n s u e r a n t. Doch man vergleiche weiter 51, 1 annona crevit: quae fere res non solum inopia praesentis, sed etiam futuri temporis timore ingravescere consuevit. iamque ad denarios L in singulos modios annona p e r v e n e r a t et militum vires inopia frumenti d e m i n u e r a t atque incommoda in dies augebantur et tam paucis diebus magna e r a t rerum f a c t a commutatio ac se fortuna inclinaverat, ut . . . Es folgen schildernde Imperfekta. Auch hier ist eine Beziehung auf das Vorhergehende unmöglich, ebenso wie Kap. 59. Es werden die Zustände nach Errichtung der Brücke geschildert: fortuna mutatur. Illi – minus audacter vagabantur – angustius pabulabantur — vitabant — fugiebant. P o s t r e m o et plures intermittere dies et praeter consuetudinem omnium noctu c o n s t i t u e r a n t pabulari. Ebenso deutlich ist die Beziehung auf das folgende 62,1 huc iam r e d u x e r a t rem; 70,1 f. erat in celeritate omne positum certamen — res tamen ab Afranianis huc e r a t necessario d e d u c t a; 82,1 in his operibus consiliisque biduum consumitur, tertio die iam pars operis Caesaris p r o c e s s e r a t; 82,5 die Überlegung geht voraus, es folgt: hac de causa c o n s t i t u e r a t signa inferentibus resistere.

Aber ich gehe weiter und behaupte, dafs überall da, wo eine Beschreibung, sei es einer Örtlichkeit oder einer Situation gleichsam als Fundament für die darauf aufzubauende Erzählung gegeben wird, die Handlung des Plusq. als bezogen auf die folgende Erzählung anzusehen ist, selbst wenn thatsächlich die Handlung vor noch so vielen vorher erzählten Handlungen vorausliegt. Denn es liegt in der Natur der Sache, dafs das Auge des Historikers an solchen Stellen vorwärts

[1]) Geschichte des Plusquamperfekts im Lateinischen. Giessen 1894. Cap. I § 10.

und nicht rückwärts gerichtet ist: so würde Caesar, wenn ihm die Beziehung auf das Vorhergehende vorschwebte, VI 34,2 ubi cuique aut vallis abdita aut locus silvestris aut palus impedita spem praesidii aut salutis aliquam offerebat, consederat, doch wohl logischerweise nicht offerebat, sondern obtulerat geschrieben haben; und so glaube ich denn auch meine oben zitierte Äufserung über rhetor. Plusq. bei Caesar gerechtfertigt zu haben.

Von Meusels Einwänden gegen die Lesart der Klasse α an der Stelle, von der wir ausgingen (I 39,6), bleibt also nur der bestehen, dafs die verkürzte Form nuntiarant dem überwiegenden Gebrauch Caesars nicht entspricht, ein Einwand, der für sich allein natürlich nicht den Vorzug der Lesart der anderen Klasse begründen kann. An der Kraner-Dittenberger'schen Anmerkung aber ist höchstens das auszusetzen, dafs sie bei dicebant das Ende der Schilderung setzt, die in Wirklichkeit erst mit nuntiarant abschliefst. Das Plusq. an dieser Stelle halte ich nicht nur für durchaus unanfechtbar, sondern für empfehlenswerter als das Imperfektum. Die lebendige Schilderung der Panik erhält durch jenes einen viel wirksameren Abschlufs: so weit war es gekommen (man beachte das steigernde etiam), dafs einige den Gehorsam für den Fall des Vormarsches aufsagten — da schritt ich ein.

Auch compleverat IV 29,2, das Mommsen a. O. p. 205 schützt, Meusel durch complebat der schlechteren Klasse ersetzt, ist ein solches Plusq. und der Situation angemessener. Die Sturmflut hat in einem Augenblick die an den Strand gezogenen Schiffe gefüllt, während das afflictari der vor Anker liegenden Schiffe fortdauert.

Ich verteidige ferner das rhetorische Plusq. der Klasse α an 2 weiteren Stellen des 6. Buches, wo Meusel das Perfekt der Klasse β einsetzt. VI 8,8 lesen wir: nam Germani, qui auxilio veniebant, percepta Treverorum fuga sese domum receperunt (β contulerunt). cum his propinqui Indutiomari, qui defectionis auctores fuerant, comitati eos ex civitate excesserant (β excesserunt). Die Germanen sind im Herannahen begriffen, sie ziehen sich auf die Nachricht von der Niederlage der Treverer wieder zurück = historische Thatsache. Mit ihnen waren auch die Verwandten des Indutiomarus abgezogen. Dieses rhetorische Plusq. weist auf die endgültige Ordnung der Treverer-angelegenheit hin, die in dem abschliefsenden Satz erzählt wird: Cingetorigi, quem ab initio permansisse in officio demonstravimus, principatus atque imperium est traditum. — Feiner ist auch das Plusq. potuerant der Klasse α, als das Perfekt potuerunt der Klasse β VI 40,6: at ii, qui in iugo constiterant, nullo etiam nunc usu rei militaris percepto neque in eo quod probaverant consilio permanere, ut se loco superiore defenderent, neque eam, quam profuisse aliis vim celeritatemque viderant, imitari potuerant, sed se in castra recipere conati iniquum in locum demiserunt. Der eine Teil hat den Angriff gewagt und sich durchgeschlagen. Inzwischen aber hatte der andere Teil weder auf seinem ersten Entschlufs beharren, — noch da es wohl zu spät war — dem Beispiel der ersten folgen können, sie verliefsen

die Höhe: mit demiserunt beginnt die eigentliche Erzählung der Schicksale dieser Abteilung.

Weiter mufs die Lesart von α beibehalten werden gegen die von β im Nebensatz V 12,2 maritima pars ab iis (sc. incolitur), qui praedae ac belli inferendi causa ex Belgio transierant (β transierunt) — qui omnes fere isdem omnibus civitatam appellantur, quibus orti ex civitatibus eo pervenerunt — et bello inlato ibi remanserunt bezogen, und damit verliert die Auseinandersetzung Meusels p. 252/3 ihre Beweiskraft. Endlich ist auch II 8,5 die Lesart aller Handschriften instruxerant gegen Meusel's Änderung zurückzuführen: legiones pro castris in acie constituit. hostes item suas copias ex castris eductas instruxerant. Palus erat non magna inter nostrum atque hostium exercitum etc. Alle Einwände Meusels gehen von der Vorstellung aus, als müsse sich instruxerant notwendig auf eine vorausgehende Handlung beziehen, und verlieren allen Boden, sobald wir das Plusq. als ein rhetorisches, auf die folgenden Ereignisse hinweisendes ansehen.

Wie die Verkennung des rhetorischen Plusq., so veranlafst auch die des verschobenen Plusq. Meusel an einigen Stellen die handschriftliche Grundlage zu verlassen. Dafs fueram, welchem wahrscheinlich erst später potueram, debueram und ähnl., sowie habueram folgten, schon früh in der Sprache des täglichen Lebens zur Perfekt- oder Imperfektbedeutung verschoben gebraucht wurde, und dafs selbst die Klassiker sich dem Einflufs dieses Gebrauchs nicht völlig haben entziehen können, obwohl sie grundsätzlich ihn vermeiden wollten, glaube ich in meiner Geschichte des Plusquamperfekts gezeigt zu haben. Aus Caesar gehört hierhin II 6,4 Iccius Remus . . . qui tum oppido praefuerat . . . nuntium ad eum mittit; Meusel ändert p. 348 das allein überlieferte praefuerat in praeerat. Das Plusq. von fuerat habe ich a. O. p. 37/38 durch 2 Stellen gestützt. III 16,2 navium quod ubique fuerat, unum in locum coëgerant; quibus amissis reliqui neque quo se reciperent, neque quemadmodum oppida defenderent habebant. »Hier ist fuerat, das verglichen mit coëgerant unlogisch ist, veranlafst durch den schon vorschwebenden Gedanken quibus amissis non habebant.« Zu VIII 2,1 eique adiungit legionem XI, quae proxima fuerat bemerkt Kraner: »der Schriftsteller betrachtet die Haupthandlung (adiungit) schon als eingetreten, so dafs die nun versetzte Legion die nächste gewesen war,« während ich a. O. p. 38 geurteilt habe, dafs schon die gezwungene Übersetzung das Ungewöhnliche des Plusq. zeige. Unterstützt wird unsere Auffassung durch die bei Caesar vorkommende Verschiebung von habuerat. Zu der a. O. zitierten Stelle VIII 54,3 quintam decimam, quam in Gallia citeriore habuerat, ex senatus consulto iubet tradi — erst in dem Augenblicke, wo die Übergabe vollendet ist, hat das Plusq. seine logische Berechtigung — kann ich jetzt 2 weitere Belege liefern. B. c. 2,27,2 hi, sive vere, quam habuerant opinionem, ad eum perferunt etc. erklärt Kühner[1]): die sie schon vorher gehabt hatten nnd noch hatten; Kraner-Hofmann: die sie schon

[1]) Ausf. Grammatik der lat. Spr. II p. 96.

vorher gehabt hatten und nun berichten; wir nennen dieses Plusq. einfach verschoben. Besonders interessant ist die Stelle IV 4,3, weil dieses unlogische habuerant dort Meusel zur Änderung eines Perfekts in ein Plusq. veranlafst. Die Stelle lautet: hi (sc. Menapii) ad utramque ripam fluminis agros, aedificia vicosque habebant; sed tantae multitudinis adventu perterriti ex iis aedificiis, quae trans flumen habuerant, demigraverunt (Meusel demigraverant) et cis Rhenum dispositis praesidiis Germanos transire prohibebant. »Dieses demigraverunt«, sagt Meusel p. 552, »würde durchaus den thatsächlichen Fortschritt in der Erzählung ausdrücken«. Aber der Gedanke »ihre Wohnungen am rechten Rheinufer« müfste dann notwendig durch das Impf. (ex iis aedificiis, quae trans flumen habebant, demigraverunt) ausgedrückt sein und nicht, wie jetzt, durch das Plqpf. Das Plqpf. liefert den Beweis, dafs die Menapier in dem Augenblick, als die Germanen an den Rhein kamen, ihre am rechten Ufer liegenden Wohnungen nicht mehr hatten, dafs sie sie aufgegeben hatten, folglich mufs es heifsen demigraverant." Ich glaube, es kann nach meinen Ausführungen kein Zweifel mehr sein, dafs die Anlegung des logischen Mafsstabes an unsrer Stelle verfehlt ist, und dafs neben unlogischem habuerant demigraverunt thatsächlich den Fortschritt der Handlung bedeutet. Kurz bemerke ich noch, dafs V 8,2 reliquerat (α) gegen das von Meusel aufgenommene relinquebat (β) zu halten ist (vgl. Meusel p. 347). Ein verschobenes Plusq. haben wir hier nicht; in dem Moment, wo die Handlung des Hauptverbums (naves solvit) eingetreten ist, ist die des Verbs relinquere vergangen. Einige ganz ähnliche Beispiele des Gebrauchs von fuerat des Cicero habe ich Gesch. des Plusq. p. 30 gesammelt.

Im Nebensatz hat ferner M. das Imperfekt von β dem Plusquamperfekt von α vorgezogen VI 7,1 Treveri — Labienum cum una legione, quae in eorum finibus hiemaverat (β hiemabat), adoriri parabant. Aber der Zusammenhang lehrt, dafs das Plusq. richtig ist. Vor Ende des Winters (Kap. 3) zieht er gegen die Nervier und bringt sie zur Unterwerfung. Dann sagt er für das bevorstehende Frühjahr eine allgemeine Landesversammlung an; die Senonen, Carnuten, Trevirer kommen nicht. Rasch fällt er in das Gebiet der Senonen, ein — jetzt ist also schon Frühjahr — bezwingt sie und die Carnuten. Bevor er sich gegen die Trevirer wendet, zieht er noch gegen die Menapier Kap. 5 6 und schickt inzwischen (5,6) das Gepäck des ganzen Heeres und 2 Legionen zum Labienus. Erst als die Trevirer 2 Tagemärsche vom Labienus entfernt sind, erfahren sie von der Ankunft der beiden Legionen bei Labienus. Also schliefse ich, der Frühling ist da, das Winterlager ist von den Soldaten verlassen und dient höchstens zur Aufbewahrung der impedimenta, während die 3 Legionen neben dem doch nur für eine Legion ausreichenden Winterlager in castra aestiva kampieren. —

Ebensowenig folgen wir Meusel, wenn er an anderen Stellen das Plusquamperfekt der Klasse β gegen das Perfekt der Klasse α schützt z. B. V 28,1 Arpineius et Junius, quae audierunt (β audierant), ad

legatos deferunt. Nach Meusel ist in Nebensätzen das Plusquamperfekt dann nötig, wenn die Handlung des übergeordneten Hauptsatzes zeitlich vorausgeht. Nur einigemal läfst er neben Präsens historicum des Hauptsatzes das Perfekt im vorausgehenden Relativsatze (meist visum est) zu, wie V 2,3 huic rei quod satis esse visum est militum relinquit. Da ihm aber selbst Stellen wie I 51,1 praesidio utrisque castris quod satis esse visum est reliquit nicht entgangen sind, welche Notwendigkeit besteht dann für Annahme der Lesart von β? Auch das erste Beispiel enthält ja keine reine Voranstellung des Relativsatzes.

Auf dem richtigen Wege befindet sich M., wenn er VII 57,3 summa imperii traditur Camulogeno Aulerco, qui — propter singularem scientiam rei militaris ad eum est honorem evocatus den Relativsatz als Fortführung des Hauptsatzes betrachtet, indem das Relativ durch is autem ersetzt werden kann. Relativsätze und indikativische Kausalsätze stehen oft in so loser Beziehung zum übergeordneten Hauptsatz, dafs das thatsächliche zeitliche Verhältnis der Neben- zur Haupthandlung nicht ausgedrückt, sondern die Handlung des Nebensatzes selbständig wie die eines Hauptsatzes von der Gegenwart des Schreibenden aus bestimmt wird. Beispiele findet man bei Dräger I 2,130 A, der fälschlich hierin Vertauschung des historischen Perfekts mit dem Plusquamperfekt sieht. So schreibt Caesar b. c. 3, 18, 5 bello perfecto ab iis Caesar haec facta cognovit, qui sermoni interfuerunt; Sall. Cat. 17,2 ubi satis explorata sunt, quae voluit, in unum omnis convocat, wo Schmalz' Erklärung, exploratus sei Adjektiv = sicher, zuverlässig, mir wenig wahrscheinlich vorkommt; Liv. 23, 19, 17 ex quingentis septuaginta, qui in praesidio fuerunt, minus dimidium ferrum famesque absumpsit; andere Stellen bei Weissenborn-Müller zu 1, 1, 1.

Demnach liegt keine Notwendigkeit vor VIII 28,5 denique ex omni numero, qui fuit circiter milium XL, vix DCCC, qui primo clamore audito se ex oppido eiecerunt, incolumes ad Vercingetorigem pervenerunt mit β eiecerant zu schreiben; und ebensowenig ist es vorzuziehen VI 42,3 maxime admirandum videbatur, quod Germani, qui eo consilio Rhenum transierant, ut Ambiorigis fines depopularentur, ad castra Romanorum delati optatissimum Ambiorigi beneficium obtulerunt, weil hier am Abschlufs eines Abschnittes gerade durch das ungewöhnlichere Perfekt die Handlung des lose angeknüpften Kausalsatzes hervorgehoben wird; vgl. Liv. 4, 5, 8; 28, 22, 4 und öfter. So verteidige ich auch gegen die Konjektur von Lipsius IV 26,5 neque longius prosequi potuerunt, quod equites cursum tenere atque insulam capere non potuerunt. hoc unum ad pristinam fortunam Caesari defuit. Das thatsächliche Vorausgehen der Handlung des Nebensatzes wird nicht durch die Form ausgedrückt, vielmehr befindet sich Caesar schon im Fahrwasser des folgenden Hauptsatzes (defuit). Gerade durch die Verwendung des Perfekts wird die Handlung des Nebensatzes als der des Hauptsatzes gleichwertig hervorgehoben, und Hunderte von Stellen bei Historikern müfsten geändert werden, wollte man die temporal ausgedrückte Beziehung auf das Tempus des übergeordneten Hauptsatzes überall durchführen.

Dagegen zweifle ich nicht, dafs II 29, 4 u. 5 die Plusq. reliquerant und delegerant, die Meusel mit ed. 2 und Stephanus statt der Perfekta des Archetypus einsetzt, an und für sich, mögen auch die Perfekta sich verteidigen lassen, angemessener sind. Doch erregt die ganze Stelle von prognati an bis delegerant, Bedenken und sieht fast aus wie ein alter Einschub. Dafs obitus für die Katastrophe der beiden Völker unpassend ist, bemerkt Mommsen a. O. p. 202 und vermutet abitum. Das Partizip exagitati wird durch die Sätze cum alias bellum inferrent, alias inlatum defenderent erläutert, während doch nur der letzte dazu passt. Endlich schiebt sich der Ablativus absolutus pace facta verwirrend zwischen die ihn umgebenden Satzteile und veranlafst durch seine Stellung die Verbindung mit consensu eorum omnium, welches doch nur mit locum delegerunt zu verbinden ist.

Werfen wir einen Blick auf unsere Untersuchung zurück, so hat sich die unbedingte Vorliebe von α für das Plusquamperfekt, die Meusel p. 347 ins Feld führt, unter unserer Betrachtung ziemlich vollständig verflüchtigt. Vielmehr dürfte man umgekehrt eher berechtigt sein, dem Diaskeuasten der Familie β öfter den Sinn für feinere Unterscheidung der Tempora abzusprechen.

II.

Perfekt oder Präsens historicum?

Ausgezeichnete Beobachtungen hat Meusel p 340 ff. über den Gebrauch von Perfekt und Präsens historicum gemacht. Der Satz, dafs der Übergang von einem Tempus zum andern nie, wie etwa bei Sallust und Tacitus, willkürlich erfolgt, sondern bei Caesar, der alles Auffallende vermeidet, stets sachlich gerechtfertigt oder sprachlich vorbereitet und begründet oder wenigstens begreiflich gemacht wird, und die speziellen Ausführungen zu diesem Satze sind gewifs richtig. Niemals, sagt Meusel insbesondere, wechselt Caesar innerhalb desselben Satzes ohne Grund das Tempus. Wenn ich trotzdem seiner Kritik, wo sie gegen α entscheidet, meist nicht folgen kann, so liegt das daran, dafs er einige Veranlassungen zum Tempuswechsel übersehen hat.

I 46,1 steht mitten unter Perfekta: Caesar loquendi finem facit (so αf — fecit $B^2\beta$) seque ad suos recepit. M. unterscheidet natürlich für β. Aber ist es nicht denkbar, dafs die Plötzlichkeit des Abbrechens hier durch das lebhafte Präsens gemalt werden soll? Sicher scheint mir das in α mehrfach überlieferte Perfekt von relinquere, dem das Präsens eines Verbums der Bewegung folgt, gehalten werden zu müssen. So schreibt Caesar im b. c. 1, 41, 2 iussit — castrisque praesidio sex cohortes reliquit atque omnia impedimenta et postero die — ad Ilerdam proficiscitur. So sehe ich also auch keinen Grund V 11,6 subductis navibus castrisque egregie munitis easdem copias, quas ante, praesidio navibus reliquit, ipse eodem, unde redierat, proficiscitur von α abzuweichen und mit β relinquit zu schreiben, wenn auch Präs.

hist. vorangeht. Die Zurückgelassenen bleiben im Zustand der Ruhe, welcher das Perfekt angemessener ist, das Verb der Bewegung erhält wieder Präs. hist. Aus demselben Grunde ist das reliquit des Archetypus mitten unter Praesentia zu halten V 2,3 huic rei quod satis esse visum est reliquit. ipse — proficiscitur. Bezweifeln möchte ich auch, ob Meusel das Präsens von respondere mit Recht einführt IV 18,3 veniunt; quibus — respondit obsidesque ad se adduci iubet. Die Antwort ist immer etwas Wohlüberlegtes, sie nimmt auch Zeit in Anspruch: dies wird mitten unter Präsentia durch das Perfekt angedeutet. Jedenfalls halte ich an der Überlieferung gegen Meusel fest V 36,2 u. V 41,7, wo jedesmal dem respondit der Inhalt der Antwort zugefügt ist.

Schwerlich richtig ist es ferner, wenn die Perfektformen destitit und constitit an mehreren Stellen durch Präsensformen ersetzt werden. Diese Formen sind ihrem Inhalt nach Präsentia. Bekannt ist, dafs steterat namentlich bei Dichtern häufig = stabat steht (vgl. Blase, Geschichte des Plusq. p. 73) z. B. Verg. Aen. 2,352; 3,110. Liv. 7, 23, 7; 8, 32, 12. So auch das Perfekt für das Präsens, und, ohne lange zu suchen, finde ich b. c. 1, 41, 2 ad Ilerdam proficiscitur et sub castris Afranii constitit et ibi paulisper sub armis moratus facit aequo loco pugnandi potestatem; 1, 65, 1 nova re perterritus locis superioribus constitit aciemque instruit; 1, 70, 3 aciem instruit, Afranius — collem quendam nactus ibi constitit. ex eo loco — mittit. Dieses Perfekt unterscheidet sich seiner Bedeutung nach durchaus von consistit: dieses heifst: er macht Halt, das Perfekt aber: er hält. Also ist auch b. g. VII 67,3 pugnatur una omnibus in partibus, constitit agmen; impedimenta inter legiones recipiuntur die Lesart von α (β consistit) unverwerflich. Derselbe Grund schützt V 49,6 consedit et quam aequissimo potest loco castra communit; VII 89,4 iubet — ipse in munitione pro castris consedit; eo duces producuntur; VII 66,2 consedit gegen die Konjekturen Meusels, wie auch VII 84,4 multum ad terrendos nostros valet clamor, qui post tergum pugnantibus extitit (β exsistit); VII 4,3 expellitur ex oppido Gergovia, non destitit (β desistit) atque in agris habet dilectum egentium et perditorum und VII 12,1, wo ebenfalls β desistit hat. So hat denn M. auch V 48,8 gründlich mifsverstanden, wo er für adhaesit adhaerescit conjiciert: tragulam mittit. haec casu ad turrim adhaesit neque a nostris biduo animadversa tertio die a quodam milite conspicitur, dempta ad Ciceronem defertur. Adhaesit ist Perfekt zu adhaeresco; nicht der Augenblick des Sichanheftens soll betont werden, sondern das Sichangeheftethaben, das Haften, welches ja mehrere Tage dauert. Wird man denn bei Liv. 21, 8, 11 sed id maxime, etiamsi haesisset in scuto — pavorem faciebat, wird man hier haereret für haesisset verlangen?

Es ist zwar an und für sich richtig, dafs Caesar das einmal angewendete Tempus innerhalb desselben Abschnittes der Erzählung nicht ohne Grund wechselt, und so entscheidet denn Meusel VII 32,6, wo am Schlusse des Kapitels nach Perfekten α praeficit und attribuit bietet

gegen α und schreibt mit β praefecit. Aber ich glaube beobachtet zu haben, daſs Caesar am Schlusse erzählender Abschnitte gelegentlich das im folgenden Abschnitt einsetzende Präsens durch ein oder zwei Präsentia vorbereitet. Einen solchen Übergang finde ich z. B. am Schluſs der Kapitel b. c. 1,41 u. 1,65; im b. g. selbst VII 74 u. VII 53,4, wo also nicht β mit seinen Perfekta, sondern gerade α mit seinen Präsentia, die den Übergang zu der lebhaften Darstellung in Kap. 54 bilden, das Richtige hat. So verteidige ich also auch VI 32,6 das praeficit von α. Ja, ich gehe noch weiter und halte auch III 26,6 recipit (α) gegen recepit (β), obwohl Perfekta vorausgehen und folgen. Es ist eine wirkungsvolle Unterbrechung der Perfekta. Ohnehin werden Verba der Bewegung mit Vorliebe präsentisch gebraucht, und die den eigentlichen Erfolg berichtenden Perfekta des folgenden Kapitels erhalten eine bessere Folie durch das vorausgehende recipit, welches den Leser in Spannung auf das Folgende erhält, ihn belehrt, daſs die Darstellung des Feldzugs noch nicht abgeschlossen ist. Ebensowenig ist einzusehen, warum IV 22,3 recipit (β) angemessener als recepit (α) sein soll. Das Perfekt bildet den Abschluſs der Aktion und den Übergang zu den folgenden Perfekta. Dagegen kann ich es VII 71,8 (β recipit) unter Präsentia allerdings nicht verteidigen.

Doch ist auch sonst hie und da ein Perfekt mitten unter Präsentia angebracht, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Dahin gehört VI 7,8 his rebus fugae similem profectionem effecit, haec quoque — deferuntur. Effecit ist das Resultat der im Präsens erzählten Vorbereitungen: Labienus setzt auseinander, befiehlt den Aufbruch und brachte so wirklich einen Aufbruch zu Stande, der einer Flucht ähnlich sah: auch das wird den Galliern berichtet. Während ich I 3,3 für Meusels Conjektur ubi suscepit mich entscheiden würde, kann wieder VI 29,3 praefecit der Handschriften (Vascosanus praeficit) gehalten werden. Den Abschluſs der Vorbereitungen bildet die Einsetzung eines Befehlshabers. Der folgende Abschnitt berichtet mit dem Präsens von weiteren eigenen Operationen. Aus demselben Grunde ist an ganz ähnlicher Stelle I 10,3 praefecit gegen Meusel zu verteidigen, zumal die Imperfekta id si fieret — intellegebat vorausgehen.

Auch V 37,5 aquilifer, cum magna multitudine hostium premeretur, aquilam intra vallem proiecit hätte M. nicht in proicit ändern sollen, obwohl das Perfekt mitten unter Präsentia steht. Die übrigen ziehen sich ins Lager zurück; der Fähnrich aber hat das Feldzeichen über den Wall ins Lager geworfen und wird selbst vor dem Wall getötet. Ebensowenig ist III 18,1 hac confirmata opinione timoris idoneum quendam hominem et callidum delegit — huic persuadet zu ändern. Die Auswahl geschieht mit Überlegung, ohne Hast, dies besagt das Perfekt. Umgekehrt erscheint die Verwandlung von deducit in deduxit VI 44,1 überflüssig; denn einmal ist es ein Verbum der Bewegung, für welche gerne das Präsens gewählt wird (vgl. z. B. b. c. 1,51), und dann bildet das folgende zweideutige instituit den Übergang zu den abschlieſsenden Perfekta des Buches. Kein ausreichender Grund ist weiter vorgebracht für die Änderung von perfecit VII 74,1.

Endlich gehe ich sogar I 24,1 nicht ganz mit Meusel. Eine Änderung scheint zwar nicht zu umgehen, aber nicht die von subducit in subduxit, sondern die von misit in mittit. Diese beiden Handlungen heben sich aus ihrer Umgebung heraus, sie bezeichnen die am raschesten auszuführenden Entschlüsse, und die Raschheit der Ausführung malt das Präsens.

III.

Der sogenannte Konjunktivus Iterativus.

Was den Modus der cum-Sätze mit Iterativbedeutung betrifft, so stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Sturm[1]) kommt zu dem Schlufs: ‚In Iterativsätzen der Vergangenheit, die von cum abhängig sind, steht bei Caesar häufiger der Konjunktiv als der Indikativ'. Meusel dagegen sagt a. O. p. 371: ‚In iterativem Sinne verbindet Caesar cum fast stets mit dem Indikativ, s. Lex. Caes. 1 Sp. 773 f., aber es wird sich nicht in Abrede stellen lassen, dafs er vereinzelt auch den Konjunktiv gebraucht hat. Dann stellt er fest, dafs 3 Stellen mit Konjunktiv im Bellum Civile und 2 im Bellum Gallium vielleicht iterativ sind. Das Richtige liegt auch hier wieder einmal in der Mitte.

Sturm beschränkt die Vergleichung auf die Iterativsätze der Vergangenheit, deren es bei Caesar 8 sichere indikativische mit cum eingeleitete Beispiele gibt, während bei zwei weiteren α den Indikativ, β den Konjunktiv bietet. Eine gröfsere Zahl von konjunktivischen Beispielen gewinnt nun Sturm dadurch, dafs er 5 natürlich nichts beweisende Sätze in konjunktivischer Abhängigkeit mitzählt und in einigen anderen Fällen iterative Bedeutung annimmt, wo Meusel sie nicht findet. In allen diesen Fällen ist Sturms Interpretation falsch. So erklärt er z. B. b. g. V 8,4 cum ipse abesset, motum Galliae verebatur für iterativ; während eine wiederholte Handlung hier doch offenbar weder im Haupt- noch im Nebensatz vorliegt.

Meusel hingegen scheint zu seiner Behauptung über den vereinzelten Gebrauch des Konjunktiv dadurch veranlafst zu sein, dafs er statistisch sämtliche indikativische Iterativsätze, auch die bei Caesar fast ausschliefslich indikativischen Iterativsätze der Gegenwart, den konjunktivischen gegenüberstellte. Von diesen erkennt er als sicher an b. c. 2, 41, 6. 3, 47, 7 u. 48, 2; b. g. VII 35,1 nur dann, wenn die Lesart von α exisset richtig ist. Hierzu kommen aber noch b. g. I, 25,3 u. VII 16,3, wo ich die von Meusel angenommene Zulässigkeit kausaler Auffassung bestreite. An der letzten Stelle spricht der ganze Zusammenhang dagegen: Vercingetorix — in singula diei tempora quae ad Avaricum gererentur cognoscebat et quid fieri vellet imperabat. omnes nostras pabulationes frumentationesque observabat dispersosque, cum longius necessario procederent, adoriebatur magnoque incommodo adficiebat, etsi, quantum ratione provideri poterat, ab nostris occurrebatur, ut incertis temporibus diversisque itineribus iretur. In diesem Zusammenhang von lauter Sätzen der Wiederholung ist offen-

[1]) Über iterative Satzgefüge im Lateinischen. Progr. Speier 1891. p. 12.

bar für einen Kausalsatz kein Raum; er würde bedeuten müssen »er griff die Zerstreuten an, da sie jedesmal sich zu weit entfernten«, und das kann der Sinn der Stelle nicht sein. Ebensowenig ist I 25,3 Kausalauffassung anzunehmen; Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et conligatis, cum ferrum se i n f l e x i s s e t, neque evellere neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant. Die genannte Auffassung würde den Sinn einschliefsen ‚jedesmal, wenn mehrere Schilde durchbohrt waren, bog sich das Eisen'; ausgedrückt werden soll aber folgendes ‚wenn, in dem Fall dafs mehrere Schilde getroffen waren, das Eisen sich bog.' Also dürfen wir weder mit Meusel p. 373 den Gebrauch des konjunktivischen Iterativsatzes der Vergangenheit mit cum im B. G. für zweifelhaft halten, noch ihn überhaupt bei Caesar für vereinzelt erklären, da 8 sicheren indikativischen 5 sichere konjunktivische gegenüberstehen.

In der Behandlung der beiden noch übrigen Stellen stimme ich im ganzen mit Meusel überein. B. g. III 15,1 ist das logisch-sachlich richtige c i r c u m s t e t e r a n t der Klasse α dem c i r c u m s i s t e r e n t von β vorzuziehen; V 19,2 Cassivellaunus — cum equitatus noster liberius praedandi vastandique causa se in agros e i e c e r a t (β effunderet), omnibus viis semitisque essedarios ex silvis emittebat setzt M. effunderet in den Text, erklärt aber p. 372 Indikativ und Plusquamperfekt (effuderat) für wünschenswert. Hierin kann ich mich M. nicht anschliefsen. Seine Beweisführung, dafs der Bedeutung nach nur se effundere und nicht se eicere hierher pafst, halte ich für durchaus gelungen. Da nun aufserdem der Konjunktiv bei Caesar zulässig ist und ein solcher Konjunktiv des Imperfekts durch VII 16,3 procederent gestützt wird, so bin ich hier ausnahmsweise in der Lage, für die Lesart von β eintreten zu müssen. Die Schulregel über Vor- und Gleichzeitigkeit der Handlung im iterativen Nebensatz bedarf der Einschränkung[1]). An unserer Stelle hat der Autor die Handlung des effundere als gleichzeitig mit der des Hauptsatzes dargestellt.

Meusel geht noch weiter, indem er selbst die einzige Stelle im B. G., wo ein konjunktivischer B e d i n g u n g s s a t z der Vergangenheit bisher iterativ gefafst wurde — andere Iterativsätze der Vergangenheit als diese mit cum oder si eingeleiteten kommen bei Caesar nicht vor — durch eine scharfsinnige Beweisführung zu beseitigen sucht. Es ist

[1]) Die Handlung des Nebensatzes ist nicht immer notwendig entweder gleichzeitig oder vorausgehend der des Hauptsatzes. Oft ist der Schriftsteller in der Lage nach Belieben das eine oder andere anzunehmen. Jedenfalls aber bestreite ich, dafs VI 16,5 supplicia eorum, qui in furto aut latrocinio -- sint comprehensi, gratiora dis immortalibus esse arbitrantur; sed cum eius generis copia d e f e c i t (d e f i c i t β), etiam ad innocentium supplicia descendunt die Lesart von β die echte ist. Meusel meint p. 346 ‚cum copia deficit bedeutet »wenn es fehlt an Verbrechern, wenn keine (im Gefängnis) vorhanden sind«, defecit dagegen würde den unangemessenen Gedanken erwecken, dafs die Gallier in der Regel derartige Leute, sozusagen, auf Lager haben; wenn aber der Vorrat einmal zu Ende gegangen ist, dann opfern sie auch Unschuldige'. Der letztere Gedanke erscheint im Gegenteil sehr angemessen, bekanntlich heifst deficere nicht ‚fehlen', sondern ‚ausgehen, zu mangeln beginnen'. Also hat α das Richtige.

dies die bekannte Stelle V 35,4 rursus cum in eum locum, unde erant progressi, reverti coeperant, et ab iis qui cesserant et ab iis qui proximi steterant circumveniebantur; sin autem locum tenere vellent, nec virtuti locus relinquebatur neque ab tanta multitudine coniecta tela conferti vitare poterant. Daraus, dafs Caesar nicht auch im zweiten Satzgliede wie im ersten den Indikativ gesetzt hat, schliefst M. p. 373 f., die Voraussetzung der beiden Sätze müsse eine verschiedene gewesen sein. Der Indikativ des ersten Satzes bezeichne die thatsächliche Wiederholung der dadurch bezeichneten Handlung, der Konjunktiv bezeichne nur die Möglichkeit. ,Hier ist vellent Conjunctivus potentialis der Vergangenheit; si vellent sagt über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des vellent nichts aus: »gesetzt sie hätten die Absicht gehabt, so ergaben sich Übelstände.« Der Indikativ im Nachsatz ist notwendig; denn hätte Caesar geschrieben: sin — vellent, neque — relictus esset, so würde damit gesagt, dafs sie thatsächlich die Absicht nicht gehabt und keinen Versuch gemacht haben. Wir haben hier denselben Coni. Impf. wie VI 34,5 u. 6 si negotium confici — vellet —, dimittendae plures manus — erant; si continere ad signa manipulos vellet —, locus ipse erat praesidio oder VII 36,5; vgl. auch b. c. 1, 73, 2 u. 82,5. Folglich (schliefst M.) beweist auch V 35,4 nichts für den Gebrauch des Konjunktivs im iterativen Sinne, und es ist sehr fraglich, ob Caesar im B. G. den Konjunktiv, wie die Griechen den Optativ, iterativ gebraucht hat.'[1])

Hierauf ist Folgendes zu erwidern. Weder ist der Indikativ im Nachsatz an und für sich notwendig, noch stehen wir vor der Alternative, relinquebatur oder relictus esset zu schreiben. Wollte Caesar hier ausdrücken, was Meusel ihm unterlegt, so mufste er vielmehr relinqueretur und posset schreiben als Potentiale der Vergangenheit, man müfste von der Thatsächlichkeit des Inhalts auch der Apodosis absehen. So aber ist doch an der Thatsache, dafs die Römer nicht immer im Vor- oder Zurückgehen begriffen waren, dafs sie mehrmals das Vorstofsen aufgaben und im Carré den Feind abzuwehren suchten u. s. w., nicht zu zweifeln. Meusel scheint ferner von der Natur des sogenannten iterativen Konjunktivs eine nicht ganz richtige Vorstellung zu haben, wenn er von dem Gebrauch des Konj. in iterativem Sinne spricht, wo er von dessen Gebrauch in iterativen Sätzen sprechen müfste. Denn der Konjunktiv ist sowohl im iterativen Satz wie in den nicht iterativen Sätzen, die er fälschlich oben zum Vergleich heranzieht, allemal ein Potentialis. Der iterative Sinn kann nie in der Verbalform liegen, aufser wo ein bestimmtes Suffix dem Verbalstamm diese Bedeutung verleiht, er liegt einzig und allein im Zusammenhang. Natürlich ist ein Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv vorhanden. Cum coeperant oben heifst ,wenn sie anfingen, wurden sie umzingelt'; sin vellent dagegen ,wenn sie etwa ihre Stellung behaupten wollten etc.' Caesar sagt über die Thatsache nichts aus;

[1]) Eine ganz ähnliche Deutung von Lilie: Konjunktivischer Bedingungssatz bei indikativischem Hauptsatz im Latein. Progr. Berlin 1884. p. 9 habe ich Gesch. des Irrealis im Lat. p. 25 bekämpft.

dafs der durch vellent c. inf. ausgedrückte Versuch aber wiederholt gemacht wurde, ist selbstverständlich und mufste dem Caesar auch durch seine Berichterstatter bekannt sein. Auf eine Widerlegung der Sturmschen Hypothese, die röm. Schriftsteller hätten überall da, wo ein Zusammentreffen des Iterativus mit Begründung, Bedingung oder Einräumung ausgedrückt werden sollte, statt des iterativen Indikativs den Konjunktiv gesetzt, gehe ich nicht weiter ein.

Wie steht es nun weiter um den Konjunktiv im Iterativsatze der Gegenwart? Meusel sagt p. 380: ‚Auch VI 28,2 ist α im Recht: neque homini neque ferae, quam conspexerunt (conspexerint β) parcunt. Der Konjunktiv kann nicht iterative Bedeutung haben — denn einen coni. iterativus giebt es nur im Impf. und Plusq. — und auch ein »coniunctivus, qui rem incertam et fortuitam significat«, den Schneider öfter annimmt, ist ein gar zu unbestimmtes und unklares Ding‘. Diese Ansicht, dafs es einen Konjunktiv im Iterativsatz der Gegenwart nicht gebe, für welche Meusel in Hale (Die Cum-Konstruktionen p. 297 f.) wenigstens für das alte und klassische Latein einen Vorgänger hat, ist aufzugeben. Bekannt ist zunächst der seit ältester Zeit übliche Konj. Präs. und Perf. der sog. allgemeinen 2. Person z. B. Plaut. Bacch. 492 quom patrem adeas postulatum, puero sic dicit pater; Trin. 1050 siquoi mutuom quid dederis, fit pro mutuo perditum; Cic. de or. 2,273 acutum enim illud est, quom ex alterius oratione aliud excipias atque ille volt; de or. 2,213 nec cum in eam rationem ingressus sis, celeriter discedendum est. Im nachklassischen Latein ist ferner der Konj. der Haupttempora auch für andere Personen als die 2. allgemeine Person in Sätzen der wiederholten Handlung oder solchen, die einen allgemeinen Gedanken enthalten — das ist doch wohl ungefähr dasselbe — durchaus gebräuchlich. Beispiele giebt für den Konj. Präs. bei cum Dräger II p. 575 aus Plinius d. Ä., für donec p. 613 aus Plinius d. J. u. Tacitus; für Vitruv vgl. Stock, De Vitruvii sermone (Diss. Berlin 1888). Aber schon bei dem Auctor ad Herennium schreibt jetzt Marx 2, 10, 15 cum dua leges inter se discrepent (discrepant bl), videndum est. Ebensowenig fehlt die Konstruktion bei Varro und Cicero, wie von mir Archiv für lat. Lex. u. Gr. X p. 339 ff. auseinandergesetzt ist. Varro schreibt den Konj. Präs. r. r. 3, 16, 9 tum id faciunt, cum inter se signa pacis ac belli habeant; den Konj. Perf. r. r. 2, 8, 4 cum pepererit (so PAB, peperit *v*) mulum aut mulam, nutricantes educamus, dann folgt hi si — nati, habent und si exacti sunt —, fiunt; l. l. 10,75 quod pleraeque definitiones re incognita propter summam brevitatem non facile perspiciuntur, nisi articulatim sint explicatae. Für Cicero vgl. z. B. off. 3,73 in ipsa enim dubitatione facinus inest, etiamsi ad id non pervenerint. Mag man nun auch an der Evidenz der Konjektur Büchelers zu Plaut. Truc. 36 si inierit rete piscis, ne effugiat cavet zweifeln, was ich nicht thue, so ist doch die Existenz der Konstruktion für die klassische Zeit auch aufserhalb der 2. allgemeinen Person damit erwiesen.

In Verkennung dieses Sprachgebrauches schlägt Meusel p. 383 vor, VI 11,4 suos enim quisque opprimi — non patitur, neque aliter si

faciat, ullam inter suos habet auctoritatem mit Whitte habet in habeat zu verwandeln. Gestützt auf die von Kühner II S. 925 und Dräger § 596 gesammelten Stellen behauptet er, neben dem Indikativ der Apodosis finde man den Konjunktiv nur dann, wenn der Sprechende den Gedanken als unbedingt gültig hinstellen wolle ohne Rücksicht darauf, ob die Bedingung verwirklicht werde oder nicht. Die Behauptung principes nullam inter suos habent auctoritatem sei eben ganz und gar falsch, sie hätten gewaltiges Ansehen, und nur, wenn einmal der Fall eintreten sollte — was sehr unwahrscheinlich sei — dafs ein princeps für seine Schutzbefohlenen nicht eintrete, dann würde es mit seinem Ansehen aus sein. Indessen davon, dafs dies sehr unwahrscheinlich wäre, steht nun einmal nichts da, ja es wäre merkwürdig, wenn der Fall nicht, wo nicht häufig, so doch wiederholt vorkäme. Die Stelle ist so zu übersetzen: ‚In jedem Falle, wo einer etwa anders handelt, ist es mit seinem Ansehn aus‘. Dafs Meusels Anschauung von dem Verhältnis der indikativischen Apodosis zur konjunktivischen Protasis nicht Stich hält, mögen einigen Stellen aus Cicero darthun. De inv. 1,18 Orestes si accusetur matricidii, nisi hoc dicat ‚iure feci, illa enim patrem occiderat‘, non habet defensionem; off. 3,118 nec comitas esse potest, non plus quam amicitia, si haec non per se expetantur sed ad voluptatem utilitatemve referantur; de or. 1,61 illustrari autem oratione si quis istos ipsas artes velit, ad oratoris ei confugiendum est facultatem; top. 33 si enim quaeratur, idemne sit pertinacia et perseverantia, definitionibus iudicandum est.

So werden wir denn auch an 2 anderen Stellen unbedenklich den sog. Konj. Perf. herstellen, wo Meusel den Indikativ gegen beide Handschriftenklassen eingeführt hat. Diese sind VI 17,3 cum superaverint (so α f, superarint β), animalia capta immolant und VI 19,2 uter eorum vita superarit (superaverit β), ad eum pars utriusque cum fructibus superiorum temporum pervenit. Dagegen VI 28,2 neque homini neque ferae, quam conspexerunt (conspexerint β), parcunt, werden wir α folgen, weil diese Handschriftenklasse sich überhaupt als die zuverlässigere bei unserer Untersuchung herausgestellt hat.

Das Resultat wäre also, dafs Caesar in den mit cum und si eingeleiteten Iterativsätzen der Vergangenheit (die Beschränkung auf cum und si ist natürlich nur zufällig) nicht blofs im B. C., sondern auch im B. G. neben dem Indikativ auch den Konjunktiv unbedenklich verwendet, und ihn auch im Iterativsatz der Gegenwart vereinzelt im Bedingungs-Temporal-Relativsatz gebraucht.

IV.

Der Konjunktiv des Perfekts in Folgesätzen nach einem Präteritum.

Das Tempus der Erzählung ist im Deutschen das Imperfekt. Wir versetzen uns mittelst desselben in die Vergangenheit. Daneben wird aber auch gelegentlich das Perfekt mitten unter Imperfekten gebraucht, wenn man, sei es am Ende eines erzählenden Abschnittes,

sei es mitten darin eine Handlung, einen Zustand aus ihrer Umgebung herausheben und besonders betonen will. Wir konstatieren dann von unserem gegenwärtigen Standpunkte, dafs eine Handlung geschehen ist, heben sie gleichsam aus dem Dämmer der Vergangenheit in das hellere Licht der Gegenwart. Oft hat Ranke seine Erzählung durch dieses stilistische Mittel belebt. So heifst es Gesammelte Werke Bd. 25/26 am Ende eines Abschnitts S. 377 er (der grofse Kurfürst) selbst erlebte den Ausbruch des Kampfes nicht, den er kommen sah. Jene Worte sind vom 27. und 28. April. Am 29. April ist er gestorben. Das Tagewerk seines Lebens war vollbracht; S. 458 Leibnitz sah sich auf Untersuchungen geführt, auf die er sonst schwerlich gekommen wäre; bei diesem Anlafs hat er die Grundlinie seiner Theodicee entworfen; S. 480 ebenfalls am Ende des Abschnittes: in dieser Lage der öffentlichen Angelegenheiten ist Friedrich I. gestorben. Die geschichtliche Grundlage der bekannten Anekdote vom Stallmeister des grofsen Kurfürsten wird S. 320 so erzählt: Die Kurfürstlichen folgten ihnen: zuweilen blieben sie stehen und zuweilen machten beide Teile Halt und wechselten einige Schüsse. Der Kurfürst war mit heifsem Eifer immer zugegen. Bei diesen unregelmäfsigen Verfolgungen ist es geschehen, dafs sein Stallmeister, unmittelbar vorreitend, eine Wunde erhielt, die ihm das Leben kostete. Die Schweden erreichten Fehrbellin u. s. w.

Im Latein unterscheiden wir das erzählende und das konstatierende Perfekt. Aber bei der Gleichheit der Form kommt im Indikativ eine besondere Wirkung des Perfekts nur dann zu stande, wenn es mitten unter Imperfekta zur Konstatierung einer wiederholten Handlung gebraucht wird z. B. Suet. Aug. 89 . . . aut et urbis magistratus plerumque mittebat, prout quique monitione indigerent. Etiam libros totos et senatui recitavit et populo notos per edictum saepe fecit, ut ingenia saeculi sui omnibus modis fovit. recitantis et benigne et patienter audiit . . offendebatur admonebatque praetores etc. Tib. 1, 3, 5, quam bene vivebant Saturno rege, priusquam Tellus in longas est patefacta vias! non domito frenos ore momordit equus-habuit-dabant-ferebant-fuit und so öfter abwechselnd bei Dichtern und späteren Prosaikern.

Genau aber entspricht der deutschen Verwendung des Indikativ des Perfekts in der Erzählung die Verwendung des lateinischen Konjunktiv des Perfekts in Nebensätzen der Erzählung. Regelmäfsiger Begleiter des Perfekts hist. ist bekanntlich der Konj. Impf. Dieser versetzt uns im Zusammenhang der Erzählung in die Vergangenheit, wie auch der Indikativ des Impf. Genau wie im Deutschen der Ind. Perf. wird nun aber, nicht erst seit klassischer Zeit, wie Dräger I² S. 265 merkwürdiger Weise meint, obwohl er selbst das einzige Beispiel aus archaischer Zeit anführt, der Konj. Perf. zur Hervorhebung einzelner Handlungen, Zustände gebraucht. Am Schlufs einer kleinen Erzählung lesen wir ihn zuerst bei Plaut. Amph. 429 ff. cadus erat ibi vini: inde inplevi hirneam . . . eam ego vini, ut matre natum fuerat, eduxi meri . . . factumst illud, ut ego illic vini hirneam ebiberim meri.

Ebenfalls am Schlufs einer kleinen Erzählung gebraucht ihn Varro einigemale, nämlich r. r. 2, 3, 10 tantum enim fefellit, ut brevi omnes amiserit morbo; 2, 4, 2 ita fudit et fugavit, ut eo Nerva praetor sit appellatus, avus nomen invenerit, ut diceretur Scrofa; 3, 13, 3 qui cum eo venisset cum stola et cithara cantare esset iussus, bucina inflavit, ut tantum circumfluxerit nos cervorum aprorum et ceterorum quadripedum multitudo, ut non minus formosum mihi visum sit spectaculum, quam etc.; und irgendwo wird noch gelesen factumst, ut constiterint.

Dafs aus archaischer Zeit nur ein Beispiel vorliegt, liegt daran, dafs wir aus jener Zeit keinen Historiker besitzen. Den Späteren ist die Konstruktion ganz geläufig. Aus Caesar z. B. vgl. b. g. V 15,1 equites hostium essedariique acriter proelio cum equitatu nostro in itinere conflixerunt, ita tamen, ut nostri omnibus partibus superiores fuerint atque eos in silvas collesque compulerint sed amiserunt etc. An einer Stelle verwirft Meusel einen solchen in α überlieferten Konj. Perf., um dafür mit β Konj. Impf. einzusetzen: III 15,5 singulas (naves) nostri consectati expugnaverunt, ut perpaucae ex omni numero noctis interventu ad terram pervenerint (β pervenirent), cum ab hora fere IV usque ad solis occasum pugnaretur. Meusel bestreitet, dafs nach dem abschliefsenden Perf. pervenerint Caesar fortfahren konnte mit cum pugnaretur, er hätte pugnatum sit schreiben müssen. Diese Meinung widerlegt sich schon durch die oben citierte Stelle aus Varro r. r. 2, 4, 2, aber auch durch andere wie Tac. hist. 5, 20 tantumque belli superfuit, ut praesidia cohortium alarum legionum uno die Civilis quadripertito invaserit — ita divisis copiis, ut — traherent. Der Konj. Perf. hebt das Überraschende der Handlung auch äufserlich hervor, der abhängige Konj. Impf. ist eine nebensächliche Erläuterung dazu. Ann. II 55 tanta mansuetudine agebat, ut, cum — raperet, miserit triremis; II 84 ut non temperaverit, quin iactaret. Also dürfte auch bei Caesar die Lesart pervenerit, cum pugnaretur zu halten sein: die besonders hervorzuhebende Handlung steht im Konj. Perf., cum pugnaretur ist eine erläuternde Nebenbemerkung zu noctis interventu und bedarf der besonderen äufserlichen Hervorhebung nicht.

An einer zweiten Stelle verwandelt Meusel umgekehrt den Konj. Impf. aller Handschriften mit Whitte in den Konj. Perf. VII 17, 3 summa difficultate rei frumentariae adfecto exercitu usque eo, ut complures dies frumento milites caruerint et pecore . . . extremam famem sustentarent (Whitte-Meusel sustentarint). Es sei nicht denkbar, dafs erst eine Folge ohne Beziehung stehe, und dann ein koordinierter Folgesatz die Beziehungen wieder anknüpfe. Auch würde Caesar nicht unabhängig caruerunt und sustentabant geschrieben haben, denn beide Handlungen stünden sich völlig gleich: sie hatten kein Brot, sondern nährten sich notdürftig von Fleisch. Dem gegenüber werden wir die Richtigkeit der Überlieferung nachgewiesen haben, wenn wir aus dem Zusammenhang erschliefsen, dafs Cäsar in der Handlung des carere etwas besonders Hervorzuhebendes im Vergleich mit der Handlung des sustentare erblicken konnte.

Der Zusammenhang ist nämlich folgender. Gleich nach der Ankunft vor Avaricum tritt Mangel ein, da die Bojer und Haeduer trotz unablässiger Mahnungen Caesars kein Getreide liefern, erstere weil sie selbst wenig haben, letztere aus Nachlässigkeit, und weil ferner alle Gehöfte der näheren Umgebung von den Galliern selbst niedergebrannt sind. Folge davon, dafs die Legionare einige Tage überhaupt kein Getreide gehabt haben, und dafs sie den äufsersten Hunger stillen mufsten mit dem Fleisch des aus entfernten Gehöften herbeigetriebenen Viehs. Aber obwohl Caesar selbst sich zur Aufhebung der Belagerung bereit erklärt, bitten die Truppen um Fortsetzung derselben. In 25 Tagen (cap. 24) haben sie einen gewaltigen Damm bis an die Stadt geführt. Diesen zünden die Gallier durch einen unterirdischen Gang an und machen einen Ausfall (26. Tag). Da dieser erfolglos ist, wollen sie am 27. ohne Weiber und Kinder die Stadt verlassen; durch diese werden die Römer aufmerksam gemacht, ersteigen die Mauern und nehmen die Stadt. Dort finden sie (cap. 32) summam copiam frumenti et reliqui commeatus.

Danach ist also klar: einige Tage während der 27 tägigen Belagerung haben die Truppen überhaupt kein frumentum gehabt — das Äufserste von Mangel, was die italischen Vegetarianer sich überhaupt vorstellen können — also Hervorhebung durch das Perfekt caruerint; die übrige Zeit haben sie zwar Getreide erhalten, aber zu wenig, so dafs sie, um nicht zu hungern, auch noch Fleisch essen mufsten. Somit ist also die Handlung von caruerint allerdings der Hervorhebung wert, und die Lesart der Handschriften gerechtfertigt.

V.

Tempus in sonstigen Konjunktivsätzen.

So vortrefflich auch im allgemeinen das ist, was Meusel über das Tempus in indirekten Frage- und Finalsätzen nach Präsens historicum, sowie in der oratio obliqua sagt, so kann ich doch in manchen Fällen seiner α ungünstigen Kritik nicht beistimmen, weil jene allgemeinen Regeln und Anschauungen durch andere durchbrochen werden, die Meusel nicht hinlänglich beachtet hat.

Beginnen wir mit den indirekten Fragesätzen. Nach M. mufs III 26 unbedingt mit β quid fieri vellet, ostendit gegen α quid fieri velit geschrieben werden, da nach dem ganzen Zusammenhang ostendit nur Perfekt sein könne. Aber ist es denn undenkbar, dafs gerade das Präsens hier die Lebhaftigkeit der Befehlgebung malt, deren Ausführung dann im Perfekt erzählt wird? Wir hätten denselben Gegensatz, für den wir uns auf derselben Seite bei recipit am Schlufs des Kapitels schon entschieden haben.

Umgekehrt möchte ich VII 15, 3 urteilen. Die Klasse α hat dicebatur, incendi placeret an defendi; β deliberatur, incendi placeat etc. Alle Herausgeber folgen mit Recht der Lesart deliberatur von β; aber der Inhalt dieses Verbums läfst m. E. eher einen Konj. Impf. als einen Konj. Präs. erwarten. Es kommt hinzu, dafs wenige Zeilen

weiter gegen alle Handschriften aus demselben Grunde, weil in den Zusammenhang angeblich nicht passend, cogerentur von Whitte-Meusel in cogantur verwandelt wird. Aber wie sollte sich diese Verschreibung erklären, wenn wirklich ursprünglich der Konj. Präs. dastand? Vielmehr halte ich das Imperfekt für das Ursprüngliche und erkläre die dazwischen stehenden Konjunktive des Präsens urbem, quae — praesidio et ornamento sit civitati — quod prope ex omnibus partibus flumine et palude circumdata unum habeat et perangustum aditum dadurch, dafs die Verba sit und habeat einen allgemeineren Gedanken enthalten — die Stadt ist immer eine Zierde des Staats, sie hat immer nur den einen Zugang — während placeret und cogerentur bestimmte Einzelhandlungen der Vergangenheit bezeichnen. Für sicher halte ich wenigstens, dafs M. an 2 anderen Stellen in Verkennung dessen, dafs der durch das Präsens ausgedrückte gewohnheitsmäfsige Zustand oder allgemeine Gedanke auch in abhängiger Rede durch das Präsens aus seiner Umgebung herausgehoben wird, den Konj. Impf. fälschlich einmal gegen die Lesart von α und einmal gegen alle Handschriften bevorzugt hat. So folgt I 43, 8 (von M. 2mal p. 364 u. 370 behandelt) auf präteritale consecutio: populi Romani hanc esse consuetudinem, ut socios — honore auctiores velit esse. Das ist ein allgemeingültiger Gedanke, wie auch IV 16, 7 tantum esse nomen atque opinionem eius exercitus Ariovisto pulso et hoc novissimo proelio facto etiam ad ultimas nationes, uti opinione et amicitia populi Romani tuti esse possint. Endlich wenn wir von dem Inhalt des deliberare auf die Wahrscheinlichkeit präteritaler consecutio geschlossen haben, so gilt derselbe Grund für 2 andere Stellen VI 39, 4 Basilum — praemittit, si quid celeritate itineris atque oportunitate temporis proficere posset (so alle Hdschr.) und VI 37, 4 circumfunduntur hostes ex reliquis partibus, si quem aditum reperire possent (possint β). An beiden Stellen handelt es sich nicht um schleunige Ausführung eines Befehls oder schleunige Antwort auf eine Frage, sondern um ruhige Überlegung: die Lebhaftigheit des Hauptverbs ist nicht stark genug, um auch den Inhalt des untergeordneten Verbums aus der Sphäre der Vergangenheit herauszuheben.

Bei den Finalsätzen ist gewifs V 58, 4 mit M. die Lesart von β petant dem peterent von α vorzuziehen. Aber schon VI 33, 5 bezweifle ich, ob β possint den Vorzug vor α possent verdient. Im Zusammenhang lautet die Stelle: Labienum Treboniumque hortatur, si rei publicae commodo facere possint, ad eam diem revertantur, ut rursus communicato consilio exploratisque hostium rationibus aliud initium belli capere possent. erat, ut supra demonstravimus etc. Possent bildet den Übergang zu den folgenden Präterita. Es ist weit genug von den vorhergehenden Präsentia entfernt, um sich ihrer Anziehung zu entziehen. Auch hier ist wie bei dem rhetorischen Plusquamperfekt zu beachten, dafs die Wahl des Tempus gelegentlich durch den Blick nach vorwärts bestimmt wird. So halte ich denn auch für unrichtig die Behandlung von V 1, 1 legatis imperat, quos legionibus praefecerat, uti quam plurimas possent (so alle Hdschr.) hieme

naves aedificandas veteresque reficiendas curarent (β curent). M. verlangt, da Caesar nach Präs. hist. von Verben des Aufforderns fast ausschliefslich Konj. Präs. setze, possint und curent. Offenbar aber ist das Impf. durch das Plusq. des Zwischensatzes praefecerat veranlafst und durch dieses das noch weiter vom regierenden Verbum entfernte curarent.

In Nebensätzen der oratio obliqua beanstande ich zunächst Meusels Behandlung von I 40, 7 ex quo iudicare posse, quantum haberet in se boni constantia, propterea quod, quos aliquamdiu inermes sine causa timuissent, hos postea armatos ac victores superassent denique hos esse eosdem Germanos, quibuscum saepe numero Helvetii congressi non solum in suis, sed etiam in illorum finibus plerumque superarint (superassent B² β), qui tamen pares esse nostro exercitui non potuerint. M. ist geneigt, die Lesart von β für richtig zu halten. Aber von seinen Gründen könnte höchstens der eine gegen α einnehmen, dafs Caesar die Form superaverint der Form superarint vorzieht. Vermutlich aber hat Caesar den Konj. Perf. schon deshalb gewählt, weil er mit dem unmittelbar vorhergehenden superassent abwechseln wollte. Dann ist aber auch zu beachten, dafs der mit denique beginnende Satz den Abschlufs einer Gedankenreihe beginnt. Dieser Abschlufs ist etwas lebhafter gefärbt, als was vorausgeht, und so ist derjenige Konjunktiv gewählt, welcher dem Indikativ Perfekt der oratio recta näher steht.

Nach M. ist VII 66, 7 ne ad uxorem aditum habeat, qui non bis per agmen perequitasset (β perequitarit) die Lesart von α unmöglich, weil nirgends bei Caesar und schwerlich bei anderen Autoren es vorkomme, dafs im Relativsatz mit Konj. Plusq. mitten unter Konjunktiven das Präsens stehe. Aber M. übersieht, dafs hier das Plusq. nicht mitten unter Präsentia, sondern am Ende einer solchen Gedankenreihe steht und also nicht unbedingt verworfen werden kann. Sollte nicht dasselbe zu Gunsten des in allen Hdschr. überlieferten posset sprechen VII 9, 3 orat, ne patiatur civitatem — deficere, quod futurum provideat, si se tot hominum milia cum hostibus coniunxerint, quorum salutem neque propinqui neglegere neque civitas levi momento aestimare posset?

Ebensowenig erscheint mir die Änderung von Paul und Meusel notwendig VI 31, 1 Ambiorix copias suas iudicione non conduxerit, quod proelio existimandum non existimarit (existimaret Paul), an tempore exclusus et repentino equitum adventu prohibitus, cum reliquum exercitum subsequi crederet, dubium est. Unabhängig, sagt M., müsse der Satz lauten: quod existimabat. Das ist indes nicht notwendig, das zusammenfassende (konstatierende) Perfekt erscheint sogar feiner: ob er das gethan hat, weil er geglaubt hat etc. Auch der Einwand, es müsse dann auch crediderit heifsen, ist schwerlich stichhaltig, da neben crederet kein engverbundenes constatierendes Perfekt steht, und conduxerit zu weit entfernt ist, um Einflufs zu üben. Je ein ähnliches Beispiel für den konsekutiven Relativsatz aus Cicero und Livius bringt Dräger I² p. 262; einen Kausalsatz erst aus Val. Max. 7,6 ext. 3 ex

hoc nimirum hoste tanto duci poena magis quam victoria petenda fuit, quia plus vindicatus quam victus gloriae adferre potuit, cum omne serpentum ac ferarum genus comparatione sui titulo feritatis superarit. Es ist in seiner Art ganz derselbe Konjunktiv des Perfekts, den wir oben in Folgesätzen besprochen haben.

Mit Recht hebt M. S. 388 hervor, wie mangelhaft die Grundlage der landläufigen Regel über die Fragesätze in der or obl. ist, und er selbst fragt sich, ob er richtig V 29, 7 Cottae — consilium quem haberet exitum der Regel zu Liebe statt des Konj. einen Infinitiv eingesetzt habe. Dieselbe Frage wäre auch zu stellen V 28, 6 quid esse (*a* esset) levius aut turpius. An beiden Stellen ist der Gedanke irreal wie bei Liv. 5, 2, 9 quidnam illi consules dictatoresve facturi essent, qui? Blofses Vorschweben eines irrealen Gedankens kann offenbar schon den Konjunktiv herbeiführen, wie b. c. 1, 32, 3 qui si probasset, cur ferri passus esset? si probasset, cur — prohibuisset? Richtig sagt M., es würde sicher in direkter Rede der Indikativ stehen. Aber es liegt die irreale Behauptung zu Grunde si probasset, non passus esset, oder vielleicht der Gedanke an den Jussivus der Vergangenheit ne passus esset: er hätte es nicht dulden sollen. So auch bei Liv. 27, 34, 13 vgl. die Anmerkung von Weifsenborn.

Worms. H. Blase.

Neues handschriftliches Material zur Aetna.

Bekanntlich ist das sog. Gyraldinische Fragment, das R. Hildebrandt,[1]) S. Sudhaus,[2]) J. Franke[3]) und Th. Birth[4]) neuerdings wieder für V. 138—287 der Aetna als beste Quelle bezeichnet haben, verschollen. Wir kennen seine Lesarten nur aus zwei sich öfters widersprechenden gedruckten Berichten. Der eine ist von Joh. Christ. Cramer in den „Acta Societatis Latinae Jenensis" Bd. V S. 3—6 veröffentlicht und führt den Titel: „Ad epigrammata et poemata vet. *ΣΥΛΛΟΓΗ* variantium lectionum e codicibus Florentino, Suecico et S. Galli. I. Lectiones codicis Florentini in Cornelii Severi Aetna"; der andere, welchen wir F. C. Matthiae verdanken, ist in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" Bd. 59 S. 311 bis 327 enthalten. Beide schöpften jene Variantensammlung aus Exemplaren von Pithoeus, epigrammata et poematia vetera, in welchen jene Lesarten als handschriftliche Marginalnoten eingetragen waren. Bisher aber war kein Pithoeus mit derartigen Randbemerkungen aufzufinden.[5])

---

[1]) Philologus LVI, S. 97 ff.

[2]) Aetna erklärt von Siegfried Sudhaus, Leipzig 1898.

[3]) Res metrica Aetnae carminis, Marburg 1898.

[4]) Philologus LVII, S. 603 ff.

[5]) Woher Cramers Variantensammlung stammt, gibt Walch in der Vorrede zum V. Bde der Acta S. L. J. mit folgenden Worten an: „Scriptae illae ad marginem editionis cuiusdam horum poetarum fuere a celebri critico in Gallia."

Diese Bemerkung im Zusammenhalte mit einer Nachricht des P. Burmannus

Mir ist es nun durch das höchst dankenswerte Entgegenkommen des Direktors der Leidener Universitätsbibliothek, Herrn Dr. S. G. de Vries, gelungen, ein Exemplar von Pithoeus, epigrammata et poematia vetera (Genevae apud Jac. Chouët 1619) zu bekommen, welches ungewöhnlich viele handschriftl. Noten von der Hand des P. Burmannus Sec. enthält und unter diesen auch die Lesarten des sog. Gyraldinus nach den Exzerpten von N. Heinsius. Auf dem Titelblatte desselben steht geschrieben: Sum Petri Burmanni Fr. Fil. Fr. Nep. MDCCXXXIX. Vivitur ingenio: cetera mortis erunt.

Das handschriftl. Material zur Aetna gliedert sich in folgende Gruppen:

1. Exzerpte aus dem Cod. Eliensis,
2. „ „ „ „ Vossianus 78,
3. „ „ „ „ Vaticanus 3272,

Sec. in der Vorrede zur Anthologia Latina (S. 38), wonach „in bibliotheca Caesarea Vindobonensi“ ein mit der Widmung des Petavius an J. Scaliger versehener Pariser Pithoeus vom Jahre 1590 liege, „rarissimum et pretiosissimum exemplar, propria ipsius Josephi Scaligeri manu multis variantibus lectionibus et emendationibus conjecturalibus in margine illustratum“, veranlafste mich, eine diesbezügliche Anfrage an die Direktion der K. K. Hofbibliothek zu Wien zu richten. Herr Custos Dr. Alfred Göldlin von Tiefenau teilte mir mit, dafs jenes Exemplar noch vorhanden ist und handschriftliche Noten von Petau und weitere von mindestens vier oder gar fünf verschiedenen Händen enthält, dafs aber das Gedicht Aetna nicht eine Spur einer handschriftlichen Marginalnote aufweist.

Am nämlichen Orte berichtet Burmann von einem anderen Pariser Pithoeus vom Jahre 1590, der „in bibliotheca regia Parisiensi“ aufbewahrt sei und reiches handschriftl. Material von Pithou selbst enthalte („insertae passim schedulae a Pithoeo senatore, qui infinita addidit. Eo accesserunt emendationes et notae non paucae eiusdem manu cum in schedulis tum in marginibus.“) Der Generaladministrator der Pariser Nationalbibliothek, Herr Prof. Dr. Leopold Delisle, hatte die Güte, mir eigenhändig die handschriftl. Noten zu Aetna zu kopieren. Sie enthalten zwar nicht das Gesuchte, nämlich die Lesarten des sog. Gyraldinus, stammen auch nach der Ansicht L. Delisle's nicht von Pithou, sondern von einer Hand des 17. Jahrh., aber die dort niedergelegten Konjekturen verdienen sicherlich veröffentlicht zu werden. Finden wir doch darunter gar manche, die andere Kritiker (so in nicht weniger als vier Fällen Bährens) wieder gemacht haben.

Neben dem Titel steht: Apollonius apud Philostrat. lib. V. V. 248 (nach Bährens) wird statt iacent — latent gelesen (wie von Bährens), 253 statt nunc — tot, 254 statt magna — magis (wie G u. Gorallus), 259 everrimus (wie Schrader), 263 statt taceant — iaceant (wie Matthiae), 265 glebas (usu experiuntur), 267 ditissima, 270 corpora curae (wie Bährens), 271 ut dolia (wie G), 276 occultum (naturae terra), 283 Cur crescant, 292 premit unda (wie Scaliger); zu V. 365 wird Vergil zitiert; wahrscheinlich ist Cir. 450 brachia nodis | gemeint (cf. meine Diss. Studia in Aetnam collata S. 51); V. 400 wird Sera tenax gelesen, 402 robora (wie von Gorallus); zu V. 406 (Et potes extorquere animos. atque exue robur nach Pith.) wird Plaut. notiert; V. 431 ist superest testisque Neapolin angegeben, 488 curvis nihil (wie nach D' Orville), 509 Vix unco, 520 verum certo sibi, 523 cognoscere formam (wie Bährens), 524 ille tener, 526 vultum perdidit igni (wie Scaliger), 539 Heracleiti igni, 544 plumbum non (wie Gorallus), 564 frementeis, 566 operis forma (wie Christ. Wolf), 586 Athenarum crimen (wie Aldus, Graevius, Heinsius u. Gorallus), 587 sedes vestras, 588 Devocet in s. at (at liest auch Bährens), 590 flebile multis, 595 rorantes arte (wie Scaliger), 606 incanduit, 610 torpet (wie Scaliger), 613 tremendum (wie Jacob), 617 et summa c., 619 Hic velox minimo (wie Auratus), 628 matremque senilem, 629 Aevo defessos, 644 Illos seposuit (wie Scaliger), 646 rura (wie Heinsius und Schrader).

4. Exzerpte aus den zwei Mediceischen Codd. V und VC,
5. Kritische und exegetische Noten von Heinsius, Broukhusius, Burmann sen. u. a.

Die Exzerpte aus dem Cod. Eliensis werden mit folgender Bemerkung auf S. 192 eingeleitet. L. notat excerpta ex Cod. MS. Episcopi Eliensis Johannis Mori, cuius codicis meminit Davies ad Cic. de N. D. II, 42. Aufserdem liegt dem Buche eine bis V. 560 reichende Abschrift dieses Cod. bei, welche die Bemerkung trägt: Est manus Davisii. Bei V. 560 steht neben dem Texte: Hinc desinebat apographum codicis episcopi Eliensis. sed reliqua addidi ex apographo Dorvillii. Es ist dies, wie auch aus Munro's Aetna S. 29 hervorgeht, der Cod. α (Bährens' C (antabrigiensis). Wernsdorf und Jacob kannten die Lesarten dieses wichtigen Cod. nicht; erst Munro gab eine vollständige Kollation; dieselbe stimmt aber nicht immer mit der von Davies überein; so liest letzterer V. 129 Ospicium (Munro Ospitium), 152 secant (Munro secat), 266 Cererique (Munro segetique), 425 iacit (Munro iacet), 470 hominum (Munro hominumque.)[1] Wir werden hiedurch auf die Notwendigkeit einer neuen Kollation dieser Hs. hingewiesen.

Bedeutungslos erscheinen die Exzerpte aus dem Cod. Vossianus 78 (Ribbeck's X) und die beiliegende bis V. 434 reichende Kollation des Cod. Vaticanus 3272. (cf. Bährens PLM II S. 18 und Ellis, The journ. of phil. XVI S. 292).

Von höchster Wichtigkeit dagegen sind die Exzerpte aus den beiden Mediceischen Handschriften V und VC. Finden wir doch in denselben die Lesarten des verlorenen Cod. Gyraldinus[2]) wieder und zwar, was von besonderer Wichtigkeit ist, nach der Kollation von N. Heinsius. Letzterer hatte nämlich nach Burmanns Vorrede zur Anthologia Latina S. 53 in zwei Exemplare des Pariser Pithoeus solche Lesarten nebst vielen Konjekturen als Randnoten geschrieben; diese Bücher kamen in die Hände des älteren Burmann und von diesem an seinen Neffen, den jüngeren Burmann. („Horum excerpta adscripserat Heinsius duobus Parisinae Pithoei editionis exemplaribus, quae a Patruo meo cum reliquis Heinsii subsidiis iam olim mihi largita, non tantum his codicum vetustorum variantibus lectionibus sed et ingeniosi critici summi coniecturis tam ad epigrammata quam reliqua poematia maiora a Pithoeo edita ubique referta sunt.") Dafs Burmann thatsächlich diese zwei Exemplare zur Hand hatte und ausschrieb, geht aus den Worten hervor, mit denen er V und VC erklärt. Er sagt zu V. 138: V. denotat varias codicis Medicei lectiones, quae hinc incipiebant in Heinsii libro, qui de hoc codice sequentia initio huius poematis adnotaverat: „In veterrimo codice post Claudiani

---

[1]) Eine mir inzwischen in liebenswürdigster Weise von Herrn Bibliothekar F. Jenkinson in Cambridge besorgte Kollation zeigt, dafs thatsächlich V. 425 iacit mit Davies zu lesen ist, während an den übrigen Stellen Munro die richtige Lesart bietet.

[2]) Dafs dieser Name mit Unrecht gebraucht wird, zeigt Th. Birt, Claudii Claudiani carmina (Monum. Germ. Hist. T. X) praef. S. 89 ff.



poemata legi testis Lilius Gyraldus, cuius codicis apographum exstat in Medicea bibliotheca: ex quo haec deprompsimus," und zu V. 272: VC: Fragmentum ex VC. Mediceo, cuius variantes in altero exemplari adscripserat Heinsius. Wie prächtig wird durch diese Angabe die Hypothese Th. Birts bestätigt, dafs unser G die Lesarten zweier Handschriften enthält![1]) Mifslich erschien anfangs der Umstand, dafs Burmann auch die Lesarten des Cod. Vossianus 78[2]) mit V bezeichnet. Er sagt selbst zu V. 138: Non confundendae cum his lectiones V notatae in seqq. quae ex codice Vossiano textus vocibus superscriptae. Indes wurde diese Schwierigkeit rasch beseitigt. Herr Konservator Dr. P. C. Molhuysen in Leiden hatte nämlich die Güte, für mich alle jene Stellen aus dem Cod. Vossianus zu kollationieren, die mit V bezeichnet sind, so dafs eine Verwechslung der Vossianischen und Mediceischen Lesarten ausgeschlossen ist.

Um möglichst kurz zu sein, führe ich im folgenden nur jene Fälle an, in denen die Noten von Heinsius-Burmann mit den Angaben von Cramer-Matthiae, resp. der kritischen Apparate nicht übereinstimmen.

Abweichende Lesarten des Cod. Medic. V, der V. 138—287 enthielt, sind:

V. 139[3]) „vastum" in margine. incertum an ex coniectura ruinas; minas ist ein Leseversehen Matthiae's || 140 spatiosaque || 147 Semper et inclusus. Semper in incluso ist Konjektur von Heinsius || 152 Obliquumque secant, quae caussa tenerrima caussa est. „secant" überliefert auch Matthiae, trotzdem geben die kritischen Apparate von Munro, Bährens und Sudhaus „secat" als Lesart von G an || 159 oris, wie auch Matthiae berichtete; in den Apparaten ist gleichwohl „ora" angegeben, ein Irrtum, der schon von Wernsdorf herstammt || 160 Quae; quod, das die Apparate bieten, ist ein Konjektur von Jacob || 167 trudunt, nicht tradunt, wie Matthiae irrtümlich las || 170 Nunc Euri Boreaeque Notus: nunc huius uterque est (bei Matthiae fehlt die Interpunktion nach Notus) || 178 scrutabere caussas (nicht causas) || 187 Haec operi visenda sacri faciesque domusque folgt unmittelbar auf 186 Haec illi sedes tantarumque area rerum est || 188 incendû caussaque (sic!) poposcit || 189 parvo aut tenui deserimine. signis (in der Angabe Cramers fehlt die Interpunktion) || 191 oculos ducent || 192 moneat, nicht moneant, das der Vossianus bietet || 195 Ut maior species Aetnae succurat inanis trägt die Bemerkung: „Deest codici Florentino" || 196 „cernis", das Bährens mit Fragezeichen versieht, ist richtig || 197 quis, das Cramer angibt, ist richtig, nicht quid (Matthiae) || 209 robusti | omnis || 212 causae (nicht caussae) || 218 magnus qui sub hoc duce || 221 quae caussa

[1]) Claudian praef. S. 91: „praeter Mediceum 33, 9 (= Burmanns VC, wie das folgende zeigt) alterum quoque librum Mediceum Aetnae versus continuisse accipio, de quo nunc non constat." Philologus a. a. O. S. 613: „Auch heute noch glaube ich, wie dort angeführt, dafs die Ernst'schen Aetna-Lesungen (G) nicht aus der Claudianabschrift cod. Mediceus pl. 33 n. 9, die vorne ein Stück des Aetna enthält, herstammen können."

[2]) Hierüber bemerkt Burmann zu Beginn des Gedichtes folgendes: V. MS. Vossii chartaceus Virgilii in Fol. N. 78, cui titulus P. VIRG. MAR. AETNA, quae a quibusdam CORNELIO tribuitur. hunc contulit Oudendorpius, cuius excerpta Schraderus mecum communicavit. Vossianus et Vaticanus (sc. 3272) fere conveniunt."

[3]) Ich zitiere nach Bährens und lege dessen kritischen Apparat zugrunde, da Sudhaus nur einen für diesen Zweck unzureichenden Auszug aus dem Bährens'schen Apparat geliefert hat.

silendi (sic!) || 222 Neben fertilis idem steht „venit ad (sic!) vires V." || 233 movet; wie meet in den Apparaten als Lesart von G angegeben werden kann, ist unerfindlich; denn Pithoeus, zu welchem weder Cramer noch Matthiae eine Variante notieren, hat monet || 234 Während im Texte „Quae suos" als Lesart von V angegeben wird, steht auf dem beigebundenen Blatte: „Quaeve suos servent incondita motus. ita V." || 237 Nubila cur Panope (V) bekommt ein neues Licht durch die beigeschriebene Erklärung: „nubilum mare"; Panope ist also = mare || 238 igne || 251 divini || 259 et vertimus, das zwar in den Apparaten als Lesart von G steht, aber bei Cramer-Matthiae nicht als solche angegeben ist; im Pithoeus steht evertimus || 268 duro melior pecori, wie Cramer angab || 269 succosior || 273[1]) quavis est carior ipsis || 277 multos || 278 animumque furentis || 282 pax est || 283 animae | porta || 286 qua surgens || Nach 287 steht am Rande EXPLICIT AETNA. V.

Die Exzerpte aus dem andern mit VC bezeichneten Cod. Med. beginnen mit V. 272 und endigen ebenfalls mit V. 287, wo notiert ist: „Hactenus VC." Dieses Fragment ist also in seiner Ausdehnung und, wie wir sehen werden, auch in seinem Inhalte identisch mit den im Cod. Laurent. Plut. 33, 9 enthaltenen 16 Versen der Aetna. Ich lasse zuerst eine Abschrift dieser Verse aus dem zuletzt genannten Cod. folgen, die Herr Konservator Dr. E. Rostagno in Florenz für mich anzufertigen die Güte hatte. Eine neue Kollation schien mir deshalb notwendig zu sein, weil einzelne Angaben von Bährens neuerdings angezweifelt wurden.

272. Plenaque desecto surgant fenilia campo.
Sic avidi semper quo vis est carior ipsis.
Implendus sibi quisque bonis est artibus. illae
275. Sunt animi fruges, haec rerum est optima merces
Scire quid occulto terrae natura cohercet
Nullum fallere opus, non multum cernere sacros
Aethnei montis fremitus animosque furentis
Non subito pallere sono, non credere subter
280. Caelestis migrasse minas aut tartara rumpi
Nosse quid intendat ventos quid nutriat ignes
Unde reperta quies, et multo foedere pax est.
Concrescant anime penitus seu porta cavernae
Introitusque ipsi servent, seu terra minutis
285. Rara foraminibus tenues in se abstrahat auras
Plenius hoc etiam rigido quia vertice surgens
Illinc infessa est, atque hinc obnoxia ventis.

EXPLICIT AETHNA · INCIPIT AD STILICHONEM.[2])

Mit diesen Lesarten stimmen die von Heinsius resp. Burmann mit VC. bezeichneten durchaus überein; nur qua (273), sit (282) und

[1]) Für den Abschnitt 272—287 (der auch im Cod. Laurent. 33, 9 überliefert ist) gibt Cramer folgende Varianten an: 276 terrae naturae | 277 multum 278 animosque | 280 aut tartara rumpi | 281 intendat | 282 reperta | 284 servent (Pith. las fervent) | 285 tenues in se | 287 infessa est atque hinc obnoixa ventis (Munro gibt falsch insessa est an). | Hiezu fügt Matthiae: 273 Sic avidi semper quovis est carior ipsis u. 275 Sunt animi fruges haec rerum est optima merces. V. 274 stand schon im Pith. illae (Munro gibt unrichtig illis an) ebenso 279 pallere, 281 igneis, 286 qua.

[2]) Rostagno bemerkt dazu: Verba „explicit Aethna" in rasura exstant, at scripsit eadem manus.

forte (283), welche im Texte des Pithoeus stehen, wurden übersehen, die letzteren zwei wohl deshalb, weil sie bereits als Lesarten von V bezeichnet waren; bei coërcet (276), Aetnaei (278), Caelesteis (280) und igneis (281) ist die abweichende Schreibweise absichtlich, weil kleinliche Nebensache, nicht angegeben.

Aus der Menge von Konjekturen und exegetischen Noten, die sich zwischen den Exzerpten aus den Handschriften vorfinden, sei es es mir gestattet, die hauptsächlichsten anzugeben.[1])

V. 3 premat H (dasselbe vermutete auch Bährens) | 20 „Aversumque diem“ legit Heinsius et „semina“ | 34 seducto H | 42 campis ed. vet. Scal. et sic profert Patr. ad Ov. met. X 151 | 49 Pelion Ossa iterat H | 53 admotisque ad territa sidera signis Dorvill., ut mox v. 59 attonitas nubes | 58 discordi sonitum Oudendorp. (nach Munro und Bährens erst Jacob) | 74 mendacis H (nach Bährens erst L. Müller) | 75 hinc audet nobile carmen Plurima: par H: ita hunc locum felicissime restituit Barthius advers. lib. 17 cap. 5, quem videre debes Br.; ludit H; male „auget“ Barthius ad Claudian. p. 480 H | 82 siti] Sinim H v. ad Ov. Epist. Her. II 69 | 90 ut Danaae] recte Heinsius „in Danaën“. Sabinus Epist. Resp. III 40: Si sua non cycno mutasset Juppiter ora, Fluxerat in Danaës aureus ante sinus | 96 defit namque] vid. Patruum ad Claud. R. P. I 171 | 97 penitisque H | 105 tortis] l. poris H vel tofis | 107 charybdis] corymbos vel colymbas v. Gronov. Obs. lib. III, cap. 6 H | 113 Radit humum lima H | 116 docenda Mercerius in Nonium p. 182 Br; ita se emendasse dicit Clericus et sic edidit | 120 agat icta H | 125 cf. Ov. met. XV 270 | 141 penitus] pecudes Struchtmeyer[2]) | 142 aer] veri H | 147 leg. ventis secior H | 149 solvat—pellat H | 206 fremit H | 226 rerum Mediceus. optime quod firmat coniecturam Patrui mei ad Claud. in Ruf. I 65, ubi de hoc loco vide | 248 tanto] toto Dousa. male H | 249 condita rerum] condita inerti H | 252 hac homini H (nach Bährens Schrader) | 256 errantes H | 267 dignissima] f. riguissima H | 271 cf. Virg. G. II 197 | 297 cortina theatris] vid. Jac. Nicolaum Loens. lib. IX. Epiphyll. cap. 5 et Lipsium ad Quintilian. Dialogum de orat. cap. 19, p. 479 Br | 304 crepant Heinsius vel premant (letzteres auch Konjektur von Bährens) | 305 fugiunt Gronovius (ist auch Vermutung Jacobs) | 308 credis H | 309 penitasque cavernas Gron. | 316 Eminus adspiratque foris H | 326 Densa per arentes H | 330 discurrere Patr. ad Claudian. R. P. I 171 | 341 Aetnae H (nach Bährens erst Haupt) | 342 En prospectus H | 357 odoratis H (wie Scaliger) | 362 fragoso H (vermutete auch Bährens) | 365 stant brachia nodo H | 366 Ut capiant vires repetantque ut H sed vide in Culice H | 377 Et spisso H (nach Bährens erst Jacob) | 391 alumiue H (nach Bährens ebenfalls erst Jacob) flamine Ulitius ad Gratium p. 273, quem vide H | 395 evincunt Ulitius vel eructant | 398 sine alumine H (nach Bährens erst Munro) | 402 rudera H (rodera auch Bährens) | 404 leg. „sed ferro simul atque teras“ vel „sed simul atque teras ferro“ H | 424 excocto] f. exeso H l. exusto Patr. cf. v. 416 | 427 pascentis H (nach Bährens erst Schrader) ut infra v. 448 et pasceret | 438 leg. Sed generi huic lapidum H | 430 flagrasse H (nach Bährens erst Wessel̈ing). Dicitur e signis flagrasse Aenaria quondam Nunc exstincta subest Wesseling. ad Antonin. Itin. p. 515 | 431 stupet H (nach Bährens erst Wernsdorf) | 433 aeterno H | 434 tantum est fecundior Aetna H | 435 rotundae Ulitius | 438 quin H | 440 Insula durat adhuc H (wie Scaliger) | 462 Nam simul atque movent Euri turbamque minantur Ulitius | 463 ictaque rimis H | 467 Jam subito effervent operosae incendia rupis Ulitius ad Gratium p. 286 | 474 laeto] lato H | 484 hos et sequentes versus

[1]) H bedeutet im folgenden nach der Angabe Burmanns: „Heinsii notata ex binis eius exemplaribus, quae sunt penes Vener. Patruum.“ Br: „Broukhusii notata, quae maxime ad Culicem, Ceirin, Aetnam, elegias Albinovani sunt, descripsi ex libro Catalectorum Scaligeri, cui ea adnotaverat, quemque mecum benigne communicavit Petrus D' Orville.“

[2]) Dasselbe vermutete auch ich („Der Wert des Cod. Gyraldinus f. d. Kritik der Aetna“, Fleckeisens Jahrb. f. Phil. u. Paed. 153. Bd. 1. Abt. S. 853 Anm.)

varie emendat Dorvill. Siculor. cap. 14 | 496 tenuis sinus hinc agit ulteriores H | 502 sonanti] resultat H | 503 inflicta est H | 504 rudere H (rodere nach Bährens erst Haupt) | 509 Vix cuneus quisquam fixo dimoverit illas H | 526 nec vultu prodidit (nach Bährens erst Jacob) igneis H | 544 plumbum H (wie Gorallus) | 546 succensis H (nach Bährens erst Schrader) | 549 te] se H | 551 parvis] fumis H | 563 u. 564 Val. Flaec. H | 564 ignes quatiunt] ignesque acuunt H | 569 aedes H | 579 Nach raptumque profundo steht: Deest de Amphiarao H | 580 illic] illinc H | 586 crimen H crimen etiam legere Graevium notaverat H | 588 Te vocat H l. „Eu locat“ vel „Se locat“ vel „Occupat“ H | 595 rorantes arte H (wie Scaliger) | 605 quamquam sons Barthius adv. lib. 32 cap. 16. optime. Br | 610 sordet H | 611 Ardebant] Arebant H cf. v. 326 (Densa per arentes H) | 611–612 et mitia cultu Jugera cum dumis Heins. in notis ineditis ad Diras Catonis v. 79 | 617 stulta] fulta H | 618 crimina H | 619 minimo H (wie Auratus) | 624 Concremat H (wie Auratus) | 626 pari sub pondere H (wie Gorallus) | 629 defessos] defectos H | 633 fidem] f. „locum“ vel „fugam“ H | 634 tutissima] cultissima H male | 638 Dextra saeva manu H | 644 Elysiosque colunt claro sub numine Barth. | 646 Sed superae (vernae) cessere domus et rura piorum H Sed verae Barth. ad Claudian. p. 1044. Aetheriae cessere domus (Burmann).

Das mag einstweilen genügen. Eine ausführlichere Publikation und Würdigung des Fundes behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.[1])

Burghausen. Dr. L. Alzinger.

Übersetzungsproben aus Seyfferts palaestra u. a.

(Fortsetzung IX.)

Methode der Geschichtschreibung.

Der Geschichtschreiber eines grofsen Volkes mufs vorzüglich die sittliche Gröfse und Tüchtigkeit desselben in das hellste Licht zu setzen versuchen, unbekümmert um den Vorwurf der Parteilichkeit, den man ihm machen könnte, in der Überzeugung, dafs es ohne Parteilichkeit keine rechte Geschichte geben könne. Denn wie man den einzelnen Menschen nicht nach dem beurteilen darf, was ihm mifslungen ist, sondern nach seinem Streben, wie auch immer der Erfolg gewesen sein mag, so müssen wir auch in der Geschichte der Völker vor allen Dingen die sittliche Kraft in den Augen haben, aus der ihre Thaten hervorgegangen sind, wozu es nicht der Kritik, sondern der Liebe bedarf. Wenn die Geschichte eine Lehrerin der Menschheit ist, wie man sagt, so ist sie es nicht dadurch, dafs sie die Klugheit gängelt, was leicht eher zum Bösen als zum Guten führt, auch nicht indem sie zu den abgenutzten Lehren der Märkte und Hallen Beispiele liefert, sondern dadurch, dafs sie den Glauben an die in dem Menschen wohnende Kraft und die Macht der Ideen stärkt. Dieses geschieht aber nicht blofs dadurch, dafs sie das Gute und Lobens-

[1]) Nach Abschlufs der Abhandlung erhielt ich auf Ansuchen von der Direktion der Leidener Universitätsbibliothek ein Exemplar von Scaligers Appendix Vergiliana (Antwerpen, Plantinus 1575) „ex bibliotheca Isaaci Vossii“, das ebenfalls zahlreiche handschriftl. Randglossen zur Aetna enthält, auf die ich an einem anderen Orte zurückzukommen gedenke.

werte erzählt, sondern auch durch die Darstellung des Bösen, das unaufhörlich mit dem Guten kämpft und siegend oder besiegt die Tugend bewährt.

De historiam scribendi via ac ratione.

Qui id sibi proposuit, ut magni populi et clari res gestas scribat, maxime in eo elaborare debebit, ut animi vim et virtutem (animi virtutem, honestatis ac virtutis vim) summo opere illustret, (ut quanta... fuerit, planissime appareat), cumque probe sciat, historiam scribi non posse sine aliquo partium studio, criminis metu a consilio suo non deterrebitur. Quemadmodum enim hominis virtus non ex iis iudicanda est, quae male ceciderunt, sed ex iis, quae quisque secutus est, consiliis, sic etiam in populorum historiis maxime honestatis vis spectanda est, qua res gestae sunt, quam ad rem non iudicii severitas, sed animi quidam ardor requiritur. Quodsi historiam recte magistram generis humani dicunt, non propterea dicunt, quod hominum inscitiam praeceptis gubernat, (regit, moderatur constituit) — inde enim plus mali oriatur, quam boni —, nec quod decantata praecepta (scholarum cantilenas, praecepta, quibus in schola puerorum aures personant) exemplis confirmat, sed quod efficit, ut penitus perspiciamus, quantum valeant vires insitae et notiones animis infixae (in animo impressae). (sed quod maiorem fidem facit (penitusque persuadet), notiones — plurimum valere.) Quod non ea re solum efficitur, quod bona et laude digna proponit, sed etiam quod mala, quae cum bonis decertare nunquam desistunt et sive vincunt, sive vincuntur, maximam esse virtutis praestantiam demonstrant.

Die griechischen Orakel.

Von den beiden Orakeln, welche das hellenische Altertum am längsten verehrt hat, dem zu Dodona und dem Delphischen, ist uns das letztere, das seit dem siebenten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung der Mittelpunkt der hellenischen Verehrung wurde, am vollkommensten bekannt. Diese Anstalt beurteilt Ephorus am richtigsten, wenn er sagt (bei Strabo IX p. 422 T III. p. 519): Apollo habe es mit der Themis zum Nutzen des menschlichen Geschlechtes gegründet, diesen Nutzen aber darin setzt, daſs es milde Sitten beförderte und die Menschen durch die Gebote und Warnungen besserte, oder auch dadurch, daſs es sie gänzlich von sich wies. Die berüchtigte Zweideutigkeit der Orakelsprüche war ursprünglich nicht auf Betrug abgesehen, wie es die späteren ungläubigen Zeiten auslegten (Lucian Dial. Deorum XVI, 1), sondern es schien dieser Rätselstil, wie er überhaupt im Altertum einheimisch war, so auch der göttlichen Natur vorzüglich angemessen, teils, weil sie dadurch zu weiterem, demütigem Forschen nötigte (Herodot I, 91), teils vielleicht auch darum, weil man glaubte, daſs die Götter ihr höheres Wissen dem untergeordneten Geschlechte nie ohne einiges Widerstreben offenbar machten. Bisweilen lag auch in der Dunkelheit der Orakel jene Ironie, die sich auch in dem alten Testament findet und der Miſsbilligung des Unrechts eine schärfere

Schneide gibt. Von dieser Art war das zweideutige Orakel, das die Pythia den Lacedämoniern erteilte, als sie ungerechter Weise nach dem Besitze von Arkadien geizten (Herod. I, 66). Hier belehrte sie der unglückliche Erfolg zunächst über das Mifsverständnis in der Erklärung des Sinnes; und sie begriffen zu spät, dafs man sich fremden Gutes enthalten müsse, auch wenn der Schein einer göttlichen Begeisterung für die Ungerechtigkeit sprechen sollte. Auf diese Weise förderten die Orakel die Achtung gegen die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und stützten die Grundsäulen der bürgerlichen Wohlfahrt.

De Graecorum oraculis.

Ex duobus oraculis, quae ab universa Graecia diutissime colebantur, (diutissime apud veteres Graecos viguerunt), Dodonaeo et Delphico, hoc quidem quod ab anno septingentesimo a. Chr. nat. a Graecis sanctissime colebatur, notius nobis est. Quo de oraculo Ephorus verissime videtur iudicavisse, cum diceret, illud ab Apolline et Themide ad salutem generis humani institutum esse, hanc autem utilitatem in eo poneret, ut humanitas augeretur et hominum mores per praecepta et admonita emendarentur. Ac nobilis illa oraculorum ambiguitas principio quidem fraudem non spectabat, ut visum est posterioris aetatis impiis hominibus, sed illud obscurum et captiosum genus dicendi, ut totius antiquitatis paeneproprium erat, ita divinae naturae maxime accommodatum videbatur, et quod ita homines ad rem accuratius et modestius inquirendam adigebantur et quod illius aetatis populi credebant, deos scientiam altiorem suam cum inferiore hominum genere non sine aliqua retractatione (invidia, Martial) communicare. Quid quod in illa oraculorum obscuritate interdum cavillatio quaedam inerat, quae iniuriae reprehensionem acueret. Ex eo genere erat illius oraculi ambiguitas, quod a Pythia Lacedaemoniis editum est, cum Arcadiam per iniuriam appeterent. Hi quidem infausto eventu edocti sunt, se oraculum male interpretatos esse, seroque intellexerunt, alienis bonis abstinendum esse, etiamsi dii ipsi iniuriam adiuvare viderentur. Sic oracula multum conferebant ad leges divinas diligentius observandas et ad eas res confirmandas, quibus salus humana continetur.

Die Übel der Meeresherrschaft.

Es gibt nichts, was die Menschen so schnell über die Grenzen der Gerechtigkeit und Mäfsigung hinausführt, als das Streben nach Meeresherrschaft. Keinem Volke hat es auf die Länge Segen gebracht; denn fester Grenzen ermangelnd ist diese Art der Herrschaft die Mutter der Mifsgunst und des Betruges, der Gewaltsamkeit und Tyrannei, das heifst der schlimmsten Übel, die aus einer giftigen Quelle nur immer entspringen können. Daher sind die Werke der Alten ihrer Anklage voll. Wem das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, sagt Plato, der wird sich hüten, eine Stadt am Meer zu gründen; er wird das Meer als einen Lehrer des Bösen fliehen, indem es für das tägliche Leben eine gewisse Süfsigkeit hat, in Wahrheit aber eine Nachbar-

schaft voll von Bitterkeit ist. Auf diese Übel mochte das Wort des Epimenides deuten, als er sagte: Wenn die Menschen nicht blind gegen die Zukunft wären, so würden die Athener Munichia (damals ihren Seehafen) mit ihren eigenen Zähnen zerstören; sie wüfsten aber nicht, wie viele Übel noch dieser Ort bringen würde. Die Übel der Atheniensischen Thalassokratie aber waren die Ausartung der Volksherrschaft in Ochlokratie, der Hafs der Bundesgenossen, endlose Kriege, und zuletzt das Joch der Unterwürfigkeit unter fremde Gewalt. Wohl mochten die Siege Cimons blenden, als er den Feind an den Küsten von Asien aufsuchte, oder die Macht der Flotte, mit der Alcibiades zur Eroberung Siciliens auszog; aber dieser Glanz erlosch in dem Hafen von Syrakus und bei Aegospotamoi; grofse Übel trafen den Staat, und wenn auch bisweilen wiederum das Gestirn des Ruhms über Athen aufflammte, so geschah es nur, um die Thaten der Ungerechtigkeit vergangener Zeiten von neuem zu beleuchten.

Quot mala maritimum Atheniensium imperium habuerit.

Nulla re populi magis adduci solent, ut iustitiae et moderationis fines excedant (transeant, transgrediantur, immemores sint), quam cum student, ut rebus maritimis valeant. Id enim studium nullius populi rebus diuturnam salutem attulit. Nam cum illud imperium certos fines nullos habeat, ex eo non solum invidia et fraudulentia, sed etiam superbia et dominatio oriuntur, quibus quidem malis peius nihil ex fonte quasi contaminato manare potest (quae quidem pestes gravissimae — manant). Ex eo factum est, ut veterum Graecorum et Romanorum libri pleni essent reprehensionis et accusationis imperii maritimi. Plato quidem: Qui id agit, inquit, ut populi sui saluti consulat, religione quasi quadam impedietur (verecundia quadam erga deos inhibebitur, vetabitur, verebitur), quominus urbem ad mare condat; ac potius vitabit mare tamquam malorum magistrum quod accolis dulcedinem quidem quandam vitae quotidianae afferat, re vera autem plenum sit acerbitatis. Huc forsitan spectaverit illud Epimenidis: si non hebetiores essent homines ad res futuras prospiciendas, Athenienses Munychiam — eo tum portu utebantur — suis ipsorum dentibus everterent et dissiparent; sed nescire eos, quot mala ipsis ille locus allaturus esset. Habebat autem maritimum Atheniensium imperium haec mala, ut populi imperium degeneraret in multitudinis licentiam (m. dominatum), ut Athenienses in sociorum odia incurrerent, bella alia super alia gererent et ad extremum servitutis iugum subirent. Quamvis enim illustres essent omniumque animos admiratione percellerent vel Cimonis victoriae de Persis reportatae vel magna illa classis, qua Alcibiades profectus est ad Siciliam subigendam, — quarum rerum splendor cum in portu Syracusarum et apud Aegos flumen exstinctus esset, multae calamitates civitati accidebant; et si quando veteris gloriae lux civitati affulgebat, id ipsum eo tantum valuit, ut veterum iniuriarum memoria illustraretur (aperiretur, apertior esset, magis emineret et exstaret).

Ehrenbezeigungen in den griechischen Kampfspielen.

Bemerkenswert ist bei den griechischen Kampfspielen das tiefe Gefühl der Hellenen für das, was in der Tugend unschätzbar ist, ein Gefühl, das sich eben in der Geringfügigkeit der Kampfpreise und anderer das Verdienst ehrender Gaben zeigte. „Eine Ehrenbezeigung," sagt Plutarch (T. II. p. 820 F) „soll nicht ein Lohn, sondern ein Zeichen sein, um sich einer ebenso langen Dauer zu erfreuen, als das Verdienst der Tugend selbst. Denn der sicherste Schutz solcher Gaben ist die Geringfügigkeit; grofse, übermäfsige und ins Gewicht fallende Belohnungen stürzen leicht um, wie unsymmetrische Standbilder." „Keine Ware", läfst Xenophon (Hier. IX, 11) den Simonides zum Hiero sagen, „ist wohlfeiler, als was die Menschen durch Siegespreise erkaufen." Denn das, was die Preise erzeugen sollten, war das Streben nach denjenigen Tugenden, die man für die edelsten hielt, lange Mühen, Anstrengungen und Ausdauer selbst bei Schmerzen und Gefahr. Wie Athen nach der Schlacht bei Marathon den Retter von Griechenland belohnte, ist aus dem Nepos bekannt, dem hier, was ihm sonst selten begegnet, der hohe Sinn des Altertums eine Bemerkung entreifst. Auch in Sparta herrschte diese Einfachheit, und die Sitten waren schon entartet, als man geringe Belohnungen nicht mehr für genügend hielt. Man darf hierbei auch nicht unerwähnt lassen, dafs die Religion zur Mäfsigung des Ehrgeizes beitrug. Grofser Ruhm schien, wie die Tugend selbst, aus der er entsprang, von den Göttern zu kommen und wandte sich wieder zu den Urhebern zurück; daher sich die empfangenen Ehrenzeichen gemeiniglich in Weihgeschenke umwandelten und in dieser Gestalt, bisweilen mit wenigen bedeutsamen Worten verbunden, den Namen und das Andenken des Siegers zugleich mit seiner frommen Gesinnung auf die Nachwelt brachten. Einige der Alten meinten auch, man habe nicht ohne Absicht den Siegern in den feierlichen Spielen Zweige unfruchtbarer Bäume zum Preis gegeben, um anzuzeigen, dafs dem Sieger kein Gewinn aufser dem Ruhm zu teil werden solle. Wie hell aber auch dieser leuchtete, und wie erfreulich einem ganzen Volke der Sieg eines seiner Mitbürger erschien, so blieb doch dabei jede Anforderung der Gleichheit unverletzt, und weder der Sieg in den Kampfspielen noch selbst auf dem Schlachtfelde schützte gegen die Anwendung des Gesetzes, das immer unbestechlich über dem Leben schwebte.

Quibus praemiis Athenienses victores ludorum solennium honoraverint.

Admirabile est, quam recte ac penitus Graeci senserint, quid in virtute summum esset. Id perspicitur ex tenuitate praemiorum certaminis et ceterorum virtutis ornamentorum. Honor, ut ait Plutarchus, non merces virtutis esse debet, sed signum, quod tamdiu floreat ac vigeat, quam laus ipsa virtutis. Nam praemia magna et immodica (et ponderosa) tamquam signa vasta et incondita facile evertuntur. Atque nullam mercem viliorem esse, quam ea quae homines emant cer-

taminum praemiis, Xenophon Simonidem dicentem fecit Hieroni. Neque enim aliud Graeci his ornamentis effici voluerunt, nisi studium praestantissimarum virtutum, molestiarum laborumque diuturnitatis, patientiae vel dolorum periculorumque. Quo praemio Athenienses post victoriam Marathoniam eum, qui Graeciam liberasset, honoraverint, ex Nepote cognoscitur, qui hoc loco praeter consuetudinem antiquorum virtute adductus est, ut pauca explicandi causa adscriberet. Nec minus simplices Spartiatae erant, quorum mores iam valde degeneraverant, cum exigua praemia spernebantur.[1] Hic ne illud quidem praetermittendum videtur, religione ipsa gloriam compressam esse. Gloriae enim amplitudo pariter atque virtus ipsa, cuius comes est, a diis proficisci et ad eosdem auctores referenda videbatur. Ita factum est, ut honoris praemia diis consecrata in templis ponerentur itaque paucis, sed gravibus verbis inscriptis victoris et memoriam et pium animum posteritati propagarent. Erant etiam inter veteres, qui putarent, non sine causa ludorum solennium victoribus frondes arborum sterilium praemia datas esse; hac enim re significari, praeter laudem nihil commodi ex virtute nasci debere. Cuius quidem laudis splendor quantumvis luceret et quamvis universus populus civis victoriam communi laetitia concelebrandam putaret, tamen ita integrum fuit aequitatis ius, ut nemo, qui sive in ludis sive in acie vicisset, legum poena (ne ad se pertinerent leges) exemptus esset, quae tamquam incorruptae (severae) custodes vitae impositae erant.

Schweinfurt. Scholl.

Zur Zinsrechnung.

Wenn auf die Frage: „Wieviel *M* Zins erhält man von 10000 *M* Kapital zu 4 % in einem Vierteljahre?“ die Antwort gegeben wird: „100 *M*“, so wird diese Antwort wohl allgemein ohne weiteres als richtig angenommen werden und die Praxis an dieser Antwort auch kaum etwas ändern.

Betrachtet man jedoch die Lösung genauer, so zeigt sich, dafs dieselbe der Aufgabe, weil letztere dreideutig ist, nicht entsprechen kann.

Das erste Vierteljahr eines gemeinen Jahres hat nämlich **90** Tage, das zweite Vierteljahr **91** und das dritte und vierte Vierteljahr je **92** Tage. Die genaue Rechnung ergibt demnach

für das	1.	Vierteljahr	98,64 *M*	Zins
„ „	2.	„	97,73 „	„
„ „	3.	„	100,82 „	„
„ „	4.	„	100,82 „	„

so dafs die Differenz der Zinsen zwischen den einzelnen Vierteljahren bis zu 2 *M* 18 *₰* betragen kann, d. i. mehr als 2 %.

In der That wird auch bei Rechnungen, die von Gerichten oder andern Staatsbehörden ausgeführt werden, sowie bei notariellen

---

[1]) fastidiebantur hat Cicero nicht.



Teilungen in dieser genaueren Art der Zins ermittelt, obwohl auch diese scheinbare genauere Rechnung den *strengen* Anforderungen der Mathematik immer noch nicht entspricht.

Man darf nämlich das Jahr nicht zu 365 Tagen annehmen, weil es ja doch niemand in der Praxis einfallen wird, ein Schaltjahr zu 366 Tagen bei Zinsermittelungen anzusetzen, sondern man müfste deshalb das Jahr zu 365,2422 Tagen in Rechnung setzen. Wenn die Praxis hierauf nicht eingeht, so ist der Grund unschwer in der zeitraubenden Art der Zinsermittlung nach dieser strengen Art zu suchen.

Ergeben sich daher schon bei der einfachen Zinsrechnung bedeutende Differenzen zwischen der in der Praxis üblichen und der von der Wissenschaft geforderten Art der Berechnung, umsomehr erst bei der zusammengesetzten oder Zinseszinsrechnung.

Sollen bei letzterer die Zinsen nicht jährlich, sondern in einem kleineren Zeitintervall zum Kapital geschlagen werden, so ist zu unterscheiden zwischen dem *relativen* und *konformen* Zinsfufs.

So wachsen 100 ℳ Kapital, wenn die 4 %igen Jahreszinsen *jährlich* zum Kapital geschlagen werden, am Schlusse des ersten Jahres an zu 104 ℳ. Wird dagegen der vierprozentige Jahreszins *vierteljährlich* zum Kapital geschlagen, so erhält man als Summe am Schlusse des ersten Jahres 104,06 ℳ.

Sind 4 % jährlich zu zahlen, und man nimmt, wenn der Zins *vierteljährlich* zum Kapital geschlagen werden soll, als *vierteljährlichen* Zinsfufs 1 % oder allgemein, wenn das Kapital mit p % Jahreszins verzinst werden soll, und man rechnet bei der Verzinsung in jedem m^{tel} Jahre $\frac{p}{m}$ %, so heifst man diesen Prozentsatz den *relativen Zinsfufs*, welcher in der *Praxis allgemein* und *ausschliefslich üblich* ist.

Selbst bei der gröfsten Versicherungsanstalt der Erde, nämlich bei der Invaliditäts- und Altersversicherung des deutschen Reiches, lauten die vom Reichsversicherungsamt erlassenen gesetzlichen Vorschriften so, dafs der Jahreszins zu 3 ½ % in monatlichen Zins verwandelt werden mufs, um das Deckungskapital und den Reservefond für die einzelnen Invaliden- und Altersrenten, die bekanntlich monatlich ausbezahlt werden, zu berechnen. Man rechnet auch hier mit dem *relativen Zinsfufs* und sagt 3 ½ % Jahreszins $= \frac{3,5}{12} = 0,292$ % Monatszins. Führt man nun die Rechnung für die einzelnen Monate eines Jahres durch, so hat man für 100 ℳ Kapital:

Summa	am	Schlusse	des	1.	Monats	=	100,292 ℳ
„	„	„	„	2.	„	=	100,585 „
„	„	„	„	3.	„	=	100,879 „
„	„	„	„	4.	„	=	101,174 „
„	„	„	„	5.	„	=	101,47 „
„	„	„	„	6.	„	=	101,77 „
„	„	„	„	7.	„	=	102,07 „
„	„	„	„	8.	„	=	102,37 „

Summa am Schlusse des 9. Monats = 102,67 ℳ
„ „ „ „ 10. „ = 102,97 „
„ „ „ „ 11. „ = 103,27 „
„ „ „ „ 12. „ = 103,57 „

Die Rechnung nach der Formel $100\left(1+\frac{3,5}{1200}\right)^{12}$ ergibt 103,557 ℳ. (Die Nichtübereinstimmung beider Resultate rührt von der notwendig gewordenen wiederholten Aufrundung der Pfennige bei der ersten Art her.)

Das heifst alfo ein 3,5 prozentiger Jahreszins, auf den Monat zu 0,29167 % ausgeschlagen, gibt einen Jahreszins nicht von 3,5 % sondern von 3,557 %. Diese 3,557 % heifst man den konformen Zinsfufs.

Es mufs nun nach der allgemeinen Übung der Praxis, wenn nicht ausdrücklich der konforme Zinsfufs verlangt wird, nach dem relativen Zinsfufs gerechnet werden, obwohl derselbe den strengen Anforderungen der Mathematik nicht entspricht.

Wenn demnach die Schüler unserer Gymnasien Aufgaben aus der Zinseszinsrechnung, in denen die Zinsen in Zeiträumen, die kleiner sind als ein Jahr, zum Kapital geschlagen werden sollen, nach dem relativen Zinsfufs rechnen, so befinden sie sich in vollständiger Übereinstimmung mit der Praxis, und mufs die Durchführung der Rechnung, falls dieselbe sonst richtig ist, als gelungen bezeichnet werden

Schon im Jahre 1683 hat Leibniz die Forderung der zusammengesetzten Zinsrechnung aufgestellt, aber die gesetzgebenden Faktoren konnten sich bis zum heutigen Tage noch nicht durchweg entschliefsen, den zusammengesetzten Zins allgemein in die Praxis einzuführen.

So findet sich im „Bürgerlichen Gesetzbuch“ für das deutsche Reich der § 248 in folgender Fassung: „Eine im voraus getroffene Vereinbarung, dafs fällige Zinsen wieder Zinsen tragen sollen, ist nichtig.“ In der zum „Bürgerlichen Gesetzbuch“ erschienen Handausgabe von Otto Fischer und Wilh. Henle, 2. Auflage heifst es hiezu: „Die Vereinbarung, dafs rückständige Zinsen wiederum Zinsen tragen sollen, ist giltig.“ In dem einen Falle ist die Forderung von Zinseszinsen in der Praxis verboten, im andern erlaubt. § 248 fährt hierauf fort: „Sparkassen, Kreditanstalten und Inhaber von Bankgeschäften können im voraus vereinbaren, dafs nicht erhobene Zinsen von Einlagen als neue Zinseinlagen gelten sollen. Kreditanstalten, die berechtigt sind, für den Betrag der von ihnen gewährten Darlehen verzinsliche Schuldverschreibungen auf den Inhaber auszugeben, können sich bei solchen Darlehen die Verzinsung rückständiger Zinsen im voraus versprechen lassen.“

Nun werden bekanntlich die meisten Geldgeschäfte gerade von diesen Anstalten abgeschlossen, so dafs bei § 248 thatsächlich die Ausnahme zur Regel geworden ist, und das deutsche Reich selbst hat bei seiner Invaliditäts- und Altersversicherung die Zinseszinsrechnung im ausgedehntesten Mafse durchgeführt, da ein anderer Rechnungsmodus eben einfach unmöglich ist.

Einem einsichtsvolleren Zeitalter wird es vorbehalten sein, den Unterschied zwischen relativem und konformem Zinsfufs

zum Verschwinden zu bringen und ausschliefslich nach der Augenblicksverzinsung zu rechnen, welche allein vor dem Forum der exakten Wissenschaft Giltigkeit haben kann; mögen auch bei der bekannten vis inertiae Jahrhunderte vergehen; — den berechtigten Anforderungen der Mathematik hat sich auf die Dauer noch kein Sterblicher zu entziehen vermocht.

Denn nachdem man einmal angefangen hat, die Zinsen jährlich, dann halb- und vierteljährlich und auch monatlich zum Kapital zu schlagen, so tritt mit logischer Notwendigkeit die Forderung auf, die Zinsen auch wöchentlich, täglich, stündlich ja in jeder Minute, Sekunde und schliefslich in jedem Augenblick wieder zu verzinsen.

Die Rechnung der Augenblicksverzinsung, welche schon von Jakob Bernoulli 1690 vorgeschlagen wurde, bietet auch keine besonderen Schwierigkeiten. An unseren humanistischen Gymnasien könnte dieselbe gegenwärtig allerdings nicht ausgeführt werden. Es müfste in erster Linie die abgeschaffte Erlernung des binomischen Lehrsatzes wieder eingeführt, und zweitens müfste die Herleitung von $e = 2{,}71828$ gezeigt werden.

Der Unterschied zwischen den Endsummen, zu welchen die Kapitalien anwachsen, die durch jährliche oder durch monatliche oder durch Augenblicksverzinsung erhalten werden, ist in der That nicht so erheblich, dafs der Einführung in der Praxis ein Hindernis entgegenstehen sollte.

Bei der Augenblicksverzinsung erhält man als konformen Zinsfufs für p % Jahreszins nach der Formel:

$$\left(1 + \frac{p}{100m}\right)^m \text{ für } m = \infty \text{ den Wert } e^{\frac{p}{100}} \text{ und}$$

$ae^{\frac{np}{100}}$ ist die Summe, zu welcher ein Kapital a bei p % Jahreszins und Augenblicksverzinsung in n Jahren anwächst. So wächst ein Kapital von 100 M zu 3,5 % Jahreszins

bei jährlicher Zinszahlung am Schlusse des 1. Jahres an zu 103,5 M
„ monatlicher „ „ „ „ „ „ „ „ 103,557 „
„ Augenblicksverzinsung „ „ „ „ „ „ „ 103,566 „

Der Unterschied zwischen den Endsummen am Schlusse eines Jahres, wenn die Zinsen jeden Augenblick, und wenn sie jeden Monat zum Kapital geschlagen werden, beträgt bei 100 M 0,009 M oder rund einen Pfennig.

In § 247 des bürgerlichen Gesetzbuches heifst es: „Ist ein höherer Zinsfufs als sechs vom Hundert vereinbart" u. s. w.

Daraus geht hervor, dafs ein noch höherer Zinsfufs als 6 % für das Jahr erlaubt ist, aber die Augenblicksverzinsung zu 3, 4 oder 5 % ist gesetzlich verboten.

Nun beträgt die Zurückzahlung für 100 M bei 6 % Jahreszins nach einem Jahre 106 M und zu 5 % mit Augenblicksverzinsung 105,12 M. Es wird daher jeder Gläubiger, da es ihm verboten ist, Augenblicksverzinsung zu berechnen, eben einen höheren Prozentsatz für das Jahr verlangen, wozu ihn das Gesetz indirekt geradezu auffordert.

Schliefslich sei noch angegeben, dafs sich ein Kapital zu 4 % Jahreszins verdoppelt:

bei jährlichem	Zinszuschlage	in	17	Jahren	246	Tagen,
„ vierteljährlichem	„	„	17	„	152	„ ,
„ monatlichem	„	„	17	„	137	„ und
„ Augenblicksverzinsung		„	17	„	120	„ .

Hof. Adami.

Hor. carm. II, 6.

Septimius! Mit mir ja gingst du gerne
Nach Gades, zu den Kantabrern, die nicht
Gehorchen wollen, zu den Mauren ferne,
Wo stets die Woge sich am Felsen bricht:

O dafs doch Tibur würde mir beschieden,
Gegründet von Argivern, wo mir still,
Als müdem Wandrer, würde Ruh und Frieden,
Nach Sturm und Kampf ein sicheres Asyl.

Doch wenn der Parzen Neid will nicht gestatten
Mir Tibur, möcht' ich ziehen nach Tarent,
Zum Flufs Galäsus, zu den grünen Matten,
Wo einst Phalantus herrschte als Regent.

Ja, jenes Fleckchen dünkt mir ohne Gleichen,
Vor allen sonst das lieblichste zu sein,
Der Honig braucht Hymettus nicht zu weichen
Und die Olive nicht Venafrums Hain.

Durch Jovis Gunst ist dort der Winter milde,
Das Scepter führt da lang der goldne Lenz,
Es macht im Thal des Bacchus hold Gebilde
Selbst der Falerner Traube Konkurrenz.

Nach jenen reichen Höhen geht mein Sehnen,
Zum Kommen rufen sie auf uns herab:
Dort magst du einst mit warmen Freundesthränen
Benetzen deines Sängers frisches Grab!

Regensburg. Alphons Steinberger.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Fr. Jodl, Abrifs der Geschichte der Ethik. Separatdruck aus Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik“. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne, 1896. 0,60 Mk.

Der rührige Wiener Philosoph bietet hier in engem Rahmen (auf 19 Seiten) eine treffliche, feinsinnige Übersicht über die Entwicklung, welche die Ethik und die ethischen Fragen im Abendlande genommen haben, nebst einem Litteraturnachweis, der auf das Wichtigste aus diesem Gebiete kurz verweist. Der Verf. sah zum Unterschiede von seiner zweibändigen gröfseren „Geschichte der Ethik“, welche die alte und mittelalterliche Philosophie nur in der Einleitung berücksichtigt hatte, hier mehr auf die Schilderung der ethischen Ideale, welche für die Lebenshaltung ganzer Zeitalter bestimmend gewesen sind, und erweiterte den Gedankenkreis jenes Werkes durch eine Skizzierung der ethischen Richtungen aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Das Interesse, welches der Verfasser für die kulturgeschichtliche Seite der Frage hegt, ist nicht zu verkennen. Die wesentlichen Phasen der Entwicklung sind gut und flott, wenn auch zuweilen etwas weich gezeichnet, das persönliche Moment bedürfte wohl stärkerer Hervorhebung. Das Lebensideal des Altertums und der Grundcharakter der altchristlichen Ethik scheinen mir in einzelnen Stücken nicht ganz korrekt dargestellt zu sein.

Würzburg. Adolf Dyroff.

Dr. E. Hallervorden: Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I. Arbeit und Wille. Heft 2 und 3. Würzburg, Stuber, 1898. 8°. 50 S. u. 60. S.

Seiner früheren, von uns schon angezeigten Abhandlung über dasselbe Thema fügt der Verfasser weitere Thesen hinzu, die sich mit der Kritik des Gefühles, das er als Bindeglied zwischen Moral und Erkenntnis gesetzt wissen will statt der von Kant eingeführten Urteilskraft, ferner mit der Absteckung der Grenzen des Gefühles und mit der Methodologie beschäftigen. Auch bei diesem Heft ist zu bedauern, dafs die impulsive Natur des für Wahrheit und Menschenliebe begeisterten Verfassers verhindert hat, seinen Gedanken die nötige Klarheit und Übersichtlichkeit zu geben, ohne die sein edles Streben den gewünschten Erfolg nie haben wird.

Das dritte Heft betont abermals die Wichtigkeit der Individualpsychologie, wendet sich polemisierend gegen Gelehrte und Miſsstände und schlieſst mit Untersuchungen über einige biologische Gesetze.

„Ich bin des trocknen Tons nun satt."

Karl Knortz, Schulsuperintendent in Evansville in Indiana: Individualität. Pädagogische Betrachtungen. E. H. Mayer. Leipzig 1897. 8°. 46 S.

Wenn man den Erdenkloſs betrachtet,
So findet man und zwar mit Recht,
Daſs nichts so ist, wie man es möcht'.
Das kommt davon: Es ist hienieden
Zu vieles gar zu viel verschieden.

So läſst W. Busch seinen Höckergreis klagen und ich fürchte, mancher Schulmeister klagt auch so. „Und zwar mit Recht." Denn wären seine Buben, wie er sie möcht', dann wären sie wohl alle gleich und dann hätte er viel leichtere Arbeit. Aber weil nun einmal die vielen Buben eben doch viel zu viel verschieden sind, weil sie, auf deutsch, lauter Individuen sind, so bleibt nichts anderes übrig, als sie möglichst individuell zu behandeln, und man thäte es schlieſslich auch ganz gerne, wenn es der Buben nur nicht zu viele wären. Das ist eine alte Sache. Trotzdem hält es der Verfasser für notwendig, uns nochmal recht deutlich auf das Faktum hinzuweisen, daſs von uns Menschen wirklich keiner dem anderen gleich ist und infolge davon auch jeder ein biſschen anders angefaſst und behandelt werden muſs. Da Verfasser seine Leser offensichtig für sehr langsam begreifend und ungläubig ansieht, so sagt er das ihnen immer und immer wieder vor und ruft aus Altertum, Mittelalter und Neuzeit von diesseits und jenseits des Ozeans Pädagogen, Philosophen und solche, die es beinahe geworden wären, zu Eideshelfern für seine kühne Behauptung auf. Freilich muſs er bekennen, daſs wir Europäer in unseren Schulen doch der Individualität Rechnung tragen, jedenfalls viel mehr als die amerikanischen Lehrer, denen auſserdem die Kunst des Konzentrierens noch ganz unbekannt ist (S. 37). Denn in keinem zivilisierten Lande der Welt wurde, wie uns der Verfasser S. 5 erzählt, und wird meistens noch heute der Unterricht so schrecklich schablonenmäſsig betrieben wie in den vereinigten Staaten. Es haben ja auch nur äuſserst wenige Lehrer in öffentlichen Schulen pädagogische Bildung genossen und die meisten verdanken ihre Anstellung vorwiegend persönlichen Einflüssen. Sie sind also beim Unterrichte auf das vorgeschriebene Lehrbuch (textbook) angewiesen, das sie von den Schülern einfach Wort für Wort auswendig lernen und mechanisch heruntersagen lassen.

Indes ist doch da und dort die Erkenntnis der Notwendigkeit, die Kinder individuell zu behandeln, zum Durchbruch gekommen. Man untersucht — und das heiſst man Child study — periodisch den Gesundheitszustand der Kinder, um die psychologischen Wirkungen des

Unterrichts festzustellen. Man nimmt Messungen des kindlichen Körpers vor, was sicherlich von noch ungeahnter Wichtigkeit ist, und da dieselben zeigen, dafs der Körper des Kindes im Frühjahre in die Höhe schiefst, im Herbste aber in die Breite wächst, so sucht man, erzählt der Verfasser, die Anforderungen an die Geistesthätigkeit damit in Einklang zu bringen. Hier hätte uns freilich der Verfasser näher mitteilen können, in welcher Weise dieser Einklang hergestellt wird. Werden etwa im Herbst mehr die in breiten, niederen Regionen sich bewegenden Gedanken gepflegt, etwa Geographie, Planimetrie, Landwirtschaftskunde, während man sich im Frühjahr mehr den hochstrebenden Ideen zuwendet, so vielleicht der Poesie, Luftschiffahrt, Metaphysik? Das zu wissen, wäre für uns von gröfstem Interesse.

Dafs Verfasser die Religion nicht dazu rechnen würde, glauben wir sicher annehmen zu dürfen, weshalb er sich denn auch freut, dafs Professor Hinsdale (Michigan) in seinen Studies of Education gerade uns Deutschen, die wir doch so viel auf kirchliche Gesinnung halten, vorwirft, dafs unsere Heimat so viele Rationalisten und Agnostiker — so heifsen sich nämlich Leute, welche ganz ruhig sagen, wir wüfsten über transcendente Dinge gar nichts, also transcendendale Sokratesse — hervorbringe trotz seines obligatorischen Religionsunterrichtes und daher im Auslande als Herd des Atheismus angesehen werde. Bei den Franzosen scheinen wir in der That leider in diesem schlechten Geruche zu stehen. Wenigstens werden wir in Maupassants La Petite Paroisse geradezu als die Lehrmeister Jungfrankreichs in Zweifel und Unglaube hingestellt. Das klingt gar wenig schmeichelhaft für uns.

Im Laufe der Erörterung verlangt der Verfasser auch, dafs man dem Schüler, wie später im Leben, so schon in der Volksschule, die doch eine Vorbereitungsanstalt für das Leben sein soll, die Wahl der Lehrgegenstände, wenigstens in den oberen Klassen, freistehen solle (S. 30). Wir fürchten, da würden manche sich ganz der Wahl enthalten, mancher hinwiederum würde sich vielleicht da einen Gegenstand erwählen, für den seine Individualität mehr Vorliebe als Verständnis besäfse, wie z. B. gleich hier der Herr Verfasser für die psychologisch-pädagogische Schriftstellerei — nach unserem deutschen Urteil. Ein Kollege hinten im Felsengebirge oder am Fufs des Popokatepetl wird vielleicht anders urteilen. Das kommt davon: Es ist hienieden — zu vieles gar zu viel verschieden.

München. Dr. M. Offner.

Oskar Jäger; Lehrkunst und Lehrhandwerk. Wiesbaden 1897. C. G. Kunzes Nachfolger. (W. Jacoby).

Nach § 5a des Statuts für die preufsischen Gymnasialseminare[1]) haben in jeder Woche pädagogische Besprechungen über die Grund-

[1]) Abgedruckt in diesen Blättern am Schlusse der Abhandlung Gebhards zur Frage der Gymnasialseminare, 32. Band, Seite 557 ff.



sätze der Erziehungs- und Unterrichtslehre, über die Vorbereitung auf die Lehrstunden, über die von Seminaristen erteilten Lektionen etc. stattzufinden. Aus solchen Unterweisungen ist das vorliegende Buch hervorgegangen, bei dessen Abfassung Jäger auf eine sechsjährige Thätigkeit im Seminar zurückblicken konnte. Für aufmerksame Leser hätte es der in der Vorrede abgegebenen Erklärung nicht bedurft, dafs im Seminar manches überhaupt nicht und manches nicht so, wie es gedruckt ist, gesprochen worden sei; manches Räsonnement wird unterblieben sein, wie auch mancher Ausdruck, den in der Schule nachzuahmen sich die Kandidaten hüten mögen; sonst gibt es wieder Lärm in der Presse, gegen den, wie Seite 283 gesagt wird, die Verwaltung sehr empfindlich und zuweilen nachgiebiger ist, als zu wünschen wäre. Es war auch zu vermuten, dafs die Betrachtung des Unterrichts auf der Oberstufe im Seminar ganz kurz gewesen sei oder überhaupt nicht stattgefunden habe, weil die Kandidaten in nächster Zeit doch nicht auf die Primaner losgelassen werden. Allein, wie Seite 321 auseinandergesetzt ist, gehört zur seminaristischen Ausbildung, dafs die jungen Männer mit dem ganzen Umkreis des Unterrichts bekannt gemacht werden; denn nach Jägers Auffassung werden sie ins Seminar geschickt, um das Leben eines Gymnasiums kennen zu lernen. Demgemäfs ist in diesem Buche zumeist der Unterricht besprochen, zuerst der in den Klassen bis Untersekunda einschliefslich, hierauf ist von der Disziplin, der Erziehung, von den Schulandachten, von Schule und Elternhaus und von der Selbsterziehung des Lehrers gehandelt; im dritten Teile ist der Unterricht in den drei oberen Klassen betrachtet, wobei die Einteilung in Fächer zu grunde gelegt ist. Im Anhange sind u. a. Ratschläge für die Leiter der Seminarien, Themen für die Schlufsaufgaben und Thesen als Vorlagen für Schlufsbetrachtungen gegeben. — Wie zu ersehen, ist nicht die Vermittlung der Theorie und Wissenschaft der Pädagogik, sondern die Einführung in die Praxis als die wichtigste Aufgabe des Seminars betrachtet.[1]) So konnte das Buch auch als zweiter Teil der 1883 erschienenen Schrift „Aus der Praxis, ein pädagogisches Testament“[2]) bezeichnet werden.

Über die Einrichtung des Seminars läfst sich dem Buche etwa Folgendes entnehmen. Die Besprechungen bilden den centralen Teil der Seminarunterweisung; davon werden die ersten fünf Monate dem Unterrichte auf der unteren und mittleren Stufe, die zwei folgenden der Erörterung didaktischer und pädagogischer Begriffe, die übrigen den Fächern der Oberstufe gewidmet. — Das Hospitieren beginnt nach den ersten vierzehn Tagen, in denen sich die Kandidaten orientieren, die Mitglieder des Kollegiums besuchen können; entweder wird ein Fach durch alle Klassenstufen oder auch der Unterricht in e i n e r Klasse verfolgt; in dem einen oder andern Gegenstande erteilt der Leiter des Seminars selbst eine Lektion. Den Kandidaten wird der

[1]) Auch Gebhard vertritt a. a. O. Seite 548 die Ansicht, dafs das Seminarjahr ganz vorzugsweise für die praktische Einführung da sei.
[2]) Angezeigt in diesen Blättern, 22, 238 ff.



Rat gegeben, beim Hospitieren erst das Sehen zu lernen, das Beobachten des Äufseren (Klassenzimmer, Sauberkeit, äufsere Ordnung), dann auf den Lehrton zu achten, darauf, ob der „vorbildliche" Lehrer blofs Lehrer oder auch Mensch mit natürlichen Formen seinen Schülern gegenüber sei, wie sein Tadel, sein Lob, wie die Haltung und Stimmung der Schüler sei, ob in der Klasse überhaupt gelobt werde etc. Unterricht sollen die Kandidaten nach der Seminarordnung im ersten Vierteljahre noch nicht erteilen. Jäger hält es für richtiger, sie damit recht bald beginnen zu lassen; fremden Lehrern höre man ganz anders zu, wenn man sich selbst im Unterrichten versuche und einen Plan für ferneres Hospitieren könne man erst dann sich machen.[1]) — Die Themen für die Schlufsarbeiten der Kandidaten sind in der Mehrzahl der praktischen Pädagogik entnommen, z. B. alle Lektüre antiker Schriften ist zugleich historische Quellenlektüre; dies nebst den daraus fliefsenden didaktischen Konsequenzen nachgewiesen: a) an Cäsar B. G. Buch I in Tertia, b) an Xenophons Anabasis Buch I in (Ober) Tertia, c) an Livius 21 oder 22 in Obersekunda, d) an der Behandlung des Horaz in Prima, e) wiefern ist der Satz für die Odysseelektüre anwendbar und fruchtbar zu machen? Oder: Ist es richtig, und worauf würde es beruhen, dafs Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische in oberen Klassen weniger fruchtbar sind als die aus dem Deutschen ins Lateinische? Oder: Disziplinarische Mittel in den unteren Klassen. Folgendes auf Seite 470 mitaufgeführte Thema wird wohl nicht zur Bearbeitung gegeben worden sein: Gesetzt, es gelänge, die Aussprache des Französischen bei unseren Schülern derjenigen der pariser feinen Gesellschaft bis zu 99% nahe zu bringen, welches würde der Gewinn für die nationale Erziehung sein? — In einer Instruktion für den Leiter des Seminars wird u. a. geraten, die Kandidaten nicht mit Arbeiten und pädagogischer Zwangslektüre zu überhäufen, nicht blofs, damit sie ein paar Privatstunden geben, sondern vornehmlich, damit sie weiter studieren können. Von dem Lesen der neuzeitlichen pädagogischen Literatur erwartet der Verfasser nicht viel; für den Anfang empfiehlt er die biographischen Artikel über die bekanntesten Pädagogen in geschichtlicher Folge von Melanchthon bis Schleiermacher in der Schmid-Schrader'schen Encyklopädie zu lesen.

Dem neuen preufsischen Lehrplane, der den Besprechungen zu grunde gelegt ist, steht Jäger nicht durchweg freundlich gegenüber. Er beklagt die im Jahre 1892 eingetretene Schmälerung des lateinischen Unterrichts als eine Schädigung unseres höheren Erziehungswesens; besonders sei die Wichtigkeit des Lateinunterrichts in Tertia verkannt worden; sonst hätte die Stundenzahl nicht auf sieben vermindert werden können. Die Stunden, die dieses Fach bei der jüngsten Organisation verloren hat, sucht Jäger zum Teil wenigstens zurückzugewinnen, indem er die schriftlichen Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche in den deutschen Stunden machen läfst. Das geschehe, wie er sagt, nicht aus Bauernschlauheit

[1]) Derselben Ansicht ist auch Gebhard (a. a. O. Seite 550).

Nehmen sie uns das Unsre mit Scheffeln,
Müssen wirs wieder nehmen mit Löffeln,

sondern deshalb, weil den Schülern dadurch recht einleuchtend gemacht werde, daſs das Deutsche im Mittelpunkt des Unterrichts stehe! Auch kann er sich nicht mit der Bestimmung befreunden, daſs in der Prima die Texte für die lateinischen Stilübungen im Anschluſs an Gelesenes zu entwerfen, einfach zu halten und fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln seien. Um an der früheren Übung festhalten zu können, klammert er sich daran, daſs es nicht heiſse „an lateinisch Gelesenes“ und nicht „an das in Prima Gelesene.“ Allein die auf diese Weise gewonnene Auslegung dürfte dem Sinne der Bestimmung nicht entsprechen. Referent hält eine Vereinfachung der lateinischen Stilübungen in den zwei obersten Klassen für einen Fortschritt und möchte glauben, daſs Jäger, der Seite 376 gar von dem höchsten Adel dieser Übersetzungen spricht, ihren Wert doch überschätze. Dagegen billigt es der Verf., daſs in der jetzigen Lehreinrichtung der Lektüre des Tacitus von dem geschmälerten Raume ein beträchtlicher Teil zugewiesen sei, während eine vor wenigen Jahren noch sehr mächtige Partei der reinen Ciceronianer die Tacituslektüre mit einer gewissen Abneigung betrachtet habe, weil sie dem Klassicismus gefährlich gewesen sei. Ebenso wird gelobt, daſs der Lehrplan in Obersekunda den Herodot in sein Recht wieder einsetzt und ihn als den Hauptschriftsteller dieser Klasse anerkennt; hier sei ein alter Zopf vollends abgeschnitten, der atticistische Orthodoxismus, der früher den ganzen griechischen Unterricht beherrscht und der guten Sache viel Schaden gethan habe; durch ihn sei der griechische Unterricht vielen verleidet worden, von denen nicht wenige eine Art Rache nähmen, indem sie in das Geschrei über die toten Sprachen und die dürre Grammatik einstimmten, ohne zu bedenken, daſs, seitdem sie auf der Schulbank gesessen hätten, nicht nur das Telephon und die Schwebebahn erfunden worden, sondern auch Lehrkunst und Lehrhandwerk fortgeschritten seien. Für einen groſsen und erfreulichen Fortschritt wird es erklärt, daſs jetzt die erste moderne Sprache ein Jahr später als vordem begonnen werde in 4 Stunden und dann 3 Jahre lang mit 3 Wochenstunden fortgesetzt werde: dabei komme bei einigermaſsen rationellem Unterricht mehr heraus als nach der Anordnung des älteren Lehrplans. Nicht beklagt wird es, daſs der Untersekunda deutsche und preuſsische Geschichte vom Regierungsantritte Friedrichs des Groſsen zugewiesen sind. Die Rücksicht auf die 25% nach dieser Klasse ins Leben Übertretenden wird als berechtigt anerkannt. Auch dem wird zugestimmt, daſs im Geschichtsunterrichte mehr als früher und bisher auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Rücksicht genommen werden soll; aber besondere Exkurse darüber und die üppig ins Kraut geschossene Literatur werden abgelehnt, letztere, soweit sie für Schüler bestimmt ist. Dem Lehrer, der beim Unterrichte auf unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung bis 1888 einzugehen hat, wird geraten, ein gutes Buch darüber zu lesen, zu exzerpieren und dann das Erarbeitete so gut, so einfach,

so wirksam als möglich den Schülern vorzuführen. — Dagegen ist Jäger nicht damit einverstanden, dafs der Quinta die Geographie von Deutschland zugewiesen ist. Wie er vermutet, ist diese Bestimmung unter dem Drucke des allerneuesten Patriotismus getroffen worden. Ref. teilt diese Vermutung nicht und weist darauf hin, dafs die bayerische Schulordnung ebenfalls die Geographie von Deutschland als Hauptaufgabe für die zweite Klasse verlangt. — Bezüglich der häuslichen Arbeit hebt J. mit Recht hervor, dafs vielfach und auch im preufsischen Lehrplan in einer Weise geredet wird, als wenn unsere Sexten aus lauter schwindsüchtigen und nervenkranken Knaben bestünden. „Die häuslichen Arbeiten nur recht kurz! und nur recht wenig aufgeben!" ist Seite 94 unwillig bemerkt.

Über das ganze Buch hin finden sich ironische Bemerkungen ausgestreut gegen die Pädagogik der grofsen Worte, die sich als neue und wissenschaftliche Methode so hoffärtig spreize. Zu den damit gemeinten Übertreibungen gehört z. B. die Forderung Simons (Rechnen und Mathematik bei Baumeister, Seite 36): „Der Lehrer mufs, ehe er die Klasse betritt, genau wissen, welche Frage er welchem Schüler 5 Minuten vor Schlufs vorlegt; nur dann hat er jene darüberstehende Sicherheit, die dem Lehrer und Leiter der Klasse geziemt"; oder jene Martens', der das Gefühl oder Bewufstsein staatlicher Verantwortlichkeit zum eigentlichen Leitsatz und Richtpunkt des geschichtlichen Unterrichts macht. Andere haben verlangt, dafs der geographische Unterricht möglichst im Freien gehalten werde, dafs nach der Kritik der deutschen Aufsätze in Tertia noch ein Musteraufsatz des Lehrers gegeben werde (Jäger fragt, was für eine Musteraufgabe denn der Lehrer machen solle, ob einen Musteraufsatz an sich oder einen Mustertertianeraufsatz), dafs die Lehrer recht fleifsig gegenseitig bei einander hospitierten. Im Kopf, zitiert Jäger, hat das keine Schranken. Es wird auch mit jener Phrase der neuzeitlichen Pädagogik abgerechnet, welche vom Lehrer individuelle Behandlung der Schüler verlangt und darin alle in ihre Kinder und deren individuelle Unarten verliebten Eltern zu Bundesgenossen hat. Im Gegensatze dazu wird betont, dafs die Stärke der Schule darin liegt, dafs sie ihre Forderungen ohne Rücksicht auf die sogenannte Individualität an alle richtet, dafs das gleiche Gesetz, die gleiche Ordnung, die gleiche Grammatik über reich und arm, Grafensohn und Schusterssohn, Klugen und Dummen waltet. Deshalb seien noch nicht alle Schüler als blofse Nummern zu behandeln. Jäger gibt ferner nichts auf die weise, mit Berücksichtigung der Individualität geregelte häusliche Lektüre, weil der wirklich individuelle Schüler, sobald er merke, dafs seine häusliche Lektüre einer weisen Regelung unterliege, sich von dieser Lektüre abwenden werde. Auch sei mit der Phrase vom Zusammengehen von Schule und Elternhaus wenig gesagt und gar nichts gethan. Der Verfasser glaubt auch nicht an die veredelnde Kraft der Elternabende, der gemeinsamen Ausflüge, an denen Eltern, Schüler, Lehrer teilnähmen. Lobpreisungen in den Zeitungen fehlten freilich für die Veranstalter nicht. — Die scharfe Zurückweisung dieser übertriebenen

Forderungen und leeren Redensarten ist gewifs berechtigt. Doch macht sich an manchen Stellen die Subjektivität des Verfassers zu sehr geltend, so, wenn er bemerkt, dafs ihm der ganze Begriff Kanon auswendig zu lernender Gedichte als ein unlebendiger, schablonenhafter Schulmeisterbegriff in der Seele verhafst sei; oder wenn er von Philipp Wackernagels Lesebuch, das er nicht ansteht, als einen Bestandteil unserer klassischen Nationalliteratur zu bezeichnen, hervorhebt, dafs es keinen Anhang mit erklärendem Wörterverzeichnis, Grammatischem, Schriftstellerverzeichnis habe. Ist denn ein solcher Anhang etwas Schlimmes? Berechtigt ihn ein solcher dazu, von abnehmender Natürlichkeit und überhandnehmender Methodenwut zu sprechen? Auch ereifert sich Jäger darüber gar zu sehr, dafs man in unserer pädagogisch besten Welt, wie er sagt, beim deutschen Unterricht die Geschichten ganz allgemein nacherzählen läfst. Bei ihm mufs sie ein Schüler seinem kleinen Bruder in der Vorschule erzählen. Auch dann, wenn er einen solchen gar nicht hat? Dabei thut Jäger, wie wenn er eine epochemachende Erfindung gemacht hätte. — Ein Verdienst will Jäger jenen Übertreibungen doch zuerkennen: sie hätten dem Wahne entgegengewirkt, als wenn es des Akademischgebildeten würdiger wäre, in Prima den Plato zu interpretieren als in Sexta Latein zu lehren. Doch die Übertreibungen haben dies nicht bewirkt, vielmehr sind sie mit daran schuld gewesen, dafs es so lange dauerte, bis der Wert pädagogischer Unterweisung anerkannt wurde.

In den Vorträgen über den deutschen Unterricht ist an einigen Märchen und Sagen, an Uhlands Gedicht Roland Schildträger, an Schillers Bürgschaft, Pegasus im Joche etc. gezeigt, wie die Lektüre zu behandeln ist. Vor der Scholiengelehrsamkeit wird gewarnt; dafs dies not thut, ersieht man z. B. aus dem zweiten Teil von Lyons Lektüre. Hier sind bei der Behandlung von Goethes Erlkönig 37 Seiten mit Exkursen über die seelischen und elfischen Geister und über die Riesen angefüllt, zur Erweckung der Stimmung, wie es heifst. Ref. fürchtet aber, dafs die Schüler darüber einschlafen werden. Wenn die Gedichte Goethes dazu herhalten müssen, dafs man seine germanistische Gelehrsamkeit an den Mann bringt, so bewahre uns der Himmel vor den Germanisten! Der Germanist hat da dem Schulmann einen bösen Streich gespielt. So schlimm hat es selbst Servius in seinem dicken Kommentar zu Vergil nicht getrieben. — Nach dem preufsischen Lehrplan ist bei der Lektüre die Erklärung darauf zu richten, dafs das Ganze als ein sich abgeschlossenes Kunstwerk von den Schülern aufgefafst wird. Dagegen will Jäger zunächst für Untersekunda den Blick auf die Menschen, die Gedanken, die tiefeindringenden Worte, die sittlichen Ideen und Probleme eines Dramas gerichtet haben; es sei wenig wert, wenn ein 16jähriger junger Mensch den Aufbau eines in sich geschlossenen Kunstwerkes wie z. B. des Tell appercipiere. Aber auch in den oberen Klassen[1]) will er die Lektüre nicht anders

[1]) Die sog. dramatische Geometrie, „eine neue und ganz fürchterliche Schulmeisterei", die auf Freytags Technik des Dramas zurückgeht, wird abgelehnt.



behandelt haben: kurze Einleitung, Lesen der einzelnen Scenen in verteilten Rollen (?), knappe Erläuterung; nach jedem Akt macht man Halt, studiert auf katechetischem Weg das Gelesene, indem man nach dem Fortschreiten der Handlung in dem gelesenen Akt fragt, dasjenige sammeln läfst, was zur Charakteristik der handelnden Personen dient; ist so das ganze Stück gelesen: zusammenfassende Schlufsbetrachtung, bei der die Idee des Stückes offenbar und gefunden wird, wie sie sich in der dramatischen Handlung verwirklicht etc. — Von den lose angereihten Bemerkungen über die Dramen, die auf der obersten Stufe gelesen werden, sei auf das über die Lösung des Fluches in Goethes Iphigenie Gesagte besonders hingewiesen. — Dem Lehrer, dem es ernst damit ist, seine Schüler zu fördern, gesteht Jäger gerade im Deutschen ein grofses Mafs von Freiheit zu; von Vereinbarungen und spezialisierten, detaillierten Lehrplänen für ganze oder halbe Jahre hält er nicht viel; er würde sich niemals erlauben, einem sachfreudigen Lehrer gegenüber den allwissenden Direktor zu spielen. Bezüglich der Pflege des Patriotismus in den deutschen Stunden erinnert er an das Wort vom Samenkorn, dafs es aufgehe in der Stille. Die freien Vorträge der Schüler verwirft er für Obersekunda wegen der Belastung der Lehrer und der geringen Leistungsfähigkeit der Schüler, in Prima will er sie zulassen, obwohl da die Mühe der Lehrer doch jedenfalls nicht geringer ist. Der Verf. hat die ganze Frage, die eine eingehendere Besprechung schon verdient hätte, mehr berührt als gründlich behandelt. Man vergleiche über sie z. B. Lehmann, der deutsche Unterricht (Berlin 1890) Seite 93 ff.

Die Bedeutung des Lateinischen wird scharf betont. Es genügt dem Verf. nicht, dafs im preufsischen Lehrplan als allgemeines Ziel Verständnis der bedeutenderen klassischen Schriftsteller der Römer und sprachlich-logische Schulung aufgestellt wird; er bezeichnet das Lateinische als das centrale Fach, an welchem der Knabe die wissenschaftliche d. h. die erkenntnisschaffende Arbeit um ihrer selbst willen kennen und üben lernen soll. Er will nichts davon wissen, dafs die erste fremde Sprache, die der neunjährige Knabe lernen müsse, das Französische oder gar das Englische sei; wie ein Mensch mit 5 gesunden Sinnen überhaupt auf das Englische als Anfangssprache habe verfallen können, sei ihm zwar erklärlich, aber nicht begreiflich. Die Organisation der Reformschule verwirft er, weil die Bedürfnisse der Vorbildung für die verschiedenen Kreise und künftigen Berufskategorien zu verschiedenartig sind, weil die Frage, ob ein Knabe für das eigentlich wissenschaftliche Lernen geeignet ist oder nicht, durch sein Verhalten zu den Denkaufgaben, die das Lateinische stellt, am raschesten und verhältnismäfsig sichersten entschieden wird und weil ein Schüler, der mehrere Jahre utilitarisch d. h. mit unmittelbarer Rücksicht auf einen baldigen Eintritt ins praktische Leben unterwiesen worden ist, auch das ihm später gebotene Wissenschaftliche, Latein, Griechisch u. s. w. utilitarisch aufzufassen versucht sein wird. — Bei der Besprechung methodischer Strömungen wird über den Perthesianismus abfällig geurteilt. Perthes und manche Neuerer hätten verkannt, dafs

alles von den Schülern erarbeitet und erobert sein müsse; zur Lektüre auch der kleinsten Fabel dürfe erst dann geschritten werden, wenn diese von den Schülern auch wirklich bezwungen werden könne. Indem Jäger die alte Methode charakterisiert, zeigt er, dafs in ihr deduktive und induktive Elemente vereinigt sind. Dies ist richtig; leider hat J. nicht Anlafs genommen, auf irrtümliche Auffassungen von induktivem Verfahren hinzuweisen, von denen z. B. diese verbreitet ist, dafs Induktion an und für sich mit der Lektüre etwas zu thun habe. Gewifs ist der Grundsatz hochzuhalten, dafs man die Schüler selbst finden lassen soll, was sie finden können; aber es gibt Fälle, in denen die deduktive Methode vorzuziehen ist.

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe!

Der eine Lehrer leistet mit dieser, der andere mit jener Methode mehr. In seinem Aufsatze Psychologie und Pädagogik (in den neuen Jahrbüchern, 1898, Seite 65 ff.) bemerkt Volkelt, dafs der Gegenstand und die psychologische Sachlage bisweilen so vielseitiger und verwickelter Art seien, und dafs so mannigfaltige und subtile Rücksichten in Frage kämen, dafs man bei einem Geltenlassen mehrerer Methoden werde stehen bleiben müssen. Ähnlich sagt Cauer in seiner Grammatica militans: Practica est multiplex, fügt aber nicht unwitzig hinzu: Bequemer und beruhigender ist es, wenn einer sagen kann: bei uns wird — seit 1. 4. 1892 — nach der induktiven Methode unterrichtet. — Eine Gefahr, die der Lektüre durch das induktive Verfahren erwachsen kann, ist Jäger nicht entgangen: das gelegentliche Ableiten stilistischer Regeln und synonymischer Untersuchungen aus dem Gelesenen kann auf einem ziemlich geraden Wege zu jener Behandlung zurückführen, bei der z. B. Caesar als Beispielsammlung zur lateinischen Grammatik gelesen wurde. Hauptgrundsatz für die lateinische und griechische Lektüre sei, dafs alles, was nicht dem Verständnisse und der wissenschaftlichen Erledigung der vorliegenden Stelle diene, zu meiden sei. Daher keine Abschweifungen grammatischer oder archäologischer Art, keine Anleihen für stilistische Regeln und synonymische Unterscheidungen bei den Lektürestunden! Dem jungen Lehrer wird für die Verdeutschung Paul Cauers Buch Die Kunst des Übersetzens[1]) empfohlen. Übersetzungen sind mitgeteilt von Jäger selbst (Horaz, Oden I,37, Livius 22, 5 teilweise) und von Jägers Lehrer Karl Ludwig Roth (Livius 21, 1). — In dem Abschnitte über Cicero wird volles sprachlich-sachliches Verständnis als das Ziel der Lektüre bezeichnet; die Hebelkraft zur Erzielung dieses Verständnisses sei eine doppelte: das Interesse für die sprachliche Wiedergabe und das historische, das Hineinschauen in das Leben einer längst entschwundenen Vergangenheit. Beides vereinige sich leicht, wenn der Lehrer einigermafsen vom Geiste unserer Zeit berührt sei, zu deren besten wissenschaftlichen Errungenschaften der geschichtliche Realismus gehöre. Sehr wichtig erscheint J. das wissenschaftliche Interesse, das der Lehrer selbst an dem Schriftsteller hat, den er mit den Schülern liest; sei es im Lehrer lebendig, so

[1]) Angezeigt in unseren Blättern 34, 455 ff.



übertrage es sich leicht auf den besseren Teil der Schüler; ob dieses Interesse mehr den philologischen oder historischen Charakter trage, mache so viel nicht aus. Referent hätte aber auch gerne die Folge daraus gezogen gesehen, nämlich die, dafs ein Lehrer, der dieses Interesse an einem bestimmten Schriftsteller oder einem bestimmten Abschnitt hat, in der Auswahl der Lektüre nicht durch die Rücksicht auf äufsere Verhältnisse wie z. B. auf Parallelklassen eingeengt werden soll.[1])

Der Raum gestattet nicht, auf die vielen beim lateinischen Unterricht behandelten Fragen hier einzugehen. Es sei nur noch kurz auf Folgendes hingewiesen. Von einer Vorpräparation, also einer präparierten Präparation will Jäger auf keiner Stufe des Unterrichts etwas wissen, auch nicht von der Benützung von illustrierten Klassikerausgaben. In welcher Verteilung der lateinische Prosaiker und Dichter, in welcher Reihenfolge die Oden des Horaz zu lesen sind, darüber ist Seite 384 und Seite 404 f. gehandelt. Eine Anzahl der kleineren Episteln des Horaz pflegte J. mit den Oberklässern so zu lesen, wie man sie auf der Universität mit Studenten liest; doch mufsten sie in der nächsten Stunde von Schülern deutsch vorgetragen werden. Recht gut angebracht ist auf Seite 406 das Citat aus Goethes Dichtung und Wahrheit über den Wert der Übersetzung eines Dichterwerkes in Prosa.

Im griechischen Unterrichte hat es nach Jäger am meisten zu reformieren gegeben. Wie er glaubt, ist es hauptsächlich der vielfach unlebendige und stroherne Betrieb dieser Sprache gewesen, was dem Gymnasium das gesamte Barbarentum auf den Leib gehetzt hat. Er klagt, dafs er selbst noch seine liebe Not gehabt, einem und dem anderen wackeren Lehrer die schrecklichen Formenextemporalien abzugewöhnen, welche die schöne Sprache dem Schüler verhafst machen. Es gebe immer noch Lehrer, die sich auch in Sekunda gar nicht zufrieden geben könnten, wenn sie nicht jeden Augenblick sich überzeugten, ob ihre Schüler auch *βασιλεύς, γίγας, νοῦς* noch flott und korrekt herdeklinieren könnten und es wie eine Art Unglück betrachteten, wenn Homer, Herodot das orthodoxe Attisch trübten. Es sei zwar eine Sprache, die der Schüler lernen und an der er lernen solle, nicht zu seinem Vergnügen erfunden, aber ihm die Arbeit erträglich machen, ihm dann und wann zeigen, wie auch schon auf dem mühevollen Wege der Anfänge hier und dort etwas Schönes zu sehen sei, das dürfe man doch wohl.

An der systematischen Durchnahme der griechischen Syntax hält J. fest; diese sei zur Förderung des wissenschaftlichen Sinnes bei den Schülern durchaus notwendig. Dafs aber die Sprache den Schülern lebendig werde, dazu sind auch schriftliche und mündliche Übersetzungen ins Griechische unerläfslich. Bei der Einführung in den Homer rät J. von der Regel, zu Anfang recht langsam zu verfahren, abzuweichen

[1]) Über den Wert des wissenschaftlichen Interesses gegenüber „der normalen Darbietung eines normalen Lehrstoffes durch die Lehrkraft Kunz Nro. 897“ siehe Paul Cauer in der Grammatica militans, Seite 148.



und, wenn das allererste überwunden, ein rasches Tempo einzuschlagen ohne Repetitionen und andere retardierende Momente. Der regelmäfsige Gang mit Präparieren, Übersetzen und Repetition solle erst angetreten werden, wenn sich die Schüler in dem fremden Lande schon einigermafsen heimisch fühlten. Auch bei Homer möge der Lehrer in Untersekunda, wenn das Präparierte durchgegangen sei, in den letzten 8–12 Minuten noch 5—20 Verse selber vor den Schülern, in ihrer Weise lesend, die Konstruktion wo nötig deutend, Wörter erklärend übersetzen. „Der Schüler hört zu, sieht, wie es der Lehrer macht: ich dächte, bei allem übrigen Handwerk thut das guten Dienst, warum nicht bei dem unsrigen?“ Als Repertoire der Homerlektüre sind für die Obersekunda die späteren Bücher der Odyssee, für die Unterprima die 12 ersten, für die Oberprima die 12 letzten Bücher der Ilias bezeichnet. Die Kunst des Übersetzens von Paul Cauer wird gerade für Homer besonders empfohlen. Jäger scheint nicht gegenwärtig gewesen zu sein, dafs Cauer die in diesem Werke aufgestellten Grundsätze für Homer in seinen Anmerkungen zur Odyssee (Berlin. G. Grote 1894—1897)[1]) durchgeführt hat. Dieser Kommentar hätte also den Kandidaten in erster Linie empfohlen werden sollen.

Schon kleine Auszüge aus den Vorträgen über die übrigen Fächer, von denen besonders die Religionslehre mit Innigkeit behandelt ist, würden zu viel Raum beanspruchen. Dafür soll noch über einige Sätze aus dem zweiten Teile referiert werden.

Den Herbartianismus will sich J. an seinem Orte gefallen lassen, in der Theorie; aber ihn unmittelbar ins Praktische umsetzen zu wollen, hält er für grundverkehrt; ein solcher Versuch führe den Lehrer, namentlich jüngere, zu Künstelei, zu Aufgeblasenheit, wie sie Adepten und Propheten charakterisiere. — Er gibt zu, dafs die Thätigkeit des zur Hebung des Standes gegründeten Vereins einige gute Früchte getragen hat; das Errungene sollte aber nur Mittel zu einem viel wichtigeren Zwecke sein. Der Geistliche, der Arzt, der Richter hätte überall dem sogenannten Publikum gegenüber die Autorität des Sachverständigen, die Unabhängigkeit seines Berufes; die Gymnasiallehrer dagegen müfsten sich von dem nächsten besten Laien, der die Sache nicht oder, was schlimmer sei, nur halb verstehe, auf ihrem eigenen Boden hofmeistern lassen. Hier gelte es Persönlichkeit zu zeigen; hier sei eine ernste Aufgabe zu erfüllen, die Jugend der Nation mit Sachkenntnis gegen die pädagogische Kurpfuscherei zu schützen. Aber vielfach zeige sich Schwäche, z. B. bekenne man sich heute zur Grammatik nur, indem man sich vor dem mitsprechenden Dilettantismus gewissermafsen entschuldige. — Die Besserung der materiellen Verhältnisse wird, wie J. wünscht, vielleicht dazu führen, dafs unser Stand sich künftighin etwas mehr aus den Volksschichten rekrutiert, denen ihre Mittel von vornherein eine liberalere Lebenshaltung gestatten. Es gibt, wie weiter ausgeführt wird, nicht wenige Schüler, auch viele Söhne hochgestellter Väter darunter, welche sich für den Gymnasial-

[1]) Angezeigt in diesen Blättern, Band 35, Seite 128 ff.



lehrerberuf eignen; das Vorurteil dieser hochgestellten Eltern stellt sich vielfach diesem Wunsche ihres Sohnes entgegen; denn der Gymnasiallehrer gilt bei ihnen nicht so recht als volles Glied der oberen Schicht, was zuweilen eine Gans oder ein Gänschen in diesem Kreise zu verraten naiv genug ist. Im Eingange des Buches wünscht J. den Kandidaten Glück zu dem erwählten Berufe, dem schönsten und befriedigendsten, den es unter Menschen geben könne. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Verf. hier zurückhaltender gewesen wäre und die Kandidaten nicht zu beeinflussen versucht hätte. Dafs im allgemeinen Jägers Ansicht von unseren Kollegen nicht geteilt wird, ergibt sich aus der Thatsache, dafs in Preufsen von den Söhnen akademisch gebildeter Lehrer kaum zehn von hundert dem Schulfache sich zuwenden, während von den Söhnen der Pastoren und Juristen fast 50%, der Ärzte 45,4%, der Militärs 37% dem väterlichen Berufe treu bleiben.[1]) Doch fehlt es unserem Berufe an Lichtseiten nicht. Zu diesen rechnet J. vor allem die Unabhängigkeit; da der Lehrer gar nicht hoch fliegen könne, so brauche er sich auch nicht zu bücken und zu kriechen; er stehe seinem unmittelbaren Vorgesetzten freier gegenüber als andere Beamte; man verlange vom Lehrer aufser den gewöhnlichen Geschäfts- und Umgangsformen des gebildeten Mannes nichts weiter im höheren Ceremonienfach; der Lehrer brauche nicht wie der Theologe mühsam und peinlich seinen Weg zu suchen zwischen dem, was der prüfende Verstand, die zwingende Vernunft ihm als richtig und als unrichtig zeige und dem, was für das Konsistorium, für die fashionable Gesellschaft, für die Menge der Gläubigen oder zu glauben Meinenden wahr sei.

Liebevoll gedenkt Jäger zweier seiner Lehrer, C. L. Roths und E. Borels; der letztere ist ihm das Ideal eines Lehrers des Französischen geblieben, nachdem er seinen Unterricht ein Jahr lang in der obersten Klasse des Stuttgarter Gymnasiums 1847/48 genossen hatte. J. schliefst die Erinnerung an ihn mit den Worten: „Etwas von der Charis, die diesem Manne innewohnte, möchte ich allen unseren Lehrern, denen es daran häufig nur allzusehr fehlt, wünschen: sie wäre mit einigen Ellen weniger Reserveleutnant nicht zu teuer erkauft."

Die Vorzüge und die kleinen Schwächen des Werkes liegen im Persönlichen; es werden nicht ruhig abgeklärte Untersuchungen über pädagogische Fragen geboten, sondern Erfahrungen und Ansichten, aber solche eines Mannes, der wie wenige seine Kunst und sein Handwerk versteht und der von dem, was er sagt, auch wirklich überzeugt ist. Der Verfasser darf des wärmsten Dankes für die neue Gabe sicher sein, für die es kein gröfseres Lob gibt, als dies, dafs sie eine würdige Fortsetzung der früheren Schrift Aus der Praxis ist. Besonders gepriesen zu werden verdient die Mannhaftigkeit, mit welcher der Verf. für das eintritt, was er als richtig erkannt hat.

---

[1]) Siehe Gemfs, die Statistik der Gymnasialabiturienten im deutschen Reiche während der letzten drei Schuljahre, Berlin 1895. (Angezeigt in unseren Blättern 31, 518 ff. von Gebhard).



Seite 380 ist zu schreiben: Livius 22, 5. — Seite 38 nennt J. das von Kirchhoff gebrauchte Wort „Länderkundler" grauenhaft; gegen das schreckliche Fremdwort „Privatlektüre" möchte er die Hilfe des allgemeinen deutschen Sprachvereins anrufen. Aber Jäger mag vor seiner eigenen Thüre kehren: Seite 290 steht Redehaltungswut, 349 Koncentrationsfanatiker, 422 Lehrprobenselbstbespiegelungsliteratur, 382 Rhinoceroshaut einiger modernen Scribler. Auch ist „Privatlektüre" nicht schlechter als die von Jäger Seite 6 gebrauchte vox hibrida anormal, die besser durch anomal ersetzt wird. — Freunde von Anekdoten seien auf Seite 291 verwiesen.

München. Karl Rück.

Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Band bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. 2. Teil. Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. Strafsburg, Trübner 1897. 8° XIX, 652 Seiten.

Der erste Teil dieser Literaturgeschichte (vgl. Blätter 30, 622 ff.)[1]) wurde in den wissenschaftlichen Fachzeitschriften zum Teil scharf angegriffen (Kauffmann, Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 16, 42 ff.; Kraus, Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1896, 306 ff.; Siebs, Zeitschrift f. deutsche Philologie 29, 394 ff.), und auch da, wo Lob gespendet wurde (Heusler, Anzeiger f. deutsches Altertum 22, 241 ff.), fehlte es nicht an mancherlei Zweifel und Widerspruch. Die Kritik erhob namentlich in zwiefacher Richtung Vorwürfe. Das Buch sei gar keine eigentliche Literaturgeschichte, indem es auf zusammenfassende Darstellung verzichte und vielmehr eine lose Reihe von Einzeluntersuchungen darbiete. In der That zerfällt auch der vorliegende zweite Teil in lauter Abschnitte zu den verschiedenen Denkmälern, die guten Teils als Einleitungen oder Kommentare gelten könnten, aber insoferne auch wieder ungleichmäfsig und unvollständig gearbeitet sind, als der Verfasser mit grofser Ausführlichkeit bei allen den Punkten verweilt, zu denen er Eigenes, Neues beizutragen hat. Bei den kleineren Stücken ist die Erläuterung häufig so gehalten, dafs der Leser sie gar nicht verstehen kann, ohne die dritte Auflage von Müllenhoffs und Scherers Denkmälern beständig aufzuschlagen. Der Verf. bietet also gelegentliche einzelne Ergänzungen zu den vorhandenen Ausgaben und Kommentaren. Über den Rahmen der landläufigen Literaturgeschichte greift Kögel weit hinaus, indem er z. B. seine metrischen Ansichten mit Vorlage des ganzen Materiales bis ins Einzelne zu begründen sucht. So ärgert sich der eine über zu viel, der andere über zu wenig, der

---

[1]) Das „Ergänzungsheft zum 1. Band" (Strafsburg 1895; 8° X, 70 Seiten) behandelt ausführlich die altsächsische Genesis. Die Bruchstücke sind übersetzt und mit Anmerkungen zu einzelnen Stellen versehen. Sehr eingehend (S. 28—70) ist die Metrik erörtert nach den im 1. Band niedergelegten Grundsätzen des Verfassers über die Stabreimkunst. Die Genesis wird als ein Werk des Heliand-dichters, das er später verfafste, betrachtet.

findet Dinge, die er gar nicht will, jener vermifst die allerwesentlichsten Eigenschaften einer Literaturgeschichte. Seltsamerweise wird aber Kögels kleine Literaturskizze in Pauls Grundrifs II, 1 fast überall anerkannt, obwohl sie nach ihrer Anlage, abgesehen von den dort fehlenden metrischen Erörterungen und dem Abschnitt über die vorliterarische Zeit, blofs durch geringeren Umfang von dem grofsen Werke sich unterscheidet. Zweitens erregten die freilich oft sehr kühnen Hypothesen, die besonders die Urzeit betreffen, Anstofs. Ich erwähne hier nur das gotische Weihnachtsspiel, wogegen Kraus Beiträge 20, 224 ff., und die Stabreimverse im friesischen Recht, wogegen Siebs, Zeitschrift für deutsche Philologie 29, 406 ff. zu vergleichen ist. Besser wären solche Dinge zunächst im Kreise der Fachleute erörtert worden, damit bei der Discussion unter den vielen fruchtbaren und neuen Ideen die Spreu vom Weizen ausgesondert und dann nur das Brauchbare weiteren Kreisen vermittelt worden wäre. Kögel hat nicht immer sorgfältig genug die Anlage seines Buches und die Bedürfnisse und Fähigkeiten seines Leserkreises abgewogen. Er kommt an der einen Stelle dem Laien zu sehr entgegen, während er an der andern Vermutungen äufsert, deren Wert und Tragweite nur der Fachmann ermessen kann. Das Buch leidet gewifs an Fehlern, aber es besitzt auch mannigfache Vorzüge. Der zweite Teil bietet nicht so viel Gelegenheit zu Abschweifungen auf unbekanntes Gebiet, mithin ist die Gefahr leichter luftiger Hypothesen erheblich beschränkt. Die Darstellung ist an die verschiedenen Denkmäler geknüpft, die der Reihe nach zur Sprache kommen. Wir fühlen überall festen Grund. Da Kögel das ganze Material selbständig durchforschte, ist er imstande, den Bericht über die allgemein anerkannten Ergebnisse mit mancherlei neuen Ansichten, die deutlich vom übrigen sich abheben, zu beleben. Der Leser wird eingehend mit allen wichtigen Fragen eines jeden Denkmals bekannt gemacht. Ein solches Verfahren ist entschieden wertvoll, indem es oberflächlicher Beschäftigung durchaus entgegen wirkt. Von der gründlichen Ausführlichkeit des Kögelschen Werkes gewinnen wir eine Vorstellung, wenn wir berücksichtigen, dafs er denselben Stoff, den Kelle auf 435 Seiten bewältigt, auf 1065 Seiten behandelt. Allerdings darf beim Vergleiche ein Teil für die metrischen Excurse und langen Inhaltserzählungen in Abrechnung gebracht werden.

In drei grofse Abschnitte mit vielen Unterabteilungen ist der Stoff gegliedert: Endreimdichtung S. 1—273; Waltharius und Ruodlieb S. 274—412; Übersetzungsprosa bis zu Notkers Tod S. 413—626. Ich hebe im folgenden einige mir wichtig dünkende Punkte hervor, wo Kögel Neues bringt, und will gelegentlich, wo ich nicht überzeugt bin, Einsprache thun. Dabei soll auch angedeutet werden, wo ich Mängel wahrzunehmen glaubte und wo mir eine andere Darstellung für den Zweck der Literaturgeschichte wünschenswert erschien.

Von Otfried handeln 78 Seiten, wovon aber 54 auf Metrik, insbesondere Rhythmik entfallen. Dagegen ist über den Stil Otfrieds vergleichsweise nur wenig gesagt (S. 27—32) und fast ausschliefslich unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhangs mit der Stabreim-

dichtung. Man möchte auch hören, was an Otfrieds Stil eigentümlich und neu ist. Unsere Kenntnis des Weissenburger Mönches ist besonders durch Schönbachs Untersuchungen gefördert worden, deren Ergebnisse Kögel verarbeitet. Eigene neue Gedanken bringt er zur Formgeschichte des Evangelienbuches vor. Sie scheinen mir nicht stichhaltig zu sein. Dafs Otfrieds Vers und Strophe einerseits den zeitgenössischen lateinischen Rhythmen entstammt, andererseits noch vielfach unter Einwirkung des Stabreimverses steht, wird von den meisten Gelehrten angenommen. Kögel (s. 39 f.) will die lateinische Hymnenstrophe völlig zurückdrängen und behauptet dafür das Vorbild der sangbaren strophischen Dichtung, von der in Deutschland freilich nichts erhalten ist, die wir aber vermuten dürften. Es scheint mir gewagt, mit Hilfe einer Abart des Eddametrums fornyrdislag (vgl. I, 1, 103 f.; I, 2, 39 und 132) die zweizeilige Strophe, wie sie Otfried hat, der fraglichen Dichtung zuzuweisen und dabei absichtlich die lateinische Hymnenstrophe zu übersehen. Dagegen gilt Otfried als selbständiger Schöpfer des deutschen Endreims (I, 1, 203; I, 2, 23 und 109). Das scheint mir wenig glaubhaft. Entweder kombiniert Otfried den altgermanischen stabreimenden Sprechvers mit der musikalischen endreimenden vierhebigen Hymnenstrophe oder er benützt einfach die vorhandene strophisch gegliederte fränkische Liedform (laicorum cantus). In dieser aber wäre die Verschmelzung germanischer und romanischer Verstechnik gewifs längst vollzogen gewesen. Otfried brauchte dann die vierhebige Endreimstrophe nur zu nehmen und sie allmählich der zufällig ähnlichen Hymnenstrophe durch Regelung der Senkungen immer mehr anzupassen. Dann würden wohl auch die Anklänge an die Stabreimdichtung bei Otfried nur mittelbar sein, jenen fränkischen Liedern entstammen. Auch K. mufs selber öfters z. B. S. 51, 57, 59 zugestehen, dafs Otfried immer deutlicher die Nachbildung des jambischen, senkungslosen Hymnenverses erstrebt. Die geistlichen Dichter fanden doch zweifellos ihr nächstes Vorbild in den lat. Gedichten und Otfried ahmt Strophen und Verse von der Gestalt wie etwa in den poetae latini aevi Carolini, 2, 146 (Proben bei Kauffmann, Metrik S. 48) deutlich nach. Man war sich in Gelehrtenkreisen des Vorbildes durchaus bewufst, wie z. B. die Überschrift des Ludwigsliedes „rithmus teutonicus" beweist. Die Arbeit Otfrieds vollzieht sich meiner Meinung nach darin, dafs er die rhythmischen Formen der alten Stabreimkunst den Anforderungen des neuen vierhebigen Endreimverses gerecht macht. Man kann die meisten und zumal die ältesten Otfriedverse nach den Gesetzen des Stabreimes lesen, manche fügen sich sogar besser der alten Kunstübung und nur mit Verletzung der natürlichen Betonung dem vierhebigen Verse. Aber Otfried will doch vor allem seinen neuen Vers und darnach mufs sein Werk bemessen werden. Für K. freilich ist der Unterschied zwischen der alten und neuen Rhythmik ganz gering und das scheint mir nicht erwiesen. Aber es läfst sich schwer über diese Frage streiten, da ihre Entscheidung schliefslich auf subjectiven Auffassung beruht, nämlich ob man Stabreim- und Endreimvers in gleicher Art vierhebig, oder nur diesen vierhebig, jenen

zweihebig mifst. Ich bekenne mich zu Sievers Ansicht und vermag daher Kögels Ausführungen nicht zu folgen. Übrigens ist bei der Annahme, dafs Stabreimvers und Endreimvers rhythmisch zusammenfallen, vollends kein zwingender Grund vorhanden, eine fränkische Liedform als Übergang von der Stabreimkunst zu der Otfrieds anzusetzen. Erheblich schwieriger und daher vielleicht sogar weniger wahrscheinlich wird Otfrieds Arbeit, wenn er den zweihebigen Sprechvers unmittelbar in den vierhebigen des Evangelienbuches umwandeln mufste. Kögels Metrik macht das Vorbild des fränkischen Liedes noch überflüssiger als die Sievers'. Otfrieds Vers fafse ich mit Paul, Grundrifs II[a] 913 dipodisch, d. h. er zerfällt in zwei gleiche Teile mit je einer Haupt- und Nebenhebung. Unter diesem Gesichtspunkt geht der von K. aufgestellte Typus D in C über, zum Teil in C 3 (K. s. 61 ff.). Davon dürfen auch die Stabreimtypen (s. 46 f.) nicht ausgenommen werden. Der Stabreim ist doch für Otfried kein giltiges und angestrebtes Kunstprinzip mehr, und wo er etwa alte geprägte Formeln anwendet, zwingt er sie in sein Schema, er giebt keinesfalls dieses ihnen zu lieb auf. Dafs Typus D auf dem Wege zu C ist, mufs K. selber zugeben, wenn er S. 63 auf die Accentuierung Otfrieds aufmerksam macht, die auf den zweiten Takt von D meistens den gröfseren Nachdruck lege. Dafs Kögel die von Kauffmann (Zeitschrift f. deutsche Philologie 29, 17 ff.) aufgestellten „dreihebigen“ Otfriedverse ablehnt, ist gerechtfertigt. Sie lassen sich alle vierhebig lesen. Wenn man ihr völlig regelloses Vorkommen zugiebt, so zerstört man dadurch die Einheitlichkeit der Otfriedstrophe. Kögels Stabreimliste S. 41/9 ist verdienstlich, wenn auch manchmal etwas gesucht. Überhaupt fahndet er nach Zusammenhängen, wo keine bestehen. Dafs im zweiten Halbvers „in der Regel“ nur ein Accent stehe als Vertreter des ursprünglichen Hauptstabes (S. 49), scheint mir unglaublich. Soll man etwa auch den Wechsel von einem und zwei Accentzeichen im ersten Halbvers aus den alten gestabten und ungestabten Hebungen erklären? Nach S. 39 ist entsprechend der Stabreimkunst der zweite Halbvers im Bau vom ersten „durch mancherlei Besonderheiten unterschieden“; S. 41 ist der Unterschied „ohnehin gering“; (vgl. auch S. 50 und 56 Anm.). Die zuerst betonte Beobachtung wird also kurz darauf als nur wenig begründet abgeschwächt, ja fast zurückgenommen. Beim Reimverzeichnis S. 24 f. dürfte auch der zwischen Formwörtern zugelassene rührende Reim erwähnt werden.

Beim Ludwigslied ist die Reimkunst und der Stil im Vergleich zu Otfried und zur Stabreimdichtung sorgsam untersucht. Die „niederrheinischen Anklänge“ (S. 87) im rheinfränkischen Gedicht gehören vielleicht gar nicht dem Dichter, sondern dem Schreiber. Fürs Georgslied giebt K. s. 100 ff. einen neuen Text. Im Gegensatz zu Lachmanns und Zarnckes Stropheneinteilung zerlegt er auf grund der von Scherer und Steinmeyer ausgesprochenen Ansichten das Gedicht in zwei- und dreizeilige Strophen. Im Wortlaut ist das Original mit Recht thunlichst gewahrt, gute Besserungsvorschläge sind zu 40 (sâlîg

herasun)[1]) und 58 (Abollinus) gemacht. Zwar stören immer noch die vielen nicht recht erklärlichen Wiederholungen einzelner Zeilen, aber in der Hauptsache ist diese Einteilung den früheren Versuchen, die die anscheinend regellos wiederkehrenden Zeilen ebensowenig befriedigend zu deuten wufsten, entschieden vorzuziehen. Dafs das Georgslied stilistisch von Otfried abhängt, ist durch Belege im einzelnen erwiesen. Sigiharts Gebet ist aus Wendungen Otfrieds zusammengesetzt (S. 111). Die Samariterin weist K. einem in Lorsch, also auf rheinfränkischem Boden dichtenden Alemannen zu (S. 115). Die Mehrzahl der Gedichte (auch das von einem Bayern aufgezeichnete Petruslied und den alemannischen Georg) verlegt K. auf fränkisches Gebiet und unterstellt sie damit dem unmittelbaren Einflufs Otfrieds. Abseits stehen nur der ursprünglich deutsche Lobgesang Ratperts auf den h. Gallus und die bayerische freie Bearbeitung des 138. Psalmes. An dieser übt K. gegenüber Scherers Herstellung eindringliche Kritik zu gunsten der Überlieferung. Die gegen Scherer erhobenen Einwände sind wohl begründet. An Stelle der Übersetzung S. 124/6 wäre ein Textabdruck erwünschter gewesen, da ja das Gedicht nach K.'s Deutung ebenso sehr von den Denkmälern wie von Braunes Lesebuch abweicht.

Beim Gedicht de Heinrico war zu erwähnen, dafs auch die lateinischen Votshälften deutsch zu messen sind. Die Zeilen 7 8 werden gegen Steinmeyers Vorschläge, die in der 4. Auflage von Braunes Lesebuch Aufnahme fanden, aus der überlieferten Lesart erklärt. Mit Recht ist das lateinisch-deutsche Liebesgespräch zwischen Kleriker und Nonne (vgl. Steinmeyer, Denkmäler 2, 106) aufgenommen und im Anschlufs daran der Liebesgrufs aus dem Ruodlieb erörtert.

Für die Erörterungen über die Rhythmik der kleineren Gedichte (S. 140--52) gilt dasselbe wie für Otfried. K. will feststellen, wieviel sie mit Otfried und mit dem Stabreimvers gemeinsam haben. S. 132 erörtert Kögel nochmals die Herkunft der ahd. zwei-, drei- und vierzeiligen Strophe aus den alten volkstümlichen Leichformen (vgl. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler[3] S. XXXVII u. 2, 70, 111, 133). Die Frage nach Verwendung der ungleichen Strophen neben einander ist noch ungelöst. Dafs sie durch altdeutsche Vorbilder, durch das bereits erwähnte, uns unbekannte, strophische und sangbare fränkische Lied, das aus Strophen von ungleicher Länge bestanden haben soll, angeregt sein kann, ist ja möglich. Will man der Schererschen Vermutung über den deutschen Ursprung der Vereinigung ungleicher Strophen im selben Liede Raum gönnen, so berechtigt doch nichts, mit Kögel (und Saran) auch für die Otfriedstrophe, die sich ja stets gleich bleibt, überhaupt für die Versform der Strophen germanische Abstammung zu behaupten. Wenn wir die nur hypothetisch von Lachmann und Zarncke angesetzten längeren Strophen des Georgsliedes mit Kögel auf zwei- und dreizeilige vermindern, so ergäbe sich für Ludwigslied, Samariterin, Psalm und de Heinrico eine Mischung von zwei- bis vierzeiligen Strophen. Die zweizeilige Strophe wie die dreizeilige je für sich finden in der

---

[1]) Anders beurteilt Kraus, Zeitschrift f. ö. Gymn. 1894 S. 132 f. diese Stelle.

kirchlichen Hymnenpoesie Vorbilder (Denkmäler 2, 70). Weitere Kombinationen ergeben sich leicht aus Verdoppelung u. s. w. Nur den Gedanken, ungleiche Gesätze überhaupt in einem Lied zu vereinigen, mögen deutsche Kleriker vielleicht aus heimischen Bräuchen entlehnt haben, aber darum noch nicht notwendig die Strophen- und Liedform selbst. Man sollte nicht unnötigerweise mit unbekannten Gröfsen rechnen und das Naheliegende geflissentlich übersehen.

S. 153 werden die rhythmischen Sätze des Wurmsegens nicht in der Art der Denkmäler abgesetzt, sondern mit Rödiger Zeitschrift f. deutsches Altertum als Halbzeilen (nach Kögel als „paroemiaci") aufgefafst. Da aber weder Anlauts- noch Endreim vorhanden ist, so können wir kaum hoffen, die ursprüngliche Form wieder zu gewinnen. S. 154 geben die verwilderten prosaischen Anfangszeilen des Lorscher Bienensegens Anlafs zum Versuch, vier stabreimende „paroemiaci" herzustellen. Das Ergebnis ist immer eher wahrscheinlich als der Versuch, Endreimverse zu erhalten. Die Bienen, ancillae und famulae dei haben schwerlich zu den ags. sigewíf den „Dienerinnen Wodans" (S. 157) Beziehung. „Ad equum erræhet" (S. 157) ist wohl ursprünglich regelrecht gereimt (wege: handen; trohtin: arngrihti; fiera: ora) und nur durch die Aufzeichnung ungereimt geworden. Die Auslegung des Spruches „contra rēhin" fördert Kögel S. 162 durch die Vorschläge: „marh far, niene tar" „war come du do".

Die Verse der St. Galler Rhetorik eröffnen trotz ihres geringen Umfangs Einblick in die volkstümliche epische Dichtung mit ungleichen Strophen, in denen auch der Stabreim noch gelegentlich vorkommt, doch m. e. nicht mehr als bei Otfried. Die Stäbe sind schwerlich im bewufsten Zusammenhang mit der alten Kunstübung gesucht.

Die Berechtigung, die Welsungensage zu erzählen, entnimmt Kögel (S. 198 –204) den urkundlichen Namenbelegen Welisung, Sintarfizilo, Siginiu im 9. 10. Jahrh.; jedoch macht er nirgends den Versuch, den Grundstock der Sage aus der späten nordischen Überlieferung loszulösen. Nur die Bemerkung auf S. 202 3, dafs Wodan selbst durch seinen Raben das den Sinfjotle heilende Kraut sende, greift über die nordischen Berichte hinaus. Im Gegensatz zu Grundrifs II, 1, 185 verzichtet K. jetzt auf den Versuch, den Namen Sintarfizilo zu deuten. Bemerkenswerte Etymologien macht Kögel zu den Namen der Siegfriedsage. S. 206 Anm. hebt die immer noch unerklärte Schwierigkeit über den Zusammenhang der Namenformen Grîmhilt, Kriemhilt, Chriemhilt scharf hervor. Es handelt sich um eine noch nicht aufgehellte Umdeutung des Namens in fränkischen Gegenden. Fränk. Kriemhilt wird im Oberdeutschen regelmäfsig verschoben. Haguno ist nach K. zu hagupart zu stellen, da hagubart gleich schembart ist (vgl. auch Grimm, mythologie 997 Anm.), so mufs hagu mit scema sinnesgleich sein, d. h. Hagen ist der gespenstische. Grîmhild, Hagen, Nibelung gehören schon ihrer Namen halber zu den dunklen Mächten, denen der lichte Welsung Siegfried verfällt. Nach der Thidrekssaga Kap. 169 ist Hogni Sohn eines Albs und daher gespenstisch von Aussehen und auch im Nibelungenlied (Lachmann 1672)

ist eislîch sîn gesiune. Der mythische Gegensatz zwischen Nibelungen und Welsungen erhellt also bereits aus den ursprünglich auch so noch verstandenen Namen Grîmhild und Haguno. Wie weit man freilich zur Annahme uralter mythischer Nibelungen berechtigt ist, kann und will ich hier nicht weiter erörtern. Kögels etyma dürften den Vertretern der mythologischen Deutung immerhin willkommen sein.

Nach E. Schröders Aufsatz über die Heldensage in den Jahrbüchern von Quedlinburg (Zeitschrift f. deutsches Altertum 41,24 ff.), den Kögel S. 381 allerdings zurückzuweisen sucht, wird der Abschnitt S. 212—19 hinfällig. K. meint, der Bericht der Jahrbücher beruhe schliefslich auf „sächsischen Liedern", während Schröder zeigt, dafs altenglische Sagenüberlieferung dahinter stehe. Dafür tritt das von Kögel vernachläfsigte Zeugnis in Kraft, dafs volkstümliche Lieder von Thideric de Berne im 10. Jahrh. gesungen wurden.

S. 221 bezweifelt Kögel die bereits festgewurzelte Hypothese, dafs der Mönch von St. Gallen Notker Balbulus sei. Man möchte die Gegengründe näher ausgeführt wissen. Deutsche Spielmannslieder sagenhaften und geschichtlichen Inhalts, sowie Schwänke und Märchen sind in lateinischer Fassung und in Chroniken des 10./11. Jahrhunderts überliefert. Solche Nachrichten werden daher von der deutschen Literaturgeschichte aufgenommen, um die dahinterstehenden verlorenen volkstümlichen Erzählungen wenigstens inhaltlich herzustellen. Haupt (Denkmäler Nr. 8) und E. Schröder (Zeitschrift f. deutsches Altertum 37, 127 f.) hatten sogar gelegentlich Rückschlüsse auf das deutsche endresp. stabreimende Vorbild des lateinischen Berichtes gewagt. Kögel geht, wie dies Kraus Z. f. ö. Gymn. 1896 S. 314 vom 1. Band tadelt, mit Rückübersetzungen entschieden zu weit, so wenn er S. 224 beim langobardischen Spielmannslied „Endreim neben der falschen Alliteration" erkennt. Solche Schlüsse darf man doch nicht aus seinen eigenen Versen heraus mit Belastung der deutsch dichtenden Spielleute des 10. Jahrhunderts ziehen! Wie weit überhaupt Lieder oder prosaische Erzählungen den lateinischen Chroniken und Gedichten unmittelbar vorlagen, ist sehr schwer zu bestimmen. Jede dialogische oder im einzelnen ausführliche und anschauliche Stelle der lateinischen Quelle schreibt K. alsbald der mutmafslichen Vorlage zu; hier könnte doch nur genaue stilistische Untersuchung im Einzelfalle vielleicht entscheiden, in wieweit der lat. Autor in seinem gewöhnlichen Stile sich bewegt oder unter dem Einflufs der deutschen Vorlage steht. Jedes also gewonnene deutsche Sätzchen wird aber weiterhin noch rhythmisiert, um den Schein stabreimender Verse zu wecken. Ganz müfsig aber scheint es mir zum klösterlichen Spottlied von Alfrads Eselin deutsch-stilistische Anmerkungen zu geben (S. 261). Wer bürgt dafür, dafs überhaupt hier jemals eine deutsche Vorlage bestand! „Sacerdos et lupus" (S. 264 irrtümlich „vulpes") und „unibos", obwohl französischen Ursprungs verdächtig, finden doch Aufnahme, weil der Märchenstoff später auch in Deutschland begegnet. Ich vermag das Recht hiezu nicht anzuerkennen, da aus späterem Vorkommen kein Beweis dafür erwächst, dafs die fragliche Geschichte im 10./11. Jahrh.

in Deutschland vorhanden war. Wollte man aber alle möglicherweise damals dort umgehenden Novellen und Märchen verzeichnen, so müfste dieses Stoffgebiet überhaupt anders, als eine Literaturgeschichte es erlaubt, abgesteckt werden.

Über das ags. Waldere-Fragment hatte Kögel 1, 241 die Vermutung aufgestellt, es sei auf Grund eines althochdeutschen Originals verfafst, und man dürfe darin Überbleibsel eines alemannischen Walthergedichtes des 8. Jahrh., desselben, auf das Eckehard durch Mittelglieder zurückgehe, erblicken. Dafs die sprachlichen Gründe für die ahd. Herkunft des ags. Waldere unzureichend sind, zeigte Kraus (Z. f. ö. G. 1896 S. 329 f.). Die Anm. auf S. 284 des zweiten Teiles rettet die Hypothese nicht. S. 323 u. 326 hebt K. selber die bedeutenden sachlichen Unterschiede zwischen Waldere und Waltharius hervor. An ein gemeinsames ahd. Urgedicht zu denken, ist keine Veranlassung trotz den S. 324 hervorgehobenen ähnlichen Wendungen und Gedanken, die in ihrer Allgemeinheit und mit Rücksicht darauf, dafs sie einerseits der Hildegyd, andererseits dem Walthari in den Mund gelegt sind, nichts beweisen. Wenn aber auch Waldere aus dem Spiel bleiben mufs, so ist doch die Frage nach Eckehards Quelle zu erheben. Müllenhoff dachte an ein stabreimendes Gedicht, Kögel setzt mit Recht ein Mittelglied an, trotz gelegentlicher Versuche der Rückübersetzung in ahd. Verse (vgl. namentlich S. 333; S. 297 wird ein Vers mit Anlauts- und Endreim zugleich vermutet!) wird S. 331 zugestanden, eine unmittelbare Stabreimvorlage müfste deutlicher durchbrechen. Die Schulaufgabe Eckehards war, eine Inhaltserzählung, vielleicht eine in lateinischer Prosa, in virgilianischen Hexametern zu bearbeiten. Soweit Stileigenheiten dieser Art und ausgesprochen christliche Anschauungen vorkommen, lassen sich die Zuthaten Eckehards leicht erkennen. Im Übrigen aber hält es schwer, bis in Einzelheiten hinein die Arbeit des Mönches so genau zu bestimmen, dafs seine unverfälschte mittelbare oder unmittelbare alemannische Vorlage, wenigstens ihrem Inhalt nach, wieder zu Tage tritt. Die Anm. auf S. 309 verstehe ich nicht. Walthari wirft dem Sachsen Ekivrid sein Kauderwälsch (celtica lingua) vor, d. h. der Hochdeutsche verspottet den Niederdeutschen, denn die Stelle ist doch zweiffellos vom Standpunkt des alemannischen Gedichtes des 9./10. Jahrh. zu verstehen. Kögel aber greift in die Urzeit der Sage zurück: Walther der Westgote und die Burgunden als Ostgermanen verstehen sich, der Sachse ist ihnen schwerverständlich! Um diese Deutung zu rechtfertigen, müfsten wir ein gotisch-burgundisches Gedicht des 5./6. Jahrh. vor uns haben, ein Gedicht, das vor die hds. Lautverschiebung fällt. Das Alter der Walthersage soll nicht bestritten werden, wohl aber die Berechtigung, Einzelzüge des Eckehardgedichtes, die sich leicht aus den Zeitverhältnissen erklären, auf künstliche und unnötige Weise in die Urzeit zurückzuschieben. Die ausführliche Inhaltserzählung gibt Kögel mehrmals Gelegenheit (z. B. S. 284, 286, 288, 292, 295), seine Ansicht über die Urgestalt der Sage und die späteren Zuthaten einfliefsen zu lassen. S. 335—40 steht eine treffliche Würdigung des Kunstwerts

des Waltharius. Mit Zarnke glaubt Kögel S. 341, dafs Bischof Pilgrim von Passau (971—91) eine lateinische Niederschrift des Inhaltes der Nibelungen durch seinen Notar Konrad anfertigen liefs. Aus dem Wortlaut der Klage wird vermutet, dafs diese Aufzeichnung eher in Prosa als in Versen geschah.

Der Ruodlieb wird sehr ausführlich (S. 342—411) behandelt. Wenn S. 410 der strenge Stil des Heldenalters im Waltharius dem höfischen Abenteuerroman Ruodlieb gegenübergestellt wird, so dient dieser Vergleich dazu, dem Leser eindringlich die tiefgehende Verschiedenheit der beiden Werke vorzuhalten. Die Behauptung auf S. 364, der Ruodliebdichter habe den Waltharius gekannt, wird aus den angezogenen Stellen meines Erachtens nicht bewiesen. Man vermifst charakteristische Stilähnlichkeiten, die doch allein zu einem solchen Schlusse berechtigen. Auf dem S. 409 versprochenen Nachweis, dafs der Ruodliebdichter auf die Entwickelung der deutschen Literatur in Bayern eingewirkt habe, mufs man gespannt sein. Wie sollte ein unmittelbarer Einflufs von dem unvollendeten vielleicht niemals in Abschriften verbreiteten lateinischen Tegernseer Klostergedicht des 11. Jahrh. ausgegangen sein (vgl. Seiler, Ruodlieb S. 79)? S. 402 steht eine beachtenswerte Bemerkung zu den Namenformen des Gedichtes. S. 401 versucht Kögel gegen Laistner eine neue Ansicht zur Geltung zu bringen, dafs nämlich die zwei Hauptstücke des Gedichtes, der novellistische und sagenhafte Teil aus zwei Werken desselben Dichters, aus einer jugendlichen und einer gereiften Arbeit zusammengeschweifst seien.

Bei dem grofsen Kapitel über die ahd. Prosa (S. 412—626) vermifst man besonders die literarhistorische Anordnung und Verarbeitung des Stoffes. Über die Grundsätze der Auswahl äufsert sich Kögel S. 417. Er ist sich dessen bewufst, dafs die Mehrzahl der Denkmäler literarisch wertlos ist, aber er will trotzdem eine Übersicht über das in letzter Zeit vielbearbeitete Wissensgebiet gewähren. So werden die erhaltenen Prosastücke nach einander einzeln durchgesprochen und einige Schlufsbetrachtungen allgemeiner Art angefügt. Kögel hat sich um die Glossenforschung hochverdient gemacht und die gesamte Prosaliteratur gründlich durchgearbeitet, so dafs wir eine Fülle feiner Beobachtungen und neuer anregender Gedanken antreffen. Freilich wird nur der Fachmann alle guten und neuen Gedanken herauszufinden und zu würdigen wissen. Die Bemerkungen zu den einzelnen Denkmälern sind meistens so gehalten, dafs sie ohne Kenntnis der wichtigsten vorhandenen Literatur unverständlich bleiben. Hier sollte auf den Leser einer Literaturgeschichte mehr Rücksicht obwalten, indem zunächst Berichterstattung und Aufklärung über die Hauptfragen stünde, erst in zweiter Linie, vielleicht in Form von kleiner gedruckten Anmerkungen die eigenen Untersuchungen des Vf. folgten. Man empfindet häufig auch ein Mifsverhältnis: die Abschnitte sind zu lang und zu kurz. Die Literaturgeschichte verlangt klare gemeinverständliche Schilderung der literarisch wesentlichen Thatsachen, die Einzeluntersuchung aber, in deren Form Kögel eigentlich vorgeht, erheischt doch

wiederum gröfsere Ausführlichkeit und genauere Begründung. So geschieht keiner Seite volles Genügen. Die fruchtbaren Ideen, nach denen die ahd. Prosadenkmäler für die literarhistorische Darstellung verwertbar erscheinen, sind dem Vf. keineswegs unbekannt, im Gegenteil er vermehrt sie noch. Aber statt leitende Gesichtspunkte abzugeben, verschwinden sie im einzelnen und haben leider auf die Darstellung gar keine Einwirkung gewonnen. Scherers geistvoller Aufsatz über den Ursprung der deutschen Literatur (bei Kögel S. 579 f.) wies der geschichtlichen Darstellung den Weg. Er knüpfte einen Teil der Denkmäler unmittelbar an die Kapitularien, an die von Karl d. Gr. ausgehenden Anregungen. Eine Kulturmacht, auf die Karl sich stützte, sind die Klöster. Kögel S. 579 spricht sehr richtig den Gedanken aus, dafs ein Denkmal mit dem Kulturboden seiner nächsten Heimat verwachsen sei. Also hat die Forschung nach Feststellung der Heimat eines Denkmals den Ursachen seiner Entstehung nachzuspüren. Die Bildungsstufe der Klosterinsassen überhaupt, ihre Bücherei, ihre Geneigtheit und Fähigkeit zur Befassung mit deutscher Sprache müssen hervorgerückt werden. S. 559 ff. erhebt Kögel gegen Müllenhoffs karlingische Hofsprache Einwände und setzt an ihre Stelle die Schriftsprachen der grofsen Klöster und Stifter. Dieser Gedanke will reiflich bedacht und erwiesen sein. S. 583 wird der ungeheure Vorsprung in der geistigen Kultur der Rheinlande gegenüber den alten germanischen Stammlanden betont. Das sind Aussichtpunkte, von denen aus ebensowohl wie von karlingischen Hofe aus ein Überblick versucht werden könnte. Wie anschaulich stellt z. B. Bächtold das Kloster St. Gallen in den Mittelpunkt der altalemannischen Kultur und Literatur. Die Klostergeschichte würde Licht und Leben in die wüste Masse der vielen kleinen ahd. Prosadenkmäler bringen. Aber so bleiben dem Leser die bewegenden Kräfte, welche die altdeutsche Literatur zum Leben weckten, verborgen. Der kurze „Rückblick“ (S. 577—85) ersetzt keineswegs die so wünschenswerte Gesamtdarstellung. Auch der Gehalt der ahd. Prosaliteratur wird meines Erachtens zu wenig anschaulich gemacht. Man möchte genauer und ausführlicher, als es S. 578 und an einigen gelegentlichen Stellen sonst der Fall ist, über die Art der Glosse, der Interlinearglossierung und Interlinearversion, über die beginnenden Versuche deutscher Satzfügung bis zum letzten Ziel stilgerechter Übersetzung belehrt werden. Man wüncht ein anschauliches lebensvolles Bild davon, warum, wo und wie, unter welchen Umständen und mit welchem Wissen die deutschen Mönche an ihre Arbeit gingen. Schliefslich war auch über den reichen kulturgeschichtlich wertvollen Inhalt des Glossenwortschatzes Einiges zu sagen. Wir erhalten jedoch nur einzelne, gewifs mitunter sehr wichtige Angaben über die grammatische Form der Glossenwörter. Nirgends aber ist der Versuch gemacht, das weit verstreute Material ernstlich zusammenzufassen. Wir bleiben stets in der Einzelforschung stecken.

Ich merke hier nur weniges besonders an. Bei Betrachtung der Sprache der malbergischen Glossen zur lex salica beobachtet Kögel S. 420 f. (vgl. auch S. 467) den Quantitätsunterschied zwischen ahd. langem, redu-

ciertem und kurzem Endsilbenvokal. Wenn Kögel S. 434 vor Schlüssen ex silentio auf sprachlichem Gebiet warnt, so mahnt er damit zur Vorsicht gegen viele von seinen eigenen Folgerungen (z. B. über den niederdeutschen Ursprung des Hildebrandslied, für dessen Stil hochdeutsche Belegstellen natürlich mangeln). Dem Übersetzer des St. Galler Realglossars spricht K. S. 438 jede Selbständigkeit für Auswahl, Reihenfolge und Inhalt der Glossen ab. Im sächsischen Taufgelöbnis ist die Form Saxnot (statt Safsnot) beachtenswert (S. 447), nach K. eine friesische Sprachform. Ganz neue Gedanken bringt K. zur Isidorgruppe vor. Er leugnet ihren Zusammenhang mit dem Hofe Karls. Wir haben keine rheinfränkischen, sondern lothringische Denkmäler vor uns, die schon um 770 nicht erst um 790 verfafst wurden. Die Isidorübersetzung ist das älteste ahd. Sprachdenkmal überhaupt, von einigen wenigen Glossen abgesehen. Die Sprachform ist allerdings sehr altertümlich und die Vorzüge des Stiles und der Gelehrsamkeit des Verfassers sind um 770 nicht wunderbarer als um 790. Hier wie dort steht er auf sich selber ohne Vorbild. Die Matthäusübersetzung schreibt K. jetzt S. 480 einem Schüler des Isidorübersetzers zu. Die Bemerkung auf S. 523, dafs „die mehrfach belegte (?) ahd. Nominativform Ziu die Herleitung des Wortes aus dem Stamme d e i v o nicht zulasse, weil sie dann Zīo heifsen und die Nebenform Zī haben müfste", verstehe ich nicht. Unter Verweis auf Braune ahd. gr. § 108 Anm. 2, § 43 Anm. 6 setzt Bremer die Nominative ahd Zio und Zī an. Die fragwürdigen C y u u a r i kann man als Zî-wari fassen und aufserdem wäre Ziu als Nebenform von Zio möglich wie h a r u k n i u neben h a r o k n i o (Braune § 203 Anm. 1). S. 546/54 wird eingehend Jostes Ansicht, dafs die sächsische Beichte nach Hildesheim, nicht nach Essen gehöre, widerlegt. Über Notkers Stil handeln die letzten Seiten des Buches (618—626). Kögel nennt Notker „einen der gröfsten Stilkünstler unsrer gesamten Literatur". Begründet wird diese Behauptung mit dem Hinweis darauf, dafs Notkers Sprache vielfach in poetischen Wendungen sich bewegt. Er kennt ja deutsche Gedichte und zitiert sie gelegentlich. Er gab sich aber auch den dichterischen Einwirkungen willig hin und bildete an der Poesie seine Prosa. An pathetischen Stellen soll Notker geradezu zum Verse greifen und vom Schmucke des Endreims Gebrauch machen. S. 619 stehen einige Beispiele; eines hat auch Kelle, Literaturgeschichte S. 250. Die Untersuchung müfste in viel gröfserem Mafsstab geführt werden, um sichere Entscheidung zu gewähren. Reime bieten sich zumal bei den vollen ahd. Endungen in Menge zufällig und unbeabsichtigt dar und die Sprechtakte im Deutschen, besonders in feierlicher Rede, teilen den Satz in Wort-Gruppen, die mit den Verstakten Ähnlichkeit haben. Aber da darf man noch lange nicht an bewufsten oder unbewufsten Versbau denken. Was K. S. 619 unten abteilt, ist m. E. reine Prosa ohne jede poetische Absicht. Von Versformen und Versrhythmus bei Notker kann ich mich nicht überzeugen, nur von rhetorischem Tonfall. Der Beweis unmittelbarer poetischer Einwirkung könnte aus dem Stil erbracht werden. Man müfste viele und deutliche Spuren vom

epischen Formelwerk und von dichterischer Wortstellung vorfinden, dafür bringt K. S. 623 aber nur dürftige Belege. Von den „Stabreimen" (S. 619 ff.) ist ein grofser Teil zufällig und wird sich dem modernen Übersetzer von selber ebenso darbieten. Im Übrigen aber kommen die Stäbe vor, die einmal der deutschen Sprache überhaupt eigen sind, nicht blofs dem, der die Stabreimdichtung kennt. Notkers lateinische Vorlagen sind zum Teil hochpoetisch. Hier mag die Hauptquelle und Auregung seines poetischen deutschen Stiles zu suchen sein. Man kann sich nicht recht vorstellen, wie ein St. Galler Mönch im 10. und 11. Jahrh. aus deutschen Gedichten eine so starke unmittelbare belebende Wirkung erfuhr, wie K. annimmt. Die kühne bilderreiche Sprache, „den unverfälschten Ausdruck des damaligen deutschen Sprachbewufstseins, freilich in veredelter Gestalt" (Bächtold, schweiz. Literaturgeschichte 67) wollen wir Notker gewifs nicht abstreiten, aber man mufs bei Bestimmung der Wurzeln, aus denen Notkers Stil hervorging, vorsichtiger verfahren. Man empfindet gerade infolge Kögels gewifs dankenswerter Anregung den Mangel einer umfafsenden Untersuchung über Notkers Stil. Vielleicht würde seine Kunst dann doch als die Frucht eigentümlicher Veranlagung und gelehrter Studien, nicht aber als Einwirkung deutscher Dichtung erscheinen. Notkers Forschungen über die deutsche Sprache, seine Satzphonetik, sollten auch erwähnt sein. Die Literaturgeschichte mufs doch alle Züge hervorheben, die einen Autor charakteristisch auszeichnen. Die Zeittafel auf 627—30 hebt die der Darstellung beider Bände zufolge wichtigsten Daten hervor. Kögel nahm keine Veranlassung, einige der von der Kritik besonders angefochtenen und meines Erachtens auch widerlegten Behauptungen an dieser Stelle bei Seite zu legen. Der Hinweis auf 4000—3000 v. Chr., auf den Rig-veda scheint mir müfsig, besser wäre das 4./3. vorchristliche Jahrhundert bezeichnet worden als die Entstehungszeit des neuen germanischen Hochtons und damit der Voraussetzung für die urgermanische Dichtform, den Stabreim. Ich glaube, damit wäre immerhin mehr gesagt als mit der Behauptung einer dem Rigveda „gleichzeitigen" chorischen Poesie der Germanen. Das Register (631—49) ist namentlich unter den Schlagwörtern Allitteration, Metrik, Flexions- und Lautlehre von Belang, indem man daraus einen zusammenhängenden Überblick über die der Darstellung fortwährend eingeschalteten grammatischen und metrischen Beiträge des Vf. gewinnt. Einige wichtige Wörter stehen auch noch besonders verzeichnet. Kögels Buch wird ja gerade auch um seines nicht literargeschichtlichen Inhaltes willen viel benutzt werden.

Unser Gesamturteil über Kögels grofses Werk lautet auf Grund obiger Ausführungen dahin, dafs allerdings gegen die Gesamtanlage wie gegen die Ausführung im einzelnen Bedenken erhoben werden müssen. Aber darüber darf man die grofsen Vorzüge nicht vergessen. Das Buch zeugt überall von warmer Begeisterung, die der Vf. auch auf den Leser zu übertragen versteht. Wenn wir auch neue grofse leitende Gesichtspunkte der literarhistorischen Darstellung vermissen, wenn keinerlei neue Quellen von Belang eröffnet und verwertet werden,

so bietet sich doch für die Erforschung der einzelnen Denkmäler eine Menge neuer fördernder und anregender Gedanken. Auch dort, wo die Hypothesen zum Widerspruch reizen, rücken sie doch die Denkmäler in neue Beleuchtung und führen vielleicht mittelbar manche Fragen der Lösung näher. So wird z. B. Kögels Abhandlung über das Hildebrandslied, selbst wenn ihr Schlufsergebnis, die niederdeutsche Herkunft des Gedichtes, hinfällig würde, doch zu den wertvollsten neueren Erklärungsschriften zählen. Das Buch, namentlich der zweite Teil, ist gleichsam eine Sammlung von Abhandlungen über alle ahd. Sprachdenkmäler. Der Leser wird mitten in die Untersuchung hinein geführt, er lernt beobachten und wird zur Beschäftigung mit den einzelnen Werken gedrängt. Die freilich etwas allzu sehr ausgedehnten grammatischen und metrischen Ausläufe haben auch insofern ihre gute Seite, als sie zeigen, wie man derlei Beobachtungen für die Literaturgeschichte anstellen mufs. Sie besitzen methodischen Wert. Kögels Literaturgeschichte lehrt auch gerade für das einzelne Denkmal Literaturforschung. Dafs überall der neueste Stand der Wissenschaft gewahrt wird, versteht sich von selbst.

Rostock, Okt. 1897. W. Golther.

Dr. H. Jantzen. Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. (Samml. Göschen No. 79). Lpz. Göschen 1898. 137 S. 80 Pfg.

Vorliegende Nummer ist in ihrer gedrängten Gestalt sicher vielen willkommen. Nicht alle, die deutsche Sprachgeschichte studieren wollen, können eine Vorlesung über Gotisch hören. In dem Bändchen, das Jantzen geliefert hat, ist enthalten, was die Mehrzahl derer braucht, die Gotisch lernen wollen (von anderen Nummern von Göschens Sammlung kann man das nicht sagen). Die Grammatik, natürlich frei nach Braune bearbeitet, ist kurz und dabei klar (50 S.), es folgen Texte mit Übersetzung und grammatischen, sehr ausführlichen Erläuterungen. Für die zweite Auflage wären ein paar Änderungen zu empfehlen. So dürften die sehr unsicheren Deutungen der got. Runeninschriften wegbleiben. § 5 ist, wie § 7, übersehen, dafs Abfall von a, i nur vor Vokalen stattfindet. Die Fassung "Ursprünglich auslautendes i u. s. w." § 7 ist unglücklich, i lautet doch z. B. in kuni nicht ursprünglich aus. § 10 idg. ī ist im Lat. nicht immer ē, sondern der Regel nach ī. — Die germ. Spiranten gehen doch nicht, wie § 21. 1, angibt auf griechische Spiranten zurück? § 24 ist es nicht recht treffend, wenn es heifst, der Dual sei in der got. Deklin. 'nicht mehr vollständig'; er ist hier doch eigentlich so gut wie gar nicht vorhanden. In § 71 wird es manchem Anfänger nicht klar sein, dafs sijan zur Wurzel -es- gehört. Zu got. plats gehört doch wohl das oberd. Pletz, pletzen (Flickflecke aufsetzen). Der "angewucherte" Dental in mhd. vert dürfte nicht nach jedermanns Geschmack sein. Dänisch kvæde gehört nicht unmittelbar zu quiþan, es wäre got. queþian. Im Wortverzeichnis würden

besser die Texte nach Seite und Zeile zitiert. Zu loben ist die Aufnahme des bekannten Epigrammes der Anthologie.

Ed. Schauenburg und Rich. Hoche, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen. I. Teil bearb. von R. Hoche, 5. vermehrte Auflage bes. v. H. Rinn. Essen, Baedeker 1897. In Leinw. geb. 4,50 M.

Der preufsische Gymnasiallehrplan hat bekanntlich das Altdeutsche aus der Schule ausgeschlossen. Dennoch gibt es mehrere preufsische Lesebücher, die ganz oder vorwiegend dem Mittelhochdeutschen gewidmet sind. Wenn das von Hoche nunmehr die 5. Auflage erlebt hat, so spricht das mit wünschenswerter Deutlichkeit für die Unentbehrlichkeit des Mhd. Der Inhalt des hier zu besprechenden Bandes ist viel reicher als der unseres bayrischen Englmann. Nicht nur dafs auch das Althochdeutsche und Altsächsische vertreten ist: auch im Mhd. ist z. B. Wolfram, Gotfried von Strafsburg und die Prosa (Joh. Tauler), der Meistergesang, das alte Volkslied, Reineke Vos und die Literatur des ausgehenden 15. Jahrhunderts berücksichtigt. Das letzte Drittel enthält Werke des 16. Jahrhunderts. In Bayern sind schon Stimmen laut geworden, dafs das Englmannsche Lesebuch zu umfangreich sei. In Preufsen ist man umgekehrt der Ansicht, dafs dem Lehrer und Schüler ein gut Stück Texte mehr, als in der Klasse gelesen werden können, in die Hände zu geben sei, damit der Literaturunterricht durch Privatlektüre ergänzt und belebt werden könne. Die Anmerkungen zu den Texten dürften in Hoches Buch etwas reicher sein, zumal eine Syntax der kurzen (aber die Formenlehre erschöpfenden) Grammatik nicht beigegeben ist. Die althd. und as. Texte sind mit Übersetzung versehen, die an einigen Stellen etwas genauer sein dürfte. Am Schlufs des Buches ist eine kurze Übersicht über die ältere deutsche Literatur gegeben, die zu rascher Belehrung und Wiederholung geeignet ist. Das Wörterbuch ist gedrängt, aber genügend.

Würzburg. O. Brenner.

Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt von Dr. Otto Weddigen. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden 1895. Verlag von Heinrich Lützenkirchen. Preis brosch. 5 M., geb. 6 M.

Die erste Ausgabe des vorliegendes Buches (München 1884. D. W. Callwey) hat in der Presse eine ungemein freundliche Aufnahme gefunden und ist, wie der Verfasser mit Genugthuung konstatiert, trotz der „hohen Anzahl von Exemplaren“, in der sie erschienen war, verkauft worden. Man möchte dem Verfasser diese Genugthuung auch gerne gönnen; denn sein Thema war so reizvoll und vielverheifsend,

dabei aber so schwierig und unerschöpflich, daſs man auch für den bloſsen Versuch, es zu bewältigen, dankbar sein müſste, wenn er nur einigermaſsen seine Aufgabe richtig angefaſst und wenigstens in den Grundzügen gelöst hätte. Nun stehen wir zwar nicht an, bei dem vorliegenden Buche eine groſse Belesenheit des Verfassers in der Literatur der Volksdichtung anzuerkennen; die Art ihrer Verarbeitung aber müssen wir als gänzlich verfehlt bezeichnen. Durch bloſsen Sammelfleiſs kann man so bedeutsame wissenschaftliche Aufgaben nicht lösen, und wenn dann gar die Rücksicht auf einen „weiteren Leserkreis“ in so ungeschickter Weise hinzukommt, so ist das Resultat nur gar zu leicht eine naive Buchmacherei, die weder für die Wissenschaft noch für den gebildeten Laien Wert hat. Weddigens historische Methode ist ungemein einfach. Er gibt als Einleitung eine Übersicht über die Entwickelung des deutschen Volksliedes von den Berichten des Tacitus an bis in unsere Zeit, eine Einleitung, die nichts enthält, was nicht jeder Freund der vaterländischen Literatur schon längst wüſste, und die auch durchaus keine selbständige neue Auffassung weder im ganzen noch im einzelnen aufweist. Dann aber beginnt die „eigentliche Darstellung“. Die Eigentümlichkeit dieser Darstellung ist, daſs sie in der pedantischesten Weise die Volksdichtung rubriziert und klassifiziert, sodaſs jegliches Teilchen für sich allein behandelt und der innere Zusammenhang möglichst aufgehoben wird. Da wird nicht bloſs die Volksdichtung in lyrische, epische und dramatische eingeteilt, sondern da „zerfällt“ das Volkslied in 1. das kirchliche, 2. das historische, 3. das erotische und 4. das sociale. Diese „Gattungen“ der Volkslieder werden aber wieder in „Klassen“ zerlegt, sodaſs z. B. das erotische Volkslied in Lieder des Glückes, der Sehnsucht, der Treue, des Abschieds und als „letzte Klasse“ (sic! S. 185) Lieder der Untreue zerfällt. Daſs bei diesem abgeschmackten Übertreiben des an sich gewiſs lobenswerten Strebens nach einer klaren Disposition jede Möglichkeit, den feineren Regungen der Volksseele nachzuspüren, aufgehoben ist, versteht sich von selbst. Die Volksdichtung läſst sich nicht so trocken in ein Schema ordnen wie staubige Akten; wer ihre Entwicklung schildern will, muſs vor allen Dingen darauf achten, das Leben des Volkes zu verstehen und seinen Wandlungen nachzugehen, und dann aufzuweisen, wie das Volkslied der notwendige Ausdruck des innersten Wesens des Volkes ist und ein treues Spiegelbild von Freud' und Leid des Volkes zu den verschiedenen Zeiten des Glückes oder Unglücks. Dann wird sich auch eine Darlegung der historischen Entwicklung des Volksliedes ermöglichen lassen, von der man bei Weddigen keine Spur merkt, da seine Darstellung nur ein groſser Schrank mit Schubfächern ist, wo zu jeder Etikette einige Beispiele ziemlich wahllos zusammengetragen sind.

Wir dürfen uns aber nicht damit begnügen, die Anlage des Buches als verfehlt zu bezeichnen, da es ja doch trotz seiner langweiligen Trockenheit, die der Poesie nirgends gerecht wird, und seiner kleinlichen Klassifizierung, die eine durchaus ungeschichtliche Anschauungsweise verrät, durch den Reichtum seines dargebotenen

Materials einen gewissen Wert als Vorarbeit für spätere Nachfolger beanspruchen könnte. Leider ist aber trotz seiner Belesenheit die Zuverlässigkeit Weddigens im einzelnen so gering, dafs man auch in dieser Beziehung sein Werk nur mit der äufsersten Vorsicht gebrauchen kann. Sollte man es für möglich halten, dafs hier (S. 71 unten) Huttens berühmtes „Ich habs gewagt mit sinnen“ als ein Volkslied auf den ritterlichen Sänger bezeichnet wird! Und derlei Nachlässigkeiten — Unwissenheit kann man doch bei solch allbekannten Dingen kaum annehmen — finden sich in einer Häufigkeit, die, so unglaublich es ist, doch als zweifellos erscheinen läfst, dafs Weddigen wirklich sie geschrieben hat. Namentlich seine unglückselige Klassifizierung der Gedichte spielt ihm da manchen bösen Streich. Er hat nämlich die sehr bequeme Methode, die „volkstümlichen“ Lieder d. h. die Gedichte eines „Kunstdichters“, die Gemeingut des Volkes geworden sind, einfach damit abzuthun, dafs er am Schlusse jedes Kapitels eine chronologische Aufzählung der in die jeweils behandelte „Klasse“ einschlägigen Lieder anhängt. Man glaubt aber denn doch, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, wenn man da unter den „Liedern des Liebesglücks und der Liebessehnsucht“ (S. 180) liest: „Wenn ich ihn nur habe, wenn er nur mein ist. Von Hardenberg (Novalis)“; ebenda: „Ich weifs nicht, was soll es bedeuten. Von Heine“; bei den „volkstümlichen Naturliedern“ (S. 195): „Wie herrlich leuchtet uns (sic!) die Natur. Von Goethe“; bei den „volkstümlichen Abschiedsliedern“ (S. 184): „Nun verlafs ich diese Hütte. Von Goethe“ und „Nur wer die Sehnsucht kennt. Von Goethe“ bei den Trinkliedern (S. 201): „Bei einem Wirte wundermild. Von Uhland“ u. s. w. Weddigen scheint immer nur die erste Zeile der Gedichte gelesen zu haben; nur so kann Uhlands „Wirt“, der doch ein Apfelbaum ist, zu den Weinliedern, nur so Hardenbergs mit so wunderbarer Innigkeit angebeteter Jesus unter die Liebeslieder geraten sein; da genügt auch Goethes „Verlassen“ der Hütte oder das Wort „Sehnsucht“, diese Gedichte zu den Abschiedsliedern zu stellen, und das Wort „Natur“, sein entzückendes Liebesgedicht bei den Naturliedern einzureihen. Kann man aber eine solche „Geschichte der deutschen Volksdichtung“ überhaupt noch ernst nehmen? Jedenfalls kann es einen nicht wundern, dafs das Buch auch sonst reich ist an Inkorrektheiten, die man nicht blofs als Druckfehler bezeichnen kann, wenn z. B. Hoffmanns von Fallersleben Gedicht „Trink Kamerad!“ auf derselben Seite sowohl bei der Jahreszahl 1826 wie 1829 angeführt ist (S. 202), wenn Geibels „Gute Nacht“ citiert wird: „Schön (sic) fängt es an zu dämmern“ (S. 197) u. dergl. m. Denn alle diese Dinge finden sich nicht nur in der „verbesserten“ zweiten Auflage des Werkes, sondern schon in der ersten.

Bei dieser Beschaffenheit des ganzen Buches lohnt es sich natürlich nicht, im einzelnen mit den oft recht sonderbaren Aufstellungen des Verfassers zu rechten, wenn er z. B. (S. 9 ff.) unter der geschmackvollen Überschrift: „Rückkehr zur Volksdichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und die Beziehungen unserer klassischen u. s. w. (sic!) Dichter zu ihr“ nichts weiter als eine Seite über Herder und acht

Zeilen über seine Nachwirkungen gibt, wenn er (S. 17 ff.) Heines Beziehungen zum Volksliede ganz unverhältnismäfsig breit behandelt, ohne dabei aus der kleinlichsten Parallelensucht herauszukommen, wenn er alle möglichen Gedichte von Goethe wie z. B. auch „Füllest wieder Busch und Thal" u. a. als „volkstümlich" erklärt, weil sie eben von Goethe sind, über die inneren Beziehungen desselben zur Volksdichtung aber gar nichts zu sagen weifs, sondern nur (S. 13 ff.) als Beleg dafür Äufserungen des alten (!) Goethe zusammenstellt u. s. f. Wie bei dieser Besprechung Goethes müssen übrigens meistens Citate aushelfen, wo es gilt, eine zusammenfassende Charakteristik oder eine Definition oder dergl. zu geben, sei es nun, dafs da die Brüder Grimm oder Uhland oder Gervinus oder sonst wer aus der Verlegenheit helfen müssen. Aber Weddigen erkennt auch gerne die Verdienste solcher Vorläufer an, wie seine wohlwollende Bemerkung über die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm beweist, die er (S. IX) als „ein sehr zu empfehlendes Volksbuch!" bezeichnet. Am liebsten freilich citiert er sich selber; nicht blofs seine verschiedenen „gelehrten" Arbeiten zur deutschen Literaturgeschichte findet man gewissenhaft benutzt und angeführt, er dekretiert auch für einige seiner Gedichte (S. 197, 211 u. a.), dafs sie in den Volksmund übergegangen sind und ist dabei so gewissenhaft, auch die Komponisten zu nennen, die bei anderen Dichtern von ihm fast nie angeführt werden. Nun, diese „Verbesserung und Vermehrung" gegenüber der ersten Auflage ist ja recht unschuldiger Natur; leider stehen ihr keine anderen eingreifenden Änderungen zur Seite, sondern sind, wie gesagt, alle Fehler der ersten auch in die neue Ausgabe übergegangen, wobei nur die Zahl der angeführten „Klassen" des Volksliedes unfruchtbarerweise noch vermehrt wurde. Weddigens „Geschichte der deutschen Volksdichtung" ist eben auch in ihrem neuen, etwas stattlicheren Gewande ein in Anlage und Ausführung gleich verfehltes Werk geblieben.

Wer aber unsere Verurteilung zu scharf findet oder glaubt, dafs es Zeitvergeudung war, sich so eingehend mit einem so wertlosen Buche zu befassen, möge bedenken, dafs es gegenüber der aufdringlichen Reklame für das Werk, das anspruchsvoll die Berücksichtigung der Fachleute herausfordert, doch notwendig ist, einmal gründlich gegen diesen arroganten und gefährlichen Dilettantismus vorzugehen. Von günstigen Besprechungen und Empfehlungen, in denen Weddigens Buch als ein „vortreffliches, gründliches und übersichtliches Werk" gepriesen wird, hat ja der Verleger der 2. Auflage eine stattliche Auswahl als Anhang beigefügt; möge er bei einer nochmaligen Ausgabe auch die vorstehenden Zeilen berücksichtigen!

München. **Erich Petzet.**

A. Winter: Wörterverzeichnis. Nach der in Bayern amtlich eingeführten Schreibweise bearbeitet. München 1898. Piloty u. Löhle. 51 S. Preis 40 Pfg.

Unter Bezugnahme auf unsere Besprechung des Winter'schen



Orthographiebuches im vorigen Bande dieser Blätter (S. 305 ff.) sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, dafs nunmehr das mit dem Orthographiebuche und der deutschen Grammatik verbundene Wörterverzeichnis in erweiterter und wesentlich vervollständigter Form gesondert erschienen ist. Es ist zugleich zu einem praktischen Ratgeber in allen zweifelhaften Fällen der Schreibung und Beugung ausgearbeitet. Besondere Aufmerksamkeit ist der Schreibung der Substantiva mit grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben in Verbal- und Präpositionalverbindungen gewidmet; diese werden bei den betr. Substantiven immer möglichst vollzählig aufgeführt. Auf S. 3—6 werden in kürzester Form einige Bemerkungen über Silbentrennung, Interpunktion u. s. w. vorausgeschickt.

Das Büchlein wird in Schule und Haus, im Geschäftszimmer und in der Amtsstube gleich willkommen geheifsen werden. Den Schülern allerdings, die mit der Winter'schen Grammatik ausgestattet sind, wird man es kaum zumuten dürfen, nun auch noch das „vollständigere" Wörterverzeichnis zu kaufen. Das einzig Richtige wäre es, dieses selbst den künftigen Auflagen der Grammatik beizugeben.

München. P. Schwab.

Cornelius Nepos für Schüler von Dr. Joh. Siebelis, 12. Auflage von Dr. Otto Stange, Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Die Neubearbeitung, welche 12 Jahre nach dem letzten Erscheinen dieses trefflichen und mit Recht geschätzten Schulbuches und zehn Jahre seit dem Tode des Professors Dr. Jancovius, des Besorgers der siebenten bis elften Auflage, uns nun vorliegt, zeigt mannigfache Veränderungen. Weniger ins Gewicht fallen von diesen die auf den Text bezüglichen; zu den aus pädagogischen Rücksichten zu streichenden (oder zu ändernden) Stellen sollte vielleicht auch Alcib. 11,5 (rebus veneriis deditos) und Epam. 4,1 (quem tum plurimum diligebat) genommen sein. Dem Texte sind allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, welche die Übersetzung und das Verständnis der Ausdrucksweise bei Nepos erleichtern sollen; auf diese wird in den Anmerkungen auch immer verwiesen, während alle sonstigen Verweisungen im Kommentar ausgemerzt sind. Neu sind in den Anmerkungen — nicht am Rande — die Inhaltsangaben zu den einzelnen Kapiteln — eine Neuerung, auf die Ref. lieber verzichten möchte. Der Kommentar, wie bisher unter dem Texte stehend, zeigt überall, nach der sachlichen und sprachlichen Seite, die bessernde Hand des Bearbeiters; über die Grenze des als Erleichterung noch Zulässigen liefse sich in manchen Fällen streiten. Dafs manches knapper gefafst wurde, zeigt sich schon an dem etwa um Bogenstärke geringeren Umfange des Buches, das nicht mehr aufgenommene Register zu den Anmerkungen nicht eingerechnet. Eine neue Zugabe sind auch die 3 Karten von Griechenland, Vorderasien und den Besitzungen der Römer und Carthager im Zeitalter der punischen Kriege.

München. J. Wismeyer.



Prammers Schulwörterbuch zu Caesars Bellum Gallicum. Bearbeitet von Dr. Anton Polaschek. 2. Aufl. Mit 61 Abbildungen und Karten. Preis geb. 2 M. Leipzig. Verlag von G. Freitag. 1897. VIII und 237 Seiten.

In unsern Spezial-Wörterbüchern macht sich eine Neigung zum Bessern geltend; das treffliche Homer-Lexikon von Dr. G. Autenrieth hat — Gott sei Dank — Schule gemacht. Das mir zur Anzeige vorliegende Büchlein bringt dafür den Beweis. Was der Herr Verfasser in der Vorrede verspricht, das Prammer'sche Schulwörterbuch noch schulmäfsiger gestalten zu wollen, hat er gehalten: Das Wörterbuch entspricht durchaus den Bedürfnissen der Schüler, welchen Caesars bellum Gallicum zur Lektüre in die Hand gegeben wird. Dafs es vollständig ist, und nicht leicht ein Wort vermissen läfst, braucht als besonderer Vorzug kaum hervorgehoben zu werden, nachdem Menge-Preufs und Meusel zur Benützung vorliegen. Erwähnenswert aber ist die übersichtliche, durch gesperrten Druck kenntlich gemachte, sorgfältige Entwicklung der Bedeutung in den einzelnen Wörtern. Anerkennen mufs man auch das Mafshalten in Übersetzungshilfen und die genügende, aber nicht überreiche Angabe von Citaten. Die Beifügung von Schlachtenplänen, die durchweg gelungene und saubere Zeichnung von Angriffsbauten und Belagerungswerken, von Waffen, Rüstungen und sonstigen archäologisch wichtigen Dingen finde ich lobenswert, besonders da hiebei vielfach die Relief-Darstellungen der Trajanssäule und sonstige aus dem Altertum stammende, wirklich belehrende Überreste als Vorlagen benützt wurden. Das sind lauter Beigaben, die den strebsamen Schüler anregen, den denkenden belehren und selbst dem gleichgiltigen Freude machen.

Betrachten wir dann die eigentliche, dem Schüler an die Hand gehende Arbeit genauer, soweit sie unabhängig von den oben erwähnten Wörterbüchern erscheint, so verdient des Verfassers kundiger Blick, einfache Darstellung und verständlicher Ausdruck eine freundliche Beurteilung; es war ihm darum zu thun, Gutes zu schaffen, nicht einfach zusammenzutragen. Die Beifügung von Stämmen oder stammverwandten Wörtern (im Anschlufs an Stowasser) hat meinen Beifall, wenn und soweit sie sich auf zuverlässige und auch dem Verständnis des Knaben erreichbare Angaben beschränkt; Formen, die der Junge nicht erfassen kann, die ihn zum skeptischen Lächeln oder zu ungläubigem Kopfschütteln reizen, sollten nicht beigefügt werden; damit gewinnt er nicht an Einsicht. Wenn bei video auf *ϝιδ* und *οἶδα* hingewiesen wird, gut! Was hilft aber bei voco der Hinweis auf *εἶπον*, *ἔπος* und *ϝεπ*? Das belehrt nicht, sondern verwirrt, weil es zu viel von ihm verlangt; in solchen Dingen ist weniger, aber sicher und schlagend — mehr. Indes ist das eine Sache, worüber man streiten kann. Daher wende ich mich vom Allgemeinen zu den Einzelheiten, obwohl ich weifs, dafs es da erst recht schwierig ist, völlig einig zu werden.

Manchmal wird es den Schülern doch gar zu leicht gemacht:

abditus als Participium zu abdere mufs jeder Schüler dieser Altersstufe selber kennen; daher wäre dies besonders aufgeführte Participium (und noch manche andere) wohl besser beim Stammverbum untergebracht. Man soll die Denkfaulheit auch im Schüler-Wörterbuch nicht pflegen. Wenn beim verbum angegeben ist: magna cum contumelia verborum unter lauten Schmähungen, so scheint der Inhalt des Ausdrucks kaum erschöpfend ausgeführt; denn contumelia verborum bedeutet schon „laute Schmähungen"; magna contumelia verborum sind also „bittere, grobe Schmähworte"; vaginam avertere soll heifsen „verbiegen"; bei avertere ist ganz richtig erklärt: verschieben. Bei castra ist c. munire übersetzt: ein festes Lager schlagen, während bei munire nur „befestigen, verschanzen" angeführt und castra beigefügt wird. Derartige Ungenauigkeiten sollten in einem Schüler-Wörterbuch am wenigsten vorkommen. Für falces laqueis avertere gibt der Verfasser die Bedeutung „auffangen"; richtiger wäre wohl „abfangen". Bei coniectura lesen wir: conicere übtr. „zusammenbringen", „kombinieren"; letzteres Wort ist nicht deutsch und auch nicht verständlicher als das zu erklärende selber. Bei Caburus ist nur hingewiesen auf Valerius; genauer und für den Schüler zeitsparender wäre V. 3. Der Kopf des Apollo Belvedere und des Mars und ein beliebiger bekleideter Gallier hätten auch genügt; die drei Ganzfiguren mit dem Feigenblatt sind für Buben in dem Alter nur zu leicht eine Verlockung zum — Unfug. Wie säuberlich verfährt in dieser Beziehung Autenrieth! Was mich noch verdriefst, das sind die grofsen, schweren Maschinen mit Achschen und Räderchen, wie sie unsere kleinen Knaben an ihren Wägelchen besitzen. Ein aries, eine testudo kann nicht anders als auf Rollen und Walzen vorwärts kommen.

Doch genug davon! Es sind Ausstellungen, welche wenig Gewicht haben, Kleinigkeiten, die den Pädagogen beschäftigen. Aber eben weil der Verfasser sonst so gut versteht, wie wichtig oft „Kleinigkeiten" in der Schule sind, glaubte ich meine Anliegen vorbringen zu sollen; keineswegs soll damit dem Werte des Büchleins zu nahe getreten werden. Noch eine Bemerkung: Wäre es nicht förderlicher und zeitsparender für den Schüler, wenn die Bilder nach Seitenzahlen statt nach den Nummern der Reihenfolge zitiert würden?

Um endlich auch auf das Äufsere zu kommen, so ist der Druck vorzüglich, die Genauigkeit der Korrektur tadellos, das Papier, wie es sich von einer erprobten Schulbuchhandlung nicht anders erwarten läfst, rein, glatt und gut. Auch der Leinwand-Einband erscheint abgesehen von der leicht schmutzenden Farbe hübsch; doch sind die ersten Bogen zu hart geheftet und werden deshalb bald in die Brüche gehen.

Zum Schlusse glaube ich mich kurz so fassen zu dürfen: Das Werkchen verdient Eingang in die Schule und wird ihn finden.

Neustadt a/A. J. C. Laurer.



Ausgewählte Stücke aus Livius' vierter und fünfter Dekade v. Prof. Märklin, Stuttgart und Rektor Dr. Treuber, Tübingen. Stuttgart, Kohlhammer 1898.

Der Zweck dieser Auswahl ist, auch jene Partien des Livius, die beim Schulbetriebe gewöhnlich abseits liegen bleiben, für die Lektüre verwendbar zu machen. Dafs für die Schule ein Bedürfnis hiezu bestand, möchte ich nicht bejahen. Der schönste und für unsere Jugend interessanteste Teil des erhaltenen livianischen Geschichtswerkes ist und bleibt das bellum Hannibalicum. Stoff ist da bei den wechselnden Klassen in reichem Mafse vorhanden. Führt jedoch ein Lehrer fast Dezennien lang, wie es vorkommt, dieselbe Klasse, dann ist es wohl begreiflich, wenn er für sich etwas Abwechslung sucht.

Meine Ansicht über Ausgaben, die nach dem Geschmack des Verfassers zusammengezogen und gekürzt sind, habe ich schon bei Besprechung der von Prof. Dr. Vollbrecht aus der dritten Dekade gemachten Auswahl S. 466 des letzten Jahrg. dargelegt und fühle mich durch vorliegendes Büchlein hierin nur bestärkt.

Dasselbe enthält auf 103 Seiten das den H. H. Verf. aus den 1 1/2 Dekaden Passende. Fufsnoten sind teilweise recht reichlich beigegeben, ebenso öfters verbindender deutscher Text und ein ausreichend scheinendes geograph.-hist. Register. Die (jetzt vielfach modische) Schülerpräparation hiezu wird in Aussicht gestellt. (Warum nicht auch eine Schulübersetzung?)

Druck und Ausstattung sind eines Schulbuchs würdig.

Würzburg. Dr. Baier.

Jul. Lattmann, Geschichte der Methodik des Lateinischen Elementarunterrichts seit der Reformation. Eine spezialistische Ergänzung zur Geschichte der Pädagogik. Göttingen 1896. VIII, 462 S. 8 Mk.

Lattmann, der Verfasser einer unserer besten lateinischen Grammatiken, bietet in dem vorliegenden verdienstlichen Werke eine willkommene Ergänzung zu Ecksteins „latein. Unterricht“, indem er darauf ausgeht, „aus der grofsen Menge diejenigen pädagogischen Persönlichkeiten, Kundgebungen und Schulbücher herauszugreifen, die geeignet und genügend erscheinen, die einzelnen Entwicklungsphasen zu repräsentieren.“ Es wird dadurch dem zur Zeit bei uns bestehenden Mangel an einer Sammlung der in Deutschland seit der Reformation in den Lateinschulen gebrauchten Schulbücher (nach dem Muster des von Buissot für Frankreich herausgegebenen: Musée pédagogique et Bibliothèque centrale de l'enseignement primaire. Fasc. 3 Repertoire des ouvrages pédagogiques du XVIe siècle) in dankenswerter Weise einigermafsen abgeholfen. Wollen wir nun an der Hand dieser 'Monumenta inferiorum scholarum Latinarum didactica excerptim proposita' einen kurzen Gang durch die Geschichte der Methodik des lateinischen Elementarunterrichtes machen und zwar in möglichst engem Anschlusse an die eigenen Worte des Verf.

In der Reformationszeit lehnte sich der lateinische Unterricht an den Religionsunterricht an; die dabei zur Anwendung kommende Methode ist die natürliche oder analytische, die jedoch allmählich immer mehr eine blofs grammatische wurde. Im Anfange des 17. Jahrhunderts treten die beiden grofsen Didaktiker Ratichius und Comenius auf mit ihren psychologisch packenden Ideen; aber die praktische Ausführung derselben war gänzlich oder stark verfehlt. Im Gegensatz zu der althumanistischen Unterrichtsweise eröffnet Rhenius (geb. 1574) zuerst der Methode die Bahn, auf der diese, wenn auch mit grofsen Schwankungen, so doch der Anlage im grofsen und ganzen nach bis in unsere Zeit hinein fortgeschritten ist. Ihm folgt Speccius, der das erste methodisch eingerichtete Übungsbuch mit nur deutschen Übungssätzen (1633 in Nürnberg gedruckt) verabfafste. Dieses Buch hielt sich, allerdings unter vielfachen Umarbeitungen, fast zweihundert Jahre an unsern Schulen. Sp. bildet den Übergang von der Unterrichtsweise des Reformationszeitalters zu dem der neueren Zeit insofern, als er die ersten schriftlichen Übungen des Lateinschreibens mit dem grammatischen Unterricht in eine systematisch geregelte Verbindung setzte. 1732 erschien der „Trichter der latein. Grammatik" von Fr. Muzelius; über den damals vielgebrauchten Ausdruck „Trichter" vergleiche man Borchardt, die sprichwörtlichen Redensarten im Deutschen S. 480 f., der nachweist, dafs der erste derartige Trichter das 1647 in Nürnberg erschienene Lehrbuch der Dichtkunst von Harsdörfer war: „Poetischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI Stunden einzugiefsen." — Die an Rhenius und Speccius anknüpfende Weiterentwicklung geht aus von dem Pädagogium zu Halle, wo Joach. Lange eine „verbesserte und erleichterte Lat. Grammatik" schrieb; die Unterrichtsweise nach dieser Grammatik wird später die Hallische Methode genannt. Sie legte besonderes Gewicht auf ein geschicktes didaktisches Verfahren, führte aber bei schlechten Lehrern zu einer äufserlichen Dressur gedächtnismäfsigen Einlernens, Hersagens, Nachmachens. Der hallischen Methode stellte sich bald die Göttingische gegenüber, begründet von Jos. Matth. Gesner, dem Anfänger des neuhumanistischen Schulwesens in Deutschland, dem Vater der induktiven Methode. Aber es fehlte ein Übungsbuch zu der sorgfältigst dargelegten Methode, und so liefsen sich wenigstens in den unteren Klassen keine irgendwie nachhaltigen Wirkungen derselben wahrnehmen. Die Neuhumanisten sind es auch, die den kirchlichen Lern- und Lehrstoff aufgaben und statt dessen einen solchen aus dem Altertume, alten Schriftstellern entnommenen verwandten. Das — bis in die Mitte unseres Jahrhunderts — verbreitetste Lehrbuch dieser neuen Richtung ist das von Fr. Jacobs, der (1808) Fr. A. Wolffs Grundidee, nämlich die Jugend durch „die Kenntnis der altertümlichen Menschheit zur wahren Menschenkenntnis, von dieser zur wahren Menschenbildung" zu führen, in den Elementarunterricht hineintrug. Die Lesebuchmethode stellte hohe Anforderungen an die persönliche Tüchtigkeit des Lehrers. Die Schüler mufsten binnen

4—6 Wochen mit der Formenlehre bekannt gemacht werden, um möglichst bald zur grammatikalischen Exposition des zusammenhängenden freien Lehrstoffes zu kommen, durch den wiederum die Formenkenntnis weitergebildet und gesichert werden sollte. Der Stoff war ausschliefslich aus alten Autoren genommen; die Schüler sollten bereits in den ersten Formeln kein Wort lesen, das nicht durch klassische Autorität gleichsam geweiht sei. Doch führte der bereits erwähnte Mifsstand dieser Lesebuchmethode, dafs sie nämlich nur von recht tüchtigen Lehrern erfolgreich gehandhabt werden konnte, bald ihre Anhänger dazu, ihr gleichsam eine Stütze in einem Übungsbuche zur Seite zu stellen. So verfafsten Döring und Gröbel (20. Aufl. 1874) ihre auch dem jetzigen Geschlechte noch bekannten deutsch-lateinischen Übungsbücher. 1857 erfuhr das Lesebuch von Jacobs durch Classen eine „den Anforderungen der Gegenwart" angepafste Umgestaltung, so dafs es fortan auch als Übungsbuch diente. Die Anforderungen der Gegenwart aber zielten auf nichts anderes, als auf die Vorherrschaft der Grammatik im lat. Unterricht, der sich die Übersetzungen als gelegentliche Übungen anschliefsen sollten. Die ganze nun folgende zahlreiche Übungsbuchliteratur dreht sich um eine mehr oder minder geschickte Zubereitung dieser grammatischen Anlage des Unterrichts, um die Manier der Ausführung. Als Typus dieser Art des latein. Elementarunterrichtes können die Übungsbücher von Ostermann gelten, die erst in den letzten Jahren von H. J. Müller eine Umarbeitung nach den neuen preufsischen Lehrplänen erfuhren. Ein volles Menschenalter herrschte dieser moderne Grammaticismus, als 1873 Herm. Perthes auftrat mit der Forderung, man müsse vom Lesebuch zur Grammatik übergehen, nicht von der Grammatik zum Lesebuch, um so das Prinzip der Lesebuchmethode wieder zur Geltung zu bringen. Seine Reformvorschläge fanden jedoch nur vereinzelte Anerkennung. — Unter dem Einflufs der pädogischen Grundsätze von Herbart-Ziller-Frick sind die lat. Übungsbücher von Lutsch, sowie die von Kautzmann, Paff und Schmidt entstanden, die zwar nicht das Gewirr der früheren Lese- und Übungsbücher aufweisen, aber immerhin nur gröfsere Farbensteinchen in das Kaleidoskop einlegen, als jene. Ein Zusammenhang des Ganzen oder auch nur eine Reihe von Abschnitten für sich ist nicht vorhanden.

Nachdem so der Verf. die Haupterscheinungen der neueren und neuesten Zeit — doch vermissen wir u. a. die ausgezeichneten Lehrbücher von W. Wartenberg – hat Revue passieren lassen, schliefst er sein inhaltreiches Buch mit einer eingehenden Darlegung und Erläuterung seiner eigenen pädagogischen Grundsätze und der darauf fufsenden Übungsbücher. Lattmann will an die Stelle des Lateinischen in Sexta das Englische (6 St.) setzen und Latein erst in Quinta beginnen lassen. Die Unterrichtsmethode hat eine aus Übungs- und Lesebuch kombinierte zu sein, der inhaltliche Stoff einer jeden Stufe mufs ein einheitlicher, zusammenhängender sein. Diese Gedanken sind nicht neu und finden sich auch in anderen Lehrbüchern durchgeführt. Was aber den Vorschlag betrifft, in Sexta mit dem Englischen zu be-

ginnen, so kann ich mich für denselben ebenso wenig erwärmen als Dettweiler, der in einer gehaltvollen Besprechung des Lattmannschen Buches B. Phil. W. 1897 Sp. 440 sich also dagegen äufsert: „Entweder ist der neunjährige Knabe überhaupt noch nicht reif für eine fremde Sprache; dann verschone man ihn ganz damit und mache ihn erst mit der Muttersprache bekannt. Oder es sprechen innere und äufsere Gründe nur gegen den Anfang mit dem Latein. Dann aber bewahrt uns doch die gewöhnlichste didaktische Erwägung und Erfahrung davor, einen zehnjährigen Knaben, den Quintaner, mit zwei fremden Sprachen zu belasten und so keine davon ordentlich lernen zu lassen."

München. G. Landgraf.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Zweiter Band. Drittes Heft. Gesang XIX—XXI. Bearbeitet von Prof. Dr. C. Hentze. 3. berichtigte Aufl. Leipzig, Teubner 1896. Pr. M. 1,20.

Die zweite Auflage dieses Teiles der allbekannten Iliasausgabe von Ameis-Hentze hat in diesen Blättern (XXV 1889 S 255—258) eine ziemlich eingehende Besprechung gefunden. Da zur Empfehlung des vortrefflichen Buches nichts Neues mehr gesagt werden kann, so mögen nur einige wenige Bemerkungen zu einzelnen Stellen folgen.

Zu *T* 35 *μῆνιν ἀποειπὼν Ἀγαμέμνονι ποιμένι λαῶν* konnte darauf hingewiesen werden, dafs die alte Überschrift des XIX. Buches, *μήνιδος ἀπόρρησις*, wohl diesem V. ihre Entstehung verdankt. — 65 f. sind auch neben 67 nicht überflüssig noch unpassend. Fehlen die VV. 65 und 66, so erhält der Gedankengang etwas Sprunghaftes, der epischen Breite vollkommen Fremdes. — Auch 77 mit Zenodot (*οὐκ ἔγραφε* schol. A) zu verwerfen, besteht kein genügender Grund. — 142. Dafs Agamemnon dem Achilleus hier zumute, trotz seiner Kampfbegier die Sühnegeschenke erst zu besichtigen, findet H. auffällig. Nun kann man aber nicht von „zumuten" sprechen, da der Dichter sagt: *εἰ δ' ἐθέλεις, ἐπίμεινον*; auch ist der Kampfeseifer des Achilleus berücksichtigt in den Worten *ἐπειγόμενός περ Ἄρηος*. Es wird eben dem ersten Vorschlage *ἀλλ' ὄρσευ πολεμόνδε κτλ.* (139) ein zweiter angereiht, die Wahl jedoch vollständig dem Ach. überlassen. — 151—153 schliefst H. mit J. Bekker und Späteren in Klammern ein, was Ref. in der Besprechung der 2. Aufl. (a. a. O. 255) gebilligt hat. Nach erneuter Prüfung der Stelle möchte er sich dem Herausg. nicht mehr anschliefsen. Der Tadel, dafs die VV. 151—153 mit dem Vorausgehenden in lockerem Zusammenhang stehen, ist doch nicht so schwerwiegend, dafs man sie als sinnstörend bezeichnen müfste. Die Stelle ist wohl von den verdächtigenden Klammern zu befreien. — 181 ff. Dafs *δικαιότερος ἐπ' ἄλλῳ ἔσσεαι* bedeuten könne: „du wirst bei einem andern (als Richter, d. h. in den Augen eines andern) gerechter dastehen", wie H. und andere Herausgeber erklären, hat gar keine Wahrscheinlichkeit; diese Deutung thut den Worten Gewalt an. Die ungezwungene Erklärung des V. kann nur lauten: „du wirst bei einem

andern (als Achilleus) gerechter sein". Dafs sich freilich an diesen Gedanken das Folgende, das für sich der Erklärung ebenfalls wieder Schwierigkeiten bietet, nicht gut anschliefst, liegt auf der Hand. Berücksichtigt man noch, dafs V. 183 *ἄνδρ' ἀπαρέσσασθαι, ὅτε τις πρότερος χαλεπήνῃ* wie eine ungeschickte Nachahmung des öfter (*Ω* 369, *π* 71, *φ* 132) vorkommenden *ἄνδρ' ἀπαμύνασθαι, ὅτε τις πρότερος χαλεπήνῃ* aussieht, so wird man W. Christ Recht geben, der 181—183 für eine Interpolation hält (vgl. auch Franke in der Iliasausg. v. Fäsi z. d. St). — Zu 288: *ζωὸν μέν σε ἔλειπον* fehlt eine Bemerkung über den hier erlaubten (vgl. J. La Roche in seiner kritischen Ausg.) Hiatus. — Dafs 301 f. einen auffallenden Parallelismus mit 338 f. zeigen, hat Ref. schon früher (a. a. O. S. 256) bemerkt; weder H. noch G. Stier (in seiner Ausg.) haben den Umstand erwähnt. — 365—367 hat der Herausg. als verdächtig bezeichnet, sich aber bei seinem Urteile wohl zu stark von Aristarch beeinflussen lassen. Eine Übertreibung, vollends eine lächerliche, wie H. sagt, enthält die Schilderung des Achilleus nicht, und wenn noch der Satz *τά οἱ Ἥφαιστος κάμε τεύχων* anstöfsig befunden wird, weil das Schwert des Helden nicht von Hephaistos neu verfertigt ist, so übersieht man, dafs es heifst *δύσετο δῶρα θεοῦ*, also nur an die Rüstung, nicht an die Trutzwaffen zu denken ist.

Υ 419 ff. Stier bemerkt zu vorliegender Stelle, der Satz *κάρ ῥά οἱ ὀφθαλμῶν κέχυτ' ἀχλύς* (421) sei nicht als Nachsatz zu *Ἕκτωρ δ' ὡς ἐνόησε κτλ.* (419) zu fassen, sondern beziehe sich auf Polydoros und sei eine Weiterführung der näheren Bestimmung *ἔντερα . . . ἔχοντα λιαζόμενον προτὶ γαίῃ*; der Nachsatz sei *οὐδ' ἄρ' ἔτ' ἔτλη* „da vermochte er (Hektor) es nicht mehr über sich u. s. w.". Diese dem Sinne nach bestechende Erklärung wird unmöglich gemacht durch das Wörtchen *οὐδέ* in *οὐδ' ἄρ' ἔτ' ἔτλη*, was hier nichts anderes heifsen kann als „und nicht"; es mufs also der vorausgehende Satz *κάρ ῥά οἱ ὀφθ. κέχυτ' ἀ.* mit dem folgenden verbunden werden, mit anderen Worten, der Nachsatz beginnt bei *κάρ ῥά οἱ ὀφθ. κτλ.* — 495 ff. Hier wurde schon von Friedländer (Philologus IV 584, vgl. Kammer, zur homer. Frage II 67 ff.) daran Anstofs genommen, dafs Achilleus nach unserer Stelle auf dem Streitwagen befindlich zu denken ist, während er in der vorausgehenden Darstellung zu Fufs kämpft. Wenn der Herausg. diesem Bedenken mit der Bemerkung (zu 503) entgegentritt, dafs Ach. inzwischen zum Zwecke der Verfolgung der Trojaner seinen Wagen bestiegen habe, so hätte der Dichter, wenn er sich die Sache so vorgestellt hätte, gewifs nicht versäumt, *Φ* 17, wo er den Peliden seine Lanze an einen Baum lehnen und sich dann auf die Feinde im Flusse stürzen läfst, anzugeben, dafs der Held vom Wagen gesprungen sei. Aus dem Fehlen einer derartigen Bemerkung ist zu schliefsen, dafs wir uns den Helden überhaupt nicht zu Wagen kämpfend zu denken haben. Ob die Erklärung Stiers ausreicht, der meint, je nach Bedürfnis besteige Ach., der eben als Fufskämpfer gedacht sei, den Wagen, den er bedürfe, um viele rasch nacheinander zu erlegen, erscheint sehr fraglich. Es wird demnach am geratensten sein, mit W. Christ 495—503 einzuklammern.

Φ 67. Hiezu merkt H. an: „Die Lanze hatte Ach. 17 von sich gelegt; dafs er sie (33) wieder aufgenommen, ist nicht erwähnt". Es hätte hinzugesetzt werden sollen: „Wird indes leicht vom Hörer oder Leser ergänzt." — 73. Bezüglich dieses V. ist Ref. nach wie vor der Ansicht, dafs er, wiewohl von Aristarch verworfen, nicht entbehrt werden kann. S. a. a. O. 257. — 238. Wie kann der Flufsgott Skamandros die Trojaner in seinen Wellen vor Achilleus' Wut schützen, *κρύπτων ἐν δίνῃσι βαθείῃσιν μεγάλῃσιν*, ohne dafs sie elendiglich ertrinken? Auf diese Frage, die mancher Leser hier stellen könnte, ist mit Stier zu erwidern, dafs der Flufs nach der Vorstellung des Dichters wohl ein Dach von Wellen über den Flüchtlingen wölbt, unter welchem ein hohler wasserleerer Raum zu denken ist. — 388 ff. Nicht überflüssig wäre zu dieser Stelle eine Bemerkung über den Grund der grofsen Heiterkeit des Zeus (*ἐγέλασσε*, nicht wie sonst *μείδησε*) gewesen. Nicht etwa deshalb bricht der Gott in Lachen aus, weil nun sein Ratschlufs in Betreff des Ach. in Erfüllung geht, oder weil er die komischen Scenen kennt, die beim Kampfe der Göttinnen erfolgen müssen (Franke), sondern weil er sich unendlich erhaben fühlt über die anderen Götter, denen er jetzt den Kampf erlaubt hat und deren hitziger Streit ihm die gleiche Unterhaltung bereitet wie die Schlachten der Menschen. Richtig bemerkt Stier: „Der Obergott spottet über die Kämpfe der Untergötter ebenso wie über die der Sterblichen. Soweit im Folgenden die Menschenmöglichkeit der Götter getrieben wird, so hoch erhebt sich Zeus zugleich über alle." Der Gegensatz zwischen dem Grimm der Olympischen, dem sie jetzt im Kampfe mit einander die Zügel schiefsen lassen, nachdem sie lange haben an sich halten müssen, und ihrer vollständigen Ohnmacht dem Zeus gegenüber ist es, welcher komisch wirkt und die Heiterkeit des Göttervaters hervorruft. — 471. Hiezu mufs Ref. seine schon a. a. O. 257 ausgesprochene Bemerkung wiederholen, dafs der Vers nicht zu beseitigen ist, weil, wenn er fehlt, der Ausdruck eine dem epischen Gebrauche widersprechende Knappheit erhält. — 475—477 hat H. mit Klammern versehen, doch kaum mit Recht. Aristarch, der die Athetese über die VV. verhängte, beanstandete die in der Stelle enthaltene Übertreibung ohne Grund; der Gesamtcharakter der Theomachie beweist, dafs die Zeichnung des Apollon, wie sie die fraglichen VV. geben, vom Dichter beabsichtigt ist. — 480, vom Herausg. eingeklammert, ist der Deutlichkeit und Vollständigkeit wegen so notwendig, dafs man, wenn der Vers auch in den besseren Hdschrftn. fehlt, sich darüber freuen mufs, dafs er wenigstens in den geringeren steht.

München. M. Seibel.

Die homerische Flora von Stephan Fellner. Wien 1897. Alfred Hölder. K. K. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Bei dem grofsen Interesse, das man den Realien bei Homer von jeher entgegengebracht hat, ist es kein Wunder, dafs auch die homerische Pflanzenwelt stets liebevolle Deutung gefunden hat. Selbst eine

eigene homerische Flora hat im Jahre 1836 der Holländer Miquel geschrieben (übersetzt von J. C. M. Laurent, Altona 1836. 8°). Heute freilich ist dieselbe sehr veraltet, und es ist daher dankbar zu begrüfsen, wenn in obengenanntem Schriftchen der Versuch gemacht wird, aus modernen Anschauungen heraus und aus einer ganz anderen Kenntnis der Boden- und Vegetationsverhältnisse des Ostens, als man damals hatte, uns die homerische Flora wieder vorzuführen. Der Verfasser gibt zunächst allgemeine Vorbemerkungen, worin er von geolog. Grundlage aus die Begriffe Pflanzenform, Formation, Vegetationsgebiet, Verbreitungsweise- und Grenzen erörtert und geht dann auf das natürliche Florengebiet des Mittelmeeres ein. Dasselbe charakterisiert sich nach Griesebach als die Region der immergrünen Laubhölzer; darüber liegt die waldige Bergregion. Neben dem eigentlichen Hellas wird natürlich auch Kleinasien berücksichtigt.

Für die immergrüne Küstenregion ist erster Vertreter der Ölbaum (Olea europaea). Hier bringt Fellner die alten Aufstellungen V. Hehns: Homer habe den kultivierten Ölbaum nicht gekannt, sondern nur den wilden, das Olivenöl sei noch importierte Luxusware gewesen u. s. w., Dinge, die längst widerlegt sind. (Vgl. u. a. H. Köbert. Der zahme Ölbaum in der religiösen Vorstellung der Griechen. Programm des K. Maximiliansgymn. zu München 1894. S. 4.) Dann wird der Lorbeer behandelt, die immergrünen Eichen — hier vermisse ich, wie auch sonst öfter, eine Benützung von Th. v. Heldreich. Die Nutzpflanzungen Griechenlands — die Zypresse — nach Heldreich nicht in Griechenland einheimisch — und die Aleppokiefer. Lenz erscheint mir auch nicht der berufenste Gewährsmann für neugriechische Pflanzennamen zu sein, hier ziehe ich Fraas, Unger, Heldreich u. a. entschieden vor. Die Pinie wird mit Recht der älteren Zeit abgesprochen — es ist ja schon oft darauf hingewiesen worden, dafs fast all die Pflanzen, die heute dem Nordeuropäer die Mittelmeerflora so recht zu charakterisieren scheinen, wie Pinie, Agrumen, Agave, Opuntia Ficus indica u. s. w. dem Altertum unbekannt waren. *κέδρος* ist natürlich nicht die Libanonzeder, sondern eine Wachholderart (Juniperus Oxycedrus und Verwandte), die *μελίη* nicht unsere Esche, sondern Fraxinus Ornus; unter *πτελέη* kann auch Celtis australis stecken; Alnus glutinosa ist als *κλήθρη* nicht über jeden Zweifel erhaben; dafs wirklich schon die homerische Zeit an eine Einteilung der Weiden, dieser Crux botanicorum, gegangen sein soll — *οἰσύα* Korbweidengruppe, *ἰτέη* Bachweidengruppe —, geht mir zu weit.

Wenn die Region der Maquis (Strauchdickichte) in die Oleander- und Myrtenform geteilt wird, so ist das nicht ganz korrekt. Heldreich gibt in A. Mommsens Griech. Jahreszeiten Nerium Oleander nur für Flufsufer und Thalsohlen an, bei den eigentlichen Maquis S. 537 fehlt er. Hieher gehören noch Myrte, *φυλίη* (Phillyrea angustifolia?), Pistacia Lentiscus, Buchs, die Zistrosen- und Rosensträucher und der Epheu. Dafs aber das *κισσύβιον* gerade aus Epheuholz geschnitzt sein müsse und daher benannt sei, das bringen mir alle Grammatiker und Etymologen nicht bei; so dicke Epheustämme, als man dazu brauchte,

sind viel zu selten. Auch aus den beiden etwas dunklen Stellen mit τρίγληνα μορόεντα (Od. XVIII 298 u. Il. XIV 183) kann noch keine Kenntnis des schwarzen Maulbeerbaums hergeleitet werden, da sich das Wort doch auch ganz anders erklären läfst.

Das ‚φηγός' der Alten erklären Fraas, Unger, Heldreich für Quercus Aegilops, Fellner aber für die Kastanie. Nun liebt aber Quercus Aegilops die Ebenen, Castanea vesca das höhere Gebirge; welcher Baum wird also wahrscheinlicher vor dem skäischen Thore gestanden sein? Dafs Platanus orientalis in Skandinavien den Winter verträgt, ist unwahrscheinlich, das ist wohl die occidentalis. Welcher Pedant wird aber fragen, von welchen Eichenarten die Früchte stammten, mit denen Kirke die in Schweine verwandelten Menschen fütterte? Das erinnert ja an die Fragen, mit denen Tiberius nach Sueton die Hofgrammatiker zum besten hielt. Dafs ὀξυόεις — nicht ὀξύεις — von ὀξύη abzuleiten sei, bestreiten die neueren Erklärer. Die griech. Tanne ist eigentlich nicht Abies pectinata, sondern Abies Apollinis cf. Heldreich Nutzpfl. S. 13. Unger Wissensch. Ergebnisse einer Reise in Griechenland, Wien 1862 S. 90 ff.; auch Pinus laricio Poir. ist nicht ganz identisch mit Pinus nigricans (austriaca), sondern eine speziell griechische Form mit besonders langen Nadeln.

Der „Sumpfvegetation" gehören an: Arundo donax (δόναξ) und Phragmites communis (ὄροφος). Gut ist die Erklärung von βαθύσχοινος ‚mit Binsen tief hinein (bis gegen die Mitte des Wasserspiegels) bewachsen.' Dann folgt σχοῖνος (Juncus maritimus), κύπειρον (Cyperus longus) und θρύον (Equisetum spec.?) Bei Besprechung der Matten wird mit Recht eine Festlegung der ganz allgemeinen Begriffe ἄγρωστις und ποίη abgelehnt; als Wiesenblumen erscheinen Asphodelus ramosus, λείριον für Narzissenarten erklärt; warum benützt F. nicht als Stütze für seine Ansicht Theophr. hist. plant. VI. 6. 9. ὁ δὲ νάρκισσος ἢ τὸ λείριον, οἱ μὲν γὰρ τοῦτο οἱ δ' ἐκεῖνο καλοῦσιν?, ὑάκινθος (Delphinium Aiacis; ich will den alten Streit nicht wieder aufnehmen) Crocus vernus (für Griechenland finde ich Crocus Sieberi, Aucheri u. a. viel häufiger angegeben), Crocus sativus war jener Zeit noch unbekannt. Damit gefärbte Gewebe wurden von den Phönikern eingeführt. Dafs λωτός am Scamander = Lotus corniculatus, auf dem Ida = Trifolium alpestre sei, ist völlig willkürliche Annahme. Einverstanden bin ich mit der Kollektivbedeutung von σέλινον „Doldenpflanzen". Dafs Plinius und Diosc. die wilde von der kultivierten Spielart unterscheiden, finde ich nicht: ἐλειοσέλινον und ὀρεοσέλινον sind ganz andere Dolden; die βατράχιον οἱ δὲ σέλινον ἄγριον aber (II 206) sind, wie auch die Abbildungen der Wiener Handschriften zeigen, Ranunkeln. Ebenso freut es mich, hier die richtige Deutung von ἴον als Matthiola incana u. a. zu finden, die zwar längst feststeht, aber noch immer nicht durchgedrungen ist. Es gibt kein „veilchenumkränztes" Athen in unserem Sinne, es gibt keine wilden Veilchen in Attika; die kultivierten führen den türkischen Namen μενεξές, Βιολέττα aber bezeichnet stets die Levkoje. Zur ἄκανθα (Steppenläufer) sei bemerkt, dafs Heldreich, Griech. Jahreszeiten S. 256, dieselbe für die Distel Cardopatium corymbosum erklärt.

Im Abschnitte „Kulturpflanzen“ wird zunächst der vielen Veränderungen gedacht, die gerade auf diesem Gebiete im Laufe der Jahrhunderte vorgingen (Thätigkeit der Araber u. s. w.) Der Feldbau beschränkte sich auf Triticum vulgare (πυρός), spelta (ζειά) und monococcum (ὄλυρα); Gerste (κρῖ, κιθή) ⟨ἀκοστή⟩ letzteres angeblich Hordeum distichum, Cicer arietinum (ἐρέβινθος) und Vicia Faba (κύαμος). Grünfutter liefern die πεδία λωτεῦντα, auf denen hauptsächlich Trifolium fragiferum wuchs (in Gr. häufige Kleeart). Dann setzt er den Unterschied dieses λωτός vom Zizyphus Lotus der Lotophagen und der Nymphaea Lotus auseinander und bespricht den Gebrauch des Flachses und Leines, wobei er annimmt, der Flachs sei in homerischer Zeit in Gr. zwar gebaut, aber nur zu gröberen Geweben u. s. w. verwendet worden, während das feinere Linnen phönikischer Herkunft war. Das βύβλινον ὅπλον (Od. 21, 391) ist ihm nicht aus Papyros geflochten, sondern aus einer griech. Binsenart oder aus Werg (vgl jedoch H. Lewy, die semitischen Fremdwörter im Griechischen. Berlin 1895. S. 172. Blümner, Technologie I. 297 u. a.). Pfahlbaufunde aus der Steinzeit im alpinen Gebiet beweisen nichts für hohes Alter, da eben hier die Steinzeit fast bis an die christl. Ära heraufreicht.

Zum „Weinbau“ ist wenig zu sagen: beim „Obstbau“ möchte ich nicht aus der Döderleinschen Konjektur ἀμυγδαλόεσσα für ἀμιχθαλόεσσα (Il. XXIV 753) eine Kenntnis des Mandelbaumes ableiten: was für die Feigenkultur die Kaprifikation bedeutet, zeigt Heldreich, der da berichtet, daſs man in Ermangelung der ὄλυνθοι Blattlausgallen von Ulmen und Pappeln an die Zweige hängt und herrliche Erfolge erzielt.

Apfel- und Birnbaum spielen des Klimas halber im heutigen Hellas keine groſse Rolle, früher wird es nicht viel besser gewesen sein; die Quitten kannte Homer noch nicht. Die Ableitung von ῥοιά aus dem hebräischen rimmōn bekämpft Lewy a. a. O. S. 25 und führt es auf griech. ῥεῖν zurück (von der Fülle der Kerne). Was den Gemüsebau anbelangt, so wird πράσον für Allium Porrum, κρόμυον für Allium Cepa gedeutet, das μῶλυ vorsichtig mit Allium Victorialis zusammengebracht. μήκων ist Papaver somniferum, und das φάρμακον νηπενθές der Helena eben doch Opium.

Wenn ich also auch nicht allen Deutungen des Verfassers zustimmen konnte, so möchte ich das Büchlein doch jedem Leser des Homer als Quelle des Genusses und der Belehrung empfehlen. Die Beigabe eines Sachregisters hätte die Benützung wesentlich erleichtert.

Freising. H. Stadler.

Platos Gesetze. Darstellung des Inhalts von Constantin Ritter. Leipzig, Teubner. 1896.

Platos Gesetze. Kommentar zum griechischen Text von Ritter. Leipzig, Teubner. 1896.

Es ist für den Freund der platonischen Philosophie, der sich bequem und schnell mit dem System des groſsen Philosophen ver-

traut machen will, in hohem Grade erwünscht, eine solche gedrängte, mehr den Gedankeninhalt als die Sprachform wiedergebende Darstellung benützen zu können. Die vorliegende Inhaltsdarstellung führt uns in wohl verständlicher, klarer Sprache den reichen Inhalt der plat. Gesetze vor, welche die reife Frucht der plat. Philosophie insofern darstellen, als dieselben die praktischen Ergebnisse seiner Erziehungs- und Staatstheorien enthalten. Er spricht vom Staatszweck und den Mitteln zu dessen Verwirklichung. Das hervorragendste Mittel ist die Erziehung. Darum wird der Erziehung und dem Unterricht der gröfste Teil des Ganzen gewidmet. Darauf folgt eine historische Betrachtung der bekanntesten Staatengebilde nebst einem Urteil über die Ursachen ihrer Festigkeit und ihres Zerfalles. Daraus ergibt sich die Hauptbedingung eines guten Staatswesens, ein Thema, welches durch die Politeia und den Politikos gründlich vorbereitet war. Die innere Kraft ist die sittliche Lebensform. Daran schliefst sich die praktische Gesetzgebung, die sich bezieht auf die Regelung des Eigentums, auf die Verwaltung der Staatsämter, auf die Oberaufsicht über Erziehung und Unterricht, auf Rechtspflege, Ehegesetze, Religion, auf die Regelung der körperlichen Arbeit, Behandlung der Sklaven und wissenschaftliche Bildung der Staatslenker. Die Gesetze zeigen etwas Unfertiges, indem eine strenge Disposition der Gedankenentwicklung fehlt und die Abschnitte zu unvermittelt aneinander gereiht sind. Man hat den Eindruck, als hätte das in Unordnung geratene Manuskript Platos durch den Herausgeber Philipp von Opus nicht mehr in die ursprüngliche Ordnung gebracht werden können oder dafs Plato das Ganze nicht nach einem fertigen Plane herstellte, sondern in Partien ausarbeitete, die bei seinem Tode unverbunden und ungeordnet neben einander lagen.

Während diese Inhaltsangabe sich an den weiteren Kreis derer wendet, welche die Kulturbestrebungen des Altertums leicht und unkritisch sich aneignen wollen, ist dagegen der ausführliche Kommentar für philologisch-kritische Leser bestimmt. Um diesen zu würdigen, mufs man natürlich den Text der *νόμοι* zu grunde legen. Ich habe mich darauf beshränkt, diesen 378 Vollseiten umfassenden Kommentar nur auf dem Gebiete der Erziehung näher zu prüfen und habe gefunden, dafs der Verfasser mit Gründlichkeit und grofser Gelehrsamkeit zu Werke geht, und dafs eine bedeutende Sach- und Sprachkenntnis ihm zur Seite steht. Sein kritisches Verfahren trägt einen konservativen Charakter, indem er die Überlieferung vor allem zu halten und zu stützen sucht. Folgendes möchte ich besonders hervorheben: Bei 643 D ist durch Einfügung eines *καί* vor *τῆς τοῦ πράγματος ἀρετῆς* offenbar nicht das Richtige getroffen. Denn das unmittelbar Vorausgehende „Worin der Mann vollkommen werden soll“ ist doch nichts anderes als die *ἀρετὴ τοῦ πράγματος*. Dieser Ausdruck kann also höchstens Apposition sein, wenn er nicht als eine überflüssige Randbemerkung eines Erklärers betrachtet werden soll. *καί* ist deshalb unrichtig. Bei 653 C. ff. findet der Herausgeber erhebliche Schwierigkeiten in der genauen Bestimmung der Begriffe. Es handelt sich um die Erziehung der Jugend durch das naturgemäfse Mittel (652 D) der

χορεία, des Reigentanzes. Die Teile desselben sind ὄρχησις und ᾠδή, wofür auch die erweiterten Begriffe χορεία und μουσική oder die engeren σχῆμα und μέλος (654 C E) gesetzt werden können. Ja, es können sogar beide in den Allgemeinbegriff μουσική ξύμπασα zusammengefafst werden (655 A), indem die μουσική aufser der ἁρμονία(μέλος) auch noch den Rhythmus enthält, welcher zugleich den σχήματα des Reigentanzes (ὄρχησις) eigen ist. Dadurch gewinnt μουσική die Bedeutung von ἡ περὶ τὰς Μούσας παιδεία (656 C). Der Herausgeber behauptet nun, dafs die μουσική ξύμπασα einen Teil der bildenden Künste enthalte. Das halte ich an sich schon für eine unmögliche Erweiterung des Begriffes. Zwar ist μουσική ausdehnbar auf die σχήματα der ὄρχησις, weil die ὄρχησις einen musikalischen Bestandteil, den Rhythmus, in sich hat. Dagegen ist die Ausdehnung des Begriffes μουσική auf die bildenden Künste unmöglich, weil sie mit jenen keinen gemeinsamen Berührungspunkt hat. Übrigens werden im platonischen Texte die bildenden Künste von der Musik deutlich genug geschieden: οὐδὲ νῦν ἔξεστιν οὔτε ἐν τούτοις (den bildenden Künsten) οὔτε ἐν μουσικῇ ξυμπάσῃ 656 E καὶ ἐν γραφικῇ καὶ ἐν μουσικῇ καὶ πάντῃ 669 A. Ebenso irrt der Verfasser, wenn er den Begriff σχῆμα an gewissen Stellen für ῥῆμα gesetzt sein läfst, indem er an diesen Stellen σχῆμα auffafst als „das durch Rhythmus gestaltete Wort.“ Ich behaupte dagegen, dafs σχῆμα an diesem Abschnitte nur körperlich aufgefafst werden kann als „Haltung des Körpers“ sowohl in der Ruhe als auch in der Bewegung. Der Verfasser ist zu seiner Auffassung offenbar durch einen Irrtum der Überlieferung gekommen. Bei 669 D heifst es nämlich: . .διασπῶσιν οἱ ποιηταὶ ῥυθμὸν μὲν καὶ σχήματα μέλους χωρίς, die Dichter trennen Rhythmus und Körperhaltung von Gesang. Daraus entsteht doch offenbar der Tanz. Dieser wird aber in den folgenden Erklärungsworten völlig aufgehoben, indem es heifst: λόγους ψιλοὺς εἰς μέτρα τιθέντες = indem sie blofse Worte in Versmafse setzen. Daraus entstehen doch offenbar Gedichte. Es folgt nun mit Notwendigkeit, dafs der vorausgehende Begriff Tanz falsch ist, dafs mithin ein Wort der Überlieferung geändert werden mufs, welches den Begriff Gedicht unmöglich gemacht hat. Wir schreiben daher anstatt ῥυθμὸν μὲν καὶ σχήματα richtiger ῥυθμὸν μὲν καὶ ῥήματα. Dadurch ist die Conzinnität beider Sätze herbeigeführt. ῥυθμός steht gegenüber den μέτρα und die ῥήματα entsprechen den λόγοι. Dagegen führte das konservative Verhalten des Verfassers dahin. σχήματα = ῥήματα zu setzen, was unmöglich ist. Daran möchte ich noch eine Conjektur anschliefsen, die ebenfalls der logischen Konsequenz der Begriffe zu verdanken ist. Bei 669 C werden die Dichter und die Musen einander gegenüber gestellt. Die Musen würden keine mangelhaften und widerspruchsvollen Schöpfungen zu Tage fördern, wie die Dichter. Die Musen würden nicht zu männlichen Worten weibliche Farbe (χρῶμα) und Gesang hinzufügen. Da es sich um die χορεία handelt, so mufs χρῶμα durch σχῆμα, Körperhaltung ersetzt werden, da dieses Wort in dem ganzen Erziehungsabschnitte einen wesentlichen Bestandteil der παιδεία bildet.

Der Konservatismus in der Textkritik ist also nur so lange gut, als er den höheren Anforderungen der logischen und historischen Verhältnisse nicht widerspricht. Übrigens ist der Kommentar eine sehr beachtenswerte Leistung auf dem Gebiete der platonischen Forschung.

Würzburg. Nusser.

Heinrich Lieberich, Studien zu den Prooemien in der griechischen und byzantinischen Geschichtschreibung. I. Teil. Die griechischen Geschichtschreiber. Progr. des Realgymn. München 1897/98. 8°. 50 S.

Auf Anregung K. Krumbachers unternimmt es Lieberich, ein wichtiges Kapitel der antiken Topik und Kunstprosa zum erstenmal im Zusammenhang darzustellen, nämlich die Proömien (Titel, Vorwort, Einleitung) der griechischen und byzantinischen Historiker und zwar zunächst hinsichtlich der verwerteten Gesichtspunkte (*τόποι*). Die antike Geschichtschreibung ist rhetorisch; die rhetorische Kunst entfaltet sich besonders in den einleitenden Partien, in der eigentlichen Rede sowohl wie in der Historiographie.

In dem ersten Teil seiner Studien, dem er den zweiten bald folgen zu lassen verspricht, führt uns Lieberich in klarer und gefälliger Darstellung durch die Hauptproömien (Einleitungen zum ganzen Werk) der Geschichtschreiber von Hekataios von Milet bis auf Herodianos bis auf Zosimoss. Die natürliche Entwicklung, das zeitliche Auftreten, die Originalität oder Abhängigkeit der Einleitungsgedanken wird klar aufgezeigt, auch weifs Lieberich geschickt für einige verlorene Werke aus Fragmenten *τόποι* ihrer Proömien zu ermitteln.

Den dreifachen Zweck des rhetorischen *προοίμιον*, Aufmerksamkeit (*προσοχή*), Orientierung (*εὐμάθεια*) und Wohlwollen (*εὔνοια*) des Lesers bez. Hörers, sucht natürlich auch der Geschichtschreiber zu erreichen, wenn auch Lukians Theorie das dritte verwirft; aber das 'Wie?'[1]) ist charakteristisch für den einzelnen Autor und für den Stand der Kunsttheorie. Naiv in Gedanken und Sprache führen sich die ältesten Historiker ein; *Ἑκαταῖος Μιλήσιος ὧδε μυθεῖται. τάδε γράφω, ὥς μοι ἀληθέα δοκέει εἶναι. οἱ γὰρ Ἑλλήνων λόγοι πολλοί τε καὶ γελοῖοι, ὡς ἐμοὶ φαίνονται, εἰσίν*, also Titel, Versprechen der Wahrhaftigkeit, Tadel der gangbaren Überlieferung. Ähnlich Herodot. Auch Thukydides, der den Übergang vom naiven zum rhetorischen Prooimion bildet und zugleich den Höhepunkt der uns erhaltenen Proömien darstellt, gibt eingangs den Titel, aber der geniale Historiker erweitert das Vorwort zu einer wirklichen Vorrede (Bedeutung des Krieges, Polemik gegen andere Darstellungen, Kunstmittel eingelegter Reden, Erforschung der Wahrheit u. a.). Von den uns erhaltenen Geschichtsschreibern hat Xenophon in seiner *Κύρου παιδεία* wohl zuerst Titel und Vorrede ge-

[1]) Sehr eingehend sind die *τόποι* behandelt in der Rhetor. ad Alexandrum, die Lieberich (S. 6) vollständiger hätte zusammenstellen sollen.

trennt. Später erweitert sich das Prooemium durch das Lob der Geschichte, (tadelnde) Kritik der Früheren, Hervorhebung der eigenen Vorzüge oder der persönlichen Verhältnisse, Inhaltsübersicht (Diodor), Nennung der Quellen (Dionys von Halik.), Anlafs der Veröffentlichung (Anregung durch Freunde) und Widmung (Josephus in seiner Archäologie), durch das Motiv der Bescheidenheit, durch Begründung der Stoffwahl und Darstellungsform. Des Eusebios Eingeständnis seiner Schwäche zum Zweck der captatio benevolentiae (Kirchengeschichte) und sein Gebet an Gott fanden Nachahmer; einer derselben, Sozomenos, schickt zuerst eine selbständige Widmung an (Theodosius II.) dem Proömium voraus.

Eine Zusammenfassung der *τόποι* in Tabellenform wird u. a. dem zweiten Teil beigefügt werden. Dafs sich in den Proömien eine gewisse Einförmigkeit ergibt, liegt in der Natur der Sache; es erstrebte aber auch der Grieche hier wie in seiner Plastik nicht in dem Mafse wie neuere Schriftsteller und Künstler eine Abwechselung der Motive; ihm war die Behandlung die Hauptsache. Eine weitere Betrachtung der Proömien wird also der Form zu widmen sein und Satzgefüge (Dionys. Hal. ad. Pomp c. 4, 3 *τὸ λεγόμενον ἰδίως πλάσμα ἱστορικόν*, dass. vet. cens. p. 426 R., Demetr. *περὶ ἑρμην.* § 18 *ἱστορικὴ περίοδος*, vgl. Cic. or. § 66), Rhythmus (besonders der Anfangsworte), Wort- und Sinnfiguren u. a. zu untersuchen haben.

München. G. Ammon.

Dr. Hermann Fritzsche, Griechische Schulgrammatik. 3. verb. Aufl. Hannover 1897. Norddeutsche Verlagsanstalt Goedel. S. VIII und 170.

Die griech. Schulgrammatik von Fritzsche, von welcher die Formenlehre im J. 1886 und die Syntax im J. 1887 zum erstenmal erschienen, weist in der vorliegenden dritten Auflage bezüglich der ursprünglichen Anlage des Buches keine wesentliche Umgestaltung auf und hat die alten Vorzüge möglichster Beschränkung des Lernstoffes auf das Bedürfnis der Schule, übersichtlicher Darstellung desselben, klarer und knapper Fassung der Regeln treu bewahrt.

Eine Vermehrung des Lernstoffes wurde angesichts der geringen Stundenzahl für den griechischen Unterricht nicht vorgenommen, nur wurde bei einigen wichtigeren Partien wieder ein gröfserer Druck behufs stärkerer Hervorhebung angewendet, so bei der attischen Deklination, dem pers. Pronomen der 3. Person, den Tempora mehrerer Verba; vielmehr wurde eine noch gröfsere Beschränkung des Stoffes durchgeführt, insofern alle Unregelmäfsigkeiten und Besonderheiten, die in den von den Schülern wirklich gelesenen Schriften gar nicht oder nur vereinzelt vorkommen, teils ganz ausgeschieden teils in Kleindruck eingefügt sind. Dabei hielt sich der Verf. an die verdienstvolle Arbeit Albrechts „Zur Vereinfachung der griech. Schulgrammatik“ (Berlin 1890). Die einzelnen hier in Betracht kommenden Formen sind in der Vorrede angeführt. Darüber, ob man solche

sprachliche Eigentümlichkeiten und Besonderheiten in der Grammatik ganz weglassen und für die spätere Lektüre zurückstellen oder durch Kleindruck als minder wichtig kennzeichnen soll, läfst sich schwerlich eine allgemeine Verständigung erzielen, da in vielen Punkten das subjektive Ermessen des Lehrers entscheidet. Ich für meinen Teil stimme dem Verf. durchgehends bei, weil die fraglichen Formen nur vereinzelt vorkommen und daher eine gründliche Einübung nicht geboten erscheint; aber eine notwendige Vorbedingung ist es, dafs auch in den im Gebrauch befindlichen Übungsbüchern die Anwendung solcher Formen vermieden wird.

Was die Darstellung betrifft, so ist die ursprüngliche Gruppierung im allgemeinen wie im einzelnen beibehalten; nur die verhältnismäfsig seltenen Vokative sind aus den Paradigmen entfernt und das Erforderliche über diese Kasus am Schlusse jeder Deklination angefügt. Die Bemerkungen über den Ersatz der Possessivpronomina in der Formenlehre (§ 38) sind gestrichen und die einschlägigen Regeln in der Syntax (§ 78) in anderer Fassung gegeben. Ferner sind die Beispiele für die Bildung der Dualformen des Verbums (§ 48) mit der deutschen Übersetzung versehen und die Aoriste Pass. sind zweckmäfsiger geordnet.

Es liegt mir ferne, alle Punkte anzuführen, welche nach meinem Dafürhalten noch einer Verbesserung in sachlicher oder formeller Beziehung bedürftig sind, ich beschränke mich auf wenige. § 8: Der Deutlichkeit halber sollte der Überschrift „Endkonsonanten" noch „bewegliche" oder „veränderliche" beigefügt sein; ferner könnten die Punkte a, b, c und e zusammengefafst (Endung σε) und für jede Klasse ein Beispiel angeführt werden. — § 12,1: Beim Gen. Pl. der 1. Dekl. sollte eine Begründung der eigentümlichen Accentuierung nicht fehlen. — §§ 25–29: Die Anordnung der Adj. in solche dreier und zweier und einer Endung wäre der Einteilung nach Stämmen vorzuziehen. — § 31,2: Es ist nicht richtig zu sagen, dafs die Komparative auf ων den Ausgang ονα durch ω meist ersetzen; es liegt eine Kontraktion nach Ausfall des ν vor. — § 46,6 (Augment und Reduplikation der mit Präpos. zusammengesetzten Komposita): Hier fehlen einige wichtige Besonderheiten, welche nicht übergangen werden dürfen. — § 119 d. 2: Es sollte bezüglich des Anschlusses von ἄν zunächst unterschieden werden zwischen dem zu Konjunktionen gehörenden ἄν, welches sich immer an die Konjunktion (Relativ) anschliefst und nicht damit in ein Wort verschmilzt und dem im Hauptsatz stehenden ἄν, welches sich zunächst an die Negation, dann an ein Fragewort, endlich an gewisse Adverbia anschliefst. — § 120 läfst die nötige Erklärung beim Gebrauch der Imperative vermissen; es sollte zunächst zwischen Geboten und Verboten unterschieden werden und bei ersteren der Gebrauch des Präs. und Aor. (allgemeine und einmalige Handlung) hervorgehoben sein. — § 126,1: Die Regel über ὥστε (der Indikativ kann nur stehen, wenn die Folge als thatsächlich bezeichnet wird) ist nicht völlig zutreffend, da auch eine andere Form des Hauptsatzes, besonders des Irrealis und Potentialis

stehen kann. Überhaupt sollten zwei klare Musterbeispiele für den Infinitiv und die Hauptsatzform gegenübergestellt werden. — § 127,2 ist schlecht stilisiert. — *οὐ μή* mit folg. Konj. kann niemals im Deutschen mit „schwerlich" übersetzt werden, da es immer eine zuversichtliche Verneinung ausdrückt (= gewifs nicht, nie und nimmer u. s. w.). — § 128: Die Richtigkeit der Regeln ist nicht zu beanstanden, aber die formelle Fassung bietet dem Schüler zu viele Schwierigkeiten; eine Ausscheidung der einzelnen Fälle (casus futurus-iterativus der Gegenwart und Vergangenheit) mit je einem unmittelbar sich anschliefsenden Musterbeispiel ist für den Unterricht förderlicher. — § 129: Beim *οὐδ' εἰ* u. s. w. sollte wenigstens die deutsche Übersetzung in der Weise beigefügt sein, dafs die Negation zum nachfolgenden Hauptsatz gezogen ist.

Wenn demnach das Buch nach meiner Ansicht in einzelnen Punkten einer formellen Verbesserung bedürftig erscheint, so zeichnet es sich doch im ganzen durch unzweifelhafte Vorzüge vor anderen gleichartigen Schulbüchern aus; dahin gehört vor allem die verständige Beschränkung des Lernstoffes, dann die präzise Fassung der Regeln und die klare Übersichtlichkeit in der Anordnung, endlich die geschickte Auswahl zutreffender, kurzer Musterbeispiele in dem syntaktischen Teile. Es verdient daher alle Beachtung seitens der Fachgenossen.

München. Dr. J. Haas.

Nefs Karl. — Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für die 4. Gymnasialklasse. Zweite umgearbeitete Auflage. Erlangen, Junge. 1898.

— Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für die 5. Gymnasialklasse. Zweite umgearbeitete Auflage. Erlangen, Junge, 1896.

Nefs hat in der zweiten Auflage beider Bücher wesentliche Änderungen vorgenommen. Diese bestehen einmal darin, dafs eine Reihe von Einzelsätzen und von zusammenhängenden Aufgaben ausgeschieden und durch geeignetere ersetzt wurden. Auch sind einige neue Stücke hinzugekommen. Ferner hat die Angabe von Wörtern bei den einzelnen Kapiteln eine durchgreifende Änderung erfahren. In den Fufsnoten bei den Übersetzungsstücken sind jetzt nur mehr Vokabeln angegeben, die seltener vorkommen und deswegen vom Schüler nicht gemerkt werden müssen; alle andern Wörter sind in das Wörterverzeichnis eingestellt und sollen von den Schülern gelernt werden.

Nefs' sorgfältig gearbeitete Übersetzungsaufgaben bieten in dieser neuen Auflage ein reichliches und fast durchweg recht brauchbares Material zur Einübung der betreffenden Klassenpensa. Zu Anfang eines jeden Abschnittes wird eine stattliche Reihe von Einzelsätzen geboten, die, kurz gehalten, gewöhnlich nur die Anwendung der ein-

zuübenden Regel erfordern. Den Einzelsätzen folgen dann immer zusammenhängende Übungsstücke. Diese sind sachlich und sprachlich gut.

Die Ausstattung des Buches ist zu loben; der Druck selbst ist sehr sauber und fast fehlerlos.

Nefs Karl. — Häusliche Übungen. Übersetzungsaufgaben zur Wiederholung und Einübung des lateinischen Pensums der 4. und 5. Gymnasialklasse für Selbstunterricht mit separat gedruckter lateinischer Übersetzung. Erlangen, Junge.

Nefs bietet hierin ein reichliches Material (108 Kapitel) zur Wiederholung der bezeichneten Klassenpensa. Die ganze Arbeit leidet aber meines Erachtens an einem Fehler. Es ist nichts gruppiert, der Schüler weifs weder beim ersten noch beim letzten Kapitel, welche Regeln oder welche Paragraphen der Grammatik er repetieren mufs, um das Stück übersetzen zu können. Man kann von einem schwächeren oder durch Krankheit zurückgebliebenen Schüler — und diese benützen ja solche häusliche Übungen erfahrungsgemäfs zumeist — nicht verlangen, dafs er ein Dutzend Paragraphen ganz verschiedener Art auf einmal lernt oder repetiert!

Wenn das gebotene Übungsmaterial einmal nach Abschnitten der Grammatik mit Bezeichnung der einschlägigen Paragraphen geordnet sein wird, werden es die Schüler dankbar benützen.

München. Stapfer.

Wilhelm Vietor, Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. Leipzig, Reisland, 1897. XI und 131 S.

Ein gutes Büchlein, das dem Studierenden und solchen, die sich rasch orientieren wollen, erspriefsliche Dienste leisten wird. Es gibt im wesentlichen den Inhalt des gröfseren Werkes Vietors, der „Elemente der Phonetik" nach der dritten Auflage, ohne das kritische, lautgeschichtliche und sonstige Beiwerk. Einundzwanzig Figuren, welche die Sprachwerkzeuge, die Vokal- und Konsonantenschemata, die Exspirationskurven des Wortes „du" in vier Betonungsweisen, die Zungen — Vordergaumen — Artikulation einiger Vokale und Konsonanten der drei Sprachen darstellen, bilden eine interessante und erläuternde Beigabe. Auf der letzten Seite findet sich eine Übersicht der Laute und Lautzeichen, die m. E. zweckmäfsiger vor der Einleitung stünde.

Erfreulich ist es, dafs der Verfasser wie F. Beyer auf seine eigene bisherige Lautschrift verzichtet und die der Association Phonétique Internationale angenommen hat. So wird es wohl mit der Zeit dahin kommen, dafs man in allen phonetischen Werken einem und demselben Lautsystem begegnet, wenn auch dieses in einigen Punkten bei weitem nicht so zutreffend ist wie andere (z. B. Storms) und der Verbesserung bedürftig erscheint. Störend und verwirrend kommen mir vor die

Bezeichnungen der Länge durch Doppelpunkt, der halben oder verkürzten Länge durch Doppelpunkt in Klammern hinter dem Vokal: gə'bo:t (Gebot), zi:jl (zeal), zε:l (zèle); 'amy(:)'zi:ren (amüsieren), dy(:)re (durer); der Wortakzent vor dem betonten Laut: hε'rap (herab), ə'beĭ (obey); pardɔ'ne (pardonner); das Zeichen der Geschlossenheit ⊥ zwischen Vokal und Konsonanten: ho:ŭline⊥ç (holiness). Auch die Darstellung des dem Gleitlaut nahestehenden Ausklangs der englischen langen Vokale durch den gleichgrofsen Buchstaben, der manchmal den Eindruck der Gleichwertigkeit mit dem Silbenträger macht, kann leicht zu irriger Aussprache führen: pe:ĭl (pale), no(:)ŭd (node), noŭt (notė), dzuw'laĭ (July), dzu:wn (June).

Würzburg. J. Jent.

Dr. Sigmund Feist, Grofsherzogl. Hess. Lehramtsassessor: Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. II. Mittelstufe. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1897. IX und 284 S. Ungeb. M. 1.80.

Über den zweiten Teil dieses Werkes, der wie der erste auf zwei Jahreskurse berechnet ist, braucht nicht viel gesagt zu werden, da von ihm mit geringer Einschränkung, oft aber in noch höherem Mafse, das Lob gilt, das Referent in diesen Blättern (Bd. XXXII. S. 310 und 311) dem ersten Teil spenden konnte. Einige Einzelheiten mögen hier folgen: Die 1. Abteilung, das „Lehrbuch" ist wieder ganz vortrefflich; es bietet Stoff und Gelegenheit zu allen möglichen Übungen und kaum etwas zu Beanstandendes. Nur könnte es nach Lektion XV, B, Zeile 1 scheinen, als ob G. Bruno ein Mann wäre. Mit Freuden begrüfsen wir wieder im Anhang zu diesen Teil einige Matières de compositions françaises. Auch das dann folgende „Lesebuch" ist ausgezeichnet und bietet zu keiner Bemerkung Anlafs. Der Druck ist hier wie im ganzen Buche rein: nur etwa 10 Druckfehler sind mir aufgefallen.

Nicht ganz ebenso einverstanden ist Referent mit der 3. Abteilung, der Grammatik. Zwar ist auch diese im ganzen zu loben, oft vortrefflich. Wie klar ist z. B. die Stellungsregel für die Adjektive (§ 97): „Das attributive Adjektiv steht nach dem zugehörigen Substantiv, wenn es unterscheidet; es steht von dem Substantiv, wenn es beschreibt." Aber manchmal ist der Verfasser weniger glücklich gewesen. So vermag Ref. in § 5 die Hineinziehung der Ausnahmen zu b (acheter u. s. w.) in den Abschnitt a nicht gutzuheifsen. Sonderbar ist die Aufführung der Verben auf oir an dritter Stelle ohne Nummer, während die auf re an vierter Stelle als 3. Konjugation bezeichnet sind. Falsch ist § 69, i: die hierher gehörigen Nomina (nicht nur Adjektiva) können auch von Verben der 2. bis 4. Konjugation abgeleitet sein. § 72, 2, h nicht ganz genau. § 76 fälschlich dixaine für dizaine.

Relativ vielen Grund zu Beanstandungen bietet die Syntax: § 90, 1

ungenau (es soll heifsen: „wenn sie im allgemeinen Sinne gebraucht sind"), ebenso § 90, 5. Nicht glücklich gefafst sind § 94, a und b, weil b als Ausnahme von a wirkt, aber nicht so hingestellt ist. Die Regeln für das Relativpronomen sind sehr ausgedehnt und nicht übersichtlich genug, ein Vorwurf, der auch gegen andere Stellen der Grammatik erhoben werden könnte. Die im § 111 gegebene Regel für die Zeitenfolge im indikativischen abhängigen Satze gilt nur für die indirekte Rede, was bemerkt sein sollte. Die Regeln für die Setzung des Konjunktivs (§ 113—116) sind wohl der schwächste Teil des sonst vortrefflichen Buches: sie erheben sich im ganzen wie im einzelnen nicht über die Ploetz'sche Schulgrammatik und bedürfen dringend der Revision. Nicht nur ist die Einteilung eine völlig veraltete, insofern aus den unpersönlichen Ausdrücken und den Konjunktionen eigene Hauptpunkte gemacht sind, ein Mangel, der — die Gerechtigkeit erfordert diese Aufstellung — dadurch zum Teil wieder gut gemacht wird, dafs zwischen § 114, 4 und den vorausgehenden Punkten, ferner zwischen § 115 und § 114 ein deutlicher Parallelismus besteht, wobei nur unklar ist, weshalb de crainte que eine Absicht ausdrücken soll, während craindre unter den Ausdrücken der Gemütserregung aufgeführt ist, sondern es erscheint auch allzu „deutsch-französisch", die Befehlsätze mit que (§ 113) als Hauptsätze zu bezeichnen. Auch im einzelnen ist Einiges zu rügen: es ist nicht ersichtlich, weshalb im § 114, Absatz 1, 2 und 3 nur von Zeitwörtern des Willens u. s. w. die Rede ist, nach denen der Konjunktiv zu stehen hat, während doch der verbale Charakter des übergeordneten Begriffes gar nichts zur Sache thut; höchst zweifelhaft ist die Einreihung von si . . . que, quelque . . . que unter die Konjunktionen, wie es überhaupt kaum angänglich erscheint, quel que, qui que, quoi que in eben demselben Abschnitte (§ 115, b) abzumachen: unrichtig ist ferner, dafs die Beziehung des Relativsatzes auf eine Ordnungszahl (§ 116, 3) den Konjunktiv verlangt. Hier gewinnt es den Anschein, als wenn jede Ordinalzahl diese Wirkung thäte, ein Mifsverständnis, das auch durch die darauffolgende Parenthese nicht bei vielen Schülern verhindert werden dürfte.

Noch eine Kleinigkeit: nach § 123, 1 wird das Part. präs. als „Prädikat eines verkürzten Nebensatzes" im Deutschen aufgelöst. Das könnte aufgefafst werden, als wenn die Auflösung geschehen müsse, was aber keineswegs der Fall ist. Vgl. aus Thiers, Bonaparte en Égypte (Ausg. v. Theissing) p. 29: „Les chevaliers abandonnèrent à la France la souveraineté de Malte et des îles en dépendant", wo gewifs am besten übersetzt wird, „die davon abhängigen Inseln". Gerade solche Fälle, wo im Deutschen für das Partizip ein Adjektiv oder, was ja auch vorkommt, ebenfalls ein Partizip steht, sind dem Schüler besonders gefährlich und bedürfen der eingehenden Besprechung.

Doch genug! Referent mufs fürchten, durch diese kritischen Bemerkungen den Eindruck zu erzielen, als wolle er das oben früher gespendete Lob nachträglich wieder aufheben. Das ist aber keineswegs der Fall! Vielmehr mufs wiederholt betont werden, dafs die

bisher vorliegenden Teile des Werkes zu dem Besten gehören, was wir in dieser Sparte besitzen, und dafs Referent mit Spannung dem 3. Teile entgegensieht. Dafs die Grammatik nicht ganz den beiden ersten Abteilungen ebenbürtig ist, erklärt sich leicht aus der besonderen Betonung der „praktischen Ziele", die indessen bei Beseitigung der beanstandeten Mängel keineswegs beeinträchtigt werden dürften, wie ja überhaupt der Referent bei seinen Bemängelungen nur von dem Wunsche geleitet ist, das treffliche Buch in einer zweiten Ausgabe noch vollkommener wiederzufinden.

Bamberg. Bruno Herlet.

Soltmann, Dr. Herm., die Syntax des französischen Zeitworts und ihre methodische Behandlung im Unterricht. Erster Teil. Die Zeiten. Bremen, G. Winter, 1897. 74 Seiten. 8°. M. 1,50.

Nach Ansicht des Referenten ist diese Darstellung viel zu kompliziert, und nach der Lektüre dieser Schrift erklärt es sich, warum der Verfasser diesen Teil der Syntax für so schwer hält. Die Erklärung ist nur deshalb so schwierig geworden, weil der Verf. ganz auf den Vergleich mit dem Deutschen verzichtet, während doch in gebildeter Rede fast alle Tempora der beiden Sprachen übereinstimmen. Nur die Erklärung des Unterschiedes zwischen imparfait und passé défini bildet ein etwas schwierigeres Kapitel. Ein Muster von Geschraubtheit ist die Erklärung S. 61, warum nach si (wenn) kein futur steht, und ein grober Fehler ist die S. 73 stehende Behauptung: „man könnte, dem subjonctif zum Trotz, auch sagen: Bien, je vais tirer la clef de la bibliothèque, quoiqu'il ne lirait pas le livre."

Glöde, Dr. O., Die französische Interpunktionslehre. Die wichtigsten Regeln über die französischen satz- oder lesezeichen und die redestriche dargestellt und durch beispiele erläutert. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. 8°. XII u. 47 S. M. 0,80.

Der Verfasser hat schon früher in ähnlicher Weise die deutsche Interpunktionslehre (Leipzig, Teubner, 1893) und die englische (Engl. Studien XIX[2]) behandelt. Auch die vorliegende Abhandlung ist von S. 3 an schon in den „Neueren Sprachen" Bd. II Heft 5, 6 u. 7 gedruckt gewesen. Dieser Separatausgabe ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche die historische Entwicklung der franz. Satzzeichen und Redestriche behandelt, und in welcher das bei Weidmann 1880 erschienene Buch von Al. Bieling: „Das Princip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte" rühmend erwähnt wird. Die Seite 3 beginnende Darstellung der heutigen französ. Interpunktion ist gründlich. Auch die Klammern, die Anführungszeichen, der Apostroph, der Bindestrich, die Silbentrennung, die Accente, die Cédille und die Trennungspunkte sind behandelt. Die Schrift ist namentlich für Herausgeber französischer Schulausgaben oder Lesebücher empfehlenswert.

Peters, J. B., Französische Schulgrammatik. 3. verbesserte Aufl. Leipzig, Neumann, 1896. 8°. XIV u. 109 S. M. 1,40.

Die Vorgängerin dieser Auflage wurde in diesen Blättern Band XXVII S. 47 besprochen. Die in der 2. Aufl. angewendete tabellarische Darstellung ist hier aufgegeben, da eine preufsische Minist.-Verfüg. von 1893 gröfseren Druck vorschrieb, so dafs es nicht mehr möglich war, auf jeder Seite ein abgeschlossenes Kapitel vorzuführen. Durch diese Änderung hat das Buch nichts verloren; der Verf. hat sich auch hier möglichster Kürze befleifsigt, so sind z. B. von den Ausnahmen bei der Pluralbildung blofs bal, choral; bétail, travail; bijou, caillou, genou und hibou angeführt. Diese Kürze führt zuweilen zu Unklarheit, so S. 50: „Einige männliche Personennamen werden auch auf Frauen bezüglich gebraucht: amateur, auteur, . . .“ Hier könnte der Schüler versucht sein zu glauben, man sage une amateur, une auteur. Das Beispiel (S. 37): Supposons que nous sommes endormis et que tout cela n'est qu'une illusion ist, so abrupt hingestellt, gewifs ein schlechter Beleg für den Indikativ nach supposer. Auch das Beispiel (S. 39): Réfléchissez avant que vous parliez; ist mangelhaft, da die Regel verlangt avant de parler. Eigentümlich ist dem Buche, dafs Formenlehre und Syntax nicht getrennt sind, sondern dafs jeder Redeteil nur einmal im Buche auftritt, wo dann alles Beachtenswerte gesagt ist. Ein Schlufskapitel über Zeichensetzung und Silbentrennung ist eine erfreuliche Bereicherung des Buches, das dem Referenten in dieser Form besser gefällt, als in der gar zu lakonischen früheren Darstellung. Äufserlich fällt besonders der typographische Luxus des Druckes auf: siebenerlei Typen auf einer Seite sind keine Seltenheit.

Ulrich, Dr. Wilh., Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmäfsigen Verben. 2. verbess. und durch Hinzufügung zusammenhängender Sprachstücke vermehrte Auflage. Leipzig, Neumann, 1896. gr. 8°. 64 Seiten. M. 1,00.

Auf 38 Seiten enthält das Heftchen 21 aus Einzelsätzen bestehende Übungsstücke. S. 39—51 enthalten Stücke zusammenhängenden Inhalts. 13 Seiten Vokabelverzeichnisse bilden den Schlufs. Französische Einzelsätze oder zusammenhängende Stücke sind nicht vorhanden, da die hier gegebenen Übungen blofs die Lehrer der Mühe überheben sollen, bei nicht ausreichendem Übungsstoffe der von ihnen benützten Grammatik, neue Aufgaben auszuarbeiten und zu diktieren. Als Materialsammlung für den Lehrstoff unserer 7. Klasse ist das Schriftchen wohl zu verwerten.

Meyer, Dr. Adolf, Dir. d. höh. Töchterschule I. u. d. Lehrerinnenbildungsanstalt, Doz. für Franz. a. d. K. Techn. Hochschule zu Hannover. Formenlehre und Syntax des französischen und deutschen

Thätigkeitswortes. Hannover 1896, Fr. Cruse (Carl Georg). 8°. 314 S.

Das Buch beginnt gleich mit S. 30. Der Verf. hatte auf S. 1—29 eine Einleitung über „Wesen und Geschichte der franz. Sprache" drucken lassen, dieselbe aber im Laufe der Drucklegung des übrigen Buches verworfen, da sie ihm nicht mehr entsprach. Ein plötzlicher Tod verhinderte ihn an der beabsichtigten Umarbeitung. Das Buch scheint aus recht ausführlichen Vorlesungen hervorgegangen zu sein, so ist z. B. zur Erklärung der Unterschiede zwischen starker und schwacher Konjugation Sanskrit, Gotisch u. s. w. in mehr als 10 Seiten langer Erörterung herangezogen. Das Buch enthält viel Lehrreiches und es ist zu bedauern, dafs es, auf das Verbum beschränkt, ein Torso geblieben ist, nachdem der Verfasser, der den Stoff durchaus beherrschte, die Absicht gehegt, eine vollständige Grammatik der französ. Sprache in dieser ausführlichen Weise herauszugeben.

München. Wohlfahrt.

Dr. Karl Strecker, Logische Übungen. Erstes Heft: Der Anfang der Geometrie als logisches Übungsmaterial, zugleich als Hilfsmittel für den mathematischen Unterricht. Essen, Bädeker. 1896. 61 Seiten.

Der Verfasser beabsichtigt, eine Reihe von Übungsbüchern der Logik herauszugeben. Der Stoff zu dem ersten Hefte ist der Geometrie entnommen und es will die Vorlage auch als Hilfsmittel für den ersten geometrischen Unterricht dienen, der nach des Verfassers Ansicht dringend einer Reform bedarf. Der heutigen Darstellung der Geometrie wird der Vorwurf gemacht, dafs sie der psychologischen Korrektheit entbehre und das logische Element vernachlässige. „Man bleibt bei den sinnlichen Anschauungen stehen, ohne sie zu Begriffen zu erheben, die allgemein gültigen Urteile und namentlich die Obersätze werden nicht ausgesprochen, während die Vorstellungskraft durch zahlreiche und ordnungslos wiederkehrende Buchstaben überlastet und verwirrt wird. — Der Lehrsatz besteht aus allgemeinen Begriffen, während der Beweis ganz bestimmte Einzelvorstellungen im Auge hat, welche ohne bestimmte Figur keinen Sinn haben. Die gebräuchliche Darstellung entspricht nicht den Anforderungen der Psychologie, weil der Lehrsatz in einem anderen Seelenvermögen seinen Sitz hat als der Beweis. Die Allgemeinbegriffe des ersteren gehören dem Verstande, die Zeichen des letzteren vorzugsweise der sinnlichen Vorstellungskraft an." Den Zweck der Figur verkennend, erblickt der Verfasser in dem Euklidischen Beweise nur ein „Beispiel". In der Vorlage wird für die ersten Sätze der Geometrie (Lehre von den Parallelen und vom Dreiecke) der Beweis in Allgemeinbegriffen geführt, wobei die Schlufskette in lückenloser Reihenfolge angegeben wird; dem Beweise ist zur Erläuterung das „Beispiel" angefügt.

Von der Anschauung zum Begriff! Dieser didaktische Satz ist

so fest begründet, dafs gegen ihn der Verfasser mit den Waffen der formalen Logik vergebens ankämpfen wird. Der Begriff ist nicht ein schematisches Bild, eine allgemeine Vorstellung ohne bestimmte Umrisse. Solche existieren nach Berkeley höchstens im Kopfe eines Gelehrten. Ein Parallelogramm, das weder rechtwinklig noch schiefwinklig, weder gleichseitig noch ungleichseitig ist, läfst sich nicht vorstellen. Suchen wir uns den Begriff eines Parallelogrammes zu vergegenwärtigen, so stellen wir uns immer ein bestimmtes Parallelogramm vor. Sehen wir ab von denjenigen Bestandteilen der Vorstellung, welche von einem individuellen Parallelogramm zum andern wechseln, und berücksichtigen wir nur die einer Reihe von Parallelogrammen gemeinsamen Eigenschaften, so gewinnen wir, indem wir die gemeinsamen Elemente der Vorstellungen durch die Definition fixieren, den Begriff des Parallelogramms. Die individuelle Vorstellung, die uns vorschwebt, wird so Stellvertreterin des Begriffes. Als solche ist sie aber nicht mehr unveränderlich. Sie kann jederzeit durch eine andere Vorstellung ersetzt werden, die mit ihr die in der Definition bezeichneten Merkmale gemein hat. Weil bei der Untersuchung eines geometrischen Gebildes nur die Eigenschaften, welche allen unter denselben Begriff fallenden Gebilden zukommen, in Betracht gezogen werden, so müssen die an einem individuellen Gebilde bewiesenen Sätze allgemeine Geltung haben. Die Figur ist nur ein Hilfsmittel, welches gewisse Vorstellungen erwecken soll. An ihr ist eine zweifache Abstraktion vorzunehmen. Der Verf. kennt nur die eine Abstraktion, durch welche die physischen Eigenschaften eines Gebildes eliminiert werden und die zu den Grundbegriffen Punkt, Gerade u. s. w. führt, er übersieht die zweite Art der Abstraktion, durch welche die zusammengesetzten Begriffe gewonnen werden. Der hauptsächlichste Vorwurf, den Str. gegen die allgemein gebräuchliche Beweisführung erhebt, ist somit unberechtigt.

Einzelheiten dieses Reformversuches zu kritisieren, lohnt sich nicht.

Würzburg. J. Lengauer.

Allgemeine Theorie der Curven doppelter Krümmung in rein geometrischer Darstellung. Zur Einführung in das Studium der Curventheorie von Dr. Wilhelm Schell, Geh. Hofrat und Professor an der technischen Hochschule zu Karlsruhe. 2. erweiterte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1898 in 8°. VIII + 263 S.

Es ist die Tendenz der neueren mathematischen Wissenschaften, „Gedanken an die Stelle der Rechnung zu setzen". Man hatte durch die Erfindung der analytischen Geometrie in der Freude über dieses neue Hilfsmittel, dessen Tragweite unabsehbar zu sein schien, sich lange Zeit von jenen rein geometrischen Betrachtungen abgewandt, mit welchen die alten Geometer so hervorragende Resultate erzielt hatten. Obgleich Desargues die alte synthetische Methode durch neue Gedanken befruchtete, geriet sie doch fast ganz in Vergessenheit, bis

sie in unserm Jahrhundert unter anderen Steiner durch seine grofsartigen Leistungen zu neuer Blüte brachte, so dafs sie den Kampf mit der inzwischen grofs gewordenen analytischen Methode wieder aufnehmen konnte. Doch beschränkte sich vorerst ihre Wirksamkeit zum gröfsten Teile auf die Behandlung lagengeometrischer Beziehungen, und namentlich die Resultate, die der Infinitesimalkalkül zu Tage förderte, blieben der reingeometrischen Behandlung noch geraume Zeit verschlossen, obwohl ja dieses wichtigste Instrument der modernen Mathematik selbst aus geometrischen Betrachtungen hervorgegangen war. Erst in neuerer Zeit hat man wieder versucht, die Rechnung mit dem Unendlichkleinen in rein geometrischer Weise zu verwerten, und die vorliegende Schrift bietet einen Beweis dafür, wie nutzbringend diese Methode in der Hand eines geschickten Geometers werden kann. Dem Verfasser ist es nicht nur gelungen, die schwierige Theorie der Kurven doppelter Krümmung durch seine Methode in einer Weise darzustellen, dafs dem Studierenden, der noch wenige Vorkenntnisse mitbringt, das Eindringen in dieselbe wesentlich erleichtert wird, sondern er hat namentlich eine weit gröfsere Anschaulichkeit in die mitunter ziemlich verwickelten Verhältnisse gebracht, als dies durch die ermüdenden Formeln und Rechnungen der rein analytischen Behandlung möglich ist. Da aufserdem die verschiedenen Lehren in übersichtlicher Weise angeordnet sind, die geometrischen Betrachtungen durch gute Figuren unterstützt werden, und die einschlägige Literatur mit Sachkenntnis angeführt ist, so können wir das Buch jedem Freunde feiner geometrischer Spekulation auf das Wärmste empfehlen.

Elementar entwickelte Theorie und Praxis der Funktionen einer complexen Variabelen in organischer Verbindung mit der Geometrie. Ein Handbuch für Lehrer und Freunde der Mathematik von Adalbert Breuer, k. k. Professor an der Staatsoberrealschule im III. Gemeindebezirk Wiens. Mit 84 Textfiguren. Wien, C. Daberkow's Verlag. 1898. VIII + 205.

Verfasser, mit der Gauss'schen Darstellung des Imaginären in der complexen Ebene nicht zufrieden, sucht nach einem neuen geometrischen Bilde complexer Zahlen, welches er einfach dadurch erhält, dafs er die Ordinate y der Lateralzahl $x + yi$ um ihren Fufspunkt in die x-Axe umklappt und die Endpunkte der dadurch entstehenden Strecken als Repräsentanten von $x + yi$, respekt. $x - yi$ auffafst. Von dem Vorzuge, den diese neue geometrische Darstellung des Imaginären vor der des grofsen Meisters haben soll, konnte sich, namentlich was die Funktionentheorie anlangt, Referent durch die Lektüre der Schrift keineswegs überzeugen.

Vorlesungen über Kreis- und Kugel-Functionen-Reihen von Dr. Johannes Frischauf, Professor an der Universität Graz. Leipzig 1897. Verlag v. B. G. Teubner. VI + 60 S.

Das vorliegende Schriftchen scheint uns seinen Zweck, eine leicht faſsliche Darstellung der namentlich für die mathematische Physik so wichtigen Theorie der Kugel-Funktionen zu bieten, vollständig zu erreichen, da es nur die elementarsten Kenntnisse der Analysis voraussetzt und schrittweise in die Schwierigkeiten der Theorie einführt. Übrigens tritt bei dem Streben, dem Anfänger klar und verständlich zu sein, das wissenschaftliche Moment keineswegs in den Hintergrund, indem z. B. die Darstellung der Convergenzbetrachtungen der einschlägigen Reihen entschieden einen Fortschritt bedeutet. Wir können daher das Werkchen namentlich Studierenden aufs Beste empfehlen.

München. A. v. Braunmühl.

Müller, Dr. J., Grundriſs der Physik mit besonderer Berücksichtigung von Molekularphysik, Elektrotechnik und Meteorologie für die oberen Klassen von Mittelschulen u. s. w. bearbeitet von Dr. O. Lehmann. 14. völlig umgearbeitete Auflage. Mit 810 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig 1896, Vieweg. 820 Seiten. Preis: M. 7,50.

Diesem Buche dürfte schon allein die Thatsache zur Empfehlung dienen, daſs es bis zu seiner 13. Auflage jenen Freiburger Professor Müller zum Verfasser hatte, von dem das umfangreiche Lehrbuch der Physik und Meteorologie stammt, das in den weitesten Kreisen unter dem Titel „Müller-Pouillet“ bekannt ist und zur Zeit durch Professor Pfaundler herausgegeben wird. Unser Buch stimmt daher im groſsen und ganzen nach Form und Inhalt mit jenem Werke überein. Daſs es aber nicht etwa nur ein verkürzter Auszug aus jenem ist, bezeugt schon der Umstand, daſs die Stoffverteilung eine wesentlich andere ist als dort. Der nunmehrige Herausgeber hat sich bei Vornahme der Umarbeitung von dem vollständig richtigen Gedanken leiten lassen, immer nur auf bereits Behandeltes zu verweisen, nicht auf später Nachfolgendes. Demgemäſs enthält das erste Buch die Gesetze des Gleichgewichts der festen, flüssigen und gasförmigen Körper einschlieſslich der Molekularkräfte sowie die Thermostatik, das zweite die Gesetze der Bewegungen, das dritte die elektrischen Erscheinungen, das vierte die physikalische, das fünfte die physiologische Optik und das sechste die Akustik. Daſs das Buch auf vollständig modernem Boden steht, dürfte beispielsweise die Gruppierung des Lehrstoffes im dritten Buche beweisen; Verfasser spricht zunächst von den Beziehungen zwischen elektrischer und kinetischer, dann von denen zwischen elektrischer und chemischer und zwischen elektrischer und magnetischer Energie, behandelt hierauf die Iduktionserscheinungen, ferner die Beziehungen zwischen Elektrizität und Wärme, erläutert dann die elektrischen und magnetischen Messungen und schlieſslich die elektrischen Entladungen.

Die Elektrizität ist überhaupt vom Verfasser mit augenscheinlicher Vorliebe bearbeitet worden; nicht minder die Molekularphysik. Die Meteorologie ist nicht mehr wie in früheren Auflagen in einem eigenen Abschnitte dargestellt, sondern die Hauptsätze derselben sind gelegentlich in der Wärmelehre und der Optik dargelegt. Warum der Verfasser in einem Lehrbuche, das doch sonst von allen Theorien der modernen Physik in reichlichstem Maſse Gebrauch macht, das C-G-S-System nur in einem Anhange erwähnt, ist schwer einzusehen; begreiflich dagegen, daſs er, da er eine Darstellung der Physik geben will, von der Mathematik nur Gebrauch macht, soweit sie Mittel zum Zwecke ist. Zahlreiche, schöne, nicht bloſs schematisch gezeichnete Figuren dienen zur Erläuterung des Textes, der leicht faſslich und klar geschrieben ist. Übungsaufgaben mit Angabe der Lösungen sollen dem Schüler die Möglichkeit geben, sich zu überzeugen, ob er das Gelesene richtig verstanden hat. Sehr hübsch ist die zwar kurze historische Einleitung, sowie die allerdings mehr in das Gebiet der Methaphysik einschlagende Schluſsbetrachtung.

Schülern, welche sich eingehender mit den Lehren der modernen Physik vertraut machen wollen, namentlich Abiturienten, welche ein Studium ergreifen, das Kenntnisse in dieser Wissenschaft erfordert, kann dieses Buch bestens empfohlen werden; es gehört abgesehen von seiner Abstammung auch an sich in der Bearbeitung Lehmanns entschieden zu den bedeutenderen Erscheinungen der physikalichen Literatur.

Jochmann, E, und Hermes, O., Grundriſs der Experimentalphysik und Elemente der Chemie sowie der Astronomie und mathematischen Geographie. Mit 376 Holzschnitten, 4 meteorologischen Tafeln und 2 Sternkarten. 13. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1896, Winckelmann. 484 Seiten.

Das vorliegende Werk gehört zu denjenigen Lehrbüchern der Physik, welche in ausführlicher Darstellung das gesamte Lehrgebäude dieser Wissenschaft behandeln, soweit es sich mit elementaren Mitteln darstellen läſst. Inhaltlich ist es ungemein reichhaltig, auch die Form der Darstellung muſs als durchaus gelungen bezeichnet werden. Gleichwohl dürfte es sich als Lehrmittel an unseren Gymnasien nicht empfehlen, einmal wegen seines Umfanges, namentlich aber wegen seiner Methode; der Verfasser leitet nämlich die Gesetze der Physik fast durchweg zuerst auf theoretischem Wege ab und führt experimentelle Untersuchungen gleichsam nur zum Beweise für die Richtigkeit der Theorien an, während an unseren Gymnasien die sachlich und historisch wohl begründete Anschauung mehr und mehr Platz greift, daſs in der Schule an die Spitze das Experiment gehört, aus diesem ein Gesetz abzuleiten und letzteres erst hinterher mit Hilfe einer passenden Hypothese zu erklären, bezw. zu beweisen ist. Dagegen kann das

Buch solchen Schülern welche die Fundamentalgesetze der Physik bereits kennen und nur noch eingehenderen Aufschlufs namentlich in theoretischer Beziehung zu erhalten wünschen, mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Papier, Druck und Figuren sind gut; unter letzteren befinden sich aber einige Darstellungen von Apparaten, wie beispielsweise Figur 92 oder 209, welche man in der hier angegebenen Ausführung füglich als veraltet bezeichnen darf.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Wägner, Dr. Wilh. Rom. Geschichte und Kultur des römischen Volkes. Für Freunde des klassischen Altertums, besonders für die deutsche Jugend dargestellt. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Dr. O. E. Schmidt, Professor zu St. Afra in Meifsen. 6. Aufl. mit 276 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, O. Spamer, 1899. XV und 826 S., Preis geb. 12 M. —

So verbreitet die früheren Auflagen der Wägnerschen Bücher Hellas und Rom auch sein mochten, so konnten sie doch diejenigen nicht besonders empfehlen, welche in Bezug auf Zuverlässigkeit des Textes und Wert der Abbildungen im Interesse unserer Jugend strengere Anforderungen stellten. Das hat sich jetzt wesentlich geändert. Wie im Jahre 1895 die 7 Aufl. von Wägners Hellas, so erscheint jetzt die 6. von Wägners Rom in fast neuem Gewande. Wenn die Verlagshandlung mit der Umarbeitung Prof. O. E. Schmidt in Meifsen betraute, so hat sie damit eine glückliche Wahl getroffen; denn bei verschiedenen Anlässen hat dieser sich als einen gründlichen Kenner römischer Geschichte gezeigt, so als Bearbeiter des betr. Bandes von Spamers illustrierter Weltgeschichte und namentlich durch seine Beiträge zur Chronologie und Erklärung der Ciceronischen Briefe. Prof. Schmidt hat für seine Arbeit einige treue Helfer gefunden, er selbst hat in der Hauptsache den früheren I. Bd. von den Anfängen Roms bis zu den Gracchen bearbeitet, sowie vom II. Bd. die Zeit von Diocletian bis zum Jahre 476. Durch notwendig gewordene Kürzungen ist nämlich aus den ursprünglich zwei Bänden einer geworden; in diesem aber sind die meisten Abschnitte völlig neu geschrieben und Stichproben ergeben, dafs wir es jetzt mit einer unbedingt zuverlässigen Darstellung zu thun haben. Ebenso ist auch die Illustration des Werkes völlig neu gestaltet. Gerade in dieser Beziehung ist der alte Wägner mit seinen schlechten Abbildungen nicht mehr zu erkennen; an ihre Stelle sind zunächst eine Reihe von antiken Landschafts- und Städtebildern getreten, aber natürlich in der gegenwärtigen Erscheinungsform, treffliche Nachbildungen von überraschender Wirkung (vielleicht die schönsten sind die ganzseitigen Abbildungen der Wasserfälle von Terni S. 7 und des Vestatempels und der Neptunsgrotte zu Tivoli S. 22); dazu kommen im wesentlichen Reproduktionen antiker Originale (besonders hervorzuheben sind die zahlreichen photographischen Nachbildungen römischer Statuen

und Büsten, namentlich aus der Kaiserzeit); doch hat der Herausgeber auch hie und da moderne Darstellungen eines historischen Vorganges nicht verschmäht. Dafs er z. B. die grofsartigen monumentalen Bilder des Prof. Maccari im Empfangssaal des Senatorenpalastes auf dem Kapitol in Rom hat reproduzieren lassen, deren imponierende Wirkung wir selbst erfahren haben, danken wir ihm besonders; bei anderen freilich ist die Art der Wiedergabe weniger vollkommen und daher auch weniger wirkungsvoll. Aber immerhin mufs man zugestehen, dafs die Verlagshandlung alles gethan hat, um dem Werke eine würdige Ausstattung zu geben. Daher kann es jetzt in seiner neuen Gestaltung für unsere Schülerlesebibliotheken, schon von der 3. Klasse an, unbedenklich empfohlen werden, ebenso als Geschenk in der Familie.

München. Dr. J. Melber.

Dr. H. Stich, Kgl. Gymnasialprofessor, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien. I. Teil. Das Altertum. 2. Auflage. Bamberg. C. C. Buchner Verlag. Rudolf Koch. 1898.

Dafs der Verfasser allen Ernstes darauf bedacht war, neben der neuen Auflage die erste ohne jede Schwierigkeit brauchbar zu erhalten, verdient aus nicht erst zu erörternden Gründen volle Anerkennung. Im Texte des Buches selbst ist sogar die Seitenzahl unverändert geblieben. Von diesem Standpunkte aus ist keinerlei Erinnerung dagegen zu erheben, wenn der eine und der andere auf belangreichere Abänderungen abzielende Wunsch, wie sie von mir in der einschlägigen Besprechung dieses Bandes auf S. 555 ff. des XXX. Jahrganges dieser „Blätter“ vorgeschlagen wurden, eine Berücksichtigung nicht gefunden haben. Hält Stich an seinem in hohem Grade löblichen Grundsatze auch fernerhin fest, so bin ich im Interesse höher stehender Schulzwecke zur Verzichtleistung auf die Erfüllung jener meiner Wünsche gerne bereit. Allein so gut er in den angehängten Zeittafeln ohne Schaden für den Gebrauch der beiden Auflagen nebeneinander verhältnismäfsig weitgehende Einschaltungen einfügte, ebenso gut und den Unterrichtszwecken weit förderlicher hätte eine dem Bedarfe des Buches angepafste Karte der alten Welt beigegeben werden können. Allerdings durfte der Preis desselben nicht erhöht werden. Indes die erfreulich günstige Aufnahme, die es wohlverdientermafsen gefunden hat, dürfte der Verlagshandlung die Leistung jenes Opfers beträchtlich erleichtern. Man wende gegen die Forderung einer solchen Karte nur nicht ein, dafs die Lehrer derlei Kartenbilder am richtigsten nach dem jeweiligen Bedarfe auf der Schultafel entstehen lassen. Abgesehen davon, dafs hiezu nicht jeder Geschichtslehrer befähigt ist, tragen derlei Kartenbilder doch stets ein gar primitives Gepräge, und, was wichtiger ist, sie verschwinden so rasch, als sie entstanden sind. Auch der Blick des Schülers auf die Wandkarte beschränkt sich, im günstigsten Falle, auf die Schulstunden. Vollends unsere historischen Schulatlanten

lassen, weil für andere Schulbücher gefertigt, den Schüler nur allzuoft im Stiche, oder sie bieten so viel Material, dafs sie ihm das Aufsuchen nicht selten mehr verleiden als ihn dazu ermuntern.

Im einzelnen enthält die neue Auflage von Stichs Geschichte des Altertums mancherlei Berichtigungen, auch da und dort Neueinsätze der knappsten Art, insgesamt aus wohlerwogenen Gründen und durchweg Verbesserungen, ohne dafs durch sie eine ernstere Störung im Gebrauche beider Auflagen nebeneinander veranlafst wird. Auch in etlichen Fällen dieser Art, in denen der Verfasser meinen Vorschlägen nicht folgen zu sollen glaubte, ist unschwer ersichtlich, dafs er hiezu seine guten Gründe zu haben vermeinte. Diese sind das eine und das andere Mal unzweifelhaft zu billigen; wieder in anderen Fällen wären sie wohl auf ihre Stichhaltigkeit erst noch zu prüfen. Im übrigen ist nicht zu verkennen, dafs es sich hiebei nicht eben um hochwichtige Dinge handelt, aber auch, dafs für Schulbücher Einzelheiten über die man sonst leicht hinweg liest, immerhin eine gröfsere Bedeutung haben. Und in derartigen Fällen möchte es sich empfehlen, dafs das Buch für eine dritte Auflage nochmals einer sorgfältigen Revision unterzogen werde, die, ungeachtet der allenthalben zu Tage tretenden Bemühung für seine formelle Sauberkeit, doch noch eine nicht ganz unergiebige Ernte ergeben wird.

Zum Belege hier einige Beispiele! Von Druckfehlern ist das Buch ungewöhnlich rein gehalten; kleinere Versehen wie S. 61 Eutrapide statt Eupatride, S. 85 Alicibiades statt Alcibiades, S. 109 Stadte statt Städte, S. 175 Graechen statt Gracchen werden die Schüler selbst leicht richtig stellen; ebenso wenn S. 75 *ὁποία ποτ ἐστίν* geschrieben ist.

Die Orthographie anlangend hätte zunächst S. 40 nicht wiederspiegeln statt widerspiegeln, S. 204 nicht Lorber statt Lorbeer, S. 159 nicht Szene statt Scene geschrieben, S. 56 nicht Gährung statt Gärung neu eingeführt werden sollen. Auch mancherlei Inkonsequenzen fallen auf. So S. 28 in Folge, S. 31 infolge; S. 29 Phocis, S. 48 Phocäa, S. 45 Phokier, S. 97 Phocier; so S. 46 Panionion, dagegen sonst Ajas und Achaja; so S. 79 Parthenopäos, S. 80 Phädra, dagegen S. 77 Paionios; so S. 108 Ceremoniell, S. 127 Zeremonien; S. 120 Centralalpen, S. 158 zentral, S. 176 Zentralisation; S. 122 Albaner-See, S. 146 Albanersee und S. 139 Albanerberge; S. 167 Neukarthago, S. 161 Neu-Karthago; S. 165 Capua neben Kapua. Auch Abwechselungen wie Achilleus, Achilles und Achill, Olympus und Olymp empfehlen sich für ein Schulbuch nicht.

Nicht minder wird des öftern auf eine gröfsere Gleichmäfsigkeit im Setzen und Weglassen von Interpunktionszeichen zu achten sein. Namentlich sei auf die Frage verwiesen, ob vor „wie“ in abgekürzten Vergleichungssätzen ein Komma zu setzen ist oder nicht. Auch bei teils-teils finden sich derlei Schwankungen.

Eine besondere Beachtung erheischt ferner die Setzung oder Weglassung der Genetivendung s bei Eigennamen. Wenn hier des Ebro, des Po, des Tiber, des Strymon, des Euphrat geschrieben wird, so ist

schwer abzusehen, warum dort des Nils, des Euphrats, des Jordans, des Rheins, des Ozeans; wenn hier des Parnon, des Palatin, warum dort des Janiculums, des Vesuvs; wenn hier des Ninive, des Clermont, warum dort des Thebens, des Athens, des Roms u. s. w. Auch des Parthenon, dagegen des Synedrions sowie des Pendschab, dagegen des Deltas gehören hieher.

Desgleichen bedürfen einige Citate auf Seiten des Buches selbst einer Berichtigung, einzelne wohl durch die Neuauflage veranlaſst.

Stichs Form der Darstellung ist mit ganz seltenen Ausnahmen klar und korrekt. S. 44 wird es den Schülern doch zweifelhaft erscheinen lassen, ob auch die Burgen des Binnenlandes zum Schutze gegen Seeräuber dienten, S. 55 ob „derselbe" der *βασιλεύς* oder Kodrus ist, S. 151 ob thatsächlich der Ausdruck pro rostris dicere vom Verbringen der eroberten Kriegsschiffe auf das Forum stammt. Daſs auf S. 206 der Name Caesar 15mal vorkommt, ist des Guten etwas zu viel.

Um das sachliche Gebiet nicht völlig leer ausgehen zu lassen, seien hiezu noch ein paar Bemerkungen angefügt. Für den Koloſs von Rhodus geben die verlässigsten Autoritäten eine Höhe von ca. 30 Meter an statt von 50 Meter (S. 31). Daſs der Apollo von Belvedere nicht als Abwehrer und Bestrafer der Barbaren dargestellt ist, ist bei Furtwängler (Meisterwerke S. 657) zu ersehen (S. 35). S. 46 wird die Angabe vermiſst, wo der urkundlich erhaltene Eid sich findet. In der S. 71 citierten Äschylusstelle ist die richtige Lesart unzweifelhaft *ἄριστος*, nicht *δίκαιος*. S. 113 ist die Jahreszahl 278 in 277 abzuändern. S. 193 kommt die Reduktion des römischen Talentes auf unsere Markrechnung viel zu spät.

Aus dem Vorstehenden dürfte zur Genüge erhellen, daſs das in seiner Gesamtanlage wie in der Einzeldurchführung treffliche Buch durch eine nochmalige genaue Durchsicht als Schulbuch nicht unerheblich gewinnen kann.

Dr. H. Scheftlein, K. Gymnasialprofessor in Regensburg: Genealogischer Schulatlas. Regensburg 1899. Verlag von Hermann Bauhof. VIII Seiten u. 34 Tafeln. Preis: M. 1.80.

Scheftleins Genealogischer Schulatlas ist nach Art des von Ottokar Lorenz 1895 in 2., wesentlich verbesserter u. vermehrter Auflage herausgegebenen Genealogischen Handbuches der europäischen Staatengeschichte bearbeitet, hat aber für Schulzwecke vor diesem den groſsen Vorzug, daſs er, dem unmittelbaren Schulbedarfe angepaſst, sich fast durchweg auf diesen beschränkt, von diesem Standpunkte ausgehend aber zugleich auch die Alte Geschichte berücksichtigt, und daſs er hinsichtlich der einzelnen Daten vielfach korrekter ist als jenes. Es verdient volle Anerkennung, daſs Scheftlein, so sehr er auch dazu versucht sein mochte, Lorenz nirgends blindlings folgte, sondern sowohl in der Auswahl überall seine eigenen Wege ging, als auch die von Lorenz gebotenen Angaben allenthalben sorgfältig nachprüfte.

Dafs derlei Tafeln für den Geschichtsunterricht ein Bedürfnis sind, wird im Ernst kaum ein mit dieser Unterrichtssparte betrauter Lehrer in Abrede stellen. Ihr Bild bietet zahlreiche Aufschlüsse, die, im Lehrbuche sporadisch angedeutet, dem Schüler erst in solcher Zusammenstellung klar vor Augen treten. Dem Einwande aber, die Schüler sollten vom Lehrer daran gewöhnt werden, derartige Tabellen nach dem Texte des Lehrbuches selbst anzufertigen, begegnet Scheftlein richtig mit dem Einspruche, eine solche Forderung gehe über die Kräfte der Schüler hinaus, da die Verwertung der betreffenden Angaben im Lehrbuch, zerstreut auftretend und in der Regel zu allgemein gehalten, für das Kennen und Können der Schüler allzu schwierig sei.

Auch was Scheftlein im Vorwort zur Empfehlung seines Unternehmens und zur Rechtfertigung seines Verfahrens sonst noch vorbringt, verdient durchaus Billigung, Dafs die einen da und dort eine Angabe vermissen, dafs noch mehrere bei anderer Gelegenheit über ein Zuviel klagen werden, ist in Anbetracht der in dieser Beziehung so weit auseinandergehenden Anschauungen völlig unvermeidlich. Je mehr man aber den Gesamtstoff prüft, und je näher man ins einzelne eingeht, desto lieber wird man zugestehen, dafs der Verfasser, mit reichen Erfahrungen und einem tüchtigen einschlägigen Wissen ausgestattet, stets nur nach reiflicher Überlegung verfuhr, um in geschickter Gruppierung ein thunlichst anschauliches, durchsichtiges und wirksames Bild zu erzielen; dafs er wohlbedacht erwog, was hier aufzunehmen, dort wegzulassen war, und dafs er sich behufs Erzielung einer möglichst grofsen Verläfslichkeit des Gebotenen keine Mühe verdriefsen liefs. In letzterer Hinsicht haben ihm allerdings aufser Lorenz für die vorzugsweise ausführlich behandelten deutschen Fürstenhäuser namentlich Cohns Stammtafeln belangreiche Dienste geleistet. Indes erheischte die richtige Sichtung des bei Cohn und Lorenz vorgeführten überreichen Materiales für Schulzwecke grofse Umsicht und viele Arbeit. Haben wir nach dieser allgemeinen Richtung einen Wunsch, so ist es der, Scheftlein möchte bei einer Neuauflage nach Lorenz' Vorgang jeder einzelnen Tafel ein kurzes Wort zur Orientierung vorausschicken, das den Schüler auf manches aufmerksam machen kann, was, obwohl von Belang, seinem ungeübten Auge und stückweisen Wissen leicht entgehen mag.

Was Einzelheiten betrifft, ist es leicht erklärlich, dafs bei aller Sorgfalt zunächst unter dem Streben nach thunlichster Beschränkung mitunter die Konsequenz zu Schaden kam. So wird, um in dieser Beziehung nur ein Beispiel anzuführen, bei den einschlägigen Fürsten so ziemlich regelmäfsig angegeben, wann sie die lutherische, resp. die kalvinistische Lehre annahmen, nicht dagegen auf Tafel 19 und 20, wann die uns näherstehenden pfälzischen Wittelsbacher zum Katholizismus zurückkehrten. Da sonst gewöhnlich das Todesjahr verzeichnet ist, wird der Schüler auf Tafel 31 von Franz II. von Neapel und auf Tafel 34 von Konstantin, dem Bruder des Zaren Alexander II., bei denen das Jahr ihres Ablebens fehlt, annehmen müssen, sie seien noch am Leben. So wäre auch auf Tafel 16 Auguste, die Gemahlin unseres Prinzregenten, als Tochter Leopolds II. von Toskana namhaft

zu machen gewesen, da dies auf Tafel 20 gleichfalls nicht ersichtlich gemacht ist. Ebensowenig ist indes ernster zu beanstanden, dafs sich bei einer so grossen Fülle von Daten ausnahmsweise da und dort einmal ein kleines Versehen eingeschlichen hat. So fehlt auf Tafel 16 für Ferdinand II. von Toskana das Schlufsjahr seiner Würzburger Regierungszeit. Auf Tafel 18 findet sich, wie nicht selten anderwärts, als Todesjahr Wilhelms I. von Holland 1377 statt 1388 (vgl. Häutles Genealogie S. 117). Hermann I. von Thüringen starb nicht 1215, sondern 1217 (Tafel 21) Der Kurfürst Johann Georg war nicht ein Sohn der Hedwig von Polen, sondern er stammte aus der ersten Ehe Joachims II. mit Magdalena von Sachsen (Tafel 22). Johann Friedrich II., der Mittlere, von Sachsen starb nicht 1594, sondern 1595; dem ersteren Jahre gehört der Tod seiner Gemahlin an (Tafel 24). Auch sollte auf dieser Tafel der Sohn des präsumtiven Thronfolgers im Königreich Sachsen, Johann Georg, geb. 1869, angegeben sein. Die Braunschweigische Welfenlinie erlosch nicht 1885, sondern 1884 (Tafel 28). Auf Tafel 15 ist auf Tafel 30 verwiesen, statt auf Tafel 31.

Indes so untergeordneter Art derlei Mängel sind, so kommen doch auch ihrer in dem ungewöhnlich sauber gearbeiteten Buche nur wenige vor. Möge es daher, in vielfacher Beziehung dem Lehrer förderlich, dem Schüler schwer entbehrlich, die erfreuliche Aufnahme finden, die es, gut ausgestattet und zu einem anerkennenswert billigen Preise angesetzt, in Schulkreisen und darüber hinaus vollauf verdient.

München. Markhauser.

Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Auf grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt von Dr. Franz Hümmerich. Mit einer Photogravüre und drei wissenschaftlichen Beilagen. München 1898. C. H. Beck. 8° 203 S. Pr. 6 M. 50 Pf.

„Wie spärlich sind gegenüber der Flut von Gelegenheitsschriften, mit denen wir anläfslich der Columbusfeier geradezu überschwemmt wurden, die literarischen Erzeugnisse, welche zur Erinnerung an Vasco da Gamas folgenschwere Fahrt hervortraten! Um so erfreulicher ist, deutsche Arbeiten namhaft machen zu können, welche in der Geschichte der östlichen Seewege einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, doppelt erfreulich, wenn an dieser Stelle auf die Leistung eines engeren Landsmannes hingewiesen werden kann, deren würdige Veröffentlichung dem Münchner Verlagsbuchhandel zur Ehre gereicht. Ein bayerischer Gymnasiallehrer, Dr. Franz Hümmerich, der im Hause des vormaligen bayerischen Gesandten in Lissabon, Grafen von Bray, (dem auch das Buch gewidmet ist), Gelegenheit hatte, sich mit der portugiesischen Sprache und mit hier schwer erreichbaren Quellenwerken der portugiesischen Geschichtsliteratur näher vertraut zu machen, hat seinen dortigen Aufenthalt benützt, um den Wert und das gegenseitige Verhältnis der unter sich stark abweichenden Quellen über Vasco da

Gamas erste Indienfahrt einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, als deren Ergebnis er schon im Jahre 1897 der Universität München eine wertvolle Inaugural-Dissertation vorlegen konnte, (die auch als Programm des Maximiliansgymnasiums 1897 erschien)." Mit solchen ehrenden Worten hat jüngst der Vertreter der Geographie an der Universität München der uns vorliegenden Schrift unseres Kollegen gedacht. Ich füge hinzu, dafs es mir eine besondere Freude war, den Verfasser als Festredner für die Vasco da Gamafeier in der Münchener Geographischsn Gesellschaft zu gewinnen. Sein Vortrag über diesen Gegenstand wurde im 17. Jahresbericht für 1896/97 aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung zum Abdrucke gebracht. (1898. S. 49 ff). Wer die beiden Darstellungen der ersten Indienfahrt des Vasco da Gama in der Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen von Oskar Peschel und in dem gleichnamigen Buch von Sophus Ruge miteinander vergleicht, der wird wahrnehmen, dafs fast kein Zug der ganzen Reise in beiden Werken völlig übereinstimmend dargestellt ist; und doch sind beide nach portugiesischen Quellen des 16. Jahrhunderts gearbeitet. Peschel benutzte im vorliegenden Falle deren vier, nämlich die Asia des João de Barros, die Chronik des Königs Manuel von Domião de Goes, die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Indiens von Fernão Lopez de Castanheda und das Tagebuch eines ungenannten Begleiters des Vasco da Gama, hat aber nach Hümmerichs Urteil seiner Darstellung keines dieser Werke ausschliefslich zugrunde gelegt. Ruge verfährt ebenfalls eklektisch, stützt sich aber in seiner Erzählung dieser denkwürdigen Fahrt wesentlich auf das Buch von Henry E. J. Stanley, the three voyages of Vasco da Gama, London 1869. Stanley gibt dort in der Hauptsache eine Übersetzung dessen, was der älteste der indischen Historiker Portugals, Gaspar Correa, über diesen Gegenstand berichtet. Wo zwei völlig verschiedene historische Darstellungen des gleichen Gegenstandes aus dem 16. Jahrhundert vorlagen, konnte nur eine eingehende Kritik und Sichtung der Quellen, wie sie Hümmerich übte, die Handhabe zur Ermittlung des wahren Sachverhaltes bietet. Stanley hat eine solche kaum versucht, hätte mit seiner oberflächlichen Kenntnis der Quellen die Frage auch nicht befriedigend zu lösen vermocht. Da der Bericht des Correa von dem oben erwähnten Tagebuch nicht nur Punkt für Punkt in den Einzelheiten abweicht, sondern auch im ganzen Charakter der Erzählung anders geartet ist, da ferner Ruge dessen Inhalt nicht unvermischt widergibt, hatte ihn Hümmerich schon in seinem Gymnasialprogramm 1897 als abgeschlossenes Ganze seiner Untersuchung vorangestellt. Die gesamten Quellenfragen zur Entdeckungsfahrt des Vasco da Gama waren dem Buche zur Erörterung aufgespart worden. Um die Nachprüfung seiner Darstellung der ersten Indienfahrt zu erleichtern, fügte der Verfasser seinem Buche als zweite Beilage eine Übersetzung des Roteiro (= Routier, Wegebeschreibung) bei. Zur Geschichte der zweiten Indienfahrt des Vasco da Gama ist es dem Verfasser gelungen, neue zum teil unedierte, zum teil völlig unbenützte Quellen zu eröffnen und von ihr ein ausführliches, bis in die Details

hinein kritisch gesichertes Bild zu liefern. Aufser den zwei schon publizierten Berichten von Teilnehmern der Fahrt konnte H. noch einen dritten benutzen, der als dritte Beilage dem Buche beigefügt ist, den Brief eines italienischen Kommis, der die Reise mitgemacht und von Moçambique aus über Ereignisse und Ergebnisse derselben an seinen Prinzipal im April 1503 einen Bericht abgesandt hat. Den Hauptinhalt des Buches bildet die Darstellung von Gamas Leben und Reisen, seine Vorläufer, die nautische Aufgabe der Entdeckungsfahrt von 1497, die frühesten Daten zum Leben des Entdeckers, die Eröffnung des Seeweges durch Vasco 1497—1499, Gnadenbeweise König Manoels, die zweite Indienfahrt, Gamas Erhöhung zum Grafen, die Begründung der portugiesischen Herrschaft in Indien, Gamas dritte Indienfahrt und Tod 1524 und seine Persönlichkeit. Charakterisiert den Columbus ein bis zu Visionen gesteigertes Innenleben, so ist Vasco da Gama ganz zielbewufster Wille und rücksichtsloses Handeln; trüben bei jenem die Gebilde der Phantasie oft den Sinn für die Realität der Erscheinung, so fufst Gama unerschütterlich auf dem Boden der Wirklichkeit. Aber für seine Aufgabe ist jeder von beiden der berufene Mann. Und mag immerhin der schöpferische Gedanke von Gamas Fahrt nicht in seinem eigenen Geiste entsprungen sein, was ihre weltgeschichtliche Bedeutung, ihre Wirkungen für Mit- und Nachwelt anlangt, so steht sie hinter der Entdeckung Amerikas kaum zurück. Für die Geschichte des Welthandels, seiner Bahnen und seiner Träger macht die Auffindung des östlichen Seeweges nach Indien Epoche, und so gehört die Gestalt des Entdeckers nicht nur der Geschichte seines kleinen Heimatlandes, sondern der Weltgeschichte an.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Rosenmund Richard. Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon vornehmlich in Deutschland-Oesterreich. Historische Bibliothek. Hgb. von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. Bd. IV. München-Leipzig, R. Oldenbourg. 1898. 125 S. 8°. 3 Mk. (gebunden).

Aus Raumerwägungen hat die Redaktion der Sybel'schen Hist. Ztschr. vor einiger Zeit beschlossen, gröfsere Abhandlungen von allgemeinerem Interesse unter dem gemeinsamen Titel „Historische Bibliothek" gesondert herauszugeben, von welcher die vorliegende Arbeit das vierte Bändchen bildet. Der Verfasser betont im kurzen Vorwort, dafs „dieser Beitrag zur Geschichte der Diplomatik nicht berichten soll, was diese Wissenschaft auf ihren einzelnen Forschungsgebieten heute bereits als festen Wissensschatz besitzt, sondern darzustellen versucht, wie die Lehre von den Urkunden sich als eine besondere Wissenschaft zu der Höhe entwickelt hat, welche sie seit nunmehr bald zwei Jahrzehnten einnimmt". Was in den anderen neueren Lehr- und Handbüchern der Diplomatik oder Urkundenlehre von Bresslau, Giry, Leist nur in knappem Umriss gegeben werden kann, wird

hier in ausführlicherer Darstellung allgemein verständlich dargelegt. Und unser Gesamturteil kann dahin lauten, dafs dies im ganzen in befriedigender Weise klar und richtig geschehen ist.

Eingehend wird zuerst (Kap. 1) Dom Jean Mabillon, der Begründer der Diplomatik, behandelt. (S. 13 Anm. 1 hätten passend die beiden Monographieen über ihn von Jadrart (1879) und Bäumer (1892) Platz gefunden). Daran wird sogleich (Kap. 2) die ganze Entwickelung der Urkundenlehre in Frankreich bis in die neuere Zeit angeschlossen, welche durch den Nouveau traité de diplomatique (1750–1765, aufser den Verfassern Toustain und Tassin wäre die hiervon in 9 Bänden 1759—1769 erschienene, immer noch unentbehrliche deutsche Übersetzung „Neues Lehrgebäude der Diplomatik" zu nennen gewesen) und durch die 1829 neu begründete ‚Ecole des chartes' gekennzeichnet wird, deren Stärke mehr in der praktischen Heranbildung tüchtiger geschulter Archivare, als in „systematischem Ausbau der Urkundenwissenschaft" beruhte. Doch sind die Verdienste insbesondere Delisles auch nach dieser Richtung hin, speziell „in dem Aufsuchen neuer Merkmale an den Urkunden für die Kritik" m. E. nicht genügend gewürdigt, dessen — auch methodisch wichtige — Arbeiten über das Urkundenwesen unter Philipp August und Innocenz III. bereits Ende der 50er Jahre erschienen sind.

Weiter wird dann (Kap. 3 u. ff.) die Geschichte der Urkundenforschung in Deutschland betrachtet, welche hier ja eigentlich schon vor Mabillon im Anschlufs an die ‚bella diplomatica' und besonders an den durch Conrings Eingreifen berühmten Lindauer Streit begonnen hatte. Unter den Nachfolgern Mabillons werden hier vornehmlich Bessel, Heumann, Gatterer, Schönemann hervorgehoben, welche sich zum Teil wenigstens auch mit Glück in systematischen Fragen versuchten. Je mehr man daneben bei uns in Deutschland mit der Diplomatik juristisch praktische Zwecke verband — an den Universitäten wurde sie damals an Stelle der noch nicht vorhandenen Rechtsgeschichte vorgetragen — um so gröfser war der Rifs, der hierin durch die französische Revolution, die Aufhebung der Klöster, die Umgestaltung der Rechtsverhältnisse eintrat.

Die „völlige Neuerstehung" der Urkundenlehre in Deutschland knüpft an den mächtigen Aufschwung an, welchen die Geschichtswissenschaft bei uns am Anfang des Jahrhunderts überhaupt nahm, und speziell an das grofse nationale, vom Freiherrn von Stein inszenierte Unternehmen der ‚Monumenta Germaniae historica'. Schon 1824 wurde die Herausgabe der Kaiser- und Königsurkunden — als einer der wichtigsten Quellen — bis zum 14. Jahrhundert ins Auge gefafst und Johann Friedrich Böhmer mit der Bearbeitung derselben betraut. Die Wertschätzung der Urkunden wuchs, als Leopold Ranke die „Jahrbücher der deutschen Geschichte" durch einzelne seiner Schüler in Angriff nehmen liefs, bei denen es behufs genauer chronologischer Einreihung und Anordnung der Ereignisse wesentlich auf das urkundlich festzustellende Itinerar der Herrscher ankam. Vielleicht wird dieser Einflufs Rankes auf die Urkundenforschung vom Ver-

fasser zu Gunsten Böhmers etwas unterschätzt. Böhmer hatte sich inzwischen mit Pertz, dem Leiter der Mon. Germ. hist., überworfen und war seine eigenen Wege gegangen. Statt der Urkunden selbst aber veröffentlichte er seine aus den Vorarbeiten dazu hervorgegangenen bekannten „grofsartigen" Regesten oder Urkundenverzeichnisse — Muster und Vorbild für alle ähnlichen Arbeiten, (unter welchen Philipp Jaffes gleichwichtige ‚Regesta Pontificum Romanorum' bis 1198 (1851) vom Verfasser nicht hätten übergangen werden sollen), wenn auch nicht allzu lange nach Böhmer infolge der neu erforschten und neu erschlossenen archivalischen Schätze Neubearbeitungen sich als notwendig erwiesen.

Der erste, der hierfür thätig war und dessen Arbeiten zugleich einen weiteren Merkstein in der Geschichte der deutschen Urkundenlehre bilden, ist Böhmers Freund und Schüler Karl Friedrich Stumpf gewesen, dem der Verfasser ein eigenes Kapitel (das 5te) widmet und dessen Schwächen er gut charakterisiert. Wie schon der Titel seines Hauptwerkes „Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts" besagt, erblickte Stumpf nämlich in diesen, ja vielfach auch politisch bestimmenden, Persönlichkeiten die Hauptträger des ganzen kaiserlichen Urkundenwesens. „Die Reichskanzlei ist das eigentlichste Feld ihrer Thätigkeit, und die Reichsurkunden sind jedesmal die unmittelbarsten Zeugnisse und gleichsam die Autographen des Kanzlers. Er ist Ausfertiger der Kaiserurkunden, eine jede sieht er durch und mustert er durch . . . Unter ihrer Leitung legen die Leistungen der Kanzleien überall von Ordnung und Regelmäfsigkeit Zeugnis ab." Stimmen einzelne Angaben, besonders in der Datierungszeile, nicht mit der Kanzlerunterschrift, dann ist die betreffende Urkunde als im höchsten Grade verdächtig anzusehen.

Die Unrichtigkeit dieser Theorie erkannte bei seinen eigenen Studien der Mann, dem die Diplomatik überhaupt in neuerer Zeit den gröfsten Fortschritt verdankt und den die ganze Welt heutzutage als den unbestrittenen Meister in dieser Wissenschaft verehrt — Theodor Sickel, dem auch der Verfasser dieses Bändchen zugeeignet hat. Was Sickel als Vorstand des nach dem Muster der École des Chartes (deren Wirksamkeit Sickel in Paris selbst hatte kennen lernen) 1854 errichteten „Instituts für österreichische Geschichtsforschung" und dann als Leiter der Abteilung der Diplomata' bei den 'Mon. Germ. hist.' und durch seine reiche literarische Thätigkeit für die Urkundenlehre geleistet hat, mag bei dem Verfasser an Ort und Stelle (Kap. 6 u. 7) nachgelesen werden. Hier genüge es auf Sickels 'Acta Karolinorum', deren erster Teil (1861) in grundlegender Weise die an zahlreichen Originalen beobachteten einzelnen Teile der Urkunden, innere und äufsere Merkmale u. s. w. behandelte, und auf das 1876 erschienene „Programm und Instruktion der Diplomata-Abteilung der Mon. Germ. hist." (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde Bd. I) hinzuweisen, in welchem er die Vergleichung von Schrift und Diktat an der Hand der Originale als das wichtigste Mittel für die

Entscheidung der Echtheit und Unechtheit der Urkunden hinstellte — ein Grundsatz, der nunmehr zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist.

Auf die späteren Arbeiten Sickels haben (s. Kap. 8), wie auf die ganze neuere Entwickelung der Urkundenlehre überhaupt, einen überaus tiefen Einflufs ausgeübt die eindringenden, scharfsinnigen Untersuchungen Julius Fickers, des Freundes und sozusagen Nachfolgers von Böhmer, der in seinen „Beiträgen zur Urkundenlehre" (1877—78) die Entstehung der Urkunden einer detaillierten Prüfung unterzog, indem er alle Stadien der Beurkundung von der Erteilung des Beurkundungsbefehles bis zur Aushändigung der Urkunde an den Empfänger auf das genaueste zergliederte und kritisch beleuchtete, daraus die mannigfachen Widersprüche und Unregelmäfsigkeiten erklärte, die sich in den einzelnen Teilen der Urkunden oft finden, und damit erst recht die Theorie von Stumpf über den Haufen warf.

Hatten Sickels und Fickers Arbeiten vorzugsweise den sogenannten öffentlichen, Kaiser- und Königsurkunden gegolten, so harrte daneben noch das Gebiet der Privaturkunden eingehender Untersuchung. Diese wurde ihm durch einen Schüler Sickels, den Rechtshistoriker Heinrich Brunner zu Teil, welcher (s. Kap. 9) in seiner Schrift „Zur Rechtsgeschichte der Römischen und Germanischen Urkunde" (1880) die einschlägigen Fragen, besonders den Unterschied der 'carta' und 'notitia', die Bedeutung der Zeugen in der Privaturkunde u. s. w. mustergültig darlegte.

Mit einem kurzen 'Rückblick und Ausblick' (Kap. 10), in welchen neben Bresslaus „Handbuch der Urkundenlehre" (I. Bd. 1889) und Girys ‚Manuel de Diplomatique' (1894) des Italieners Cesare Paoli trefflicher „kurzer Grundrifs zu Vorlesungen über lateinische Palaeographie und Urkundenlehre" (deutsch von Lohmeyer 1885; eine zweite Auflage steht bevor) nicht hätte unerwähnt bleiben sollen, schliefst das verdienstliche Schriftchen des Verfassers, welches wir zur Lektüre und zum Studium in gleicher Weise empfehlen können.

München. H. Simonsfeld.

Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen von Willi Ule. I. Teil. Für die unteren Klassen. Mit 2 farbigen und 65 Schwarzdruckabbildungen. Preis geh. M. 1.40, geb. M. 1.80. Leipzig. Verlag v. G. Freytag 1897.

Der zweite Teil dieses Lehrbuches S. 639 dieser Blätter vom J. 1897 hat bereits eine eingehende Würdigung gefunden. Nunmehr liegt auch der I. Teil für die untern Klassen vor, womit das Ganze abgeschlossen ist. Der Lehrstoff ist den preufsischen Schulplänen gemäfs so angeordnet, dafs für Sexta der I. Abschnitt: Einführung in die Erdkunde a) Grundzüge der Heimatskunde, b) Grundzüge der Länderkunde, für Quinta und Quarta die eigentliche Länderkunde berechnet ist. Die freudige Anerkennung seitens der Kritik, die der zuerst erschienene zweite Teil sich überall errungen hat, wird man auch dem ersten Teile zollen müssen, der von ebenso liebevoller

Versenkung in den Stoff als von geschickter Gruppierung und Anpassung an die Altersstufe, für die er geschrieben ist, Zeugnis ablegt. Da die Grundsätze bei der Bearbeitung dieses Teiles die gleichen sind wie beim zweiten, bedarf es eines nochmaligen Eingehens darauf nicht mehr. Daſs eine Verlagshandlung wie die von G. Freytag in Leipzig das Buch in jeder Beziehung vorzüglich ausstatten werde, durfte von vornherein angenommen werden. So wird sich diese auf dem Gebiete der geographischen Unterrichtsliteratur Epoche machende Erscheinung wohl in Bälde den ihr gebührenden Platz erobert haben.

Wandkarte von Südamerika, in 12 Blättern von Karl Bamberg. Physikalische Ausgabe. Verlag von Karl Chun. Berlin W. Preis unaufgezogen M. 12, aufgezogen auf Leinwand in Mappe M. 16.50, auf Leinwand mit Stäben 18 M.

Diese im Maſsstabe von 1 : 5,300,000 ausgeführte Wandkarte, die nunmehr in 16. revidierter Auflage vorliegt, erfüllt infolge ihrer Gröſse, der Deutlichkeit der Ausführung, sowie der schönen Farbengebung ihren Zweck in hohem Maſse. Sie bringt auſserdem auf 2 Kartons eine politische Übersicht von Südamerika und eine eben solche von den Vereinigten Staaten von Brasilien in so übersichtlicher Darstellung, daſs man sie als für den Unterricht völlig ausreichend bezeichnen kann. Sie rechtfertigt aufs neue den guten Ruf und die groſse Beliebtheit der Bambergschen Wandkarten, die auch in dem Verzeichnis der in Bayern gebilligten Wandkarten in erster Linie stehen.

Fünf Thesen zur Reform des geographischen Unterrichtes. Ein Vortrag von H. Harms. 2. Auflage. Braunschweig und Leipzig bei H. Wellermann. Preis 50 Pf.

Der Verfasser behandelt den geographischen Unterricht in der Volksschule und sucht in sehr verständiger Weise nach Mitteln und Wegen, ihn anregend und fruchtbar und den Stoff zu einem bleibenden Besitztume der Schüler zu machen. Seine Gedanken faſst er in 5 Thesen zusammen: I. der geographische Unterricht ist zu vielseitig. Daher muſs er sich auf die vaterländische Erdkunde beschränken. Die auſserdeutschen Stoffe sind auf das durchaus Notwendige abzurunden. (Th 1.) II. Der Geographie-Unterricht ist zu einseitig in der Methode: Er muſs sich einer intensiveren Behandlungsweise zuwenden und zwar muſs er a) das Bild gleichberechtigt neben die Karte treten lassen und der auf Karte und Bild basierten Schilderung mehr Raum gewähren; (Th. 2), b) dem entwickelnden Unterrichtsprinzip, welches für den geographischen Unterricht als „Rittersche Methode" eine besondere Bezeichnung führt, mehr gerecht werden; (Th. 3), c) das geologische Moment berücksichtigen; (Th. 4) und d) in eine eingehende Kulturgeographie ausmünden. (Th. 5). Als Muster eines alle diese Forderungen erfüllenden Lehr-

buches dient sein Buch „Vaterländische Erdkunde“, welches in diesen Blättern gleichfalls zur Besprechung gelangt ist. Obwohl sich der Verfasser nur mit dem Unterrichte in der Volksschule beschäftigt, wird doch jeder gerne von den interessanten Ausführungen eines methodisch vorzüglich geschulten Schulmannes Kenntnis nehmen und dieselben im eigenen Unterricht nach Möglichkeit verwerten.

Frankenthal. Koch.

Bilderatlas zur Heimatkunde von Bayern von Franz Engleder mit erläuterndem Texte von Dr. Alois Geistbeck. — Piloty und Löhle, München, 1898, 121 S. in Grofsquerfolio, 4 Mark. —

Über Wert und Notwendigkeit unterstützender Anschauungsmittel zur Geographie ist weiter kein Wort zu verlieren und unter diesen gehört vorliegender „Bilderatlas“ in die erste Reihe. In Wort und Bild schildert uns derselbe unser engeres Vaterland und weckt neben der Liebe zu letzterem überhaupt die Lust zu geographischen Studien. Etwa 80 gröfstenteils ganzseitige Bilder führen uns fast ausnahmslos trefflich geratene Ansichten von Städten, von historisch merkwürdigen Orten, von landschaftlich interessanten Gegenden aus allen Teilen Bayerns vor, nach bestimmten Gruppen eingeteilt, darunter eingestreut Bilder aus Natur und Menschenleben. Fülle und Güte des Gebotenen machen es schwer Einzelnes davon herauszuheben; neben Bekannterem findet sich eine nicht unbeträchtliche Menge des Neuen, in ähnlichen Sammelwerken nicht Enthaltenen. Dafs die Bilder künstlerisch ausgeführt und hergestellt sind, dafür bürgt neben dem Rufe der verlegenden Kunstanstalt der Name des als Zeichners bereits rühmlich bekannten Verfassers Fr. Engleder, der auch mit mehreren Originalkompositionen seines Stiftes bestens vertreten ist. Dem Verständnis des Geschauten dient ein begleitender Text von dem als geographischen Führer und Schilderer bewährten Prof. Dr. Alois Geistbeck. Ein Hauptgewicht hat derselbe gelegt auf die Erklärung des innigen Zusammenhangs zwischen Natur- und Menschenleben, unter seiner Führung enthüllt sich uns der Werdeprozefs, aus dem das jetzige geographische Bild sich gestaltete. Auf die geschichtlich bedeutsamen Momente und die wirtschaftliche Entwicklung wird stets hingewiesen. Der ganze Stoff ist in eine Art kurzer Reiseskizzen gekleidet, die neben der sachlichen Güte sich auch durch lebendige Darstellung auszeichnen. An Versehen fielen Ref. auf, die Angabe der Höhe der Bavaria = 10 m, welche durch den Zusatz, dafs der Zeigefinger allein 1 m lang ist, eigentlich schon korrigiert wird; Hohenschwangau wurde durch Max II. nicht durch Ludwig II. restauriert; die Ilz wird als schiffbarer Flufs bezeichnet. Unter die Bilder der König Ludwigs-Bauten verirrte sich statt der Mariahilfkirche in der Vorstadt Au die Giesinger Kirche! Nur ungern genügen wir der Pflicht, auch davon zu sprechen, in Anbetracht der sonstigen Vortrefflichkeit des ganzen Werkes, das in keiner Schul- und Schülerbibliothek fehlen soll. Ist der Text für unsere Sextaner auch vielfach

zu hoch, spätere Klassen, so vor allem die fünfte, wo das geographische Pensum — Deutschland, Bayern — vertieft wird, wo auch der naturkundliche Stoff (Mineralogie) dazutritt und schon gröfsere geschichtliche Kenntnisse vorhanden sind, werden den Bilderatlas mit gröfstem Nutzen verwenden.

München. J. Wismeyer.

H. Wickenhagen: Turnen und Jugendspiele und die körperliche Erziehung in höheren Schulen. Sonderabdruck. München, C. H. Beck, 1898. 1,80 M.

In dem Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von Dr. Baumeister, bildet die 5. Abteilung des IV. Bandes die Arbeit des Gymnasialoberlehrers in Rendsburg. Hermann Wickenhagen: Turnen und Jugendspiele. Der Verfasser, hinlänglich bekannt als Schriftsteller auf dem Gebiete körperlicher Übungen, hat sich mit grofsem Geschick an seine Aufgabe gemacht und es ist ihm auch gelungen, diesem in unserem Schulleben so wichtigen Faktor einen würdigen Platz in dem oben genannten Handbuch zu sichern. Es ist hier nicht der Ort, auf die Erörterung eventueller prinzipieller Meinungsverschiedenheiten einzugehen, und so sei denn die Arbeit nur einer allgemeinen Besprechung unterzogen.

Wickenhagen bespricht in der Einleitung die Entwicklung des Turnens anfangend mit den körperlichen Übungen in den Philanthropinen bis herauf in unsere Zeit und wirft auch auf die Nachbarländer einen Blick. Dann behandelt er im I. Hauptteil das Turnen, im II. die Spiele. — Eingehend sind die Fragen erörtert: Welchen Zweck soll der Turnunterricht erfüllen, wann und wo ist zu üben, wie soll die Halle gereinigt und erwärmt werden etc.? In dem Kapitel: „Wesen der turnerischen Übungen" stützt er sich hauptsächlich auf Dr. Schmidts physiologische Untersuchungen. Ob er hierin nicht der Theorie zu viel Rechte einräumt? Dafs der Verf. den Kraftübungen gar so wenig ethischen Wert beimifst, gefällt mir auch nicht. Wenn ich auch einem allzuweitgehenden Betrieb reiner Kraftübungen nicht das Wort reden möchte, so stehe ich doch auch nicht an, die Anschauung Wickenhagens: der ethische Wert der Kraftübungen sei, da es sich nur um einen Akt der Anregung handelt, verhältnismäfsig gering, wenigstens einigermafsen anzustreiten. Für einen Schüler — namentlich einen schwerfälligen, phlegmatischen — der noch nicht gelernt hat, auch an etwas heranzutreten, dessen Bewältigung nicht in seinem Naturel und nicht im direkten Bereich seiner Fähigkeiten liegt, ist z. B. ein Aufziehen aus dem Streckhang in den Beugehang nicht ein Akt der Anregung, sondern eine Schule der Überwindung, Energie und Ausdauer. Und wenn ein Schüler nach monatelangem Üben siegreich aus dem Beugehang herunterblickt, so hat er in ethischer Beziehung sicherlich den gleichen Gewinn, den ein anderer von Hause aus z. B. zum Wettlauf wie geschaffener Schüler dann hat, wenn er, auch nach schwerem Kampfe, im Laufe Sieger geworden

ist. Ich bin der Meinung, dafs man auch hier nicht generell einer Übungsart mehr oder minder ethischen Einflufs zuschreiben darf, sondern dafs die Verschiedenheit des Wertes in der Verschiedenheit des Naturels des einzelnen begründet ist und deshalb auch das Turnen, um allgemein erzieherisch zu wirken, Kraft- und Geschicklichkeitsübungen gleichmäfsig berücksichtigen mufs.

Wie Wickenhagen dazu kommt, den Sprung Fig. 5 als „deutschen“ Sprung katexochen zu bezeichnen, ist mir rätselhaft. Wir wenigstens haben gelernt und lehren auch, dafs während des Fluges die Beine vorgestreckt werden müssen, ähnlich dem Springen in Eulers Handbuch s. v. Sprung Abb. 4, I und II. Die Hang- und Stützübungen nach dem Vorgange Jägers „Kletterübungen“ zu nennen dürfte doch mit dem sonstigen Sprachgebrauch vom „Klettern“ im Widerspruch stehen.

Vortrefflich sind Wickenhagens Worte in dem Abschnitt „der Lehrbetrieb des Turnens,“ hauptsächlich auch hinsichtlich des Wertes des Riegenturnens.

Sehr gründlich ist auch das Spiel in theoretischer und praktischer Weise behandelt und seine Bedeutung im Schulleben und Schulturnen besprochen. Die Ausführungen über Spielplatz, Kleidung, Zeit etc. etc. lassen auch hier den Mann reicher Erfahrungen erkennen.

So bietet Wickenhagens Arbeit jedem, dem Neuling und Laien wie auch dem Praktiker und Fachmanne, eine grofse Fülle von Belehrung und Anregung und ersetzt durch die eingehende Behandlung der einschlägigen Gebiete das Anschaffen einzelner Werke.

Dr. med. F. A. Schmidt: Unser Körper. Handbuch der Anatomie, Physiologie und Hygiene der Leibesübungen. Für Turnlehrer, Turner, Sportfreunde und Künstler. I. Teil: Knochen, Gelenke, Muskeln. Mit 278 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers. Leipzig. R. Voigtländers Verlag. 1898.

Das neueste Werk des als Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten rühmlich bekannten Bonner Arztes Dr. Schmidt behandelt einen medizinischen Stoff. „Unser Körper“ — so betitelt sich sein neues Buch — behandelt in 3 Teilen, von denen der erste vorliegt, all das, was ein Turnlehrer, Turner, aber auch jeder Gebildete über den Bau seines Körpers, die Beschaffenheit und Thätigkeit der einzelnen Organe u. s. w. wissen soll. Es ist also eine populär gehaltene wissenschaftliche Arbeit und wird mit Rücksicht hierauf auch zu besprechen sein. Dafür, dafs das Gebotene auf der Höhe der momentanen wissenschaftlichen Forschung und Kenntnis steht, mufs der Verf. mit seinem Namen bürgen. Für den Rezensenten als Nichtmediziner liegt die Frage so: Ist der bis jetzt erschienene I. Teil von Schmidts Handbuch, der von den Knochen, Gelenken und Muskeln handelt, imstande, dem Nichtfachmann die erwartete Belehrung über die Zusammensetzung und Zusammenstellung der Knochen, über das Wesen und die Aufgabe

der Gelenke, über die Beschaffenheit und Thätigkeit der Muskeln zu verschaffen oder nicht?

Unschwer ist die Antwort zu geben: Ja. Schmidts Buch erfüllt seine Aufgabe voll und ganz. Schon die äufsere Anlage ermöglicht es, sich rasch zurecht zu finden und läfst an Übersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig, der Stoff selbst ist erschöpfend behandelt, es stört weder ein Zuviel noch Zuwenig; der Verf. versteigt sich nicht in Höhen, auf die ihm nur der Fachmann mit Gewinn folgen kann, er läfst auch nicht, was nur irgendwie wissenswert ist, bei Seite liegen, ebensowenig aber verliert er sich ins kleinliche und erschwert so durch Überfülle das Verständnis. Es ist ein Vorzug der Arbeit Schmidts, dafs er nicht nur den gesunden Körper behandelt, sondern auch den kranken insoweit mithereinzieht, als er durch rein turnerische oder heilgymnastische Übungen wieder hergestellt werden kann. Sehr zeitgemäfs, wenn auch vielleicht noch wenig fruchtbar sind seine Auseinandersetzungen über den zerstörenden Einflufs der Korsetten auf das Blut und die inneren Organe. Eingehend sind die Muskeln, ihre Erregbarkeit, Leistungsfähigkeit und Ermüdung, gestützt auf Versuche mit den besten Mefsapparaten, beschrieben, mit grofser Gewissenhaftigkeit und scharfem Urteil der heilsame Einflufs eines vernünftigen Betriebes der Leibesübungen auf Blutbildung und Gesamtverhalten des Menschen dargethan. Was die Abbildungen anlangt, so können zwar manche nicht Anspruch auf künstlerische Ausführung erheben, sie geben aber, da sie vom Verf. selbst nach der Natur oder Präparaten angefertigt sind, ein getreues Bild der Wirklichkeit.

So vereinigt dieser I. Teil alle Vorzüge, die man von einem derartigen Werke erwarten darf und bietet nicht nur für jeden Turnlehrer, sondern auch für jeden anderen Lehrer eine Fülle von Belehrung und Anregung.

München. Dr. Haggenmüller.

F. Kreunz, Das Tamburin-Spiel. Ein Bewegungsspiel für beide Geschlechter. Mit 7 Holzschnitten. Graz, Verlag von Franz Pechel, 1897.

Aus der grofsen Verbreitung, die das Tamburinschlagen jetzt schon in Bayern gefunden hat, glaubt der Verfasser schliefsen zu dürfen, es werde einst noch zu den volkstümlichen Spielen zählen. Über die Einführung bei uns berichtet er nach dem Aufsatze [1]) des verdienstvollen Leiters der königlichen Turnanstalt in München, Direktor Chr. Hirschmann, p. 16 Folgendes:

„Es war im Jahre 1844, als Anton Scheibmaier, der langjährige Vorstand der kgl. öffentlichen Turnanstalt in München, auf einer Reise in Italien das Tamburin und dessen Anwendung kennen lernte und mit der Überzeugung nach Hause wanderte, dafs jenes Spielgerät

[1]) Im 4. Jahrg. des Jahrb. für Jugend und Volksspiele. Leipzig 1895.

imstande sein werde, die träge Jugend körperlich anzuregen, Lust und Freude zur Bewegung zu erwecken und den halbverwaisten Turnplatz seiner Vaterstadt von neuem zu bevölkern. Als Scheibmaier sechs Jahre danach die Leitung der Kgl. Turnanstalt in definitiver Weise übertragen erhielt, zögerte er nicht, das Tamburinschlagen auf dem Oberwiesenfelder Turnplatze einzuführen."

Nach der Einleitung wird von den Erfordernissen zum Spiele gehandelt, nämlich vom Spielplatz und Spielfeld, dem Tamburin, Ball, Netz und den Stützpfosten; dann vom Schlagen mit dem Tamburin; zuletzt werden die Grazer und Münchener Spielweise behandelt. Was die letztere anlangt, so hat Ref., der sich auf der Wiese am Mafsmanndenkmal oft am Spiele beteiligte, von dem Regelzwange, wie er sich p. 46 ff. darstellt, nichts bemerkt. Er erinnert sich z. B. nicht, dass nach jedem Spiele die Höfe gewechselt wurden, oder dafs, so oft ein Fehler begangen wurde, das Spiel unterbrochen worden sei und die Parteien ihre Aufstellung genommen hätten. Es wurde auch nicht, wie p. 46 vorgeschrieben ist, angestrebt, dem Gegner den Rückschlag möglichst zu erschweren, „was dann erreicht wird, wenn man den Ball immer dorthin zu schlagen sucht, wo gerade kein Spieler steht." Gerade in Oberwiesenfeld hörte Ref. den edleren Charakter des Tamburin-Spiels betonen, gegenüber dem Tennis, bei dem es darauf ankomme, dem Gegner recht unbequeme Bälle zuzuschlagen.

Nach der Grazer-Spielweise besitzt für die ganze Dauer eines Spieles nur eine Partei das Recht des Einschenkens; sie übt es durch einen einzigen Spieler aus; es werden nicht die Bälle, sondern die Fehler gezählt. Dadurch erlangt das Spiel Ähnlichkeit mit dem Tennis.

München. Karl Rück.

Lehrbuch der Botanik für Realschulen und Gymnasien. Im Hinblick auf ministerielle Vorschriften bearbeitet von Dr. Th. Bokorny. K. Gymnasialprofessor für Chemie und Naturgeschichte an den K. Bay. Militärbildungsanstalten in München. Mit 170 Figuren im Text. Leipzig. W. Engelmann 1898. Preis geb. 3 M.

„Ein Buch, dessen Inhalt von den Schülern gelernt werden kann ohne zu grofsen Aufwand an Zeit und Gedächtnis, soll das vorliegende Lehrbuch der Botanik sein," sagt der Verfasser in der Vorrede und setzt sich damit eigentlich in Widerspruch zu unserer Schulordnung. Denn an den humanistischen Gymnasien bezweckt der Unterricht in der Naturkunde nur „die Ausbildung der Sinneswahrnehmungen, die Weckung und Erhaltung des Interesses an der Beobachtung von Naturgegenständen. Er ist nicht Vorbereitung für ein Fach .... und knüpft am zweckmäfsigsten an den in der Volksschule genossenen Anschauungsunterricht an, solang thunlich, ohne Lehrbuch, beginnend mit der Vorführung bekannter heimatlicher Naturgegenstände .... Haus- und

Schulaufgaben haben zu unterbleiben.“ Überhaupt dürfte bei der ganzen gegenwärtigen Einrichtung unseres einstündigen Unterrichtes es unmöglich sein, ein Buch an Realschulen und Gymnasien zugleich zu benützen.

Was nun aber das Buch betrifft, wie es einmal vorliegt — seine Brauchbarkeit für den Realschulunterricht kommt hier naturgemäfs nicht in Frage — so macht es einen durchaus gediegenen Eindruck: Schmucker Einband, gutes Papier und schöner Druck, ganz besonders aber vorzügliche, vielfach aus den „Natürlichen Pflanzenfamilien von Engler und Prantl“ entnommene Abbildungen zeichnen es vor vielen Mitbewerbern aus. Im Texte strebte der Verfasser vor allem nach einer richtigen Auswahl des Stoffes und nach klarer, präziser, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft angepafster Darstellung. Es dürfte sich daher bei uns zur Einstellung in Schülerbibliotheken und zur Empfehlung an strebsame Schüler wohl eignen.

Was den am Schlusse beigegebenen Bestimmungsschlüssel anbelangt, so leidet er an dem Fehler, der allen derartigen unvollständigen Tabellen gemeinsam ist. Findet z. B. ein Schüler die hierum so häufige und auffällige Gentiana acaulis, bestimmt sie richtig als Gentianee (S. 208) und sucht dann weiter bei den Arten (S. 210), so mufs er sie unbedingt als G. verna ansprechen, da die allzu knapp gefafsten Merkmale stimmen, acaulis aber in den Schlüssel nicht aufgenommen ist.

Bilder aus der Mineralogie und Geologie. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende und ein Lesebuch für Naturfreunde von H. Peters. Mit 106 Abbild. Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer, 1898.

Das Bestreben, den mineralogischen Unterricht interessanter zu gestalten, als es vielfach der Fall zu sein scheint, hat dieses Buch veranlafst, und zwar glaubt der Verfasser, sein Ziel durch eine möglichst enge Verbindung von Mineralogie und Geologie bei verhältnismäfsig beschränkter Stoffauswahl zu erreichen. Er schliefst sich also, wie er auch ausdrücklich sagt, für sein Fach der Richtung Junges an, nimmt aber Stellung gegen eine „allzuenge“ Verbindung von Mineralogie und Chemie, was nicht jedermann billigen wird. Bei seinem Bestreben fand er fachmännische Unterstützung. Das Ganze ist lebhaft und stellenweise recht interessant geschrieben und mit lehrreichen Abbildungen aus guten Werken geschmückt. Obendrein bietet es vielen Stoff für den Geographieunterricht und kann daher den Lehrern dieses Faches, sowie für die Schülerbibliothek der 5. Klasse empfohlen werden.

Freising. H. Stadler.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Weinstock Adolf — Ausgewählte Gedichte Schillers. Paderborn, Schöningh. Man kann bei dem jetzt üblichen Betriebe des deutschen Unterrichtes und bei den hiezu eingeführten Lesebüchern über die Notwendigkeit einer Ausgabe „Ausgewählter Gedichte Schillers“ verschieden denken; wenn man sich aber für eine solche Auswahl entscheidet, dann ist die von W. getroffene sicherlich als sehr gut und sehr praktisch zu bezeichnen. Das Buch bietet uns neben einem sorgfältigen Text treffliche Erklärungen, die sich auf die sachlichen und sprachlichen Einzelheiten wie auf den Gedankengang der Gedichte erstrecken. In einem Anhange sind gut verwertbare Aufgaben beigegeben. — Ausstattung und Druck sind sehr gut.

Dr. Rud. Lehmann, Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2., weitergeführte Aufl., Berlin, Weidmann 1898, VIII und 120 S. 1,40 M. — Die 1. Auflage dieses Leitfadens ist in unserem Bl. Jahrg. 1895 (31. Bd.) S. 713 f. ausführlicher besprochen. Die dort und in anderen Besprechungen gemachten Austellungen hat der Verf. in der 2. Aufl. durchweg berücksichtigt; denn 1., hat der 2. Teil mit seinen sprachgeschichtlichen Abschnitten durch Dr. Rudolf Wessely eine sorgfältige Durchsicht erfahren und ist um einen Paragraph über Entwicklung der Verskunst bereichert worden, 2.) ist der 2. literarhistorische Teil, welcher in der 1. Aufl. nur bis zum Erscheinen von Klopstocks Messias 1—3 (1748) reichte, bis zu Goethes Tode fortgeführt, also um eine Übersicht über die klassische Literatur und die Romantik vermehrt worden; aber auch sonst hat dieser Abschnitt im einzelnen mannigfache Berichtigung und Erweiterung erfahren. Kurz, es empfiehlt sich jetzt noch mehr als Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. — Durch ein Versehen heifst es S. 86. i. J. 1762 sei an Lessing die Aufforderung gelangt, als Kritiker für das Hamburger Theaterunternehmen einzutreten (statt 1767), S. 109 Schiller sei Ende 1798 (statt 1799) nach Weimar übergesiedelt. In Bezug auf den sprachlichen Ausdruck mufs tadelnd hervorgehoben werden, dafs auch bei Lehmann die nur bei norddeutschen Autoren vorkommende unrichtige Konstruktion des Passivums in der Vergangenheit sich findet; so z. B. S. 108: Durch Goethes Einflufs ist er (Schiller) der Poesie wiedergegeben; S. 64 durch ihn (Opitz) ist der deutschen Dichtung der Folgezeit der Charakter ... aufgedrückt etc.

Ludwig Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. I. und II. Teil. Zweite Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1898. VI, 335 S. und VI, 512 S., geb. 6 M. und 9 M. — Die erste Bearbeitung des 1. Bandes dieser Erklärung von Schillers Dramen erschien 1888, die des zweiten Bandes 1891. In der zweiten Aufl. sind Plan und Anordnung des Buches durchaus dieselben geblieben, so dafs also Teil I aufser der allgemeinen Einleitung über das Drama die Werke der früheren Dichterperiode Schillers, die Räuber, die Verschwörung des Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos behandelt, während der umfänglichere zweite Teil die Besprechung der Wallensteintrilogie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina und des Tell enthält.

Der Plan und die Absicht des Verfassers dürften wohl aus der 1. Auflage bekannt sein: er wollte keine literarhistorischen Beiträge liefern, nicht das Entstehen der dramatischen Werke Schillers darstellen, dem er nach und neben Shakespeare den ersten Rang unter den dramatischen Dichtern der modernen

Welt einräumt, sondern der Wert seines Buches liegt auf ästhetischem Gebiete, er gibt Erörterungen über Inhalt und künstlerischen Bau der einzelnen Dramen, denen jeweilig eine Besprechung einzelner Stellen hinzugefügt ist. Diese letztere soll einen zusammenhängenden Kommentar nicht bilden, sondern es sind solche Stellen ausgewählt, die in gewöhnlichen Kommentaren sich noch nicht besprochen finden, der Erklärung aber Schwierigkeit bieten.

Das ganze Werk hat nun schon in der ersten Bearbeitung durchaus den anerkennenden Beifall der Sachverständigen gefunden, und so ist in verhältnismäfsig kurzer Zeit eine neue Auflage nötig geworden. Daher wäre es überflüssig, hier zu seinem Lobe noch viel zu sagen; nur soviel sei bemerkt, dafs das Buch für den Lehrer des Gymnasiums, der Schillersche Dramen in der Schule zu behandeln hat, geradezu unentbehrlich ist. Dazu kommt, dafs die zweite Auflage zwar nicht eine vermehrte, wohl aber eine verbesserte genannt werden kann; denn B. hat Fehler und Versehen, die ihm bekannt geworden sind, berichtigt und die inzwischen über seinen Gegenstand erschienene Literatur sorgfältig verwertet; so ist z. B., um nur eine Kleinigkeit zu erwähnen, II, S. 507—509 Stellung genommen zu dem Streite, der sich in unseren Blättern (1896, S. 219, 397, 561) zwischen Deuerling und Höger über die Auffassung einer Tellstelle (IV, 1 [2123]) entsponnen hat. Was Bellermann gegen Deuerlings Auffassung vorbringt, ist durchaus beachtenswert. Manche Anschauungen Bellermanns werden immerhin Widerspruch herausfordern, so die Ansicht über den Oedipus Tyrannos des Sophokles als Schicksalsdrama, die er gelegentlich der Besprechung von Schillers Braut von Messina entwickelt, aber anregend bleiben seine Ausführungen auch da.

Die Ausstattung, welche die Weidmannsche Verlagshandlung dem Buche in Bezug auf Papier, Druck und Einband gegeben hat, ist von seltener Vornehmheit und Trefflichkeit, so dafs man nur gerne in dem Werke liest. Es sei also in seiner neuen Gestalt allen Fachgenossen dringend empfohlen.

Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. Herausgegeben von Karl Werkmeister. 16—20. Lief. Berlin 1898. Verlag der photographischen Gesellschaft. — Das in diesen Blättern schon wiederholt charakterisierte grofsartige Unternehmen schreitet mit zielbewufster Raschheit vorwärts. Nachdem mit der 15. Lieferung der 1. Bd. seinen Abschlufs gefunden hat (bekanntlich ist das ganze Werk auf 75 Lieferungen à 1,50 M. berechnet), beginnt in der 16. Lieferung der 2 Bd. mit einer ausgezeichneten Originalaufnahme des grofsen Moltke durch die photogr. Gesellschaft aus dem Jahre 1871. Jede feine Falte des geistvollen Kopfes, welchen der begleitende Aufsatz von J. von Verdy du Vernais so treffend zu schildern versteht, tritt mit plastischer Deutlichkeit entgegen; wir hätten nur gewünscht, dafs ein Mann von solcher Bedeutung mit einigen Aufnahmen aus verschiedenen Epochen seines Lebens vertreten wäre, wie sie für Beethoven geliefert wurden. Aufserdem bringt die Lieferung noch Abbildungen der Philosophen David Straufs und Eduard Zeller, der Dichter Heinr. v. Kleist und Freiligrath, des Malers Ingres, der Sängerin Jenny Lind und des Tondichters Franz Schubert. Das Bildnis des Lehrers Zellers, des Begründers der Tübinger Schule, Ferd. Chr. Baur, führt die 17. Lief. vor, und neben dem Genellis die zweier berühmter Münchener Künstler, von L. Schwanthaler und Klenze, dazu einige englische Porträts, die von Charles Dickens, Thackeray und des poëta laureatus A. Tennyson; den Beschlufs macht ein Bild des Dichters Geibel. Die 18. Lieferung erhält eine hervorragende Bedeutung dadurch, dafs sie eine ausführliche biographische Charakteristik Schillers durch Prof. Muncker in München bringt und dazu die 3 besten Schillerbildnisse von Graff, Simanowitz und Jagemann. Von den übrigen Porträts seien hier nur die Nelsons und Wellingtons hervorgehoben. Die 19. Lieferung führt uns 4 bedeutende Historiker des 19. Jahrh. in Wort und Bild vor Augen: Hippolyte Taine, Guizot, Sybel und Treitschke, aufserdem die Dichter Anzengruber und Scheffel. Besonders glänzend tritt uns endlich wieder die 20. Lieferung entgegen: sie enthält an erster Stelle ein Bildnis des Religionsphilosophen Ludw. Feuerbach, dem Friedrich Jodl, der Verfasser der Geschichte der Ethik, ein Essai widmet, ferner ein Bild von E. Renan mit Biographie von Pfleiderer, ein solches von Louis Pasteur, eine Reproduktion nach dem Gemälde von Bonnat, ein Selbstporträt von Paul Delaroche, ein Bild von Rückert, ferner ein Bildnis Uhlands, welches den Dichter 30jährig

zeigt; die biographische Charakteristik hat Muncker geliefert. Beschlossen wird die Lieferung durch 2 Porträts von Liszt, ein bisher nicht veröffentlichtes Jugendbild von Ary Scheffer aus der Hofgärtnerei in Weimar, dem jetzigen Liszt-Museum, und einem herrlichen späteren Porträts von Lenbachs Meisterhand.

Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. Von Professor Dr. Georg von Below. (Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyk. Bd. VI). Mit 6 Kunstbeilagen und 134 authentischen Abbildungen. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1898. 3 M. — In der Reihe der Monographien zur Weltgeschichte erscheint mit dem VI. Bd. zuerst eine rein kulturhistorische, und zwar wie wir gleich vorausschicken wollen, eine so vortreffliche, dafs nur zu wünschen bleibt, es möchten die übrigen ähnlichen Inhaltes, welche nach dem Prospekte geplant sind, auf gleicher Höhe stehen. Dafs Prof. Gg. von Below in Marburg, eine Autorität auf dem Gebiete der bürgerlichen und ländlichen Verhältnisse des Mittelalters, seinen Stoff vollkommen beherrscht, braucht nicht erst versichert zu werden, übrigens ersieht man es aus jeder Seite des Bandes. Sein besonderes Verdienst aber ist es, diesen umfassenden, teilweise verwickelten und schwierigen Stoff mit Beiseitelassung alles gelehrten Beiwerkes und mit Beschränkung auf das Notwendige in einer so klaren, übersichtlichen und geschmackvollen Form geboten zu haben, dafs auch der Laie von der Lektüre des Buches mit Dank für die gebotene Belehrung und den gewährten Genufs scheiden wird. Der Verf. entledigt sich seiner Aufgabe in IV ungleich grofsen Kapiteln, von welchen das I. die Geschichte der äufseren Entwicklung des deutschen Städtewesens bietet, das II. eine Darstellung des Stadtbildes gibt, seiner Mauern, Thore und Türme, seiner Strafsen und Marktplätze, seiner Rat-, Kauf-, Zunft- und Bürgerhäuser, während das III. die städtische Verwaltung und Verfassung trotz der schwierigen Materie vollkommen klar und übersichtlich schildert, ein Abschnitt, der auch den Juristen und Nationalökonomen interessieren wird, ebenso wie der IV., der die sozialen Verhältnisse in den Städten behandelt. Dafs hier zur Unterstützung des Dargestellten die Illustration ein dankbares Feld hatte, zumal wenn sie von so verständiger und feinsinniger Hand ausgewählt wurde, wird jeder auch beim blofsen Durchblättern des Bandes lebhaft empfinden. Rothenburg o. T. u. Nürnberg, daneben die Städte des Nordens und Nordostens aus den Ländern des Backsteinbaues haben die meisten Beiträge geliefert. Aus einem besonderen Grunde aber sei auf diese kulturhistorische Monographie in unseren Gymnasialblättern namentlich hingewiesen: wir haben beim Geschichtsunterricht in der VII. und VIII. Klasse kaum die Zeit, auf die Kulturverhältnisse der deutschen Städte so genau einzugehen; da bietet nun Belows Darstellung dem strebsamen Schüler eine willkommene Ergänzung seiner Kenntnisse; diese wird das jugendliche Gemüt um so mehr zu fesseln vermögen, als der Verf. sein reiches und farbiges Bild mit jener Wärme zeichnet, welche mit Wilhelm Grimm zu dem Ergebnis kommt, dafs nichts reizender sein kann als das Bild einer Stadt des Mittelalters; kurz dieser VI. Bd. der Monographien zur Weltgeschichte wird eine wirkliche Bereicherung unserer Schülerbibliotheken der VII. und VIII. Klasse bilden, für die er hiemit angelegentlich empfohlen sei.

Th. Lindner, Die deutsche Hanse, ihre Geschichte und ihre Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet 4 Mk., in Prachtband 5 Mk Leipzig 1899. Ferdinand Hirt & Sohn. — Dr. Theodor Lindner, ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle, hat sich bereits durch mehrere für einen weiteren Leserkreis bestimmte Geschichtswerke, die aber auf völlig verlässiger, wissenschaftlicher Grundlage ruhen, rühmlich bekannt gemacht, so besonders durch seine 2bändige Geschichte des deutschen Volkes (1894) und seine Geschichte des deutsch-französischen Krieges (1895). Daran reiht sich nun seine Geschichte der deutschen Hanse, geschrieben in der ausgesprochenen Absicht, jetzt, wo das Interesse an der deutschen Flotte, dem deutschen Handel und den deutschen Kolonien fortwährend sich steigert, die Blicke weiterer Kreise und nicht zuletzt die der wifsbegierigen Jugend hinzulenken auf eine Zeit der Herrschaft deutschen Handels und deutscher Schiffahrt über den Nordosten, Norden und Nordwesten Europas. Der Verf. schildert zunächst die

Verhältnisse Deutschlands im XIII. Jahrh. und die Anfänge des norddeutschen Seehandels, sowie die Lage der Nord- und Ostseeländer, um sodann die Anfänge der Hanse darzustellen, welche er in dem Vertrag zwischen Hamburg und Lübeck 1241 erblickt. Ein weiteres Kapitel bildet der grofse Krieg gegen Dänemark 1368—1370, sowie die ferneren Beziehungen zwischen der Hanse und Dänemark bis 1435. Jetzt erst geht der Verf. daran, soweit dies möglich ist, Mitgliedschaft und Verfassung der Hanse systematisch darzustellen. Sodann wird die Geschichte der Hauptplätze, d. h. der Contore in Nowgorod, Bergen und Schonen, der Niederlassungen in Brügge und Antwerpen, des Stahlhofes in London bis zum Eingehen oder der Schliefsung derselben erzählt, hierauf der Faden der Gesamtdarstellung wieder aufgenommen und eine Schilderung der nordischen Verhältnisse bis zum Ausgang der Hanse (1669) gegeben. Den Beschlufs macht eine Übersicht über Handel und Schiffahrt in den Zeiten der Hanse, sowie ein Rückblick und Ausblick, der noch einmal die Bedeutung der Hanse und die Gründe ihres Verfalles im Zusammenhang darlegt, um auszuklingen in einen Hinweis auf die Wichtigkeit der deutschen Industrie und des deutschen Handels, auf die Bedeutung der deutschen Kriegsflotte und Kolonien.

Zahlreiche Abbildungen, sorgfältig aus zum Teil schwer zugänglichen Quellen ausgewählt, erläutern den Text, der mehrfach darauf Bezug nimmt; am Schlusse des Buches ist eine Karte beigefügt (Mafsstab 1 : 5000000), welche das Handelsgebiet der deutschen Hanse um 1400 vorführt.

Da es nicht möglich ist, beim Geschichtsunterricht in der 8. Klasse genauer auf die Entwicklung der Hanse einzugehen, so ist das treffliche Buch vorzüglich geeignet, wifsbegierige Schüler einzuführen; es sei daher für unsere Schülerlesebibliotheken der oberen Klassen warm empfohlen.

Sammlung Göschen Nr. 85: Französische Geschichte von Professor Dr. R. Sternfeld. 203 S. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1898, geb. 80 Pfg. — Nachdem die in der genannten Sammlung als Bd. 33 erschienene „Deutsche Geschichte im Mittelalter“ von Dr. F. Kurze verdienten Beifall gefunden hatte (cf. diese Bl. Jahrg. 1896, S. 163 f.), war es ein glücklicher Gedanke, der Sammlung eine französische Geschichte beizufügen wegen des Einflusses Frankreichs auf die europäischen Nationen einerseits und wegen der fortwährenden Wechselbeziehungen zwischen ihm und Deutschland andrerseits von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Daher umfafst auch der hier gebotene Abrifs die franz. Geschichte von der gallisch-römischen Zeit bis auf den Zolaprozefs und sucht neben jenen Wechselbeziehungen besonders die Gegensätze in der Entwicklung hervortreten zu lassen: in Deutschland die allmähliche Auflösung zur Kleinstaaterei, in Frankreich die konsequente Ausbildung der absoluten Monarchie. Trotz des gewaltigen Stoffes hat es der Verfasser verstanden, durch übersichtliche Gruppierung, Einflechtung von allerlei Details und knappen, aber treffenden Charakterisierungen der handelnden Persönlichkeiten einen trefflichen Leitfaden zu liefern, der sich auch durch Zuverlässigkeit der gebotenen Daten auszeichnet (S. 25 ist Julians Alemannensieg ins Jahr 355 gesetzt; S 56 steht irrtümlich Philipp VI., der Lange, statt Philipp V., S. 155: Titel der von Palm verlegten Flugschrift: Deutschland in seiner tiefsten (st. tiefen) Erniedrigung). Es wäre nur dringend zu wünschen, dafs die Sammlung Göschen bald durch weitere derartige Geschichtsdarstellungen, z. B. einer englischen etc., bereichert werden möge.

K. Lohmeyer u. A. Thomas, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. I. Teil. Deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. (Für die Untertertia.) 3. verbesserte Auflage von Emil Knaake, Professor am Realgymnasium zu Tilsit, und D. K. Lohmeyer, Professor an der Universität zu Königsberg i. P. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1898. IV u. 89 Seiten. — „In dieser dritten Auflage — der zweiten der Neubearbeitung — sind kleine Irrtümer beseitigt und neben einer gröfseren Übersichtlichkeit hie und da die Ursachen und Wirkungen grofser Begebenheiten noch schärfer hervorgehoben.“ Mit diesen Worten sind in der kurzen Vorrede die belangreicheren Änderungen der neuen Auflage des guten Büchleins richtig bezeichnet.



Harry Brettschneider, Prof. am Kgl. Gymnasium in Insterburg, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. II. Teil: deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters (Lehraufgabe der Untertertia). VI und 92 Seiten. III. Teil: Deutsche, insbes. brandenburgisch-preufsische Geschichte vom Ausgange des Mittelalters bis auf Friedrich den Grofsen (Lehraufgabe der Obertertia). 68 Seiten. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1898 u. 1899. — Die beiden Hefte, denen sich ein weiteres für Untersekunda und ein viertes für Quarta bald anreihen sollen, sind zweckmäfsig angelegt, sorgfältig ausgearbeitet und der Schülerklasse, für die sie bestimmt sind, nach Inhalt und Form richtig angepafst. So sind sie bestens geeignet, für die einschlägigen Teile des Hilfsbuches des gleichen Verfassers für die oberen Klassen (angezeigt im XXX. Bande dieser Blätter S. 55 ff. und im XXXIII. Bande S. 283 f.) in entsprechender Weise vorzubereiten. Hinsichtlich des III. Teiles ist jedoch zu bemerken, dafs er sich wohl nur für protestantische und auch von diesen vorzugsweise nur für preufsische Schulen eignet. Die beiden Heften angefügten „Wiederholungs-Tabellen" sind mit ungewöhnlicher Genauigkeit und mit steter Bedachtnahme auf den im Texte selbst enthaltenen Lehrstoff, damit aber auch auf den thatsächlichen Bedarf des Schülers für die Wiederholung hergestellt. — Die äufsere Ausstattung verdient volles Lob.

Dr. Karl Peter, Geschichtstabellen zum Gebrauch beim Elementar-Unterricht in der Geschichte. 13. Auflage, besorgt von Dr. Heinrich Peter, Professor am Sophiengymnasium in Berlin. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1899. — Peters Geschichtstabellen sind ein besonderer Abdruck aus seinem Werke: „Der Geschichtsunterricht für Gymnasien". In geschickter Auswahl hergestellt, werden sie den Schülern unserer 3., 4. und 5. Klasse bei der Wiederholung gute Dienste thun; für die oberen Klassen ist der Inhalt doch wohl zu dürftig. Ein paar Stellen tragen ein etwas stark protestantisches Gepräge. Die gebotenen Daten sind korrekt, meist auch die Dinge formeller Art.

Karl Keppels Geschichts-Atlas in 27 Karten. 17. Auflage. München. R. Oldenbourg. — Grofse Übersichtlichkeit und Sauberkeit in der Ausführung neben ungewöhnlicher Billigkeit des Preises (1 Mk.) sind geeignet, Keppels Geschichts-Atlas als ein für den Gebrauch der Schüler empfehlenswertes Hilfsmittel beim Geschichtsunterricht erscheinen zu lassen.

Prof. Dr. Eduard Rothert, 30 Karten zur deutschen Geschichte. (Kleine Ausgabe der „Karte und Skizzen".) Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert. Düsseldorf. Druck und Verlag von August Bagel. — Eine geschickte Auswahl aus den in diesen Blättern wiederholt besprochenen „Karten und Skizzen" des gleichen Verfassers und so ein gut brauchbares Lehrmittel für die Schüler unserer 4. und 5. Klasse.

Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere. Mit beschreibendem Text von Prof. Dr. William Marshall. Mit 208 Holzschnitten nach Zeichnungen von G. Mützel, E. Schmidt, Rob. Kretschmer, Rud. Koch, C. Gerber, Herm. Braune u. a. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. Preis in Leinw. geb. 2,50 M. — Als neuer Band der trefflichen Sammlung der Bilder-Atlanten des Bibliographischen Institutes, welche sich sowohl durch ihren billigen Preis wie durch die mustergültigen Illustrationen, die hier geboten werden, rasch in den weitesten Kreisen Abnehmer und Freunde erworben hat, erscheint hier ein Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere; derselbe enthält aufser 3½ Bogen Text auf 6 weiteren Bogen 208 Darstellungen von Tieren der angegebenen Gattungen. Wie seine Vorgänger, so soll auch er in erster Linie der heranwachsenden, lernenden Jugend ein Anschauungsmittel sein, das mit gründlicher Belehrung abwechslungsreiche Unterhaltung ernsterer Art verbindet, das in Schule und Haus gleichmäfsig verwertet werden kann. Aber auch dem Erwachsenen, dem Kenner und dem Naturfreunde, werden diese Abbildungen, die alle vortrefflich sind, Interesse abgewinnen; führen sie ja doch die Tiere nicht nur wissenschaftlich getreu ihrer äufseren Erscheinung nach vor,

sondern sie schildern dieselben zugleich in ihren Lebensgewohnheiten, ihrer gewohnten Umgebung, ihrer Lieblingbeschäftigung, beim Aufsuchen der Nahrung u. s. w. Der den Bildern vorausgeschickte begleitende Text ist kurz gefafst; er gibt eine gesonderte Einleitung zur Gattung der Fische, der der Lurche und der der Kriechtiere, dann erst werden die einzelnen Unterklassen und Ordnungen besprochen. Hiebei wird die Anleitung zur Betrachtung der Bilder nicht aufser Acht gelassen, es wird darauf hingewiesen, was an den Bildern besonders ins Auge gefafst werden soll, nach welchen Gesichtspunkten die Betrachtung angestellt werden soll u. s. w. Kurz, dieser Band der Bilder-Atlanten ist ebenso für unsere Schülerbibliotheken nicht nur, sondern auch für den einzelnen Schüler zu empfehlen wie seine Vorgänger. Als Geschenk für strebsame Schüler dürfte er sich gleichfalls sehr gut eignen. Bemerkt mag am Schlusse noch werden, dafs bisher 18 preufsische Provinzialregierungen, 15 Regierungen andrer deutscher Staaten, sowie das K. und K. Reichs-Kriegsministeriums in Wien und der Erziehungsrat des Kantons Luzern Empfehlungen der Bilder-Atlanten erlassen haben.

Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften von Otto Jaeger, Rektor der Kgl. Realanstalt in Cannstatt. Stuttgart. Paul Neff Verlag. 1897. VIII und 119 Seiten. Preis geh. 1.50 M. — Diese Schrift macht sich zur Aufgabe, in Kürze und ohne weitschweifig zu werden einen umfassenden Überblick über die Geschichte der Naturwissenschaften vom Altertum angefangen bis auf die Neuzeit dem Leser zu bieten. Der Verfasser ging in der Behandlung des Stoffes davon aus, dafs er vor allem Rücksicht nimmt auf die Ideenkreise, wie sie von den Schülern der oberen und obersten Klassen höherer Lehranstalten vorauszusetzen sind, und ist demgemäfs bestrebt, einen allmählichen Entwicklungsgang der modernen Naturwissenschaften zu geben. Inwiefern ihm dies gelang, mag daraus hervorgehen, dafs er in seinen mit grofser Genauigkeit gegebenen Auseinandersetzungen, ohne Lücken zu lassen, die modernsten Errungenschaften der Neuzeit im letzten Abschnitt anführt, z. B. in der Mathematik die Resultate von Plücker, Hesse, Clebsch, Gaufs, Jakobi, Neumann, Cayley, Brill, Riemann, Helmholtz, Beltrami und Klein, in der Physik die Forschungserfolge von Mayer, Ohm und Röntgen etc. Was die Einteilung des Buches anlangt, so schien es dem Verfassr am übersichtlichsten zu sein, die einzelnen Jahrhunderte in ihren Fortschritten zu verfolgen, und zwar werden, nachdem das Altertum und das Mittelalter abgehandelt ist, vom 16. Jahrhundert an bis zur Neuzeit einschliefslich die einzelnen naturkundlichen Sparten (Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Medizin, Naturgeschichte im engeren Sinne) vollständig nach ihrer geschichtlichen Entwicklung besprochen. Ein Namen- und Sachregister erleichtert bequemes Nachschlagen und Aufsuchen des Gewünschten. Das Buch kann für den Unterricht nur empfohlen werden.

Grundprobleme der Naturwissenschaft. — Briefe eines unmodernen Naturforschers von Dr. Adolf Wagner. Berlin, Verlag von Gebrüder Bornträger, 1897. VI. und 255 Seiten. — Das vorliegende Buch, welches in hübscher Ausstattung erschienen ist, behandelt das im Titel genannte Thema in zwei Abschnitten: I. Das Grundproblem der Naturwissenschaft und II. Tier und Pflanze. Der Text, in Briefform verabfafst, soll im ersten Teil die allgemeinen Fundamente der Naturbetrachtung in sich schliefsen, während der zweite Teil spezielle Fragen von wissenschaftlichem Interesse berührt. Der Verfasser, offenbar Skeptiker durch und durch, läfst in den einzelnen Kapiteln kaum irgend eine Hypothese der modernen Naturwissenschaft unangefochten und gibt in philosophischer Weise denkend seine eigenen Ansichten über diese und jene Anschauung kund. — Es ist gewifs interessant, von den vielen neuen Anschauungen etliche hier zur Kenntnis zu bringen und dann die resultierende Glaubensrichtung ebenso mitzuteilen. Seite 40 steht: „Atome und Moleküle sind nun aber eine sehr unbekannte Gesellschaft, die sich nur deshalb recht bequem handhaben lassen, weil sie nicht widersprechen können und weil sie gar nicht existieren.“ S. 41 findet sich: „Wir wissen von den Atomen so wenig wie von dem Wesen der Naturkräfte. Stimmt das zu der beständig gerühmten Exaktheit der Naturwissenschaft?“ In manchen Dingen dürfte ja der Verfasser Recht haben, wie z. B.

auf Seite 49: „Willst du vielleicht behaupten, Kraft und Kraftäufserung sei dasselbe? Sollte die Hand identisch sein mit der Ohrfeige, die sie erteilt?“ — Aber man höre wieder, wie auf Seite 107 steht: „Gegen jeden philosophischen Gedanken, der sich nicht im Fahrwasser durcheinanderjagender Atome und Moleküle bewegt, haben diese Art von Gelehrten einen förmlichen Hafs. Verdienen sie es in diesem Falle Naturgelehrte zu heifsen?“ — Von der nun durch einige Proben geschilderten Art ist das ganze Buch durchtränkt und Widerstreben gegen das gegenwärtig in der Wissenschaft als Hypothese Vorhandene zeigt fast jede Zeile. Doch gibt Verf. nicht nur die Mängel unseres Zeitalters in Bezug auf Anschauung naturwissenschaftlicher Probleme an, sondern weifs auch nach seiner Meinung bessere Ansichten an die Stelle der bestehenden zu setzen. Es mögen ebenfalls hiezu einige Proben folgen. Seite 146: „Es ist richtig, wenn die Naturwissenschaft alle spezifischen Naturkräfte auf etwas Einheitliches beziehen will; aber es ist falsch, wenn sie eine bestimmte und noch dazu die inhaltärmste Naturkraft selbst als diese Einheit hinstellt.“ „Es ist falsch, aus den Eigenschaften der materiellen Körperwelt die Beschaffenheit und die Funktionen des physischen Lebens erklären zu wollen etc.“ — Trotz alldem ist aber noch nicht gesagt, welchen Ersatz der Verfasser an Stelle der von ihm verworfenen atomistischen Theorie und anstatt der ebenso nicht anerkannten Einheitsnaturkraft bringen will.

Der zweite Teil beschäftigt sich hauptsächlich mit der Frage über die Grenzen zwischen Tier- und Pflanzenwelt, speziell ob man berechtigt sei, eine solche Grenze zu ziehen oder nicht. Verf. bespricht auch die häufig in naturwissenschaftlichen Büchern aufgezählten Unterschiedsangaben über Tier und Pflanze und glaubt auch hierin manches Mangelnde bezw. Fehlerhafte entdecken zu können. Entgegen dem gewöhnlichen Satze: „Das Tier fühlt, die Pflanze nicht“ meint er den besseren anbringen zu müssen: „Das Tier erkennt, die Pflanze erkennt nicht.“ — Dies dürften im grofsen und ganzen die Grundzüge sein, welche dem Buche bei einer kurzen Besprechung abzugewinnen wären. Nach dem Grundsatze: Audiatur et altera pars könnte immerhin das Werk dem Naturkundigen zum Durchlesen empfohlen werden.

Sammlung Göschen, Länderkunde der aufsereuropäischen Erdteile von Dr. Franz Heiderich. Mit 11 Textkärtchen und Profilen. Leipzig. Göschensche Verlagshandlung 1897. In elegantem Leinwandband 0,80 M. — Wir haben aus dieser Sammlung schon die vom gleichen Verfasser gelieferte Länderkunde von Europa besprochen und können auch das vorliegende Büchlein bestens empfehlen, da es in populärer Form dem Leser ein dem neuesten Stande der geographischen Wissenschaft entsprechendes Bild der aufsereuropäischen Erdteile gibt.

Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Langenbeck. 2. Teil. Lehrstoff der mittleren und oberen Klassen mit 29 Fig. im Texte. 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig. Verlag von W. Englmann. 1897. Geb. M. 2.— Kart. 2.10 M. — Des auf geograph. Gebiete rühmlichst bekannten Verfassers Lehrbuch haben wir in früheren Jahren bereits einer Besprechung in diesen Blättern unterzogen, weshalb von einem nochmaligen Eingehen darauf um somehr Abstand zu nehmen ist, als des ersten Teiles 2. Auflage eine solche Berücksichtigung gefunden hat. Wir verweisen zudem noch auf die Schlufsbemerkung unserer Anzeige bezüglich der Verwendung an bayerischen Anstalten.

A. Hummels Schulatlas zum Unterricht in der Erdkunde. 38 Karten mit 23 Nebenkarten nebst einer Heimatskarte als Gratisbeilage. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Hobbing und Büchle in Stuttgart. Preis 1 M. 20 Pfg. — Dieser Schulatlas wird allen Ansprüchen der Volksschule und unterer Klassen höherer Lehranstalten vollauf gerecht durch Schönheit und Klarheit der technischen Ausführung, Genauigkeit und sehr bemerkenswerte Deutlichkeit, Reichhaltigkeit und Güte und nicht zum mindesten durch den sehr billigen Preis. Er empfiehlt sich durch diese Vorzüge selbst aufs beste.

Neue Schulgeographie. Unter Berücksichtigung der dialogischen Unterrichtsform verfafst von W. Hockman. 1. Heft. Europa. 1 M. 80 Pfg. 2. Heft.

Norddeutschland 1 M. 80 Pfg. 3. Heft. Süddeutschland 1 M. 80. 4. Heft. Asien. Afrika, Amerika und Australien M. 3. 5. Heft. Astronomische und physikalische Geographie M. 1.20. Düsseldorf. Verlag von L. Schwann. 1895—1897. — Dieses umfangreiche Buch ist für den Lehrer berechnet und soll ihn bei seiner Vorbereitung für den Unterricht und der Erteilung desselben möglichst unterstützen. Die dialogische Unterrichtsform ersieht man am besten aus einer Probe, die wir aus dem 1. Hefte S. 19 herausgreifen. „Wodurch gibt sich die Zugehörigkeit Dänemarks zum norddeutschen Tieflande zu erkennen? (Kontinentale Lage, Bodengestalt) Begrenzung der Halbinsel? In wiefern stimmt die Bodengestalt, die Bodenart Jütlands mit derjenigen Schleswig-Holsteins überein? Gliederung der Ostseeküste Jütlands? Wodurch ist die Bildung der Fiorde dabei bedingt? (Beachte auch die Westküste Grofsbritanniens und Norwegens!) Beschaffenheit der Nordseeküste Jütlands? Gröfste Bucht? Wo? Wie? Erkläre die Entstehung der Dünen und Strandseen an der West- und Nordküste Jütlands! (Vgl. preufs. Ostseestrand!) Warum die West- und Nordküste der Halbinsel (die eiserne genannt) hafenlos? —

Das alte quis? quid? ubi? ist hier zur schönsten Blüte gelangt und in zahllosen Fragen auferstanden. Wenn der Titel „Schulgeographie“ etwa soviel besagen sollte, als es sei der ganze in dem Buche aufgehäufte Fragestoff in der Schule darzubieten, zu verarbeiten, anzueignen, dann wäre man zu der Frage berechtigt, wo jene glückliche Anstalt zu finden sei, die soviel Zeit zur Verfügung hat, um diese Riesenaufgabe zu bewältigen. Die glücklichen Schuljungen haben wohl auch nichts weiter zu lernen als Geographie. Jedes Heft besteht aus zwei Abschnitten, deren erster die eigentliche Unterweisung, der zweite ausgewählte Abschnitte zur Lektüre „Skizzen und Bilder“ enthält. Schade, dafs der Druck des letzten Abschnittes ein so kleiner ist, dafs schwächere Augen darunter Not leiden müssen.

Illustriertes Kleineres Handbuch der Geographie von Dr. H. A. Daniel. 3. verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. W. Wolkenhauer. Lief. 1 und 2. Leipzig 1898. O. R. Reisland. Vollständig in höchstens 33 Lieferungen à 3 Bogen à 60 Pfg. Mit ca. 600 Illustrationen und Karten im Texte. — Es ist mifslich aus 1 oder 2 Lieferungen ein Urteil über ein grofses Werk schöpfen zu sollen. Es kann dabei vorerst nur darauf hingewiesen werden, dafs der Name Daniel allein eine gewisse Bürgschaft für die Trefflichkeit des Textes bietet, der durch zahlreiche Abbildungen nach zuverlässigen Originalen und Kärtchen den heutzutag für populäre Darstellungen unentbehrlichen äufseren Schmuck bekommen soll. Das erste Heft gibt vorweg eine Reihe von Probebildern, die beifällige Aufnahme verdienen, und enthält die mathematische Geograhie. Das zweite behandelt die physische. Halten die folgenden Lieferungen, was die ersten beiden versprechen, dürfte das Werk eine schöne Bereicherung einer geographischen Bücherei bilden.

Leitfaden für den geographischen Unterricht an Mittelschulen. Von M. Graf, V. Loessl, Dr. Fr. Zwerger. II. Teil. Mitteleuropa. München 1898 bei R. Oldenbourg, geb. 90 Pfg. — Es ist mit Sicherheit zu erwarten, dafs dieser II. Teil des Leitfadens sich viele Freunde erwirbt durch die schöne Übersichtlichkeit in der Behandlung der oro- und hydrographischen Verhältnisse von Mitteleuropa, die durch Beigabe zahlreicher Tabellen noch nutzbringender gestaltet wird. Auch der zweite Abschnitt, der das deutsche Reich, die österreichisch-ungarische Monarchie und die Schweiz behandelt, bietet eine durchaus sachgemäfse Vorstellung der kulturellen Zustände dieser Länder und gute Ortsbeschreibung. Den Schlufs macht die Beigabe von 8 Seiten bildnerischen Schmuckes. Die meisten dieser Illustrationen sind vortrefflich.

G. Richter, Schulwandkarte von Afrika. Verlag v. G. D. Bädeker. Preis unaufgezogen M. 14., aufgezogen mit Stäben M. 20. — Es herrscht eben ein wahrer Wetteifer unter den geographischen Verlagsanstalten, immer neuere und schönere Hilfsmittel der Schule an die Hand zu geben. Ein Beweis dafür liegt in der neuerschienenen Schulwandkarte von Afrika von G. Richter vor, die in jeder

Beziehung preiswürdig genannt werden mufs. Neben der bedeutenden Gröfse des Kartenbildes 150×139 cm ist besonders die vorzügliche Kolorierung, deren Zartheit auch durch die dunklere Abtönung noch immer die Lesbarkeit der Namen gestattet, und die Reichhaltigkeit zu loben, die trotzdem nirgends zur Überladung wird. Auf Kartons sind die deutschen Kolonien Afrikas im Mafsstabe von 1 : 3,000 000 dargestellt, während die Hauptkarte in einen solchen von 5,500 000 entworfen ist. Die Karte verdient jede Empfehlung.

Deutschlands Kolonien in 9 Bildern. Für die Schule bearbeitet von Gustav Wende. Mit 1 Karte von Kiaotschau. 5. Auflage. Preis 30 Pf. Hannover und Berlin. Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior). — Dieses Büchlein hat bereits im X. Hefte Jahrgang 1893 dieser Blätter eine kurze Würdigung gefunden. Neu hinzugekommen ist eine Schilderung unseres neuesten Landerwerbes in China nebst einer brauchbaren Übersichtskarte.

Allgemeine Erdkunde als Anhang zur deutschen Schulgeographie von Professor Dr. A. Supan. Preis 60 Pf. Gotha bei Justus Perthes. — Mit dieser allgemeinen Erdkunde bietet der Verfasser eine Ergänzung zu seiner vortrefflichen, in diesen Blättern in früheren Jahren besprochenen deutschen Schulgeographie zu Lüddekes Schulatlas. Für die obersten Klassen bestimmt bildet sie den Abschlufs des geographischen Unterrichtes in höheren Lehranstalten. Lichtvolle Darstellung bei aller Beschränkung aufs Unentbehrliche zeichnet auch diesen Anhang aus, dessen Ausstattung durch die Verlagshandlung auch sehr anerkennungswert ist. Das Büchlein verdient allgemeine Empfehlung.

Wandkarte der Planigloben bearbeitet von V. v. Haardt. Politische Ausgabe mit 2 Nebenkarten: a) Die Nordpolarländer b) die Südpolar-Regionen. Mafsstab 1 : 20 000 000. Preis: unaufgespannt M. 9, auf Leinwand in Mappe M. 14,50, mit Stäben 16,50. Verlag von Eduard Hölzl in Wien. — Auch diese Karte weist alle Vorzüge der Haardt'schen Karten auf und verdient hinsichtlich ihres grofsen Mafsstabes, der Feinheit und Schönheit der Kolorierung, der hervorragenden Deutlichkeit vollste Beachtung und Empfehlung. Die Beigabe der Nebenkarten der Nord- und Südpolregionen ist bei dem erhöhten Interesse, das die Gegenwart der Erforschung dieser Teile unseres Erdballes zuwendet, doppelt erwünscht.

In der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes — Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. — ist zum Preise von 25 Pfg., geb. 50 Pfg. unter der Nr. 1047 das Monumentum Ancyranum von Dr. C. Willing übersetzt und erläutert. — Bei der hervorragenden Bedeutung, welche diese „Königin der lateinischen Inschriften", wie Theod. Mommsen sie nannte, für die Augusteische Zeit hat, darf diese Publikation auch von den Gymnasien beachtet werden und ist ihre Anschaffung für Schülerbibliotheken zu empfehlen. Eigentümlich berührt in der Übersetzung aufser einigen affektiert modernen Wendungen, dafs Augustus nach unserer Zeitrechnung datiert. Die beigegebenen Erläuterungen sind ausreichend und zweckdienlich.

Ohlert, Arnold, Oberlehrer. Lese- und Lehrbuch der französ. Sprache für die Unterstufe. 2. unveränderte Auflage. 18 Seiten M. 0,60.
— Französisches Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten. 8°. 155 Seiten Text, 75 Seiten Wörterverz. 2. Auflage M. 1,20.
— Deutsch-französisches Übungsbuch. Im Anschlufs an die französ. Unterrichtsbücher d. Verf. 2. Auflage. 8°. 132 Seiten 2. Aufl. M. 1,20.

Sämtlich erschienen 1896 bei C. Meyer in Hannover. Das erste dieser Bücher enthält auf 26 Seiten 90 kleine dem Knabenalter angepafste Lesestückchen in Prosa und Versen, dann folgt das dazu gehörige Wörterbuch mit 17 Seiten, den Schlufs bildet eine 35 Seiten umfassende Grammatik, die in eine Lautlehre (9 S.) und in eine Formenlehre zerfällt. Ein Anhang enthält die Paradigmen von avoir und être in affirmativer, negativer und fragender Form, sowie ein Verzeichnis der in den Lesestückchen vorkommenden Verbalformen. Im Lesebuch

hätte Ref. das 10. Stückchen lieber weggelassen, nachdem es dem 12. (aus Matth. 22, 37—40) diametral entgegensteht. Auch das pessimistische Nr. 50 loin des yeux, loin du cœur wäre samt der Explikation besser weggeblieben. Zu beanstanden ist auch, daſs die Geschichte vom Rotkäppchen bloſs bis dahin geht, wo der Wolf das Rotkäppchen verschlingt. Auch das 69. hätte Referent nicht aufgenommen. — Statt œ ist überall fälschlich oe gedruckt. — Im übrigen scheint das Lesebuch etwas zu mager ausgefallen; so wie es ist, muſs der Lehrer jedes Jahr dasselbe lesen.

Das 2. Buch bietet einen weit gröſseren Spielraum für die Auswahl des Lehrers; in dieser neuen Auflage ist es sogar um 10 Seiten erweitert worden. Das Buch enthält schöne Stücke. S. 25 Z. 11 hätte Referent den Vers: c'est l'instant des amours et des nids geändert in: c'est l'instant de préparer les nids. Die Fabel S. 44, welche eine Invektive Lafontaines auf die Klöster darstellt, kann bei Katholiken Anstoſs erregen. Statt ratapolis ist ratopolis zu schreiben. Auf S. 50 kommt in Z. 31 Alain vor; in Z. 38 steht Alanic, was wohl dasselbe wie Alain bedeuten soll; hier war eine Bemerkung oder gleiche Schreibung nötig. Die Geschichte S. 59 von Bout-de-Canard, die aus der Zeit der franz. Revolution zu stammen scheint, wäre besser weggeblieben. — Was für ein Spiel jouer au bouchon ist (S. 69 Z. 8), hätte im Wörterverzeichnis erklärt werden sollen. S. 138 Z. 6 ist der Druckfehler qu'il faisaient der ersten Auflage stehen geblieben. Ebenso S. 148 Z. 20 der Druckf. crèmerie (statt crémerie).

Das 3. Buch ist ein nahezu unveränderter Abdruck der im 32. Bd. S. 686 dieser Blätter besprochenen ersten Auflage.

Schmitt E., Oberlehrer a. D., Französische Grammatik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Straſsburg i. E. Straſsburger Druckerei und Verlagsanstalt. Ohne Datum (Vorrede von 1891). 8°. 351 Seiten. — Dieses Buch enthält auf 188 Seiten eine ausführliche Formenlehre und Syntax nach dem früheren Darstellungsmodus, ein Übungsbuch von 107 Seiten und ein alphabethisches deutsch-franz. Wörterbuch dazu von 56 Seiten. Für Schulen mit der Organisation unserer Gymnasien eignet sich das Buch nicht, doch enthalten die 47 Seiten zusammenhängender Übungsstücke manches für Schulaufgaben Geeignete, wie auch die Einzelsätze vermöge ihrer Schwierigkeit und des darin vorkommenden ausgedehnten Wortschatzes (circa 5000 Wörter) durch mündliche Übersetzung eine gute Gelegenheit für den Lehrer darbieten, seine eigenen Kenntnisse zu prüfen und aufzufrischen.

Lateinische Anthologie für Anfänger zusammengestellt von W. Gaupp, 7. Aufl. neu bearbeitet von A. Gaupp, Cannstadt, E. Geiger's Verlag, 1897. (92 S.) — Nach der Zahl der Auflagen zu schlieſsen scheint sich genannte Anthologie in unserem schwäbischen Nachbarlande ausgedehnter Benützung zu erfreuen. Die neue Bearbeitung soll den Anforderungen des veränderten Lehrplanes entsprechen und kann mit den an unseren Anstalten am meisten gebrauchten Sammlungen von Sibelis und Englmann einen Vergleich wohl aushalten. Eine Verslehre und ein Wörterbuch enthält das Büchlein nicht. Von den 3 Abteilungen desselben bringt die erste einzelne daktyl. Verse, darunter auch 46 Pentameter allein, d. h. ohne Hexameter; die zweite bietet kürzere Dichterstellen in 35 Hexametern und 23 Distichen. Gerade die Auswahl nun in diesen beiden Teilen — etwa ein gutes Viertel des Ganzen ausmachend — muſs als gelungen bezeichnet werden, da über den traditionellen Grundstock aus den bekannteren Dichtern hinausgegriffen ist und auch andere Namen — z. B. Lucan, Lucrez — vertreten sind. Alle Stellen tragen Überschriften, darunter viele meist treffend gewählte Sentenzen und Sprichwörter aus dem deutschen Sprachschatze; d durch wird dem Anfänger das Verständnis näher gebracht. — Die 3. Abteilung enthält 32 gröſsere Abschnitte, gröſstenteils aus Ovid, die fast alle auch in den anderen Sammlungen Aufnahme gefunden haben. Als Anhang sind noch 50 jambische Verse beigefügt. Unter dem Texte ist ein Kommentar mit knappen, sachlichen und sprachlichen Erläuterungen; ob diese ausreichen, den Schüler — wie der Herausgeber annimmt — ohne weitere Vorbereitung zur Lektüre in der Klasse zu befähigen, möchte Ref. bezweifeln wenigstens bei den Schülern unserer 5. Klasse die bei allen Hilfsmitteln noch „Schwabenstreiche“ genug leisten.

Schulgeographie von Alfred Kirchhoff, Professor der Erdkunde an der Universität Halle. 16. vermehrte und verbesserte Auflage. Halle Buchhandlung des Weisenhauses. Preis 2 M. — Es genügt, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, dass von diesem ausgezeichneten Lehrbuche eine neue Auflage erschienen ist, nachdem schon wiederholt in diesen Blättern das Buch angezeigt worden ist. Es liefert aufs neue den Beweis, dass es sehr wohl möglich ist, die s. g. geographischen Einheiten zu wahren und Zusammengehöriges auch im innern Zusammenhange vorzuführen.

J. Gerstäcker. Die Welt im Kleinen für die Kleinen, Bearbeitet von Paul Wiegelt. 2—7 Bändchen. Europa, Nord-Südamerika, Australien und Polynesien, Asien, Afrika. Mit 10 Karten in Buntdruck. 4. Auflage. Leipzig. B. Ellischer Nachfolger, 1893 und 1894. — Im 4. Hefte des Jahrganges 1896 dieser Blätter hat das erste Bändchen dieser für die Kleinen berechnete Erdkunde seine Besprechung gefunden. Das dort Gesagte gilt auch für die hier angezeigten Bändchen, die wohl geeignet erscheinen, das Interesse der Kinder für die Erdkunde zu wecken und sie zu unterhalten. Die Kärtchen sind, wie sich das für diesen Zweck ja von selbst versteht, von äusserster Anspruchslosigkeit.

Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde, herausgegeben von Prof. Juraschek. Ausgabe 1898. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M. Preis 1.20 M. — Auf diese alljährlich erscheinenden Tabellen ist bereits zum öfteren in diesen Blättern hingewiesen worden, so dass wir uns beschränken können zu erwähnen, dass in der diesjährigen Ausgabe die neuesten kolonialen Erwerbungen eingehende Berücksichtigung gefunden habe. Ebenso sind die neuesten Angaben über die Verteilung der Nationalitäten, Konfessionen und Berufsstände sowie die offiziell richtig gestellten Ergebnisse der Volkszählung im russischen Reiche vom Jahre 1897 aufgenommen. Die absolute Zuverlässigkeit dieser Tabellen ist anerkannt.

Biographische Volksbücher. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 1898. Fortsetzung: Nr. 28—31 Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva) von Dr. Benno Diederich. Mit 18 Abbildungen. 1 M. Der ersten Nummern dieses neuen Unternehmens ist S. 796 des vorigen Jahrganges unserer Blätter ausführlicher gedacht worden. Eine Reihe neuer Hefte liegen uns heute vor, die kurz charakterisiert seien. Da hat zunächst Dr. Benno Diederich, dem wir die Zola-Biographie derselben Sammlung verdanken, einen Lebensabriss der Königin Elisabeth von Rumänien verfaſst, welcher in drei Kapiteln „Die Jugendzeit,“ „Die Fürstin und Königin von Rumänien“ und „Carmen Sylva“ die interessante Persönlichkeit der hohen Frau mit warmer Teilnahme zeichnet und besonders ihrer Bedeutung als Dichterin gerecht zu werden sucht. Gerade hiebei zeigt der Verf. eine anerkennenswerte Unparteilichkeit. Die zahlreichen trefflichen Illustrationen gereichen dem Bändchen zur besonderen Zierde. — Nr. 32—35: Charles Darwin von Wilhelm Bölsche (Mit Bildnis.) 1 M. bietet zweierlei, einmal einen Abriss des Lebens und des Entwicklungsganges des groſsen Forschers selbst, sodann eine auf grund eingehender Kenntnis seiner Lehre u. Forschung entworfene Darstellung seiner Ideen und seiner Werke. Wenn auch nicht gerade für die Schule, so wird doch für jeden reiferen Gebildeten diese Biographie von besonderem Interesse sein. — Nr. 36—43: Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance. Erinnerungen eines Soldaten der englisch-deutschen Legion in Deutschland, England, Portugal, Spanien, Frankreich und den Niederlanden. Herausgegeben und illustriert von H. Lüders. Mit 125 Abbildungen. Im Programm der biographischen Volksbücher waren von vornherein vorgesehen. Eine solche Darstellung haben wir hier vor uns. Es ist allgemein bekannt, daſs zahlreiche Schilderungen von Erlebnissen des letzten groſsen Krieges von gemeinen Soldaten verfaſst sind und daſs diese gegenüber den offiziellen Darstellungen ihren Wert haben und groſser Beliebtheit sich erfreuen. Ähnliches bedeuten die hier gedruckten Aufzeichnungen eines Braunschweigers für die napoleonische Zeit von 1806—1815, die der genannte Soldat dem Lehrer seines Heimatdorfes in die Feder diktiert hat. Die groſsen Ereignisse, die Entscheidungskämpfe, die leiten-

den Persönlichkeiten treten zurück, die persönlichen Erlebnisse des Kämpfers aber treten um so mehr hervor und verleihen dem Buche etwas Ungekünsteltes und Ungesuchtes. Vortrefflich ist besonders die Ausstattung dieses Bandes durch 125 Abbildungen nach Zeichnungen von H. Lüders. Man kann zuversichtlich behaupten, dafs unsere Schüler diese Erlebnisse mit besonderer Vorliebe lesen werden; daher sei dieser Band für die Schülerbibliotheken unserer oberen Klassen besonders empfohlen, nicht minder aber die folgenden Bände Nr. 44—47 Albrecht von Roon, Preufsischer Kriegs- und Marineminister von Otto Immelmann (mit Bildnis). 1 M. und Gustav Freytag von Friedrich Seiler. Mit 28 Abbildungen. 2 M., kurz die ganze Sammlung der biographischen Volksbücher verdient gerade nach diesen neuen Proben von Seiten der Schulen besondere Beachtung.

F. Münzer, Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius. Berlin, Weidmann 1897. 8°. 432 S. 12 Mk. — Der Verfasser, der vor wenigen Jahren im ‚Hermes' 30 (1895) durch einen Aufsatz „zur Kunstgeschichte des Plinius" eine gediegene, vorwiegend der Archäologie zu gute kommende Probe seiner Beschäftigung mit diesem Autor bereits gegeben hat, bietet in vorliegendem umfangreichen Werke über alle Teile der Encyclopädie sich erstreckende Untersuchungen. Wer es erfahren hat, welche Überwindung die ermüdende Durchlesung der 37 Bücher kostet, wird dem Verfasser hohe Anerkennung nicht versagen. Während die zahlreichen früheren Quellenforschungen fast ausschliefslich auf engbegrenzte Teile sich beschränken und darum die nötige Kenntnis der Eigenart des Schriftstellers oft vermissen lassen, hat Münzer durch mehrjähriges gründliches Studium der gesamten naturalis historia mit dem Autor sich vertraut gemacht: Erzielung eines besonnenen, von Überschätzung ebensoweit wie vor Verachtung entfernten Urteils, Klarlegung der Selbständigkeit in der Verarbeitung der Vorlagen sowie der Unsicherheit des Brunn'schen Gesetzes über die indices, Aufklärung insbesondere der römischen Quellen sind wichtige Ergebnisse des durch ernste Arbeit entstandenen Buches, das für fernere Beschäftigung den Ausgangspunkt bilden wird; es ist in drei Hauptabschnitte eingeteilt: 1. Untersuchung über die Arbeitsweise des Plinius auf Grund seines Verhaltens zu noch vorliegenden Quellen. 2. Untersuchungen über Varro und seine Quellen bei Plinius. 3. Jüngere Quellen zur römischen Geschichte und Kulturgeschichte. — Ein Verzeichnis der besprochenen Stellen des Plinius bildet den Schlufs. Ein übersichtliches, alphabethisch angeordnetes Verzeichnis aller ausführlich oder gelegentlich behandelten Quellen würde die rasche Benützung erleichtern.

Freiburger Taschen-Liederbuch. Freiburg i. Br., Herder. (283 S.) — In handlichem Format und guter Ausstattung, mit deutlichem Notendruck werden 320 der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Studenten-Lieder nebst einigen Sologesängen, meist mit Melodie, geboten mit Ausschlufs anstöfsiger Texte. Auf richtige Fassung der Texte und Singweisen ist besondere Sorgfalt verwendet und hierin vielfach das „Deutsche Kommersbuch" von Dr. Karl Reisert (Freiburg, Hecker), das auch in diesen Blättern besprochen wurde 1897, zum Muster genommen. Das rasche Auffinden erleichtert ein nach den Anfangsworten alphabethisch geordnetes Register und ein Sachregister, das die Lieder nach Gruppen noch einmal alphabetisch enthält. W.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Der Kampf gegen die Unmäfsigkeit auf Schule und Universität.

M. Der bekannte Strafsburger Professor Dr. Theobald Ziegler, dessen verdienstliches Buch „Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts" (6. Auflage) wir auch in diesen Blättern besprochen haben, hielt am 27. Juli verg. Js. bei der Generalversammlung des „Deutschen Vereins gegen Mifsbrauch geistiger Getränke" in Heidelberg einen sehr bemerkenswerten Vortrag, der unter dem Titel: „Der Kampf gegen die Unmäfsigkeit auf Schule und Universität" im Drucke erschienen ist. Nachdem der Redner in längerer Ausführung vor den Ausschreitungen des Studentenlebens im Trinken und in anderen Dingen gewarnt und als besten Schutz das lebhafte Gefühl für Freiheit und studentische Ehre, die gewissenhafte Arbeit und das ernste Studium im stetigen Hinblick auf den künftigen Beruf und das Amt, insbesondere auch den hohen Wert des sittlichen Fonds hingestellt hatte, den der Student zum Kampf gegen eigene und fremde Unmäfsigkeit aus dem Elternhaus mit auf die Hochschule bringen soll, kommt er auch auf die Schule zu sprechen, in der auch nicht alles so stehe, wie es sein soll:

„Auch die Schüler unserer höheren Lehranstalten trinken zu früh und zu viel. Namentlich der Unfug der meist geheimen Schülerverbindungen wirkt hier schlimm, weil in ihnen die studentischen Bräuche vorweggenommen werden und dabei die Wirkung des Alkohols auf die jugendlichen Mägen und die jugendlichen Gehirne ganz besonders verderblich ist und weil in diesen von der Honorigkeit und Selbstzucht des Studententums noch nicht erfüllten Schülerkonventikeln in erschreckender Weise Roheit und Zuchtlosigkeit grofsgezogen werden. Aber ich bin auf der anderen Seite auch hier nicht geneigt, eine Kapuzinerpredigt zu halten: im ganzen ist es so gar arg und schlimm damit doch nicht, namentlich scheint den Schülerverbindungen vielfach ein kräftiger Riegel vorgeschoben zu sein, und unsere Gymnasiasten und Realschüler lernen im ganzen fleifsig und haben sich auch ein Stück Idealismus bewahrt.

Doch wenn es nicht gar so schlimm, nicht untröstlich ist, so ist es allerdings auch nicht ganz gut. Und da erhebt sich die Frage, was die Schule thun kann. Auch hier spricht man viel von Belehrung und beruft sich auf Erfolge, die in Amerika diese Schulbelehrung über Alkoholismus habe. Ich halte nun freilich von der Wirkung des Wortes und der Lehre auf die Sitte nicht gar so viel, die Tugend ist — trotz Sokrates — leider nicht lehrbar, die That und die Übung steht weit höher. Darum kann ich mir von einem derartigen besonderen Unterricht über die verheerenden Wirkungen des Alkohols in der Schule nicht allzuviel versprechen und an seinen Nutzen nicht glauben. Aber bei bestimmten und öfter sich ergebenden Anlässen, warum nicht auch das? Wenn man z. B. in Tacitus' Germania liest, dafs die alten Deutschen am Durst und an der Unmäfsigkeit zu fassen gewesen seien und dafs man somit ebenso durch ihre Laster wie durch Waffengewalt mit ihnen fertig werden könne, so wird der Lehrer darüber doch schwerlich witzeln und daran erinnern wollen, dafs die alten Deutschen immer noch eins getrunken haben, sondern er wird ernsthaft über dieses üble Memento am ersten Tag der deutschen Geschichte mit seinen Schülern reden; oder wenn man in der Geschichte erzählt, wie die Griechen in ihre Kolonien das heilige Feuer ihrer Heimat mitgenommen und damit zugleich ihre überlegene Kultur in die Ferne

getragen haben, so wird man wohl auch den Kontrast hervorheben dürfen, dafs wir modernen christlichen Völker immer zuerst mit dem Pulver das Feuerwasser und damit statt Segen eitel Fluch hinaustragen in die Welt; und dafs es bei Homer gerade der Cyklop ist, der im wüsten Rausch vom erfindungsreichen Odysseus um Licht und Glück gebracht wird, braucht man auch nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Also allerdings jede Gelegenheit zu benützen für ein ernstlich warnendes Wort, das mache ich den Lehrern zur Pflicht; und wenn der Direktor von seinen Abiturienten Abschied nimmt, so darf er ihnen wohl auch die zwei Tugenden der Mäfsigkeit und der Keuschheit ans Herz legen und dabei auch vor ganz deutlichen Worten nicht zurückschrecken: was wir auf der Hochschule mit unseren Füchsen besprechen, das kann er schliefslich seinen Primanern auch schon sagen.

Aber die Schule hat ja neben der Belehrung ein anderes direktes Mittel — das Verbot, und so liegt es nahe, zu sagen: schafft von der Schule aus gute Sitten, indem ihr den Wirtshausbesuch verbietet und dafür sorgt, dafs dem nachgelebt wird. Hier komme ich mir nun freilich in dieser Versammlung ganz besonders ketzerisch vor, wenn ich es ausspreche, dafs ich davon recht wenig halte. Wir haben es ja fast überall gehabt und haben es vielfach noch, aber ich weifs nichts davon, dafs gerade das besonders gute Früchte getragen hätte. Einmal, wer will und kann denn das kontrollieren? Die Lehrer doch gewifs nicht, das hiefse sie in die Stellung von Polizeidienern hinabdrücken, und so ist es ein Verbot, das ungestraft übertreten werden kann: ein solches Gesetz aber imponiert den Schülern recht wenig — das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt! — und mir imponiert es auch nicht. Fürs zweite aber treibt dieses Verbot die Schüler doch nur aus den anständigen Lokalen, wo sie ganz von selbst unter der Aufsicht verständiger Erwachsener stehen, in jene Winkelkneipen, wo sie ein schlechter Stoff physisch ruiniert, wo aus Angst vor Überfällen rasch getrunken oder wo in Sicherheit ein wüster Lärm vollführt wird, und wo gerade die roheren und schlechteren Elemente einer Klasse das grofse Wort führen und das böse Beispiel geben. Weiter reizt und empört es die Primaner höherer Lehranstalten, wenn man ihnen allein versagen will, was jedem Schuster- und Schlosserlehrling erlaubt ist: nitimur in vetitum! Der Kleinkrieg gegen solche Statutenbestimmungen ist lockend und lustig genug Endlich aber ist es ein Eingriff in die Rechte des Hauses, der zu Konflikten führen — kann nicht nur, sondern auch mufs. Die Schule aber thut gut, ihre Machtbefugnisse nicht zu erweitern, sondern genau auf das einzuschränken, was sie in ihrer Macht hat und was für ihre Zwecke unerläfslich ist.

Aber, so höre ich Sie fragen, soll denn nun der Wirtshausbesuch für die Schüler höherer Lehranstalten einfach erlaubt sein? Mit nichten. Unser Verein arbeitet an einer Schankstättengesetzgebung, worin u. a. bestimmt werden soll, dafs Wirte jungen Leuten unter 16 Jahren keine geistigen Getränke verabreichen dürfen. Dem stimme ich natürlich durchaus zu. Das mufs erreicht und mufs natürlich auch auf die Söhne der oberen Zehntausend ausgedehnt werden. Im Polizeistrafgesetzbuch für Bayern werden Sonntagsschulpflichtige bestraft, welche ohne Erlaubnis ihrer Eltern Wirtshäuser besuchen und thun sie es ohne gehörige Aufsicht, so sind die Eltern zu bestrafen, aber ausdrücklich wird bemerkt, dafs das auf Zöglinge höherer Bildungsanstalten keine Anwendung finde, da für diese die Disziplinarvorschriften dieser Anstalten mafsgebend seien. Das ist ein Privileg, das wie alle Privilegien schlechterdings keine Berechtigung hat; auch hier gilt: Tros Pyriusque mihi nullo discrimine agetur, d. h. mein Sohn ist wie ein anderer Mann, und was den unteren recht ist, ist den oberen nicht mehr als billig. Dann kann sich auch die Schule den Eltern gegenüber darauf berufen und ihrerseits erklären: den Schülern aller Klassen bis Obersekunda inkl. ist der Wirtshausbesuch auch von uns aus verboten; wer dawider handelt, bringt uns und unsere Aufgabe schon äufserlich mit der Polizei in Konflikt, das ist eine Schande, die wir nicht dulden wollen, also hinaus mit dem Tertianer und Sekundaner, der es übertritt. Dagegen würde ich mit Oskar Jäger allerdings sagen: „Den Schülern der Prima ist der Besuch einer anständigen Wirtschaft gestattet.“ Dadurch wird dem Kneipen der Nimbus des Verbotenen und Geheimen, der Nimbus des Mutigen und Forschen genommen, die kneipenden Primaner stehen unter der Kontrolle der Öffentlichkeit und der guten Sitte, und der Übergang zur Hochschule ist nicht mehr jener ge-

fährliche Sprung aus allzugroſser Unfreiheit in die absolute Freiheit. Gegen den Miſsbrauch dieser Erlaubnis aber, der sich in schlechten Leistungen und in Faulheit rasch genug offenbaren wird, hat die Schule die besten Waffen in der Strenge bei Versetzung und Examen und in dem Wegweisen von jugendlichen Asoten.

Endlich bleiben noch einige spezielle kleine Mittel, die aber doch Groſses bedeuten: spartanische Mäſsigkeit bei den Schülerausflügen, wobei der Lehrer mit gutem Beispiel vorangehen muſs, Nichtbeteiligung der Lehrer an den Abiturientenkommersen, bei denen die Lehrer die Sache nicht mehr in der Hand haben und wobei doch nicht selten notorisch arge Exzesse vorkommen und dergl. mehr, wogegen nach meinen Erfahrungen die Pflege von allerlei Sport in Schülerkreisen für unsere Zwecke nicht förderlich sein dürfte.

Die Hauptsache aber ist das alles nicht: das ist auch hier auf der einen Seite die Arbeit, die schon das Leben des Primaners möglichst ausfüllen soll — schon deshalb haben wir keinen Grund, in das schwächliche und heute gänzlich überflüssige Geschrei einer Überbürdung einzustimmen —, tüchtig arbeiten und Gewöhnung daran ist unser bester Bundesgenosse; und auf der anderen Seite ist es der gute Geist der Schule im ganzen, der reine feine genius loci, der die Schüler erfüllen und einhüllen muſs und sie immun macht gegen die Verseuchung durch Unmäſsigkeit und Völlerei. Eben jene Abiturientenkommerse sind dafür oft eine recht unerfreuliche Probe auf das Exempel, wenn von der Durchdringung mit diesem besseren Geiste in dem Augenblicke nichts mehr zu spüren ist, wo die äuſsere Gewalt der Schule zu Ende geht.

Aber die Hauptsache der Hauptsachen ist doch auch hier nicht die Schule selbst und was sie geben kann und gibt, sondern das Elternhaus, und über dieses hat die Schule keine Gewalt. Dessen muſs man sich in seinen Ansprüchen an die erziehende Kraft derselben immer bewuſst bleiben. Damit kommen wir wie für das Studenten- so auch für das Schülerleben auf dasselbe hinaus: auf eine Reform des Elternhauses! Aber wer bringt uns diese? Jedenfalls nicht der Staat und nicht die Polizei, sondern schlieſslich doch nur die eigene Kraft und die eigene Initiative unseres Volkes, die Macht der Sitte und sittlichen Anschauung, zu deren Reform unser Verein sein bescheiden Teil beitragen möchte. Ein Volk hat die Jugend, die es verdient; ist also bei unserer Jugend — leider Gottes — nicht alles in Ordnung, so plaidiere ich vor allem auf eine Besserung in den Anschauungen und Gewohnheiten der Alten, das allein kann und wird auch unserer Jugend gründlich helfen.

Diese selbst aber wird durch all das nicht entlastet oder von der Pflicht der Selbsterziehung entbunden. Und daher richtet sich zuletzt doch an Studenten und Primaner selbst noch meine Mahnung: ganz individualistisch ihrer selbst und ihrer eigenen Zukunft und ganz sozial ihrer Pflichten gegen andere eingedenk zu sein. Sie wollen und sollen dereinst die „leitenden“ Kreise und Stände unseres Volkes werden: andere leiten und regieren aber kann und darf nur, wer sich selbst, wer den eigenen Leib und die eigene Seele in Zucht und Zügel hält. Wollen sie also das Recht auf ihre Zukunft und auf diese ihre künftige Aufgabe nicht schon als Jünglinge verwirken, so müssen sie — neben vielem anderen, was sie müssen — vor allen und in allen Dingen auch Maſs halten. Was man aber soll, das kann man auch, und darum appelliere ich hier am Schluſs noch einmal an die deutschen Jünglinge selbst und an ihre eigene Kraft mit dem energischen Worte Kants:

Du kannst, denn Du sollst“.

Ferienkurs für Lehrer der Mathematik und Physik 1898.

In der Woche vom 18. bis 23. Juli des vorigen Jahres fand in den Räumen der technischen Hochschule und der Universität ein Ferienkurs für Lehrer der Mathematik und Physik an den humanistischen und realistischen Mittelschulen (in Bayern der erste) statt. Durch die Fürsorge der hohen Staatsregierung und das Entgegenkommen des Landtages wurde es 25 auswärtigen Lehrern der genannten Fächer ermöglicht, daran Teil zu nehmen, zu denen sich noch 3 hiesige

gesellten. Als Dozenten stellten die Herrn Dr. Walther Dyck, Professor der Mathematik an der technischen Hochschule und Mitglied des obersten Schulrates, Dr. Hermann Ebert, Professor der Physik an der technischen Hochschule, und Dr. Leo Grätz, Professor der Physik an der Universität, sowie die Herrn Assistenten Dr. Fischer von der technischen Hochschule und Dr. Fomm von der Universität ihre bewährten Kräfte der guten Sache zur Verfügung.

Herr Professor Dr. Dyck verbreitete sich in 6 Vormittagsstunden über folgende Themata. Grundbegriffe der Mathematik, besonders den Zahlbegriff, aufgefafst als Ordnungszahl. Forderung der Anschaulichkeit beim Mathematikunterricht. Gesichtspunkte, die bei der Aufstellung des neuen Programms für den Physikunterricht mafsgebend waren: die logische Seite und positive Kenntnisse, wegen letzterer Streben nach einer gewissen Vollständigkeit. Rechenmaschine, Integraph und logische Maschine von Jevons. Literatur für den mathematischen Unterricht.

Herr Professor Dr. Ebert behandelte ebenfalls in 6 Vormittagsstunden: Einführung des absoluten Mafssystems in Verbindung mit den magnetischen und elektrischen Grundbegriffen. Magnetische Kraftlinien. Projektionsmethoden im Unterrichte. Wechsel- und Drehstrom. Kathoden- und Röntgenstrahlen. Literatur für den physikalischen Unterricht.

Herr Professor Dr. Grätz trug in der gleichen Zeit vor über: Experimentelle Grundlagen der Maxwell'schen Theorie der Elektrizität. Hertz'sche Versuche. Elektrische Schwingungen und Funkentelegraphie. Experimentelle Grundlagen der physikalischen Chemie. Tesla-Versuche. Verflüssigung von Gasen und künstliche Kälteerzeugung.

An vier Nachmittagen fanden praktische Übungen statt. An der technischen Hochschule wurden die von verschiedenen Firmen und Anstalten gelieferten zahlreichen Schulapparate auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Besonderen Beifall erntete der von Herrn Assistenten Dr. Fischer konstruierte Universalwellenapparat. Aufserdem trug letzterer über die experimentelle Einführung in die mechanischen Grundbegriffe und über die Messung der Zusammendrückbarkeit des Wassers nach Canton vor. An der Universität wurden unter Mitwirkung des Herrn Assistenten Dr. Fomm elektrische Messungen mit Schwachströmen zur Bestimmung der Kapazität, der Diëlektrizitätskonstanten, der Selbstinduktion und der Leitungsfähigkeit, ferner Messungen mit Starkströmen zur Bestimmung der Stromstärke, der Spannung und der elektrischen Arbeit vorgeführt. Zwei Nachmittage wurden Excursionen gewidmet, und zwar der eine dem Besuche der Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung, der zweite der Besichtigung des Elektrizitätswerkes bei Höllriegelsgreut und der damit verbundenen Fabriken in Sendling-Oberfeld und landwirtschaftlichen Betriebe in Thalkirchen.

Es hiefse aber einen charakteristischen Zug des Ferienkurses unterdrücken, wenn man nicht erwähnte, dafs die gesellige Seite nach des Tages Last und Hitze von Hörern und Dozenten gepflegt wurde und beim Abschlufs der Exkursion nach Höllriegelsgreut und damit des Ferienkurses überhaupt in einem gemütlichen Abendessen in Pullach gipfelte, an dem auch die beiden Herrn Ministerial-Referenten Oberregierungsrat Schätz und Regierungsrat Blaul, sowie sämtliche Herrn Dozenten teilnahmen. Von den hier ausgebrachten Toasten eignen wir uns den Ausdruck des Dankes für die überaus anregenden und lichtvollen Vorträge und die Bemühungen der Kgl. Staatsregierung um das Zustandekommen derselben an und raten den übrigen Herrn Kollegen, besonders den jüngeren, von der wie wir glauben und hoffen, zu einer ständigen gewordenen Einrichtung der Ferienkurse möglichsten Gebrauch zu machen.

München. Braun.

Schriften über Standesverhältnisse. (Preufsen).

Aufser den Jahresberichten der 12 preufsischen Provinzialvereine und dem Protokoll der 19. Delegiertenkonferenz (vom 8. Okt. 1898) liegen uns zwei Schriften vor, welche in sehr lehrreicher Weise die Lage des preufsischen höheren Lehrerstandes behandeln.

Wir berichten über letztere zuerst.

1. Dr. W. **Lexis**, Die Besoldungsverhältnisse der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten Preufsens. Jena, Fischer 1898. 100 S. 1 M. 80 Pf. —

Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Lexis, ord. Professor der Nationalökonomie und Statistik in Göttingen, arbeitete obige Schrift auf Veranlassung des Kgl. preufsischen Staatsministeriums aus. Der Herr Verfasser sagt dies zwar selbst nicht ausdrücklich, aber er gibt an, dafs er amtliche Materialien zu benützen Gelegenheit hatte, und wir wissen aufserdem, dafs er im Laufe des vorigen Jahres an mehreren Konferenzen im Ministerium teilgenommen hat, die sich mit der Besserung der sozialen Verhältnisse des höheren Lehrstands befafsten. Es kommt endlich dazu, dafs obige Schrift zugestandenermafsen ursprünglich von der Absicht ausging, eine Übersicht dessen zu bieten, was seit einem halben Jahrhundert in Preufsen zur Besserung des Standes geschehen und erreicht worden ist. Wenn daher der Herr Verfasser erklärt, er bringe im übrigen in dieser Arbeit lediglich seine persönlichen Meinungen zum Ausdruck, so ist der objektive Gehalt seiner Ausführungen doch schon unter den angegebenen Verhältnissen ein sehr grofser, abgesehen davon, dafs auch da, wo subjektive Betrachtung den Griffel geführt, die Darstellung sich von willkürlicher Behandlung möglichst freizuhalten gesucht hat. Man sieht es der Schrift recht deutlich an: im Anfang war es ihre Absicht, darzuthun, dafs die höheren Lehrer mit dem Erreichten zufrieden sein könnten; am Schlusse mufs ihr Verfasser auf grund objektiver Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse zugestehen, dafs allerdings noch in gar manchem Punkte eine Besserung möglich ist.

Der Verfasser beginnt mit dem Hinweis, dafs sich der Stand erst allmählich aus einem Appendix der Theologie zur Selbständigkeit entwickelt hat. Erst im Jahre 1810 wurde eine eigene Prüfung (examen pro facultate docendi) eingeführt, aber noch später, nämlich erst im Jahre 1845 wurden die Provinzialschulkollegien von den Konsistorien abgezweigt. „Gleichwohl blieb für die höheren Lehrer die Unbestimmtheit ihrer früheren Stellung von einer dauernden ungünstigen Nachwirkung. Sie blieben gleichsam noch immer im Schatten der Theologie, und wenn auch ihre Eigenschaft als Beamte schon im Allgemeinen Landrecht ausdrücklich anerkannt worden war, so standen sie doch in den Augen der Welt völlig getrennt von den richterlichen und Verwaltungsbeamten und zusammen mit den Vertretern des geistlichen Berufes, und zwar hinter diesen. Sie sollten abseits vom weltlichen Treiben mit Verachtung der irdischen Güter sich ihrer idealen Aufgabe widmen, und ihre materielle Lage wurde daher etwa nach dem Muster der am knappsten ausgestatteten Pfarrstellen geregelt" (S. 3). Eine Wendung in diesen Anschauungen bezeichnete die Forderung des Ministers Eichhorn (im Jahre 1845), diese Lehrer mit ihren Besoldungsverhältnissen den Richtern gleichzustellen. Freilich ist es dazu bis heute noch nicht ganz gekommen, obgleich fernerhin öfter, so im J. 1859 von dem Unterrichtsminister v. Bethmann-Stollweg und in seiner Antwort von dem Finanzminister die Parallelisierung als angemessen bezeichnet wurde. Lexis behandelt des weiteren in ausführlicher Weise die bezüglichen Strömungen und Gegenströmungen und kommt zu dem Resultate, dafs für den höheren Lehrerstand namentlich in den letzten Jahren (seit 1892) sehr viel geschehen ist. Aber er gesteht zu, dafs „man es den höheren Lehrern nicht verübeln kann, wenn sie für die Zukunft die Forderung der Gleichstellung ihrer Gehälter mit denen der Richter erneuern" (S. 74).

Unter der Überschrift „Weitere Wünsche und Aussichten" bespricht Lexis, hauptsächlich unter Bezugnahme auf die Schröder'sche Broschüre „Oberlehrer, Richter und Offiziere" (Kiel 1896; 3. Aufl. 1897), zunächst die Dauer des Studiums, die nach Lexis' amtlichen statistischen Erhebungen in der That sich allmählich vergröfsert hat. Lexis nennt das einfach „Examensscheu"; er erklärt 4¾ Jahre Vorbereitung aufs Examen mit Einschlufs der ordnungsmäfsigen Prüfungszeit für genügend; dazu kommen das Seminar- und Probejahr, in Summa also 6¾ Jahre. „Wenn viele Studierende in Wirklichkeit mehr Zeit brauchen, so ist das ihre Sache." Die Berechnung Schröders, dafs der Durchschnitt der auf die Vorbereitung verwendeten Zeit ein viel höherer ist, erkennt er als richtig an. Schröder kommt in seiner neuesten Schrift, die wir weiter unten be-

sprechen, eingehend auf diese Materie zurück; er kommt zu dem Resultat, dafs die Kandidaten seit einer Reihe von Jahren sogar noch später verwendungsfähig werden, als er in seiner ersten Schrift berechnete, nämlich mit 31 gegen 29 Jahren; die Gründe, die er für diese auffallende Erscheinung anführt, erscheinen allerdings plausibel. Die neue Prüfungsordnung bringt vielleicht hierin einige Besserung. Immerhin möchte es uns bedünken, als ob, wie es auch sonst in Zeiten übermäfsigen Andrangs zu geschehen pflegt (so auch jetzt bei uns in Bayern), zahlreiche weniger befähigte Elemente sich dem höhern Lehrfach zugewendet hätten, die dann natürlich mit den Prüfungen lange Zeit nicht zu Ende kommen.

Was sodann die Wartezeit der wissenschaftlichen Hilfslehrer betrifft, so hat auch Lexis (wie Schröder) gefunden, dafs dieselbe zur Zeit eine enorm hohe ist; sie beträgt an den staatlichen Anstalten nicht weniger als 8¹/₂ Jahre im Durchschnitt; dagegen an den nichtstaatlichen Anstalten nur 4 Jahre 11 Monate. Lexis berechnete auch, wie hoch sich die durchschnittliche Wartezeit für die sämtlichen an den staatlichen Anstalten am 1. Januar 1897 vorhandenen Oberlehrer belief, und er fand, dafs sie durchschnittlich nur 3,28 Jahre betrug. „Die Verhältnisse haben sich demnach für die Hilfslehrer in der neueren Zeit aufserordentlich verschlechtert.“ Das Anstellungs-Alter für die am 1. Januar 1897 vorhandenen Oberlehrer beträgt 29,99 Jahre, während es sich für die in den J. 1893—1895 angestellten durchschnittlich auf 35 Jahre 1 Monat belief; bei den kommunalen Anstalten ist es dagegen um 3¹/₂ Jahre niedriger, also 31 J. 7 Mon. In diesen Verhältnissen zeigt sich eine wahre Notlage, die nur mit aufserordentlichen Mitteln wird beseitigt werden können.

Die Gründe für die abnorm lange Wartezeit sind: einmal der übermäfsige Zudrang zu den Fächern des höheren Lehramts in den 80er Jahren (vgl. Schlee), sodann die zu hohe Anzahl von Hilfslehrerstellen. Was den derzeitigen Zugang betrifft, so hält ihn Lexis angesichts des Überschusses, der noch aus früheren Jahren vorhanden ist, und infolge der (auf grund der Abiturientenstatistik) neuerdings wieder zunehmenden Neuanmeldungen für nicht nur genügend, sondern sogar für zu stark. Er berechnet einen jährlichen Bedarf von 250 Kandidaten, während sich die Zahl der Neuanmeldungen im J. 1896/97 auf 487 belief.

Infolge des verspäteten Eintritts in die feste Stellung verschiebt sich auch das Alter, in dem die dazu qualifizierten Oberlehrer Direktoren werden. Das Alter der in den J. 1884—1895 ernannten Direktoren von staatlichen Vollanstalten war nach Lexis bei ihrer Ernennung durchschnittlich 44¹/₂ Jahre, an Nichtvollanstalten 40¹/₂ Jahre. Dieses Alter war etwas günstiger als bei den entsprechenden Chargen in der Justiz, wo es 46²/₃ Jahre betrug; doch ist zu berücksichtigen, dafs es für diese noch ein höheres Avancement gibt.

Die starke und frühzeitige Abnützung des Lehrerpersonals bestätigt Lexis ebenfalls: „von den 2204 Oberlehrern, die am 1. Jan. 1897 an den staatlichen Anstalten vorhanden waren, waren nur 26 oder **1,18** % mehr als 65 Jahre alt, während von 3754 Landrichtern und Amtsrichtern 223 oder **5,94** % dieses Alter überschritten hatten. Von den 203 Direktoren hatten allerdings 19 oder 9,35 % mehr als 65 Jahre erreicht, aber diese werden erst in einem Lebensalter ernannt, in dem sie schon einen Ausleseprozefs durchgemacht haben.“ Das durchschnittliche Ausscheidealter war nach Lexis für die Oberlehrer **52,66** Jahre, bei den Landrichtern und Amtsrichtern **59¹/₂** Jahre.

Die ungünstigen Beförderungsverhältnisse gibt Lexis natürlich ebenfalls zu: auf 2270 Oberlehrer kommen (nach der Denkschrift über die Besoldungsaufbesserung) 224 Direktoren von Vollanstalten und Provinzialschulräte, also **8,98** % der Gesamtzahl, dagegen auf 4052 Staatsanwälte, Landrichter und Amtsrichter 753 Präsidenten, Oberlandesgerichtsräte, Oberstaatsanwälte, Landgerichtsdirektoren und erste Staatsanwälte oder **15,69** % der Gesamtzahl.

Lexis meint zum Schlusse, wenn sich herausstelle, dafs die Invaliditäts- und Sterblichkeitsverhältnisse im Vergleich mit denen der übrigen höheren Beamten so erheblich ungünstiger sind, wie es von Schröder und anderen behauptet werde, — Lexis hat nur den juristischen Stand (s. o.) in Vergleich gezogen und fand da die Behauptung allerdings vollauf bestätigt —, so müfste die Pflichtstundenzahl, die sich z. Z. auf 22 und selbst 24 wöchentliche Unterrichtsstunden beläuft, vermindert werden. Unserer Ansicht nach ist dies eine unbe-

dingte Notwendigkeit. Die Unterrichtsverwaltung beabsichtigt in der That diese Verminderung demnächst eintreten zu lassen, wie uns aus sehr guter Quelle mitgeteilt wurde.

Lexis schliefst: der höhere Lehrerstand habe dem Staate in der neueren Zeit eine aufserordentliche Hebung seiner materiellen Lage zu verdanken; allein unter der Verwaltung Miquel's seien die Personalausgaben um 6 Millionen Mark erhöht worden. Aber man habe es „vielfach unterlassen, diesen Zugeständnissen auch diejenigen Abrundungen hinzuzufügen, die an sich und in finanzieller Hinsicht von verhältnismäfsig geringerer Bedeutung, aber für den durchgreifenden Erfolg der ganzen Reformarbeit ausschlaggebend sind." Zu diesen wünschenswerten weiteren Zugeständnissen rechnet Lexis die Einheitlichkeit des Prüfungszeugnisses (die inzwischen erfolgt ist), die Ermöglichung eines Aufsteigens innerhalb der Klasse der Oberlehrer zu einer höheren Stufe, die Vermehrung der etatsmäfsigen Oberlehrerstellen, die Beseitigung der Überfüllung der Schulklassen und der zum Teil damit zusammenhängenden Überlastung der Lehrer.[1]) Dafs der höhere Lehrerstand dabei die grundsätzliche Forderung seiner Gleichstellung mit den Richtern nicht aufgeben wird, findet Lexis begreiflich. Immerhin gibt er zu bedenken, dafs die Bedeutung des höheren Lehrerstandes für Staat und Gesellschaft ebensowenig wie die der Universitätsprofessoren[2]) nach dem materiellen Mafsstabe zu beurteilen sei. „Ihm ist die Jugend anvertraut, die er erziehen und ausbilden soll zu den künftigen Trägern aller höheren Bildung, der Wissenschaft, der Literatur und der Kultur überhaupt, wie er auch diejenigen vorzubereiten hat, die einst als Organe des Staates und der Kirche einen leitenden Einflufs auf Land und Volk auszuüben berufen sind. Die Wichtigkeit und Würde dieser Aufgabe des höheren Lehrerstandes ist so grofs, dafs sie den Vergleich mit keiner anderen Berufsthätigkeit zu scheuen hat."

Dafs diese Worte mit den unserem Stande gegenüber nicht blofs in alter, sondern auch bisweilen in neuerer Zeit geäufserten harten Verweisungen auf die Ideale nichts gemein haben, beweisen des Verfassers eigene Worte, die wir eingangs zitierten, wohl zur genüge. Herr Geheimrat Lexis wenigstens erscheint demnach über den Verdacht erhaben, als huldige auch er jener Auffassung, die der Hebung der sozialen Stellung unseres Standes allezeit am verderblichsten war.

2. Dr. **Heinrich Schröder**, „Der höhere Lehrerstand in Preufsen, seine Arbeit und sein Lohn. Neue Untersuchungen, insbesondere über die Sterblichkeitsverhältnisse der höheren Lehrer." Kiel, Lipsius u. Tischer, 1899. 94 Seiten. Preis 1 M. (In Partien zu 10 und mehr Exemplaren à 80 Pf.)

Der Verfasser, der (nach dem Kunze'schen Kalender mit der Fakultas in Deutsch, Englisch, Französisch und Latein) z. Z. Lehrer an der Kaiserl. Deckoffizierschule zu Kiel[3]) ist, hat sich durch seine Schrift „Oberlehrer, Richter und Offiziere" (1897 erschienen, angezeigt in den „Blättern" 1897 S. 649) um den höheren Lehrerstand bereits sehr verdient gemacht. Die Schrift von Prof. Lexis wurde hauptsächlich durch seine Darlegungen hervorgerufen, und Lexis sah sich veranlafst, die statistischen Angaben Schröders und seine Schlufsfolgerungen in allem Wesentlichen zu bestätigen. Im Verlaufe der beiden letzten Jahre wurde Schröder, dessen gründliche Arbeiten auch im Ministerium Anerkennung fanden, wiederholt zu Konferenzen im Kgl. Unterrichtsministerium beigezogen.

Bei den Untersuchungen, welche Schröder in der vorliegenden Schrift angestellt hat, galt es ihm, in erster Linie den Nachweis zu liefern, dafs die Ab-

---

[1]) Es ist wirklich auffallend, wie auch bei uns in Bayern es sich fast genau um dieselben Fragen handelt und wie sehr auch bei uns der Fall zutrifft, dafs die finanzielle Bedeutung eine verhältnismäfsig geringe ist.

[2]) Dieser Vergleich hinkt indes allzubedeutend, als dafs wir ihn auch nur einigermafsen als gelungen anzuerkennen vermöchten.

[3]) Hier sei auch erwähnt, dafs Herr Dr. Schröder im Vereine mit Georg Neudeck, Kais. Marine-Schiffsbaumeister, z. Z. kommandiert zum Stabe des ostasiatischen Kreuzergeschwaders, ein Handbuch alles Wissenswerten über die deutsche Flotte nebst vergleichender Darstellung der Seestreitkräfte des Auslandes (mit einer Karte und 646 Abbildungen) unter dem Titel: „Das kleine Buch von der Marine" herausgegeben hat. VIII u. 359 Seiten, Preis elegant geb. 2 M. - bei Lipsius u. Tischer, Kiel 1898. Das Buch fand allgemein, in Fachkreisen und bei den sonstigen Freunden der Marine, eine solche Anerkennung, dafs innerhalb 3 Monaten mehr als 23000 Exemplare davon abgesetzt wurden; gegenwärtig läuft die 4. Auflage (26. 35. Tausend.)

nützung der Angehörigen des höheren Lehrerstandes eine unverhältnismäfsig grofse ist, woraus er mit Recht folgert: 1. dafs die Lehrer zur Zeit überlastet sind, und 2. dafs ihr Maximalgehalt verhältnismäfsig viel früher erreichbar sein mufs als dies zur Zeit der Fall ist, ja, dafs sie selbst bei einer Gleichstellung mit den Juristen finanziell noch weit schlechter daran sind als diese. Zusammenfassend und ergänzend, bezw. bestätigend behandelt Schröder auch in dieser neuen Schrift wieder die lange Dauer der Vorbereitungszeit, den Nebenerwerb und alle jene Punkte, die er bereits in seiner Erstlingsschrift erörtert hatte.

In ebenso geschickter wie überzeugender Weise thut er dar, dafs die preufsischen Oberlehrer überbürdet sind; er führt eine grofse Anzahl von Autoritäten an, die einer Beseitigung dieser Überbürdung das Wort reden, so den Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Eulenburg-Berlin, den Prof. der Philosophie und Pädagogik Friedrich Paulsen-Berlin, den Prof. der Irrenheilkunde Dr. O. Binswanger-Jena, den Prof. der Psychiatrie Dr. Ernst Kräpelin-Heidelberg, den Physiologen H. Griesbach, er verweist auf die amtlichen Feststellungen von Lexis (s. o.) und auf die gleichartigen Ergebnisse, zu denen in Hessen Prof. Knöpfel-Worms[1]) und in Sachsen M. Holtze-Dresden[1]) gelangte. Die Pflichtstundenzahl beträgt in Preufsen für die Lehrer der oberen Klassen 22, für die Lehrer der unteren Klassen 24. Nach Baumeister („Das höhere Schulwesen") reicht in keinem der europäischen Staaten das Stundenmaximum auch nur entfernt an diese Höhe heran.

In Bayern beträgt es 22 (untere) bezw. 20 Stunden (obere Klassen); doch ist es da thatsächlich das Maximum, das bei dem auch in dieser Hinsicht praktikableren Klafslehrersystem nur in seltenen Fällen erreicht wird. Wo also in Bayern die Klassen nicht überfüllt sind oder die Frequenz sich nicht der Schülermaximalziffer, die ziemlich hoch ist, nähert, bestehen, wie wir gerne anerkennen, erhebliche Klagen über Überbürdung der Lehrer bei uns nicht. Auch sind wir mit Ferien liberaler bedacht als die Kollegen in Preufsen, Sachsen und Hessen, und endlich scheint, wenigstens im allgemeinen, die Korrekturlast keine so hohe zu sein, als in den genannten Staaten. Dafs trotzdem auch bei uns die Abnützung eine verhältnismäfsig rasche ist, haben wir neulich ebenfalls gefunden; sie erreicht nahezu die in Preufsen, Hessen und Sachsen berechneten Ziffern.[2]) Eine Berechnung der entsprechenden Ziffern in den anderen Ständen ist leider bei dem vollständigen Mangel an dem nötigen statistischen Material zur Zeit in Bayern ganz unmöglich.

Einen besonderen Abschnitt widmet sodann Schröder der Notlage der Hilfslehrer und der jüngeren Oberlehrer (vgl. bei Lexis). Die erste Notwendigkeit ist nach Schröder Verstaatlichung des ganzen höheren Schulwesens; zur Zeit sind weit weniger als die Hälfte aller Gymnasien staatliche Anstalten. Solange dies nicht geschieht, müfste durch besondere Gesetze Ordnung geschafft werden, damit die kommunalen Anstalten nicht einerseits die besseren Kräfte in jüngeren Jahren vorwegnehmen, andrerseits die für die staatlichen Anstalten genehmigten Gehaltsbezüge ihren Lehrern nicht vorenthalten. Aufserdem wird es ein dringendes Bedürfnis sein, allenthalben mehr Hilfslehrerstellen in Oberlehrerstellen umzuwandeln und den verspätet zur festen Anstellung gelangten anderweitig zu Hilfe zu kommen, damit diese nicht dauernd im Gehalt geschädigt werden. Letzteres liefse sich — wir sind in dieser vielumstrittenen Frage ganz der Ansicht Schröders — am einfachsten durch eine verhältnismäfsig frühere Erteilung der sog. Funktionszulage (von 900 M.) erzielen, sowie durch eine angemessene Anrechnung der Dienstzeit als Hilfslehrer; in letzterer Hinsicht ist schon einiges geschehen, ohne dafs es jedoch irgendwie genügte. Die älteren Oberlehrer sind ja, da sie nach durchschnittlich 3¼ Jahren (vgl. Lexis) zur Beförderung gelangten, anders zu behandeln als die jüngeren, deren Lage unter den gegenwärtigen Verhältnissen iu der That nahezu zum Verzweifeln ist. Wer sich sagen mufs, dafs er mit 35 Jahren Oberlehrer wurde oder wird, um nach (durchschnittlich) 15—18 Jahren durch Invalidität oder Tod auszuscheiden, dem kann wahrlich nicht wohl zu Mute sein. Die Lebensarbeit eines solchen Oberlehrers

[1]) Vgl. Bericht über unsere 19. Generalversammlung S. 20—21.
[2]) Näheres hierüber werden wir an anderer Stelle mitteilen.

wird, wie Schröder nachweist, thatsächlich nicht halb so hoch bezahlt wie die eines Amtsrichters.

Die Schrift des verdienten Verfassers, welche im Laufe zweier Monate bereits die vierte Auflage erlebt hat, wird unzweifelhaft bei den demnächst stattfindenden Verhandlungen des preufsischen Landtags eine bedeutende Wirkung thun. Hoffen wir, dafs sich die wohlbegründeten Wünsche alsdann verwirklichen!

Eine besondere Anerkennung wurde Schröders neuer Schrift jüngst dadurch zu teil, dafs der derzeitige Vorsitzende des Vororts der Provinzialvereine Preufsens, Prof. R. Schmidt-Breslau, sämtliche Amtsgenossen in einem eigenen Rundschreiben auf dieselbe aufmerksam machte und zum Bezuge einlud, ein Beweis, dafs Schröder es verstand, das was den höheren Lehrstand Preufsens zur Zeit am lebhaftesten bewegt, zum richtigen Ausdruck zu bringen.

3. **Jahres- und Versammlungsberichte der preufsischen Provinzialvereine.** Die Versammlungen fanden in der herkömmlichen Weise statt (vgl. „Blätter" J. 1898 S. 185 ff.). Fast sämtliche Vorsitzende wurden wiedergewählt. Nur in Ost- und Westpreufsen und in Brandenburg wechselte der Vorsitz: dort ist jetzt Direktor Laudien-Insterburg, hier Prof. Dr. Krüger-Grofs-Lichterfelde Vorsitzender.

Von Vorträgen sind folgende bemerkenswert: O.-L. Suhr-Danzig: „Über Reformschulen". — Dr. Hubatsch (Direktor des städt. Realgymn. in Charlottenburg) über: „Das Reformgymnasium." An der Diskussion beteiligte sich auch Uhlig, der zufällig anwesend war. Die Meinungen waren hier wie dort sehr geteilt; insbesondere waren viele für längeres Abwarten. — Auf der Versammlung des Hessen-Nassau'schen Vereins zu Höchst hielt Prof. Dr. G. Wolff-Frankfurt Vortrag: „Über die Okkupation der Wetterau durch die Römer" und Prof. Stelz-Bockenheim sehr interessant über den „Schulgarten und seine Verwendung im Unterrichte." In Breslau gab Prof. Dr. Badt einen lehrreichen Bericht über „Englisches Schulwesen."

Die **19. Delegiertenkonferenz** fand am 8. Oktober 1898 in Berlin unter dem Vorsitze von Prof. R. Schmidt-Breslau statt. Sämtliche 12 Provinzialvereine hatten je 2 Vertreter gesendet, in der Regel den Vorsitzenden und den ersten Schriftführer.

Der Vorsitzende berichtete zunächst über das vergangene Vereinsjahr. Er erwähnte die November-Konferenz (1897), an der, wie wir schon im vorigen Berichte mitteilten, drei Mitglieder der Provinzialvereine beteiligt waren. Ein konkretes Ergebnis dieser Konferenz ist die inzwischen erschienene neue Prüfungsordnung, die, wie der Vorsitzende bemerkte, allen wesentlichen Wünschen des Standes gerecht wird. Der 2. Verhandlungsgegenstand war die Umwandlung der Funktionszulage in Dienstalterszulagen. Die Verhandlungen hierüber sind noch nicht abgeschlossen. Prof Lortzing-Berlin gewann aus einer Unterredung mit Finanzminister v. Miquel die Überzeugung, dafs die Kommunen demnächst durch ein Gesetz verpflichtet werden dürften, den erhöhten Normaletat vom Jahre 1897 auch an den städtischen und stiftischen Anstalten einzuführen.

Drei Anträge[1]) wurden zur Überreichung an das Ministerium begutachtet: 1) Die Funktionszulage ist in regelmäfsiges Gehalt umzuwandeln. Die hiedurch erhöhten Dienstalterszulagen sind möglichst früh zu gewähren, etwa mit dem 9., 12., 15. Dienstjahre. 2) Es ist durch ein Gesetz zu bewirken, dafs an sämtlichen Anstalten städtischen oder stiftischen Patronats die Gehaltserhöhung schleunigst eingeführt und der Stellenetat völlig beseitigt wird. 3) Die Höchststundenzahl der jüngeren, bezw. der älteren Hälfte der endgiltig angestellten wissenschaftlichen Lehrer ist auf 22 bezw. 20 festzusetzen; die Höchststundenzahl darf aber nicht als Normalzahl angesehen werden, letztere ist 20 bezw. 18. Dringend wünschenswert ist es, dafs die älteren Professoren nicht zu mehr als 18 Stunden herangezogen werden.

---

[1]) Im Folgenden teilen wir mit gütiger Erlaubnis des Herrn Vorsitzenden die auch für Nichtpreufsen meist recht interessanten Beschlüsse nach dem Wortlaut des Protokolls mit.

Die übrigen Beschlüsse der Delegierten-Versammlung, die durch den Vorsitzenden in mehr vertraulicher Weise dem Herrn Ministerialdirektor Dr. Althoff mitgeteilt worden sind, waren folgende:

1. Erhöhung der bisherigen Sätze für Hilfsunterricht und Überstunden auf 3 Mk. für die einzelne Stunde.
2. Es ist fortgesetzt dagegen zu kämpfen, dafs die aus den 50000 Mk. gegründeten Oberlehrerstellen wieder eingehen.
3. Die vollbeschäftigten Hilfslehrer sollen das Anfangsgehalt des Oberlehrers ohne Wohnungsgeld erhalten.
4. Hilfslehrer dürfen nur für vorübergehende Unterrichtsbedürfnisse verwendet werden; für dauernde sind endgiltige Stellen zu schaffen.
5. Die Beschäftigung der Elementarlehrer mit wissenschaftlichem Unterricht ist an den höheren Schulen möglichst einzuschränken.
6. Die über 4 Jahre hinausgehende Hilfslehrerzeit ist für das Dienstalter anzurechnen, sofern der Hilfslehrer im öffentlichen Schuldienst thätig gewesen ist oder zur Verfügung des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums gestanden hat.
7. Zu erstreben ist die Gleichstellung im Gehalt der Direktoren von Vollanstalten in Städten unter und über 50000 Einwohnern.
8. Den von den Behörden ausgewählten Teilnehmern an fachwissenschaftlichen Kursen ist eine angemessene Entschädigung zu gewähren.
9. Der Herr Minister soll gebeten werden, bei der Verleihung des Oberlehrertitels von dem Grundsatze auszugehen, dafs dieser Titel nur an die Lehrer verliehen wird, welche auf einer Universität oder technischen Hochschule vorgebildet sind und die in ihrem Fache vorgeschriebene Staatsprüfung bestanden haben.
10. Der Erlafs einer für alle Provinzen giltigen, die Rechte und Pflichten der Direktoren und Lehrer bestimmenden Dienst-Instruktion ist ein Bedürfnis.
11. Es ist auch fernerhin zu erstreben, dafs die Kandidaten beim Beginn des Seminarjahres vereidigt werden.
12. Der Herr Kultusminister ist zu ersuchen, an Se. Majestät den König die Bitte zu richten, Se. Majestät möge den Oberlehrern zugleich mit ihrer Ernennung zum Professor den Rang der Räte 4. Klasse als Amtscharakter verleihen.
13. Die Oberlehrer werden vom Unterrichtsminister ernannt bezw. bestätigt; die Hälfte derselben erhält den Amtscharakter „Professor“ und damit den amtlichen Rang der Räte 4. Klasse. Demgemäfs ist den oberen Beamten der Schulverwaltung eine entsprechende Erhöhung der Rangstellung zu gewähren.
14. Den Kandidaten und Hilfslehrern ist ein angemessener Titel zu verleihen.
15. Die Provinzial-Schulkollegien und das Unterrichtsministerium sind unter dem Vorsitze von Fachmännern als Fachmännerkollegien mit einem Justitiar als Beirat selbständig zu gestalten.
16. Die Direktoren der höheren Schulen sind zu entlasten, sowohl durch Verminderung ihrer Maximalstundenzahl als auch durch Gewährung einer ausreichenden Schreibhilfe.
17. Es ist wünschenswert, dafs die Vertretung der zu militärischen Übungen eingezogenen Herren durch besondere Hilfskräfte geschieht.
18. Es ist durchaus notwendig, dafs von sämtlichen Behörden und Schulen eine einheitliche deutsche Rechtschreibung geübt wird.

Aufserdem wurden von der Deligierten-Konferenz noch folgende Beschlüsse gefafst, die die Vereinsthätigkeit betreffen und für die Behörden ohne Interesse sind:

1. Eine Liste der durch Tod oder Pensionierung ausscheidenden Direktoren und Oberlehrer mit bestimmten Angaben über das Alter bei ihrem Abgange ist alljährlich aufzustellen und im Kunze-Kalender zu veröffentlichen.
2. Es ist in allen Provinzen anzustreben, dafs die Provinzial-Schulkollegien das Material für die Hilfslehrerlisten in derjenigen Weise zur Verfügung stellen, wie sie es jetzt schon in Hannover und Hessen-Nassau thun.

3. Für statistische Arbeiten im Interesse unseres Standes wird ein Betrag von 1000 Mk. bewilligt.
4. Die, besonders für Berlin, unzulänglichen Tagegelder der Delegierten werden von 12 auf 15 Mk. erhöht.
5. Es ist den Kollegen zu empfehlen, sich gegen Unfälle im Dienst (bei physikalischen und chemischen Versuchen und beim Turnen) zu versichern.
6. Der Vorsitzende wird beauftragt, im Namen der 12 Provinzialvereine am Tage der Beisetzung des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen Kranz mit passender Widmung zu übersenden.

Die übrigen in der Tagesordnung verzeichneten Anträge wurden durch die bisher erwähnten angenommenen Anträge für erledigt erklärt bezw. abgelehnt oder bis zur nächsten Delegierten-Konferenz zurückgestellt.

Zum Vorort für das Jahr vom Oktober 1898 bis Oktober 1899 wurde wiederum Schlesien, zum Vorsitzenden Prof. R. Schmidt-Breslau gewählt Als Zeitpunkt der nächsten Delegierten-Konferenz wurde Michaelis 1899, als Versammlungsort Breslau in Aussicht genommen.

Aus dem **Etat des preufsischen Unterrichtsministeriums** für das Jahr vom 1. April 1899—1900 seien folgende zwei bemerkenswerte Positionen mitgeteilt (nach dem Korr.-Blatt Nr. 3):

1) Zu Titel 5a (Neuer Titel): Die Leiter gröſserer Anstalten sind vielfach zum Schaden der ersprieſslichen Einwirkung auf den Unterrichtsbetrieb durch die Erledigung der Direktorialgeschäfte übermäſsig in Anspruch genommen, und es hat sich das Bedürfnis ergeben, sie auf diesem Gebiete zu entlasten. Diese Entlastung läſst sich auf verschiedene Weise bewirken. Vorläufig ist in Aussicht genommen, versuchsweise an 12 Anstalten je einen Oberlehrer mit der Leistung von Aushilfe in den Direktorialgeschäften zu beauftragen und ihm hiefür eine Remuneration von 600 Mark jährlich zu gewähren. Bewährt sich der Versuch, so besteht die Absicht, die Einrichtung dauernd beizubehalten und nach Bedürfnis auf weitere Anstalten auszudehnen.

2) Tit. 14—17 (Neuer Titel): Auskunftstelle für Lehrbücher des höheren Unterrichtswesens: Besoldung für den Verwalter (2700—6000 M.): 2700 M.; Wohnungsgeldzuschuſs für denselben 900 M.; für Bücheranschaffungen etc. einschlieſslich Bindekosten 2400 M.; sonstige sachliche Ausgaben (Dienstleistung, Korrespondenz, Ergänzung des Inventars etc.) 2100 M. Begründung: Der Mangel einer einheitlichen Sammlung der auf dem Gebiete des höheren Unterrichts innerhalb Deutschlands in Gebrauch befindlichen und neu erscheinenden Lehrmittelliteratur wird in allen beteiligten Kreisen seit lange als schwerwiegender Übelstand empfunden. Dem Fehlen jeder Übersicht ist es namentlich zuzuschreiben, wenn an höheren Unterrichtsanstalten noch mehrfach veraltete und minder geeignete Lehrmittel im Gebrauch sind und wenn der im sachlichen Interesse wenig wünschenswerten Neigung, neue Lehrbücher zu verfassen und zur Einführung zu bringen, auch wenn bereits anderswo bewährte zur Verfügung stehen, nicht mit Erfolg entgegen getreten werden kann. Auch würde durch die geplante Einrichtung dazu beigetragen werden, einen unnötig häufigen Wechsel der Unterrichtsmittel zu vermeiden. Für die Unterbringung der Bibliothek, die zugleich für die Verwaltungszwecke des Ministeriums der geistlichen etc. Angelegenheiten von auſserordentlichem Nutzen wäre, stehen geeignete Räume zur Verfügung. Die Besolduug für den Verwalter der Auskunftsstelle ist nach Maſsgabe der für die Oberlehrer an den sämtlichen höheren Lehranstalten jeweilig geltenden Bestimmungen festzusetzen. Nach Kap. 14 Tit. 97 der einmaligen und auſserordentlichen Ausgaben werden für die erste Einrichtung der Bibliothek 15000 M. gefordert. Dr. G.

Die Landratsbeschlüsse vom November 1898.

a) Oberbayern: Es wurde die Errichtung eines Progymnasiums in Traunstein beschlossen. Auf Antrag der Stadt Traunstein, welche ein ordnungsgemäſses Gebäude herstellt und dafür die Unterhaltungskosten übernimmt, hatte die Kgl. Regierung im Einvernehmen mit dem Kgl. Staatsministerium die Errichtung befürwortet. Drei Lateinschulklassen sind bereits mit der Realschule verbunden. — Ferner beschloſs der Landrat, an die Regierung die Bitte zu richten, dieselbe möge veranlassen, daſs dem künftigen Landtag der Antrag vorgelegt werde, es seien die Erfordernisse des früheren Progymnasiums Rosenheim, nachdem diese Anstalt Vollgymnasium geworden sei, auf Zentralfonds zu übernehmen.

b) Pfalz: Dem im Vorjahre gestellten Antrag, die Progymnasien Frankenthal und Grünstadt nicht mehr als Kreis- sondern als Gemeindeanstalten zu betrachten, wurde vom Kgl. Staatsministerium mit Rücksicht auf die historischen Verhältnisse und auf die Frequenzverhältnisse der Anstalten im Landratsabschied keine Folge gegeben. Der Landrat nahm nun abermals eine Resolution auf Beseitigung dieses Zustandes an.

c) Mittelfranken: Entsprechend dem Gesuche der Rektoren der Progymnasien zu Dinkelsbühl, Neustadt a/A., Schwabach, Weiſsenburg a/S. und Windsheim wurde die erbetene Gleichstellung mit den Realschulrektoren bezüglich der Gehaltsverhältnisse, d. h. die Anrechnung der Dienstzeit vom Tage der Anstellung als Subrektoren, gewährt und die hiefür erforderliche Position von 3780 M. eingesetzt.

Die übrigen Landratsversammlungen haben nichts Neues ergeben.

Dr. G.

Einladung.

Der Unterzeichnete arbeitet z. Z. an einem Sammelwerke „Klassisches Altertum im Spiegel deutscher Dichtung" und möchte hiemit zur Einsendung von kurzen erzählenden Gedichten, welche Geschichts- oder Kulturbilder der römischen Republik zum Gegenstande haben und bei tadelloser Form auch einen wirklich poetischen Gehalt bekunden, geziemendst eingeladen haben.

Jedes Gedicht möge auf einem, bezw. mehreren gesonderten Quartblättern, deutlich geschrieben, eingesandt werden. Auf eine Rücksendung abgelehnter Gedichte muſs leider verzichtet werden.

München, am 20. Februar 1899.

Dr. Karl Zettel, K. Gymn.-Prof. a. D.,
Rumfordstr. 27/IV.

Personalnachrichten.

Ernannt: an Realanstalten: Georg Wimmer, Assistent a. d. Realschule Kaufbeuren zum Reallehrer in Freising (Real.).

Versetzt: an Realanstalten: Joh. Heinr. Müller, Reallehrer in Landsberg, nach Straubing; Franz Starflinger, Reallehrer in Freising, nach Landsberg, beide auf Ansuchen.

Assistenten: Andreas Wahler, Gymn.-Assistent in München (Maxg.) zur Aushilfe an das Progymn. Memmingen berufen.

In Ruhestand versetzt: an Realanstalten: Franz Schmitt, Reallehrer für neuere Sprachen, vormals in Aschaffenburg, auf ein weiteres Jahr; Jos. Liebl, Reallehrer in Straubing, auf ein Jahr.

Gestorben: an humanistischen Anstalten: Priester Georg Albert Schnell, Gymnasiallehrer in Passau; Franz Poschenrieder, Gymnprof. in Regensburg (A. Gymn.);

an Realanstalten: Alois Frösch, Reallehrer in Passau; Georg Kraus, Prof. f. Zeichnen an d. Realschule Weiden.

[illegible] alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 32/II. l. zu richten, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

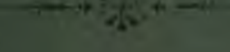
REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

V. & VI. HEFT.

MAI—JUNI.



MÜNCHEN, 1899.

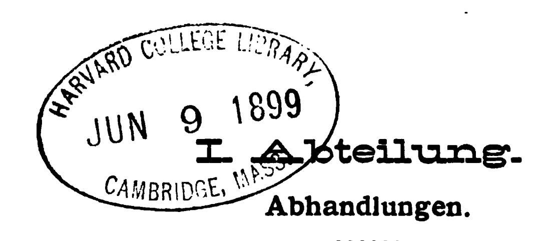
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.

(SCHOEPPING.)

Inhalt des V. & VI. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zu den Fragmenten der lateinischen Tragiker.

Wer hätte sich mit Plautus und Terentius eingehend beschäftigt und nicht zugleich den in den verschiedenen Schriften namentlich der lateinischen Grammatiker zerstreuten, von Ribbeck mit soviel Fleifs und Geschick gesammelten Fragmenten der scenischen Dichter seine Aufmerksamkeit zugewendet? Gibt es doch hier genug Rätsel zu lösen, genug Nüsse zu knacken! Mich selbst hat die handsame dritte Auflage der Tragikerfragmente Ribbecks (Leipz.-Teubner 1897) veranlafst, das Büchlein als Ferienlektüre mit in die Berge zu nehmen. Weil es zweckdienlich scheint, dafs zu einem schwierigen Werk die Bausteine von mehreren Seiten zusammengetragen werden, übergebe ich diese Bemerkungen der Öffentlichkeit.

Die rückhaltlose Anerkennung, die ich der Arbeit des grofsen Gelehrten zolle, schliefst die Erkenntnis der Mängel nicht aus, die ihm noch anhaften. Mehr als bisher geschehen, mufs auf die Eigenart der dramatischen Sprache Rücksicht genommen werden, die vielfach ihre besonderen Gesetze, darunter vor allem die Natürlichkeit der Wortstellung verlangt. Durch das Studium des Vergilius hatte sich Ribbeck in die Kunstsprache der epischen Dichtung eingelebt, und es gelang ihm nicht immer, diese von der anders gearteten dramatischen Ausdrucksweise fern zu halten. Wenn er z. B. in dem Fragment des Accius (Tereus 2) nach Luc. Müller in den Text setzt: 'Tereus indomito more atque animo barbaro Conspexit ut eam, e. q. s.' als Vordersatz für: ut eam conspexit (überliefert ist in eam c.), so ist diese Wortstellung bei Vergilius ohne Anstofs, in der Sprache der scenischen Dichtung aber unmöglich. Ferner ist in der metrischen Fassung der Fragmente noch manches zu bessern. Wer die Textgestaltung in den drei Ribbeckschen Ausgaben genau verfolgt hat, der weifs, welch grofser Fortschritt gerade in dieser Beziehung gemacht wurde. Aber doch ist noch manche veraltete Anschauung zu überwinden und sind die Gesetze der einzelnen Versarten genau zu erkennen und einzuhalten.

Bei den Stellen, die den Klassikern entnommen sind, ohne dafs Dichter oder Dichtung von diesen citiert wird und die unter der Rubrik 'Ex incertis incertorum fabulis' bei Ribbeck Aufnahme gefunden haben, ist die Frage, ob wir wirklich ein Dichterfragment vor uns haben, zuweilen schwer zu entscheiden und liegt die Gefahr der Täuschung nahe. Aus Cicero Tusc. disput. I, 5, 10: 'dic, quaeso,

num te illa terrent, triceps apud inferos Cerberus, Cocyti fremitus, trauectio Acherontis, mento summam aquam attingens, enectus siti Tantalus?' wurde von Ribbeck als fragm. inc. inc. 59 der Senar aufgenommen:

Mento summam amnem attingens, enectus siti.

Darin ist amnem nach Büchelers Vorschlag für das überlieferte aquam gesetzt; Lachmann, Ritschl, Luc. Müller hatten andere Messungen und Änderungen vorgeschlagen. Wenn wir uns fragen, was wohl so hervorragende Kritiker bestimmte, von dieser Aufzählung der Schrecknisse der Unterwelt die Schilderung der Qual des Tantalus formell abzusondern und als Vers zu fassen, wiewohl sie erst Änderungen oder ungewöhnliche Messung für nötig hielten, um einen Vers zustande zu bringen, so werden wir nicht irren, wenn wir annehmen. die Wahl des Wortes enectus war es, die dem Ausdruck die poetische Färbung zu geben schien. Nun gebraucht aber Livius ebenso fame enectus, wie hier siti enectus steht, und Cicero selbst sagt prouinciam enectam tradere, wo gewifs niemand an ein Dichtercitat denken wird. Wir werden daher die Stelle aus den Dichterfragmenten streichen und für Prosa erklären müssen, wie auch ihre ganze Umgebung Prosa ist. Zu beachten ist auch, dafs sowohl Nonius als Priscianus die Stelle als Worte des Cicero, nicht als die eines alten Dichters anführen.

Liv. Andron. Aegisth. frag. 4:

Nemo haéc uostrorum ruminetur mulieri.

So Ribbeck [1]). Wenn diese Lesart handschriftlich vorläge, könnte niemand daran denken sie zu ändern. So aber ist uoster statt uostrorum überliefert und nemo uoster wäre wohl kaum aus dem allgemein verständlichen nemo uostrorum oder, wie man auch schreiben wollte, uostrum durch Verschreibung entstanden. noster und uoster in der Bedeutung 'zu unserem, eurem Hause gehörig' ist ein Ausdruck der Volkssprache und, was sovielfach damit übereinstimmt, der Bühnensprache; vergl. Plaut. Mil. 432: certe equidem noster sum, 431: nos nostri an alieni simus, Ter. Andr. 765, ebenso die Wendung noster esto u. a. Daher ist nemo uoster 'niemand von euch, niemand von eurem Hause,' womit namentlich die Sklaven gemeint sein werden, nicht anzufechten. Der Vers ist am Anfang unvollständig, sei es mit iambischem oder trochäischem Rhythmus:.. némo haec uoster rúminetur múlieri.

id. 5:

Sollemnitusque † adeo ditali laudet lubens.

Ribbecks Vermutung, die er in der Anmerkung anführt, deo litat für adeo ditali, ist ein glücklicher Fund, der die Stelle zur Hälfte herstellt. Nur laudet ist noch zu emendieren. Es handelt

[1]) Auch bei den übrigen hier besprochenen Fragmenten ist unter der an die Spitze gestellten Lesart die von Ribbeck aufgenommene zu verstehen.

sich ohne Zweifel um das feierliche Opfer, das Agamemnon zum Dank für seine glückliche Rückkehr darbringt. Wenn wir uns erinnern, dafs Plaut. Trin. 821 der in die Heimat zurückgekehrte Charmides sagt: Neptuno laetus lubens laudes ago, so haben wir hier die Begriffe, die wir brauchen, nemlich: Sollemnitusque deo litat laetus lubens.

id. 8:

Quin quód parere <míhi> uos maiestás mea
Procat, toleratis temploque hanc deducitis?

Wahrscheinlicher als diese Versabteilung ist die von Bothe u. a. bevorzugte: Quin quód parere uós maiestas méa procat, weil so der Schlufs des Vordersatzes mit dem Schlufs des Verses zusammenfällt. Dann ist der Anfang des zweiten Verses mangelhaft, und da sich nicht erkennen läfst, was tolerare in solchem Zusammenhang bedeuten soll, wird die Verderbnis gerade in diesem Worte zu suchen sein. Ich vermute: Obtemperatis temploque hanc deducitis. Das Verbum obtemperare nimmt Bezug auf das vorhergehende parere und entspricht dem procat = postulat. Die Assonanz mit templo ist wie Ennius Medea 2: Contempla et templum Cereris ad laeuam aspice.

Liv. Andromeda 1:

Cónfluges ubí conuentu cámpum totum inúmigant.

Das iambisch gemessene ubi ist an dieser Stelle nicht zulässig. Auch aus anderem Grund empfiehlt es sich zu schreiben: Cónfluges ubi <úbi> c. c. t. i. vergl. Plaut. Bacch. 1087: quicunque ubi ubi sunt u. a.

Liv. Tereus 2:

Nimis pol inpudenter: seruis praestolaras?

Überliefert ist inprudenter und seruus, das heifst, in die Schreibweise des Livius Andronicus übertragen, seruos. Dieses seruos kann Accusativ sein und die Worte nimis pol inprudenter seruos praestolaras können heifsen: Es war sehr unklug von dir auf die Sklaven zu warten, z. B. mit dem gedachten Gegensatz: Du hättest warten sollen, bis er selbst aus dem Hause herauskam. Dazu kommt ein weiterer Grund. Die Konstruktion des Verbums praestolari mit Dativ ist in der Bühnensprache zweifelhaft. Plautus und Terentius verbinden es nur mit Accusativ, vergl. Cas. 578, Epid. 221, Most. 1066, Poen. 1173, Truc. 336, Eunuch. 975. (Com. frag. Turpil. Paedium 2: Ego praestolabo illi oscitans wäre illi Adverbium, wenn diese Konjektur Bothes anzunehmen wäre.)

id. 4:

credito,
Cum illoc olli mea uoluntate numquam limauit caput.

Dafs das altertümliche ollus und die jüngere Form illic un-

mittelbar neben einander stehen können, ist ganz unglaublich. Wer aus dem überlieferten illos olim (und illos solim und illos soli) eine dem Sinn genügende Lesart herstellen will, dem bietet sich zunächst cum illo sola oder auch solo dar. Aber es fragt sich, ob nicht in cum illos olim mit anderer Wortteilung cum illo solim steckt und hier eine sonst nicht vorkommende Adverbialform von solus erhalten ist. Die Analogie mit dem von olus, ollus abgeleiteten olim sowie die Vorliebe der alten Sprache für Adverbialbildungen auf im sprechen dafür, diese Möglichkeit offen zu halten.

Liv. incert. fab. 2:

.. sed qui sunt hí qui ascendunt áltum ocrim?

Ich erwähne diesen Vers nur wegen Ribbecks Bemerkung: 'senarium sic expleas: Sed qui sunt hice quis ascendunt altum ocrim?' Dafs hice vor einem konsonantisch anlautenden Wort nicht stehen kann, ist längst nachgewiesen; ebensowenig darf man die Einführung der Nominativform quis durch Konjektur wagen. Entweder ist der Vers in obiger Form am Anfang unvollständig oder es fehlt das Ende: Sed quí sunt hi qui ascéndunt altum ocr(im) — ⏑ —, wenn die Endsilbe von ocrim in die Elision fiel und ein vokalisch anlautendes Wort, beispielsweise aduenae, folgte.

Naevius Danae 4:

Eam núnc esse inuéntam probrís compotém scis.

mit bacchischem Rhythmus. Dafs dieser mit Recht angenommen ist, bezweifle ich wegen der Synizese e͡am. Denn der bacchische Rhythmus ist durchaus jeder Synizese in der Verssenkung abgeneigt. Ein mit eam nunc beginnender bacchischer Vers wäre sicher vom Dichter ĕám nunc gemessen worden, wie Plaut. Amph. 179: Eúm nunc potíuit patér seruitútis. Ohne esse würde der Vers allerdings bacchisch klingen. Aber man kann entweder durch die Umstellung scis compotem einen iambischen Senar bilden oder ohne Änderung zwei trochäische Versteile messen, deren zweiter Cómpotem scis ist. Wahrscheinlich ist mir auch, dafs es statt probris ursprünglich probri hiefs. Denn es kann nur von einem Fehltritt die Rede sein, und probrum, das Plautus öfter im Sinne von stuprum gebraucht, findet sich so immer im Singular. Compos mit dem Ablativ verbunden steht zwar bei Accius Clytem. 6: magnis compotem et multis malis, aber das Gewöhnliche ist der Genetiv, so immer bei Plautus, der compos culpae, laudis, miseriarum u. a. hat.

id. 5:

.. auri rúbeo fonte lauere <me> memini manum.

Für unzweifelhafte Verbesserungen halte ich die Einschaltung des me vor memini und Büchelers rubeo für das überlieferte iubeo.

Danae spricht von dem goldenen Regen. Am Anfang des Verses ist animi statt auri überliefert, nemlich Neuius Dane animi. Dies ist wahrscheinlich nichts anderes als Neuius Danae nimi, wie auch im zweiten Fragment der Danae im codex Bamb. Danea statt Danae geschrieben ist. Wir haben dann den iambischen Senar: Nimis rúbeo fonte láuere me meminí manum. Man könnte selbst die Form nimi mit abgestossenem s beibehalten.

id. 10:

.. manubias súppetat pro mé ..

pro me gibt keinen Sinn. Man hat passend prome vermutet. Dazu stimmt das Vorhergehende, wenn suppedita geschrieben wird: gib sie her, hole sie! Trochäische Messung: Mánubias suppédita prome..

Naev. Equos Troi. 1:

Numquam hódie effugies quin mea moriaris manu.

Es liegt kein Grund vor, weshalb die handschriftliche Lesart manu moriare verlassen werden sollte, die zwei iambische Versteile ergibt: .. numquam hódie effugies quín mea Manú moriare .. Ich nehme an, dafs Ribbecks Bemerkung, man könne auch mit der Überlieferung die zwei Versteile n. h. e. q. mea manu | Moriáre messen, Druckfehler ist und er das nemliche meinte; denn in der von ihm angegebenen Abteilung ist der erste Versteil fehlerhaft.

Naev. Iphig. 1:

Pásso uelo uícinum, Aquilo, ⟨Oréstem⟩ in portum fér foras.

Es handelt sich um die Fahrt von Tauris nach Griechenland. Wie soll da uicinum portum passen? Weit eher das Gegenteil, der ferne Hafen. Auffallend ist auch, dafs neben foras noch in portum, neben dem Ausgang noch das Endziel steht. Entweder foras ferre allein oder in portum ferre allein, aber nicht beides zugleich! An diese Worte werden wir daher den Hebel ansetzen müssen. Der zweite Teil ist überliefert: aquilone hortum fer foras, woraus mit Benutzung des Schlufsvokals von aquilone das hier entsprechende aquilo, e portu fer foras gewonnen wird. Es fehlt noch das Objekt. Was liegt näher, wenn passo uelo vorhergeht, als das Schiff? Von der handschriftlichen Lesart passo uel hoc uicinum werden wir die Buchstaben inum oder num zur Herstellung von nauem verwenden und das Übrige für passo uelo hinc. So erhalten wir den Senar: Passó uelo hinc nauem, áquilo, e portu fér foras. Wie ich sehe, hat schon Havet uelo hinc und e portu vorgeschlagen, blieb aber auf halbem Wege stehen und ergänzte: Passo velo hinc i nunc, aquilo, ⟨Orestem⟩ e portu fer foras.



Naev. Lycurg. 3:

Liberi <sunt>: quaque incedunt omnis aruas opterunt.

Die Worte des Nonius sind: arua.. feminino Neuius Lycurgo lib. II quaque incedunt e. q. s. In lib. II glaubte man einen Kasus des Namens Liber finden zu müssen (vgl. Accius Stas. 1), doch ist die Verwendung des Wortes im Satze nicht klar. Bei Nonius sind vielfach Citate in einander geschoben oder Namen eines Schriftstellers oder Werkes am ungehörigen Orte. So steht Pacuv. Teuc. frag. 21, bei Nonius p. 121, 15: Pacuuius Erotopaegnion lib. II, wo Mercier Laeuius für Pacuuius vermutete und Ribbeck bemerkt: 'sed fortasse alter Pacuvii locus ante Laevii nomen excidit.' Ebenso Accius Alphesiboea frag. 6 bei Nonius: dedicare est dicare. M. Tullius Accius in Alfesiboea. Ferner Accius Epinausimache frag. 15: 'idem Epinausimace eos mortalis foenis lib. X miseror e. q. s. Ich möchte daher annehmen, dafs die Worte lib. II des obigen Citates entweder Reste einer anderen Belegstelle sind oder durch irgendwelchen Zufall an diese unrichtige Stelle gelangten, so dafs als Worte des Naevius nur zu betrachten sind: quaque incedunt aruas opterunt. Mit Angabe des Buches (lib...) citiert Nonius die Stellen sehr häufig, sowohl aus Schriftstellern der Prosa als aus epischen Dichtern; z. B. p. 472 stehen 7 Citate mit Angabe des liber.

id. 5, 3:

Ingénio arbusta ubi nata sunt, non obsita.

Das überlieferte obsitu ist sicher zu halten. Wie satus aufser dem konkreten Begriff Saat auch die Handlung des Säens bedeutet. z. B a satu = a serendo, ebenso kann das Kompositum obsitu diese Bedeutung haben, wenn es auch zufällig sonst nicht vorkommt. Aus demselben Dichter kann man vergleichen Lycurg. 15: inflexu flectitur. Das Substantiv obsitu ist darum besonders passend, weil der Gegensatz ingenio ebenfalls durch ein Substantiv gegeben ist.

id. 12:

Né ille mei feri ingeni <iram> atque animi acrem acrimoniam.

Die Einschaltung iram kann wegfallen, wenn man animi acris acrimoniam schreibt. Leicht konnte aus Versehen des Schreibenden der Kasus des Adjektivs dem des folgenden Substantivs angeschlossen werden. Der Satz hat Subjekt und Objekt, aber kein Verbum. Nonius, dem das Citat entnommen ist, pflegt soviel als möglich in der Art zu citieren, dafs der ganze Gedanke klar ist. Das Verbum kann in feri liegen, nemlich fert. Wahrscheinlich spricht so der Vater von dem Charakter seines Sohnes: Né ille mei fert íngeni atque animi ácris acrimóniam.

id. 17:

> Nám<que> ludere út laetantis inter se<se> uidimus
> Própter amnem, aquam creterris sumere ex fonte . .

Wir müssen von der überlieferten Wortstellung ausgehen: nam ut ludere und creterris sumere aquam. Diese fügt sich weder trochäischem noch iambischem, wohl aber, wie schon Bücheler erkannte, anapästischem Rhythmus. Die Frage kann nur sein, wie die Dimeter abzuteilen sind. Allitterationen haben am liebsten ihre Stelle am Versschlufs, darum fassen wir als ersten Vers ◡ ◡ — nam ut ludere laétantis. Von selbst ergibt sich auch der letzte Vers: cretérris sumere aquam éx fonte. Im zweiten ist praeter amnem (so ist überliefert) verderbt, wie sowohl das Versmafs als der Sinn zeigt. Es befremdet, dafs Flufs und Quelle neben einander genannt sind. Wir erhalten dadurch gewissermafsen einen doppelten Schauplatz, während wir uns die Mädchen doch nur entweder an einer Quelle oder an einen Flufs denken werden. Ich vermute:

> . . nam ut ludere laétantis
> intér se uidimus pér terram et
> cretérris sumere aquam éx fonte.

Die Mädchen sitzen auf der Erde um die Quelle, scherzen mit einander und schöpfen Wasser mit den Krügen. et am Schlufs des anap. Dimeters ist wie Accius Epigon. 4: uadére cerno et | Nobís oder Acc. Asty. 10 itera in | Quibus pártibus, Varius Ruf. inc. 1, 4: canor in | Vestígia. Übrigens hindert nichts Vers 2 u. 3 als Tetrameter zusammenzunehmen; denn dafs die Tragödie den anapästischen Rhythmus nur in Form von Dimetern zugelassen habe, ist eine unbewiesene Hypothese.

id. 19:

> <Síc> sine ferro pecua manibus <sueta> ut ad mortem meant.

Ribbeck spricht sich nicht darüber aus, wie er diese schwer verständlichen Worte gefafst wissen will. Luc. Müller bemerkt zu Non. 159,7: 'sunt autem verba satellitis mirantis Bacchi eiusque comitum nulla vi temptata se tradentium regis militibus patientiam vel ignaviam.' Dagegen sind jedoch manche Einwände zu erheben. Bacchus und seine Begleiter gehen nicht zum Tode, sie lassen sich nur ruhig und ohne Widerstand vor den Fürsten des Landes führen. Was dabei manibus heifst, ist unklar. Aufserdem enthält seine Lesart: Sine ferro manibus, pecua ut, ad mortem meant die in der epischen Poesie erlaubte, in der Bühnensprache aber unzulässige Wortstellung pecua ut für ut pecua. Ich beziehe die Worte auf einen Überfall, den die Bacchantinen auf eine Rinderherde machen, wobei sie in ihrer Raserei die Tiere ohne Schwerter mit blofsen Händen töten. Ad mortem meant ist dichterischer Ausdruck für occiduntur und ut heifst 'wie' beim Ausruf: Sine férro pecua mánibus ut ăd mortém meant! 'Wie werden da die Rinder von ihnen ohne Schwert

mit bloſsen Händen getötet!' Das Original der Stelle ist jedenfalls Eurip. Bacch. 734 sq., wo der Bote ausführlich diesen Angriff der Bacchantinen auf die Rinder erzählt:

> ἡμεῖς μὲν οὖν φεύγοντες ἐξηλύξαμεν
> Βακχῶν σπαραγμόν, αἱ δὲ νεμομέναις χλόην
> μόσχοις ἐπῆλθον χειρὸς ἀσιδήρου μέτα.
> καὶ τὴν μὲν ἂν προσεῖδες εὔθηλον πόριν
> μυκωμένην ἔχουσαν ἐν χεροῖν βίᾳ,
> ἄλλαι δὲ δαμάλας διεφόρουν σπαράγμασιν κ. τ. λ.

Zu der Kürzung út ăd mortem, die nicht durch Umstellung zu beseitigen ist, vergl. die in meiner Ausgabe der Andria Einleit. XXIX aufgeführten Beispiele ét ad rem — quód ad te — út ex illius u. a.

id. 21:

> Proinde húc Dryante regem prognatum patre
> Lycúrgum cette!

Statt proinde huc ist proin dus überliefert, was aus proin diis d. h. dis verderbt scheint. Wie sonst zu cedo cette öfter mihi gesetzt wird, so hier dis: Liefert den Lycurgus den Göttern aus', damit er nemlich für sein Vergehen an Bacchus bestraft werde.

Ennius Achill. 5:

> .. nam consiliis obuarant quibus
> iam <iám> concedit Hector corde <callido>.

Der Relativsatz ist überliefert: quibus tam concedit hic ordo. Bei Plautus Aulul. 232 wird ordo von den pauperes gegenüber den divites, Cist. 23 von den meretrices gegenüber den summates matronae gebraucht. So kann auch hier ein bestimmter Stand gemeint sein, z. B. die Fürsten gegenüber den Niedrigen. Mit hic ordo bezeichnet der Sprechende wahrscheinlich den Stand, dem er selbst angehört, wie Plaut. Cist. 23 mit hunc ordinem, womit 34 nostro ordini abwechselt. Ist an den Worten nichts verderbt als tam aus iam, so haben wir zwei katalektische anapästische Dimeter:

> Nam cónsiliis obuárant,
> Quibus iám concedit hic órdo.

Ennius Alcumeo 3,2:

> 'Incedunt incedunt: adsunt <adsunt>, me<med> expetunt.

Die Schilderung bezieht sich auf das Herannahen der Furien. Wenn nach dem doppelten incedunt auch adsunt und ebenso das Pronomen doppelt gesetzt wird, so beruht die rhetorische Wirkung der Stelle auf dem vollständigen Gleichklang der Worte und bringt me med eine Störung, die der Verskünstler Ennius wohl nicht zugelassen hätte. Die Stelle bedarf keiner Änderung, das Versmaſs ist anapästisch; ob Dimeter oder Tetrameter ist gleichgültig:

Incédunt, incedúnt, adsunt,
Me expétunt . .

Die Kürzung der Schlufssilbe von expétŭnt ist im anapästischen Rhythmus zulässig.

id. 3, 3:

Fér mi auxilium, péstem abige a me, flámmiferam hanc uim quaé me excruciat.
Caérulea incinctae ángui incedunt, círcumstant cum ardénti-bus taedis.

So Ribbeck als trochäische Oktonare, doch mit der Bemerkung: 'possunt etiam anapaesti videri'. Es sind unzweifelhafte Anapäste und Ribbeck hätte solche troch. Oktonare, nemlich trochäische Verse ohne Trochäen und mit fehlerhaften daktylischen Wörtern und Wortenden wie ardēntĭbŭs taedis in seine dritte Auflage der Tragikerfragmente nicht mehr aufnehmen sollen. Ich habe die Frage in meinen Reformvorschlägen zur Metrik der lyrischen Versarten bei Plautus etc. (Berlin Weidmann 1882) S. 153 ff. ausführlich behandelt. Die Sache ist so einfach, dafs ich sie hier mit wenigen Worten wiederholen kann. In keiner Versart ist es auf den Bau und die metrischen Gesetze von Einflufs, ob der Vers katalektisch oder akatalektisch ist. Der troch. Oktonar oder akatalektische Tetrameter verhält sich zu dem troch. Septenar oder katalektischen Tetrameter ebenso wie sich der iambische Oktonar oder akatal. Tetrameter zum iamb. Septenar oder katal. Tetrameter verhält. Da es ausgemacht ist, dafs daktylische Wortformen wie ardéntibus im katal. troch. Tetrameter sogut wie im katal. und akatalekt. iambischen Tetrameter fehlerhaft sind, müssen sie es auch im akatal. troch. Tetrameter sein. Warum dies im troch. Rhythmus anders sein sollte, dafür läfst sich überhaupt gar kein Grund denken. Nehmen wir z B. an, dafs der Dichter in dem Vers trag. frag. inc. inc. 38,2: Pér speluncas sáxis structas ásperis pendéntibus am Schlufs que hinzugesetzt und so den Septenar zum Oktonar gemacht hätte, wer in aller Welt sollte glauben, dafs er sich dadurch das Recht erkauft hätte, verpönte daktylische Wortformen einzuschmuggeln sowie sämtliche Trochäen aus dem trochäischen Rhythmus verschwinden zu lassen und durch lauter Spondeen und Daktylen zu ersetzen? Wir haben glücklicherweise eine genügende Anzahl sicherer troch. Oktonare, teils vereinzelnt den Septenaren beigefügt, teils in umfangreicheren zusammenhängenden Systemen (etwa 240), aus denen man diese theoretisch sich ergebenden Gesetze auch praktisch nachweisen kann. — Obige Verse sind somit Anapäste (Dimeter oder Tetrameter) und haben denselben Rhythmus wie die unmittelbar vorher besprochene Stelle Incédunt incedúnt e. q. s., mit der sie wohl ein und derselben Scene angehören.

Enn. Cresphontes 7:

† o pie eam secum áduocant,
. . eunt ad fóntem, nitidant córpora.

Im ersten Vers hat das erforderliche secum adducunt für s. aduocant Luc. Müller gefunden; in o pie eam liegt ohne Zweifel optime eccam; vergl. Ter. Heaut. 757: Syrum optume eccum! Hec. 246: Eccum Phidippum optume uideo u. a. Um vollständige troch. Septenare zu erhalten, werden wir uns nicht bedenken die zwei letzten Worte nitidant corpora in corpora nitidant umzustellen, da sich bei Nonius gerade am Schlufs eines Citates öfter vertauschte Wortstellung findet. Somit:

Óptume eccam sécum adducunt. eúnt ad fontem, córpora
Nítidant.

Enn. Eumenid. 1:

<Ita>, sápere opino esse optumum ut pro uiribus
Tacére ac fabulari tute noueris.

Die Versanfänge, die so von Ribbeck nach Bothe vertauscht sind, lauten handschriftlich im ersten Vers tacere opino, im zweiten sapere atque fabulari. Bothes Vorschlag ist auf den ersten Blick sehr bestechend, aber doch unhaltbar, schon wegen des Pronomens tute. Dieses Pronomen wird nur im Gegensatz zu anderen Personen gesetzt; überall bedeutet es: du selbst und nicht ein anderer. Wenn wir aber die Lebensregel haben, dafs wir zu rechter Zeit reden und zu rechter Zeit schweigen sollen, so bleibt, abgesehen davon, dafs der wichtige Begriff 'zu rechter Zeit' nicht ausgedrückt ist, tute unverständlich. Zu tacere pafst es gar nicht; denn ein anderer kann nicht für uns schweigen. Und was soll heifsen: tacere pro viribus? Wir müssen, glaube ich, die handschriftliche Lesart zurückführen und nur im ersten Vers tacere in id agere ändern:

Id ágere opino esse optumum ut pro uiribus
Sapere átque fabulari tute noueris.

Der Gedanke wird sein: Ist es auch gut, wenn ein gewandter Verteidiger unsere Sache führt, so ist doch der am besten daran, der selbst für sich verständig zu sprechen weifs. Dies kann sehr wohl mit der Verteidigung des Orestes vor Gericht in Beziehung gestanden sein.

id. 4:

Dicó uicisse Orestem: uos facessite!

Es ist die Freisprechung des Orestes durch den Gerichtshof. Den

¹) Verschieden ist selbstverständlich die Beschaffenheit der Verssenkung des 7. Fufses, die im troch. Septenar eine reine Kürze sein mufs, weil sie vor der Schlufshebung steht, während beim Oktonar, wo noch zwei Silben folgen, die Kürze nicht mehr obligat ist, ganz entsprechend dem iambischen Oktonar und Septenar.

Eumeniden wird zugerufen: uos ab hoc facessite! So ist überliefert. Dieses ab hoc ist bedeutungsvoll. Sie sollen sich nicht nur vom Gericht entfernen, sondern für immer von Orestes weichen, den sie bisher Schritt für Schritt verfolgt hatten. Ungern würde man ab hoc vermissen, und dafs es durch Zufall oder Absicht in den Text gekommen sei, hat keine Wahrscheinlichkeit. Ich schlage daher vor:

Iúdico uicísse Orestem: uós ab hoc facéssite!

Da es sich um einen Urteilsspruch handelt, ist auch iudico geeigneter als das einfache dico.

Enn. Hect. lytra 2:

Hectór ui summa armatos educit foras
Castrísque castra Troiani inferre occupant.

So R. nach Havet im 2. Vers für das überlieferte ultro iam ferre occupat. Die handschriftliche Lesart behält das den Satz beginnende Subjekt Hector bei (occupat) und dies erwartet man. Die Einführung eines neuen Subjekts Troiani schwächt nur die Kraft der Rede. Noch mehr Bedenken erregt die Wendung castra castris inferre, die weder nachweisbar noch richtig gebildet ist. Man sagt wohl signa, arma, bellum hosti inferre, weil die Waffen, der Krieg in die feindlichen Schlachtreihen selbst hineingetragen werden, aber das Lager bleibt beim Kampf ruhig stehen, das eigene Lager in das Lager des Feindes hineinzutragen ist widersinnig. Daher werden wir iam ferre nicht in inferre, sondern in das schon von anderen vorgeschlagene conferre ändern müssen; in ultro ist contra zu vermuten, das die Allitteration passend verstärkt: Castrisque castra contra conferre occupat.

id. 3:

át ego, omnipotens <Iuppiter>,
Te expósco, ut hoc consilium Achiuis auxili
Fuát.

Störend ist, dafs das unbedeutende fuat einen neuen Vers beginnt und nicht den vorhergehenden Vers, zu dem es dem Sinn nach gehört, abschliefst. Vielleicht ist statt ein Wort einzusetzen vielmehr te exposco aufserhalb des Verses zu stellen, so dafs die dem at ego entgegengesetzte Person vorher eine Bitte an Juppiter gerichtet und die Worte te exposco gebraucht hatte, und Nonius nur, um die Satzkonstruktion verständlich zu machen, hier das im Original hinzuzudenkende te exposco beisetzte. Dann lautete der Vers: Át ego, omnipotens, út hŏc consilium Achíuis auxilió fuat.

id. 13:

Ducít quadrupedum biiugam <uim>, inuitam domat,
Euálida quorum infrenast nimis tenacia.

Mit engerem Anschlufs an das handschriftlich vorliegende ducet

quadrupedum iugo inuitam doma läſst sich im ersten Vers vermuten: Duce et quadrupedum uim iugo inuitam doma 'Übernimm die Führung und . .' In der Überlieferung des zweiten Verses herrscht gröſsere Verwirrung: infrena et iuge ualida quorum tenacia infrenari minis. Man kann vermuten: Et frena quorum ualida nimis tenaciast oder, wenn vielleicht infrena et iuge ualida (infrenate iugo ualido) einem anderen Citate angehörte, dann nur mit Benutzung der zweiten Vershälfte: Quorum tenacia infrenari uix potis.

id. 14:

.. per uos ét uostrum inperium et fidem
⟨Meí⟩ Myrmidonum uigiles, commiserescite!

An der Verbindung per uos hat niemand Anstoſs genommen. Vergleicht man aber die stereotypen Wendungen Ter. Andr. 538: per te deos oro, 289: Quod hanc per ego te dexteram et genium tuom Per tuam fidem perque huius solitudinem Te obtestor, Plaut. Rud. 627: per ego te haec genua obtestor und viele andere ähnliche Stellen des Lateinischen und Griechischen, so erkennt man, daſs uos das Objekt zu dem ausgelassenen oro, obtestor u. dgl. ist und mit per vielmehr uostrum imperium et fidem verbunden werden muſs. Daher muſs et getilgt werden: .. per uós uostrum imperium ét fidem. Ob das Verbum oro dabeisteht oder fehlt, hat auf die Konstruktion keinen Einfluſs. Der zweite Vers muſs irgendwie ergänzt werden. Neben anderem kann man vermuten: Myrmidonum uigiles, ⟨oro⟩, commiserescite. Übrigens bleibt nicht ausgeschlossen, daſs der Dichter Myrmidōnum maſs, da die alte Poesie groſse Vorliebe hat, griechische Eigennamen nach dem Muster lateinischer Wörter mit gleichen Endungen zu messen, Myrmidōnum nach leonum, praedonum, wie Hectoris, Castoris (nach oratoris) u. a. Für diesen Fall könnte ⟨O⟩ Mýrmidonum ergänzt werden.

Ennius Hecuba 7:

Vide húnc, meae in quem lacrumae guttatim cadunt.

Von der Überlieferung uide hinc meae in quam deutet das Feminin quam darauf hin, daſs sich das Relativ auf ein Substantiv bezieht, das Feminin ist. Auffallend ist ferner die Stellung des Pronomens meae vor dem Relativ, die nur bei besonderer Betonung gerechtfertigt wäre. Es kann ursprünglich gelautet haben: Vide hanc manum in quam lacrumae guttatim cadunt.

Enn. Iphig 6,1:

Égo proiector quod tu peccas: tu delinquis, ego árguor.

Die Messung delīnquĭs ĕgo ārguor ist für alle Fälle ausgeschlossen. Denn von zwei Kürzen in der Verssenkung des trochäischen und iambischen Rhythmus kann die erste nicht als Schluſssilbe einem zwei oder mehrsilbigen Worte angehören. Wohl aber kann die

die Frage sein, ob der Dichter nicht tú delinquas, égo ărguor gemessen hat, wofür sich bei Plautus Beispiele finden. Das überlieferte delinquas müfste dann jedenfalls beibehalten werden, denn es folgen weitere Konjunktive: Pro malefactis Helena redeat, uirgo pereat innocens! Tua reconcilietur uxor, mea necetur filia! Alle diese Verba sind nicht als Frage zu fassen, sondern als höhnende Aufforderung. Leichter wird der Bau des ersten Verses, wenn wir tu delinque, ego arguor schreiben: 'Du begehe nur immer Fehler, ich werde dafür verantwortlich gemacht,' statt: Wenn du eine Schuld begehst, mufs ich immer die Verantwortung tragen.

Enn. Medea exul 14,3:

Ínspice hoc facinús, prius quam fiat: prohibessis scelus!

In den zwei vorhergehenden Versen werden Juppiter und Sol angerufen, die das Verbrechen der Medea, ehe es geschieht, verhindern sollen. Passender ist es daher, wenn die stärkere Interpunktion nach facinus eintritt und dann zusammengenommen wird prius quam fiat, prohibessis scelus. Ungewöhnlich ist die Messung prĭūsquam. Will man das regelmäfsige prĭŭsquam herstellen, so kann man haec facinora schreiben. Vielleicht hat die unrichtige Verbindung des Satzteils mit dem folgenden priusquam fit (so überliefert) den Übergang des Singulars in den Plural veranlafst, wie z. B. frag. 1,2 die unrichtige Auffassung des Singulars trabes als Pluralform in vielen Handschriften die Änderung caesae accedissent aus caesa accedisset zur Folge hatte. Auch kann es Inspicias oder Inspice istuc geheifsen haben.

Enn. Phoenix 2:

Séd uirum uera uirtute uiuere animatum addecet
Fórtiterque innoxium orare aduersum aduersarios.

Das überlieferte uocare (u. uacare) möchte ich lieber mit Anlehnung an Bentleys stare in obstare ändern.

id. 4:

.. <nec> tú metuisti credere? —
Tuque éxercere linguam ut argutarier
Possés?

Die überlieferte Lesart tum tu isti crede (und credere) atque exerce (und excercere) können wir vollständig beibehalten, wenn wir trochäisch messen: Túm tu isti crede átque exerce línguam ut argutárier Póssis. Es ist eine Belehrung, wie sich jemand in einer bevorstehenden wichtigen Unterredung zu verhalten hat. „Wenn er so spricht, so glaube ihm nur, d. h. stelle dich, als ob du ihm glaubtest, und bemühe dich in gewandter Rede mit ihm zu disputieren.“ Tum mufs sich auf das Vorhergehende beziehen; z. B. kann ein Gedanke vorhergegangen sein wie Pacuv. Dulorest. 11: Siquis hac me oratione incilet, quid respondeam?

id. 7:

'Ut quod factum est futtile, animi uos feratis fortiter.

Indem Bücheler a me (zum Relativsatz gehörig) für das überlieferte amici vorschlug, erkannte er, dafs man zu der Person uos feratis einen Gegensatz braucht. Passender noch scheint mir a dis.

Enn. Telamo 7:

Deúm me sentit facere pietas, ciuium porcet pudor.

Für das unhaltbare sentit wurden verschiedene Vermutungen vorgebracht, sinit id, sancit, renuit, retinet, incendit. Ich meine, näher liegt das Verbum suadet, das auch Ter. Hec. 481 mit leblosem Subjekt verbunden ist und zwar wie hier mit pietas: Nunc me pietas matris potius commodum suadet sequi.

Enn. Telephus 3:

Caédem caueo ⟨hoc⟩ cum uestitu, squalida saeptus stola.

Überliefert: cedo et caueo cum uestitu, Plautus gebraucht öfter cedere für incedere einhergehen. Dies kann es auch hier heifsen und das zu uestitu erforderliche Adjektiv in et caueo liegen; vermutlich: Cedo lacero cum uestitu.

Enn. incert. 26:

Néque tuum umquam in gremium extollas liberorum ex te genus.

Die Handschriften: neque tu umquam. Daher läfst sich auch an neque tu numquam denken.

Pacuv. Antiopa 4, 5:

Quod cóniectura sapiens aegre contuit.

Ich halte es für sehr gewagt, für das handschriftliche contulit die nirgends bezeugte aktive Form contuit durch Konjektur herzustellen. Dem Sprachgebrauch entspricht concipit.

Pac. Armor. iud. 8:

Próloqui non paenitebunt liberi ⟨in⟩grato ex loco.

Ich nehme an, dafs G. Hermann von der handschriftlichen Lesart prologo nunc paenitebunt libunt liberi grato ex loco den Anfang durch proloqui non richtig gebessert hat. libunt ist durch Versehen des Abschreibers entstanden, der nachdem er li, den Anfang von liberi, geschrieben hatte, auf bunt, die Schlufssilbe von paenitebunt zurückkam, dann aber richtig liberi weiter schrieb. Für verfehlt dagegen halte ich die Änderung ingrato für grato. Luc. Müller, der auch ingrato annimmt, bezieht die Stelle auf die Entscheidung der Troischen Gefangenen über die Thaten des Aias und Odysseus nach Hom. Odyss. XI. 547 f. Ich glaube,

wir müssen zu einer ganz anderen Erklärung greifen. Der Vers gibt uns die interessante Nachricht, dafs in diesem Stück des Pacuvius gegen die bestehende Sitte Freigeborene als Schauspieler auftraten. Diese werden es sich nicht verdriefsen lassen, sagt der Dichter, vor dem Publikum aufzutreten (proloqui offen sprechen, gleich agere), weil die Bühne locus populo gratus ist. Da in dem Armorum iudicium die edelsten griechischen Helden auftraten, ist erklärlich, dafs es Freigeborene nicht unter ihrer Würde hielten, deren Rollen zu übernehmen. Der Satz hat jedenfalls im Prolog gestanden und da Prologe in Senaren abgefafst zu werden pflegten, wird abzuteilen sein:

proloqui
Non paenitebunt liberi grato ex loco.

id. 16:

.. pro império agendum est. — Quis uetat,
Quí ne attollat?

Die Handschriften: quisne attollat. Mit Tilgung des ersten Buchstaben gibt dies uisne attollat? Das vorhergehende quis uetat? ist selbständige Frage. Objekt zu attollat, das Nonius durch adferre erklärt, ist arma Achillis, Subjekt die Person, der dies zusteht, wohl ein praeco, so dafs es nicht nötig scheint attollam zu schreiben. Nimmt man Büchelers attolat an, so entsteht ein Senar: Pro imperio agendumst. — Quis uetat? uisne attolat? Ohne dieses sind es zwei Teile trochäischer Septenare: . . pro império agendumst. Quís uetat? | Vísne attollat?

Pac. Atalant. 8:

Hís sollicita, studio obstupida, suspensa animo ciuitas.

his Ribbeck für hil der Handschriften. In dem hier passenden Sinn wird auch hinc gerne gebraucht.

id. 11:

Quid istúc est? uultum cáligat quae tristitas?

uultum caligat quae tristitas? ist eine in der Bühnensprache unzulässige Wortstellung. Man müfste stellen: quae caligat u. tr. Aber es ist wohl (teilweise nach Scaliger) zu schreiben: Quid istuc est uultum caligans? quae tristitas?

id 23:

Omnés qui tam quam nos <seuero> seruiunt
Sub régno, callent dominum imperia metuere.

Im ersten Vers kann man auch vermuten: Omnes qui seruitutem quam nos seruiunt, eine bei Plautus oft vorkommende Wendung.

Pac. Chrys. 3:

> Átque, ut promeruit, pater mihi patriam populauit meam.

popularе erklärt Nonius durch populi amorem conciliare. Der Sinn des Verses scheint zu sein: Er hat mir die Bürger meines Vaterlandes geneigt gemacht, wie dies mein Vater durch seine gute Regierung verdient hat, dafs nemlich seinen Nachkommen die Herrschaft erhalten bleibe. Darum wird zu interpungieren sein: Atque ut promeruit pater, mihi p. p. m.

id. 9:

> .. incipio sáxum temptans scandere
> Vórticem, e summisque in omnis partes prospectum aucupo.

Aus der handschriftlichen Lesart: uorticem in summis dein hominis ergibt sich am leichtesten Vorticem in summum, inde in omnis.

id. 18:

> .. fúgimus, qui arte hac uescimur.

Das störende qui läfst sich halten, wenn man die Rede unter zwei Personen verteilt: fugimus. — Qui? — Arte hac uescimur. 'Da fliehen wir.' — 'Wie?' frägt der andere erstaunt. 'Es war nur eine List, die wir gebrauchten.'

Pac. Dulorest. 3:

> Respónsa explanat: mandat ne matri fuat
> Cognoscendi umquam aut contuendi copia.

Statt matri hiefs es vermutlich matrem.

id. 7:

> .. primum hóc abs te oro, minus inexorabilem
> Fáxis. — Ni turpassis uanitudine aetatem tuam,
> Oro: minime flectas fandi me prolixitudine.

Prüft man die drei Verse nach dem Fortgang des Dialogs, so fällt sofort auf, dafs nachdem die erste Person abs te oro gesagt hat, die zweite, ohne auf diese Redeform Rücksicht zu nehmen, wieder oro sagt. Bei Gebrauch desselben Wortes hätte die dramatische Sprache jedenfalls at ego te oro oder etwas ähnliches verlangt. So stehen sich die beiden Sätze fremd gegenüber, und sie sind es auch thatsächlich, da Nonius Vers 1 und 2 zusammen als Beleg für uanitudo citiert, Vers 3 aber an anderer Stelle zu prolixitudo. Lachmann hat die beiden Citate irrigerweise verbunden. Beim ersten Citat halte ich für wahrscheinlich, dafs Satz und Vers mit primum beginnt, sei es, dafs der Vers ein einleitender Senar ist: Primum hoc abs te oro, ne te inexorabilem (ne te habe ich für das überlieferte nimis gesetzt) und diesem ein troch. Septenar folgt: Fáxis,

ne turpassis uanitudine aetatem tuam (dieses ne bedeutet: damit nicht), oder dafs gleiche Versart hergestellt wird. Luc. Müller bildet Senare, in dem er Turpassis als Anfang eines dritten Verses herausnimmt, Ribbeck ergänzt den ersten Vers zu einem Septenar, dessen Ergänzung besser in der Form Prímum hoc abs ted oro, ne tuum animum inexorabilem benutzt werden könnte. — Der Vers des anderen Citates kann gelautet haben: Oro te, ne flectas fandi mihi prolixitudinem (die Handschr. oro mine und am Schlufs mi prolixitudinem)

id. 21:

quid? quod iam ét mihi
Pigét paternum nomen, maternum pudet
Profari.

Dafs in et mihi am Schlufs des ersten Verses ei mihi! steckt, hat Umpfenbach erkannt. Die vorausgehenden Worte, die quid quoniam überliefert sind, führen, wenn man mit leichter Änderung quid? quonam? schreibt, auf folgenden Gedankengang. Zuerst wird Orestes gefragt, wer sein Vater sei; darauf gibt er eine ausweichende Antwort, so dafs die Frage eindringlich wiederholt wird, worauf die traurige Antwort folgt: ei mihi! piget e. q. s. Dies läfst sich beispielsweise durch folgende Ergänzung veranschaulichen:

<quo natús patre? —
Quo nátus esse nólim. —> Quid? quonam? — Eí mihi!
Pigét paternum nómen, maternúm pudet
Profári.

id. 22:

Macte ésto uirtute operaque omen adproba.

adprobare ist in diesem Sinn nicht üblich, dagegen factis comprobare, re comprobare. Darum wird auch hier das überlieferte omenque asprobo in omen comproba zu ändern sein. Die Verderbnis der Handschriften kann aus omen quom proba entstanden sein. Durch comproba wird auch die Allitteration des Vokales o verstärkt: operaque omen comproba.

id. 27:

Nil cóniectura quiui interpretarier
Quorsum † flexiuice contenderet.

flexiua dictio Grote, der jedenfalls den richtigen Weg der Emendation eingeschlagen hat. Aber einfacher wird herzustellen sein flexa illa (oder ista) dictio; vergl. Pacuv. Periboea frag. 26: Flexa, non falsa autumare dictio Delphis solet.

id. 28:

<Proínde> ut ista sunt promerita uestra, aequiperare ut queam
Véreor, nisi numquam fatiscar facere quod quibo boni.

Nach Plaut. Pers. 496: tuom promeritumst, merito ut faciam kann

man ergänzen: Út ista súnt promerita <merita> uestra e. q. s. Dabei ist merita Substantiv und promerita sunt Verbum: 'Wie eure Verdienste es verdient haben.'

Pac. Iliona 10:

> Fac, út coepisti, hanc operam mihi des perpetem:
> Oculis <ex>traxerim.

Da anzunehmen ist, dafs es sich um die Blendung des Thrakerfürsten Polymestor handelt, wird nach Büchelers Vorgang am besten eine solche Ergänzung gesucht, dafs von dem überlieferten oculis traxerim die Silbe trax (Traex) Subjekt wird und oculis von einem beizufügenden Verbum abhängt. Er vermutet: Oculis Traex careat. Ich habe versucht: Oculís Trax priuetur face.

id. 11:

> Cur ínlaqueetur hic? — Mecum altercas? tace.

So überliefert aufser meum für mecum. Ich kann den Worten in dieser Fassung keinen passenden Sinn beilegen und vermute: Cura inlaqueetur. hic mecum alterca. — Tace. Wahrscheinlich soll zur Täuschung ein scheinbarer Wortstreit in Scene gesetzt werden wie bei Terentius Andria IV 4.

Pac. Medus 14:

> Vitám propagans exanimis altaribus

Überliefert exanin. Der Begriff 'ausländisch' wird am besten durch externis gewonnen. altaria erklärt die Glosse durch limina.

Pac. Periboea 7:

> Gnate, órdinem omnem, ut dederit, enoda patri.

Auffallend ist ordinem omnem. Nicht die Reihenfolge des Geschehenen soll der Sohn dem Vater erzählen, sondern das Geschehene nach der Reihenfolge, d. h. genau, ausführlich. Dafs ordine und omne zu schreiben ist, zeigen Stellen wie Plaut. Amph. 599: ordine omne ut quidquid actumst . . edissertauit, Ter. Eun. 970: tu isti narra omne ordine u. a. Für das unverständliche ut dederit schlage ich vor ut deixit, so dafs der ganze Vers lautet: Gnate, ordine omne ut dixit enoda patri.

id. 14:

> <Et> támen offirmato animo mitescit metus.

Da der Ausdruck etwas Ungewöhnliches hat, weil man nach offirmato animo die Person, nicht metus, als Subjekt des Satzes erwarten würde, vermute ich: Tamen offirmatur animo, mitescit metus oder: offirmatur animus.

id. 16:

Regum ímperator, aeternum humanum sator.

Der Vers wird von Nonius als Beleg für die Genetivendung um statt orum citiert. In dem überlieferten aeternum morum sator scheint der Gedanke der Herrschaft über die Götter zu liegen; es läfst sich vermuten: aeternum <ani>morum sator, Vater der ewigen Lebewesen, der Götter.

id. 20:

Métus egestas maéror senium exíliumque et senectús..

In senectus mufs meiner Ansicht nach der verderbte Versschlufs stecken und als solcher empfiehlt sich das Wort necessitas, das bei Tacitus und Suetonius in der Bedeutung 'Not' gebraucht wird.

Pac. Teucer 4:

Nihílne a Troia adportat fando?..

nihil kann nur unter besonderen Bedingungen in der scenischen Poesie zweisilbig gemessen werden; nie kann ein iambischer Vers mit Nĭhíl beginnen. Darum mit Lachmann Nílne mit trochäischem Rhythmus. Dasselbe gilt von mehreren anderen Fragmenten, deren Anfang Ribbeck mit iambischen Nihíl mifst.

id. 5:

Quâm té post multis tueor tempestatibus.

Statt quam erwartet man eher quom, dem ein Wort wie gaudeo vorangegangen sein kann.

id. 7:

Profúsus gemitu murmure 'occisti' antruat.

So Ribbeck. Die Form occisti für occidisti ist unhaltbar, antruat, das nur vom hüpfenden Tanz der salischen Priester gebraucht wird, für den Zusammenhang nicht geeignet. Die Lesarten der Handschriften occistians rua benutzt man am besten zur Herstellung von occursans ruit.

id. 14:

Rápide retro citroque percito aestu praecipitem ratem
Reciprocare, undaeque e gremiis subiectare adfligere.

In dieser Schilderung ist auffallend, dafs der wichtige Begriff des Sturmes fehlt und damit auch das Subjekt im ersten Satze. In der Überlieferung lautet der erste Vers: rapido reciproco percito augusto citare rectem. Wir werden davon ausgehen müssen, dafs, wie man bereits erkannt hat, in rectem das Wort ratem] und in augusto irgend ein Kasus von aestus steckt, ferner dafs in

dem zweiten Wort reciproco das Verbum reciprocare, wegen dessen der Vers citiert ist, nicht enthalten sein kann, weil reciprocare im nächsten Verse folgt. Ich suche das Wort Sturm, procella, in den letzten Silben von reciproco und vermute:

Rapida ui procellis perciti aestus agitari, ratem
Reciprocare undae eque gremiis subiectare adfligere.

Man vergleiche die Schilderung des Sturmes bei Plautus Trin. 836, wo, wie hier, die Verba im historischen Infinitiv stehen: imbres fluctusque atque procellae . . frangere malum e. q. s. Cicero hat unter anderem: mare uentorum ui agitari. Im zweiten Vers habe ich das überlieferte undae eque zurückgeführt.

Pacuv. incert. fab. 14, 7:

Súnt autem alii philosophi, qui contra Fortuna negant
Úllam miseriam esse, temeritatem esse omnia autumant.

Zu letzterem Vers sagt Ribbeck: 'Corrupta in libris, interpolata, mutilata certe fide restitui non possunt.' Auszugehen ist von den Handschriften, die nichts weiter als: ullam miseritatem esse autumant haben. Denn wenn andere Handschriften sed temeritate omnia regi und ähnliches bieten, so ist dies wertlose Interpolation. Die Lesart ullam miseritatem esse autumant ist offenbar dadurch entstanden, dafs der Schreiber, nachdem er ullam miseri geschrieben hatte, mit Auslassung einiger Worte auf die gleiche Silbe eri in temeri]tatem übersprang und nun den Schlufs des Verses tatem esse autumant anreihte. Daraus ergibt sich, dafs wir nicht willkürlich an irgend einer Stelle des Verses Einschaltungen vornehmen dürfen, wie Ribbeck zwischen temeritatem und autumant die Worte esse omnia einschaltet, sondern vielmehr folgende Gestalt die Grundlage der Ergänzung bilden mufs:

Ullam miseri . . . . eritatem esse autumant.

So zum Beispiel: Ullam miseri<am esse quoiquam, tem>eritatem esse autumant. Statt des Accusativs temeritatem scheint übrigens der Ablativ temeritate wegen des vorhergehenden Fortuna vorzuziehen.

Accius Achill. 3:

. . an scéptra iam flaccént? ferat.

Wahrscheinlich: an sceptra iam flaccens ferat.

Accius Alphesib. 3:

Quid tam óbscuridicum est tamue inenodabile?

Die Interpunktion wird zu ändern sein: Quid? tam obscuridicumst tamue inenodabile? 'Ei! ist es denn so dunkel und unentwirrbar?'

id. 7:

Cum ipsá simitu miseritudo meorum nulla est liberum.

Die Handschr. simeta und eorum. Vielleicht:

cum ipsa sim
Matér, miseritudo eorum nullast liberum.

Acc. Amphitruo 2:

Ut tam obstinatod animo confisus tuo

Die Handschr. obstinato. Der ganze Sinn des Satzes ist unklar, wird aber verständlich, wenn wir schreiben: Itan obstinatus animo confisus' tuo? So steht itane oft bei Plautus und Terentius z. B. Poen. 660: Itan illest cupiens?

id. 9:

Cédo, ecquid ei redhostit? † uiam cometem obbitet facilius

Die Stelle ist sowohl bei Festus als bei Nonius überliefert, bei Festus genauer und vollständiger, nemlich:

Festus: cedo ecquid te redhostit itum cum eas sem obiectet facilius.
Nonius: quid hic redhostit uiam cometem obiet facilius.

Von redhostit an gehen die Lesarten nicht allzu weit auseinander und ist zu erkennen, dafs es hiefs: redhostit ut iam cum ea se oblectet facilius. Der Anfang des Verses wird ecquid gewesen sein. Das bei Festus noch überlieferte cedo kann auch dem Schlufs des vorhergehenden Verses angehören. Leider wissen wir von dem Inhalt des Amphitruo zu wenig, um mit einiger Bestimmtheit sagen zu können, aus welcher Situation der Gedanke: 'Dankt er etwa, um sich dann mit ihr umso leichter vergnügen zu können?' genommen ist. Der Vers ist ein troch. Septenar: Écquid hic redhóstit, ut iam cum eá se oblectet fácilius?

id. 13:

Hócinest, quod tam temeriter tu meam beneuolentiam
Ínterisse es ratus?

Die überlieferte Wortstellung quod tu tam temeriter ist die natürliche und läfst sich halten, wenn man das hier passende iam nach meam einsetzt und am Anfang hŏcinest, nicht hōcinest mifst. Bekanntlich finden sich beide Messungen, hŏcinest z. B. zweimal Ter. Andr. 236.

Accius Andromeda 14:

Nosque út seuorsum díuidos leto ófferes

Die Handschr. seorsum. Da dieses Wort nur zweisilbig vorkommt, mufs eine Änderung vorgenommen werden. Am besten wird dies so geschehen, dafs zugleich der Satz vollständig wird. Ich vermute: Nos quaeso ut seorsum diuidos leto offeras.

Acc. Deiphob. 4:

. ab infando hómine, gnato Laerta, Ithacensi exsule,
Quí neque amico amicus umquam grauis neque hosti hostis fuit.

Ribbecks *ab* (für das handschr. ad, at, aut) wird anzunehmen sein, aber die von ihm vorgeschlagene Ergänzung <Aut>ab kann nicht genügen, weil sie der Konstruktion des Satzes nicht zu gute kommt. Die Stelle bezieht sich auf das hölzerne Pferd; darum ist wohl eine Ergänzung wie <Caueo>ab oder <Donum>ab als höhnender Ausruf am Platze.

Acc. Antig. 6:

. . ne istunc numero amittas subitum oblatum . .

Ich würde am Schlufs nicht nuntium ergänzen sondern: . . ne ist**uc** número amittas súbito oblatum <*gaúdium*>. In dem handsschr. *istu enumerem* ist wie häufig e für c verschrieben, darum ist**uc** numero.

Acc. Armor. iud. 1:

Sed ita Achilli armis inclutis uesci studet,
Ut cúncta opima leuia <iam> prae illis putet.

Aus der handschr. Wortstellung *incl. armis* und *ut ea cuncta optima* haben bereits Bergk und Bücheler den kretischen Rhythmus erkannt. Der erste Vers entspricht genau: Séd ita Achilli inclutis ármis uescí studet, im zweiten ist wohl *optimo* zu schreiben 'für ihn, den besten, den ersten Helden, sei alles andere gering': Út ea cuncta óptimo léuia prae illís putet.

Acc. Astyanax 5:

Nunc, Cálcas, finem réligionum fác: desiste exércitum
Morári *meque* ab domuitione *arcere* tuo obsceno omine.

Das für neque überlieferte *nec me* kann man halten, wenn man *arce* für arcere schreibt, nec beim Imperativ ist häufig.

id. 11:

Híc per matutinum lumen tardo *procedens* gradu
Dérepente aspicio ex nemore pauidum et properantem egredi.

procedens für das aus dem zweiten Vers in den Text gekommene *properantem* entspricht dem Sinn. Daneben kann man auch vorschlagen *progrediens* gradu, weil gleiche Stammsilben gern verbunden werden.

Acc. Athamas 3:

Ah dúbito quid agis: caue ne in turbam te inplices.

Mit anderer Personenverteilung: Ah dubito. — Quid agis? caue,

ne in t. t. i. 'Ich trage doch Bedenken den Vorsatz auszuführen.' 'Was fällt dir ein zu zaudern? Du bringst dich dadurch nur in Verlegenheiten.'

id. 6:

<Tuís> beneficiis hostimentum gratum peperisti et graue.

Von der Lesart des cod. Palat. hostem graue peperisti wird auszugehen sein und als Senar zu messen: Benefíciis hostem gratum peperisti et grauem. Der Palatinus hat auch die richtige Wortstellung, wenn auch mit der Verschreibung graue für gratum, die übrigen Handschr. geben grauem hostium. Die Bezeichnung hostis grauis steht auch Acc. Deiph. 4: qui neque amico amicus umquam grauis neque hosti hostis fuit.

Acc. Chrysipp. 4:

Meliús pigrasse quam deproperasse est nefas.

Überliefert ist properasse (diese Angabe fehlt bei Ribb.[3]) deproperasse ist Ribbecks sehr ansprechende Vermutung. Auch Plautus hat das Kompositum zweimal. Damit ist das Versmafs hergestellt, aber Satzkonstruktion und Gedanke sind noch unklar. Man kann vermuten: Melius pigrasses quam deproperasses nefas. 'Es wäre besser gewesen, wenn du gezögert als die ruchlose That (wahrscheinlich die Ermordung des Chrysippus) beschleunigt hättest.'

Acc. Epigoni 1:

. quibus oculis quisquam nostrum poterit illorum optui
Vúltus, quos iam ab armis anni porcent? . .

Luc. Müller ergänzt Sed am Anfang. Vielleicht ist quibus verderbt aus Qui suis. 'Wie kann . .'

id. 11:

Quid istúc, gnata unica, ést, Demonassa, óbsecro,
Quod mé † cumago expeténs timidam e tecto éxcies —?

Wenn man in diesen Worten iambischen Rhythmus sucht, ist man auf falschem Wege. Es liegen offenbar kretische Tetrameter vor. Auch der Text ist leicht hergestellt, wenn man mecum agere schreibt:

Quíd istuc, gnata única, est, Démonassa, óbsecro,
Quód mecum agere éxpetens tímidam e tecto éxcies?

Ähnliche Situation gleichfalls in kretischem Vermafs bieten die Fragmente incert. incert. 52 und 53.

id. 12:

Elóquere propere ac meum húnc pauorem expéctora.

Hier hat schon Bücheler den kretischen Rhythmus erkannt, der

durch loquere für eloquere unter Beibehaltung der überlieferten Wortstellung pauorem hunc meum gewonnen wird: Lóquere propere ác pauorem húnc meum expéctora. Das Fragment gehört wahrscheinlich zu derselben Scene wie das vorhergehende, mit dem es auch den Rhythmus gemeinsam hat.

id. 16:

Máneas, adsis autem, exilio macte ex terris Pelopiis?

mactare wird von Nonius durch malo adficere erklärt und aliquem mactare malo, infortunio u. a. sind in der Komödie häufige Wendungen. Darum wird das Subjekt in macte liegen und Bothes macto anzunehmen sein. Zu diesem exilio macto ex terris Pelopiis bildet maneas jedenfalls einen Gegensatz. Statt adsis autem ist überliefert adhisante, wovon te als Objekt zu macto gehören wird. Ich nehme an, dafs am Schlufs der Tragödie ein verschiedenes Gericht ergeht. Die eine Person, die an der Schuld der Eriphila nicht oder wenig beteiligt war, darf im Lande bleiben, andere aber, deren böse Absicht erwiesen worden, müssen das Land verlassen. Gehörte zu diesen Demonassa, die Tochter der Eriphyla (vgl. oben frag. 11), so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten: Maneas, at istanc et te exilio macto ex terris Pelopiis. Möglich auch, dafs von dem handschriftlichen adhisante die Silben ante für at te zu benutzen sind und für adhis eine andere Lösung zu suchen ist.

Acc. Epinausimache 6:

Item ác maestitiam mutam infantum quadrupedum

item ad überliefert. Die Konstruktion ist unklar. Ich vermute: It ad maestitiam in dem Sinne, dafs der Leidtragende von dem lauten Ausbruch seines Schmerzes in schweigsame Trauer überging. So findet sich ire mit ad und in beim Übergehen eines Zustandes in einen anderen, it in lacrimas, pugna it ad pedes u. a.

id. 12:

. Scamandriam úndam salso sanctam obtexi sanguine
Atque aceruos alta in amni corpore expleui hostico.

Ribbeck will am Anfang nam oder sic ergänzen. Da in den Handschriften umandriam überliefert ist und bei Nonius häufig einzelne Silben innerhalb eines Wortes ausgefallen sind, kann man auch den ersten Buchstaben u zur Ergänzung benutzen und Ú<bi Sca>mandriam vermuten.

Acc. Eurysaces 7:

Nam ea <démum> oblectat spes aerumnosum hospitem,
Dum illúd quod miser est clam esse censet alteros.

demum ist Ergänzung Ribbecks. Ich würde sola vorziehen.

Im zweiten Vers ist, da id für illud überliefert ist, Büchelers Dum id quod miseriaest sehr ansprechend. Das letzte Wort des Verses ist in den Handschriften teils alteros teils altero geschrieben, somit in allen mit dem Vokal **o**. Ich halte daher die Dativform altero für das Ursprüngliche und verweise bezüglich der Konstruktion auf Plaut. Mil. 882: mihi clam est. Häufig steht alter in der scenischen Dichtung in der Bedeutung 'der Nächste', immer im Singular.

id. 15:

. . iam ⟨ut⟩ pótero ⟨petere⟩ incipiam et si ⟨flecti⟩ nequit,
Ví contendam ut hinc compote tecum ⟨una⟩ Salaminem aueham.

Der alte Telamo soll mit Gewalt nach Salamis zurückgebracht werden, wenn er nicht gutwillig gehen will. Die Überlieferung des ersten Verses lautet: iam potere incipiam etsi nequid. Wenn aus diesen Worten ein vollständiger Tetrameter gemacht werden soll, so wäre jedenfalls vorzuziehen, die Ergänzung nicht an verschiedenen Stellen vorzunehmen, sondern z. B.: Quántum potero incipiam et si ⟨per gratiam fieri⟩ nequit. Aber man kann auch mit leichterer Änderung auskommen und nur schreiben:

. . quam pótero incipiam et sí nequit;

vergl. Plaut. Mil. 781: quam potis tam uerba confer maxume ad compendium u. ähnl. nequit kann unpersönlich sein 'wenn es nicht geht, nicht möglich ist,' nämlich ihn zu überreden, wie öfter potest. Im zweiten Vers hat Bücheler den Schlufs aueham für habeam gefunden. Voran gehen in den Handschriften die Worte comportet texum. Das nahe liegende comportem tecum würde zu aueham ein zweites unnötiges Verbum fügen und nachweisbar ist comportare nur vom zusammenbringen mehrerer Gegenstände von verschiedenen Seiten nach einem Orte. Ich schlage daher vor: Vi contendam ut hinc cum puero et tecum Salaminem aueham. Der Sprechende ist dann eine Person, die mit Teucer spricht und es übernimmt, den alten Telamo nach Salamis zu bringen zugleich mit seinem Enkel Eurysaces (cum puero) und mit Teucer (tecum). Spricht aber Teucer selbst, so müfste es geheifsen haben: cum puero mecum Salaminem aueham.

id. 16:

Níhil est: si autem ad te res tardat, socium in portu est copia,
Quaé subsistat: modo tute ipse ted offirma et compara.

Da auch Cicero retardare in der Bedeutung 'zurückbleiben, zögern' gebraucht, kann das überlieferte ad te retardat gehalten werden 'wenn Telamo dir gegenüber zögert, nicht gehen will'. Im zweiten Vers ist te effirma et compara überliefert. Allerdings ist offirma passend, aber hier, wo et compara darauf folgt, wird te confirma et compara vorzuziehen sein; vergl. Plaut. Aulul. 371: animum confirmare meum.

id. 17:

. ílico, inquam, habitáto Iouis quam própitius

Nonius citiert den Vers nicht für die Bedeutung ilico statim, mox, sondern mit einer Stelle aus des Naevius bellum Punicum für in eo loco. Es scheint aber doch, dafs es auch hier wie unser 'auf der Stelle' 'sogleich' heifst, wenn wir anders mit der Emendation den richtigen Weg einschlagen, indem wir aus dem überlieferten ilico inquam habitat ouis quam propius (und propitius) herstellen: 'Ilico, inquam, abí nec quisquam própius <accedat uolo>, als Worte des alten Telamo, als man ihn bestimmen will den Wohnort zu verlassen und nach Salamis zurückzukehren.

Medea 12:

Tun día Mede's, cuius aditum exspectans peruixi usque adhuc?

Wiewohl die Überlieferung tunc diomedeset lautet und somit dia nahe liegt, möchte ich das einfache Tun illa Mede's vorziehen, wie es frag. inc. inc. 50 heifst: Hicine illest Telamo?

Acc. Melanippus 1:

Num quis non mortalis florem liberum inuidit meum?

Die Stelle ist sehr bezeichnend für die Art, wie die Schriftsteller citieren. Der Vers lautet bei Nonius:

unde aut quis mortalis florem liberum inuidit meam?

bei Cicero Tusc. disp. III 9,20:

quisnam mortalis florem liberum inuidit meum?

bei Isidorus:

quisnam florem liberum inuidit meum?

Der bei Nonius erhaltene Anfang unde aut ist aufser dem Zusammenhang schwer verständlich, darum läfst ihn Cicero, wo er inuidere durch 'a nimis intuendo fortunam alterius' erklärt, weg. Isidorus. der den Cicero zur Vorlage hatte, kürzt wieder, indem er das für seinen Zweck überflüssige mortalis ausläfst. Die Grundlage der Kritik kann nur der Text des Nonius sein. Soviel wird aufserdem zu beachten sein, dafs alle drei Citate in der positiven Form des Satzes quis inuidit? = nemo inuidit übereinstimmen und darum die Einsetzung der Negation (Ribbeck: num quis non) keine Wahrscheinlichkeit hat. Die Worte des Nonius ergeben einen regelrechten troch. Septenar, und in einer Tragödie wie Melanippus, von deren Inhalt wir fast nichts wissen, sind verschiedene Gedankenverbindungen denkbar, welche die Überlieferung verständlich machen. Setzen wir z. B. den Fall, es sei ein Vers vorhergegangen wie: Et tibi et tuis filiis conflatumst odium ciuium, so kann sich passend die Frage anschliefsen: Únde? aut quis mortális florem líberum inuidít meum?

id. 7:

Néque ratum est quod dicas, neque <ea> quae agitas dicendi est locus.

Da **ea** nicht überliefert ist, ziehe ich neque quod agitas vor, weil dadurch Gleichheit mit dem vorhergehenden quod dicas erreicht wird.

id. 8:

Credíti' me amici morte imbuturum manus?

Die Abstofsung des Schlufs-s bei solcher Wortbetonung ist im iambischen und trochäischen Versmafs unerhört und es ist jede Möglichkeit ausgeschlossen, dafs diese von Luc. Müller und Ribbeck aufgenommene Lesart haltbar wäre. Die Handschriften haben fast alle credite, nur cod. L[1] crediti. Es ist aber Täuschung, dieses letztere für creditis zu halten; von crediti sind die Buchstaben ti nur sinnlos verderbt aus den zwei Strichen des n, wie Ähnliches in den Handschriften des Nonius sehr häufig vorkommt. Useners Credin ist jedenfalls anzunehmen.

id. 13:

Régina, aderit témpus, cum hice tórrus, quem amburí uides
hic überliefert. Das von Ribbeck hergestellte und von Luc. Müller in seine Ausgabe des Nonius aufgenommene hice torrus kann nicht gebilligt werden, weil hice, wie längst nachgewiesen ist, vor konsonantisch anlautenden Wörtern nicht gebraucht wird. Wahrscheinlich gehören die Worte dem Chor, der in anapästischem Rhythmus spricht:

regína, erĭt tempus, cum híc torrus
quem ambúri uidēs . .

Acc. Minos 1:

Éx taurigeno semine ortam fuisse an humano feram

Überliefert eam, wofür Ribbeck nicht unpassend feram. Daneben kann man auch rear vermuten. Der Satz ist wohl als direkter Fragesatz zu fassen.

Acc. Neoptolemus 9:

Pórta Ulixi: macte his armis, macte uirtutei patris.

So Ribbeck, indem er zu porta Ulixi ergänzt: 'praemia, arma Achilea Ulixi tradita' 'Trage die Waffen des Ulixes'. Ich zweifle, dafs eine solche Ergänzung verständlich sein konnte oder Nonius die Worte nicht citiert hätte, wenn sie im Vorhergehenden enthalten waren. Ich gehe davon aus, dafs zu macte die angeredete Person im Vokativ beigesetzt zu werden pflegt. So Vergil. Aen. 9,64: macte noua uirtute, puer!, Liv. 7,36: macti uirtute, milites Romani, este! 7,10 macte uirtute, T. Manli, esto! 4,14: macte uirtute, Seruili, esto

liberata re publica. Da nun der Genetiv Ulixi aus dem überlieferten ut dixi bereits durch Konjunktur gewonnen ist, fehlt nur noch das Wort 'Sohn'. Nonius führt das Fragment des Accius mit den Worten an: Accius optolempota ut dixi macte e. q. s. Von dem Worte optolempota werden die Silben optolempo zu Neoptolemo (Accius Neoptolemo) gehören, so dafs für den Anfang des Citates noch die Buchstaben ta übrig bleiben, die ich als Reste des ursprünglichen gnate betrachte. Die Anrede an Neoptolemus bei Übergabe der väterlichen Waffen lautet dann: Gnáte Ulixi, mácte his armis, mácte uirtutei patris!

Acc. Philocteta 14:

quod te óbsecro, aspernábilem
Ne haec taétritudo méa <me> inculta fáxsit . .

Überliefert ne haec aspernabilem und mea ohne me, woraus schon Bücheler das kretische Versmafs erkannte. Warum aber wie bei Ribbeck als Messung Büchelers angegeben ist, té obsecro und né haec betont werden soll, ist nicht zu erkennen. Vielmehr regelmäfsig: – ⏑ quod te óbsecro, ne haéc aspernábilem Taétritudó mea incúlta faxít ⏑ –.

id. 17:

. . Phrygiam míti more esse, animo inmani Graéciam

Aus der Überlieferung frygiam mitimore (oder mitiore) esses aminmani graeciam ergibt sich am leichtesten: – ⏑ Phrygiam mitiore esse animo inmani Graecia, was man z. B. ergänzen könnte durch <expértus sum | Reápse> Phrygiam . . Wenn man aber das Wortspiel inmitem mitiorem, an das Bücheler dachte, benutzt, dann mit vollständigem Vers: Phrýgiam inmitem mitiore esse ánimo inmani Graécia. Dieses letztere scheint vorzuziehen.

Acc. Phinidae 9:

Quaéue ut Graio tibi congenerat gentum aut generum adfinitas?

Congenerare kann nur die Konstruktion von coniungere haben, entweder aliquem cum aliquo oder alicui aliquid. Da hier der Dativ tibi steht, erwartet man dazu den Accusativ der Sache oder der zweiten Person. In dem überlieferten quaeue at graio liegt vermutlich: quaeue Argiuos.

Acc. Phoenissae 5:

Natús uti tute sceptrum poteretur patris.

Überliefert: ut tute. Wenn gesagt wird, dafs beide Brüder durch ihre Geburt gleiche Rechte auf den Thron haben, entspricht: . . nátus, ut tu, ut scéptrum poteretúr patris.

Acc. Stasiastae 2:

Túm subinde leui dolore hoc anima corpus liquerit.

Die Handschrift tum subidae loi delore u. ähnl. Ich vermute: Tum súbito nullo cúm dolore e. q. s.

Acc. Telephus 3:

quém ego ubi aspexí uirum memorábilem
Intui uiderer, ni uestitus taeter, uastitudo,
Maéstitudo praedicarent hominem esse . .

Im ersten Vers ist metrisch fehlerhaft, dafs die Endsilbe des Wortes aspexí in die fünfte Vershebung fällt, was Ribbeck jedenfalls fühlte, da er in der Anmerkung Vorschläge zur Herstellung von Senaren macht. Vielleicht ist taeter auszuscheiden und folgendermassen zu ordnen:

Quém ego ubi aspexí, uirum memorábilem intuí uiderer,
Ní uestitus, maéstitudo, uástitudo praédicarent
Hóminem esse . .

Die hier angenommenen Wortstellung maestitudo uastitudo ist die überlieferte.

id. 14:

. . aere átque ferro féruere,
Insígnibus florere

Mit dem überlieferten igni insignibus ist der Vers ein iambischer Septenar: Aere átque ferro féruere, igni insígnibus florére, oder Teile troch. Septenare, deren erster mit feruere schliefst. Wie aere und ferro ähnlichen Klang haben, so auch igni und insignibus. Häufig wird ignis vom Glanz der Metalle, Edelsteinen u. a. gebraucht, hier mit der Figur des ἓν διὰ δυοῖν von den blitzenden insignia.

Acc. Tereus 2:

Tereús indomito more atque animo barbaro
Conspexit ut eam, amore uecors flammeo,
Depositus facinus pessimum ex dementia
Confingit.

Ribbeck nach Luc. Müller: ut eam mit unmöglicher Wortstellung. In dem überlieferten in eam amore kann man die zweite Silbe von eam als irrige Wiederholung des Anfangs von amore betrachten und das übrig bleibende in e zu inde ergänzen. Möglich aber auch, dafs nichts zu ändern und das Asyndeton zur Schilderung der Raschheit des Eintretens der Wirkung gewählt ist. Dann ist in eam mit amore zu verbinden, wie besonders Cicero häufig sagt.

id. 3:

. . <o> suauem línguae sonitum! o dulcitas
Conspírantum animae!

Man erwartet entweder den Sinn von conspirantium animarum oder von conspirantis animae. Da letzteres durch das Versmafs nicht zugelassen ist, werden wir das gleichbedeutende conspiratae animae setzen, wie Caesar, Suetonius, Seneca, Phaedrus conspiratus gleich conspirans gebrauchen. Auch die Handschriften, die conspiratum und conspiritum geben, führen darauf hin.

Ex incertis incertorum fabulis frag. 33 (Cic. Tusc. disp. IV, 23,52):

. fácinus fecit máximum, cum Danais inclinantibus
Summám perfecit rem, manu<sua> restituit proelium
Insániens.

Überliefert ist die Wortstellung rem perfecit und proelium restituit ohne sua. Meiner Ansicht nach ist die übereinstimmende Lesart der Handschriften vollständig zu halten und sind nur die Verse anders einzuteilen und die Worte des Cicero mit proelium restituit zu beginnen, nämlich: 'Semper Aiax, fortis, fortissimus tamen in furore. nam

. . . . fácinus fecit máximum,
Cum Dánais inclinántibus summám rem perfecít manu.

Proelium restituit insaniens! Dicamus igitur utilem insaniam? e. q. s.' Cicero sagt, nachdem er die Stelle citiert hat: 'Er hat also in der Raserei das Treffen wiederhergestellt. Wollen wir deswegen behaupten, dafs Raserei nützlich sei?'

inc. inc. 34 (Cic. pro Scauro 3):

uictor insolens
'Ignominiae se dolore uictum non potuit pati.

Die handschriftliche Wortstellung ist: ignominiae dolore, ut ait poeta, uictor insolens se u. n. p. p. Mit dieser Stelle verhält es sich wie mit der vorhergehenden. Die Überlieferung erweist sich als richtig, wenn man die Worte des Cicero in anderer Weise von dem Citat scheidet, nämlich: 'quis inuenitur, cum ab Aiace fabulisque discesseris, qui tamen ipse ignominiae dolore, ut ait poeta:

'. . uictor ínsolens se uíctum non potuít pati'

praeter Atheniensem Themistoclem, qui se ipse morte multauit?'

Cicero sagt: Wer findet sich in der griechischen Geschichte, der sich selbst den Tod gab aufser Themistokles, wenn wir nämlich von Aias in der Dichtung absehen, der übrigens aus Schmerz über einen erlittenen Schimpf — nun wollte der Redner sagen: 'sich selbst tötete', fährt aber statt dessen fort: um mit dem Dichter zu reden als 'uictor insolens se uictum non potuit pati'. Letzteres ist also nur eine Umschreibung für den Selbstmord, insolens 'sich überhebend, anmafsend', wie Cicero an anderer Stelle sagt: uictoria quae natura insolens et superba est.

inc. inc. 54, 1:

Ioue <pátre> prognatus est, ut perhibent, Tantalus.

Die handschriftlichen Lesarten ioue propagatus und ioue propugnatus sind nur Verschreibungen für das mifsverstandene Ioue prognatus, zu dem man ebensowenig patre erwartet als es frag. 57 bei Tantalo prognatus steht. Die Messung Iouē prognatus oder Ioui p. ist nicht anzufechten.

inc. inc, 73:

Téla, famuli, téla propere <férte>! sequitur mé Toas.

Der Vers wird von einem Grammatiker als Muster des Versbaus eines troch. Tetrameters citiert, wahrscheinlich weil hier das erste und zweite Metron gleichmäfsig mit tela beginnt. Daher stand das Wort wohl auch zu Anfang des dritten Metrons:
Téla, famuli, téla, propere <téla>! sequitur mé Toas.
Das Verbum kann dabei ebenso fehlen wie im Deutschen.

inc. inc. 83:

Si quís me uideat, dicat 'ni mirum hícin illest,
<Ille> tális, <ille> uir tantis opibus praepotens?
Ubi núnc secundis rebus adiutrix . . ?'

Im ersten Vers ist die Kürzung ĭllest in der Verssenkung des 6. Fufses prosodisch unmöglich, da an dieser Stelle alle prosodischen Freiheiten mit Ausnahme der Abstofsung des Schlufs-s einer kurzen Silbe ausgeschlossen sind. Auch im zweiten Vers nimmt die Häufung der Licenzen ĭlle in der Senkung und sogar ĭlle in der Hebung des Verses der Konjektur jede Wahrscheinlichkeit. Bei Charisius heifst es: per ethologiam (scil. fit schema dianoeas), ut si quis me uideat dicat nimirum hic est ille talis uir e. q. s. Das Citat scheint erst mit Hic est ille zu beginnen und die vorhergehenden Worte dem Charisius zu gehören. Sie bedeuten: Ein schema dianoeas per ethologiam ist es, wenn ich z. B. den Gedanken habe: Falls mich einer jetzt sehen würde, so würde er jedenfalls sagen, wie es in der Dichterstelle heifst: Hic ĕst ílle talis tántis opibus praépotens! So ist vermutlich mit Tilgung des Wortes uir der Vers herzustellen. Die Kürzung hic ĕst ille ist an dieser Stelle erlaubt wie Ter. Andr. 787: Hic est ílle, Phorm. 178, 638 u. a.

inc. inc. 106:

Siue ísta uirtus seu latrocinium <fuit>,
Horrénda miseranda ista siue est calamitas,
Quod éxpulisti saucios patrio lare.

Statt dieser Herstellung, die verschiedene Bedenken veranlafst, wird Vers 1 aus den handschriftlichen siue ita patrocinium vielmehr siuest parricidium zu entnehmen sein, die Über-

lieferung des 2. Verses: horrendum miseranda fia esse clamatis führt auf Horrendum, miseranda ista certest calamitas.

inc. inc. 113:

Vós enim iuuenes animum geritis muliebrem, illa uirgo uiri.

Ich glaube illa mufs unbedingt gestrichen werden. Nur so erhält man die in Gegensätzen geforderte sprachlich und metrisch präcise Form des Ausdrucks.

inc. inc. 117:

Páter inquam, hospites, <pater> me lumine orbauit pater.

Charisius citiert diese Stelle als Beleg für die epanalepsis, bei der dasselbe Wort am Anfang und am Ende des Satzes steht. Unmittelbar vorher hat er ein Beispiel der anaphora angeführt, wo dasselbe Wort am Anfang zweier Verse (oder Sätze oder Satzteile) wiederkehrt. Wenn nun pater in obiger Stelle aufser am Anfang und Ende auch noch in der Mitte stünde, so wäre das Beispiel schlecht gewählt; denn es wäre eine Vermischung von epanalepsis und anaphora, während es dem Grammatiker gerade auf den Unterschied dieser beiden Arten ankommt. Der Vers braucht keine Ergänzung in der Mitte, sondern: . . Pater, inquam, hóspites me lúmine orbauit, pater. Vorher kann die Frage gestanden haben, wer ihn geblendet habe, so dafs der Vers ein iambischer oder trochäischer Tetrameter war, möglicherweise auch zwei Versteile, deren letzterer mit Me begann.

Enn. praetext. Ambrac. 2:

Béne mones, tute ipse cunctas caute: o uide fortem uirum!

Statt cunctas caute o uide ist cunctato (und cuncto) uide überliefert. Daraus ergibt sich am leichtesten: Bene mones, tute ipse <ne> cunctato . uide f. v.

Zu dem unterdessen erschienenen zweiten Band der Ribbeck'schen Ausgabe, der die Komikerfragmente enthält (Teubner 1898), werde ich später einige Beiträge liefern.

Passau. A. Spengel.



Zu Platons Gorgias p. 517 A.

Über die grofsen Staatsmänner Athens: Perikles, Kimon, Miltiades und Themistokles fällt Platon bekanntlich von seinem einseitig ethischen Standpunkte aus unfähig die Wirklichkeit richtig zu beurteilen in dem Dialoge Gorgias ein vernichtendes Urteil: sie haben nur die äufseren Machtmittel des Staates gefördert, aber diese äufseren Machtmittel (517 C *ναῦς καὶ τείχη καὶ νεώρια καὶ ἄλλα πολλὰ τοιαῦτα*) sind ohne innere, sittliche Besserung der Bürger nichtiger Plunder (519 A *φλυαρίαι*); sie haben den Staatskörper aufgebläht und aufgedunsen, aber innerlich krank gemacht. (518 E *καί φασι μεγάλην τὴν πόλιν πεποιηκέναι αὐτούς. ὅτι δὲ οἰδεῖ καὶ ὕπουλός ἐστιν δι' ἐκείνους τοὺς παλαιούς, οὐκ αἰσθάνονται. ἄνευ γὰρ σωφροσύνης καὶ δικαιοσύνης λιμένων καὶ νεωρίων καὶ τειχῶν καὶ φόρων καὶ τοιούτων φλυαριῶν ἐμπεπλήκασι τὴν πόλιν*). Und der Beweis dafür? Sie haben schliefslich die Gunst des Volkes verloren und sind vom Volke verurteilt worden, was nicht geschehen wäre, wenn sie die wahre Aufgabe des Staatsmannes, die Bürger sittlich besser zu machen, erfüllt hätten. Der wahre Staatsmann ist nur der Philosoph, Sokrates mit seinen wenigen Anhängern, der unablässig bestrebt ist, die Bürger sittlich besser zu machen. (521 D *οἶμαι μετ' ὀλίγων Ἀθηναίων, ἵνα μὴ εἴπω μόνος, ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ τέχνῃ καὶ πράττειν τὰ πολιτικὰ μόνος τῶν νῦν*). Seltsam, dafs Platon nicht merkte, dafs die gleiche Beweisführung sich gegen Sokrates anwenden liefse: Da er zum Tode verurteilt wurde, hat er thatsächlich die Athener nicht sittlich besser gemacht, also die Aufgabe des wahren Staatsmannes so wenig wie Perikles erfüllt.

In diesem Zusammenhange lesen wir p. 517 A die seltsame Stelle: *ἀληθεῖς ἄρα, ὡς ἔοικεν, οἱ ἔμπροσθεν λόγοι ἦσαν, ὅτι οὐδένα ἡμεῖς ἴσμεν ἄνδρα ἀγαθὸν γεγονότα τὰ πολιτικὰ ἐν τῇδε τῇ πόλει. σὺ δὲ ὡμολόγεις τῶν γε νῦν οὐδένα, τῶν μέντοι ἔμπροσθεν, καὶ προείλου τούτους τοὺς ἄνδρας· οὗτοι δὲ ἀνεφάνησαν ἐξ ἴσου τοῖς νῦν ὄντες, ὥστε, εἰ οὗτοι ῥήτορες ἦσαν, οὔτε τῇ ἀληθινῇ ῥητορικῇ ἐχρῶντο — οὐ γὰρ ἂν ἐξέπεσον — οὔτε τῇ κολακικῇ.*

Hier mufs man sich verwundert fragen: Ja, wenn sie weder die wahre noch die falsche Rhetorik angewendet haben, welche haben sie denn dann angewendet? Es gibt ja nur zwei: Der wahre Redner hat das Beste der Bürger im Auge (*τὸ βέλτιστον*), der falsche, welcher *πρὸς χάριν λέγει*, das Angenehmste (*τὸ ἥδιστον*). Es ist also sinnlos zu sagen, die genannten Staatsmänner hätten weder die wahre noch die schmeichelnde Rhetorik angewendet: hier gibt es nur ein Entweder — oder!

Die Lösung ist sehr einfach. Platon sagt *εἰ οὗτοι ῥήτορες ἦσαν* ‚wenn diese Redner waren'; man kann ja sagen, sie waren Staatsmänner, *πολιτικοί*; ob man sie aber so oder so bezeichnet, jedenfalls haben sie weder die wahre Rhetorik noch die wahre Politik ausgeübt, sondern als *διάκονοι πόλεως* (517 B) nur die schmeichelnde. Es ist also in unserem Texte ein Teil ausgefallen und es mufs selbstverständlich heifsen: *ὥστε, εἰ οὗτοι ῥήτορες ἦσαν, οὔτε τῇ ἀληθινῇ ῥη-*

τορικῇ ἐχρῶντο — οὐ γὰρ ἂν ἐξέπεσον — οὔτε <τῇ ἀληθινῇ πολιτικῇ, ἀλλὰ> τῇ κολακικῇ. Auch in der Politik, wie in der Rhetorik. gibt es nur diese zwei Richtungen, die sittliche und die unsittliche, daher fragt Sokrates 521 A den Kallikles: *ἐπὶ ποτέραν οὖν με παρακαλεῖς τὴν θεραπείαν τῆς πόλεως, διόρισόν μοι · τὴν τοῦ διαμάχεσθαι Ἀθηναίοις, ὅπως ὡς βέλτιστοι ἔσονται, ὡς ἰατρόν, ἢ ὡς διακονήσοντα καὶ πρὸς χάριν ὁμιλήσοντα; — — κολακεύσοντα ἄρα με, ὦ γενναιότατε, παρακαλεῖς.* Vergleiche auch die oben erwähnte Stelle 521 D *ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ.*

Platons Gorgias enthält im Grunde nichts anderes als eine philosophisch begründete, auf Rhetorik und Politik angewendete Unterscheidung der zwei Lebenswege (*κακία* und *ἀρετή*) in der bekannten Erzählung des Prodikos aus Keos. Die Hauptfrage lautet, sagt Sokrates im Gorgias 472 C: *ὅστις τε εὐδαίμων ἐστὶν καὶ ὅστις μή.* Den meisten Menschen aber erscheint die *κακία* als *εὐδαιμονία*: *οἱ μὲν ἐμοὶ φίλοι*, sagt die *κακία* bei Prodikos, *καλοῦσι με εὐδαιμονίαν*, was Kallikles bei Platon unverblümt mit den Worten ausdrückt; *τρυφὴ καὶ ἀκολασία καὶ ἐλευθερία, ἐὰν ἐπικουρίαν ἔχῃ, τοῦτ' ἐστὶν ἀρετή τε καὶ εὐδαιμονία* (492 C.). Es kann auffallen, dafs der platonische Sokrates von der Darstellung des Prodikos in dessen Schrift *Ὧραι* keine Erwähnung macht, während der xenophontische Sokrates sich diese Erzählung in vollem Umfange aneignet. (Xenophon Mem. II 1, 21 ff. *καὶ Πρόδικος δὲ ὁ σοφὸς ἐν τῷ συγγράμματι τῷ περὶ Ἡρακλέους*). Auch im Gorgias stellt Sokrates die Frage: *ὄντινα χρὴ τρόπον ζῆν* (500 C) und er unterscheidet die nämlichen auseinander gehenden Richtungen: *τὴν μὲν τοῦ ἡδέος θήραν, τὴν δὲ τοῦ ἀγαθοῦ* (500 E).

Regensburg. Karl Meiser.

Zur Antigone des Sophokles.

Aus Dankbarkeit für die herrliche Aufführung der Antigone, welche Herr Rektor Dr. Lechner durch seine Oberklässer den Teilnehmern der 20. Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins geboten hat, möchte ich dem feinsinnigen Regisseur und seinen trefflichen Schülern einen kleinen Beitrag zur Erläuterung des Sophokleischen Meisterwerkes widmen. Man erschrecke nicht! Ich werde mich weder auf das hohe Rofs des Dramaturgen schwingen, noch mit Konjektürchen um mich werfen: ich will nur versuchen, ein paar kleine Flecken, die mich an dem schönen Werke stören, zu entfernen.

Zunächst glaube ich im 870. Verse ein zweitausendjähriges Mifsverständnis aufklären zu können. Auf die Worte des Chors (856): ‚Du hast einen vom Vater ererbten Kampf auszukämpfen', erwidert Antigone: ‚Du berührtest die schmerzlichste Stelle meines Herzens, die Verirrungen meines Vaters, der meiner Mutter Gatte und Sohn zugleich war. Aus welcher Ehe stamme ich! O unselig vermählter Bruder, im Tode zerstörtest du mein Leben (*ἰὼ δυσπότμων κασίγνητε γάμων κυρήσας, θανὼν ἔτ' οὖσαν κατήναρές με*)'. Dazu bemerken die

alten Scholien: δυσπότμων] διὰ τὴν πρὸς τὸν Ἄδραστον ἐπιγαμίαν, ἥτις αἰτία τοῦ πολέμου κατέστη. Sie beziehen die Worte also auf Polyneikes und auf seine Vermählung mit der Tochter des Adrastos. Diese Erklärung wurde von allen Herausgebern angenommen. Nun ist aber an dieser Stelle nirgends von Polyneikes und in dem ganzen Stücke nirgends von jener Heirat die Rede. Um die Beziehung auf Polyneikes klarer zu machen, schrieb Morstadt τάφων statt γάμων, und Schneidewin billigte diese Änderung. Damit ist zwar der Logik Genüge gethan, aber nicht der Psychologie. Antigone, die es stets ablehnt, Richterin über ihre Brüder zu sein, kann eine solche vorwurfsvolle Klage überhaupt nicht gegen Polyneikes erheben. Aber gegen wen sonst? Gegen den, an dessen Schuld sie der Chor erinnert hat, dessen Verirrung sie in ihrer ganzen Antwort bejammert, gegen Ödipus, der als Sohn der Jokaste ihr leiblicher Bruder (κασίγνητος) ist. Auch die Entgegnung des Chors fordert keineswegs eine so enge Beziehung auf Polyneikes, wie einige Erklärer meinen; der Gedanke, den er ausspricht, lautet ganz allgemein: Freilich mufs man Gott geben, was Gottes ist, aber man darf auch dem Kaiser nicht versagen, was des Kaisers ist.

Mehr Bedenken macht mir eine andere Stelle, zumal die Herausgeber — d. h. die paar, deren Ausgaben mir zur Verfügung stehen — darüber stillschweigend hinweggehen; es sind die beiden Verse 256 und 257:

σημεῖα δ' οὔτε θηρὸς οὔτε του κυνῶν
ἔλκοντος, οὐ σπάσαντος ἐξεφαίνετο.

Denn während hier ausdrücklich gesagt ist, dafs sich keine Spur von einem Tier oder von einem Hunde fand, der an der Leiche zerrte, wird V. 1198 der Leichnam des Polyneikes κυνοσπάρακτος genannt, was im Zusammenhalt mit dem gleich Folgenden: ‚wir verbrannten die Überreste der Leiche (ὃ δὴ λέλειπτο συγκατῄθομεν)' doch nur heifsen kann ‚von Hunden zernagt'. Überdies klagt Teiresias V. 1017, dafs alle Altäre verunreinigt seien von Geiern und Hunden, die von der Leiche gefressen hatten. Das kann doch nicht erst nach jenem ersten Bericht des Wächters geschehen sein. Ich möchte also vorschlagen, jene beiden Verse zu streichen: sie sind für die Meldung des Wächters überflüssig, stehen mit dem Folgenden in Widerspruch, sind formell etwas sonderbar (θηρός — του κυνῶν, ἔλκοντος — σπάσαντος) und stünden, wenn echt, besser gleich hinter Vers 252. Weifs jemand eine einfachere Erklärung, so werde ich gerne auf dieses radikale Heilmittel verzichten.

Fürth. Fr. Vogel.

Hans Sachs und Terenz.

Hans Sachs, der vielbelesene, der sich kaum irgend einen poetischen Stoff des Altertums, des Mittelalters oder der eigenen Zeit entgehen liefs, hat auch die drei gröfsten uns erhaltenen Komiker des Altertums, d. h. je ein Drama von ihnen, kennen gelernt und, wie es bei ihm natürlich war, nachgeahmt. Ein Zufall spielte ihm diese klassischen Komödien in chronologischer Ordnung in die Hände, und durch einen zweiten Zufall bezeichnen die drei Nachahmungen beinahe Anfang, Mitte und Ende seiner dramatischen Laufbahn. Er bildete zu Beginn des Jahres 1531 den *Plutus* des Aristophanes nach, und nur wenige Dramen gingen dieser Nachahmung voraus, er bearbeitete 1548 die *Menaechmi* des Plautus und 1564 — als sein letztes dramatisches Erzeugnis überhaupt — den *Eunuchus* des Terentius. Wir haben also in diesen Nachahmungen ein bequemes Mittel an der Hand, zu bemessen, ob Hans Sachs während seiner langen dramatischen Laufbahn auf dem Gebiete des anspruchsvolleren Dramas Fortschritte gemacht hat oder nicht.

Diese Nachbildungen würden an Wert und Interesse gewinnen, wenn sich beweisen liefse, dafs er direkt aus den Quellen geschöpft, dafs er die Vorbilder in der Ursprache gelesen habe, allein das ist bei dem, was wir über des ehrsamen Schuhmachers Sprachbildung wissen, ganz undenkbar. Aus welcher Quelle er, der wenig Latein und kein Griechisch verstand, daher den *Plutus* kennen gelernt, ist vorerst noch ein ungelöstes Rätsel;[1]) als direkte Vorlage zu seinem *Monechmo* ist die A. v. Eyb'sche Übersetzung der Menaechmi nachgewiesen worden;[2]) es erübrigt also noch, sein Quellenverhältnis zum *Eunuchus* klarzulegen, womit sich die nachstehenden Blätter beschäftigen werden.

„Anno salutis 1564 am 4 tage Novembris“ vollendete Sachs
Ein schöne Comedi Terentij defs
Poeten | vor 1700 Jaren beschriben | Von der
Bulerin Thais | vnd jren zweyen Bulern |
Dem Ritter Thraso vnd Phoedria |
vnd hat V Actus.

E. Goetze im 20. Bande der von ihm in so trefflicher Weise fortgeführten Keller'schen Hans Sachs-Ausgabe sagt (S. 3 Anmerk.): „Die einzige verdeutschung des Eunuchus, welche comödie H. Sachs hier wiedergibt, war vor deren vollendung folgende: Publij Terentij Aphri sechs verteutschte Comedien | aufs eygen angeborner Lateinischen spraach | aufs trewlichst transferiert. Durch Valentinum

[1]) Ich bezweifle, dafs S. den „*Plutus*“ in einer lateinischen Übersetzung verstanden hätte. Wahrscheinlich lagen ihm sowohl für den „*Plutus*“ als auch für die Humanistendramen „*Hecastus*“ und „*Henno*“ handschriftliche Übersetzungen, die ursprünglich zu Schulaufführungen geschrieben worden sein mochten, vor.

[2]) Der Beweis wurde erbracht von mir 1877 in einer ungedruckt gebliebenen Arbeit über die Menaechmen-Nachbildungen, 1886 von O. Günther in seinen „Plautuserneuerungen“ Lpz. 1886 (Lpz. Diss.) p. 18 ff.; vgl. auch M. Herrmann „Deutsche Schriften des A. v. Eyb“. II. S. XXVIII ff.

Boltz von Ruffach. Anno MDXXXIX. Am ende: Getruckt zu Tübingen von Vlrich Morhart. Anno MDXL." Goetze spricht sich hier nicht deutlich darüber aus, ob er die Boltz'sche Übersetzung als die Vorlage unseres Meisters betrachtet oder nicht; doch dürfte wohl das erstere anzunehmen sein, Jedenfalls befindet er sich hier in einem Punkte im Irrtum: Der Boltz'sche Terenz ist nicht die einzige Verdeutschung des *Eunuchus* vor 1564. Es gab vor dieser Zeit, aufser der des Boltz, nicht weniger als 3 andere und wenn wir Degen,[1]) oder vielmehr seinen Gewährsmännern, Schummel und Adelung, Glauben schenken dürfen, sogar 4 deutsche Übersetzungen des *Eunuchus*. Die älteste ist die, nichts weniger als unbekannte, des Hanns Nythart [2]) zu Ulm, von 1486; Nythart hat nur dieses Stück übersetzt. Die zweite ist die anonyme von 1499, die zum ersten Male den ganzen Terenz wiedergab. Als dritte würde, wenn Schummel und Adelung sich nicht irrten, die des Ham aus dem Jahre 1535 folgen, worauf Boltz (1539/40) und endlich Clemens Stephani von Buchaw (1554) zu setzen wären. Lassen wir indes die letztere, die wahrscheinlich nie gedruckt worden, und die angebliche des Ham, deren Existenz zum mindesten zweifelhaft ist, weg, so verbleiben aufser Boltz noch zwei Übersetzungen, die gewifs ebenso gut als jene dem Meister vorgelegen haben können. Goetze hat sie nicht gekannt und daher natürlich auch nicht untersucht, ob ihr Anrecht, die Vorlage des Nürnbergers zu sein, nicht gröfser ist als dasjenige des Boltz.

Bei einem oberflächlichen Vergleich zwischen Sachs und Boltz kann man allerdings auf die Meinung kommen, jener habe sein Stück aus diesem geschöpft. Es gibt eine nicht unerhebliche Anzahl von Stellen, die fast wörtlich in beiden übereinstimmen. Man vergleiche:

Sachs (Goetze S. 6,26)	Boltz Fol. XXXII^{b}
Ob du bist witzig.	Ob du witzig bist.[3])
S. 7,2.	ibid.
Weh mir armen, ich besorg, das Phedria gar schwerlichen Hafs Getragen hab — — —	O mir arbtseligen frawen. Ich besorg das Phedria das schwerer hab aufgenommen.

[1]) Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Übersetzungen der Römer v. Joh. Friedr. Degen. Altenburg. Richter 1794/97 II p. 459 (wo statt 1735, 1535 zu lesen ist).

[2]) Bezüglich dieser Arbeit und ihres Verfassers kann ich auf den 1893 erschienenen Aufsatz von H. Wunderlich „Der erste deutsche Terenz" in „Studien z. Litteraturgeschichte M. Bernays gewidmet" Hamburg, Voss. p. 203—216 verweisen, der mich des näheren Eingehens auf Übersetzer und Übersetzung überhebt.

[3]) Ich füge hier und unten bei allen Parallelen den lateinischen Originaltext aus naheliegendem Grunde bei, und zwar nach der Ausg. von Fleckeisen (Lpz. 1874). V. 76 Si sapis. — V. 81 Miseram me, ueror ne illud grauius Phaedria Tulerit. — V. 83 Totus, Parmeno, Tremo horreoque, postquam aspexi hanc. — V. 232 homini homo quid praestat? — V. 296 deleo omnis dehinc ex animo mulieres: Taedet cotidianarum harum formarum. — V. 305 nescio hercle, neque unde eam neque quorsum eam: Ita prorsum oblitus sum mei.

S. 7,10.	ibid.
Ich zitter und grüsselt mein blut, Bald ich nur hört die wolgemut.	Ich zittere vnd grauset mir gantz nach dem ich dise hab angesehen.
S. 12,5.	Fol XXXVI[a]
Wie ubertrifft ein mensch das ander.	Wie übertrifft ein mensch den andren?
S. 14,14.	Fol. XXXVII[b]
Irnthalb tilg ich aufs meim gemüt Aller vorigen junckfrawen gstalt.	Ich tülck hinfürt alle weiber aufs meinem gmüt. Mich verdreüſst deren tägliche gstalten.
S. 14,34.	Fol. XXXVIII[a]
Bey Hercule — — — — — Weifs nit, von wan ich ietzt geh her, Oder wo ich hinkommen wer. Hab mein selber gleich gar vergessen.	Bei Hercle ich weifs es nit | weder woher ich kumm | noch wohin ich gang ¦ so gantz hab ich mein selbs vergessen.

Diesen Stellen lassen sich noch sehr viele ähnliche anreihen, und man kann nicht leugnen, dafs die Übereinstimmung eine ziemlich grofse ist. Es fragt sich nur, ob diese Stellen nicht schon in einer jener älteren Übersetzungen vorkommen, da ja Übersetzer häufig einander zu kopieren pflegen. Mir erwächst also die mehrfach gegliederte Aufgabe, zunächst die Übersetzungen unter sich und dann mit Sachs zu vergleichen.

Halten wir die beiden ältesten Übersetzungen zusammen, so machen wir sogleich die Entdeckung, dafs sie fast wortwörtlich übereinstimmen. Die Übersetzer von 1499 — denn es sind mehrere — haben ohne weiteres die Nythart'sche adoptiert und nur Kleinigkeiten daran geändert. Sie gestehen selbst zu, dafs die Nythart'sche Arbeit sie erst angeregt habe, den ganzen Terenz zu übersetzen, und ein flüchtiger Blick genügt um zu sehen, wie Nythart ihnen für ihre ganze Arbeit Vorbild war. Was die Abweichungen im *Eunuchus* betrifft, so heifsen z. B. die Acte bei Nythart „vnterscheid" oder „geschichten", die Scenen „tail"; in der Übersetzung von 1499 heifsen die Acte „vbung" und der Ausdruck „Scene" ist beibehalten. Im Wortlaut der Argumente gehen beide Übersetzungen noch ziemlich weit auseinander, aber im eigentlichen Texte betreffen die Abweichungen nur einzelne Ausdrücke, und selbst der fortlaufende Kommentar ist durch das ganze Stück vielfach wörtlich beibehalten worden.

Bei Boltz geht der Unterschied viel weiter. Er hat die lateinischen Ausdrücke Actus und Scene beibehalten und die Personen mehrfach anders als Nythart bezeichnet. So ist z. B. Thraso, in den älteren Übersetzungen als „Ritter" bezeichnet, bei ihm als „Hauptmann", Thais, bei jenen „Bulerin" benannt, heifst bei ihm „die mätz" u. s. w. Was den Text betrifft, so sieht man gleich, dafs Boltz ernstlich bemüht war, moderner als Nythart zu schreiben. Manche Ausdrücke und Wendungen des letzteren waren eben 60—70 Jahre später nicht mehr recht geläufig. Dann hat Boltz offenbar den lateinischen Text nochmals herangezogen und durchgehends mehr oder minder erhebliche Änderungen im Wortlaut und in der Wortstellung vorgenommen. Gleich-

wohl zeigt sich die Abhängigkeit von Nythart in zahlreichen wörtlich beibehaltenen Stellen.

Dafs Sachs Nythart allein gekannt habe, möchte man wohl schon daraus schliefsen, weil er gerade den *Eunuchus* und nur ihn allein nachgebildet hat. Wäre ihm eine vollständige Terenzübersetzung vorgelegen, so hätte er gewifs irgend einem anderen Stücke den Vorzug gegeben und jedenfalls mehr als ein Stück nachgebildet. Nun enthält Nythart's Terenzübersetzung nur den *Eunuch,* folglich hat Sachs nur Nythart gekannt. Dieser Schlufs liegt nahe und ist bestechend genug; aber eine völlige Sicherheit gewährt er nicht. Besser ist es, die Hans Sachsische Arbeit mit den verschiedenen Übersetzungen zu vergleichen, um aus der gröfseren Übereinstimmung mit der einen oder der andern seine Vorlage herauszufinden. Das Resultat ist nun allerdings auch, dafs Sachs seine Arbeit auf Grund des Nythart'schen *Eunuchs* ausgeführt hat.

Was zunächst sein Verhältnis zu der Übersetzung von 1499 betrifft, so läfst sich, wiewohl diese fast ganz identisch mit der Nythartschen ist, zeigen, dafs er nicht sie, sondern letztere benützt hat. Man beachte z. B. nachstehende Parallelen:

Sachs (S. 7)	Nythart [1])	Übers. v. 1499
Weh mir armen, ich besorg, das Phedria gar schwerlichen hafs Getragen hab fehrlicher massen, Dafs ich in nit hab eingelassen, Und ist doch in keim ubel gschehen, Das thu ich auff mein trew verjehen.	O, Mir armen. Ich besorg das Phedria ditz it schwer getragen hab oder anders vffgenommen, wan es von mir beschehen ist | das er gestern nit ward yngelassen.	O, Mir armen ich forcht das Phedria ditz it schwer getragen hab oder anders vffgenummen wann es von mir geschehn ist das er gestern nit ward ingelassen.

Ähnliche charakteristische Übereinstimmungen zwischen Sachs und Nythart gegenüber kleinen Abweichungen der Übersetzung von 1499 finden sich noch einige.

Ich werde daher bei den weiter unten zu gebenden Parallelen die Übersetzung von 1499 ganz weglassen.

Betrachten wir nun das Verhältnis des Nürnbergers zu Nythart und Boltz. Die Abhängigkeit von dem ersteren zeigt sich bei Sachs schon im Titel seiner Nachbildung. Boltz nennt seine Übersetzung *Eunuchus*; Nythart hat gar keinen Titel, daher kam es, dafs Sachs — der einen Namen brauchte — sein Stück nach der „*Bulerin*“ benannt hat. Dann ist der Prolog bei Sachs teils aus der langen Aufschrift des Titelblattes der Nythartschen Übersetzung, teils aus deren Inhaltsangabe entstanden, wie folgende Gegenüberstellung zeigt:

---

[1]) V. 81 ff. Miseram me, uereor ne illud grauius Phaedria
Tulerit neue aliorsum atque ego feci acceperit
Quod heri intro missus non est.

Sachs

Terentius, der hoch poet,
Ein comedi beschreiben thet
Artlich in lateinischer sprach,
Die ist verteutscht worden hernach,
Die helt inn ein historia,
Wie in der statt zu Athena,
Welche liget in Griechenland,
Ein reicher Burger weit erkandt
Hett gar ein schöne tochter da,
Die hiefs mit nam Pamphilia.
War auff der harpfen künstreich gar;
Die von meerraubern gfangen war
Und geführt in Rhodis, die statt,
Da man sie auff dem marckt feil hatt.
Da sie ein ritter kauffet hett
Nach langer zeit sie füren thet
Hin gen Athen on alls nachdenken
Und thet sie seiner bulschaft schenken,
Welliche hiefs Thais mit nam, u. s. w.

Nythart (Titelblatt)

Hernach volget ain Maisterliche vnd wolgesetzte Comedia..... Die der Hoch gelert.... Poet Therencius gar subtill..... gesetzt hat.

Nythart (Inhaltsangabe)

Ain Edle Jungkfraw mit namen Pamphilia aus Athenis geraubet ward gen Rodis gefürt. allda von den raubern verkaufft..... (ein Ritter) Pamphiliam sach an offnem marckt zu failem kauff gestellet sein.... Allso thet Ritter Traso die selben Pamphiliam von schöne der gestalt vnd irer kunst wegen die si kund auf der harpffen . vnwissend sust aller ding wer sie was. kauffen . zeschencken seinem bulen Thaidi u. s. w.

Boltz bietet hiezu keine Parallelen, er gibt die Übersetzung zweier lateinischer Periochen (Sororem falso dictitatam Thaïdis und Meretrix adolescentem cuius mutuo amore tenebatur exclusit).

Auch das Personenverzeichnis des Sachs beruht sowohl bezüglich der Personenbenennung, als auch nahezu in deren Reihenfolge auf Nythart. Man vergleiche:

Sachs

Laches, ein alter Burger zu Athen
Phedria, Cherea – seine zwen sön
Parmeno, der zweyer knecht
Thraso, ein ritter
Gnatho, ein heuchler
Sanga, koch, Simalio, Siriscus, Dorax – sein hofgesind
Thais, die listig bulerin
Pithias, Dorias – ir 2 meid u. kuplerin
Ein Möhrin
Dorus, ein verschnittner knecht
Antipho, ein Athenischer Jüngling
Chremes, burgers son von Athen
Pamphilia, sein schwester, harpffenschlagerin
Sophronia, ir säugam
Und der ehrenhold.

Nythart

Ain ... tagter Burger zu Athenis mit namen Laches Vnd zwen seiner sün...... Namlich Phedria vnd Cherea. Auch ain knecht genannt Parmeno der den zwaien iungen gesellen zu irem gewerb diente.
Mer ain..... Ritter mit namen Traso. Vnd fünff seiner knecht. Namlich Gnato der zütüttler. Sanga der koch. Simalio. Siristus vnd Dorax seine Diener.
Mer ain listige.. bülerin mit namen Thais. mit zwaien megten. Namlich Pithias vnd Dorias. Auch ainer harpffenspilerin genannt Pamphilia..... Vnd ain diern aus Morenland mit ainem verschnitnen knecht der hiefs Dorus ....
Mer ain Jüngling der Pamphilia bruder ain.. burger zu Athenis mit namen Cremes.
Mer ain Athenischer Jüngling.. genannt Antipho.

Boltz

Phedria: der jüngling
Parmeno: der knecht
Thais: die mätz
Gnato: der zudüttler
Cherea: der jüngling
Thraso: der Hauptmann
Pythias: die magt
Chremes: der jüngling
Antipho: der jüngling
Dorias: die magt
Dorus: der Eunuchus oder verschnitten
Sanga: der knecht
Sophrona: die seügam
Laches: der alt.

Die Sophronia hatte Nyth. bei der Aufzählung vergessen, Sachs ergänzte sie aus dem Stücke selbst. Was die Umstellungen betrifft,

so wollte Sachs offenbar Chremes mit seiner Schwester zusammenstellen, darum nahm er diese aus dem Gesinde der Thais heraus.

Wenden wir uns zu dem Stücke selbst, so sind nachstehende Parallelen lehrreich und meines Erachtens entscheidend genug. Sie veranschaulichen zugleich auch nachträglich das sprachliche Verhältnis zwischen Nythart und Boltz.

Sachs S. 6,9	Nyth. Fol. IIa [1])	Boltz Fol. XXXIIb
Phedria spricht: O alls ubels bin ich unschuldig! Derhalben bin ich ungeduldig; Ich merck irn *bofshaftigen* sinn, Nun ich veracht und *elend* bin, Und brinn doch in der lieb noch hart Im hertzen gleich voriger art Und weifs gar nit, was ich thun sol.	Phe. O, vnuerschultes vbel . nun merck ich dz sie bosfetig *(bosfftig?)* ist vnd ich *ellend* vnd verdrust mich . vnd brinn doch in der liebe vnd vergang mit vernunfft . wissend . sehend vnd lebend . vnd wais nit was ich tun sol.	Phe. O des schentlichen bossen, Nun merck ich dz sie verbubscht ist | vnd empfind mich zu sein ain arbtseligen menschen . Ia es verdreüfst mich | vnd brinn doch in der liebe mit vernunfft | vn wissen | lebend vnd gesehend verdürb ich | vnd weifs doch nit was ich thun soll.
Parmeno der knecht spricht: Herr das kann ich dir sagen wol. Mach ledig dein gefangen hertz — — — — — —	Par. was du tun solt? nuntz wann das du dich gefangnen ledigest etc.	Par. Was du thun solt? Nichts anders ¦ dann das du dich gefangenen ledigest.
Phedria, der buler, spricht: Mein Parmeno, rhätst du mir das?	Phe. Ratst aber allso?	Phe. Rhatstu aber also?
Parmeno der knecht spricht: — — — — — — Ob du bist witzig, von ir fleuch, Ir lieb mit wort und thaten scheuch, Dieweil sie hat verachtet dich Und bult mit andern wissentlich, — — — — — — Schaw, schaw, dort tritt daher die wacker, Der schedlich hagel deinem acker Der dir verderbt, verschlemt und frifst,	Par. Ob du witzig bist . dz du dir nit beswerde zulegest vber die die lieby selber hat . . . . . . aber sich sie gat her aus vnsers ackers hagel . wann das wir nemen solten das wirt vns von ir entzogen.	Par. Ob du witzig bist . Leg dir auch kein beschwerdt auff über dise, die die liebe selbs hat . . . . Aber schaw da | das verderben vnsers guts gaat herausser: dann dise entzeücht vns das wir nemmen solten.

[1]) V. 70 ff. Ph. . . . O indignum facinus: nunc ego
Et illam scelestam esse et me miserum sentio
Et taedet: et amore ardeo: et prudens sciens
Vinos uidensque pereo: nec quid agam scio.
Pa. Quid agas? nisi ut te redimas captum . . . .
— — — — Ph. Itane suades? Pa. Si sapis
Neque praeter quam quas ipse amor molestias
Habet addas, — — — — — — — —.
Sed eccam ipsa egreditur, nostri fundi calamitas:

Was dir darauf gewachsen ist, Das wird dir alls von ir abgsogen Durch ir falsch gleisend lieb vertrogen.		
S. 7,8 *Phedria spricht:* Ich zitter, u. grüsselt mein blut Bald ich nur hört die wolgemut. *Parmeno der knecht spricht:* Herr sey guts muts, und naher geh Von[2]) disem heifs flammenden fewr, Sonst erhitzigst du gar ungehewr, Die flammen schon dein hertz anfliegen	Fol. III[a] [1]) Phe. Parmeno ich zitter vnd krüsel gantzer, so ich sie angesehen han. Par. Bis gutz mutz. gang neher zu disem füir so erhitzigst mer dann genug.	Fol. XXXII[b] Phe. O Parmeno ich zittere | vnd grauset mir gantz nach dem ich dise hab angsehn. Pa. Bifs guts muts gang zu dem fewr da würstu dich yetz mer dann gnug erhitzigen.
ibid. Zeile 25 *Parmeno der knecht spricht:* Vom zuschliefsen[4]) so schweigt sie dir, Das sie dir nechten hat gethan.	ibid.[3]) Par. Aber vom vsschlissen nit ain wort.	fol. XXXIII[a] Par. Ja vo dem aufsschliessen geschieht kein red.
ibid. *Thais, die bulerin spricht:* Ach, mein Phedria lafs darvon!	fol. III[b] Tha. Ach lafs daruon	fol. XXXIII[a] Tha. Lafs die Ding faren.
S. 9,22 Hab dir gekauft ein möhrin schlecht Und auch einen verschnitten knecht Vmb fünfftzig pfund	fol. VIII[a u. b] ainer mörin . . . ein verschnitten . . . . Gestern hab ich fünfftzig pfunt pfennig vmb sie baide gegeben.	fol. XXXIV[b] ein mägtlin aufs morenland . . . ein verschnittenen . . . hab gestern zweintzig pfundt pfennig vmb beide geben.

[1]) V. 83. — — — — — Ph. Totus, Parmeno
Tremo horreoque, postquam aspexi hanc. Pa. Bono animo es:
Accede ad ignem hunc, iam calesces plus satis. —

[2]) Sollte Sachs nicht wie sein Vorbild geschrieben haben „zu disem . . fewr So erhitzigst etc. So wie E. Goetze (nach dem Druck) den Text wiedergibt, ist er Unsinn.

[3]) V. 87. Pa. Ceterum De exclusione uerbum nullum. —
V. 90 — — — Th. Missa istaec face. —
V. 165 ff. — ex Aethiopa Ancillulam — — — eunuchum . . . . Heri minas uiginti pro ambobus dedi. —

[4]) Hier ist offenbar nach der Vorlage „vfsschliefsen“ oder „ausschliefsen zu korrigieren.

S. 11,24

Ir götter, was kranckheit ist dafs
Die leut verwandelt solcher mafs
Dafs ein zornig hertz und gemüt
Verwandelt wird in lieb und güt!

fol. XIIᵇ [1])

O ir guten göt, was kranckait ist dz? söllen die leut von der liebe allso verwandelt werden? dz du nit kennst den vorigen sin.

fol. XXXVᵇ

Güttiger gott, was kranckheit ist das? werden dann die menschen also verkert von der liebe das du auch denselben nimmer kennest?

S. 12,3

Gnatho der heuchler, spricht:
Ir untödtlichen göttr allsander,
Wie ubertrifft ein mensch das ander!
Grofs unterscheid ist hie zu preisen.
Zwischen eim narren und eim weisen.
Ich sih Parmeno, der dort steht
Der all sein gut verdempffen thet.
Nun geht er her in schlechtem kleid
Und mufs dienen in hertzenleid.
Von all sein freündn ist er verlassen,
Ich aber geh ein andre strassen.
Den reichen gsellen wohn ich mit,
Doch jung, unweifs und ungeniert;
Und was die thun, das lob ich alls,
Was sie schenden schend ich nachmals,
— — — — — — —
— — — — — — —
Also kan ich in auch in allen
Aufs falschem hertzen süfs liebkallen.

fol. XIIIᵇ

Gna. O Untötlichen göt. was übertrifft ain mensch dz ander. was ist vnderschaid des verstanden gegem narren .... als ich zu her kommend was | bestellet ich ainen meiner statt daher | vnd auch ordens | nit vnfrumen. der sein gut auch vertempfft het. Ich sich in rauhen | vnsaubern alt von klaidern ... all mein — — — fründ hand mich verlassen. — — Du ungenietter ... man (sprach ich ..... es ist ain geslecht der menschen die in allen dingen die vordersten sein wollen | vn sinds doch nit. den folg ich nach ... was sie sagen das lobe ich ... würd ainer aber wider nain sagen | ich sag nain. iehens ia | ich sprich ia. Zeletst hab ich mir gebotten in allen dingen liebkallen.

fol. XXXVIᵃ

Ewiger Gott. Wie übertrifft ein mensch den andren? Was ist vnderscheids des verstendigen gegen eim vnuerstendigen? ... Als ich heüt her kam | hab ich mit eim meins heimats vnd ordens geredt nit ein vnfrommer mensch: der sein väterlich gut verschleckt hat: den sahe ich scheützlich ... mit lumpen .. vmbhenckt ... alle meine freünd haben mich verlassen .... du vnbesinter mensch (sprich ich) .... Es ist ein geschlecht der menschen | die die fürnembsten wöllen sein in allen dingen | vnd sinds doch nit. Denen volg ich nach .... Alles was sie reden dz lob ich .... So yeman dz verneint: so vernein ichs auch, sagt ers: so sag ichs auch. Zeletst hab ich mich selbs beredt | in allen dingen lieb zekosen.

---

[1]) V. 225. Di boni, quid hoc morbist? adeon homines inmutarier Ex amore, ut non cognoscas eundem esse!

V. 232 ff. Di inmortales, homini homo quid praestat? stulto intellegens Quid inter est? — — Conueni hodie adueniens quendam mei loci hinc atque ordinis Hominem haud inpurum, itidem patria qui abligurierat bona: Video sentum squalidum aegrum, pannis annisque obsitum ..... omnes noti me atque amici deserunt. — — 'quid homo' inquam 'ignauissume'? — —

V. 248: Est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt Nec sunt: hos consector: — — — —.

V. 251: Quidquid dicunt, laudo — — — — Negat quis: nego; ait: aio: postremo inperaui egomet mihi Omnia adsentari.

S. 22,10	fol. XXXV[a]	fol. XLII[b]
Thais,[1]) *die bulerin spricht:* Versorget auch die junckfraw wol Kein fleifs man an ihr sparen sol, Und bleibet fleissig in dem Haufs Nun gehnd wir, folg mir nach hinaufs	Tha(is) ..... versorgen die iungkfrawen fleislich| vnd bleiben im haufs. Tra. Gee wir? Tha. Volgen ir mir nach.	Tha ... Haben fleissig acht auf dise junckfraw. Thünd eins | bleibent im haufs. Thra. Lafs vns gon. Tha. Volgent jr mir nach.
S. 23,16	fol. XXXVIII[b][2])	fol. XLIII[b]
Antipho geht ein ..... Gestert da seint wir jüngeling Zu Pireo eins wordn aller ding, Auff heut mit einander zu essen, Und haben erwelt und zugmessen Cheream, unsern schaffner zu sein.	Ant. Gestern sind wir etlich iüngling ains worden | vff hüt mit einander zeessen in Pirreo vnd hond chercam dar zu schaffner gemacht.	Gestern seind vnser etlich junggsellen zusamen kommen aufs gestaden Pirreo | das mir auff den heüttigen tag mit einander essen | aufs zusamengelegter beüt. Vnd haben Cheream verordnet zu dem handel.
S. 24,15	fol. XLI[a]	XLIV[a]
Cherea spricht: Das ist ein hochzeitlicher tag.	Che. O hochzeitlicher tag defs menschen.	Che. O wie ein frölicher tag des menschens.
S. 27,30	fol. XLIX[a]	XLVI[b]
O weh mir armen maid, wo find Ich das untrew schalckhafftig kind?	Ich arme wa find ich den Schalckhafften vnd vngetrüwen.	Wa sol ich armselige den lästerlichen vnd schnöden menschen finden?
S. 32,1	fol. LXII[a]	L[b]
Ich will Pamphiliam allein Die junckfraw nemen mit gewalt.	Ich will die junckfrawen mit gewalt nemen.	Will die junckfraw herausfs nemmen.
ibid. 9	ibid.	ibid.
Dorax kom mit dem rigl herfür.	Dorax kumm du her mit dem rigel enmitten.	Donax stell dich da mitten ins heer | mit dem hebeisen.
S. 34 letzte Z.	fol. LXVII[a][3])	LII[a]
O du bofshafftige.	O du bofshafftige.	Dv schentliche.

---

[1]) Goetze gibt nach dem alten Druck diese Verse dem Thraso. Aber der Miles konnte doch den Mägden der Hetäre keine Aufträge geben! Also auch ohne Heranziehung der Quelle hätte hier eine Besserung vorgenommen werden müssen.

[2]) V. 505: — — curate istam diligenter uirginem: Domi adsitis facite. Thr. Eamus. Th. Vos me sequimini.

V. 539. Heri aliquot adulescentuli coïmus in Piraeo, In hunc diem ut de sumbolis essemus. Chaeream ei rei Praefecimus:

V. 560: O festus dies!

V. 643 Ubi ego illum scelerosum misera atque inpium inveniam?

V. 773 Virginem eripiam.

V. 774 — — —. In medium huc agmen cum uecti, Donax.

[3]) V. 817. . . . scelesta — —.

V. 872 Ad nunc dehinc spero aeternam inter nos gratiam Fore Thais. —

S. 37,11	fol. LXXI^{b}	fol. LIII^{a}
Thais, ich hoff, es sol auff erden Zwischen uns ain ewig freundschafft werden.	Thais, Ich hoff aber, das nun fürohin zwischen vnser ain ewige freuntschafft werde.	Blan,[1]) Thais, ich hoff das nun fürterhin ewiger frid oder gunst werd zwischen uns sein.
ibid. 32	fol. LXXII^{b}	LIII^{b}
Ja ietzund wird ir bruder kommen. Der bringt die säugammen der frommen, Die sie in tugend[2]) nehrt voraufs. Kom, wir wöllen warten im haufs.	Der iunkfrauen bruder wirt yetzo hie bei sein. er istgegangen die seügammen zeberüeffen. die sie in der iugend genert hat. — — — — wilt du icht | so wartten wir als leicht . . in dem haufs.	Der junckfrawen bruder wirdt yetz daher kommen | er ist gangen jr seügammen zeholen | die sie ein kleins kindlin hat erzogen. — — — — Wil du | so lafs vns ee . . daheimen warten.

Wiewohl schon das bisher Angeführte zur Genüge bewiesen haben dürfte, dafs H. Sachs die Nythart'sche Arbeit vor sich hatte, so sei doch noch eines erwähnt. Die erste deutsche Terenz-Übersetzung ist mit zahlreichen Holzschnittten geziert. Auf einigen derselben ist der Eunuch — oder sein Stellvertreter — abgebildet und zwar wird er durch Narrentracht von den andern Personen unterschieden. Dieser Umstand erklärt nachstehende Verse bei Sachs, die er im Texte seiner Vorlage nicht fand:

S. 16 Z. 12: Leg an difs kleid, samb seyst verschnitten
Und thu dich aller narrn weifs nieten,
Dafs man dich für ein narren kenn.
S. 17,3: Kom und leg das narrenkleid an
S. 26,10: Und zeuch difs narrenkleide aufs.
S. 26 Z. 28: So gehnd wir eilend in mein haufs,
Da zeuh dein narrenkleidung aufs.
S. 28,32: Ich sitz da gleich in hertzenleid,
Hab nit mehr an mein narrenkleid.
S. 29,23: Wo ist dein narrenkleid . . .
S. 38,4: Ja kom, ich schem mich auff mein eid,
Da-zu-stehn in dem narrenkleid.

Die Boltz'sche Übersetzung ist mit Ausnahme eines einzigen Bildes ohne Holzschnitte.

V. 891 — — iam frater ipse hic aderit uirginis; Nutricem arcessitum iit, quae illam aluit paruolam:

V. 894: — — Vin interea, dum venit, Domi opperiamur potius quam hic ante ostium?

[1]) Diese seltene Partikel, welche seit Zarncke's Untersuchung über die Cammerlander'schen Drucke eine gewisse Bedeutung erlangt hat, findet sich, was noch wenig bekannt sein dürfte, wiederholt in der Boltz'schen Übersetzung vor, so noch z. B. Blatt 48^{a}, 51^{b}, 53^{a}, 59^{a}; daneben kommt auch die gewöhnliche Form des Wörtchens, d. h. „wolan" vor. Nebenbei bemerkt, kommt „blan" auch in S. Münsters Cosmographei vor (so z. B. S. 1149 der Ausg. Basel H. Petri).

[2]) Also schreibt Götze der alten Ausgabe nach. Kein Zweifel, dafs Sachs, gleich seiner Vorlage, „iugend" geschrieben hatte und dafs ein Druckversehen vorliegt, das keine Verewigung verdient. — Die wenigen von mir hier beigebrachten Beispiele, die ich indes vermehren könnte; beweisen, dafs die Quellen des H. Sachs unter Umständen bei der Herstellung eines korrekten Textes seiner Werke von Nutzen sein können. Man sollte daher besonders dann nicht versäumen, sie heranzuziehen, wenn keine Handschrift des Dichters, sondern nur ein Druck, zumal aus späterer Zeit, vorliegt.

Hat nun Sachs aufser Nythart keine andere Übersetzung benützt? Alles scheint dafür zu sprechen, dafs er nur jenen kannte. Gleichwohl ist die Sache noch nicht so ganz glatt. Es gibt in seiner Nachbildung eine Anzahl von Stellen, wo er mit Boltz gegen Nythart übereinstimmt. Allerdings handelt es sich dabei meist nur um einzelne Ausdrücke, aber ihre Zahl ist doch zu grofs, als dafs wir an einen blofsen Zufall denken könnten. Damit der Leser selbst urteile, seien mehrere angeführt:

Sachs S. 5,6	Nythart[1]) fol. I^{a}	Boltz fol. XXXII^{a}
Nein, nein, ich werd es zwar nit than, Obs mich gleich bet...	Nain ob sie mich flechnete	Nein icht, ob sie mich gleich bät
S. 8,2	fol. III^{b}	fol. XXX^{a}
O Thais, Thais, was hast than? Wolt gott, vnser beider lieb wer In zwen gleich teil geteilt bifsher.	O thais, thais das aber vnser liebe geleich geteilt were.	O Thais, Thais | wolt Gott, das ich gleichen theyl u. s. w.
Sachs S. 11,2	Nythart fol. XI^{b}	Boltz fol. XXXV
Parmeno, führ die zwey hinab, Wie ich dir denn befohlen hab, Die mörin und verschnitten knecht Zu Thais und aufsricht das recht, Und zier mein schenck mit schönen worten.	Tu allso als ich gehaissen han. dz die hin gefürt werden. — — — — Ists dir aber genug geboten? — — — — — — Par... es soll aus gericht sein .... Phe. Vnnser gab ziere mit wortten | als verr du macht.	Tvn also wie ich dich geheissen hab, für die zwey (die mörin vnnd verschnittnen) hindannen. — — — Ist dir aber das nit genug bevolhen? — — — — — — — — Pa. Wolan ich wils aufsrichten. — — — — Phae. Streich vnser gab schon aufs mit worten so fast du immer magst.
S. 13,10	fol. XVII^{a}	fol. XXXVII^{a}
Wie angnem meinst, dafs werd sein do Thaidi diese schöne gab, Die ich ir ietzund führ hinab?	Wie empfengklich mainst du dise gab thaidi werden?	O wie angenem meinstu werd dise schenck sein Thaidi?
S. 19,27	fol. XXVII^{b}	fol. XL^{b}
Darumb hat dich der köng vor augen.	Darumm hat dich der künig allweg in augen	Derhalben hat dich der künig vor augen.
S. 22,6	XXXV^{a}	fol. XLII^{b}
Wolt ers nit thun, so für in ... Zu mir	mag das nit gesein | so für in zu mir.	kan ers aber nit thun so für in zu mir.
S. 27,32	fol. XLIX^{a}	fol. XLVI^{b}
— — — Wo soll ich in suchen?	Wa such ich in?	... wo sol ich jn suchen?

[1]) V. 49: non, si me obsecret.
V. 91 — — — o Thaïs, Thaïs, utinam esset mihi Pars aequa amoris tecum.
[2]) V. 207. Fac, ita ut iussi, deducantur isti. — — — — — — — — — — Satin hoc mandatumst tibi?

S. 30,10 Doch weil ich noch zu tische saſs Ich gleich noch scharpffer sinne was	fol. LVII^a [1]) Doch die weil ich saſs beducht ich mich schön nüchtern sein.	fol. XLIX^a Doch dweil ich zetisch saſs daucht ich mich so fein nüchtern sein.
S. 34,6 Ich wil dir ir säugammen alt Sophroniam ietzt hieher bringen	fol. LXIV^b [2]) ich gee zu Sophronam irr sangmutter (Drkf. für säugmutter) das ich si hie her bringen — — werde.	fol. LI^b Ich will gon zu Sophronam jrer seügammen | das ich sie zu jr für.
S. 35,18 Der junge bruder Phedria	fol. LXVII^b [3]) Der vngebartet bruder Phedrie.	fol. LII^a Diser jünger bruder Phedrie.
S. 36,22 Ich bit, Thais verzeih mir das; Und wo ich solchs mehr thu fürbaſs So solt du darumb töten mich.	fol. LXX^b [4]) Verzeich mir dise ainige missethat. Ist das ich yendert ain andre verbring | so tött mich.	fol. LII^b Verzeich mir dise eintzige übelthat | wenn ich yenen würd ein andere mer thun. so tödt mich.

Hiezu kommen noch zwei Dinge: 1. Nythart schreibt durchweg: Therencius Traso, Gnato, Cremes; dagegen Sachs hat übereinstimmend mit Boltz: Terentius, Thraso Gnatho, Chremes. 2. In der Überschrift der Sachsischen „Comedi" findet sich die Zeitangabe „vor 1700 jaren beschriben." Woher hat Sachs diese? Bei Nythart ist nichts derartiges zu finden, aber Boltz hat ein „leben Terentij", in welchem es heiſst: „Diser Terentius ist vor Christi geburt geweſst | hundert vnd zwey vnd dreissig jar." Nun ist 1564 + 132 = 1696, d. h. rund 1700.

Alles in allem gerechnet, wird daher ein gewisser Einfluſs der Boltz'schen Übersetzung auf unsere „Comedi" in der Gestalt, wie sie uns vorliegt, nicht abgestritten werden können. Kein Zweifel, Sachs hatte, als er sein Stück niederschrieb, nur Nythart vor sich. Im letzten Augenblick aber, vielleicht, als die Arbeit schon beendet war, wurde er auf die jüngere Übersetzung aufmerksam gemacht und brachte nun noch einzelne Korrekturen an. Fragt man jedoch, warum hat er, falls er Boltz kannte, nicht noch andere Stücke des Terenz bearbeitet, so läſst sich mit der Gegenfrage antworten, warum hat er nach dem 4. November 1564 überhaupt keine Dramen mehr geschrieben? Eines müſste doch das letzte sein. Der Dichter zählte

---

V. 212 — — — Minume qui effectum dabo. — V. 114 Munus nostrum ornato uerbis, quod poteris. —

V. 275 Quam hoc munus gratum Thaidi arbitrare esse? — V. 401 Rex te ergo in oculis. —

V. 503 — — — si id non poterit, ad me adducito. — V. 643 — — aut ubi quaeram. —

[1]) V. 728 Ac dum adcubabam, quam uidebar mihi pulchre esse sobrius. —

[2]) V. 807 — — — — ego eo ad Sophronam Nutricem, ut eam adducam.

[3]) V. 824 — — — Iste ephebus frater Phaedriae. —

[4]) V. 852 — — — — Unam hanc noxiam Amitte: si aliam admisero unquam, occidito.

volle 70 Jahre und wagte sich von jetzt an nicht mehr an gröfsere Sachen.

Dieser Erklärung über die Benutzung der Boltz'schen Übersetzung seitens unseres Dichters fehlt, um vollkommen zu befriedigen, eines, und das ist: das verlorene 17. Spruchbuch, welches das Sachsische Stück enthielt. So lange dieses nicht zum Vorschein kommt, dürfte, da H. Sachs das Stück nicht selbst zum Drucke brachte, dasselbe vielmehr erst drei Jahre nach seinem Tode herauskam, die Frage berechtigt sein, ob nicht etwa ein anderer als Sachs die auf Boltz beruhenden Änderungen vorgenommen habe? Zu Gunsten dieser Ansicht spricht z. B., dafs Sachs, wie ich E. Götze (Anmerk. zu unserem Stücke S. 3) entnehme, in seinem Generalregister, wo er von unserer „Comedi“ redet, die Formen Therencius Traso, einmal allerdings auch — wenn kein Versehen Goetze's vorliegt — Thraso anwendet. Möglich wäre es ja immerhin, dafs gerade bei der Bearbeitung eines antiken Stückes ein humanistisch geschulter Mann, vielleicht der Herausgeber und Verleger der Werke des H. Sachs, Joachim Lochner, selber die bessernde Hand auf Grund einer modernen Übersetzung anzulegen sich berufen fühlte. Dann hätte Sachs nur den Nythart zur Vorlage gehabt, und es bedürfte keines weiteren Erklärungsversuches, warum er gerade den Eunuchus und nur diesen bearbeitet hat. Ich wage es nicht, mich für eine dieser beiden Vermutungen zu entscheiden. Es liegt auch dazu um so weniger Veranlassung vor, als der Boltz'sche Einflufs auf das Stück, gegenüber dem des Ulmers, so verschwindend ist, dafs man fast ganz davon absehen kann. Die wahre Quelle unseres Meisters ist und bleibt Nythart.

Wie verhält sich nun Sachs zu dieser Quelle? Wie sehr er im Ausdruck davon abhängig ist, das haben die oben angeführten Parallelen gezeigt. Ich füge noch ergänzend hinzu, dafs das Verhältnis fast durch das ganze Stück das gleiche ist.

In der Fabel weicht Sachs gar nicht und in der Disposition sowie im Scenenbau nur wenig von seiner Vorlage ab. Das lateinische Stück enthält im I. Akte 2, im zweiten 3, im dritten 5, im vierten 7, im fünften 8 oder wenn man will 9 Scenen. Sachs hat — ohne dafs sich bei ihm eine Sceneneinteilung findet — nicht eine einzige von diesen Scenen ausgelassen, er hat sie, mit einer einzigen Ausnahme, auch nicht verschoben, sondern nur zwei Scenen eingeschoben. Aber der Nürnberger weist seiner Vorlage gegenüber bedeutende Kürzungen auf. Er liebte ebensowenig die langatmigen Monologe wie die weitschweifigen Erzählungen und Berichte und selbst längere Dialoge mit schlagartig sich folgender Rede und Gegenrede waren nicht nach seinem Geschmacke. Und so kürzt er denn mehr oder weniger an jeder Scene. Anderseits fügt er wieder verschiedenes hinzu, sei es, dafs es gilt, ein blofses Wort der Vorlage zu einem Verse zu erweitern, sei es, um auf einen Vers einen entsprechenden Reim zu finden, und endlich auch um neue besonders moralisierende Sätze einzufügen.

Im einzelnen ergibt sich — ich setze den Inhalt des lateinischen

Stückes als bekannt voraus — Folgendes. Die ausführliche Erzählung der Thais (V. 107—152 bei Terenz) hat Sachs auf 20 Verse verkürzt. Thais erzählt weder von ihrer Mutter noch von der Pamphila, sondern nur, dafs sie ehedem „den ritter Thraso“ habe „Hertz-lieb“ gehabt; nun halte sie Abrechnung mit ihm, deshalb solle Phedria „zwen tage“ fernebleiben. Den Schlufs des I. Aktes — den Monolog der Thais, Vers 191—206 — liefs Sachs weg, dafür hat er eine selbsterfundene Scene angehängt: Parmeno hält Betrachtungen über die verliebte Schwäche seines Herrn, der sich „hatt fangen lassen“ und prophezeit ihm daraus ein schlimmes Ende,

Wann die bulerin sind von Flandern,
Geben ein narren umb den andern.

Der ganze II. Akt ist eine stark gekürzte, aber im ganzen getreue Wiedergabe der Nythart'schen Übersetzung. Hinzugefügt hat der Meister wenig, nur eine Änderung hat er vorgenommen. Gnatho „der Heuchler“, der in der 2. Scene bei Terenz einen heruntergekommenen „quendam mei loci hinc atque ordinis hominem haud impurum“ so drastisch schildert, identifiziert ihn bei Sachs mit — Parmeno.

Der III. Akt beginnt mit einer Scene eigener Erfindung des Sachs. Er läfst „Pamphilia“ und die „Möhrin“ — beide stumme Personen bei Terenz — Klagen über ihr Schicksal anstimmen. Pamphilia erzählt „den göttern“, dafs sie als 3-jähriges Mädchen ihren Eltern von Seeräubern geraubt, nach „Rhodis“ verkauft, von Hand zu Hand gegangen, bis Thraso sie für Thais gekauft habe, in deren Hause sie indes sich sehr unbehaglich fühlt, denn da

Der buler vil gehnd ein vnd aufs,
Da mufs ich erst besorgen sehr
Der meinen junckfräwlichen ehr.

Zudem sind ihr Eltern vnd Heimat „gentzlich vnbekandt“. Nun tritt die „Möhrin“ hinzu und verabreicht ihr den Trost, dafs sie nicht minder leide als sie. In Indien geboren, von den Eltern verkauft, sei sie von Herrn zu Herrn gewandert und vielfach mifshandelt worden, bis Phedria sie erstanden und Thais geschenkt habe. Und sie verdient ein besseres Schicksal; ruft sie doch:

Nun fürcht ich auch der ehre mein,
So wol als du, auff disem platz;
Wann mein ehr ist mein höchster Schatz.

Nach diesen Geständnissen ziehen sich die beiden aus Furcht vor Thais wieder ins Haus zurück. Das Köstlichste an dieser naiven Scene ist, dafs H. Sachs schon jetzt die Möhrin aus dem Hause der Thais treten läfst, die Parmeno erst zwei Scenen später der „bulerin“ im Auftrage seines Herrn übergibt.

In der zweiten Scene des III. Aktes kopierte S. die erste des Terenz, doch liefs er den lauschenden Parmeno weg und Thraso „der ritter“ prahlt ganz zeitgemäfs:

Ja meins glücks kan ich ie nit laugen,
Es sey mit stechn oder thurniren,
Mit seitenspil und mit hofiren,

Mit gradigkeit, lauffen und ringen,
Mit fechten steinstofsen oder springen u. s. w.

Die übrigen Scenen dieses Aktes lehnen sich, stark kürzend, an Terenz an, nur in der fünften bietet Sachs ein paar charakteristische Abweichungen. Er macht aus Antipho einen streng moralisch denkenden Jüngling: Als Cherea seine schmähliche That gebeichtet, ruft Antipho entrüstet aus:

O, es solt dich billicher rewen,
Dafs du on alle scham und zucht
Geschwechet hast die edle frucht.
Du hast gethan ein böses stück,
Dir wird nachfolgen grofs unglück.

Und Cherea geht mit Antipho, seine Kleider wechseln, nicht sowohl um an dem verabredeten Essen teilnehmen zu können — also Terenz — als um sich den bösen Folgen seiner That zu entziehen.

Der IV. Akt ist in den ersten 3 Scenen im bisherigen Charakter gehalten. Starke Kürzungen, sonst aber getreue Wiedergabe der Vorlage. Von da ab ergeben sich zahlreiche Änderungen. Arg verstümmelt ist die 4. Scene. Dorus, der Eunuch, kennt und nennt den Cherea nicht, er weifs nur, dafs Parmeno einen Jüngling mitgebracht hatte, der sein „narrenkleid anzug". Damit fiel bei S. — sehr zum Schaden der komischen Situation — die arge Verlegenheit weg, in die Phedria bei Terenz den Mägden gegenüber durch die Nennung seines Bruders geraten war. Sachs liefs also den ganzen Rest der Scene von V. 696—723 weg. Phedria hatte daher keine Veranlassung, sich zurückzuziehen. Er ist es und nicht „die alt kuplerin" Dorias, der Pythias den Rat erteilt, die ganze Sache zu verschweigen, er ist es und nicht Pythias, der in der nächsten Scene mit dem betrunkenen Chremes spricht. Ihm und nicht dem Chremes legt Sachs auch die Worte „Sine Cerere et Baccho So erfrewret Venus" in den Mund. In der 6. ebenfalls stark reduzierten Scene hat Sachs den Charakter des Chremes völlig geändert, der „burgers son von Athen" ist nicht feig und furchtsam; er tritt mannhaft auf, er sagt zu Thais:

Ja, mein Thais, das wil ich than,
Zeigen, dafs ich auch sey ein mann,
Beide mit werffen und mit schiefsen,
Dafs mancher mufs sein leib verliefsen.

Die 7. Scene bietet verschiedene kleine Änderungen und Zusätze gegenüber Terenz, die teils auf Missverständnissen seitens Sachsens, teils auf Irrtümern der Nythart'schen Übersetzung beruhen. So gibt z. B. Sachs den Vers 772 Mori me satiust u. s. w. dem Gnatho, weil er den vorausgegangenen Vokativ G n a t h o für eine Bühnenangabe hielt, so bezeichnet er ferner Sanga als K o c h und witzelt darüber; Gnatho ruft Sanga zu:

Sanga, der krieg hat schon ein loch,
Drumb zeuch ab, sey wie vor ein koch,
Dafs wir gut feiste suppen haben u. s. w.

Das hat aber Nythart verschuldet, der Sanga ausdrücklich als K o c h einführt.

Auch der V. Akt ist wieder in gleicher Weise wie der gröſste Teil der früheren benützt. Die Kürzungen sind hier — Sachs eilte, wie es scheint, zum Schluſs — ganz besonders stark. So ist z. B. die 3. Scene des Terenz bei Sachs zu 6 Versen, Parmenos Monolog in der 4. Scene (18 lange Verse) zu 3 Versen und der lange Dialog zwischen Parmeno und Pythias (V. 941—970) auf eine kurze Bemerkung der letzteren von 9 kleinen Verschen zusammengeschrumpft. Eine Änderung nahm Sachs im Charakter der dem Cherea angeblich bevorstehenden Bestrafung vor: Ihm droht dort nicht „id quod moechis solet“, sondern Chremes „wil in lassen hangen“. In der 7. Scene ist Sachs etwas selbständiger im Ausdruck. Ferner vereinigt er, um Thraso und Gnatho ein für alle Male abzufertigen, mit der 7. Scene den letzten Teil der 9. (Schluſsscene): Auf Anraten des „Heuchlers“ sucht der „Ritter“ Aussöhnung und Verständigung mit Phedria und sendet zu diesem Zwecke den Parasiten zu ihm. Nun folgt die 8. (bezw. 9.) Scene des Terenz, die S. auf das Gespräch zwischen Cherea und Parmeno beschränkt. Hieran reiht der Nürnberger eine kurze Scene eigener Erfindung: Phedria berichtet seinem Diener Parmeno, daſs der „ritter“ Thraso ihn eingeladen habe „Mit jm in einer gastung essen“. Parmeno warnt ihn, darauf einzugehen und meint „Er sucht ain anders und nit dich, . . geh sein müssig, das rhat ich“. Er fügt gleich hinzu:

> Deſs weibs auch fürbaſs müssig geh,
> Thais . Greiff selbert zu der eh,
> Sonst verzehrst du dein blüend jugend
> On alle gut sitten und tugend,
> In laster und aller unzucht.
> — — — — — — — — —
> Nem dir ein gemahel, die hab lieb u. s. w.

Und Phedria, schnell bekehrt, sagt darauf: „Ja ich wil folgen trewem rhat“, denn „Mancherley unglücks vnd gefähr . . . auſs der bulerey komt her“. Nun heiſst es: „Sie gehn alle in ordnung ab,“ und es erscheint „der Ehrnhold u. beschleust“ mit der bei Sachs unvermeidlichen moralischen Nutzanwendung. Nach seiner Auffassung, die übrigens die der damaligen Zeit war, schrieb Terenz sein Stück

> Nicht, daſs man darauſs bulen lehr,
> Sondern daſs man dem laster wehr.

Hierauf gibt Sachs an — er verwendet 44 Verse darauf — was der Dichter mit den einzelnen Charakteren seines Stückes beabsichtigt habe. So glaubt er z. B., daſs

> Pamphilia anzeiget klar,
> Daſs sich ein junckfraw wol bewar
> Vor buler arglist und renck und dück,
> Daſs sie nit komb in ungelück.
> Chremes zeigt, daſs Brüder und schwester
> Solln trewlich ob einander vester
> Halten, daſs sie in keinem Stück
> Kommen durch bübrey in unglück u. s. w.

Fassen wir das Vorausgegangene kurz zusammen, so ist die „schöne Comedi“ des H. Sachs — in der Gestalt wie sie uns vorliegt — eine stark gekürzte gereimte Bearbeitung der Nythart'schen Übersetzung, bei welcher hin und wieder die Boltz'sche Verdeutschung herangezogen worden ist, und der Dichter wiederholt Anlauf zur Selbständigkeit, vornehmlich in moralischer Hinsicht, nahm. Originelle Gedanken, launige Einfälle oder glückliche Verse bietet sie nicht. Das Beste ist wohl noch, dafs Gnatho einmal sagt:

— — ich hör lieber krapffen bachen,
Denn büchsen oder armbrust krachen,

oder was Pythias dem Rache schnaubenden Parmeno zuruft:

Zündt mir nur keinen weyer an!

Halten wir nun die „Comedi“ des H. Sachs noch einmal mit dem römischen Original zusammen. Der *Eunuchus* bezeichnet den Höhepunkt des Terenzianischen Schaffens. Das natürliche anmutige Spiel der Personen, die feine Zeichnung der Charaktere und vor allem der meisterhafte Dialog machen das Stück zu einem kostbaren Vermächtnis des Altertums. Allerdings suchen wir darin — wie überhaupt bei Terenz — vergebens hinreifsende Komik, sprudelnde Laune oder Lebhaftigkeit der Handlung. Ribbeck (Gesch. der röm. Dichtung) charakterisiert Terenz trefflich, indem er an ihm hervorhebt: „Ruhige vornehme Heiterkeit, welche mehr im Verstande als im Herzen wohnt, der urbane Conversationston der besten Kreise, knapp und gehalten, oft mit Andeutungen, halben Sätzen sich begnügend, mit leiser Ironie durchzogen, die reine gewählte Sprache des gebildeten Römers, dessen gröfster und reizvollster Vorzug die durchsichtigste Klarheit und Schärfe des Ausdrucks . . . ist.“ Aber das glänzende Stück des Römers hat nur äufsere Vorzüge. Innen birgt es den faulsten Kern, den Sieg und die Verherrlichung der Unsittlichkeit.

Was hat der ehrsame Meister aus diesem Lustspiel gemacht? Unter seinen plumpen Händen verlor dasselbe allen Schmelz, alle Schönheit. Seine gewaltigen Kürzungen und fremdartigen Einschiebsel raubten der Handlung ihr festes Gefüge, zerrissen das feine Gewebe der Motivierungen und verdrängten gerade die gelungensten Stellen seines Vorbildes. Das Spiel der Personen wurde dadurch lahm, das Komische der Situationen kam nicht zum Durchbruch und die Charaktere wurden zu blofsen Schemen. Und was wurde erst aus dem anmutigen Dialoge? Eine unbeabsichtigte platte Parodie. Freilich war H. Sachs bedacht, das Unsittliche der Handlung zu beseitigen oder zu mildern, man wird aber kaum behaupten können, dafs ihm dies im genügenden Mafse geglückt sei. Aus dem Sklaven Parmeno, der bereits im Original seinem Herrn, freilich mehr aus ökonomischen, als aus moralischen Gründen, gegen die Courtisane warnt, hat er, wie wir oben sahen, einen vollendeten Moralprediger gemacht. Aber in komischer Halbheit läfst Sachs diesen moralfesten „knecht“ ebenso unmoralisch bei der schändlichen That des Cherea denken und handeln als Terenz. Pamphila und die „Möhrin“ läfst er ihren Abscheu vor dem Treiben der Thais nachdrücklich bekunden, aber ihre Erklärungen haben auf

den Gang der Dinge nicht den mindesten Einflufs. Die scharfe Mifsbilligung, welche Antipho dem Cherea über seine Frevelthat ausdrückt, macht er gleich wieder dadurch unwirksam, dafs er ihm seine Hilfe anbietet, um sich den schlimmen Folgen seines Verbrechens zu entziehen. Selbst die einschneidendste Abweichung des H. Sachs — die Bekehrung des Phaedria — verfehlt die beabsichtigte Wirkung, da sie viel zu unerwartet und unmotiviert erfolgt, als dafs wir daran glauben könnten. So hat denn der deutsche Dichter mit diesen schwachen Änderungen seine Absicht nicht recht erreicht. Der moralische Ernst seiner Personen bildet mit ihrem unsittlichen Treiben einen sonderbaren, durchaus nicht lustspielmäfsigen Contrast.

Wenn in der Werkstätte des biederen Meistersängers die feine zierliche Dichtung bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, so dürfen wir indes nicht alle Schuld auf jenen schieben. Es liegt ja auf der Hand, dafs er gerade für die trefflichen Eigenschaften des urbanen Römers, für die Feinheiten des Dialogs, für die kunstvolle Charakteristik der Personen, für das Verschlingen und Lösen der Lustspielfäden, kurzum für alles das, was ein gutes Lustspiel erst macht, durchaus kein Verständnis hatte. Sein Talent reichte nicht über die engen Grenzen eines groben bürgerlichen Schwankes hinaus. Aber vieles mufs man doch seiner Vorlage, der Nythart'schen Übersetzung, zur Last legen. Dieselbe — entstanden um 1470—1480, d. h. in der Zeit des ärgsten Verfalls deutscher Dichtung und Sprache — ist so hölzern, ungelenk und schwerfällig und wird dem anmutigen Stil, dem leichten Conversationston des Terenz und seiner feinen Komik so wenig gerecht, dafs H. Sachs daraus unmöglich eine klare Vorstellung von den Vorzügen des Römers gewinnen konnte.

München. A. L. Stiefel.

Das Gebilde gleicher Nebenkeile.

Die nachstehenden Zeilen verfolgen den Zweck für ein Raumgebilde, dessen eingehende Betrachtung eine Reihe der wichtigsten Erstlings-Begriffe und Sätze für die Schulstereometrie liefert, die Stimmung zu machen, die es verdient und die ihm, nach den gebräuchlichsten Leitfäden für den Unterricht zu schliefsen, nur im beschränkten Mafse zu Teil wird. Beginnen wir sogleich mit der Betrachtung des Gebildes!

Vergleicht man ein Paar Nebenkeile, so ist zweierlei denkbar: Entweder sie sind gleich; jeder mifst 90° bez. ist ein rechter Keil (Senkrechte Wechsellage der zwei Ebenen). Oder sie sind ungleich; der eine ist spitz, mifst weniger, der andere stumpf, mifst mehr als 90° (Geneigte oder schiefe Lage der Ebenen). Die Untersuchung des ersteren Falles liefert belangreiche Resultate.

Bewegt man das Gebilde gleicher Nebenkeile so, dafs die Viertelsebenen, in welche die gemeinsame Keilwand durch irgend eine Senkrechte zur Schnittkante zerfällt, die Lage austauschen, d. h. läfst man das Gebilde eine halbe Drehung um diese Senkrechte ausführen, so tauschen auch die Keile ihre Lage aus; die nicht gemeinsamen Wände

wechseln den Ort; desgleichen thun es in ihrer, den alten Ort erfüllenden Ebene jede zwei Halbgerade, in welche Gerade durch die Senkrechte zerlegt werden. Mit allen diesen Geraden und nicht blofs mit der Schnittkante bildet die Senkrechte gleiche Nebenwinkel bez. sie steht zu ihnen senkrecht: der Grund, warum sie auch Senkrechte zur Ebene heifst.

Weil durch den Fufspunkt sonst im Raume nur Gerade gehen, welche schiefe Lage gegen die Senkrechte zur Ebene haben, so ist die Ebene der geometrische Ort aller Geraden, welche an dem Punkt rechte Winkel mit dieser Senkrechten bilden. Und weil bei der Drehung des Gebildes jede von den Geraden des Ortes nur die Folge der Anfangslagen der übrigen durchwandert, so vollführt die Ebene gleichzeitig eine Drehung in sich selbst um den Fufspunkt. So oft nun ein rechter Winkel in Drehung um den einen Schenkel ist, beansprucht der andere als Ort seiner Bewegung eine Ebene. Durch den Scheitel des rechten Winkels geht keine weitere Senkrechte zur Ebene.

Jede Gerade einer Ebene ist Schnittkante mit einer zur Ebene senkrecht stehenden Wand (für Unterscheidung von andern Ebenen gebrauchte Bezeichnung), jeder Punkt einer Ebene ist Fufspunkt von einer zur Ebene senkrechten Geraden, und diese Senkrechte gelegen in allen den Punkt haltenden, zur Ebene senkrecht stehenden Wänden. Stehen eine Gerade und eine Wand auf einer Ebene senkrecht, ohne dafs der Fufspunkt auf der Schnittkante resp. Spur in der Ebene liegt, so trifft die Gerade an keiner Stelle die Wand, also von allen Geraden derselben auch die nicht, nach welchen eine durch sie selbst gelegte Ebene die Wand schneidet. Wand und Gerade heifsen in solchem Fall parallel; zu der Geraden parallel heifsen die eben hervorgehobenen Geraden in der Wand; von den übrigen Geraden der Wand, sagt man, sie kreuzen unsere Gerade. Stehen andererseits eine Gerade und eine Wand auf einer Ebene senkrecht und haben dabei einen Punkt gemeinsam, so fällt die Gerade ganz in die Wand.

Stehen zwei Wände auf einer Ebene senkrecht, so können ihre Spuren in der Ebene parallel sein oder einander schneiden. In dem ersteren Fall ist an einen gemeinsamen Punkt der Wände innerhalb der Ebene nicht zu denken, aber auch an keinen aufserhalb. Denn, wollte man doch einen annehmen, so würden die gerade Strecke zwischen den Fufspunkten der Senkrechten von ihm auf die Spuren und diese Senkrechten selbst ein Dreieck mit rechten Winkeln an zwei Ecken begrenzen. Wände ohne gemeinsame Punkte nennt man parallel. Parallelebenen wie unsere zwei Wände werden von sonstigen Ebenen nach parallelen Kanten geschnitten. Von solchen Kanten in zwei Parallelebenen kreuzt jede alle Geraden, welche in der Ebene der andern diese scheiden. Parallelebenen erhält man, wenn man das Gebilde einer in verschiedenen Punkten rechtwinkelig von andern geschnittenen Geraden um dieselbe dreht: der von einer einzelnen Senkrechten für die Bewegung beanspruchte Ort ist eine von den Parallelebenen. — Im zweiten Fall, wo die Spuren der Wände einander schneiden, ist die Senkrechte zur Ebene im Schnittpunkt beiden Wänden gemeinsam

bez. deren Schnittkante. Die Ebene heifst ein Normalschnitt des zwischen die Wände gefafsten Keils, der Winkel der Spuren keilmessender Winkel; es gilt: der keilmessende Winkel begreift ebensoviel Winkelgrad (360tel der Ebene) als der Keilgrad (360tel des Raums).

Wenn von mehreren zu einer Ebene senkrecht stehenden Wänden eine jede in zyklischer Folge die nächste schneidet, so sondert der Cyklus aus dem Raum einen Teil aus, den man säulenförmigen oder prismatischen Raum nennt. Soweit die einzelne Wand zur Begrenzung desselben beiträgt, heifst sie Seite von ihm. Die Schnittkanten, an welchen zwei Seiten zusammenhängen, sind die Seitenkanten des prismatischen Raums. Indem jede solche Grenzkante von zwei Seiten auf der eingangs genannten Ebene, einem Normalschnitt des prismatischen Raums, senkrecht steht, ist sie den übrigen Seiten und Seitenkanten parallel (Auch parallele Seiten können vorkommen). Der Normalschnitt bewährt sich als Symmetrale des prismatischen Raums und zerlegt ihn in prismatische Halbräume.

Die Vermutung, dafs die Halbräume kongruent sein möchten, findet nur im Ausnahmsfall Bestätigung. Der Versuch, die Halbräume aus der Lage an einander zu der in einander überzuführen, kann eingeleitet werden mit einer Halbdrehung des ganzen Gebildes um eine im Normalschnitt liegende Achse. Was da erst seitlich von der Achse lag, befindet sich nachher auf der entgegengesetzten Seite. Das gilt vom Zubehör des prismatischen Raums im ganzen, und gilt im einzelnen von dem Kernfeld, welches die Seiten des Raumes aus dem Normalschnitt sondern. Gelingt es zuletzt die zwei entgegengesetzten Lagen des Kernfeldes unter blofsem Drehen bez. Verschieben des Normalschnittes in sich selbst mit einander zu vereinigen, so fallen gleichzeitig Anfangslage des einen Halbraums und Endlage des andern zusammen, und die Kongruenz der Halbräume ist erwiesen. Zum Gelingen ist aber erforderlich, dafs das Kernfeld kein gewöhnliches, sondern ein durch eine Transversale symmetrisch zerlegbares ist. In diesem Ausnahmsfall führt sogar die Halbdrehung des Gebildes um die Transversale sofort zum Ziel; der prismatische Raum besitzt da noch einen Symmetrieschnitt, nämlich die Ebene, welche senkrecht zum Normalschnitt diesen nach der Transversalen schneidet; beide Symmetrieschnitte im Verein zerlegen den prismatischen Raum in mindestens paarweise kongruente Viertel.

Der prismatische Raum hat die Hauptbedeutung dadurch, dafs ein paar Normalschnitte einen Körper d. h. nirgends ins Unendliche erstreckten Raum aus ihm sondern, und dafs dieser Körper, ein Prisma, zu der Art Bestandteile jeglicher Körper zählt, in welche man dieselben der Bemessung halber zerlegt, oder, soweit dieses nicht vollständig durchgeführt wird, durch deren Mafs die sonst auftretenden Körperteile ausgedrückt werden.

Schiefe zur Schnittkante in der Zwischenwand gleicher Nebenkeile sind noch nicht in Betracht gezogen. Die Halbdrehung des Gebildes um eine Achse senkrecht zur Kante in dieser Wand, be-

deutet für die Schiefe, dafs zu ihrer Anfangs- und Endlage die Achse die Symmetrale ist. Fafst man jetzt die zwei Lagen als Spuren von Wänden auf, welche gleich der Ebene der nicht gemeinsamen Wände auf der Zwischenwand senkrecht stehen, so wird diese zum Normalschnitt eines prismatischen, von den drei andern begrenzten Raumes und besitzt ein durch die Drehachse symmetrisch geteiltes Kernfeld. Aus den Eigenschaften des prismatischen Raumes, der im ausgezeichneten Fall zu Nullgröfse zusammengeschwunden sein kann, folgt unmittelbar: Durch den Schnittpunkt der Kante gleicher Nebenkeile mit einer in der Zwischenwand gelegenen Schiefen zieht in der Ebene der nicht gemeinsamen Wände eine Gerade senkrecht zu den beiden andern.

Der Satz lehrt, dafs die Schiefe in ihrem Verhalten von dem der Senkrechten zu Ebenen abweicht, indem sie Gerade in der Ebene der nicht gemeinsamen Wände nicht durchweg unter einerlei Winkeln trifft. Mit Rücksicht darauf führt sie den abweichenden Namen Schiefe zu dieser Ebene. Unser Satz ermöglicht die Konstruktion von Geraden, welche zu einer Ebene senkrecht stehen. Wir übergehen hier die Darlegung der überall leicht nachzulesenden Konstruktionen a) Fällen einer Senkrechten von einem Punkt aufserhalb einer Ebene auf die Ebene b) Errichten einer Senkrechten in einem Punkte einer Ebene zu der Ebene. Der Satz erlaubt ferner, eine schiefe Gerade in eine Ebene zu projizieren inkl. der Herstellung des Winkels der Schiefen mit ihrer Projektion, und das Umgekehrte, aus der in einer Ebene genau gegebenen Projektion einer Schiefen und dem Winkel der Schiefen mit der Projektion die Schiefe herzustellen. Der Satz läfst sich nämlich auch aussprechen: Ein und dieselbe Gerade einer Ebene steht zugleich auf einer Schiefen zur Ebene und auf der Projektion derselben in die Ebene senkrecht. Denn nach dem Begriff der Projektion (es ist blofs an die rechtwinkelige gedacht!) ist die projizierende Ebene die Zwischenwand von gleichen Nebenkeilen und die Projektion ein Stück Nebenkeilkante. Auch die Darlegung dieser Konstruktionen liegt nicht im Zwecke unserer Betrachtung; ebenso nicht der Nachweis des Satzes, dafs der Winkel einer Schiefen mit ihrer Projektion kleiner ist als der Winkel der Schiefen mit einer sonstigen Geraden in der Ebene, in welche sie projiziert ist.

Einer vollständigeren Übersicht halber mufs endlich der Parallelen zur Schnittkante gleicher Nebenkeile gedacht werden, sofern solche in der Zwischenwand liegen. Die Ebenen durch sie, welche zur Zwischenwand senkrecht stehen, sind der Ebene der nicht gemeinsamen Keilwände parallel; sonstige Ebenen durch sie begrenzen mit den Nebenkeilwänden prismatische Räume, deren Normalschnitte zur Nebenkeilkante senkrecht stehen; ihre Seiten und Seitenkanten sind der Nebenkeilkante parallel.

Bamberg. A. Moroff.

Über Gymnasialreform und die Reihenfolge der fremden Sprachen beim Unterricht.[1])

Meine hochverehrten Herren! Mancher von Ihnen hat vielleicht, als er die Ankündigung meines Vortrags las, unwillig bei sich gedacht oder auch laut ausgerufen: „Schulreform und kein Ende! Man lasse doch einmal dem Gymnasium Zeit und Ruhe, sich auf grund der durch die neue Schulordnung mannigfach geänderten Verhältnisse auszugestalten!“ Dafs eine Schule dann am besten gedeiht, wenn sie in der Stille und von äufseren Einflüssen möglichst ungestört wirken kann, ist gewifs; allein ich meine, bevor eine solche Ruhepause eintreten darf, mufs man erst an einem wirklichen Haltpunkte angekommen sein, und ich habe die Überzeugung, dafs unsere Schulordnung bei allen Vorzügen, trotz aller erfreulichen Fortschritte doch auf halbem Wege stehen geblieben ist, dafs sie das Ziel, zwischen dem von altersher wirklich Bewährten und den berechtigten Forderungen der neuen Zeit eine durchaus entsprechende Vermittlung herzustellen, noch nicht völlig erreicht hat. Wenn ich es versuche, diesen Gedanken hier vor Ihnen auszuführen, so bin ich mir ja wohl bewufst, dafs ich vielen, die sich schon etwas eingehender mit Reformfragen beschäftigt haben, nicht eben Neues bringen kann; ich bin auch weit entfernt zu glauben, diese Versammlung werde sich sofort für meine Ansichten aussprechen. In einzelnen Punkten weifs ich ja gewifs, dafs gar manche von Ihnen mir zustimmen, und es würde mich freuen, wenn diese frei und offen ihre gleichen oder ähnlichen Anschauungen ausspräechen; aber ich kann mir sehr wohl auch die Gründe denken, die manchen bestimmen mögen, damit zurückzuhalten. Was ich beabsichtige, ist eine Anregung zu geben, alle einschlägigen Fragen immer wieder gründlich zu prüfen und das eine oder andere aus meinen Vorschlägen auch einmal, sofern es noch nicht geschehen ist, praktisch zu versuchen. Es leitet mich also dasselbe Streben wie bei der Versendung meiner Broschüre: „Überbürdung und Gymnasialreform“, und es wird auch kaum zu umgehen sein, dafs ich auf manches darin Entwickelte hier noch einmal zurückkomme. Vor allem bitte ich Sie, mir zu glauben, dafs es mir nur um das wahre Wohl unserer Schüler, um das wirkliche Gedeihen des Gymnasiums zu thun ist. Ich bin durchaus kein Gegner der humanistischen Studien überhaupt; ich bitte, mich mit den extremen Reformern nicht in einen Topf zu werfen. Wenn Hr. Geheimrat Dr. Uhlig in seiner Tischrede bei der letzten G.-V. in München sagte: „An zwei Punkten mufs unter allen Umständen festgehalten werden, am Hellenismus, am Schöpfen aus der griechischen Quelle selbst, und daran, dafs die Schüler wirklich zu ernster Arbeit herangebildet werden“, — so stimme ich dem aus vollster Über-

[1]) Um den Generalversammlungsbericht zu entlasten und ein rascheres Erscheinen desselben zu ermöglichen, gelangt der Vortrag des Herrn Kollegen Prof. Eidam-Nürnberg nebst der sich daran anschliefsenden Diskussion hier zum Abdruck. Im nächsten Hefte werden wir aus dem gleichen Grunde den Vortrag des Herrn Kollegen Dr. Hammerschmidt bringen. (Die Red.).



zeugung bei. Wer mich recht versteht, kann unmöglich behaupten, es handle sich bei mir darum, „die Axt an die Wurzel des humanistischen Studiums zu legen". Das zeigen auch folgende Worte aus meiner Broschüre: „Die humanistische Bildung mufs als ein wesentlicher Bestandteil der allgemeinen Bildung, ohne den man die moderne Kulturentwicklung gar nicht gründlich verstehen könnte, dem Gymnasium erhalten bleiben. Die empfänglichen Schüler sollen auch in Zukunft ein klares Verständnis bekommen von „römischer Kraft" und „griechischer Schönheit", sollen in ernster Arbeit eindringen in das, was der Geist Roms und Athens geschaffen, sollen besonders „das Land der Griechen mit der Seele suchend" unmittelbar an der reichsprudelnden Quelle Begeisterung schöpfen für alles Hohe und Herrliche, was der griechische Geist in Kunst und Literatur hervorgebracht hat."

Hierin denke ich also wie Sie; aber es wäre einseitig, sollte dies das einzige Ziel des hum. Gymnasiums sein. Die ernste Arbeit, von der Uhlig sprach, bezieht sich ja auch nach seiner Ansicht nicht etwa nur auf Latein und Griechisch. Die Zeiten, da man den Betrieb der alten Sprachen mit noch ein bifschen Mathematik als im wesentlichen zur Vorbereitung auf die Universität ausreichend betrachtete, sind unwiederbringlich dahin. Wenn ein Redner in unserer Abgeordnetenkammer sagte, die Gymnasien möchten bleiben „begründet auf den zwei Pfeilern des Lateinischen und des Griechischen", so kommt mir ein solcher Bau auf nur zwei Grundpfeilern etwas unsicher vor; ich meine, ein richtiger Gymnasialbau müfste heutzutage mindestens vier Grundpfeiler haben: Religion, Deutsch, die alten Sprachen und die zum Deutschen noch kommenden andern modernen Bildungsstoffe. Wenn von diesen Fächern, die nach dem natürlichen Gange der Entwicklung am Gymnasium Aufnahme gefunden haben und von denen schwerlich wieder das eine oder andere abgewiesen werden kann, keines auf Kosten der übrigen allzu stark betont wird, sondern wenn man sich bestrebt, das richtige Verhältnis zwischen ihnen zu wahren, so läfst sich das, was die Universität vom Gymnasium verlangt, dafs es ihre künftigen Jünger zum eigenen Denken, zum selbständigen, wissenschaftlichen Arbeiten erziehe, sehr leicht und ungezwungen mit den Anforderungen der allgemeinen Bildung vereinigen. Deshalb ist nicht etwa eine Vermehrung der Fächer notwendig; doch ist ernstlich zu prüfen, ob nicht gegenwärtig einige derselben immer noch zu stiefmütterlich bedacht sind.

Vom Französischen soll später die Rede sein. Für den Unterricht in der Naturkunde dürfte wohl eine Wochenstunde als zu wenig erscheinen.

Vor allem aber ist eine stärkere Betonung des Deutschen dringend geboten. Im Einklang mit der jetzt gültigen Anordnung der Fächer habe ich in der erwähnten Abhandlung unser Ziel in die Worte gefafst: auf religiöser Grundlage deutsche Erziehung, ergänzt und vertieft durch die übrigen Fächer. Soll im Sinne der neuen Schulordnung die Muttersprache in den Mittelpunkt

des Unterrichts gestellt werden, ist beim Absolutorium der deutsche Aufsatz von so entscheidender Bedeutung wie jetzt, so mufs man folgerichtig dem Deutschen im Lehrplane mehr Stunden einräumen. Man hört und liest ja immer wieder die Behauptung, dies sei nicht nötig, weil jede Unterrichtsstunde in einem wissenschaftlichen Lehrgegenstande zugleich eine deutsche sei. Das ist freilich ein recht bequemer Trost dem Übelstand gegenüber, dafs die alten Sprachen, besonders das Latein, durch übertriebene Stilübungen zuviel Zeit für sich beanspruchen. Aber es ist nur in beschränktem Mafse wahr. Sonst müfsten vor allem die Erfolge besser sein. Man betrachte doch die Aufsätze unserer Abiturienten! Läfst sich leugnen, dafs sie oft recht gedankenarm und in der Form aufserordentlich unbeholfen sind? Solche Klagen sind aber bekanntlich auch schon von Universitätsprofessoren ausgesprochen worden, und auch aus Juristenkreisen hat man gehört, wie erstaunlich wenig Gewandtheit häufig Rechtspraktikanten in der Handhabung der Muttersprache an den Tag legten. Die Gelegenheit, zu zeigen, wie weit er sich in seiner Muttersprache ausdrücken kann, bietet dem Schüler freilich jede Lehrstunde und besonders der fremdsprachliche Unterricht sehr häufig; doch wer weifs nicht, dafs dabei seine meist nur geringe Fertigkeit, seinen Gedanken klaren und einigermafsen zusammenhängenden Ausdruck zu geben, recht deutlich zu tage tritt. Will nun der Lehrer nicht die Zeit allzusehr für das andere Fach, das gerade trifft, kürzen, so kann er höchstens die Fehler oder Nachlässigkeiten des Schülers kurz verbessern; aber es ist ganz unmöglich, genauer darauf einzugehen. Dies kann naturgemäfs nur in den deutschen Stunden geschehen. Der deutsche Unterricht soll nach den Worten der Schulordnung die Schüler zur „Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Muttersprache" führen. Das ist ein hochgestecktes Ziel. Wir wissen es alle, unsere Muttersprache ist nicht leicht; sie sicher zu handhaben, erfordert gründliche Kenntnisse und viel Übung. Kommt nicht jeder von uns wiederholt in die Lage, dafs er sich über gewisse Wendungen und Ausdrücke im Unklaren befindet? Wer nicht an der Oberfläche haftet, wird gewifs nicht behaupten, seine Muttersprache könne überhaupt jeder von selbst. Das Kennen und Können derselben, wie es die höhere Bildung vorschreibt, läfst sich nur durch eingehenden, planmäfsigen Unterricht erwerben. Wie dieser im einzelnen eingerichtet sein müfste, das auszuführen bedürfte es eines besonderen Vortrags von fachmännischer Seite. Ich kann darüber nur einige Andeutungen geben. Die Schüler müssen zu gründlicher Kenntnis der Ausdrucksmittel der Sprache gebracht werden, auch in grammatischer Beziehung, damit der häufig erscheinenden Unsicherheit hierin entgegengearbeitet wird. Sie sollen eine klare Vorstellung von den wichtigsten in Worte gekleideten Begriffen erhalten, an deutlichen Beispielen darauf hingewiesen werden, wie die Sprache zunächst immer von der sinnlichen Wahrnehmung ausgegangen ist, so dafs wir unbewufst fast immer in Bildern sprechen, wie die Begriffe sich dann gewandelt und entwickelt haben, wobei besonders die kulturhistorisch

bedeutenden Wörter und Redensarten nicht zu vernachlässigen sind, in denen sozusagen ein Stück Kulturgeschichte, eine frühere Stufe der menschlichen Entwicklung enthalten ist. Neben diesen Aufklärungen über die Sprache selbst sollen die Schüler in die deutsche Kultur eingeführt, zum richtigen Lesen und Verstehen der literarischen Erzeugnisse und besonders in den oberen Klassen zum gründlichen Erfassen der Hauptschöpfungen unserer grofsen Meister, und zwar in Poesie und Prosa, angeleitet werden. Wie verhält es sich alledem gegenüber mit dem kärglichen gegenwärtigen Stundenmafse und mit dem Satze, jede Stunde sei zugleich eine deutsche? Von der 4. bis zur 7. Klasse einschliefslich haben wir nur je zwei Wochenstunden für Deutsch. Da ist es ja gar nicht möglich, in einer gröfseren Klasse auch nur die auffallendsten Fehler und Verstöfse in den Hausaufgaben der Schüler beim Unterrichte zu besprechen; es bleibt dem Lehrer nichts anderes übrig — und das gehört zum Kapitel der Überbürdung der Lehrer — als die verkehrten Wendungen und Sätze der Schüler umzuschreiben, ohne dafs er damit einen Erfolg erzielt, der irgendwie im Verhältnis stände zu der von ihm aufgewendeten Mühe und zu seinem Opfer an Zeit, da ja erfahrungsgemäfs solche Bemerkungen des Lehrers in den Heften auf die Schüler keinen grofsen Eindruck machen. Könnte der Unterricht in der eben kurz angedeuteten Weise erteilt werden, so würde sich gewifs die Ausdrucksweise der Schüler allmählich bessern; könnte in den höheren Klassen in Form der Schul- wie der kontrollierten Privatlektüre noch mehr in die Meisterwerke unserer Literatur eingedrungen werden, so müfsten die Schüler, in Verbindung mit dem, was ihnen aus andern Fächern und hauptsächlich aus der altklassischen Lektüre zufliefst, über einen gröfseren Gedankenreichtum verfügen. Die Art des Unterrichts im Deutschen ist nicht leicht. Vor allem mufs man sich selbstverständlich immer davor hüten, die Muttersprache wie eine fremde lehren zu wollen. Man mufs stets bestrebt sein, an das bei den Schülern bis zu einem gewissen Grade schon vorhandene Sprachbewufstsein anzuknüpfen, man mufs stets von der Anschauung des zusammenhängenden Textes ausgehen, man darf nie etwa trockene grammatische Aufzählungen bieten; man darf bei der Erklärung der Schriftwerke das, was wirklich eine Erläuterung erfordert, nicht übergehen, mufs sich jedoch sorgfältig davor hüten, das Selbstverständliche breit zu treten. Dies gilt besonders von gewissen lyrischen Stellen, die bekanntlich dem Schüler leicht verleidet werden, wenn man zuviel darüber spricht. Natürlich soll man auch nie soweit in Einzelheiten sich verlieren, dafs dadurch der Blick auf das Ganze beeinträchtigt wird. Über die lautliche Seite der Sprache soll später beim Französischen noch gesprochen werden. Ist nun auch dieser Unterricht schwer, erfordert er viel methodisches Geschick, reifliches Nachdenken und gewissenhafte Vorbereitung, so bringt er dafür auch den schönsten Lohn und die reichste Befriedigung. Hier vor allem kann man auf den ganzen Menschen einwirken, hier die edelsten Gefühle, die Begeisterung für Volk und Vaterland, in den Schülern erwecken und pflegen. Freilich

sollen wir auch in den anderen Fächern jede sich darbietende Gelegenheit ergreifen, in diesem Sinne thätig zu sein. Aber der deutsche Unterricht gibt doch vorwiegend Anlafs zur Pflege echter Vaterlandsliebe, die von dem, was man Chauvinismus nennt, sich wohl unterscheidet. Möchten wir alle bei unserem Verhalten draufsen im Leben wie in der Schule immerdar der Mahnung unseres Schiller eingedenk sein: „Ans Vaterland, ans theure, schliefs dich an!" und — füge ich hinzu — dafür gewinne, dafür entflamme die Herzen der Jugend! Ich kann mir nicht versagen, hier noch die schönen Worte über den deutschen Unterricht aus den preufsischen Lehrgängen und Lehraufgaben anzuführen: „Der Unterricht im Deutschen ist neben dem in der Religion und der Geschichte der ethisch bedeutsamste in dem Organismus unserer höheren Schulen. Die demselben gestellte Aufgabe ist eine aufserordentlich schwierige und kann nur von demjenigen Lehrer voll gelöst werden, welcher, gestützt auf tieferes Verständnis unserer Sprache und deren Geschichte, getragen von Begeisterung für die Schätze unserer Literatur und erfüllt von patriotischem Sinn, die empfänglichen Herzen unserer Jugend für deutsche Sprache, deutsches Volkstum und deutsche Geistesgröfse zu erwärmen versteht."

Wenn es nun auch gewifs unsere Aufgabe sein mufs, die Schüler zu Deutschen zu erziehen, nicht etwa zu Griechen und Römern, so ist doch von der höheren deutschen Bildung, die wir ihnen geben sollen, die gründliche Beschäftigung mit der Antike nicht zu trennen, und deshalb wird das Studium der alten Sprachen und Literaturen stets einen breiten Raum am Gymnasium einnehmen müssen. Hier kommt es nun vor allem auf das Wie dieses Studiums an. Ich habe in meiner Broschüre auf einige Fälle hingewiesen, die ich als typisch betrachte für die Auswüchse, wie sie die immer noch allzuweit verbreitete Art des Gymnasialunterrichts hervorbringt. Es liegt mir ferne, im einzelnen darauf zurückzukommen; nur eines mufs ich ganz im allgemeinen auch hier aussprechen. Jedem Unterrichtsverfahren, das sich zu erhaben dünkt oder zu bequem ist, um zu dem Schüler herabzusteigen, sich einigermafsen in die Seele, zumal des jüngeren Schülers zu versetzen — das in irgend einem Fache Anforderungen stellt, die vor einer einsichtigen Pädagogik nicht bestehen können — jedem Verfahren, das bei Schulaufgaben und Extemporalien den Schülern nicht Zeit genug läfst und damit die Gesundheit vieler ernstlich gefährdet, da wie man aus eigener Erfahrung wissen kann und wie auch ärztlicherseits bestätigt wird, gerade „die innere Abhetzung, das Gefühl des Nichtfertigwerdens" den allerschlimmsten Einflufs auf die Nerven ausübt — jedem solchen Unterrichtsverfahren erkläre ich mit den Worten Kents im König Lear:

„So lange meine Kehle rufen kann,
Sag' ich Dir: Du thust übel!"

Wer behaupten will, derartige Übelstände, wie ich sie früher erwähnt habe, könnten ja höchstens nur noch ganz vereinzelt vorkommen, oder die meisten Lehrer hätten jetzt die induktive Methode, der kennt die wirklichen Verhältnisse an unsern Gymnasien sehr un-

vollständig. Zur Bekräftigung meiner Ansicht führe ich die Zuschriften zweier Männer an, denen vermöge ihrer Stellung Einsicht in diese Dinge nicht abzusprechen ist und von denen mir der eine schreibt: „Es wird in Bayern kaum ein Gymnasium oder eine Lateinschule geben, an denen nicht Lehrer nach der hier verurteilten Methode arbeiten", und der andere sagt: „Man hat leider oft Gelegenheit wahrzunehmen, dafs manche Lehrer von der richtigen Methode nichts wissen oder nichts wissen wollen." Die hier gemeinte Methode ist die in meiner Broschüre beschriebene und von der neuen Schulordnung empfohlene vermittelnde oder gemäfsigt induktive, die auch Dettweiler in seinem mir erst nachträglich bekannt gewordenen vortrefflichen Buche über den lateinischen Unterricht[1]) erörtert. Es handelt sich dabei wesentlich um das Aufgeben der alten abstrakt-grammatischen und Übersetzungsmethode. Dafs diese immer noch zu sehr vorwiegt, bemerkt Dettweiler an vielen Stellen seines Buches und das lehrt uns, meine ich, auch ein Blick in unsere Übungsbücher, gegen deren Überwuchern sich auch Rektor Dr. Deuerling in unseren „Blättern" ausgesprochen hat. Dettweiler nennt mit Recht die häuslichen Übersetzungen aus den Übungsbüchern eine fortgesetzte Quelle von Täuschungen, und der Rektor eines unserer bayerischen Gymnasien schreibt mir: „Zu schwer sind die lateinischen Stilübungen für die 4., 5. und 6. Klasse, besonders nach den neueren Übungsbüchern. Wozu eine Reihe von stilistischen Eigentümlichkeiten und Seltenheiten massenhaft einüben, die sich besser an der Lektüre lernen lassen?" Damit ist der Kernpunkt der neuen Methode berührt: das Ausgehen vom zusammenhängenden Texte der Fremdsprache, der auch, beim Anfangsunterricht natürlich in ganz einfacher Form, zur Grundlage der grammatischen Unterweisung gemacht wird. Das Verfahren, dem Schüler gleich einen fremden Text vorzulegen, wandte man bekanntlich schon früher an, zu der Zeit, da das Lateinische noch allgemeine Gelehrtensprache war; aber man wählte dazu irgend einen Klassiker, unbekümmert darum, wie sich der Lernende mit der Masse fremder Formen und Wendungen zurecht fand, er mufste sich eben allmählich hineingewöhnen. Heute nimmt die Pädagogik mehr Rücksicht auf die Aufnahmsfähigkeit der Schüler und stellt die Forderung, der manches neuere Lehrbuch freilich noch recht unvollkommen entspricht, dafs die zur Einführung in die Sprache dienenden Sätze und Stücke möglichst einfach seien und nicht viel fremde Formen auf einmal enthalten sollen. Einzelne dem späteren Lehrstoff angehörige Formen können ja vokabelmäfsig nach dem Zusammenhang auf dem Wege der unbewufsten Aneignung gemerkt werden. Aber eine Häufung derselben würde nur verwirren und ist deshalb zu vermeiden. Das ist eine Forderung der richtig angewandten Methode, und eine zweite Hauptforderung ist, dafs nicht zu bald schriftlich in die

---

[1]) In Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, München. Beck 1895.



fremde Sprache übersetzt wird. Mancher Lehrer, der den Vorschriften der richtigen Methode schon völlig zu entsprechen glaubt, wenn er vom Beispiel ausgeht und die Regel möglichst daraus ableiten läfst, folgt doch wohl der so festgewurzelten, ganz verwerflichen Gewohnheit, zu frühzeitig von dem Schüler die Anwendung der Regel in der Übersetzung der deutschen Stücke des Übungsbuches zu verlangen. Er bedenkt nicht, dafs, wenn er auch die Darbietung richtig gegeben hat, zuerst noch eine längere Einübung in der Schule geschehen mufs, bevor der Lernende im stande ist, mit einiger Sicherheit die betreffende Spracherscheinung bei seiner häuslichen Übersetzung zu handhaben. Diese mündlichen, an den fremden Text sich anlehnenden Übungen sind von der allergröfsten Wichtigkeit, sie werden auch in unserer Instruktion dringend empfohlen; doch ist ein Punkt, der dort nicht betont wird, ganz besonders hervorzuheben. Es darf nämlich auch hierbei nicht zu bald aus dem Deutschen übersetzt werden, sondern zuerst mufs der Schüler möglichst viele Beispiele in der fremden Sprache hören und ins Deutsche übertragen. Durch solche Übungen wird sowohl die grammatische Regel, wie überhaupt das Lesestück dem Schüler erst lebendig gemacht. Die mancherlei Umformungen, erst geringeren, dann bei fortschreitendem Unterricht allmählich gröfseren Änderungen und Umgestaltungen des fremden Textes führen immer mehr in den richtigen Gebrauch der Ausdrucksmittel der Sprache ein. Diese Umwandlungen sind aufserordentlich mannigfaltig, sie können hier nicht aufgezählt werden. Zu warnen ist nur vor jeder schablonenmäfsigen Behandlung, das einemal nimmt man diese, das anderemal jene Art; als sehr fördernd erwähne ich nur die Übung, denselben Gedanken mit Hilfe früher dagewesener Wendungen in andere Formen umgiefsen zu lassen. Wie gesagt, finden derartige Übungen am besten vorwiegend mündlich statt; doch thut man gut, dazwischen zur Abwechslung und zur Befestigung in der Orthographie auch den oder jenen Satz schreiben zu lassen. Dafs nicht alle Spracherscheinungen auf induktivem Wege abgeleitet werden können, versteht sich von selbst, schon wegen der Zeit. Das richtige Verhältnis zwischen Induktion und Deduktion hat Deuerling angegeben,[1]) wenn er sagt, die Abweichungen des Lateinischen vom Deutschen seien zum Teile aus der Lektüre zu entwickeln, aber die andern ähnlichen Fälle durch Deduktion anzueignen. Doch ist auch bei dieser, wie Dettweiler mit Recht hervorhebt, „stets entwickelnd, an Früheres anknüpfend und zur Selbstthätigkeit zwingend" vorzugehen. Was dem Schüler durch Zurückführung auf ein seine Fassungskraft nicht übersteigendes Gesetz deutlich gemacht werden kann, soll überhaupt nie rein mechanisch gelernt werden.

Wenn ich einer ganz bedeutenden Einschränkung der lateinischen Schreib- oder, wie man in den höheren Klassen sagt, Stilübungen das Wort rede, so stimmen wohl sehr viele mit mir überein.

---

[1]) Blätter f. d. G.-Sch. J. 1897, 1 u. 2, S. 98.

Natürlich ist vor allem die Übersetzung ins Lateinische als Zielleistung abzuschaffen. Koll. Fleischmann[1]) nennt sie ein Wrack aus der Zeit der Hochflut grammatisch-stilistischen Betriebs, er bezeichnet sie als ein unzeitgemäfses, veraltetes Ziel. Und doch haben die Stilübungen der oberen Klassen noch ihre begeisterten Anhänger. Wenn diese sie ein unersetzbares Bildungsmittel für Verstand und Geschmack nennen, so verwechseln sie auf seltsame Weise die Leistungsfähigkeit eines Gymnasiasten mit der des gründlichen Kenners der Fremdsprache, des Philologen. Wie kann denn einer, der die Verhältnisse kennt, bei den Übersetzungen unserer Gymnasiasten heute noch ernstlich von der „wirklichen" Übersetzung eines „wirklichen" deutschen Aufsatzes ins Lateinische oder davon sprechen, dafs nach O. Jäger jene Übung den Schüler zwinge, das schlechthin Richtige, das möglichst Gute zu finden, sich nicht mit dem Halbrichtigen oder zur Not Richtigen zu begnügen? Sehr gut sagt Dettweiler:[2]) „Dies pafst nicht zu dem nirgends sowenig wie bei dieser Übung denkenden Schüler. Er kommt in den meisten Fällen gar nicht zu dem Gefühl, er habe mehr als das Halbrichtige. Denn dafür fehlt ihm wieder das, wie wir meinen, Vornehmere, nämlich eine breite, verständnisvolle Lektüre." Wie kann man von einer Beherrschung der lat. Sprache seitens der Schüler sprechen in unserer Zeit, in der, wie mir ein altphilologischer Kollege schreibt, die Kenntnis des Lateinischen in auffallender Weise, selbst unter den Altphilologen, abnimmt, wofür er die Doktordissertationen als sprechenden Beweis anführt? Kann denn aber, meint man, bei Beschränkung der Stilübungen noch von sprachlich-logischer Schulung die Rede sein? Nur Voreingenommenheit könnte das leugnen. Koll. Nusser hat sich in unseren „Blättern"[3]) eingehend über Sprachbildung im Gegensatz zu Sprachfertigkeit verbreitet. Allein er gibt wiederholt zu, dafs alle grammatischen und stilistischen Unterscheidungen immer zuerst an der Muttersprache vorgenommen werden müfsten, bevor die treffenden lateinischen Formen hiefür aus dem Gedächtnis gesucht würden, und ferner kann man die ganze Sprachbildung, die er mit vollem Recht für notwendig erklärt, ohne allen Zweifel auch durch gründliche Betrachtung des fremden Textes, durch genaue Übersetzung ins Deutsche, durch die auf diesem Wege geschehende Vergleichung der fremden mit der Muttersprache, ihrer verschiedenen Vorstellungs- und Denkweise erreichen. Es kann durch nichts bewiesen werden, dafs dies nicht möglich sei. Man mache nur einmal, ohne von vornherein die Unmöglichkeit zu behaupten, einen ernstlichen, ehrlichen Versuch! Ich gehe nicht so weit wie Koll. Wirth,[4]) der alle Übersetzungen in die Fremdsprachen verwirft; denn in den unteren und mittleren Klassen können sie, nach der vorhin gegebenen Anweisung richtig

---

[1]) Ebenda J. 1898, 3 und 4, S. 235.

[2]) a. a. O. S. 47.

[3]) J. 1898, 3 und 4, S. 223 ff.

[4]) Vierzig Gründe gegen das Übersetzen aus dem Deutschen, Bayreuth, Heuschmann, 1895.



vorbereitet und an das Lesestück sich anschliefsend, gute Dienste leisten und sind besonders ein treffliches Mittel, sich von dem jeweiligen Kenntnisstand der gesamten Klasse zu überzeugen. Auch in den oberen Klassen, wo die Schriftstellerlektüre das Hauptziel bildet, soll darum nicht etwa vollständig auf grammatisches Studium verzichtet werden. Man stelle doch die Sache nicht immer so hin, als ob das Aufgeben der herkömmlichen Stilübungen mit diesem völligen Verzicht gleichbedeutend sein müfste. Oberflächlichkeit wird ja jeder Verständige vom Gymnasium fernzuhalten wünschen. Gerade auf den oberen Stufen wird die Anleitung der Schüler, denkend in die Sprachgesetze einzudringen und sie möglichst selbstthätig zu entwickeln, die sprachlich-logische Schulung mehr fördern als das bisherige Verfahren. Wichtige Spracherscheinungen, die bei der Lektüre nur kurz erklärt worden sind, um das zusammenhängende Fortschreiten derselben nicht zu sehr zu hemmen, können später wieder vorgenommen, gründlich erörtert und ganz ähnlich wie in den unteren Klassen eingeübt werden, damit sie bei wiederholtem Vorkommen nicht wieder Schwierigkeiten machen. Für den ganzen auf die Anschauung gegründeten und an die Lektüre anschliefsenden Betrieb wird durch das Zusammenwirken aller bald die sichere Methode geschaffen werden, die uns heute noch fehlt. Dringend nötig ist auch eine Verminderung des grammatischen Stoffes in der Formenlehre, wie besonders in der Syntax, wo das Hauptgewicht auf das von der Muttersprache Abweichende zu legen ist.[1]) Diese Beschränkung gilt noch mehr fürs Griechische, wo man nicht verlangen sollte, dafs ein Schüler jederzeit die schwierigsten Formen sofort bilden kann; es genügt, wenn er durch tüchtige, soweit es möglich ist, auch auf die Bildungsgesetze eingehende Schulung[2]) imstande ist, die Formen im Zusammenhang des griechischen Satzes sicher zu erkennen und genau zu verstehen. Überhaupt möchte ich bei dieser Gelegenheit die früher von mir gewünschte Streichkommission für alle Fächer in empfehlende Erinnerung bringen.

Eine Abänderung des überlieferten Unterrichtsverfahrens erscheint schon durch die Beobachtung dringend geboten, wie wenig im allgemeinen heute am Gymnasium in den alten Sprachen geleistet wird. Mufs man nicht Dettweiler zustimmen, wenn er sagt, „unsere Schüler könnten seit geraumer Zeit weder Latein schreiben noch lateinische Schriftsteller lesen“, wenn er behauptet, am heutigen Gymnasium seien „stilistische und grammatische Leistungen in wirklich befriedigender Weise überhaupt nicht möglich“, wenn er davor warnt, „eine mangelhafte Leistung schliefslich als ausreichend anzusehen?“ Es ist nicht nötig, weitere Aussprüche sachkundiger Männer über die heute erzielten, unerfreulichen Ergebnisse anzuführen. Wer sehen will, kann tagtäglich solche Beobachtungen machen. Von einem wirklichen Einlesen und Einleben in die Schriftsteller ist bei der Mehrzahl der Schüler

[1]) Vgl. G. Schulze, Programm des Franz. Gymn. in Berlin, 1895.
[2]) Vergl. Lattmann, Programm Clausthal 1888.

sehr wenig zu bemerken, und, was noch weit schlimmer erscheint, sehr viele derselben stehen den klassischen Sprachen, also dem Fache, das am Gymnasium den breitesten Raum einnimmt, das ohne innere Anteilnahme des Schülers seine hohe Aufgabe nicht erfüllen kann, gleichgültig, ja oft innerlich widerstrebend gegenüber. Es liegt aber eine grofse Gefahr darin, Jahr um Jahr soviele in dieser Stimmung aus der Schule zu entlassen; denn darunter mufs die Wertschätzung der Antike in immer weiteren Kreisen leiden, und das könnte mit der Zeit doch sehr ungünstig auf die Gestaltung des Gymnasiums einwirken. Dafs aber neben anderen Ursachen die, wie Lattmann sagt, „im wesentlichen noch immer festgehaltene Lehrmethode, nach welcher wohl unsere Grofsväter für ihre Zeit angemessen unterrichtet wurden", die jedoch für die Gegenwart nicht mehr pafst, eine Hauptschuld an den erwähnten Übelständen trägt, das läfst sich doch kaum leugnen. Jedenfalls mufs jeder, der ohne Vorurteil Dettweilers Buch liest, den Eindruck bekommen, dafs nach dem von ihm empfohlenen Verfahren gröfsere Lern- und Arbeitsfreudigkeit, bessere Erfolge der Schüler erzielt werden könnten. „Wenn wir den Schüler nicht dahin bringen, sagt er [1]), Schriftsteller ohne besondere Anstöfse zu lesen, ist unsere Position verloren." Das von ihm aufgestellte Ziel, auf Grund sprachlich-logischer Schulung den fremden Gedankeninhalt sich zu erarbeiten und den Schriftsteller dann möglichst gut ins Deutsche zu übertragen, ist wirklich in befriedigender Weise erreichbar. Hier, bei der verständigen und geschmackvollen Umgiefsung der fremden Form ins Deutsche, kann von einem Ringen der beiden Sprachen mit einander die Rede sein; hier kann in der That der strebsame, denkende Schüler Selbstthätigkeit zeigen, nicht eher ruhen, bis er „das möglichst Gute" gefunden hat, kann „wirkliches" Latein in „wirkliches" Deutsch umwandeln.

Ohne Zweifel stellt die neue Lehrweise, — bei der die Losung gilt: Keine Schablone, mehr frisches, freies Leben! — höhere Anforderungen an den Lehrer. Aber man darf gewifs von unserem Gymnasiallehrerstand hoch genug denken, um davon überzeugt zu sein, dafs er, wo es sich um das Wohl der Jugend und des Gymnasiums handelt, seine ganze Kraft einsetzt, um das schöne Vorbild, das uns Dettweiler zeichnet, zu erreichen oder ihm wenigstens möglichst nahe zu kommen. Und nun wende ich mich noch an Ihre bayerischen Herzen. Wenn nach dem ganzen Entwickelungsgang des Gymnasiums eine Änderung des Lehrplans nach der besprochenen Richtung über kurz oder lang kommen mufs, so wäre es m. E. wünschenswert und erfreulich, wenn Bayern in einer so wichtigen Frage auch einmal den ersten Schritt thäte, wenn es durch Abschaffung der lateinischen Übersetzung beim Absolutorium, durch damit zusammenhängende Beschränkung der Stilübungen, durch das Aufgeben der herkömmlichen Übersetzungsmethode zu einer zeitgemäfsen Neubelebung der klassischen Studien beitrüge und zugleich Raum schaffte zur Erfüllung berechtigter

---

[1]) a. a. O. S. 23.

Forderungen unserer Zeit; denn hier liegt in der That der Angelpunkt der ganzen Reform; hier kann Platz und Zeit für die notwendigen Änderungen gewonnen werden. Auch Koll. Nusser schreibt (a. a. O. S. 222): „Beschränken wir lieber, wenn es sein mufs, die Stundenzahl der antiken Sprachen auf das noch ausreichende Mafs, und suchen wir zum Ersatz durch Vereinfachung der Spracherlernung einen rascheren Gang zu ermöglichen!" Auf diese Weise kann besonders auch die von ärztlicher Seite immer nachdrücklicher verlangte gröfsere Rücksicht auf die Gesundheit und die Pflege körperlicher Übung genommen und so auf die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen hingearbeitet werden.

Indem ich nun zum Französischen übergehe, mufs ich eine kurze Bemerkung über das Lehrziel vorausschicken. Wie Sie wissen, habe ich mich auch in diesem Fache gegen eine Übersetzung in die fremde Sprache beim Absolutorium und zum Ersatz für eine solche ins Deutsche ausgesprochen, deren Text zum Teil als Diktat gegeben werden sollte [1]. Trotzdem bin ich, entgegen der Ansicht Nussers, auch im Französischen ganz entschieden dafür, Sprachbildung zu erstreben, d. h. gründliche Spracherkenntnis, wodurch das Französische eine wertvolle Ergänzung des Lateinischen werden kann. Blofse Sprachfertigkeit ist nach meiner Überzeugung kein Ziel für das Gymnasium, ist überhaupt beim Schulunterricht nicht so leicht zu erreichen, wie manche zu denken scheinen. Dafs aber das Französische von Anfang an als lebende Sprache zur Geltung kommen mufs, versteht sich von selbst. Der Unterricht soll einesteils eine tüchtige Grundlage zu verständiger Lektüre, andernteils die Vorteile gewähren, die ein mehr mündlicher Betrieb mit Übungen im Verstehen und eigenen Sprechversuchen zur Folge hat. So bildet er zugleich eine Vorbereitung zu freierem Gebrauch der Sprache für die verhältnismäfsig Wenigen, die das später nötig haben.

Ich komme jetzt zu dem Punkte, in dem, wie ich wohl weifs, nur wenige von Ihnen mit mir übereinstimmen, zu der Frage über die Reihenfolge der fremden Sprachen beim Unterricht. Wenn ich zu der Überzeugung gekommen bin, es sei in vielen Beziehungen empfehlenswert, mit dem Französischen zu beginnen, so bemerke ich doch von vornherein, dafs ich mich damit nicht zugleich für eine unveränderte Herübernahme des Frankfurter Reformplans aussprechen will. In diesem werden auch nach meiner Ansicht die alten Sprachen zu weit hinaufgeschoben. Überhaupt bin ich gegen einen gemeinsamen Unterbau für alle 3 Arten der Mittelschulen, ich habe in meiner Broschüre unter der Einheitsschule, die mir vorschwebt, nur die Wiedervereinigung der beiden Gymnasien verstanden und gesagt, diese sei zu erreichen, sobald man sich mit dem Gedanken vertraut mache, in den 3 oberen Klassen eine etwas freiere Gestaltung eintreten zu lassen. Man hat mir eingewendet, das sei zu kunstvoll

[1] S. meine früheren Ausführungen in unseren „Blättern" J. 1896, S. 92 f. u. S. 424 f.

und verwickelt; aber ich glaube, dieser Eindruck kommt eben nur daher, dafs wir gar nicht an eine solche Einrichtung gewöhnt sind, die bei einigem guten Willen unschwer durchgeführt werden könnte. Ich habe zu meiner Freude nachträglich gesehen, dafs auch Kollege Fleischmann schon früher[1]) einen ähnlichen Vorschlag machte, indem er die Anschauung vertrat, man solle in den oberen Klassen davon absehen, an alle Schüler gleichmäfsige Anforderungen in allen Lehrfächern zu stellen. Doch das nur nebenbei. Uhlig sagt bei seinen Ausführungen gegen das Reformgymnasium Reinhardts in Frankfurt, wenn wieder einmal versuchsweise das Französische die erste Fremdsprache des Gymnasiums sein solle, könne das Latein doch wenigstens in IV (also in unserer 3. Kl.) beginnen[2]). Nun für diesen Versuch habe auch ich mich ausgesprochen und zu seiner Empfehlung will ich hier noch einiges hervorheben.[3]) Uhlig leugnet die Anwendbarkeit des Grundsatzes: „vom Nahen zum Entfernteren" auf den vorliegenden Fall. Er sagt: „Damit kämen wir auch zu dem vielbesprochenen Krebsgang im Geschichtsunterricht." Meint er damit die jetzt in Preufsen giltige Vorschrift, welche für VI lautet: „Lebensbilder aus der vaterländischen Geschichte, wobei von Gegenwart und Heimat auszugehen ist", so mufs ich mich, obwohl sonst ein grofser Freund gesunden Fortschrittes, ganz entschieden für diesen „Krebsgang" aussprechen. Für höhere Klassen versteht es sich ja von selbst, dafs man nicht die Geschichte in umgekehrter Reihenfolge, sondern in ihrem wirklichen Entwicklungsgange, also von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart lehren mufs. Aber hier haben wir es ja mit Kindern zu thun, und dafs für diese das Ausgehen vom Heimischen das allein Natürliche ist, kann doch nicht ernstlich bestritten werden. Welches Buch gibt ein verständiger Vater seinem Knaben zuerst in die Hand, ein deutsches Märchenbuch oder Schwabs Sagen des klassischen Altertums? Was ist nun natürlicher, als dafs der Lehrer später in der Schule von den in manchen unserer Märchen vorhandenen Spuren der deutschen Götter- und Heldensage ausgeht und diese letztere dann seinen Schülern in ihren Hauptzügen mitteilt? Ob das in einer deutschen oder in einer besonderen Geschichtsstunde geschieht, ist ja ganz einerlei. Oder was liegt näher und ist sicher häufiger, einem Kinde, das sich Bleisoldaten wünscht, eine Schlacht aus dem deutsch-französischen Krieg oder eine aus dem klassischen Altertum zu schenken? Oder dein Knabe hat eine Abteilung Soldaten vorüberziehen sehen und möchte nun nach Kinderart etwas Genaueres über deren Thun und Treiben hören, was ist natürlicher, ihm vom Kampf des Leonidas zu erzählen, oder von den ruhmvollen Thaten unserer wackeren Krieger in den Jahren 1870/71? Und damit kommen wir wieder zur Frage des Anfangs mit dem Französischen, obgleich auch alles Bisherige aufs engste damit zusammenhängt. Erzählt man den Schülern der 1. Kl. mit Hinweis auf die Karte von Frankreich, die sie vor Augen haben, in ganz kurzer Einleitung von

[1]) G.-Bl. J. 1894, 6 u. 7, S. 378.
[2]) Das hum. Gymn. IX, 1 u. 2, S. 6.
[3]) Das Griechische würde dann in der 5. Kl. anfangen.

jenem denkwürdigen Kriege, von der deutschen That unseres idealgesinnten Königs Ludwig II., von der Heldengestalt Kaiser Wilhelms und von seinen Paladinen, von den grofsen, oft schwer errungenen Siegen unserer Truppen, sagt man ihnen, was die Nichtsprachkundigen unter diesen für Schwierigkeiten im Verkehr mit der Bevölkerung hatten, weist man sie darauf hin, dafs, wenn unsere unruhigen Nachbarn uns in Zukunft wieder angreifen sollten, auch sie mit den Waffen für ihr Vaterland eintreten müfsten, erinnert man noch an die früheren Beziehungen zwischen den beiden Ländern und an die Fremdwörter, die wir dem Französischen entlehnt haben und von denen auch auf dieser Stufe den Knaben schon das eine oder andere bekannt ist, dann ist gewifs Teilnahme für das Nachbarvolk und seine Sprache rege geworden, dann kann man mit der Einübung der Laute beginnen, etwa an Musterwörtern, die vorwiegend aus geographischen Namen bestehen, wobei man immer zugleich den Vorteil der Anschauung auf der Karte hat.

Dafs das Französische den modernen Menschen überhaupt und so auch den Knaben, die eben in diese moderne Welt hineingestellt sind, nach ihrer gesamten Anschauungs- und Denkweise näher liegt als die alten Sprachen, ist doch kaum zu bezweifeln. Die ganze Ausdrucksweise, die in den Worten steckenden Begriffe decken sich doch naturgemäfs mehr mit den unserigen. Und inhaltlich ist eben, man mag sagen, was man will, ein moderner Stoff dem Knaben vertrauter als ein antiker, für den er doch erst künstlich gewonnen werden mufs. Den spöttischen Hinweis Uhligs auf Sätze nach Art des seligen Ollendorff hätte ich hier lieber nicht gesehen; denn es ist ja klar, dafs ein französisches Elementarbuch auch ohne solche Sätze abgefafst werden kann, der moderne Stoff braucht ja nicht abgeschmackt zu sein. Gewifs sagt Uhlig mit Recht, in guten lateinischen Elementarbüchern finde sich gleichfalls vieles, was der Junge mit eigenen Augen sehen könne. Aber er nennt aufserdem auch Erzählungen aus alter Geschichte, aus der griechischen Götter- und Heldensage. Meint man, so fragt er, dafs auch die Sagen von Herakles und Theseus für den Sextaner noch nicht passen? Abgesehen davon, dafs ich, wie oben erwähnt, auf dieser ersten Stufe heimischen Sagen den Vorzug geben würde, ohne sie natürlich als Stoff zur Übersetzung beim Sprachunterricht zu verwenden, ist hier noch ein gewichtigerer Einwand zu machen. Es ist etwas anderes, dergleichen Stoffe beim geschichtlichen oder deutschen Unterricht zu behandeln, wo man alles dem Schüler noch Fremde erklären kann, wo er ja überhaupt neue Begriffe und Kenntnisse erwerben soll, und etwas anderes, solche Gegenstände bei der ersten Unterweisung in einer Fremdsprache zu gebrauchen. Hier hat der Lernende vor allem mit den Schwierigkeiten der neuen Formen zu kämpfen, hier wirkt inhaltlich Fremdes und Fernstehendes auf das grammatische Erkennen nicht förderlich und klärend, sondern eher verwirrend. Und gewifs findet sich in den lateinischen Übungsbüchern — ich rede nicht ausschliefslich vom allerersten Anfang — vieles, wovon man mit Bezug auf den Schüler sagen kann: „Was ist ihm

Hekuba?" Damit habe ich zugleich einen der Gründe erwähnt, warum das Lateinische für dieses Alter als zu schwer erscheint. Mit dieser Ansicht stehe ich nicht allein. Unter anderen wurde sie auch von Paulsen in seinem Kolleg über Pädagogik ausgesprochen, und Direktor Schulze in Berlin begründet sie in dem erwähnten Programm eingehend. Sehr beachtenswert ist ferner, was Lattmann uns mitteilt, bekanntlich selbst Verfasser eines lateinischen Elementarbuches, mit dem er gute Erfolge an seiner Anstalt wahrnahm. Er sagt a. a. O., nach langjähriger, eher mit dem persönlichen Wunsche des Gegenteils erfolgter Beobachtung erscheine ihm der Anfang des Lateinischen in VI immer mehr als unpädagogisch; es werde damit den Jungen etwas zugemutet, wozu ihre ganze geistige Entwicklung noch nicht reif sei. Auch ein bayerischer Kollege, der als tüchtiger Altphilologe und guter Lehrer gilt, schreibt mir zustimmend: „Wie plagen wir die kleinen Kerle mit Formenlehre und Syntax, wie schwer thut sich der Lehrer mit der Erklärung mancher syntaktischen Schwierigkeiten, und wie leicht eignet sich ein reiferer Schüler diese Regeln an!" Beim Eintritt ins Gymnasium ist der Knabe in seiner Muttersprache noch nicht weit genug gefördert, seine grammatischen Begriffe sind noch sehr unvollkommen, die Fähigkeit abstrakt zu denken besitzt er nur in geringem Mafse. Im Anfang geht's ja infolge des Eifers und der Lust, die er allem Neuen entgegenbringt. Aber zuviel Fremdartiges stürmt im weiteren Verlauf des Unterrichts auf ihn ein, die Formen häufen sich immer mehr, in der 2. Kl. kommen die unregelmäfsigen Verba dazu, in der 3. die schwierige Kasuslehre. Noch mehr erschwert wird es ihm dadurch, dafs man ihn nötigt, zu früh und häufig nach Form und Inhalt zu schwierige Sätze ins Lateinische zu übersetzen. Und was ist die Folge? Sehr viele, darunter auch solche, die nicht an sich als zu unbefähigt zu betrachten sind, gelangen nicht zu der gewünschten Klarheit in der Erkenntnis und Anwendung der Formen, die Flut der Schwierigkeiten schlägt ihnen über dem Kopfe zusammen, allmählich werden sie abgestumpft, sie verlieren vollständig die anfängliche Freude an dem Lehrgegenstande, und die alte Sprache, welcher ein geschickter Lehrer am Beginne noch einiges Leben einhauchen konnte, wird nun wirklich für sie eine tote. Wer seine Augen nicht absichtlich der Wirklichkeit verschliefst, wer Gelegenheit hat, die Schüler bei ihren Arbeiten auch zu Hause zu beobachten, wer es weifs, wie unverhältnismäfsig schlecht oft die Übersetzungen ins Lateinische gemacht werden, der kann nicht behaupten, dafs ich hier übertreibe. Gewifs würde es nun in diesen Dingen besser, wenn die Schüler zum lateinischen Unterricht schon bessere grammatische Kenntnisse mitbrächten, und diese könnten sie sich ohne Zweifel in den beiden unteren Klassen im deutschen und französischen Unterricht erwerben. Insofern würde also das Erlernen des Lateinischen durch das Voraufgehen des Französischen ganz wesentlich gefördert.

Man hebt immer hervor, das Lateinische sei wegen seines Formenreichtums besser geeignet, dem Anfänger die grammatischen Unter-

schiede der Worte und ihrer Beziehungen zu einander klar zu machen als das Französische mit seinen abgeschwächten oder ganz abgestorbenen Endungen. Man vergesse jedoch nicht, dafs die von der französ. Sprache zum Ersatz für diesen Verlust geschaffenen Mittel zur Erreichung logischer Klarheit vollkommen genügen. Sonst könnte man unmöglich von glänzenden Vorzügen der französ. Prosa sprechen, was sogar O. Jäger thut. Der Formenreichtum ist nicht als ein besonderer Vorteil für das logische Denken des Lernenden zu betrachten, wenn nicht durch die Verschiedenheit der Formen zugleich neue syntaktische Beziehungen ausgedrückt werden. [1]) Alle die vielen lateinischen Kasusendungen, wobei doch wieder einzelne gleiche Formen verschiedene Kasus ausdrücken, dann die Formen mit **em** oder **im**, **e** oder **i**, **um** oder **ium** z. B. bezeichnen durchaus nicht je einen neuen logischen Unterschied, sondern beschweren nur das Gedächtnis. Betrachten wir dagegen die Kasusbezeichnungen im Französischen! Die Pluralendung zunächst ist nicht abgestorben; spricht man deutlich vor: l'ami arrive und les amis arrivent, so hört der Schüler, dafs sie noch lebt, Nom. und Acc. werden durch die Stellung klar unterschieden — die strenglogische Stellung des Französischen wäre gerade für die Ausbildung des Schülers der 1. Kl. unleugbar von gröfstem Vorteil —. Auch beim Gen. und Dat. erachte ich es als sehr wertvoll, dafs man schon dem kleinen Schüler den Grund der französ. Ausdrucksweise auf einfache Art deutlich machen kann, z. B. il est venu de Paris, örtliche Grundbedeutung! j'ai eu une lettre de mon père, von meinem Vater ist der Brief hergekommen, dann Genetivverhältnis: einen Brief meines Vaters. Und ebenso bei à: il est allé à Paris, j'ai écrit une lettre à mon père, zum Vater hin, meinem Vater. Wie auch auf höherer Stufe die wichtigsten Fälle der Kasuslehre, wenn man sie so nennen will, aus der örtlichen Grundbedeutung von de und à sich erklären lassen, sowie auch die Anwendung dieser Präpositionen beim Infinitiv, darauf kann hier nicht näher eingegangen werden. Und eine so logisch, so durchsichtig klar gebaute Sprache sollte nicht geeignet dazu sein, dem Knaben, im Verein mit seiner Muttersprache, die für erfolgreichen Beginn des Lateinischen dringend notwendigen grammatischen Vorkenntnisse beizubringen? Dabei ist es für die Muttersprache als ein Vorteil zu betrachten, dafs das Französische in seinen Wendungen sich von ihr nicht so sehr unterscheidet wie das Lateinische, wodurch die Gefahr, undeutsche Ausdrücke zu gebrauchen, vermindert wird. Die Schüler würden mit der hier gröfsere Gefahr bietenden lateinischen Ausdrucksweise erst bekannt, wenn sie im Deutschen schon mehr Sicherheit erlangt haben.

Ein weiterer Einwand ist der, man sollte nicht die Tochtersprache, das Französische, vor ihrer Muttersprache, dem Latein, lehren. Hier liegt ja in der That ein Nachteil vor; aber, wohlgemerkt, nicht etwa für die Erlernung des Lateinischen und, wie wir sehen

[1]) Vgl. Curt. Schäfer, Vortrag auf der Görlitzer Philologenversammlung, Sonderabdruck, Braunschweig, Salle, 1890.



werden, auch nicht für die sprachliche Ausbildung des Schülers überhaupt. Die Knaben würden in der 1. Kl. auch ohne lateinische Grundlage die Wörter und Formen des Französischen als einer lebenden Sprache, sofern man sie nur wirklich als solche lehrt, weit leichter erlernen als jetzt die lateinischen. Auch hier wäre es schon möglich, im Sinne der historischen Grammatik zu unterrichten, manche Formen als natürliche Wirkungen allgemeiner Lautgesetze deutlich zu machen, und von der 4. Klasse könnte dann allmählich auch auf die lateinischen Grundformen zurückgegangen und der Schüler zu eigener Beobachtung und Vergleichung angeleitet werden. Die geistig Regsamen unter den Schülern würden nun mit Vergnügen die lateinischen Stammformen kennen lernen, gerade wie es uns Anregung gewährt, im Mittelhochdeutschen die frühere Stufe unserer Sprache wahrnehmen und dann die historische Entwickelung überblicken zu können.

Bei der ganzen Frage wird der bedeutende Unterschied zwischen toter, geschriebener und lebender Sprache viel zu wenig beachtet. Uhlig meint, der Vorzug der jetzigen Einrichtung werde durch die Leistungen unserer bayerischen Gymnasiasten im Französischen bewiesen. Wer genauer zusieht, wird mit mir in diesen Leistungen nur einen Beweis der Nachteile des gegenwärtigen Systems erblicken können. Zeigt es denn eine wirkliche Kenntnis der Sprache, wenn die schriftliche Übersetzung ins Französische beim Absolutorium im allgemeinen so gemacht wird, dafs eine annehmbare Notenskala herauskommt? Wie fehlerhaft sind oft diese Arbeiten, wie viele selbstgebildete Wörter und Wendungen, meist Latinismen, enthalten sie oft! Und dann wie mangelhaft sind sehr viele Abiturienten im gründlichen Verstehen des fremden Textes und besonders im raschen Auffassen des gesprochenen Wortes! Die schlimmste Wirkung, welche der frühzeitige Beginn des Lateinischen mit sich bringen kann und sehr oft mit sich bringt, ist wohl auch an den nichtbayerischen Gymnasien zu beobachten, zeigt sich aber bei uns besonders deutlich, da wir die neuere Fremdsprache erst in der 6. Kl. zu lehren anfangen: Die meisten Schüler bekommen gar keinen richtigen Begriff davon, was Sprache eigentlich ist, dafs sie darin einen lebendigen Organismus vor sich haben; sie sehen in ihr nur einen toten Wörter- und Regelkram, gegen das Leben in der Sprache werden sie ganz abgestumpft. Das wirkt leider selbst auf den Gebrauch ihrer Muttersprache wie lähmend. Man sehe doch, wie unbeholfen sie sich ausdrücken, wie sie sich immer an ihr Buch und das darin Stehende anklammern, wie wenig sie wirklich zusammenhängend sprechen können, wie entsetzlich sie beim Übertragen selbst ganz leichter Stellen ins Deutsche die Sätze zerhacken! Hier kann der frühzeitige Beginn des Französischen vor dem Latein bessernd wirken; denn der bei einer lebenden Sprache natürliche mehr mündliche Betrieb wird allmählich die Schüler zu gröfserer Gewandtheit und Regsamkeit des Geistes in sprachlichen Dingen führen. Nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten kämen sie naturgemäfs viel

rascher in die Sprache hinein, man könnte ihnen viel früher passende Lektüre vorlegen [1]), und vor allem wären sie imstande, was Schulze mit Recht als sehr bedeutsam hervorhebt [2]), „nicht immer blofs aufzunehmen“, sondern innerhalb bescheidener Grenzen „sich selbst zu bethätigen, das erworbene Wissen möglichst bald in bereites Können umzusetzen.“ Dazu gehört natürlich besonders auch die Pflege der lautlichen Seite der Sprache, die Ausbildung des Gehörs und der Sprechwerkzeuge! Damit kann man ja wirklichen Erfolg nur haben, wenn möglichst früh angefangen wird. Dann aber wird auch die in der That vorhandene Schwierigkeit, welche in der Verschiedenheit von Laut und Schrift liegt, bei richtigem Verfahren und einiger Geduld bald überwunden, und gründliche lautliche Schulung wird zugleich eine treffliche Übung und Stärkung der Willenskraft der Schüler sein; sie soll, nach einer Äufserung Hildebrands, „den Anfang zur Kunst der Selbstbeobachtung und Selbstbezwingung bilden.“ Sie wird vor allem von bestem Einflufs auf die Aussprache der Schüler überhaupt, bes. auch im Deutschen sein. Dafs es hierin an unseren Schulen noch sehr schlimm steht, dafs jedoch die Berücksichtigung des Lautes gewifs gleichfalls zur höheren Bildung gehört, dafs eine Dichterstelle, eine Rede nur dann zur vollen Wirkung kommen, wenn sie auch in lautlicher Beziehung möglichst richtig vorgetragen werden — das kann doch nur der leugnen, der selbst keinen Sinn für die lautliche Schönheit der Sprache hat. Und dieser Sinn scheint bei uns allerdings manchem zu fehlen. Sie wissen besser als ich, wie sehr im Altertum besonders die Athener auch die lautliche Seite der Sprache betonten, was uns bei einem Volke, das die Schönheit überhaupt so hoch stellte, weiter nicht wundern kann.

Nur kurz berührt sei noch der gewifs nicht unwichtige Umstand, dafs bei der hier besprochenen Gestaltung des Gymnasiums der Übergang von einer Schulgattung zur anderen viel leichter möglich wäre als jetzt.

Tritt zu all den erwähnten Vorteilen des Anfangs mit dem Französischen auch die Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler hinzu, welche gegenwärtig in den unteren Klassen und zumal in der 4. allzusehr belastet erscheinen, so kann man sich doch nur dann gegen die von mir gewünschte Änderung aussprechen, wenn dadurch eine wirkliche Schädigung des altklassischen Unterrichts hervorgerufen würde. Diese kann aber ohne einen praktischen Versuch nicht nachgewiesen werden.

Man hat sich gegen ein „Überwiegen des Französischen“ am humanistischen Gymnasium ausgesprochen. Das thue ich gleichfalls. Davon ist nach meinem Vorschlag auch keine Rede. Von der 3. Kl. an würden, schon der Stundenzahl nach, die alten Sprachen vorwiegen. Aber es ist klar, dafs wir heutzutage unseren Schülern nicht eine einseitig humanistische Bildung, sondern eine diese um-



[1]) Auch Paulsen macht den Mangel an passender Jugendlektüre im Lateinischen geltend.

[2]) a. a. O. S. 27.



schliefsende wirklich humane, eine allseitige Menschenbildung geben müssen. Wir haben die Pflicht, sie zwar zu idealer Lebensauffassung zu erziehen, sie aber auch geschickt zu machen, später den Anforderungen der modernen Zeit zu entsprechen. Unsere Zeit kann keine blofsen Buchstabenmenschen brauchen, sie fordert eine gewisse Regsamkeit und Gewandtheit des Geistes, sie verlangt Männer mit offenen Sinnen, besonders mit offenem Auge und Ohr. Zu diesem Ziele kann, neben tüchtiger körperlicher Ausbildung, neben gründlicher Pflege der Muttersprache, der richtige Betrieb der andern modernen Bildungsstoffe am Gymnasium die Schüler führen, und gerade der Anfang mit dem Französischen würde hier ganz wesentliche Dienste leisten. [1]) Aber dem Streben nach blofser äufserlicher Nützlichkeit gegenüber fühle ich mich eins mit Ihnen, wenn ich meinen Vortrag schliefse mit den Worten A. Sperls in seinem Sang „Frithjof Nansen":

„Wer will fragen, was es nütze?
In des Lebens Nacht herein
Müssen doch die Sterne funkeln,
Ideale müssen sein!"

Es wurde in die Diskussion über Prof. Eidams Vortrag eingetreten.

G.-Pr. Dr. Vogel (Fürth) gibt als Altphilologe seinem Erstaunen darüber Ausdruck, dafs der klassischen Philologie ein Sündenregister vorgehalten werde von einem Manne, der doch die Praxis nicht für sich habe, und dann darüber, dafs von Eidam die induktive Methode als das Allheilmittel auf den Schild erhoben werde, während sie, das begünstigte Kind der materialistischen Zeit- und Geistesströmung, jetzt doch fast schon wieder abgehaust habe. Mit Recht sei man jetzt wieder zur Synthese zurückgekehrt.

Die Anlehnung des fremdsprachlichen Unterrichts an das Lesestück habe sich nach den Erfahrungen an den norddeutschen Anstalten durchaus nicht bewährt. Die fremdsprachliche Lektüre erfordere und fördere eben gegenüber dem Übersetzen in das fremde Idiom nur in beschränktem Mafse die geistige Selbstthätigkeit des Schülers.

Im übrigen seien viele der von Prof. Eidam angeführten Thatsachen wohl begründet, z. B. die starke Belastung der Schüler in der 4. Klasse. Nach Eidams Vorschlag würden aber andere Klassen eher noch mehr belastet. An den Anstalten, wo man schon jetzt, wie in der Pfalz, bereits in der dritten Klasse mit dem Französischen beginne, seien die Erfolge nicht günstiger. Und die norddeutschen Gymnasien und Realgymnasien wiesen auch keineswegs glänzendere Ergebnisse auf.

„Dafs unsere Schüler mehr nach den Büchern als mündlich unterrichtet werden, ist doch nicht auf den Eigensinn oder die Bequem-

[1]) Das Englische, das schon wegen seiner lautlichen Gestaltung und seiner Orthographie als ganz ungeeignet zum Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts erscheint, soll wie bisher als Wahlfach von der 7. Klasse an gelehrt werden.



lichkeit der Lehrer zurückzuführen, sondern naturgemäfs in dem physiologischen Unterschiede des Auges und des Ohres begründet. Das dem Auge Dargebotene haftet zu steter Reproduktion fest, das nur Gesprochene entschwindet dem Ohre nur zu leicht. Darum ist es schwieriger und zeitraubender, den Lehrstoff nur nach dem Gehör zu üben."

Mit dem Latein vor dem Französischen zu beginnen, sei jedenfalls logischer als das umgekehrte Verfahren. Das Französische mit seinem vereinfachten Formenschatze erfordere strengere logische Unterscheidungen, womit in den unteren Klassen, wo es vor allem darauf ankomme, das empfängliche Gedächtnis zu stärken und zu üben, noch weniger anzufangen sei. Darum schreite auch der französische Unterricht, wenn er in der oberen Klasse beginne, doppelt so rasch vorwärts als in den unteren. Das Lateinische sei eben seines nüchternen Formalismus wegen geeigneter für die untere Unterrichtsstufe als das Französische.

Auch in ethischer Beziehung, vom patriotischen Standpunkt aus, sei die Sache nicht so ganz bedeutungslos. Für dasjenige Geistesgebiet, in dem die Jugend von Anfang an am gründlichsten unterrichtet werde, werde doch wohl eine gewisse Vorliebe verbleiben. Der französischen Sprache und Literatur erscheine damit ein unberechtigter Vorrang eingeräumt.

„Und warum sollen wir für das Studium und die Erkenntnis der Antike erst aus dem Französischen uns erholen, was wir direkt haben können? Der Ideengehalt der antiken Literatur steht zum mindesten dem der französischen in keiner Weise nach." (Lebhafter Beifall).

Rektor Dr. Deuerling (Burghausen) erklärt, er sei mit vielen Ausführungen Eidams im einzelnen einverstanden. Aber prinzipiell müsse er ihm entgegentreten. Mit der Aufstellung theoretischer Gesetze werde nichts ausgerichtet; es komme allein auf die Erfahrung an. Darum sei für ihn eine auf der Dezember-Konferenz zu Berlin erfolgte Kundgebung des Geh. Oberschulrates Dr. Albrecht, des Leiters des elsässisch-lothringischen Schulwesens, mafsgebend; in derselben sei gesagt, dafs nach seiner Erfahrung an den Schulen, die mit dem Unterrichte im Französischen beginnen, im Lateinischen und Griechischen wenig geleistet werde, während bei der umgekehrten Reihenfolge doch noch verhältnismäfsig Besseres im Französischen sich erzielen lasse.

Was dann die Äufserung von Direktor Schulze auf jener Konferenz anlange, wonach die Schüler einer Sexta fast alle, als man sie fragte, es vorzogen, das Französische statt des Latein zu studieren, so habe schon Dr. Kropatschek auf die dabei mitspielenden Einflüsse der Grofsstadt hingewiesen. Und Kropatschek habe damals mit Recht gesagt: „wenn Kinder so sprächen, sei es noch erklärlich; aber bedenklicher werde die Sache, wenn Erwachsene auch in so kindlicher Weise schlössen."

Nicht zweifelhaft sei es ihm, dafs das Lateinische alsbald auch aus der 3. und 4. Klasse verschwinden würde, sobald es einmal aus der 1. und 2. Klasse verbannt worden sei. „Das humanistische Gymnasium ist aber auf dem lateinischen und griechischen Grund erbaut. Daher müssen auch diese Sprachen den zentralen Mittelpunkt unseres Unterrichtes bilden. Die Vorzüge der lateinischen Sprache sind anerkannt auch von den Gegnern der klassischen Bildung. Diese Vorzüge machen sie besonders geeignet, die Grundlage für jeden fremdsprachlichen Unterricht abzugeben. Jedenfalls ist das Lateinische eine viel geeignetere Vorbildung für das Französische als dieses für Latein und Griechisch."

Fremde Sprachen zu lernen, sei Sache der Übung. Es gehöre Zeit dazu, und die beste Methode vermöge diese nicht zu ersetzen. Nach Eidams Vorschlag müsse der lateinische und griechische Unterricht notwendigerweise notleiden. Und darum heifse es für ihn in dieser Frage — trotz aller Anerkennung der Motive Eidams — Principiis obsta! (Lebhafter Beifall).

Prof. Eidam will, nicht aus Unfähigkeit, sondern wegen der vorgerückten Zeit, auf eine Widerlegung der Ausführungen der Vorredner nicht mehr eingehen. Es finde sich wohl an anderer Stelle Gelegenheit dazu. Nur dagegen wolle er jetzt nochmals Einspruch erheben, dafs er das Lateinische und Griechische aus dem Gymnasium verdrängen wolle.

G.-L. Dr. Knoll (München, Max-G.) fühlt sich verpflichtet, gegen die Angriffe Professor Vogels auf die induktive Methode Einspruch zu erheben. Es könne keine Rede davon sein, dafs sie abgehaust habe. Sie habe sich im pädagogischen Seminar am Maxgymnasium, wo nach dieser Methode unterricht werde, wohl bewährt.

Damit schlofs die Diskussion über Prof. Eidams Vortrag.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Die Mittelschulen im Grofsherzogtum Baden. Entwicklungsgang, Organisation, Lehrpläne, Leitung und Verwaltung derselben, aus amtlichen Quellen dargestellt von August Joos, Präsid. d. Grofsh. Bad. Verwaltungsgerichtshofes. Zweite, neu bearbeitete Ausgabe. Verlag von J. Lang, Karlsruhe und Tauberbischofsheim. 1898. 8°. XI. u. 535 S. Preis: 7 M.

Allenthalben in deutschen Landen hat das Schulwesen, besonders das Mittelschulwesen, humanistischer wie realistischer Richtung, in den 2 letzten Jahrzehnten eine beträchtliche Umgestaltung in fast allen Beziehungen erhalten; glücklicher Weise haben auch die Verhältnisse in der Stellung und Honorierung ihrer Lehrer wenigstens in einigen Staaten mit dieser Umwandlung zum Bessern in der Hauptsache ziemlich gleichen Schritt gehalten. Unser Bayern darf hiebei besonders rühmend genannt werden. Wieviel freilich in anderen Gebieten, darunter vor allem in Preufsen im Interesse der Kollegen noch zu wünschen übrig bleibt, ist aus der einschlägigen Literatur und den Verhandlungen der Landtagsversammlungen sattsam bekannt. Wenn auch heute noch manche Einzelfrage der Schuleinrichtungen und des Schulbetriebs im Flusse ist, so kann doch eine zusammenfassende Gesamtdarstellung des Unterrichtswesens eines Landes heute in geeigneterer und abschliefsenderer Weise geboten werden, als dies etwa noch vor 10 Jahren der Fall gewesen. Für Baden hat sich Joos neuerlich dieser Aufgabe unterzogen, nachdem seine erste 1882 erschienene Arbeit über die badischen Mittelschulen gänzlich veraltet ist. Schon vor 20 Jahren hatte er eine Sammlung der Gesetze und Verordnungen über Elementarunterricht, einschliefslich der höheren weiblichen Schulen, herausgegeben, 14 Jahre lang (von 1881--1895) war er Leiter und Direktor der badischen Oberschulbehörde gewesen und hat als solcher selbst einen weitgehenden Einflufs auf das Landesschulwesen geübt; sonach ist wohl der weitaus gröfste Teil der seit der ersten Auflage ergangenen Anordnungen auf diesem Gebiete gerade auf ihn zurückzuführen, ein Umstand, der begreiflicher Weise sein Urteil über manche derselben in diesem Buche beeinflufst hat. Abgesehen von diesen ganz wesentlichen Ergänzungen und Weiterführungen von 1881 bis 1898 hat das Buch aber auch noch die weitere dankenswerte Neuerung erfahren, dafs die eingehenden Darlegungen über die „Aufwandsbestreitung“, darnach auch über die ganze wirtschaftliche Verwaltung der Mittel-

schulen manchen der betreffenden Einzelabschnitte einverleibt worden sind, während sie in der früheren Ausgabe einem zweiten Teile des Buches vorbehalten geblieben waren. Auch das „Mittelschulwesen für die weibliche Jugend" ist diesesmal aufgenommen worden (S. 333—364); leider aber fehlen noch immer Abschnitte über „Lehramt" und „Berechtigungen", die in einen späteren Ergänzungsband verwiesen werden. Württemberg, vor allem auch Preufsen haben vor kurzem wieder neue Lehramtsprüfungsordnungen erhalten, und es ist wohl zu erwarten, dafs letztere für Baden hinwiederum zu neuen Änderungen Anlafs geben werden; das mag die Verzögerung entschuldigen.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, dafs fast gleichzeitig mit Joos ein anderer, durch 50jährige Praxis erprobter Schulmann und Schulleiter, Oberschulrat Dr. Wendt, das badische Schulwesen, wenn auch nach etwas anderen Zielpunkten, zum Gegenstande seiner Behandlung gemacht hat. Jedermann wird Wendts Darstellung in Baumeisters „Handbuch" (Bd. I, erster Teil, S. 161—188) mit Interesse gelesen haben, wenn darin auch manche seit 1895 sich ergebende Neuerung nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Im Zusammenhalte mit der jüngsten Arbeit des hervorragenden Schulmanns („Reden aus der Schule und für die Schule" 1899), die sich wie das pädagogische Testament am Schlusse eines reichen Schullebens liest, erhalten jene Darlegungen eine erhöhte Bedeutung.

Wir wollen zunächst in aller Kürze Inhalt und Gliederung des Buchs von Joos skizzieren. Dem Ganzen sind zwei einleitende Abschnitte vorausgeschickt (S. 1—32) über Begriff und Arten der Mittelschule und deren Leitung und Beaufsichtigung. Hieraus wie aus den einleitenden Bemerkungen zu späteren Abschnitten entnehmen wir, dafs die völlige Neuorganisation der Realschulen, die Einführung der Oberrealschule (1893) und gleichzeitig der Realprogymnasien, sodann auch die modernsten Neuerungen, nämlich die staatliche Genehmigung und die daraufhin erfolgte Errichtung des Mädchengymnasiums (1893) und endlich des staatlich approbierten Einheits-(Reform)-Gymnasiums (1896), beide letztere in der Landeshauptstadt, als die Hauptneueinrichtungen im bad. Schulwesen im Laufe der letzten 6 Jahre zu bezeichnen sind. Der dritte, umfangreichste Abschnitt beschäftigt sich eingehend mit den „einzelnen Arten von Mittelschulen" (S. 33—365): Gelehrtenschulen, Realmittelschulen, Mittelschulen mit besonderer Einrichtung (Reformgymnasien und Realprogymnasien) und Mittelschulen für die weibliche Jugend. Jeweils ist dabei ein historischer Rückblick vorangestellt, woran sich die „Organisation, Lehrplan und Ordnung der Reifeprüfung" und dann der besondere Teil über den Aufwand hiefür und seine Deckung reiht. Den vierten Abschnitt (S. 365—400) bilden die „mittelschulähnlichen Unterrichtsanstalten" — Bürgerschulen und Mädchengymnasium. Daran reiht sich der Abschnitt über „Schul- und Eintrittsgelder" und der inhaltsreichere über „Schulordnungen für die Mittelschule" einschliefslich der „Gesundheitspolizeilichen Anordnungen". Der siebente Abschnitt befafst sich mit dem „Verhältnis der Mittelschulen zu den Kirchen- und Religionsgemeinschaften"; den Schlufs

bilden „statistische Zusammenstellungen“ aus dem Jahre 1896/97, von denen wir gleich hier bemerken wollen, dafs sie besonders für uns Katholiken als sehr interessant, leider aber nicht als sehr erfreulich bezeichnet werden können. Schade, dafs uns Joos nicht auch eine über eine Reihe von Jahren sich erstreckende Abiturientenstatistik geliefert hat, auf deren Bedeutsamkeit erst kürzlich wieder von verschiedenen Seiten hingewiesen wurde. So ist in dieser Hinsicht so ziemlich alles geboten, was man von dem Buche erwartet.

Seine Benützung ist überdies durch eine genaue „Übersicht des Inhalts“ und ein verlässiges Register wesentlich erleichtert. Der Durchblick durch seine vielgestaltigen Kapitel gibt dem Berichterstatter, der selbst durch eine lange Reihe von Jahren im Schulberufe steht und auch mit der Schulverwaltung nach den verschiedenen Seiten hin sich vertraut zu machen hatte, zu gar mancherlei Betrachtung und zu manchen Bemerkungen Anlafs, von denen jedoch hier nur einige wenige vorgelegt werden sollen.

Im dritten Abschnitte hätte da, wo von den Progymnasien die Rede ist, wohl auch auf die entsprechende weitverbreitete bayerische Einrichtung hingewiesen werden können (S. 61); meinen Beifall findet die S. 85 aufgeführte Anordnung des „Runderlasses des Oberschulrats“ (vom Jahre 1891), es sei empfehlenswert, dafs „auch in anderen als den deutschen Stunden dann und wann schriftliche Ausarbeitungen von den Schülern gefordert werden“, eine so naheliegende und doch so selten beachtete Anregung, die auch bei uns in der Praxis viel mehr berücksichtigt werden könnte. Seltsam, weil eine Halbheit, bedünkt uns die Anordnung über die Aussprache des Lateinischen und des Griechischen (S. 89 ff.), wenn da z. B. gesagt ist, das c sei wie bisher nur vor a, o und u als k, ti aber stets wie t, nie wie z zu sprechen. Eine solche nicht einmal richtig gefafste Vorschrift zwingt uns wirklich ein Lächeln ab. Wie lange will man denn noch im Kapitel der altsprachlichen Orthoepie der von der Wissenschaft klar erkannten Wahrheit in der Praxis widerstreben? So haben wir voll Unmut schon vor mehr als 20 Jahren in einer eingehenden Besprechung des lehrreichen Buches über altsprachliche Orthoepie von Bouterwek und Tegge gefragt.[1]) — Eine recht verwunderliche Anordnung finden

[1]) S. Bd. XV. dies. Bl. (1879) S. 172 ff. Zwar ist in unseren lateinischen Grammatiken und Übungsbüchern in den letzten Jahren auch darin manches besser geworden und wird der Quantität der Vokale in Stamm- und Ableitungssilben u. s. f. auch vielfach in der Praxis mehr Augenmerk zugewendet, allein es herrscht im ganzen doch noch viel Willkür und buntes Durcheinander. Für viele scheinen die Schriften von W. Schmitz, Corssen, Ritschl, A. Spengel, Bücheler und das schöne Werk Em. Seelmanns über die Aussprache des Lateins umsonst geschrieben zu sein. Wir verweisen in diesem Punkte auf den kurzen, aber anregenden Vortrag von Dr. Alf. Sedlmayr (Augsburg) auf der Dresdener Philologenversammlung (1897) und auf das Schulprogramm von Dr. Rich. Klotz (Treptow a. R. 1898), der aber auch, was die Aussprache des c vor a, o, u anlangt, auf halbem Wege stehen bleibt. Trotz der neuerlichen Vorbringungen von Dettweiler (Baumeisters Handb. III, 3, 69 ff.) halten wir es mit Schitler (Handb. 3. Aufl. S. 418 ff.), der gerade aus didaktischen Gründen die in der hergebrachten lat. Aussprache



wir S. 91 verzeichnet, wornach „an den häuslichen Fleifs in Sexta und Quinta keine Anforderungen zu machen sind . . . und die Anleitungen zu den in der Regel vorher in der Lehrstunde durchzusprechenden Hausaufgaben derart zu geben sind, dafs der Schüler ohne zu lange dauerndes Suchen die Lösungen finden mufs". Warum gibt man ihnen diese nicht gleich lieber nach Hause schwarz auf weifs mit? — Philosophische Propädeutik, eine Übersicht der alten Philosophie mit inbegriffen, ist im Lehrplan der Gymnasien vorgesehen, eine bekanntlich viel bestrittene Frage. Wie es angegangen wird, dafs am Schlusse des ganzen Unterrichts auch noch „eine kurz gefafste Übersicht der Wissenschaften (!) und der Methodologie des akademischen Studiums (Hodegetik)" — bei je 1 Wochenstunde in Unter- und Oberprima! — durchgenommen werden kann (S. 100), hätten wir gerne etwas näher dargelegt gesehen. Auf Zeichenunterricht, der bis Tertia inklus. obligat ist, und auf Gesang, dem am humanist. wie am Realgymnasium 12 sozusagen halbobligatorische Wochenstunden zugewiesen sind, wird grofses Gewicht gelegt. Für die deutsche Literaturgeschichte ist Kluge als zu eingehend ausdrücklich verpönt. Radikal wird im altsprachlichen Unterricht vorgegangen, wenn alle Übungsbücher zum Übersetzen aus dem Deutschen für mittlere und obere, bezw. für die oberen Klassen strikte untersagt werden (S. 116); wie sich das mit der später aufgeführten Forderung aus neuester Zeit verträgt, dafs „aller sprachlicher Unterricht nach wie vor die Aufgabe habe, eine gewisse Sicherheit in der Anwendung der Grammatik zu erzielen und zu erhalten" (S. 122) ist mir etwas unklar geblieben. In Bezug auf die bis ins Einzelnste gehenden Vorschriften über das Rechnungswesen beschränken wir uns auf die einzige Bemerkung, dafs es auch in Baden in dieser Beziehung nicht „einfacher" gehalten wird als bei uns. In dem Abschnitte über die Organisation der „Real-Mittelschulen" war für uns besonders die Mitteilung von Interesse, dafs in Baden, wie auch noch in ein paar anderen deutschen Staaten, die mit Recht so viel angefochtene Zwischenprüfung nach der VI. Klasse an keiner Anstalt mit mehr als 6 Jahreskursen eingeführt sei. Geradezu als Ausnahmezustand gegenüber den klaren gesetzlichen Bestimmungen mufs es bezeichnet werden, wenn in Baden die folgende Anordnung Geltung hat: „Zum Zwecke des einjährigen Freiwilligendienstes kann einem Schüler der Untersekunda, welcher am Schlusse des Schuljahres nicht befördert werden konnte, nach Ablauf eines weiteren Semesters ein Zeugnis der Reife erteilt werden" (S. 410). Man sieht daraus, dafs man sich die Sache auch leicht machen kann. — Gewifs bestand auch für Bayern keine Nötigung und die Prüfung würde je eher desto besser abgeschafft werden, was wir auch an anderer Stelle schon zu wiederholtenmalen als unsere feste Überzeugung betont haben. — Gegen die von Joos beliebte Interpretation des für die Organisation der Realschulen wichtigen Artikels 12 der landesherrlichen Verord-

noch immer unüberwindlich scheinende vis inertiae endlich beseitigt wissen will. Es gehört zu den heitersten Erinnerungen meiner ersten Lehrerfahrungen, wie mein „kikero" zu schanden wurde.

nung von 1893 (Qualität der zu den einzelnen Unterrichtsfächern zu verwendenden Lehrer) hat sich, meines Erachtens mit durchschlagenden Gründen, eine Stimme in den „Südwestdeutschen Schulblättern" (1898, N. 3 S. 80 ff.) erhoben. — In Bezug auf die Errichtung der Lehrstellen an den Realmittelschulen besteht auffälliger Weise in Baden seit 1884 ein Zwitterzustand; in den Städten mit besonderer Städteordnung hat die Gemeindeverwaltung noch ein wesentliches Mitbestimmungsrecht bei Ernennung der Lehrer; zur vollen Verstaatlichung ist man auch dort noch nicht vorgerückt, auch noch nicht zu dem glücklicherweise seit dem Vorjahre in Bayern geschaffenen Stadium der völligen Aufhebung der Präsentationsrechte der Gemeinden, für welche allerdings, was anscheinend nicht überall gewürdigt wird, die Allgemeinheit recht namhafte Opfer gebracht hat. Eine sehr schleppende und für die Schule sicherlich nicht sehr bequeme Einrichtung bildet der zur Mitwirkung bei der Beaufsichtigung und Leitung der Gelehrten- wie der Realmittelschulen bestimmte „Beirat" (S. 69 u. 214 ff.).

Hier ist die Stelle, um auch auf das „Mädchenbildungswesen" in Baden einen Blick zu werfen. Eigentümlicher Weise können daselbst nämlich an den weniger als 6 Jahreskurse umfassenden (lateinlosen) „Höheren Bürgerschulen" auch Mädchen zum Unterrichte neben den Knaben zugelassen werden; damit haben wir also die Unterstufe gewissermafsen für die „Höhere Mädchenschule", die weiter durch besondere Verordnung vom Jahre 1892 neu organisiert wurde, als eigentliche „Mittelschule mit siebenjährigem Lehrkurs" (S. 333 ff.), wozu dann noch die Spezialität des „Mädchengymnasiums" kommt (S. 375 ff.). Die einzige zur Zeit bestehende derartige Schule des Landes wurde 1893 als staatlich genehmigte Privatlehranstalt in Karlsruhe vom Verein „Frauenbildungs-Reform" ins Leben gerufen. Ihre Zöglinge können nach 6jährigem Besuche zur Extraneerprüfung eines Gymnasiums zugelassen werden, zum erstenmale also 1899. Wir widerstehen der Versuchung, deren wundersamen Lehrplan hier näher zu untersuchen und zu beleuchten; man lese nur das über die „Übergangsklasse" in J.'s Buch Enthaltene (S. 380 ff.)! Seit dem Vorjahre hat die Stadt Karlsruhe die Schule unter ihre unmittelbare Pflege und Obhut genommen, die wegen Mängel in ihrer Organisation und unzureichender Mittel vor ihrem Ende stand. Auch Joos vermag sich von Bedenken gegenüber derartigen Einrichtungen nicht ganz frei zu halten.[1]) — Unter den „Mittelschulen mit besonderer Einrichtung"

[1]) Damit sind die gleissenden Hoffnungen, welche Ottilie von Bistram auf dem „Internationalen Kongresse für Frauenwerke und Frauenbestrebungen" in Berlin (1896) an diese Schöpfung knüpfte, jämmerlich zu nichte geworden. Man mufs diese Verhandlungen überhaupt lesen — auch die Vorträge der Französinnen, Russinnen und Amerikanerinnen — um einen vollen Einblick in die letzten Ziele dieser Frauenbewegung zu erhalten. — Eine dankbare und zeitgemäfse Aufgabe wäre es, einmal in diesen Blättern den neueren Entwicklungsgang der „Frauenbildungsfrage", soweit sie auf Mittel- und Hochschulen Bezug hat, vorzuführen. Die parlamentarischen Verhandlungen und die reichlichen Prefserzeugnisse gerade der letzten Jahre bieten einen ausgiebigen, lehrreichen Stoff, wenn auch die Signatur der letzteren nicht gerade immer sehr tiefe Sachkenntnis und klare Ziel-

interessiert uns natürlich besonders die „Einheitsschule" („Reformgymnasium") in Karlsruhe (S. 322 ff), deren Entstehungsgeschichte vom Jahre 1890 ab genauer mitgeteilt wird. Die Schule, aus der mit Beginn des Schuljahres 1896/97 vollzogenen Umwandlung des Realgymnasiums hervorgegangen, steht zwar unter staatlicher Leitung, aber die Stadtgemeinde ist an der Verwaltung und Leitung derselben ebenso beteiligt wie bei den Realmittelschulen; die erste Reifeprüfung findet 1906 statt; die Benennung „Reformgymnasium" ist staatlichseits bis jetzt nicht approbiert. Das Weitere ist allgemein bekannt, ebenso die Thatsache, dafs man zur vollen Würdigung dieses Schulorganismus nicht blofs seinen dermaligen Leiter und dessen Freunde, sondern auch die Beurteilung seitens eines Mannes wie es der gewifs in Schulsachen vollvertraute Direktor Dr. Uhlig ist, hören mufs. — Das Vorrückungswesen weicht an den badischen Mittelschulen von dem unsrigen nicht unnamhaft ab; man hat dort noch öffentliche Prüfungen, selbst für Oberprima, eine Gesamtlokation bis Obersekunda, auch die Nachprüfung ist noch geduldet; die graduelle Wichtigkeit der Fächer wird durch die Zahl der zugewiesenen Wochenstunden ausgedrückt; darnach steht die deutsche Sprache ziemlich tief in der Bewertung! — Als mehr denn sehr milde mufs die Praxis bezeichnet werden, wornach ein Schüler auch ein drittes Jahr in derselben Klasse absitzen kann, wenn er die Anstalt wechselt; weiter, dafs ein Repetent nach Umflufs eines Semesters sich wieder einem allerdings „unnachsichtlich strengen Examen" behufs Vorrückung in die nächst höhere Klasse unterziehen darf. — Die Karzerstrafe, nur bei Schülern der 3 oberen Klassen anwendbar, kann bis auf 3 Tage ausgedehnt werden (S. 416) und ihr Vollzug ist, was wir zum Troste mancher Kollegen anzufügen nicht unterlassen wollen, durch den Direktor zu überwachen. — Eine sehr verständige Bestimmung enthält das bad. Polizeistrafgesetzbuch dahin, dafs Wirte mit Geldstrafe belegt werden, wenn sie Schülern gegen bestehende Verordnung den Besuch ihrer Wirtshäuser gestatten. — Mit den „gesundheitspolizeilichen Anordnungen" (S. 458 ff.), wird man sich wohl einverstanden erklären können; eine andere Frage ist nur, ob sie alle durchgeführt werden; jedenfalls benötigt man dazu, besonders für gröfsere Anstalten mehr Mittel und auch mehr Personal als gemeiniglich zur Verfügung steht. Sehr vorteilhaft wirkt in dieser Beziehung der Umstand, dafs von sämtlichen human. Gymnasien Badens nur 3 über 500 Schüler haben, während bei den meisten die Frequenz sich zwischen 150—300 bewegt. Ein am Studienorte wohnender Arzt gehört jeweils auf 6 Jahre dem „Beirat der Gelehrten- wie der Realmittelschulen" an. Eigene Schulärzte kennt man nicht. — Damit schliefsen wir unsere ohnehin schon etwas ausgiebiger gewordenen Bemerkungen aus und zu dem Buche, dem wir einen grofsen Leser-

---

bewufstheit ist. Wenn man gegen das Frauenstudium und andere Frauenbestrebungen seine begründeten Einwendungen erhebt, so braucht man dagegen nicht sogleich den Vorwurf von „männlichem Egoismus" zu erheben, wie es z. B. auch Dr. K. B. Lehmann am Schlusse seiner Artikel „Das Frauenstudium" (Beil. zur Allg. Zeitg. No. 141 u. 142, 1898) nicht unterlassen konnte.

kreis wünschen möchten. Schade, dafs der hohe Preis desselben hiegegen ein Hindernis bilden wird.

Eichstätt. Dr. Georg Orterer.

Schulausgaben pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von Dr. Theodor Tupetz. Prag, Wien und Leipzig, Tempsky und Freytag. 1896.

Heft 3: Chr. G. Salzmann, Krebsbüchlein.

Als Pfarrer in Erfurt verfafste Salzmann, um die Erziehung und den Unterricht zu verbessern, pädagogische Schriften, meist in der Form von Erzählungen. Diese Thätigkeit verschaffte ihm einen Ruf an das Philanthropin in Dessau als Religionslehrer (1781). Hier lernte er Basedow und dessen System kennen. Drei Jahre später gründete er eine eigene Erziehungsanstalt nach eigenen Grundsätzen in Schnepfenthal bei Gotha. Sein erster Schüler war der berühmte Geograph Karl Ritter. Das meist gelesene Werkchen Salzmanns ist sein „Krebsbüchlein“ oder „Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder“. In der Vorrede sagt er: „Es soll eine Schutz- und Bittschrift für die armen, wehrlosen Kinder sein, deren viele durch die Unwissenheit und Unvorsichtigkeit der Eltern um ihre vergnügten Stunden, um Tugend, Gesundheit und Leben gebracht werden.“ An einzelnen aus dem Leben gegriffenen Beispielen wird die Verkehrtheit der Kindererziehung mit ihren schlimmen Folgen gekennzeichnet und damit zugleich das richtige Verfahren eindringlich, unter der erschütternden Wirkung des Gegensatzes ans Herz gelegt. Grofse Menschenkenntnis, feine Beobachtung des Lebens, ein richtiger Blick für das Echte und Wahre sowie eine charakteristische und lebensvolle Darstellung des Einzelnen zeichnen das Schriftchen vorteilhaft aus. Eltern können vieles daraus lernen.

Heft 4: J. G. Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt!

Nach dem Titel des Buches erwartet man die Kindererziehung einer tüchtigen Mutter, wie jene bekannte Gertrud in dem Volksbuche „Lienhard und Gertrud“; allein wir bekommen die Ansichten und Grundsätze Pestalozzis selbst über Erziehung und Unterricht zu hören. Diese werden uns jedoch nicht in systematisch-wissenschaftlichem Zusammenhang vorgeführt, sondern ziemlich zusammenhangslos in 14 Briefen mitgeteilt. Aber dafür treten die Ansichten über Erziehung und Unterricht in vielseitiger Anwendung hervor, je nachdem in den Briefen die Gegenstände und die verschieden gearteten Persönlichkeiten wechseln. Einen weiteren Vorteil gewährt die Briefform durch die Subjektivität der Darstellung, indem der Charakter des Schreibenden, das gesamte Denken und Empfinden des genialen und gemütstiefen Mannes, seine Freuden und Leiden, seine Bescheidenheit und sein unerschütterliches Selbstvertrauen sich in der mannigfachsten Beleuchtung zeigt.

Ein unwiderstehlicher innerer Drang begeistert ihn, für die Allgemeinheit zu wirken, für das Wohl des Volkes zu arbeiten. Trotz aller Mifserfolge, trotz Verkennung und Verhöhnung folgt er diesem kräftigen Zuge seines Herzens. Diesen Trieb nennt er (p. 144) in Übereinstimmung mit einem verehrten Freunde „einen unbedingten Ausspruch der göttlichen Stimme im Innern, in deren Vernehmen und Befolgen der einzige Adel der menschlichen Natur liegt". Mit diesem Zuge des Herzens vereinigt sich eine geniale Begabung für die Erkenntnis dessen, was not thut, um die Erziehung und den Unterricht des Volkes zu heben, sowie ein intuitives Erfassen der naturgemäfsen Ziele und Methoden des Unterrichtes, die er mit unermüdlichem Eifer im einzelnen zu begründen und auf ihre höchste Einfachheit zurückzuführen strebte. Diese grundlegenden, einfachsten Formen der Lehrmethode suchte er in den Gesetzen der psychologischen Entwicklung des Menschen zu finden. Die Gesetze des psycho-physischen Wachstums gaben ihm auch die Gesetze der kunstmäfsigen Förderung dieser Entwicklung.

Einige ausgehobene Sätze sollen dieses Streben und diese Methode illustrieren: Ich stiefs alle Augenblicke auf Thatsachen, die das Dasein der physisch-mechanischen Gesetze, nach welchen unser Geist alle äufseren Eindrücke leichter oder schwerer aufnimmt und behält, bescheinen. p. 35. „Aller Unterricht des Menschen ist nichts anderes als die Kunst, diesem Haschen der Natur nach ihrer eigenen Entwicklung Handbietung zu leisten." p. 36. „Es kommt alles auf die Psychologie der Lehrform an." p. 44. „Er sah, dafs der Grundsatz, beim Leichtesten anzufangen und dieses, ehe man weitergeht, zur Vollkommenheit zu bringen ... bei den Kindern ein Selbstgefühl und ein Bewufstsein von Kräften hervorbringe." p. 57. „Der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur ist in seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Wesentlichste seines Erkenntnisfaches unerschütterlich tief in das Wesen des menschlichen Geistes eingraben." p. 78. „Alle unsere Erkenntnis geht aus von Zahl, Form und Wort." p. 84. „Zahl, Form und Sprache sind also die Elementarmittel des Unterrichts". p. 85. „Die Anschauung ist das Fundament aller Kenntnisse". p. 99. „Das ABC der Anschauung ist das Fundament des Messens, Schreibens und Zeichnens". p. 118. Er verlangt „lückenlose Stufenfolge aller Entwicklungsmittel" des menschlichen Geistes. p. 138.

Die grofse pädagogische Kraft Pestalozzis zeigt sich auch in den scheinbaren Kleinigkeiten des Elementarunterrichts, denen durch die methodische Behandlung Pestalozzis eine fundamentale und wesentliche Bedeutung gegeben wird.

Würzburg. Nusser.



Johann Peter Uz. Zum 100. Todestage des Dichters. Von Dr. Erich Petzet. Ansbach. Druck und Verlag von Brügel und Sohn. 1896.[1])

Am 12. Mai 1896 jährte sich zum 100. Male der Todestag des fränkischen Poeten Johann Peter Uz. Bei dieser Gelegenheit hat Erich Petzet das kleine Buch veröffentlicht, dessen Titel wir oben vorangestellt haben. Der Zusatz „Zum 100. Todestage" charakterisiert dasselbe als eine Festschrift, und Festschriften erwecken leicht den Verdacht panegyrischer Tendenz. Wer die vorliegende Arbeit in die Hand nimmt, wird sich nach dieser Seite auf das angenehmste enttäuscht sehen. Sie ist nicht ausschliefslich für den Kreis der Literarhistoriker von Fach bestimmt, aber durchaus wissenschaftlich gehalten, eine objektive, von gründlicher Sachkenntnis und sicherem Urteil getragene Würdigung des Dichters, dessen Leben und Werke sie behandelt. Bibliographische Nachweise sind mit Rücksicht auf die Lesbarkeit des Buches möglichst vermieden; Verfasser konnte hier, wie er es in dem Vorworte thut, auf die in M. Kochs „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" von ihm früher veröffentlichten einschlägigen Arbeiten hinweisen. Beigegeben ist dem Buche ein Porträt von Uz, das nach dem besten vorhandenen Bild, einem Stich von Bause, hergestellt ist.

Das Schriftchen behandelt in 5 Abschnitten zunächst den einfachen Lebensgang des Dichters, sodann seine Anakreontik, an 3. Stelle den „Sieg des Liebesgottes" und die ästhetischen Briefe, darauf die Odenpoesie, endlich die didaktischen und religiösen Dichtungen und als Anhang zu diesem letzten Teile die Nachwirkungen vor allem von Uzens philosophischer Lyrik, namentlich bei Schiller. Uz hat seine dichterische Laufbahn mit einer Übersetzung Anakreons begonnen, mit der Ausgabe des Ansbachischen Gesangbuches beschlossen. Damit ist Zeit und Ausgangspunkt seiner Entwicklung gegeben. Die einzelnen Stufen derselben werden nicht nur äufserlich sondern auch dem Wesen nach durch die verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte bezeichnet. Die 2 ersten Bücher der „lyrischen Gedichte" (1749) enthalten fast nur Anakreontisches; die 2 neuen in der Ausgabe von 1755 zeigen ihn als philosophischen Odendichter; was 1768 neu erschien und den Abschlufs seines poetischen Schaffens bezeichnet, ist wesentlich patriotischen und religiösen Inhalts. Von den 2 gröfseren Gedichten, die dazwischen einzeln erschienen, trägt der „Sieg des Liebesgottes" (1753) noch den Charakter von Uzens anakreontischer Richtung, der „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn" (1760) weist schon auf die Entwicklungsstufe der Spätzeit hin. Uzens Dichtung ist nicht bahnbrechend, aber typisch für die Zeit; sie wächst aus Richtungen des herrschenden Geschmackes hervor, ist aber nicht ohne Individualität. Er ist keine grofse Persönlichkeit, weifs aber geschmackvoll und feinfühlig im Neuen das Gute zu erkennen und zu erfassen, unbeirrt fest-

[1]) Wir bedauern, dafs Raummangel den früheren Abdruck der nachfolgenden Besprechung verhinderte. (Die Red.).



zuhalten und selbständig weiterzubilden. So hat er zu der Entwicklung unserer Literatur im 18. Jahrhundert nach seinen Kräften beigetragen.

Geboren zu Ansbach am 3. Oktober 1720, erhielt Johann Peter nach dem frühen Tode seines Vaters, eines wohlhabenden Goldschmiedes, durch die einsichtsvolle und thätige Mutter eine vortreffliche Erziehung. Im Frühjahr 1739 bezog er die Universität Halle, um Jurisprudenz zu studieren. Seine früh schon erwachten literarischen Neigungen fanden dort reiche Nahrung in einem fleifsigen Studium der alten Dichter und im Umgang mit gleichgesinnten Freunden. Ein Zufall hatte ihn in der Rengerschen Buchhandlung mit Gleim zusammengeführt, der seit 1738 in Halle studierte und bald Freundschaft mit ihm schlofs, und gemeinsame Interessen gaben den Grund zu dem intimen Anschlufs beider an den älteren Rudnick aus Danzig und den Theologen Götz aus Worms. In gegenseitiger Anregung lasen sie die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, mit ebensoviel Eifer aber auch die Griechen und Römer und versuchten sich in Übersetzungen vor allem aus Pindar und Anakreon. Von den Neueren wurden ihre Vorbilder zu eigenem Schaffen Pyra und Hagedorn. Die erste Lücke rifs in den Freundeskreis der Tod Rudnicks (der literarische Nachlafs desselben, dessen Verlust Petzet konstatiert, befindet sich im Gleimschen Familienarchiv zu Halberstadt); dann siedelte 1741 Gleim nach Berlin über, zwischen Uz und Götz aber trat allmählich eine Entfremdung ein, die sich auf Uzens Seite zum unversöhnlichen Groll steigerte, als Götz 1746 ohne sein Wissen und sehr gegen seinen Willen die gemeinsame Anakreonübersetzung eigenmächtig herausgab. Uzens Pläne, Gleim nach Berlin zu folgen, scheiterten an dem Widerstand seiner sparsamen Mutter, der Sommer 1743, den er gegen ihren Willen in Leipzig verbrachte, war eine trübe Zeit der Vereinsamung für ihn, und im August 1743 kehrte er, nicht ganz freiwillig, nach Ansbach zurück. Mit der Mutter und den 2 Schwestern führte er dort zunächst ein behagliches Stilleben, seinen poetischen Neigungen hingegeben, immer in eifrigem Briefwechsel mit Gleim, durch den er in der Kleinstadt seine geistige Nahrung bezog. 1748 wurde er unbesoldeter Justizsekretär. 1749 veröffentlichte er anonym seine erste Gedichtsammlung, die im ganzen günstig aufgenommen wurde. Nur zweimal hat er Ansbach noch vorübergehend verlassen. 1751 begleitete er einen jungen Herrn auf das Carolinum in Braunschweig und schlofs bei dem kurzen Besuche daselbst mit den Bremer Beiträgern Ebert und Gärtner Freundschaft; 1752 ging er als Sekretär des Ansbachschen Gesandten mit einer kaiserlichen Kommission, die Erbschaftsstreitigkeiten zwischen Sachsen-Meinigen und Sachsen-Koburg zu schlichten hatte, nach Römhild in Thüringen, wo seine Thätigkeit ihn bis Oktober 1753 zurückhielt. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens. Die anmutige Landschaft entzückte ihn, in dem Advokaten Grötzner fand er einen gleichgesinnten Freund mit literarischen Interessen, und zu Grötzners Schwester fühlte er sich in aufrichtiger Neigung hingezogen. Seine Liebe blieb indes unerwidert; sie heiratete 1756 den Koburger Gruner, und Uz war ein viel zu behaglicher Junggeselle, um

sich über unerwiderte Gefühle lange zu grämen. Manches zierliche Verschen verdankt aber dieser Liebe des Dichters seine Entstehung. Es sind Tändeleien ohne grofse Leidenschaft, und wo einmal nach seinen eigenen Worten „das Herz durch und durch geredet hat“, da läfst er das einzige Gelegenheitsgedicht in Goetheschem Sinn, das ihm gelungen ist, unausgefeilt liegen, weil er den Mut noch nicht hat, seine eigenen Stimmungen und Erlebnisse dem Publikum als solche vorzulegen. Relativ am offensten hat er das in den „Briefen“ gethan, die aus dieser Zeit stammen. Nach 1753 hat Uz Ansbach nicht mehr verlassen und hat nie geheiratet.

Obwohl zu allen Zeiten ein Muster kleinstädtisch behaglicher, korrekter Lebenführung, kam er doch durch seine dem schwächlich lüsternen Zeitgeschmack angepafsten, schlüpfrigen Liebesgedichte in den Ruf eines sittenverderbenden Don Juan, der das Einschreiten der Geistlichkeit gegen sein Unwesen verdiene. Im „Sieg des Liebesgottes“ (1753) hatte er nämlich die Vertreter der „Mizraimischen Dichtung“, die Nachahmer Klopstocks, verspottet und damit die schweizerischen Vertreter der religiösen Poesie herausgefordert. Dieselben erwiderten mit höchst unedelen Angriffen nicht nur auf seinen poetischen, sondern auch auf seinen moralischen Charakter. Der junge Wieland war in diesem Feldzug der Bannerträger der Schweizer. Uz konnte auf diese Angriffe nicht schweigen und kämpfte nun, von Lessing, Nicolai u. a. unterstützt, eine literarische Fehde durch, die ihm jahrelang viel Verdrufs, zuletzt aber die Genugthuung eines vollkommenen Sieges bereitete. Mit Wieland hat er sich später, nach dessen Wandlung, rückhaltlos ausgesöhnt. Die Ausgabe der Gedichte von 1756 zeigt Uz auf der Höhe seines poetischen Schaffens. In den 60er Jahren begann die sich mehrende Last der Amtsgeschäfte ihn allmählich seiner Muse zu entfremden; 1763 wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichtes des Burggrafentums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rat der Markgrafen von Ansbach und Kulmbach. Die Ausgabe seiner „poetischen Werke“ (1768) bezeichnet den Abschlufs der dichterischen Laufbahn, die er mit klarer Selbsterkenntnis in dem Augenblicke verliefs, wo er nichts Neues mehr zu sagen hatte. Der Geniezeit stand er verständnislos gegenüber, aber er spielt nicht die klägliche, würdelose Rolle, wie der geschwätzige Vielschreiber Gleim. Mit der literarischen Welt blieb er auch nach 1768 durch seine Beziehungen zu Gleim, Weifse u. a. in Verbindung. In Ansbach selbst hatte er sich einen Freundeskreis geschaffen, dessen belebendes Element seit 1754 der junge Freiherr von Cronegk gewesen war; der Tod desselben, 1758, war für Uz ein harter Schlag. Um so fester hielt der Verkehr mit dem Hofkammerrat Hirsch und dem späteren Generalsuperintendenten Junckheim. Aus der gemeinsamen Horazlektüre, zu der diese 3 Freunde im Haus des gastlichen Hirsch jeden Mittwoch Abend zusammenkamen, erwuchs ihre Prosaübersetzung des römischen Dichters, die 1773—1775 erschien. Der Samstag Nachmittag vereinigte regelmäfsig eine gröfsere Herrengesellschaft bei dem freundlichen Hirsch, der bei einer Pfeife Tabak und einer Flasche Wein den angeregten

Kreis behaglich zusammenzuhalten verstand. Des Dichters eigenes einfaches Hauswesen besorgte, nachdem die ältere Schwester und (1779) auch die Mutter gestorben war, die jüngere Esther Sophia allein. Im Gärtchen wurden Blumen gezüchtet, und Musik verschönte das gleichmäfsig und ruhig sich abspinnende Leben.' Dem Hofe des Markgrafen, der ihn mit seiner Maitressenwirtschaft anwiderte, blieb Uz fern, und erst 1770 erfuhr Karl Alexander in Rom durch den Papst Clemens XIV. (Ganganelli), der einige Poesien von Uz in italienischer Übersetzung kannte, dafs er in seiner Residenz einen so berühmten Dichter als Unterthan habe. Von da an erwies der Fürst dem für äufsere Ehren wenig empfänglichen Uz wiederholt sein Wohlwollen. 1790 wurde er zum burggräflichen Direktor und Geheimrat, und nachdem 1791 der Markgraf seine Länder an Preufsen abgetreten hatte, 1796 zum preufsischen Geheimen Justizrat ernannt. Das Patent erreichte ihn indes nur wenige Stunden vor seinem Tode, der am 12. Mai 1796 erfolgte. Das ist in kurzen Zügen das einfache Lebensbild des liebenswürdigen Dichters. Die Biographie, wie Petzet sie gibt, ist das Beste und Vollständigste, was über den Gegenstand existiert, und darf als abschliefsend gelten. Die Bedeutung seines Buches liegt indes weniger in diesem Teil als in den folgenden Abschnitten, die die literarhistorische Würdigung des Dichters enthalten.

Uz wird meistens in einer Linie mit dem Schwarm der Anakreontiker genannt, die unselbständig Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern“ nachahmten und reimlos, scherzhaft um jeden Preis und verliebt Gedichte machten wie ein Nürnberger Fabrikant Stecknadeln. Petzet weist nach, dafs dies ungerecht ist. Abgesehen von seinem Anteil an Götz' Anakreonübersetzung und von der 1743 erschienenen, metrisch interessanten Frühlingsode ist von Uz kein reimloses Gedicht erhalten; er macht also die Mode der flachen, endlos plaudernden Verslein nicht mit. Im Gegenteil — ihn ekelt vor einer Poesie, die so nüchtern blickt, als tränke sie Wasser, und dabei jauchzt, als ob sie von Wein glühe, die tändeln und witzig sein will und gähnende Langeweile erregt, die mit rauhem Munde die süfsen Klagen der Venus zu singen sich unterfängt. Wohl entlehnte auch er Technik, Stimmung und Vorwurf vielfach von der Anakreontik, aber ihm war der Ton dieser Lieder angemessen, weil er selbst eine weinfreudige Natur war, weil er wie Hagedorn diesen Vorstellungskreis sich innerlich zu eigen gemacht hatte, und weil er ein Gefühl für Rhythmus und Form wie wenige der gleichzeitigen Dichter besafs. Geniefset die Liebe und den Wein, so lange ihr's könnt! — das ist der Grundton seiner Anakreontik. Neben Anakreon und Horaz schweben ihm als Muster Marot, Chaulieu und Lafontaine vor, dessen lüsterne contes er mit Vorliebe las. Daher und aus Hagedorns Dichtungen stammt das sinnlich frivole Element bei ihm, das seinem eigenen Wesen durchaus fremd war. Neben diesen französischen Einflüssen sind die der modischen Schäferpoesie oft fühlbar, vor allem in dem Bilderkreis, wo Mädchen nur als Nymphen, Wangen als rosenvoll, Busen als Lilienhügel bezeichnet werden und ausser Lorbeer und Myrthe keine Pflanzen zu existieren scheinen.

Aus der Anakreontik ist „der Sieg des Liebesgottes“ hervorgewachsen, ein komisches Epos, das nach dem Vorbild von Popes „Lockenraub“ gearbeitet ist, aber in manchen Punkten die Vorlage recht selbständig weiterbildet. Uz will nicht wie jener ein „komisches Epos“ schreiben, sondern ein „uzisches Gedicht von der komischen und satirischen Gattung“; er will „die Deutschen wegen gewisser thörichter Sitten und wegen ihres verderbten Geschmackes verspotten“. Die Handlung, eine kokette Liebesgeschichte im Roccoccogeschmack, ist dementsprechend dürftig; stark treten Episoden und satirische Exkurse hervor. Der Stoffkreis sowie manche Einzelheit erinnert deutlich an die Vorbilder, aber andererseits macht sich wohlthuend ein Streben nach Vereinfachung geltend. Der Götterapparat ist verringert, die Parodie des epischen Stiles gemäfsigt, Abschweifungen und Gleichnisse sind gekürzt, die leichte Anmut der Schilderung erinnert an Uzens Anakreontik, die ganze Darstellung ist daher leichter und beweglicher als bei Pope, wie auch der zum Roccoccocharakter des Ganzen trefflich passende Alexandriner von Uz fliefsend und zierlich gehandhabt ist. Der Kernpunkt ist die im ganzen recht harmlose Satire, die sich hauptsächlich gegen die modische Nachäffung der Franzosen in Tracht und Sitte wendet. Auch die literarische Satire ist mit Geschick und nicht ohne Witz gehandhabt. Der Dichter Cleanth, der ohne Handlung und Helden mit Hilfe einer cherubinischen Vision aus 8 Beschreibungen, mit ein paar Anleihen bei Milton und einem Seesturm aus Vergil sein Epos schaffen will, „einen Patriarchen vielleicht“, ist getreue Caricatur Bodmers und seines Noah. Schärfer noch als im „Sieg des Liebesgottes“ ist die Polemik gegen die Schweizer in den ästhetischen Briefen, die in dem beliebten genre mêlé 1753—1755 in Römhild und Ansbach entstanden sind. Bezeichnend ist für Uz, um nur einen Punkt aus Petzets Ausführungen hier hervorzuheben, die Verständnislosigkeit, womit er dem Schwung und der Tiefe Klopstocks gegenüberstand, den er mit seinen Epigonen und schwachen Nachahmern fast identifiziert.

Wenn die Schweizer auch nach der Ausgabe der Uzischen Gedichte von 1755 noch den Anakreontiker, den sittenverderbenden Don Juan, angriffen, so konnte demgegenüber Uz mit Nachdruck darauf hinweisen, dafs der bedeutendere Teil seiner Gedichte gar nicht der Anakreontik, sondern der ernsten Odendichtung angehöre, und ihr verdankte er, wie Petzet aus dem Urteil der Zeitgenossen nachweist, in der That vor allem seinen Ruhm; gerade als Odendichter rühmen ihn Lessing, Herder u. a. Das Vorbild für Uz war hier Horaz. Aber er ist es in ganz anderem Sinne als etwa für Ramler. Während Uz den Gehalt des Horaz und das Pathos seiner Sprache in der eigenen Dichtung verwertete, schlofs Ramler sich engherzig an die Technik des Römers an und führte nach einem bestimmten Rezepte, mit unermüdlicher Feile, in reimlosen Versen und womöglich antikem Versmafs, seine Oden aus. Uz nahm zu dem Römer mehr die freie Stellung Hagedorns ein, dem er auch die Beweglichkeit der Sprache und Leichtigkeit des Versbaus abgelernt hatte. Im eigenen Strophen-

bau erscheint er zwar noch als Suchender, und oft ist derselbe durch die widersprechende Verschiedenartigkeit der zusammengestellten Verse noch zu unruhig, aber selten schwerfällig. Der Satzbau der Oden ist gleichweit von Schwulst wie nackter Prosa entfernt, und so durfte Herder mit Recht urteilen, dafs Uz der einzige unter seinen Zeitgenossen sei, der soviel Weisheit mit soviel Schwung sagen könne. Direkte Entlehnungen aus Horaz finden sich bei Uz wie bei allen gleichzeitigen Odendichtern; er fofgte eben hier einer Zeitströmung; Petzet weist z. B. auf die Variation hin, die Horazens „Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae" bei Hagedorn, Gellert und Uz gefunden hat. In der Ausführung der Oden tritt mit dem überlieferten historischen, mythologischen, allegorischen Bilderschmuck oft blofse Rhetorik an die Stelle des innerlich Geschauten und Empfundenen. Wenn die Stoffe und Gedanken vielfach an Horaz erinnern, so weist Petzet zwar einerseits auf die Verwandtschaft der Anschauungen bei beiden hin, zeigt aber andererseits auch an mehr als einem Beispiel direkte Entlehnungen von ausgesprochen römischem Gepräge, die sich dem deutschen Charakter der Gedichte nicht anpassen wollen. Neben den Oden, die in echt horazischer Weise den heiteren Lebensgenufs in der Stille ländlicher Natur feiern, die freudenarme Üppigkeit des Reichen dem anspruchslosen Glück des Landmanns gegenüberstellen, neben der Mahnung, den Augenblick zu geniefsen und die Fügungen des Schicksals mit Gleichmut zu ertragen, „den leichten Rauch der falschen Ehre" zu verachten, stehen Oden, die in patriotischem Zorn den Verfall der heimischen Sitten, die Schmach der französischen Übergriffe, das Kriegselend der deutschen Lande beklagen und auf die männlicheren Vorfahren hinweisen; in diesen patriotischen Gedichten berührt er sich mehrfach mit Haller. Den Höhepunkt seiner poetischen Leistungen bezeichnet Uzens philosophische Odendichtung, in der er nach Petzet der deutschen Poesie geradezu neue Bahnen andeutet; es herrscht darin eine vorher nicht erreichte Innerlichkeit. Am höchsten gefeiert wurde unter diesen Oden sein „Theodicee", ein Versuch im Zeitgeschmack, die Übel und das Böse in der Welt mit Gottes Güte in Einklang zu bringen; selbst Lessing sagt überschwänglich von dem Gedichte, dafs es „einen philosophischen Kopf nicht anders als entzücken kann", und Schiller hätte es fast zu einer ähnlichen Dichtung angeregt. Den philosophischen Gehalt und die Stellung dieses Gedichtes unter den gleichzeitigen ähnlichen Versuchen hat Petzet in scharfsinniger Weise dargelegt. Einen merklichen Rückschritt in Uzens poetischem Schaffen bezeichnet das 1760 erschienene, in 4 Briefen abgefasste langweilig lehrhafte Alexandrinergedicht „über die Kunst stets fröhlich zu sein", eine religiös ausklingende philosophische Erörterung der Frage, worin das wahre Vergnügen, das zur Glückseligkeit des Menschen führt, bestehe; es ist angeregt durch die ars semper gaudendi des spanischen Jesuiten Varasa und leitet zu Uz' spätesten, wesentlich religiösen Poesien hinüber.

Interessanter als die ästhetische Würdigung dieser letzten, nicht übermäfsig erfreulichen Gedichte und Lieder ist der kurze Abschnitt,

worin Petzet die Nachwirkungen der Uzischen Poesie in der Literatur darlegt. Um aus seinen Ausführungen nur einen Punkt herauszugreifen — die Art, wie Schiller mythologische Gestalten symbolisch zu Trägern philosophischer Ideen macht, findet sich unter allen seinen Vorgängern nur bei Uz gelegentlich vorgebildet. Das zeigt sich am deutlichsten in den Versen auf „die Dichtkunst". Der Gedankengang ist folgender: Ich liebe die Muse, zu deren Priester ich geweiht bin. Sei mir huldreich, Muse; du bist ein Kind des Bacchus und der Liebe, erzogen von Unschuld und Natur, unterrichtet von der Weisheit. Dann tratest du unter die Menschen, und

„Sie fühlten ungefühlte Glut,
Als nun dein höhres Lied ertönte,
Das, reizend, wann es unterwies,
Von rauher Wildheit sie entwöhnte,
Und Menschen werden hiefs.
Du sangst: es rissen sich bemooste Felsen los
Aus drohender Gebirge Schoos,
Und rollten fort mit eignem Lauf
Und thürmten sich zu Mauern auf.
Die Tieger unter düstern Sträuchen
Behorchten dein entzückend Spiel;
Und auch die unbelebten Eichen
Erhielten ein Gefühl."

Es ist ein gewaltiger Fortschritt, den Uz mit dieser Auffassung der Dichtkunst gegen seine früheren Verherrlichungen derselben gemacht hat. Hier ist sie eine ethische Macht in der Kulturentwicklung geworden, und die Darstellung, wie sie die Menschen von der Wildheit zu wahrer Menschlichkeit erhebt, kann an die Erziehung der Menschheit, wie Schiller sie im „Eleusischen Fest" schildert, die Betonung der Wirkung auf das Herz an „die Macht des Gesanges" erinnern. Nicht als ob hier Entlehnungen bei Schiller vorlägen; nur die Thatsache tritt hervor, dafs Uz in der lyrischen Behandlung einer Kulturidee, zu deren Trägern er mythologisch-symbolische Gestalten macht, ein Vorläufer Schillers, ja der erste Pfadfinder zu diesem eigensten Gebiete desselben war.

Hof. Dr. Franz Hümmerich.

L. Link, Die einheitliche Aussprache im Deutschen. Paderborn, Schöningh. 1898. 48 S.

„Während der Deutsche", sagt der Verfasser, „beim Erlernen einer fremden Sprache keine Mühe scheut, um eine möglichst mustergültige Aussprache zu erlangen, legt er in seiner eigenen Sprache wenig Wert auf eine gute Aussprache, spricht vielmehr häufig so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist." Das ist richtig, indessen einigermafsen zu entschuldigen, weil die fremde Sprache einen ziemlich allgemein anerkannten Standard aufzuweisen hat, die deutsche aber

nicht. Diesem Mangel abzuhelfen, dazu will die vorliegende Schrift etwas beitragen, bringt jedoch im Grunde keine neuen Momente. Nach einer kurzen Betrachtung der geschichtlichen Entwickelungsstufen, aus denen unsere einheitliche Schriftsprache hervorgegangen ist, der hochdeutschen Sprache der Alemannen, der ritterlich höfischen Sprache des Mitteldeutschen, der offiziellen Reichssprache des Mittelalters und der neuhochdeutschen Sprache seit Luther, wird die Notwendigkeit einer einheitlichen und mustergültigen Aussprache mit der nationalen Einigung, dem Aufschwung des Verkehrswesens und mit der Rechtschreibung begründet. All diese Ausführungen stützen sich mehr oder minder auf bereits bekannte Äufserungen von Weise, Palleske, Vietor u. a.

Der zweite Teil der Schrift handelt von der praktischen Gestaltung der Aussprache, gibt einen kurzen Abrifs der Lautlehre und warnt vor einigen mundartlichen Aussprachefehlern. Wenn der Verf. hier verlangt, dafs man genau scheiden solle zwischen Rat und rot, Schlappe und Schleppe, Hefe und Höfe, Schwur und schwor und zugleich eine ganze Menge von Beispielen anführt, so mufs man sich fragen, für wen denn die Broschüre geschrieben ist. Dafs man a nicht wie o oder e, u nicht wie o spricht, lernt doch jedes Kind im ersten Schuljahre. „Das unbetonte e in den Biegungs- und Ableitungssilben und oft das e unbetonter Wörtchen d e r, d e s, d e m, d e n, e s hat in der guten Aussprache den Laut eines getrübten ö." Diese Vorschrift könnte leicht zu einer unnatürlichen Aussprache veranlassen. Jenes e ist weder ein getrübtes ö, noch ein Mittellaut zwischen a und o, wie andere wollen, sondern der tonlose, sogenannte Neutralvokal ə, der blofs durch den darauffolgenden Konsonanten ein wenig modifiziert wird und dann leicht nach ä, a, o oder ö schwankt (vgl. Vietor, Phon. 64). Nach einer Anmerkung zum Laut äu S. 28 soll „der Süddeutsche eu in Freude und Leute, äu in Träume und Häuser, au in Raupe und rauben, in Taube (Gehörlose) und Taube (Vogel) nicht ganz gleich aussprechen." In welchen Landschaften Süddeutschlands dieser feine Unterschied wohl gemacht wird? Mir ist er ebenso „fremd, wie dem Norddeutschen und der guten Bühnensprache." In andern Punkten dagegen kann man sich den Forderungen des Verf. anschliefsen, wie z. B. dafs ä nicht wie ein geschlossenes e, y nicht wie ü, pf nicht wie f lauten soll, also nicht Meedchen, Lürik, Ferd.

Der dritte Teil bespricht flüchtig die Betonung, und im Schlufswort wendet sich der Verf. an alle, die durch ihren Beruf gehalten sind, als öffentliche Redner zu wirken, wie Kanzelredner, Anwälte, Volksabgeordnete, Lehrer, mit der Aufforderung, die Bestrebungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins zu unterstützen und sich selbst eines reinen und schönen Sprechens zu befleifsigen.

Würzburg. J. Jent.



Dr. O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. In vier Heften. 1. Heft (Sexta) 66 S., 2. Heft (Quinta) 75 S. Hannover-Berlin, Karl Meyer (Gust. Prior) 1898. Preis je 50 Pf.

Die Hefte sind im Anschlufs an die preufsischen Lehrpläne bearbeitet: das erste behandelt, nach einer elementaren Aufklärung über den einfachen Satz und seine Arten, die einzelnen Wortarten unter fortwährender Rücksicht auf ihre Verwendung im Satze; das zweite Heft geht in seiner gröfseren ersten Hälfte (46 Seiten) auf Erweiterung und Vertiefung der Wortlehre aus, beschäftigt sich dann eingehend mit dem einfachen Satz und seinen Teilen und gibt auf den letzten sechs Seiten noch einen vorbereitenden Abrifs der Lehre vom mehrfachen Satze. Von diesem letzten Abschnitt abgesehen, der nach dem bayrischen Lehrplane in der zweiten Klasse schon etwas eingehender behandelt werden mufs, könnte also das neue Übungsbuch seiner Anlage nach wohl auch bei uns gebraucht werden, zumal da es auch durch seine „induktiv-heuristische Methode" der Forderung unserer Schulordnung entspricht.

Wenn der Ref. sein Gesamturteil über das Werkchen gleich voranstellen darf, so ist es dieses: es steckt darin eine ansehnliche Lehrerfahrung und viel Verständnis für das, was der grammatischen Klärung und Sicherung besonders bedarf; und könnte man das Gute alles herausschälen und für sich allein mit den Schülern verarbeiten, so würde man ihnen damit gewifs eine tüchtige sprachliche Schulung vermitteln: nun weist aber das Buch vom Anfang bis zum Ende nach Inhalt und Form soviele Spuren von Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit auf, dafs man es in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht mit gutem Gewissen Schülern in die Hand geben kann.

Um dieses Urteil im einzelnen zu begründen, mufs ich mich hier auf weniges beschränken.

Dankenswert ist es in erster Linie, dafs der Übungsstoff sehr reichlich bemessen ist: soweit man ihn etwa für schriftliche Arbeiten verwenden will, wird man wohl drei Jahre hintereinander damit abwechseln können. — Die einzelnen Beispiele sind meistens so gewählt und geordnet, dafs sie einen erwünschten Wechsel grammatischer Bilder und eine allmähliche Steigerung der Schwierigkeiten darbieten. — Passende Gelegenheiten werden benutzt, um des Schülers Wortschatz zu befestigen, zu klären oder zu erweitern (s. I, Aufg. 11, 12, 28, 40, 82) und im Zusammenhang damit sein Gehör, seine Aussprache, seine Rechtschreibung zu fördern (II, Aufg. 18, 33); dann wieder, um ihn gegen Schwankungen und besondere Schwierigkeiten des Sprachgebrauchs auszurüsten (I, Aufg. 89, 121; II, 20, 24, 36, 39, 94 (Dativ u. Akkus. in Ausdrücken wie: er schlug mich ins Gesicht; das schlägt der Wahrheit ins Gesicht), § 56) oder seinen Geschmack zu läutern (so wird II, S. 13 vor Superlativen wie hochachtungsvollst, ganz ergebenst gewarnt); da und dort endlich fällt auch ein Gewinn für den fremdsprachlichen Unterricht neben ab (Unterscheidung gleichlautender

Formen des demonstr. und des rel. Pron., Ersatz des pass. Imperativs im Deutschen, Unterscheidung der Verbalformen mit „werden" und derer mit „sein").

Diesen Vorzügen steht aber, wie gesagt, eine grofse Zahl bedenklicher Mängel gegenüber.

1) Bez. der Regeln: a) Unrichtigkeiten: I, S. 3 wird „h" als Gaumenlaut bezeichnet; S. 17 wird behauptet, „derselbe" und „derjenige" hätten die Endungen des best. Artikels; S. 19: „Abwandlung durch die drei Vergleichungsstufen" (als ob der Pos. eine Vergleichungsstufe wäre!); S. 19 wird für blank, blafs, rund die Steigerung m. Umlaut geduldet; die Superlative treten hier (trotz II, S. 14) immer in der adverbialen Form mit „am" auf; S. 21: „Subst. u. Adj. fafst man unter der Bezeichn. Nomina zusammen"; S. 27 erscheinen als Genitive des alleinstehenden pron. dem. der die das: neben dessen und deren auch des (kann zur Not gelten) und der (??), S. 30 neben dem relat. dessen auch des (?). S. 29: Was? fragt nicht nur nach Sachen und Thät., sondern auch nach Personen in Hinsicht auf ihr Wesen oder ihren Stand. — Der Dativ davon heifst nicht: wem?, sondern ist überhaupt nicht vorhanden. (Beachte: „Von was sprichst du?") S. 51 taucht wieder einmal das Gespenst einer deutschen consecutio temporum auf (ebenso in Aufg. 116, noch dazu mit zwei Fehlern). S. 56: erstens, zweitens antworten nicht auf die Frage: wie oft? — S. 66: Achtung! behüte! kann man m. E. nicht als Interjektionen, auch nicht als uneigentliche, betrachten, sondern als Ellipsen, da sie stets ihren vollen Wortsinn behalten. — II, S. 2 treten 9 Tiernamen (Habicht, Adler u. s. w.) als Eigennamen auf; bezeichnen die nom. materialia wirklich nur solche Stoffe, „aus denen etwas bereitet werden kann"? (Staub, Luft?) S. 4: für „Lohn" ist das sächl. Geschl. so gut wie abgestorben, aber eine Scheidung der Bedeutung je nach dem Geschl. hat es bei dem Worte nie gegeben. S. 13: „hübschten, süfsten" sollten in einem Schulbuche nicht geduldet werden; S. 26: „heifst „aufser" soviel wie „ausgenommen", so ist es als Konj. ohne Einflufs auf den Kasus." (Kann es denn nicht auch als Präpos. jene Bedeutung haben?) 30: Der Unterschied zwischen diesseits (Adv.) und diesseit (Präp.) ist schwerlich aufrechtzuerhalten; nach S. 40 bilden die Reflexiva, die den Akkus. des Pronomens regieren, das Perf. mit „haben" (die andern nicht?); nach S. 42 ist das part. perf. von „lassen" auch in schwacher Form vorhanden (!); die Weglassung von „zu" (m. Infin.) beim verneinten Hilfsverb „brauchen" wird mit Unrecht geduldet. — Die Bezeichnung „einfacher Satz" bedeutet S. 56 und S. 69 Verschiedenes. S. 58: der attrib. Infinitiv vertritt durchaus nicht immer einen Genitiv und der Objektsinf. (S. 61) nicht immer einen Akkus. — S. 59 bietet eine Regel, wonach Bauer oder Meister „Geburtstitel" wären; ich schlage zum Ersatze vor: Bezeichnungen des Standes oder Handwerks des Mannes werden mit der Endung -in (und Umlaut), mit oder ohne vorangestelltes „Frau", auf die Frau übertragen, vorausgesetzt, dafs dadurch kein Mifsverständnis entsteht; den Amtstitel des Mannes kann man nur in nachlässiger oder scherz-

hafter Redeweise ebenso behandeln, sonst wird er unverändert hinter „Frau" gesetzt. Nach S. 64 scheint es, als könne ein Genitivobjekt nie bei transit. Verben stehen. S. 65: der adverb. Gen. „des Wegs" steht auf die Frage: woher? (nicht: wo?); die Akkus. in Ausdrücken wie „den Berg hinauf" sind nicht als selbständ. adverb. Akkus. anzusehen, sondern hängen von dem dahinterstehenden Adverb ab (vgl.: den Wald entlang). — b) Lücken: I: S. 10 hätte neben Tisch auch ein Beispiel wie Stab (Umlaut) gegeben, beim Plural von Mann und Buch der Umlaut angezeigt werden sollen. — S. 14 fehlt die Frage: was für ein? fürs Attribut. — S. 24 vermifst man einen Hinweis auf die Entstehung des possess. Fürworts aus den Genitiven des persönlichen. — S. 29 war bei „was für ein" anzugeben, dafs der Plural ohne Subst. was für welche heifst. — S. 40: „Die (fehlt: intransitiven) Verben der Bewegung"; S. 41: beim Fut. ex. war gleich auf seine Ungebräuchlichkeit als Tempus hinzuweisen (nachher kommen freilich einige unschöne Beispiele dafür). — S. 55: bei geben, helfen u. dgl. mufs notwendig auf den Imperativ mit e-Wechsel hingewiesen werden. — II, S. 3, wo das Wesen des Neutrums erklärt wird, hätte auch ein Beispiel gegeben werden sollen, wo es mehrere Personen verschiedenen Geschlechts zusammenfafst. — S. 7: Im Nom. . . . Plur. haben die st. Mask. teils -e, teils -er, (fehlt: teils keine Endung), im Dat. Pl. -(e)n (fehlt: oder -ern oder keine Endung). S. 20: auch nach d. Neutr. der Adj. (fehlt: und Pronomina) steht „was". S. 30, Nr. 7 fehlen inmitten und seitwärts. — S. 44 hätten die Verschmelzungen „darauf, wozu" u. dgl. mit einigen Worten empfohlen werden sollen. — S. 63 o. fehlt d. Adv. „als" zur Bildung des prädikat. Objekts. S. 68 vermifst man die Erwähnung des accus. discriminis (nachher kommen Beispiele dafür). c) Mangelhafte Fassung: Wiederholt sind bei den einzelnen Wortarten umständlicherweise die Satzteile aufgezählt (und dann doch meist nicht vollständig), welche sie bilden können, statt dafs einfach angegeben wäre, ob sie substantivisch oder adjekt. gebraucht werden. — Öfters ist Sache und Name logisch verwirrt: so heifst es gleich im I. Teil, S. 1: der Teil, von dem etwas ausgesagt wird, heifst das Subjekt; in Aufg. 34 ist infolgedessen ausdrücklich von der Farbe eines Substantivs die Rede, und im II. Tl., S. 3 ist die merkwürdige Thatsache mitgeteilt, dafs alle männl. Wesen Maskulina sind, u. dgl. m. — I, S. 4 heifst es unpassend: „Mehrere Stammsilben in einem Worte bilden ein zusammengesetztes Wort"; S. 12 pafst „Abrundung" nicht (ein Satz könnte alle möglichen Objekte haben und doch nicht abgerundet sein). S. 22: „Der Plural von ich heifst wir." (Unlogisch!) S. 23: „Zur Bezeugung (st. Bezeigung) unsrer Hochachtung . . . . gebrauchen wir . . . . d. pron. der 3. p. pl. und schreibt (so!) dasselbe grofs." S. 32: „Die Ordnungszahlen zählen (st. ordnen) e. Reihe v. Gegenst."; „-zehn" in „dreizehn" wird als „Endung" bezeichnet. — S. 63 mufs es heifsen: „bezeichnet sie also mit ihrem Subst. im Satzzusammenhange weder einen Ort noch eine Richtung". — II, S. 3: „Bei einigen Tiernamen richtet sich die Sprache nach d. natürl. Geschlecht und bezeichnet das Feminin

..... durch attributive Umschreibung, z. B. der weibliche Elefant." (Kann man in solchem Falle sagen, die Sprache richte sich nach d. nat. Geschl.?) — Die Merkverse für die Präpos. mit d. Akk. und mit d. Dat. sind nicht glücklich. — S. 53 wird „es" ein unbestimmtes Fürw. genannt. — S. 55 steht: „wenn das Subj. aus mehreren Subst. besteht", statt: wenn der Satz mehrere Subj. hat.

2) Bezüglich der Aufgaben und Beispiele: Sonderbar mutet es an, wenn in Tl. I Aufg. 5 lautet: „Gebt in folgenden Sätzen die Konsonanten an und bestimmt zugleich u. s. w." Nach Aufg. 49 zu schliefsen, nehmen L.-D. als Superlativ v. wohlhabend: der wohlhabendeste an. — Aufg. 67 enthält eine läppische Verhandlung eines Uhrmachers mit einem Kunden, die beide durch ihre Redeweise sich als rechte Tagdiebe ausweisen. — S. 60 ist die Wendung: Wasser ist das beste Mittel für den Durst, mit Unrecht verworfen. — In dem Beispiele: Deine Schmeichelei ist mir zuwider (S. 61), ist zuwider keine Präposition, das Beispiel also hier nicht passend. -- Im II. Teil, Aufg. 10, Nr. 5 und 13 kann der Schüler keinen Artikel einsetzen. S. 19 wird von den Schülern der Quinta (!) verlangt: Dekliniert den bestimmten Artikel der die das! — Aufg. 104 ist zu leicht, weil die Adverbien schon nach den zu suchenden Arten, sogar in der gegebenen Reihenfolge, geordnet sind.

3) Bezüglich der Sprachform: I, S. 18: Schwanz (st. Schweif) des Pfaues. S. 32: Jeder sehe sich diejenigen an, denen er trauen darf (st. soll)! S. 34: Am 18. Januar (fehlt: 1871) wurde er in Vers. zum Kaiser v. Deutschl. (?) gekrönt (?). Den 9. März 1888 starb er und überliefs (st. hinterliefs) u. s. w. — Viel zu oft ist das Dativ-e — trotz der Regel II S. 9 — ohne Grund abgestofsen. — S. 64: Ein Nebens. wird von seinem dazu gehörenden Hauptsatze (vgl. mein mir gehörender Hut!) u. s. w. II, S. 4: Das Chor der Kirche wird von (st. ist mit) bunten F. geschmückt. S. 6: Im Dativ fällt das e oft aus (st. ab). S. 8 steht „fortfallen" statt wegfallen (Ähnliches öfters). S. 10: des Doktor Martin Luther. S. 27: Setzt die Nominative in den von der Präpos. abhängigen richtigen (st. von der Pr. verlangten) Kasus! — Die undeutsche, hinterhältige Stellung der Verneinung unmittelbar vor dem Prädikate findet sich S. 27, 45 und 59 (z. B. „Verben, die eine wirkliche körperliche Bewegung nicht bezeichnen"). S. 52: Teile von Worten (st. Wörtern); S. 60: Vorbereitungen zu (st. auf) morgen. S. 61: Die That ist mir gereut (??). S. 64: Wenn du deinem (st. deinen) Wohlthäter der Unterstützung nicht teilhaftig werden lassen willst (übler Tonfall). S. 65: sich vor etwas grauen (?). — Unnötige Fremdwörter: Exerzitium, Pennal, präparieren, passieren (f. begegnen, zustofsen) und Kousinchen.

4) Bezüglich der Zitate: Im Vorworte heifst es: „Wir haben poetische Beispiele gewählt, weil sich diese dem Gedächtnis des Schülers leicht einprägen" u. s. w. Die Verf. haben aber sicherlich nicht beabsichtigt, dem Gedächtnis der Sch. unrichtige Zitate aufzudrängen: und doch habe ich mir deren etwa dreifsig in den beiden Heftchen angemerkt.

5) Die Interpunktion ist nicht sorgfältig genug behandelt; manchmal sind Fragesätze und besonders häufig Befehls- und Wunschsätze mit Punkten geschlossen; öfters findet sich bei der Wiederholung des nämlichen Satzes verschiedene Zeichensetzung. Nur zwei Einzelheiten seien hier erwähnt: II, S. 11 wird fälschlich behauptet: „das schöne, grofse Tagsgestirn" sei ohne Komma zu schreiben. S. 59: „Im Kriege wurde keiner, sogar die Kinder, nicht geschont (st. Kinder nicht, gesch.)."

6) Mangel an äufserem Gleichmafs: Der richtige Grundsatz, dafs wenigstens für die Sexta neben die lateinischen immer auch die deutschen grammatischen Bezeichnungen gestellt werden sollen, ist nicht streng durchgeführt; ebensowenig ist die berechtigte Forderung erfüllt, dafs die Überschriften gleichgeordneter Abschnitte, ebenso wie einander entsprechende Gruppierungen im Texte, sowohl in der sprachlichen Form wie im Drucke so gleichartig wie nur möglich gehalten seien.

7) Die Druckfehler der Heftchen samt den vermutlichen Schreibfehlern sind zahlreicher und gröber, als es entschuldbar ist. Nur wenige seien herausgegriffen: Schon das kurze Vorwort enthält zwei. I, S. 19: des Häschen, S. 20: des substantivierten Substantivs; der Fleifsige thut sich immer (st. nimmer) genug; S. 29: welch ein Mann (als acc., ebenso S. 47: ein Infinitiv); S. 32: fällt st. hüllt; S. 37 u.: lobten st. redeten; S. 41 steht derselbe Satz zweimal hintereinander; wiederholt finden sich arge Böcke in den Konjugationsbeispielen (S. 42, Z. 3; S. 48; II. Tl. S. 39); S. 53 nemäischen (st. nemeischen); S. 55 einem (st. einen) drolligen H. — II. Tl. S. 3: Vorsilbe (st. Nachsilbe), Taubert (st. Tauber), S. 5: Sucht (st. Setzt), S. 21: Rieda (st. Riade), S. 24: Jesu (st. Jesus), S. 29, Z. 5 v. u. einer (st. meiner), S. 40: rechen (st. reisen), S. 59 u. 69: öfter (st. öfters), S. 62: Gebahren, S. 68 unschön: „unser Leben währet 70 (st. siebenzig) Jahre." —

Das Gesagte wird genügen, um zu beweisen, dafs das besprochene Werkchen bis zu einer sorgfältigen Neubearbeitung gegenüber den ähnlich angelegten Büchern von Haselmayer, Winter oder Lyon nicht in Betracht kommen kann.

Zweibrücken. Wilhelm Egg.

Neudecker, Dr., Der deutsche Aufsatzunterricht auf der Oberstufe der Gymnasien. Grundzüge einer Methodik. München, Oldenbourg, 1899. 1 M.

Der deutsche Unterricht steht mit Recht besonders auf der Oberstufe der Gymnasien im Mittelpunkt. Hier mufs durch fortgesetzte Übung die erste Stufe der logischen Durchbildung, der Denkfertigkeit, praktisch an passenden Aufgaben vermittelt werden. Wie schwer dieses Ziel bei der Mehrzahl der Schüler zu erreichen ist, weifs jeder Schulmann. Grofs ist die Zahl der Hilfsmittel, welche den Weg hiezu ebnen und erleichtern wollen. Jeder zweckfördernde Beitrag erscheint

bei der Bedeutsamkeit der Sache — mufs doch hier bei einem grofsen Teile unserer Schüler der Bedarf fürs Leben gedeckt werden — willkommen. Tritt nun langjährige Erfahrung im Bunde mit gründlicher philosophischer Durchbildung vor uns mit einer Gabe, so verdient diese unsere volle Aufmerksamkeit.

In vorliegendem Falle hat ein Mann, der nahezu ein Vierteljahrhundert in allen Klassen der Oberstufe eines Gymnasiums hintereinander mit offenen Augen und feinem Gefühl für die Entwicklung und Bedürfnisse des jugendlichen Geistes im deutschen Unterricht ernst und gewissenhaft sich abmühte, dem aufserdem durch seine Eigenschaft als Universitätslehrer die Vertrautheit mit den einschlägigen philosophischen Disciplinen zur Seite steht, auf Wunsch von Freunden in bescheidener, knapper Form die Summe seiner Erfahrung gezogen. Eine reife, eigenartige Frucht durfte man erwarten, und sie ist es geworden. Den Forderungen, die er selber in diesem Büchlein an die Abhandlung eines Schülers stellt, dafs sie sei „klar, gründlich, überzeugend", ist er in vollem Mafse gerecht geworden.

Betrachten wir uns die sieben Abschnitte des Werkchens näher, so bezeichnet der erste als Lehrziel des Aufsatzunterrichts auf der Oberstufe die Ausbildung der Gewandtheit in der Denktechnik. Der Primaner mufs befähigt werden, den durch die verschiedenen Gegenstände gewonnenen sachlichen Stoff folgerichtig nach bestimmten Gesichtspunkten zu entwickeln.

Der zweite Teil handelt von den möglichen Arten der Gedankenentwicklung und ihrer jeweiligen Bestimmung und bildet mit seiner auf der unerschütterlichen Geltung der Denkgesetze aufgeführten Fundamentierung die sichere Grundlage der Darlegung. Die Aufgabe des Aufsatzunterrichts wird im wesentlichen eingeschränkt auf die Übung richtigen Disponierens und werden alle Aufsatzthemen nach den allein möglichen Arten der Gedankendarlegung 1. als Definitions- 2. als Gliederungs- oder 3. als Begründungsaufgaben oder als solche, die aus diesen drei Arten kombiniert sind, bezeichnet. Bei den Begründungsaufgaben wird der thatsächliche Beweis gegenüber dem rationellen, der Schülern ja nur ausnahmsweise gelingen dürfte, betont.

Der dritte Abschnitt spricht von der Ausführung der in ihrer Art bestimmten Entwicklungsaufgaben oder der sogenannten Disposition und verlangt, dafs in jeder der drei Arten von Aufgaben auf die Umfangsbestimmung die Gliederung des abgegrenzten Inhalts und als letzter konstrukstiver Teil die Begründung folge, die inhaltlich gleichfalls nach dem Unterschied der drei möglichen Arten von Aufgaben sich verschieden gestaltet. Ganz lehrbar ist nur, heifst es, das Notwendige, das Gesetzmäfsige, also bezüglich des Disponierens nur der denkgesetzliche Gang einer Entwicklung.

Im vierten Abschnitte wird in sehr lehrreicher Weise die praktische Anwendung des methodischen Verfahrens 1. an einer Definitionsaufgabe, 2. an einigen Gliederungsthemen und 3. an einem Begründungsbeispiel gezeigt.

Bezüglich der stilistischen Anforderung verlangt der fünfte Ab-

schnitt „gute“ Darstellung, die verständlich, übersichtlich und präcis zu sein hat, wendet sich gegen die gerne gewünschte „schöne“ Darstellung, fordert, dafs die Form eines Aufsatzes gleichartig sei und durch Abwechslung für die nötige Frische der Darstellung sorge.

Im sechsten Abschnitte wird über die Wahl und Formulierung der Themate gesprochen und dabei die Forderung gestellt, dafs die stoffliche Natur des Themas so beschaffen sei, dafs sie hinreichend leicht und sicher die thematische Frage erkennen lasse und der Begriffszusammenhang, dem sie entnommen, dem Durchschnittsschüler genügend geläufig sei.

Hier findet sich der bemerkenswerte Satz: „das Interesse, das der Aufsatzunterricht zu wecken und zu nähren hat, haftet an der geistigen Gymnastik selbst, an der geistigen Freude und Befriedigung, welche mit dem Gefühle der wachsenden Sicherheit in Ausführung und Lösung einer Denkaufgabe, mit dem unmittelbaren Gefühl der eigenen geistigen Erstarkung verbunden ist.“

Die Formulierung der Themate hat zwei Bedingungen zu verwirklichen 1. die Ersichtlichkeit der technischen Art der geforderten Hauptleistung und 2. die hinreichende Vertrautheit des Schülers mit dem stofflichen Inhalt des Themas.

Im siebten Abschnitte gibt der Verfasser beherzigenswerte Winke über die „Reden“ im Aufsatzunterrichte und spricht von dessen Stufengang und seinem Verhältnis zum übrigen deutschen Unterrichte. Seine Ansicht über den sogenannten „freien“ Aufsatz hat meinen vollen Beifall. Nur ein solcher bekundet am sichersten die geistige Reife eines Abiturienten, während bei den jetzt mit Hochdruck gepflegten Literaturthemen zu sehr die blofse Reproduktion sich zeigt in dem Grade, dafs z. B. bei einem Thema über die Einheit der Handlung eines Dramas sogar die entsprechenden Verszahlen aufmarschierten.

Die Winke bezüglich der Gesichtspunkte bei der Korrektur sind voller Beachtung wert. Ist es doch ein in weiteren Kreisen verbreiteter Wahn, als würden die Censuren der Aufsätze vielfach nach Laune und subjektivem Geschmacke gegeben. Solche Klagen müssen bei dem hier gezeichneten objektiven Wege mehr und mehr verstummen. Differenzen kann es dann nur bezüglich des „Stils“ geben und auch hierin wird jeder einsichtige Lehrer der werdenden Schülerindividualität thunlichst Rechnung tragen.

Mit dieser Übersicht habe ich versucht, den reichen Inhalt des Büchleins anzudeuten. Dasselbe scheint mir in erster Linie für jüngere Lehrer geeignet, die an die schwierigen Aufgaben des deutschen Unterrichts in den oberen Gymnasialklassen herantreten müssen. Diese werden hier einen sicheren Wegweiser finden und reiche Belehrung aus ihm schöpfen. Aber auch der in diesem Fache erfahrene Schulmann wird der Geschicklichkeit und dem ernsten Streben des Verfassers die Anerkennung nicht versagen.

Würzburg. Dr. Baier.

Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1899. 510 S. 8 M.

Kluges „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" steht in seiner Art einzig da in unserer Literatur. Der gelehrte Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den übrigen germanischen und romanischen, ja sogar — wo geboten — zu den keltischen, slavischen und orientalischen Sprachen blofszulegen. Wie nötig und willkommen ein solches Werk war, geht schon aus der raschen Aufeinanderfolge der Auflagen hervor: im Jahre 1881 erschien die erste und im laufenden Jahre wurde die 6. vollständig. Dabei ist die Zahl der Stichwörter z. B. bei dem Buchstaben A von 130 auf 280, bei B von 387 auf 520, bei K von 300 auf 440 gestiegen. Erwähnen wir noch, dafs der Preis trotz des vermehrten Umfanges von 10 M. auf 8 M. herabgesetzt wurde, so hat man allen Grund, dem Verfasser wie dem Verleger dankbar dafür zu sein, dafs ein so unentbehrliches und ungeachtet seines streng wissenschaftlichen Inhaltes populär gehaltenes Nachschlagewerk durch den niedriggestellten Preis jedermann zugänglich gemacht wurde.

Sehr instruktiv und hochinteressant ist die als Anhang beigegebene chronologische Darstellung des neuhochdeutschen Wortschatzes wie nicht minder die Einleitung, welche eine kurzgefafste Geschichte der deutschen Sprache gibt.

Um auch unserseits ein paar Scherflein für die nächste Auflage beizusteuern, seien folgende Bemerkungen gestattet: S. 9 alert] aus frz. alerte, das aus à l'erte abgeleitet wird, doch ist mir die Ableitung von lat. alers, das in den Glossarien mit sollers erklärt wird, wahrscheinlicher; vgl. Arch. f. lat. Lex. IX, 362. — S. 60 Brünne] hier vermisse ich einen Hinweis auf das mittellateinische bronia, das z. B. in der Historia de preliis p. 120,16 meiner Ausgabe sich findet. — Über Keller, Zelle, Kreuz und andere Lehnwörter spreche ich im Zusammenhang in dieser Zeitschrift XXXIII S. 227. — Seite 282 nergeln, nörgeln] führe ich Arch. f. lat. Lex. IX, 398 auf frz. narguer = die Nase rümpfen zurück; vgl. lat. nario der Naserümpfer. S. 361 konnte bei 'sehr' auch auf das Kompositum 'unversehrt' hingewiesen werden, S. 384 bei 'Strobel' auf den bekannten 'Strubelpeter'. — S. 389 „Tante] aus frz. tante, urspr. lat. amita = altfrz. ante"; aber es wird nicht erklärt, woher im Neufr. und Deutschen das anlautende T kommt; s. darüber Körting im lat.-romanischen Wörterbuch Nr. 522.

Das vorzügliche Werk sei hiemit allen Gebildeten, besonders aber den Gymnasialbibliotheken, denen es etwa noch fehlen sollte, aufs wärmste zur Anschaffung empfohlen.

München. G. Landgraf.

M. Tullii Ciceronis Cato Maior de senectute. Erklärt von Julius Sommerbrodt. Zwölfte Auflage, Berlin, Weidmann 1896.

Der Anzeige, dafs Sommerbrodts gediegene Schulausgabe des Cato Maior in 12. Auflage vorliegt, füge ich einige Worte mehr bei, als dies bei Neuauflagen üblich ist, weil die früheren nicht von mir besprochen sind und weil auch diese neue Auflage die unermüdliche Thätigkeit philologischer Forschung selbst auf ganz „abgesuchten“ Gebieten en miniature widerspiegelt.

Zu den Leidener Hss, auf denen die meisten der ca. 120 Abweichungen Sommerbrodts von Halms Züricher Ausgabe begründet sind, kommt neuerdings ein cod. Ashburnhamensis aus der Mitte des 9. Jahrh. (in Paris), verglichen von de Vries. Abweichungen wie Cius (*Κεῖος*) für Ceus, eis für iis, Galus statt Gallus (so jetzt auch in Cic. Briefen), excissam statt excisam, Gorgiam für Gorgian, ferendum für ferundum sind kaum Varianten zu nennen und dürften im Zusammenhang mit der übrigen Ciceronianischen Orthographie zu entscheiden sein. Einschneidender sind aber zahlreiche andere Abweichungen. So wird § 33 jetzt mit Ashburnhamensis passend gelesen. Olympiae . . . sustineret bovem [vivum]. Vires igitur has corporis an Pythagorae tibi malis ingenii dari? Zu § 28 orator metuo ne languescat . . . Omnino canorum illud in voce splendescit (†) etiam nescio quo pacto in senectute wird Hennings' geistreiche Konjektur suplentescit für splendescit mitgeteilt und besprochen; ich sähe sie lieber im Text. Auch finde ich den Genetiv in dem Satz est decorus senis (für seni) sermo quietus et remissus zwar erklärbar: 'bei (an) einem Greis) ist eine . . Sprechweise passend', nämlich orationi, für die Anforderungen, die man an eine Rede stellen darf; ziehe aber mit S. den Dativ seni vor hauptsächlich mit Rücksicht auf Arist. rhet. III c. 11 fin. *πρεσβυτέρῳ λέγειν ἀπρεπές* (sc. *ὑπερβολάς*; *σφοδρότης*). § 12 hat S. ohne genügenden Grund (mit Meifsner) das handschriftliche bella eingeklammert; einen Überblick über die allgemeine Kriegsgeschichte mag man dem Militär Fabius Maximus zutrauen, nicht aber ein encyklopädisches Wissen.

Der Kommentar beleuchtet den Text fast allseitig und ist recht verlässig. Hie und da wären einige Kürzungen, aber auch Ergänzungen angezeigt, z. B. § 3 qui si eruditius videtur disputare vgl. Corn. Nep. Cato c. 3,4 in quibus multa industria et diligentia comparet, nulla doctrina. § 6 quam . . ingrediendum: ist auf den Gräcismus *ἣν πορευτέον* hinzuweisen; öfters hat ihn Cicero in den Briefen,[1]) auch hier wohl dem Attikus zu Liebe. Zu § 17 nihil adferunt: nicht blofs griechisch sagt man *οὐδὲν λέγουσι*, sondern auch lateinisch nihil dicis "nichts ist, was du sagst," positiv audio (*ἀκούω*) "das läfst sich hören." § 45 zu nullo exemplo vgl. Tac. ann. I 38 bono magis exemplo quam concesso iure. § 67 wird die Staatenbegründung den Greisen, in den rhetorischen Schriften den Rednern, in den Tuskulanen den Philosophen zugeschrieben. Auf die Tuskulanen, die fast gleichzeitig

[1]) ad Att. I 16,12 *φιλοσοφητέον* et istos consulatus non flocci facteon.

mit dem Cato abgefafst wurden, sollte überhaupt mehr Bezug genommen werden. So nennt Cic. Tusc. I 89 drei Decier (pater-filius-nepos), hier § 75 (berichtigend?) duos Decios, die sich dem Tod fürs Vaterland geweiht. Von § 75 an deckt sich C. M. vielfach mit Tusc. I, zugleich zeigt aber die zusammenfassende Darstellung, dafs die Abfassung der Tusc. vorher anzusetzen ist, ebenso die der Consolatio: vgl. zu 77 T. I 60 und 72, zu 78 T. I 66 (artes = die necessaria und elegantiora artificia), zu 82 T. I 35. In § 85 ist zu beachten, wie die Worte auf Cicero selbst zu übertragen sind, wenn für den verstorbenen jungen Cato Tullia gesetzt wird, und wie die Worte me ipse consolabar auf seine Consolatio hinweisen.

Dafs Cicero mit der herrlichen Schilderung des Landlebens und mit einigen etymologischen Tüfteleien (occatio 51, viator 56) den landwirtschaftlichen und grammatischen Studien seines Freundes Varro Interesse und Anerkennung bezeigen wollte, bin ich geneigt anzunehmen, noch mehr aber, dafs durch die zahlreichen, nicht immer durch den Zusammenhang geforderten chronologischen Angaben dem liber annalis des befreundeten Adressaten unseres Werkchens T. Pomponius Attikus die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet werden soll (s § 14, 16, 19, 30, 41, 42, 43, 50, 60), wie dies auch im Brutus geschehen ist. Der Briefwechsel dieser Zeit (45/44) zeigt, welches Interesse Cicero an derartigen chronologischen Fragen hatte und wie oft er sich von seinem Freund Auskunft erbittet, z. B. XVI 13,2 mihi velim scribas, quibus censoribus C. Fannius M. f. tribunus plebis fuerit etc., oder XIII 30,3 oder 20,2 vgl. auch Nep. XXIII 13,1 und XXV 18. Ist das richtig, so erhöht sich auch die Bedeutung von Ciceros chronologischen Angaben.

Der Druck der Ausgabe ist schön und meist korrekt, nur sollten in einem so viel benützten Schulbuch einige Unebenheiten in der deutschen und lateinischen Orthographie beseitigt sein: Jemand, Keiner, extitit-exstet, tanquam-tamquam; auch sagen wir jetzt 'Karthager' wie 'Athener' und nicht 'Karthaginienser' und 'Athenienser'. S. 47 steht Cyru's des Älteren, S. 66 Ägospotamos, S. 72,10 tum für tam, S. 76 siegt Marcellus bei Nola 225 statt 215.

M. Tullii Ciceronis Somnium Scipionis. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Carl Meissner, Gymnasial-Professor a. D. Vierte verbesserte Auflage, Leipz., Teubner, 1897.

Ciceros Bücher vom Staat erhalten einen prunkvollen, aber etwas bizarren Abschlufs durch den vielgepriesenen Traum des jüngeren Scipio. Will man dieser anziehenden Partie von den Belohnungen und dem Leben im Jenseits in der Prima einige Wochen Klassenlektüre widmen, so empfiehlt es sich, den Schülern die Sonderausgabe von Meissner in die Hand zu geben, deren vierte Auflage als ein neues Zeugnis für die Güte und Brauchbarkeit des Buches angesehen werden darf. Von der dritten Auflage, die ich nicht zur Hand habe,

unterscheidet sich die vierte nach dem Vorwort besonders durch Kürzungen im Kommentar und in der Einleitung. Es hätte nach meinem Dafürhalten in beiden Teilen noch mehr gekürzt werden sollen. So ercheint mir überflüssig S. 15 die nicht ganz richtige Bemerkung zu rem publicam constituere, die elementaren Erläuterungen S. 16 concilia coetusque . ., quae civitates appellantur, S. 26 quanti = quam parvi; auch eine Übersetzung wie S. 17 loqui posse coepi „die Sprache wieder finden" oder S. 23,8 sentio „ich merke" ergibt sich dem Schüler von selbst. Dagegen vermifst man an mehreren Stellen den Hinweis auf die zum tieferen Verständnis geeigneten Partien aus anderen philosophischen Schriften Ciceros, z. B. S. 20, wo vom Einflufs der Sterne auf das Menschenschicksal gesprochen wird, sind die 'Chaldaeorum natalicia praedicta' mit den übrigen interessanten Erörterungen de div. II c. 42 ff. zu erwähnen; zu S. 25 über Sintflut und Weltbrand (eluviones exustionesque) die Parallelen de fin. III § 64, de nat. deor. II 118 und de div. I 111 (aquarum eluviones et deflagrationem futuram aliquando caeli et terrarum). Manche Bemerkungen sind genauer zu fassen. Der Glaube an die Bedeutung der Träume (S. 3, de div. I) fand auch im Altertum zahlreiche Gegner, vgl. de div. II § 119—146. Die Annahme von Poetischem in der Diktion wird in der Einleitung und im Kommentar zu weit ausgedehnt; astrum, tellus u. ä. finden sich mehrtach in den anderen philosophischen Schriften; obitus für den 'Untergang' der Sterne ist häufiger als occasus, seltener freilich das Verbum obire. Warum soll (S. 22) 'divina studia' heifsen „edle Beschäftigungen" und nicht „Beschäftigungen mit Göttlichem"?, zumal im Gegensatz zu humana vita? S. 14 wird 'ancipitem viam' mit 'schwankender' (d. h.?) Weg erklärt; vgl. über die Bedeutung von anceps auch E. Stroebel Blätter 1886 S. 561; es sind damit aber wohl die zwei politischen Hauptrichtungen, die der Nobilität und der Volksfreunde, gemeint.

Im Text ist eine gröfsere Änderung § 4 Schl. parum <per erectis au> ribus audite, wobei mir die Darlegung, wie die Korruptel entstanden sei, unwahrscheinlich und die Aufforderung zu gespannter Aufmerksamkeit wenig passend erscheint. Ansprechender ist beim ersten Lesen die Athetese § 17 [quid de te alii loquantur ipsi videant, sed loquentur tamen], aber näher betrachtet beseitigt sie einen nicht ungeeigneten, sprachlich korrekten Gedanken: abgesehen von dem mehr oder minder richtigen materiellen Gehalt dessen, was die Leute über uns sprechen, ist Erdenruhm schon wegen der räumlichen und zeitlichen Beschränktheit nicht erstrebenswert.[1]) Schliefslich noch ein Fall von falscher Interpunktion, bei der aber Sinn, Rhythmus, Satzgefüge und Sprachgebrauch überhaupt mit in Frage kommen. Es wird von Meissner wie von anderen c. 3 so interpungiert: Videsne illam urbem, quae parere populo Romano coacta per me, renovat pristina bella nec potest quiescere? — ostendebat autem Karthaginem

[1]) Beide Lesungen verwirft, wie ich eben sehe, auch A. G. Amatucci Riv. di Filol. XVI (1898) S. 338.

de excelso et pleno stellarum, illustri et claro quodam loco — ad quam tu oppugnandam nunc venis paene miles. Hanc hoc biennio consul evertes, eritque cognomen . . . Ich möchte interpungieren: Videsne . . . . . loco. Ad quam . . . miles, hanc . . evertes. Im ersten Fall kommen die zwei Relativsätze quae parere . . . und ad quam tu oppugnandam in einen schiefen Gegensatz zu stehen; das Fragezeichen wäre übrigens erst hinter miles zu setzen; der parenthetische Satz ostendebat autem hat für den Lateiner, der keine Klammern und Gedankenstriche gebrauchte, viel mehr selbständige Bedeutung als für den modernen Leser, der eben durch jene Dinge getäuscht ist. Dagegen ist der symmetrische Bau von "Ad quam . ., hanc" klar, die dreifache Antithese paene miles und consul, nunc und hoc biennio, ad oppugnandum venis und evertes unbestreitbar; sie wird auch durch die sachliche Bemerkung, durch welche die Traumdichtung berichtigt wird (de leg. I § 4), Scipio habe erst 146 v. Chr. als Prokonsul Karthago eingenommen, nicht erschüttert.

Regensburg. Dr. G. Ammon.

L. Annaei Flori epitomae de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC libri II et P. Annii Flori fragmentum de Vergilio oratore an poeta edidit Otto Rossbach. (Bibliotheca Teubneriana.) 8°. LXVIII u. 272 S. 1896.

Eine neue Ausgabe des Florus war schon lange ein Bedürfnis; denn die einzige mit einem kritischen Apparat versehene von Otto Jahn aus dem Jahre 1852 ist geraume Zeit vergriffen. Diesem Mangel hilft die vorliegende Ausgabe von Otto Rossbach in der erfreulichsten Weise ab.

In der praefatio beschreibt R. nach einer kurzen Umschau über die bisherigen Ausgaben und Abhandlungen die zwei ältesten und wichtigsten Handschriften, den Bambergensis (B) und den Nazarianus (N), und neun jüngere; von diesen stellen B einerseits und N mit den jüngeren anderseits zwei von einander sehr abweichende Rezensionen dar. Da die Lesarten des B durch Jordanes, welcher für sein Werk de summa temporum vel origine actibusque gentis Romanorum den Florus benützte, gestützt werden, so legte Jahn den B seiner Ausgabe zu Grunde. Einige Arbeiten jüngerer Florusforscher aber schienen dahin zu drängen, dafs die recensio Nazariana dem B vorgezogen werde. Rossbach hat daher diese Frage von neuem untersucht; aber auch er kam zu dem Resultat, dafs B u. J (Jordanes) = A die Grundlage für einen richtigen Text bilde. Im einzelnen freilich hat er Abweichungen der übrigen Handschriften mit gröfserer Genauigkeit und weniger Vorurteil als Jahn geprüft, und so finden wir nicht wenige Lesarten des N neu in den Text aufgenommen. Als wichtig für die Textgestaltung soll gleich hier eine Behauptung R.s hervorgehoben werden, nämlich dafs in C (der Quelle des N) die Wortformen nach Donat und anderen Grammatikern geändert seien. Dagegen ist darauf hinzuweisen, dafs auch B mehrere selbständige und willkürliche Abweichungen aufweist.

So ist 6[14] revirescit in B geändert in reviruit, wohl wegen der kurz vorhergehenden Perfecta consenuit, decoxit, movit; 88[9] urbem Herculi conditam änderte B in: urbem ab Hercule conditam; 89[1] nahm der Schreiber des B an dem in diesem Zusammenhang freilich seltenen Futur Anstofs und schrieb certum erat; 155[4] änderte er 'Antonius varius ingenio' in 'Antonius vario ingenio'; hieher ist wohl auch zu rechnen 28[18] hic amici vitibus montes statt: hic amicti vitibus montes, ferner 82[8] excidium st. excidia und 106[15] stabulum st. stabula. Als selbständige Zusätze von B fassen wir auch auf 28[4] 'est', 63[9] 'tyranno', 74[8] 'est', 86[15] 'in', 150[11] 'est', endlich 35[5] 'datis'.

Wenn dann der Herausgeber gegenüber den Folgerungen aus dem Sprachgebrauch, also auch dem Operieren mit Parallelstellen, mehr Vorsicht und Zurückhaltung fordert — denn der Umfang der Epitome sei dazu zu klein — und wenn er dabei an ein insitum rhetori variandi studium erinnert, so dürfen wir anderseits nicht vergessen, dafs gerade Florus recht gern die gleichen Wendungen ganz genau wiederholt, so 28[16] und 55[13]: tepentes fontibus Baiae. Auch Rossbach hat dies im Text öfters berücksichtigt und abweichend von Jahn, der dem B folgte, geschrieben: 13[11] inmissisque percussoribus (B missisque) nach 87[12] inmisso percussore, ferner 89[10] cum de incursionibus eorum . . . civitas quereretur (B cum de eis . . civitas quereretur) nach 107[18]: Haedui de incursionibus eorum querebantur, 125[18] ne quid malis (B mali) deesset nach 147[11] ne quid malis desit, 153[8] Caesarem bellis reservavit (B servavit) nach 130[19] Marium bello reservavit. Auch 113[19] hätte nach Egens Vorschlag (quaest. Florian. S. 14) in den Text aufgenommen werden sollen: quae enim res alia civiles furores peperit quam nimia felicitas (B: nimiae felicitatis, Jahn und Rossbach: nimiae felicitates) nach 140[7]: causa tantae calamitatis eadem quae omnium, nimia felicitas. Zur Rechtfertigung der Stellung 45[16]: caput belli (B belli caput) verweist Rossbach auf 29[3] caput urbium; dem ist hinzuzufügen 31[15] caput belli und 110[5] capita belli. Das Gegenteil von insitum variandi studium zeigen aber gewifs einige sorglose, lästige Wiederholungen des gleichen Wortes oder Stammes in kurzem Zwischenraum, wie 88[20] quam (urbem) venalem et quandoque perituram, si habuisset emptorem, frustra cecinerat. iam ut venalis fuisset, habuit emptorem; cum illum evaserit, certum erit non esse perituram und 104[15]: in hostes ius victoris exercuit victisque ducibus victor rediit, 109[2] trepidantia . . . carpenta volitabant . itaque trepidatio pro victoria fuit . obsides accepit a trepidis und 111[14] se responsurum esse respondit. Freilich manchmal hat Florus durch absichtliche Gegenüberstellung gleicher oder ähnlichlautender Wortstämme feine Pointen erzielt: 31[8] periculosissimum bellum sine periculo explicuit, 29[11] ruinas ipsas diruit und 46[12] victor de victoribus triumphavit. Verhältnismäfsig sehr häufig finden wir bei ihm die Gegenüberstellung des gleichen Stammes in aktiver und passiver Bedeutung (wofür das bekannteste Beispiel Horaz hat ep. II 1,156: Graecia capta ferum victorem cepit): 51[14] similior victo sit populus ille qui vicit, 140[5] eorum qui victi erant odia victoris sese caede satiarent, 143[4] obsessorque ipse

quasi obsidebatur, 146[11] circumventurus circumventus ipse est; dazu dürfen wir wohl auch rechnen 123[8] cum regum arbiter populus ipsum se regere non posset und 162[4] dona Neptuno, ut se maris rector in suo mari regnare pateretur. Andere 'deliciae' sind: 13[7] maxima civitas minimae domus diligentia contineretur, 20[15] triumphalis agricola und 48[2] classis castrensis, 29[12] Samnium in ipso Samnio requiratur, 88[20] quamvis victus ac vinctus, vidit urbem, 146[4] numquam acrior neque alacrior, endlich 95[5] die Spielerei mit den Zahlen 4, 14 und 40 und das Wortspiel 121[19] nisi siquis aut caenum dividere vellet aut caelum. Wir hätten eine Zusammenstellung solcher Stileigentümlichkeiten von seiten des Herausgebers gewünscht. Besonders der Umstand, dafs der Epitomator Florus auch Liebhaber solcher Künsteleien ist, ist gewifs für seine Identifizierung mit dem gleichnamigen Dichter, dem wir das reizende Wortspiel von arbor und ardor (P. L. M. ed. Bährens IV Nr. 415) verdanken, nicht wertlos. Übrigens teilten wir mit Schanz (Röm. Lit. G. III. S. 65) den Wunsch, dafs eine neue Florusausgabe neben der Epitome nicht blofs das Brüsseler Fragment, dessen Verfasser wohl sicher mit dem Historiker identisch ist, sondern auch die unter Florus' Namen in einer lateinischen Anthologie überlieferten kleineren Gedichte enthalten hätte.

Die schon von Jahn begonnene Untersuchung über die Verstümmelung des Archetypus von A und C ergänzt Rossbach durch subtile Bemerkungen über die Anzeichen der variae lectiones (praef. p. XLI). Die Frage nach dem Namen des Autors der Epitome hat er abweichend von Jahn zu Gunsten von Annaeus entschieden; das von B überlieferte IVL wird aus LVC zu erklären versucht. Etwas kurz ist die Frage nach der Lebenszeit des Florus abgethan, besonders Ungers Annahme. Die sehr schwierige Frage, auf welche Quellen die Epitome zurückgehe, sucht R. dadurch zu lösen, dafs er sie von den historiae Senecae patris abhängig sein läfst. Er bringt dafür nicht blofs sprachliche, sondern auch sachliche Gründe. Ich bin jetzt geneigt, in diesem Punkte rückhaltlos dem Herausgeber beizupflichten.

Der Text der vorliegenden Ausgabe zeigt eine beträchtlich abweichende Gestalt von der Jahnschen und Halmschen (1863). Der Grund liegt, wie wir oben gesehen haben, nicht darin, dafs das Prinzip der von Jahn zu Grunde gelegten recensio verschoben wurde; sondern R. hat durch neue Vergleichungen von B und N eine reiche Nachlese gewonnen, ferner die jüngeren Handschriften, besonders den Vossianus 14, besser herangezogen, dazu die von Florus benützten oder ihn ausschreibenden Schriftsteller sorgfältig berücksichtigt, endlich die textkritischen Arbeiten von Sauppe, Opitz, Koehler, Goertz und Beck benützt. Die Abweichungen beziffern sich weit über 300. Vieles ist freilich blofs orthographischer Natur, so atque st. adque, apud st. aput, ecum st. equum 110[16], redît st. rediit, modî st. modii, revivescentis 56[10] und 97[16], sexagensimum 43[3], monumentum 51[20], sequuta 8[20], detrectantibus 38[11], sepulchra 62[16], horrore 79[19], adguberno 98[5] u. ähnl. Doch müssen wir eine so peinliche Sorgfalt nur freudig begrüfsen, besonders bei Eigennamen. So lesen wir

jetzt abweichend von Jahn 84[10] Sylla, 53[17] Trasymenus, 175[9] Quintilli, 19[19] und 174[18] Gesoriacum, 12[5] Nevius, 88[11] Muluccham, 89[17] Bituitus, 91[10] Teutobodus, 109[9] Casuellanum, 175[15] Armenius st. Arminius u. a.

Die Wortstellung ist geändert 19[5], 21[11], 27[9], 44[5], 45[16], 51[55], 55[17], 59[17], 74[10], 91[21], 93[15], 101[2], 123[11], 135[1], 160[8].

Die Interpunktion ist verbessert 15[3] und 15[5], 32[4], 43[9], 43[20], 53[17], 102[17], 104[14], 157[10].

Grofse Anfangsbuchstaben sind auch mit Recht verwendet 56[18] Cunctator, 57[20] Jnsanorumque, 134[14] Fortunatas insulas, 162[11] Carinae, 138[21] Fortuna, 185[1] Tonantis.

Neu und richtig ist eine Kapitelüberschrift eingeführt 77[13] Res in Hispania gestae und 81[4] Bellum Numantinum.

Wenn der Verfasser die handschriftlichen Abkürzungen von populus (p.) R. statt populus Romanus und r. p. statt res publica beibehält, so ist das nicht so unwichtig als es scheint; denn so wird uns leichter verständlich, wie einmal res publica statt populus Romanus steht — r. p. statt p. r. —, (so der Monacensis 16[17]), ferner dafs es von den Abschreibern selbständig dazugesetzt wurde, wie 30[9], 85[11], vielleicht auch 66[7], oder weggelassen wurde 114[8] (von B), oder Verschreibungen wie peropulum Romanum. Hieher ist auch zu rechnen die handschriftliche Lesart 9[20] ceteraque per sacerdotia, was Salmasius richtig geändert hat in ceteraque p. R. sacerdotia.

Von wichtigeren Abweichungen heben wir hervor 32[6] maius theatrum (Tarenti), 100[14] sub aurea vite Caelum, 107[5] Morini dilabebantur in silvas, 120[12] C. Memmium, 169[18] Ucennos, dazu die ansprechende Vermutung, dafs 57[20] nach Caralim eine gröfsere Lücke sei.

Als eigene Konjekturen des Herausgebers haben wir gefunden 56[18] perculit st. pepulit, 8[18] per virginem Tarpeiam. haec dolose pretium st. virginem Tarpeiam nomine . dolose puella pretium, 35[20] is st. his, 110[1] felicissimam temeritatem st. felicissimae temeritatis, 124[5] media urbe per viam defecit st. mediam urbem per viam fecit, 127[17] prima sedes velut rabidis beluis, 132[15] in penitis templis, im Dialog 182[27] fecundam deinde Creten st. secundam deinde Creten; 9[20] ist creavit hinzugefügt; 108[12] aber hat schon Meiser emendiert: subito Romanus visus st. subito Romana vis.

Unter den Addenda hat der Verfasser mehrere Konjekturen und sprachliche Beobachtungen mitgeteilt, welche ihm W. Heräus nach der Drucklegung des Textes der Epitome gesandt hat. Von ersteren möchten wir beistimmen 23[15], 48[9], 50[4], 57[1], 77[1], 77[10], 127[2], 127[15], 149[3].

An Druckfehlern habe ich nur gefunden 88[12] inacessoque st. inaccessoque.

Da zur Herstellung des Textes auch mehrere jüngere Handschriften herangezogen wurden — die Sammelbezeichnung ς verschmäht er aber mit Recht —, ferner Jordanis, Orosius und andere sekundäre Quellen (auctor de vir. ill., Augustin, Livius, Quintilian, Lactanz, Sallust) besser berücksichtigt wurden, so ist der kritische Apparat fast um das doppelte gewachsen. Gleichwohl hätten wir noch gewünscht, dafs an

den Stellen, wo B und N von einander abweichen und gegen Jahn jetzt die Lesart von N aufgenommen wurde, die Namen derjenigen Kritiker kurz beigesetzt worden wären, welche die Richtigkeit der Überlieferung in N zuerst erkannten und ausführlich begründeten. Manchmal ist es ja geschehen, aber sehr oft nicht, z. B. 13^{19} oppida Latio (Opitz), 42^{1} obvias (Sauppe und Goertz), 54^{20} torrente Vergelli (Goertz und Egen), 88^{9} Herculi conditam (Egen), 89^{10} de incursionibus eorum (Köhler), 95^{1} per perfidum (Goertz), 99^{23} capitis, ipso capite gentis Artaxatis supplicem (Opitz), 118^{12} ius (Egen), 155^{5} varius ingenio (Opitz).

Der sorgfältige Index umfafst nicht blofs die Eigennamen, wie bei Jahn, sondern auch die res memorabiles. Möge daher der sehr berechtigte Wunsch des Verfassers, es sollten sich auch die Historiker mehr mit Florus beschäftigen, bald in Erfüllung gehen. Infolge der vielen orthographischen Abweichungen findet man manche Eigennamen nicht da eingereiht, wo bei Jahn; so stehen jetzt Adrianus, Aedui unter H, Herodes und Horoles unter Orodes. Durch ein Versehen fehlen unter H die Namen Hannibal, Hanno und Hasdrubal, obwohl auf sie unter Anno nach Hanno u. s. w. verwiesen ist.

Die geringfügigen Ausstellungen, die wir machen mufsten, können aber das Lob nicht schmälern, das die vorliegende Ausgabe in vollstem Mafse verdient; sie ist ein Werk besonnener Kritik, gröfster Genauigkeit und Gründlichkeit. Durch sie sind nicht nur die bisherigen Ausgaben des Florus veraltet, sondern ist auch die Florusforschung sehr bedeutend gefördert worden.

Metten. Dr. F. Schmidinger.

Bulle, Konstantin, Ovids Verwandlungen, in Stanzen übersetzt. Bremen (M. Heinsius Nachfolger) 1898. XVI und 537 S. Preis 6 M., geb. 7,50 M.

Endlich eine Verdeutschung eines römischen Klassikers, die selbst das Prädikat klassisch verdient! Bulles Ovid darf als epochemachend in der deutschen Übersetzungskunst bezeichnet werden, noch mehr: er darf in der modernen Literaturgeschichte einen Platz beanspruchen. Denn Bulle, Schulrat a. D., von Haus aus Historiker der Neuzeit,[1]) ist zugleich ein echter Dichter, sein Werk eine dichterische That; er ist ein sprachgewaltiger Meister, bei dem ‚Natur und Kunst' sich zum Bunde einen, der alle Skalen der Stimmungen mit genialem Können durchläuft, dem der tändelnde, leichtgeschürzte Ton des 'genialsten Erzählers der Römer' ebenso gelingt als sein künstlerisches Pathos, seine malerische Anschaulichkeit, seine gemütvolle Innigkeit, kurz eine zum Interpreten des Römers gleichsam vorherbestimmte Natur. Da sieht man kein mühsames Nachbilden und Reimen von Vers zu Vers, von Episode zu Episode, sondern mit dichterischer Intuition erfafste

[1]) Verf. von: Geschichte der Jahre 1871—77, 2 Bde.; Gesch. der neuesten Zeit 1815—70, 2 Bde.; 1815—85, 4 Bde.; Gesch. des zweiten Kaiserreichs u. des Königreichs Italien.



Sagengebilde, formvollendet aus dem Innern hervorquellend. Man möchte dem V. kaum glauben, wenn er (im Vorwort) seine Arbeit als die einzige bezeichnet, „die ihm in jahrelanger Krankheit möglich war“: so gesund, so lebenskräftig sprudeln und wogen diese Verse, schwingen sich wie im Tanze diese Reimpaare. Die Wahl der Stanze zur Nachdichtung war diesmal eine überaus glückliche, bei der sich Bulle selbst theoretisch vollkommen klar bewufst war. „Wenn die schlichte Einfalt und volkstümliche Anspruchslosigkeit der homerischen Epen sich gegen die Stanze sträubt, in die man sie neuerdings ja mehrfach zu kleiden versucht hat,[1]) so folgt daraus keineswegs, dafs sie auch dem Kunstepos, und zumal der virtuosen Sprach- und Verskunst, der fast modernen Denk- und Ausdrucksweise Ovids nicht angemessen sei.“ (Vorrede S. XV.) In der That, wenn man durch die Reize des Stils, des Reims und der Strophe die Diktion Ovids mit ihren unabsehbaren Kunst-Mitteln und -Mittelchen zu ersetzen weifs, kann man das Versmafs der Renaissance, in dem der Dichter hier seine Wiedergeburt feiert, nur billigen.

Bulle gibt keine Auswahl, sondern das ganze Werk mit seinen überreichen Vorzügen und kleinen Schwächen wieder. Hie und da hat er mit Recht ein paar unschöne Stellen unterdrückt, so Met. 10,83 sq. Selbst stofflich bedenkliche Sagen, wie die von Byblis, Myrrha, Iphis werden durch den Zauberstab der Poesie gleichsam immunisiert. Die Lektüre hält uns in steter Spannung aufser einmal, wo auch das Original langweilig wird, in dem endlosen, die Rhetorenschule verratenden ‚Kampfgespräch‘ zwischen Aias und Odysseus des 13. Buches. Wo der Dichter bald bewufst, bald unbewufst modern wird, weifs der Nachdichter diese Wirkung oft durch eine possierliche Verwendung von Fremdwörtern, wie präsentieren (2, 119), karessieren (2, 139), garantieren (8, 2), frisieren-ausprobieren (13, 131) u. s. w. zu erzielen. Als besonders gelungen laden zum Vergleich mit dem Original, das nicht blofs erreicht, sondern zuweilen übertroffen wird, folgende Strophen ein: die Schöpfung der Gestirne (1, 11), Jo's Rückverwandlung (1, 112), die Verwandlung von Minyas Töchtern (4, 67), die der Feinde des Perseus in Marmorbilder (5, 36), Medeas Monolog (7, 10 f.), die Verwandlung der Myrmidonen (7, 106), Herkules' Tod (9, 39 f.), Iphis' Verwandlung (9, 129 f.), Orpheus in der Unterwelt (10, 7), Hyacinthus' Tod (10, 31), Midas' Reue (11, 24), Pythagoras' Lehren (15, 11, 27 ff.), Schlufswort (15, 146 f.). Diese Anthologie liefse sich leicht verdoppeln und verdreifachen; ich ziehe es vor, den Verfasser in einer kleinen Probe selbst sprechen zu lassen, wo er uns Medeas nächtliche Erscheinung schildert (7, 31 f. = met. 7, 179 f.)

„Drei Nächte fehlten noch, bis sich zur Scheibe
Des Mondes Hörner rundeten und mild
Mit hellem Funkeln auf der Welt Getreibe
Hernieder schaute Lunas volles Bild.
Da trat die Fürstin aus dem Schlofs; vom Leibe
Wallt hochgeschürzt ihr Kleid; vom Haupte quillt
Das Haar auf nackte Schultern; barfufs schreitet
Sie durch das nächt'ge Schweigen, unbegleitet.

[1]) Vgl. S. 319 des vorigen Jahrgangs.

Im Schlummer ruhten Mensch und Tiere tief;
Kein Zwitschern klang aus Büschen und Gehegen;
Es schlief der Wald, der thau'ge Äther schlief:
Nur das Gestirn sah blinkend man sich regen.
Zu dem hob dreimal sie die Händ' und rief
Ihm dreimal heulend ihren Grufs entgegen;
Und als sie dreimal sich aufs Haupt gesprengt
Des Stromes Nafs, fleht sie, das Knie gesenkt . . ."

Wo soviel Licht ist, verschlägt es nichts, auf einige leichte Schatten ohne Rückhalt hinzuweisen. Härten in der Diktion[1]) oder unedler, ans Triviale streifender Ton[2]) finden sich äufserst selten; ebenso wenig unter den zahllosen Reimen wirklich bedenkliche;[3]) dagegen fällt eine Anzahl von Druckfehlern[4]) und orthographischen oder grammatischen Verstöfsen[5]) auf; auch in sachlicher Beziehung ist hie und da nicht alles ganz in Ordnung.[6])

Wenn sich der Verfasser im Vorwort nur an solche Leser wendet, „die sich aus ihrer Schulzeit eine freundliche Erinnerung an die antike Dichtung bewahrt haben", so können wir ihm mit vollem Grund wünschen, dafs sein Leserkreis einen weit gröfseren Umfang habe: für das Schulwesen hat Bulles Buch eine doppelte Bedeutung: einmal ist es ein Vorkämpfer für das klassische Altertum und dessen Lebensfähigkeit; gerade solche Übertragungen sind geeignet, den Gegnern der humanistischen Bildung zu zeigen, welche Summe von Bildungsmitteln für Stil und Geschmack in den Alten stecke. Zweitens hat es einen rein praktischen Wert: Bulle zeigt uns, wie ein Dichter dichterisch wiederzugeben ist und wie packend er wirkt, wenn das rechte moderne Gewand für ihn gefunden ist. Möge darum das Buch in der Hand jedes

---

[1]) z. B. Tot' erweckst 2, 106.

[2]) z. B. sich drücken (= fliehen) 5, 30, Schwindeleien 7, 50, 'nun lebt durch mich der Wicht' (Meleager) 8, 84, 'geht dir's an den Kragen' 12, 83. Prosaisch sind auch 'voll und ganz' 2, 7 oder 'ausschliefslich' 13, 48, 'in Summa' 15, 43.

[3]) z. B. obschon er-Hohn er 3, 94; Hand sich-Schwanz sich 5, 76; frank-Empfang 8, 45; bewog-hoch 10, 103.

[4]) besonders oft a, o für ä, ö (Atna 5, 59, Ather 7, 53, Oneus 8, 46, 81, Aneas 13, 116 etc.); ferner: die 2, 113 (für dte), den 3, 36, in 3, 51, Pardeln 3, 110, führ' 3, 106, rufe 4, 24, sie 4, 33, schwinden 6, 24, ringsum 6, 74. nur, aufs neue 10, 42, Kraft 11, 58, von 11, 97, mordend 12, 94, Arcesius 13, 24, nimm 13, 89, Eurymiden 13, 132, Stein 13, 135, an 13, 141, soeben 15, 5, See 13, 144, Bot 15, 129.

[5]) so immer (all)mälig für (all)mählich (2, 19, 140 und noch 12 mal); defs für des (2, 65, 16 mal), wefs für wes 15, 20; müssig für müfsig 2, 64, gebüren, Gebür (4, 73; 15, 47; 6, 80; 14, 73), töllich (5, 23, 7, 88), Zethes für Zetes 6, 120, Wärwolf für Werwolf 7, 46; wiederstrebst, wiederfuhr 10, 95; 12, 81; dukend 13, 14, bescheert 13, 25, kreisend für kreifsend 13, 109, ehr für eh'r 13, 137, Himmelslohn für Himmelsloh'n 3, 51; — des Hirschen 3, 76, des Drachen 9, 33, in styg'scher Nacht ihm (lies ihn) betten 3, 114, 'zu dem die Tyrier' (die fehlt) 3, 7, du warst es, die mir Beistand liehst 9, 128, defs (lies die) Nymphen 14, 131,

[6]) 1, 6 wird orbis (terrarum) mit 'Kugel' gegeben. 1, 15 'im stillen Frieden ward die Flur bestellt' (im goldenen Zeitalter?) soll gleichbedeutend sein mit 'mollia securae peragebant otia gentes'. 1, 29 heifst 'corpus' nicht 'Haupt' sondern 'Genossenschaft'. 1, 61 stimmt nicht zu met. 1, 404 . — 5, 110 'aus Mopsops (!) Geschlechte' soll heifsen 'aus Mopsopischem (= attischem) G.', da *Μοψοπία* = Attika. 7, 40 = met. 7, 239 ein Mann für: der Mann. 8, 119 ist das bekannte 'cura pii dis sunt' schief wiedergegeben.

Lehrers, der mit Ovid sich zu beschäftigen hat, zur Hebung und Belebung des Unterrichtes sein!

München. Dr. J. Menrad.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Zweiter Band. Viertes Heft. Gesang XXII—XXIV. Bearbeitet von Prof. Dr. C. Hentze. 3. berichtigte Aufl. Leipzig, Teubner, 1896. — Pr. M. 1.50.

Dieser letzte Teil der Iliasausgabe von Ameis-Hentze reiht sich, was Sorgfalt und Genauigkeit im allgemeinen, Angemessenheit und Vollständigkeit der Anmerkungen insbesondere betrifft, den vorausgegangenen Heften würdig an. Keine schwierigere Stelle bleibt unerläutert und die Erklärungen sind bestimmt und reiflich abgewogen. Wenn im folgenden einzelne Stellen kurz besprochen werden, so sollen damit nicht so fast Berichtigungen zu der vorzüglichen Ausgabe als vielmehr einige Beiträge zur Homererklärung überhaupt gegeben werden.

Zu *X* 86 ff. konnte auf die Klagen um Hektor (*Ω* 723—776) insoferne verwiesen werden, als die vorliegende Stelle möglicherweise einen Aöden dazu veranlafst hat, jene *θρῆνοι Ἕκτορος* dem Gedichte einzuverleiben. Vgl. *Ω* 36, 422 f., 619 f.—126 f. Die Erklärung, welche H. von diesen etwas dunklen Worten gibt, indem er die Präposition *ἀπό* in *ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης* im Sinne von „ausgehend von, anhebend von" fafst, ist zu billigen. Schon Fäsi erklärte im wesentlichen so und W. Jordan (Homers Ilias übersetzt) schlofs sich ihm an. — Vollständig beistimmen mufs man ferner dem Herausg., wenn er in 202—207 einen ungehörigen Zusatz sieht. Die Gründe hiefür finden sich bereits bei Jordan (Hom. Il. übers.) erörtert. — Hinsichtlich der Klagen des Priamos, der Hekabe und der Andromache 416 ff., 430 ff. und 477 ff. hat Ref. in seinem Programm: die Klage um Hektor im letzten Buche d. Il. 1881, S. 39 f. die Ansicht vertreten, dafs sie eine Nachahmung der *θρῆνοι* in *Ω* seien. Was ihn zu diesem Urteile bestimmte, war ein Umstand, der bereits die Alten bewog, 487 bis 499 zu athetieren; er fand im Vergleich mit *Ω* 725 ff. in dem Ganzen ein überschwengliches Pathos, ein übertriebenes Streben nach Effekt, wie es bei dem nachahmenden Dichter natürlich wäre, der sein Original zu überbieten sucht. Doch lehrt reiflichere Überlegung, dafs dieser Tadel weder des Priamos Klage noch die der Hekabe trifft, sondern einzig und allein die Rede der Andromache. Läfst man aber in dieser mit Hentze 506 unmittelbar auf 486 folgen, so dafs ausser den oben genannten auch noch 500—505 verworfen werden, so verläuft alles ohne Anstofs und es fällt jeder Anlafs, einen späteren Ursprung dieser Klagereden anzunehmen, weg. Somit möchte Ref. seine a. a. O. ausgesprochene Ansicht über das Verhältnis der Klagen in *X* zu denen in *Ω* heute nicht mehr aufrecht halten.

Ψ 17. Die Wendung *ἁδινοῦ ἐξῆρχε γόοιο* leitet hier allerdings keine Klage ein, sondern ist mit Rücksicht auf die im vorausgehenden geschilderte Situation mehr formelhaft angewendet. Gibt man dies

zu, so wird man nichts Befremdendes in dem Ausdruck finden. — 48. *Πειϑώμεϑα δαιτί* ist entweder nach *Θ* 502 oder *I* 65: *πειϑώμεϑα νυκτὶ μελαίνῃ* — nicht eben glücklich — gebildet. H. führt nur die erstere Stelle an. — Zu 72 war zu bemerken, dafs die hier ausgesprochene Vorstellung von dem Abwehren der Seele eines unbestatteten Leichnams durch die in der Unterwelt befindlichen Schatten ganz vereinzelt dasteht. Auch konnte ausser der Elpenorepisode *λ* 54 ff. noch Verg. Aen. VI 325 ff. verglichen werden. — 75. Wie kann das *εἴδωλον* des Patroklos dem Freunde sagen *καί μοι δὸς τὴν χεῖρα*, da dies doch unmöglich war, wie V. 100 ausdrücklich hervorgehoben ist? — In der Anmerkung zu 112 wird zur Erklärung des *ὀρώρειν* zwar die Wurzel *ϝορ* erwähnt, das bekannteste Wort derselben aber, *ὁράω*, nicht. — 223 *ὅς τε ϑανὼν δειλοὺς ἀκάχησε τοκῆας* ist wohl der älteste Ausdruck des schönen Gedankens, dafs Kinder durch ihren Tod die Eltern zum ersten und letztenmal oder am meisten betrüben, ein Gedanke, der bekanntlich so häufig in antiken Grabschriften wiederkehrt. Die allgemeine Anschauung, deren besondere Unterart die erwähnte Vorstellung ist, dafs überhaupt unsere Lieben durch ihren Tod uns den einzigen oder gröfsten Kummer bereiten, ist u. a. *ο* 356 f. ausgesprochen, wo es von der Gattin des Laertes heifst: *ἥ ἑ μάλιστα ἤκαχ' ἀποφϑιμένη.* — 287. Die Angabe des Herausg. zu dieser Stelle im Anhang (Heft VIII S. 74), dafs *ἔγερϑεν* die Lesart Aristarchs sei, was auch Cauer in seiner Ausgabe (Hom. Il. schol. in us, ed. P. Cauer, pars II 1891) schreibt, ist nicht richtig. S. W. Christ in seiner Ausgabe zu dieser St. — 335 f. Den Rat *αὐτὸς δὲ κλινϑῆναι ἐυπλεκτῷ ἐνὶ δίφρῳ ἦκ' ἐπ' ἀριστερὰ τοῖιν* (i. e. *ἵπποιν*) „du selbst lehne dich sachte nach der linken Seite deines Gespannes" erteilt Nestor seinem Sohne, damit dieser nicht beim scharfen Wenden des Wagens um den als Ziel dienenden Pfahl (*νύσσα*) durch die Wirkung der Centrifugalkraft nach der entgegengesetzten Seite hin aus dem Wagen geschleudert wird. — 703. Zu *ἐνὶ σφίσι τῖον Ἀχαιοί* vergleicht G. Stier (in seiner Ausg.) mit Recht den deutschen Ausdruck „unter Brüdern."

Ω 31. Die von H. vorgetragene Deutung des *ἐκ τοῖο* verdient Billigung. Merkwürdig aber ist es doch, dafs an den beiden Iliasstellen, wo der Vers *ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ' ἐκ τοῖο δυωδεκάτη γένετ' ἠώς* vorkommt, die Beziehung von *ἐκ τοῖο* Schwierigkeit macht; denn auch *A* 493 ist es keineswegs leicht zu entscheiden, auf welchen Zeitpunkt sich die Worte *ἐκ τοῖο* beziehen. — *Ω* 36 gehört zu den Stellen, welche einen Nachdichter veranlassen konnten, eine Weheklage um Hektor am Schlusse einzuschieben. Vgl. oben zu *X* 86 und des Ref. oben erwähntes Programm S. 37 f. — 82. Wenn, wie H. richtig bemerkt, *κῆρα φέρειν* sonst immer mit dem Dativ, nie wie hier mit *ἐπί* verbunden wird, so ist es interessant, dafs Plato (Jo p. 538 c) den Vers so citiert: *ἔρχεται ὠμηστῇσι μετ'* (st. *ἐπ'*) *ἰχϑύσι πῆμα φέρουσα.* Vgl. A. Ludwich, die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen, S. 113. — 390. Die Aufnahme der Konjektur A. Naucks u. A. Römers *πείρα' ἐμεῖο, γεραιέ, καὶ εἴρεο Ἕκτορα δῖον* mufs, wenn sie auch bei den

Herausgebern keine Billigung gefunden hat, im Interesse des Sinnes immer wieder gefordert werden. Der Erklärungsversuch Hentzes vermag den Anstofs nicht zu beseitigen; erst 406 ff. fragt Priamos nach seinem Sohne. — In 411 bis 431 finden sich manche Motive, die in der Klage der Hekabe 748—759 wieder auftauchen, vgl. das genannte Progr. S. 38. Insbesondere bilden die VV. 422 f. das Thema jener Klagerede. Ebenso mochten auch 619 f. einen Aöden zur Abfassung eigener θρῆνοι anregen. — 649. Hier wäre ein Wink über ἐπικερτομέων „neckend" nicht überflüssig gewesen, da mitunter unrichtige Auffassungen der Stelle begegnen. So erklären Fäsi-Franke: „Derselbe Achilleus, der auf eigene Hand dem Priamos einen elftägigen Waffenstillstand ..... bewilligt, kann im Ernst ... nicht daran denken, dafs Agamemnon der Auslösung der Leiche hindernd ... in den Weg treten werde". Warum sollte er nicht daran denken? Fürchtet doch 687 f. auch Hermes für Priamos Schlimmes, wenn ihn Agamemnon und die übrigen Achäer entdecken. Richtiger sagt Stier über κερτομέων: „Dafs Priamos seine Lagerstätte draufsen erhält, was dem Dichter für den Fortgang der Erzählung notwendig ist, mufs Achilleus natürlich anders begründen". — 696 f. οἱ δ' εἰς αστυ ἔλων ..... ἵππους, ἡμίονοι δὲ νέκυν φέρον. H. merkt hiezu an, dafs die selbständige Ausführung ἡμίονοι ... φέρον den Schein erwecke, als ob Priamos und Idaios auf dem δίφρος führen, die Maultiere aber mit Hektors Leiche ohne Lenker folgten. Noch mehr als unsere Stelle führt auf diese Vorstellung V. 701, nach welchem Kassandra von der Burg aus φίλον πατέρ' εἰσενόησεν ἑστεῶτ' ἐν δίφρῳ κήρυκά τε ἀστυβοώτην. Fäsi erklärte thatsächlich so, während Franke diese Deutung kaum richtig nennt. Und in der That wird man sich trotz allem die Sache so vorzustellen haben, wie H. und Franke meinen und der Dichter selbst für den Weg des Priamos aus der Stadt ins achäische Lager 324 ff. deutlich angegeben hat. — Zu 725 ff. spricht der Herausg. schon im Kommentar (noch ausführlicher im Anhang) mit aller Entschiedenheit seine Meinung dahin aus, dafs die Versuche einer strophischen Gliederung der drei Klagereden zurückzuweisen seien. Der ausschlaggebende Grund hiefür ist und bleibt, wie H. richtig sagt, dafs es keinem jener Versuche geglückt ist, in den einzelnen Reden eine der lyrischen Komposition entsprechende Gedankengliederung nachzuweisen. Andererseits möge aber auch nicht verschwiegen bleiben, dafs Stier (in seiner Ausg. zu V. 778) geneigt ist, eine Dreiteilung in προῳδός, μεσῳδός und ἐπῳδός in den drei θρῆνοι anzunehmen. Ref. kann sich dagegen nur auf das berufen, was er in dem oft angeführten Progr. (S. 24—33) gegen den Gliederungsversuch R. Peppmüllers geltend gemacht hat.

München. M. Seibel.

Bemerkungen zu Xenophons Anabasis von Wilhelm Gemoll, Leipzig, Teubner 1897.

Die Bemerkungen, ein Sonderabdruck aus dem 24. Suppl. Band der Jahrb. f. kl. Philol., verfolgen den Zweck, die Änderungen, welche

Gemolls Anabasisausgabe dem Texte Hugs gegenüber aufweist, zu rechtfertigen, wobei es sich hauptsächlich um den Dialekt und die Verwertung der Haupthandschrift Cpr. handelt. Die Ausführungen sind in zwei Hauptgruppen zusammengefaſst, von denen die erste, „Grammatisches“, das ganze Gebiet der Grammatik von der Lautlehre angefangen systematisch behandelt, meist gestützt auf das attische Inschriftenmaterial und die darauf bezügliche Literatur (Meisterhans u. a.). Manche dieser Bemerkungen ist auch für die Schulgrammatik interessant und nutzbar, in die ja auch schon einiges Neue Eingang gefunden, so z. B. *μείξω, ἔμειξα* von *μίγνυμι*. Hingewiesen sei etwa noch auf die Optativendungen *αιεν* neben *ειαν*, auf das Futur von *βιβάζω*, von dem Gemoll die kontrahierte Form verwirft, *διαβιβάσοντες* IV 8,8 für *διαβιβῶντες*, daher sogar gegen die Handschriften in V 7, 7 *ἐμβιβῶ* in *ἐμβιβάσω* ändert, mit Berufung auf Meisterhans, nach welchem die Verba auf *άζω* nur ein Futur *άσω* bilden, während Kühner-Blaſs (griech. Gramm. II p. 108) die kontrahierten Formen als sehr gewöhnlich bezeichnet. Weitere Beachtung verdienen u. a. auch die Zusammenstellungen über die Modi in Nebensätzen. Die zweite Gruppe „Textkritisches“ befaſst sich mit Verteidigung handschriftlicher Lesarten, mit Konjekturen, fremden und eigenen (d. h. des Verfassers), von welch letzteren einige ausführlicher begründet sind, so I 3,16 *ναυσί* (für *πάλιν*) *τὸν στόλον Κύρου ποιουμένου* und I 4,5 wo *εἴσω καί* gestrichen wird.

Aristophanis Equites recensuit Adolphus von Velsen, editio altera, quam curavit Konradus Zacher, Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1897. (XXII, 109.)

Für den durch Krankheit behinderten Bearbeiter der ersten Ausgabe trat in der vorliegenden sehr gründlichen Umarbeitung K. Zacher als der gewiſs hiezu berufenste Ersatzmann ein. In der praefatio weist derselbe zunächst darauf hin, daſs das handschriftliche Material ergänzt und bereichert wurde durch eine neue, von Velsen besorgte Vergleichung des Parisinus A und des Ravennas von Rud. Schoell, auſserdem noch durch die Ausbeute aus Velsens Untersuchungen zum Venetus, sowie aus des Herausgebers eigenen Forschungen; auſser letzteren kamen für Handschriften und Scholien noch in Betracht die einschlägigen Arbeiten von Alb. Martin, T. W. Allen, J. Augsberger (praef. p. VIII). Für die discrepantia scripturae (unter dem Text) wurden verwertet der Ravennas, Venetus, Parisinus, Laurentianus *Γ* und *Θ*, Vaticanus und Ambrosianus, sowie die editio Aldina und Suidas; dagegen fand der Laurentianus *Δ* nur mehr ausnahmsweise Berücksichtigung, nachdem eine neue Untersuchung dessen Unwert dargethan. Keine Aufnahme fand hiebei alles auf Orthographie, Accent, Spiritus, die sigla personarum bezügliche, worüber die praefatio p. XII bis XIX genaue Rechenschaft ablegt. In der Textgestaltung bekennt sich Zacher zu konservativeren Grundsätzen als sein Vorgänger und in der adnotatio critica will er nur eine Auswahl der wirklich wertvollen und

beachtenswerten Konjekturen geben. Da für diese Punkte der Herausgeber eine eigene Schrift („Aristophanesstudien") zur ausführlichen Begründung des von ihm eingeschlagenen Verfahrens in Aussicht stellt, glaubte sich diese Anzeige zunächst auf Vorstehendes beschränken zu können.

München. J. Wismeyer.

Entstehung und Komposition der Platonischen Politeia von Joseph Hirmer. Eine von der philosophischen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Leipzig, Teubner 1897.

Die sich immer noch widersprechenden Ansichten über Entstehung und Komposition der plat. Politeia haben eine erneute Bearbeitung dieses Problems wünschenswert und notwendig gemacht. Da der Verfasser ein viel bearbeitetes Gebiet betrat, mufste er eine zusammenfassende Übersicht und Kritik der einschlägigen Arbeiten und Ansichten der eigenen Untersuchung vorausgehen lassen. Auf diese Weise gewinnen wir durch die vorliegende Schrift eine gründliche, vielleicht lückenlose kritische Aufklärung über den Stand dieser platonischen Frage.

Das Verfahren Hirmers macht den Eindruck grofser Eindringlichkeit, die bei der Menge und Verschiedenheit der Ansichten eine notwendige Bedingung ist. Er zeigt nämlich ebensoviel Gründlichkeit und Umsicht als Schärfe und Strenge des Urteils, wodurch das Thema mit sicheren Schritten einer überzeugenden Lösung entgegengeführt wird; freilich steigert sich die Sicherheit des Urteils schliefslich zu einer gewissen Zuversichtlichkeit.

Das Gesamtergebnis der Schrift ist im Schlufswort folgendermafsen zusammengefafst: „Die Politeia ist ein grofsartiges Kunstwerk mit einheitlicher Konzeption und Komposition; sie ist kaum vor 380 begonnen und wurde sicher um 370 vollendet. Was die Veröffentlichung betrifft, so ist es möglich, dafs sie nicht auf einmal, sondern in Teilen erfolgte." Hinsichtlich der Einheitlichkeit der Politeia habe ich schon 1882 in „Platons Politeia nach Inhalt und Form betrachtet" als Endergebnis meiner Untersuchungen folgende Sätze aufgestellt: „Ich nenne daher die Methode Platos in der Darstellung des Werkes eine genetische und als den Zweck des Ganzen bezeichne ich die Schilderung der besten Staatsverfassung nicht auf Grund formaler Gesetze, sondern der entsprechenden moralischen Tüchtigkeit aller." p. 92. „In der Politeia vereinigen sich diese vereinzelten Darstellungen zu einem organischen Ganzen." p. 93. „Vorläufig läfst sich noch behaupten, dafs die Politeia Platons ein einheitliches, organisch gebildetes Werk ist. Das Ganze ist mit Absicht und Bewufstsein aneinander gekettet und in anschaulicher genetischer Entwicklung uns vorgeführt." p. 107. Vom 10. Buch der Politeia jedoch hatte ich schon damals p. 79 die nochmalige unerwartete Erörterung über die dramatische Poesie als einen „Nachtrag" bezeichnen zu müssen geglaubt. Obwohl dieser „Nachtrag", von dem höheren Standpunkte der Ideenlehre aus behandelt wird, so konnte ich mich doch nicht der

Überzeugung verschliefsen, dafs dieser Nachtrag unorganisch d. h. an unrechter Stelle eingefügt ist. Dieser Ansicht habe ich Ausdruck gegeben in meinem Aufsatz: Über das Verhältnis der plat. Politeia zum Politikos" (Philologus 53 p. 27. Anm.) Diese meine Überzeugung ist durch die vorliegende Schrift nicht erschüttert worden. Hirmer gibt p. 624 selbst zu, dafs dieser Abschnitt des X. Buches ihm ganz unerwartet kommt. Er nennt ihn p. 625 auch einen „Nachtrag." Der Beweisversuch jedoch, dafs dieser Nachtrag am passendsten Platze stehe, ist als mifslungen zu bezeichnen. Die 8 ersten Kapitel des X. Buches weisen nach, dafs die dramatische Poesie als philosophisches Lehrmittel ungeeignet ist, weil diese Dichtung nicht das Seiende, sondern den Schein darstellt. (φαντάσματα, ἀλλ' οὐκ ὄντα ποιοῦσιν 599 A). Die Dichter stehen nur auf der dritten Stufe der Erkenntnis. Sie stellen nicht die Ideen selbst, auch nicht εἴδωλα derselben, sondern nur ihre subjektiven Phantasiegebilde dar. Sie geben keine Erkenntnis der Wahrheit, sie sind πόρρω τῆς ἀληθείας, πόρρω φρονήσεως (603 A). Sie wenden sich nicht an das λογιστικόν der Seele, sondern an den 3. unvernünftigen Teil derselben. Sie sind also aus dem Staate auszuscheiden, weil sie nicht zur Wahrheit und Weisheit, zur Erkenntnis der Ideen führen. Dieses Thema pafst nicht zwischen den Schlufs des IX. und den zweiten Teil des X. Buches, weil es mit diesen keinen Zusammenhang hat. Der Schlufs des IX. Buches gibt „den Nachweis, dafs der Gerechteste am glücklichsten ist", der Gerechteste ist aber der ἀνὴρ μουσικός, derjenige, der in seiner Seele die Harmonie der Teile unter der Herrschaft des λογιστικόν hergestellt hat. Dieser Mann ist der Philosoph, der nur in dem oben geschilderten Idealstaate leben mag. An diese vollendete Seelenharmonie und Güte des Philosophen würde sich nun logisch und organisch der Lohn dieser Vollkommenheit und Tugendhaftigkeit im Jenseits anschliefsen, was erst vom 9. Kapitel des X. Buches an erörtert wird. Dieser organische Zusammenhang erscheint zerrissen durch die Episode über die Unzulässigkeit der dramatischen Poesie. Mit Unrecht verwirft daher Hirmer die Behauptung Windelbands, dafs die wiederaufgenommene Diatribe gegen die Dichter störend dazwischen stehe. Jeder Unbefangene wird vielmehr diese Ansicht Windelbands teilen. Es ist nicht erweisbar, dafs diese Dichter-Episode am passendsten Platze stehe. Wohl aber läfst sich eine Stelle in der Politeia bestimmen, wo diese Episode als eine „willkommene Ergänzung" eingefügt zu denken ist. Ich habe schon in meiner Schrift „Platons Politeia" p. 79 bemerkt: „Dieses Verhältnis der Poesie zu den philosophischen Wissenschaften hätte gleich im VII. Buche dargelegt werden können." Diese Einfügung hält Hirmer p. 625 für „störend", ohne diese wichtige Zurückweisung eines Beweises bedürftig zu halten. Denn wenn er sagt, die Erörterung über die philosophischen Herrscher und ihre wissenschaftliche Ausbildung würde dadurch gestört, so ist das eine Täuschung. Es läfst sich vielmehr erweisen, dafs die Erörterung des VII. Buches über die wissenschaftliche Heranbildung der philosophischen Herrscher eine Behauptung enthält, welche eine ein-

gehende Rechtfertigung und Begründung von Seiten Platons nötig macht. Diese Behauptung findet sich im VII. Buche 522 A. Unmittelbar voraus 521 Cf. wird jenes μάϑημα gesucht, welches die Seele aus der Dunkelheit zum wahren Lichte des Seienden, zur wahren Philosophie emporführt. Die Gymnastik ist dies nicht, die Musik, wie sie früher III. B. für die Erziehung der φύλακες verlangt wurde, ist es auch nicht. Unter μουσική war dort zu verstehen Mythologie, Poesie in der gereinigten Form des ἐπιεικές, Gesang und Instrumentalmusik. Von dieser μουσική wird jetzt behauptet, dafs sie zwar harmonische Seelenstimmung verleiht, aber keine Einsicht ἐπιστήμη. Jenes μάϑημα, das jetzt gesucht wird, liegt nicht in der μουσική, sondern in den Wissenschaften, die im folgenden durchgegangen werden. Diese neue Behauptung Platons, dafs die μουσική keine ἐπιστήμη verleiht und deshalb für die Erziehung der Philosophen ungeeignet ist, bedarf doch der Begründung. Diese notwendige Ergänzung ist dargestellt durch die 8 ersten Kapitel des X. Buches. Und wenn Hirmer diesen Abschnitt einen „Nachtrag" zu nennen gezwungen ist p. 625, so gibt er doch damit zu, dafs Plato diesen Passus für einen nachträglichen betrachtet wissen will, der eine frühere Lücke ausbessern soll, dafs er nicht eine Fortsetzung des IX. Buches, noch eine Vorbereitung für den letzten Abschnitt des X. Buches sein kann, dafs er somit unorganisch eingeschoben ist. Daraus folgt ferner, dafs die Politeia nicht in einem Zuge geschrieben ist, dafs nicht „die schönste Harmonie und Ordnung" herrscht, dafs nicht jeder Teil „an dem für ihn geeignetsten Platze" steht.

Was das I. Buch der Politeia anlangt, so ist für mich ein überzeugender Beweis noch nicht erbracht, dafs dasselbe kein selbständiger Dialog, dafs es kein vorangesetztes Anhängsel, sondern das passendste προοίμιον ist, das wundervoll zur Darstellung der Politeia pafst. Diese Entscheidung bedarf noch einer eingehenden Voruntersuchung.

Im übrigen ist den Ergebnissen und der Methode des Verfassers mit hoher Anerkennung zuzustimmen. Seine Arbeit kann das Verdienst in Anspruch nehmen, dafs mit Ausnahme der von mir bestrittenen Punkte eine endgiltige Übereinstimmung in der Beurteilung der plat. Politeia durch sie möglich gemacht ist.

Würzburg. Nusser.

Der griechische Physiologus und seine orientalischen Übersetzungen. Von Prof. Dr. Emil Peters. Berlin. Verlag von S. Calvary u. Comp. 1898.

Zu den Büchern, die mehr genannt als gekannt werden, gehört unstreitig der Physiologus. Seine althochdeutschen, altenglischen, provençalischen, altfranzösischen u. s. w. Übersetzungen beschäftigen ja die Sprachforscher schon lange, aber gerade von dem griechischen Originale dürften wohl die meisten Gebildeten kaum mehr als den Namen gehört haben. Und doch ist er allgemein interessant und wichtig, sowohl durch seine Herkunft als auch durch seine Bedeutung im Mittelalter.

„Er ist nämlich ein Produkt ägyptischer und hebräischer Tiersymbolik. Mit seinen ältesten Bestandteilen, den Stücken vom Phönix und vom Wildesel und Affen reicht er zurück in das zweite Jahrtausend vor Christus. Seine Quelle und Vorlage mögen die von Heliodor (Aethiop. III. c. 7, 8) erwähnten heiligen Tierbücher der ägyptischen Priesterschaft gewesen sein.“ Für den ägyptischen Ursprung sprechen eine Reihe von Beweisen: ja Fritz Hommel, der die äthiopische Bearbeitung übersetzt und sich auch sonst um die Geschichte des ältesten Physiologus viele Verdienste erworben hat, vermochte sogar zu erweisen, dafs derselbe nur in Alexandria entstanden sein kann. In die Zeit der Ptolemäer also, da die reine Naturwissenschaft eines Aristoteles und Theophrast durch *θαυμάσια ἀκούσματα*, durch *ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγαί* und Ähnliches überwuchert wurde, fällt die Entstehung jener „Naturgeschichte, welche unter dem Titel *Φυσιολόγος* ein, wie es scheint, allgemein bekanntes und verbreitetes Schul- oder Volksbuch wurde. Der Verfasser desselben war nicht bekannt, hatte sich wohl auch niemals genannt. Diese Schrift nun erwählten sich christliche Theologen, vielleicht Judenchristen aus Alexandria, wie aus der Benützung der Septuaginta hervorgeht. Sie entnahmen aus derselben meist solche Tiere, deren Typen sie bereits im alten Testamente vorfanden, und indem sie diese Stelle citierten, fügten sie mit dem stereotypen: *ὁ φυσιολόγος ἔλεξε περὶ κ. τ. λ.* aus dem Ph. das hinzu, was er Wunderbares oder Merkwürdiges von dem Tiere berichtete und schlossen daran ihre *ἑρμηνεία* d. h. ihre christlich moralische Auslegung. Es ging nur der Name Physiologus von dem ursprünglich heidnischen naturgeschichtlichen Buche auf das neue aus Ph. u. christlicher Moralisation zusammengesetzte Buch über, das, so wie es uns vorliegt, etwa in das Jahr 140 unserer Ära zu setzen ist. Dasselbe war weit verbreitet, wird von älteren (alexandrinischen) Kirchenvätern citiert; von Gelasius gewisser häretischer (Geostischer) Stellen halber als unecht verworfen, ward es von Gregor dem Grofsen wieder zugelassen und beherrscht dann das ganze Mittetalter, bis es im Zeitalter der Reformation allmählig verschwindet. Seine Spuren aber begegnen uns heute noch, denn treten wir in einen mittelalterlichen Dom, „so sehen wir auf den gemalten Glasfenstern, auf Altar- und Wandgemälden und als Skulpturen an den Portalen oder an den Kapitälen der Säulen, als Schnitzwerk an Altären und Chorstülen: Löwe, Einhorn, Panther, Hirsch, Pelikan, Adler, Phönix, Schlange und viele andere Tiere, aber wir vermögen nicht mehr ihre Symbolik uns zu erklären. Den Schlüssel und die Erläuterung aller dieser symbolischen Tierformen gewährt uns nun der Physiologus.“

Darum also ist es ein verdienstliches Unternehmen, wenn jetzt weiteren Kreisen eine auf textkritischer Grundlage beruhende Übersetzung des Physiologus geboten wird. Die Anmerkungen geben auch die Varianten der orientalischen Übersetzungen, die somit auch dem nicht Sprachkundigen zugänglich werden; bisher war das nur beim äthiopischen der Fall, den Hommel übersetzte.

Als Probe, wie P. sich bemüht, auch die etwas unbeholfene

Sprache nachzuahmen, gebe ich eines der kleineren Stücke im griechischen Texte (nach Pitra Spicilegium Solesmense c. XXXIX. S. 361.) und in der Übersetzung Peters'. cap. 51.

Περὶ Σαλαμάνδρας.

Ὁ φυσιολόγος ἔλεξε περὶ αὐτῆς. Ὅτι ἐὰν εἰσέλθῃ εἰς τὸν κάμινον τοῦ πυρὸς, σβέννυται ἡ πυρά· ἐὰν δὲ εἰς ὑποκαυστήριον βαλανείου, σβέννυται τὸ ὑποκαυσήριον.

Ἑρμηνεία. Εἰ οὖν ἡ σαλαμάνδρα σβέννυσι τὸ πῦρ τῇ ἑαυτῆς φυσιολογίᾳ, πόσῳ μᾶλλον ⟨εἰκός⟩ τοὺς δικαίους, τοὺς κατὰ δικαιοσύνην περιπατήσαντας, καὶ σβέσαντας τὸ πῦρ, καὶ φράξαντας στόματα λεόντων.

Καλῶς οὖ ὁ φυσιολόγος ἔλεξε περὶ σαλαμάνδρας.

Der Salamander.

Es steht geschrieben: „Wenn ihr auch durch Feuer gehet, so wird euch die Flamme nicht verbrennen.“ (Jes. 43. 2) Der Physiologus erzählte vom Salamander, dafs er, wenn er in den Feuerofen hineingeht, er ihn auslöscht, und wenn er in den Badeofen hineingeht, er das ganze Bad auslöscht.

Wenn nun der Salamander durch seine Eigenschaft das Feuer auslöscht, um wieviel mehr ist es natürlich, dafs die Gerechten, die in Gerechtigkeit Wandelnden, sowohl das Feuer ausgelöscht, als auch die Rachen der Löwen verstopft haben. (Hebr. 11, 33 ff.) . . . .

Schön nun sprach der Physiologus vom Salamander.

Freising. H. Stadler.

Dr. Chr. Herwig. — Lese- und Übungsbuch für den griechischen Anfangsunterricht. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

Die erste Auflage des vorliegenden Übungsbuches hatte mit einem eigenen Mifsgeschick zu kämpfen: sie erschien etliche Monate vor der „Dezemberkonferenz“ und durfte erst nach dreijähriger Wartezeit — zu Ostern 1894 — in Preufsen eingeführt werden. Nicht genug damit! Die Arbeit selbst wurde in ihren Teilen grundverschieden beurteilt. Während die Lesestücke und das Vokabular fast allerorten verdiente Anerkennung fanden, wurde an den deutschen Übungsstücken soviel getadelt, dafs H. — wie er in den Vorbemerkungen zur zweiten Auflage selbst sagt — einen Strich durch die bisherigen deutschen Stücke machte und ganz neue ausarbeitete.

Offengestanden hätte es diese Radikalkur nicht nötig gehabt: H.s deutsche Übungsstücke waren vielleicht ab und zu schwierig, der Schüler konnte aber dabei sicherlich etwas lernen. Wenn in der zweiten Auflage die eine oder andere Schwierigkeit beseitigt oder erleichtert worden wäre, dürfte es genügt haben. Die jetzigen deutschen Übungsstücke scheinen mir in den ersten zwanzig Nummern wenigstens zum Gegenteil zu neigen — sie sind zu leicht. Die deutsch-griechischen Stücke sollen den Schüler auch veranlassen, selbständig zu arbeiten, nicht blofs zu variieren.

Abgesehen hievon, müssen wir der Arbeit H.s in der zweiten Auflage ebenso unsere Anerkennung zollen, wie sie die erste Auflage sicherlich verdient hat.

Der Druck ist sauber, Papier und Ausstattung vorzüglich.

Dr. F. J. Scherer und Dr. H. A. Schnorbusch, Übungsbuch nebst Grammatik für den griechischen Unterricht der Tertia, bearbeitet von —; 5. Aufl. bearbeitet von Dr. F. J. Scherer. Paderborn, Schöningh.

Die vorliegende fünfte Auflage unterscheidet sich von der vorausgehenden vierten vor allem dadurch, dafs in ihr „die Hauptregeln der Syntax“ Aufnahme fanden; diese werden in der Grammatik von p. 106 — p. 123 geboten. Die gewählten Beispiele müssen durchweg als gut bezeichnet werden; sie zeigen die Regel stets klar. Hingegen ist zu bezweifeln, ob die — mit den Beispielen — auf vier Seiten zusammengedrängte Kasuslehre genügt.

Sonst findet man in der neuen Auflage überall, wo es nötig und möglich war, Verbesserungen: die Erklärungen schwieriger Stellen in den gebotenen griechischen Sätzen sind reichlicher, die für den Schüler der Tertia gerade nicht mehr neue Erzählung der Götter- und Heldensage ist in Wegfall gekommen.

Der Druck ist — eine Reihe abgesprungener Accente und Spirituszeichen abgerechnet — sehr sauber, das Papier gut.

München. Stapfer.

Karl Dieterich, Untersuchungen zur Geschichte der griech. Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrh. n. Chr. (Byzantinisches Archiv als Ergänzung der byz. Zeitschr. in zwanglosen Heften herausgeg. von K. Krumbacher. Heft 1.) Leipzig, Teubner 1898, XXIV 326 S. — 10 M.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, „die sprachlichen Keime des Neugriechischen in möglichst weitem Umfang auf Grund der Papyri und Inschriften festzustellen, während die literarischen Denkmäler erst in zweiter Linie herangezogen wurden“. Im wesentlichen wollen die Untersuchungen nichts weiter sein, „als eine mehr systematische Ausgestaltung des 3. Kapitels von Hatzidakis' Einleitung in die neugriechische Grammatik“. Es werden also die abweichenden Formen der modernen Sprache nach den grofsen Rubriken des Vokalismus, Konsonantismus und der Formenlehre besprochen und durch eine Reihe von Beispielen aus Papyri und Inschriften von der hellenistischen Zeit an bis zum 10. Jahrh. belegt. Hiedurch wird das Resultat von Hatzidakis, dafs die Keime des Neugriechischen weit vor dem 10. Jahrhundert liegen, durchweg bestätigt. In einem Punkte geht D. über Hatzidakis hinaus: indem er beobachtet, an welchem Ort und in welcher Zeit die neuen Formen zum erstenmal auftauchen, sucht er zu bestimmen, in welchen Ländern vor allem der Keim des Gemein-Neugriechischen (der neugr. *κοινή*) liegt. Er kommt dabei zu dem Resultat, dafs zur Ausbildung des modernen Vokalismus am meisten die ägyptische *κοινή* beigetragen habe, zu der des Konsonantismus die ägyptische und attische *κοινή*, für die Formenlehre seien vor allem Kleinasien und Ägypten wichtig gewesen. Jedenfalls wird hievon so-

viel richtig sein, dafs Ägypten und Kleinasien sehr viel Einflufs auf die Ausbildung des Mittel- und damit des Neugriechischen gehabt haben; es entspricht das der Bedeutung der beiden Länder, die diese im byzantinischen Reich und in der Literatur — Ägypten auch schon in der ersten christlichen Zeit — gehabt haben. Aber im einzelnen halte ich die Nachweise, dafs die eine Erscheinung in Ägypten, die andere in Kleinasien oder Griechenland ihren Keim habe, keineswegs immer für erbracht. Weshalb ich zu vielen Einzelresultaten kein grofses Zutrauen habe, will ich unter Anführung einiger Beispiele im Folgenden andeuten.

D. teilt seine Belege geographisch nach drei Gebieten ein: Ägypten nebst Syrien, Kleinasien, Griechenland. Es wäre vielleicht gut gewesen, Syrien besonders zu behandeln, da dies Land kirchlich wie literarisch eine eigene Rolle spielte. Italien und Gallien bleibt bei der Statistik unberücksichtigt, Thracien und die Balkanländer scheinen zu Griechenland gerechnet zu werden. Für eine Statistik nun ist es von grofser Wichtigkeit, dafs die ihr zu grunde gelegten Urkunden gleichwertig sind. Das ist hier entschieden nicht der Fall. In Ägypten haben wir als Belege vor allem die Papyri, natürlich nicht die sorgfältig oder wenigstens von Gebildeten geschriebenen Werke (Aristoteles oder Bacchylides bieten kein Material), sondern Rechnungen, Quittungen, Zauberbücher. Die Zahl der Inschriften ist in Ägypten beschränkt. In Kleinasien und Griechenland dagegen fehlen die Papyri völlig; auf Inschriften aber, die für diese Länder die Belege bieten müssen, schreibt selbst der Ungebildete zweifellos sorgfältiger als auf einem Papyrusfetzen. Und dazu kommt noch, dafs in Kleinasien wenigstens die Inschriften zum weitaus gröfsten Teil aus nachchristlicher Zeit (1. bis 4. Jahrh.) stammen, die Papyri Ägyptens dagegen zu einem guten Teil aus vorchristlicher Zeit. Ferner herrschte in Kleinasien offenbar eine viel gröfsere Inschriftenfreudigkeit als in Griechenland, wohl infolge des materiellen Wohlstands; die Grabschriften, die in Kleinasien eine Hauptquelle für vulgäre Formen sind, bestehen in Griechenland häufig nur aus den Namen. Man sieht, die Urkunden, denen die Belege entnommen werden, sind keineswegs von gleichem Wert, und die Möglichkeit, falsche Schlüsse infolgedessen zu ziehen, liegt sehr nahe.

Doch nehmen wir an, das Material sei gleichwertig, so könnte ich mich dennoch in vielen Fällen mit der statistischen Methode Dieterichs nicht einverstanden erklären. Denn bei manchen Erscheinungen sind die Beispiele zu vereinzelt, so dafs jeder neue Beleg die Folgerungen Dieterichs umstofsen kann. So wird z. B. S. 135 behauptet, der Wandel von *ια* > *για* (*ι̯α*) gehöre der ägyptischen *κοινή* an. Den Beweis bildet (S. 133) ein Beispiel (*Τραγιανός*) auf einem Pap. des 2. nachchristl. Jahrhunderts, während die Erscheinung in Griechenland und Kleinasien fehle. Dabei hat Dieterich übersehen, dafs er selbst p. 58 *Τραγιανός* auch aus E. Curtius Anecd. Delphica p. 73 citiert; diese Urkunde scheint er allerdings auch für einen Papyrus zu halten, während es eine Inschrift aus Hyampolis in Phokis ist, die nach

Dittenberger C. I. Gr. Sept. III 86 aus der Zeit um 100 n. Chr. stammt. Mit demselben Recht könnten wir also behaupten, die Erscheinung gehöre der griechischen κοινή an. Weiter wird auf S. 135 versichert, der Schwund von anlautendem ε gehöre ebenfalls der ägypt. κοινή an. Aber in Lakonien z. B. kommt ξαγήτας statt ἐξαγήτας vor (Ath. Mitt. 1897 p. 339), auch wird der Ausfall von anlautendem ε für diesen Dialekt von Hesychius bezeugt. Für die Schwächung von ι zu ε bei ϱ gibt es nicht nur Beispiele aus Ägypten und Kleinasien (p. 11 und 127 sq.), sondern auch aus Griechenland (τὰν χέϱα C. I. Gr. Sept. III. 189 und 194 Tithorea 2. saec. p. Chr.). Und so werden wohl auch noch anderen Folgerungen künftige Entdeckungen den Boden entziehen, manchen wie den obigen auch eine etwaige systematische Nachlese in den Inschriften und Papyri. Denn gröfsere Vollständigkeit in den Belegen hätte Dieterich vor manchem Trugschlufs bewahrt. Gerade bei dem mangelhaften Material mufste der Verf. möglichst genau beim Sammeln sein. Was soll man z. B. dazu sagen, dafs Inschriftensammlungen wie das Corpus Inscriptionum Graeciae Septentrionalis, das Inselcorpus, Petersen-Luschan, Reisen im südwestl. Kleinasien in dem Literaturverzeichnis fehlt? Es ist begreiflich, dafs infolge dessen auch einige neugr. Erscheinungen nicht behandelt werden, weil für sie der Verf. keine Parallelen angeben konnte. So ist z. B. der Wandel von intervokalischem φ > π, der im Neugriechischen in ϱαπάνι > aus ϱάφανος auftritt (s. Foy Lautsystem p. 11) nicht behandelt, obwohl er einen Vorläufer in ἐστεπάνωσε (Sterret n. 47 und n. 52) hat. Auch dafs der Nasal vor στ verschwindet, wie in neugriechisch Παπακόστας, Μαυϱοκόστας, hat seinen Keim vor dem 10. Jahrh. In Lindos (C. I. Ins. I 911) lesen wir Κοσταντίνου, in Syrakus Κωσταντινοπολίτης (Orsi, Röm. Quartalschr. 1896 n. 354).

Gewifs hat sich der Verfasser sehr viel Mühe gegeben und viel Zeit auf das Werk verwendet; aber ein so grofs angelegtes Unternehmen kann man nicht übers Knie brechen. Ein Jahr hätte der Verfasser noch mindestens feilen und kontrollieren sollen. Wie grofs in manchen Partieen die Flüchtigkeit ist, davon kann sich der Leser auf S. 126—129 überzeugen, wenn er es versucht, die dort angegebenen Zahlen und Resultate miteinander (z. B. die Liste S. 127 mit dem daraus Entnommenen p. 123 s. q.) in Einklang zu bringen.

Gleichwohl ist die Brauchbarkeit des Buches nicht zu unterschätzen; denn es bietet die reichste Materialsammlung von Vulgärformen, die wir bis jetzt besitzen. Wir dürfen allerdings nicht vergessen, dafs nur die Erscheinungen gesammelt sind, die auch der modernen Sprache eigen sind; die andern, welche sprachlich wohl ebenso interessant sind, fehlen nach dem Plane des Buches (so ἔνοκος für ἔνοχος, Σύμακος, χύϱιε, Ἀνατόλις, Διονῦσις, ἄγγελες = ἄγγελος).

Über die lautphysiologischen Erläuterungen erlaube ich mir kein Urteil. Von Wert scheint mir der Excurs zu sein, in dem der Verf., ein gründlicher Kenner des Neugriechischen, nachweist, dafs die modernen kleinasiatischen Dialekte am meisten Altertümlichkeit bewahrt haben.

München. Theodor Preger.

Eudociae Augustae Procli Lycii Claudiani carminum Graecorum reliquiae, accedunt Blemyomachiae fragmenta. recensuit Arthurus Ludwich. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCXCVII.

Zu den durch literarische Thätigkeit hervorragenden Frauen des Rhomäerreiches[1]) gehört auch Athenais, die Tochter des athenischen Philosophen Leontios, welche im Jahre 421 nach ihrer Taufe unter dem Namen Eudokia als die Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosios II. (408 – 450) im Kaiserpalast am Bosporus einzog. Die meisten unserer Leser werden die kaiserliche Schriftstellerin wohl nur aus der reizend geschriebenen, poesievollen Darstellung ihres Lebens von F. Gregorovius kennen.[2]) Über den thatsächlichen poetischen Wert der Schriften Eudokias sind die Urteile noch immer sehr geteilt. Die byzantinischen Quellen (Joannes Malalas, Chronicon paschale, Theophanes Chronograph., Suidas, Kedrenus, Nikephoros Kallistas, Synopsis Sathas, Photios Biblioth. sind des Lobes voll; ihnen schliefsen sich in überschwenglich lobender Weise F. Gregorovius und Johannes Draeseke an, während Ludwich in seinen verschiedenen hiehergehörigen Schriften, Th. Zahn (Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage, Erlangen 1882) und Tycho Mommsen (Beiträge zu der Lehre von den griechischen Praepositionen. Berlin 1895) die Gedichte dem Inhalte und der Form nach vollständig verwerfen. Wohlthuend mafsvoll urteilt Krumbacher in seiner Anm. 1 zitierten Schrift. Ludwich hat sich durch die musterhafte Edition der Eudokia und der ihr zeitlich nahestehenden Schriftsteller, zu der ihn nur ein rein wissenschaftliches Interesse veranlafste, ein unstreitbares Verdienst erworben; sein und seiner Gesinnungsgenossen völlig abfälliges Urteil über Eudokia ist aber nur teilweise berechtigt. Jeder Mensch ist eben ein Kind seiner Zeit, am allermeisten der byzantinische Mensch. Der Eudokia erging es unter den kritischen Händen von Ludwich und Konsorten ähnlich wie so mancher anderen, zu ihrer eigenen Zeit vielgefeierten literarischen Gröfse Ostroms: man beurteilte sie nach einem längst vergangenen Geschmack, — wie vieles von dem vielgerühmten griechischen Klassizismus will uns heutzutage auch nicht mehr gefallen; wie vergänglich ist Geschmack und Witz! — man vergafs ganz die Zeit, in der sie lebte, den Boden, in den sie versetzt wurde, man vergafs, dafs die heidnische Philosophentochter an dem bigotten Hofe Theodosios II. und seiner frommen Schwester Pulcheria schon aus Gründen der persönlichen Sicherheit nicht anders denken und nichts anderes schreiben durfte. Und wenn uns auch die Idee, Partien der Bibel und christliche Legenden in home-

[1]) Eine kurze Zusammenstellung und Würdigung derselben bei K. Krumbacher, Kasia. Sitzungsberichte der philos., philol. und der hist. Cl. der k. bayer. Akad. d. W. 1897. S. 308 ff.

[2]) Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Leipzig 1882.



risches Gewand zu kleiden, von vornherein als abstrus erscheint, so sind die Dichtungen der Eudokia noch immer golden gegen das Flickwerk im *Χριστὸς πάσχων* u. ä.

Nur dank der gelegentlichen Erwähnung anderer Schriftsteller oder in sehr geringen Fragmenten kennen wir von Eukodia 1. ein Epos auf einen i. J. 422 erfochtenen Sieg ihres Gemahls, 2. eine gelegentlich einer Reise nach Jerusalem auf Antiochia gehaltene Lobrede. 3. Bearbeitungen des Octateuch und der Prophetien des Zacharias und Daniel. 801 Hexameter haben sich von Eudokias Bearbeitung der Legende vom h. Cyprian in einem Laurentianus saec. XI erhalten. Diese zuerst von A. M. Bandini 1761 und 1764 herausgegebenen Verse, wiederholt L. unter sorgfältiger Benützung der Handschriften und mit Zugrundelegung der von Zahn edierten Prosabearbeitung der Legende. In der Folge werden die eigentlichen Homerocentonen mit einem sehr sorgfältigen kritischen Apparat gegeben (teilweise nur die Titel derselben); diese von dem Bischof Patrikios u. a. konzipiert, haben an Eudokia eine Vollenderin gefunden. An zweiter Stelle ediert Ludwich acht Hymnen (*εἰς Ἥλιον, εἰς Ἀφροδίτην, εἰς Μούσας, ὕμνος κοινὸς εἰς θεούς, εἰς Λυκίην Ἀφροδίτην, ὕμνος κοινὸς Ἑκάτης καὶ Ἰάνου, εἰς Ἀθηνᾶν πολύμητιν, εἰς Διόνυσον*) und zwei Epigramme des berühmten neuplatonischen Philosophen Proklos aus dem 5. Jahrhundert (ca. 410—485). Die Neuausgabe dieser Gedichte zeichnet sich durch eine gehaltvolle Einleitung über die Schrift, den Stil und Versbau des Proklos und eine sorgfältige Berücksichtigung der sämtlichen (28) Handschriften aus.

Die *Γιγαντομαχία* (Epos) und 7 Epigramme des Claudianus bilden den 3. Teil des Buches, von welch letzteren manche vielleicht mit Unrecht seinen Namen tragen.

Den Beschlufs bildet die Blemyomachia, ergänzte Bruchstücke eines auf drei ägyptischen (thebaischen) Papyrusfetzen ohne Titel und Autornamen gefundenen und sehr fragmentarisch erhaltenen epischen Preisgedichtes auf einen von einem Unbekannten erfochtenen Sieg über die „Blemyer". Aufbauend auf den Studien seiner Vorgänger L. Stern, F. Bücheler, U. Wilken und K. Wessely gelangt L., was die Textgestaltung und chronologische Einreihung des Blemyerepos betrifft, zu wesentlich präziseren Ergebnissen als seine Vorgänger, dagegen ergeben sich weniger positive Momente für die Deutung der besungenen Vorgänge.

Ein sorgfältig gearbeiteter, umfangreicher Wortindex beschliefst das verdienstvolle Buch, das uns freilich kein allzuerfreuliches Bild von dem Wirken des griechischen Geistes im 5. Jahrhundert n. Chr. gibt.

München. H. Moritz.

Schulbibliothek franz. und engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit. Berlin, R. Gärtner. Abt. I. Französische Schriften. (Alle gebunden und gr. 8°.)

29. Bändchen. Eugène Fromentin, Un Été dans le Sahara. Erkl.

v. Dr. Gg. Nölle. 97 S. Text, 23 S. Précis abrégé des Colonies françaises, 18 S. Anmerkungen. M. 1.40.

Diese 12 Briefe des Malers F., von denen er im Juni und Juli 1853 zehn aus El-Aghouat und zwei aus Aïn-Mahdi schrieb, sind wohl geeignet, dem Leser ein lebhaftes Bild des sommerlichen Lebens in einer mehr als 300 Kilometer südlich vom Mittelländischen Meer gelegenen arabischen Stadt zu geben. Schmutz, Ungeziefer, Sonnenglut und brennender Durst sind die objektiven und subjektiven Merkmale eines Aufenthaltes an einem solchen Orte zu einer solchen Zeit. Das Abenteuer mit den beiden Tänzerinnen (S. 22) pafst nicht in eine Schulbibliothek; ebenso wenig der Ausdruck ma rue aux femmes de T'olga (S. 30 Z. 24) und (Z. 30) je ne pensais pas sans quelque regret à cette fille si bien vêtue, si chargée d'ornements, qui vint un jour, pendant que j'étais là, planter sa tente sous les palmiers de Sidi-Okba, et qui n'avait qu'un tort, celui d'arriver du Dra-el-Guemel (montagne des poux) de Tuggurt. Ebenso S. 32 Z. 17: Parfois le haïk, qui s' entr'ouvre, laisse à nu tout un côté du corps: la poitrine qu'elles portent en avant, et leurs reins fortement cambrés. Auch der Satz S. 46 Z. 14: C'est le premier qui m'ait admis familièrement chez lui, sa femme n'étant ni d'âge ni de visage à le rendre jaloux gehört nicht in ein Schulbuch. Das Gleiche gilt von der S. 74 Z. 33 bis S. 75 Z. 1—3, sowie von S. 75 Z. 11: Ce qu'il y a de plus clair dans tout cela, c'est que je suis signalé à la surveillance des maris et qu'on épie tous les pas que je fais dans la ville. Störend ist die vom Autor beliebte, allzuhäufige Verwendung arabischer Wörter wie z. B. S. 40 Z. 9: déjà coiffé du ghaët viril et chaussé des tmags, S. 49 Z. 18: des lambeaux de tellis, des restes de djerbi. Der Herausgeber hat sich in anerkennenswerter Weise um die Erklärung dieser Wörter bemüht, doch vermifst man die Erklärung für Bordj (91, 16), ghaët (40, 9), tekrouri (39, 30), tellis (49, 18) und tmag (40, 9). Ferner finden sich Anspielungen auf Vorkommnisse (79, 7 und 30, 24), die in den hier weggelassenen Teilen erwähnt sind; diese mufsten entweder ebenfalls wegbleiben oder erklärt werden. Der dem Text der Briefe folgende Précis abrégé des Colonies françaises ist korrekt, soweit er französischen Quellen entlehnt ist. Da wo er sich auf deutsche Autoren stützt, hat sich der Herausgeber bei der Übersetzung ins Französische allerlei Verstöfse zu Schulden kommen lassen; so S. 115 Z. 2 Le commerce consiste **à** l'importation e n vin . . .; **à** l'exportation e n riz. Ebenda: (le riz) forme avec le poisson, la principale aliment a t i o n des habitants. Ferner: Le Tonkin était j u s q u e 1802 un État indépendant. S. 116: On exploite le fer et l'argent (statt les mines de fer et d'a.); le charbon de terre y est aussi trouvé (statt s'y trouve aussi oder on y trouve aussi le ch.). S. 116 am Schlufs: Pour faciliter le commerce, les territoires, connus et administrés sous le nom d'Indo-Chine française, f o r m e n t une union douaniére (statt etwa: on a formé une union douaniére qui comprend . . .). Unfranzösische Wendungen sind auch nicht selten auf S. 117 und 118. Ein barbarischer deutscher Satz findet sich S. 122 Nr. 8, 17: Die Wasser des Oued-Mzi

werden durch ein Stauwerk und einen Kanal ausgebreitet, wodurch in einer bis dahin unfruchtbaren Gegend Cerealien und Dattelpalmen gebaut werden. S. 125 Nr. 26, 10 lies Fondaco (statt Fondiko). Die S. 130 Nr. 46, 35 gegebene Erklärung des artesischen Brunnens kann nur der verstehen, der die Anlage eines solchen schon kennt. Der botanische Name für das Halfa oder Esparto genannte Gras ist nicht spita (wie S. 132 Nr. 71, 25 steht), sondern stipa (tenacissima). Es gibt nicht (wie S. 135 Nr. 81, 25 steht) ein Departement Basse-Savoie, sondern nur ein Savoie schlechthin und ein Haute-Savoie.

31. Bändchen. Orateurs français depuis la Révolution jusqu'à nos jours. Erkl. v. Dr. Theod. Engwer. VIII u. 111 S. nebst 23 S. Anmerkungen. M. 1.40.

Es sind hier, durchschnittlich 4 Seiten umfassende, Reden oder Stücke aus Reden abgedruckt, welche gehalten wurden von Mirabeau, Sieyès, Danton, Vergniaud, Desèze, Guadet, Napoléon I., Roger-Collard, Fontanes, Benj. Constant, Villemain, Chateaubriand, Coquerel, Guizot, Arago, Jouffroy, Jérôme Napoléon, Jules Favre, Gambetta, Littré, Thiers, Paul Bert, Renan, Lavigerie, J. Ferry. Die meisten dieser Stücke sind sehr interessant und haben historischen Wert. Ihre Lektüre ist wohl nur für die neunte Klasse recht erspriefslich, da doch einiges geschichtliche Verständnis hiezu nötig ist. Die Erklärungen sind lobenswert, nur hie und da, z. B. für die Rede XIX und XX scheinen sie nicht recht genügend, so ist bei XX nicht zu ersehen, ob die Franzosen im Augenblick, da die Rede gehalten wird, schon in Mexiko sind, oder ob sie erst hingehen. Dies und noch einiges andere, wie z. B. wer der S. 79 Z. 1 erwähnte Staatsminister war, sollte in den Anmerkungen stehen, um dem Lehrer, der dies Buch in der Klasse liest, die Arbeit des Nachschlagens zu ersparen. Derartige Erklärungen sind willkommener, als z. B. der S. 127 Nr. 70 gemachte Versuch, den Indikativ nach quoique zu rechtfertigen. Der Indikativ in diesem Falle war einfach ein lapsus des Redners, der infolge eines längeren mit si beginnenden Zwischensatzes vergafs, dafs er vorher quoique (statt etwa: et pourtant) gesagt hatte.

32. Bändchen. L. Figuier, Scènes et Tableaux de la Nature. Erkl. v. Dr. W. Klingelhöffer u. Dr. J. Leidolf. 95 S. Text, 22 S. Anmerkungen. M. 1.20.

Die hier abgedruckten 10 Kapitel über die Stellung der Erde im Weltraum, die Gletscher, die Lawinen, über Bergstürze, Grotten und Höhlen, Vulkane, den ersten Ausbruch des Vesuv, Ebbe und Flut, über die Eismeere und die Blumen zeigen allerdings, wie die Herausgeber sagen, „in hohem Grade des Verfassers Kunst, wissenschaftliche Probleme in volkstümlicher, gemeinverständlicher Weise zu behandeln". Auch ist die Sprache an sich leicht, aber die Aufgabe wird erschwert durch die vielen technischen Ausdrücke, die dem Schüler vielleicht nie wieder vorkommen werden, die also schon

von vornherein der Vergessenheit geweiht sind. Dieses Buch dürfte sich vor allem für technische Schulen eignen: da deren Schüler aber aus dem übrigen Fachunterrichte mit den Hauptthatsachen dieser Kapitel schon bekannt sind, dürfte ihnen manches langweilig erscheinen. In der Kürzung des Textes scheint an zwei Stellen zu weit gegangen zu sein, so ist S. 15 Z. 29 von glaciers du second ordre die Rede, ohne dafs aus dem Text zu ersehen wäre, was darunter zu verstehen ist. Ferner scheint S. 3 nach Z. 25 etwas über die Achsenstellung der Erde zu fehlen, eine Angabe, deren Fehlen das Ganze unverständlich macht. Die sachlichen Anmerkungen sind meist gut, doch ist der S. 4 Z. 2 vorkommende Ausdruck la vitesse angulaire ganz unrichtig erklärt als „die Geschwindigkeit der Bewegung der Erde um ihre eigene Achse". Denn da diese letztere Geschwindigkeit immer sich selbst gleich bleibt, Figuier aber von variations de la vitesse angulaire spricht, so mufs diese Erklärung falsch sein. In der That versteht man unter Winkelgeschwindigkeit der Erde jenen bald gröfseren bald kleineren Winkel, der zu dem entsprechend gröfseren oder kleineren Bogen gehört, den die Erde in einem gewissen Zeitraume, z. B. von Tag zu Tag, auf ihrer elliptischen Bahn um die Erde zurücklegt. Dieser Bogen ist im Winter gröfser als im Sommer, also ist auch die Winkelgeschwindigkeit im Winter gröfser als im Sommer. Warum dieser Bogen resp. dieser Winkel variabel ist, ergibt sich aus dem zweiten Kepler'schen Gesetze. Zu der sprachlichen Anmerkung Nr. 13 zu S. 28 ist zu bemerken, dafs der subjonctif nach comprendre keineswegs, wie der Erklärer meint, dem sonstigen allgemeinen Sprachgebrauch widerspricht, denn schon in Plötz, System. Gram. ist Kap. IV § 20 zu lesen, dafs nach comprendre im Sinne von „erklärlich finden" der subjonctif stehen m u f s.

33. Bändchen. Maîtres Conteurs. Neun Erzählungen von A. Daudet, J. Claretie, G. de Maupassant, F. Coppée, J. Lemaître. Erkl. v. Dr. J. Hengesbach. 3 S. Préface, 4 S. Vorbemerkungen, 94 S. Text, 13 S. Anmerkungen. M. 1 00.

Die ersten 8 Erzählungen sind zum Teil sehr schön und enthalten nichts Anstöfsiges. Die 9., an sich harmlos, könnte doch da und dort zu Interpellationen führen. Die Erklärungen sind gut und genügend. Nur wenige Einwände sind dagegen zu erheben. In der Erklärung zu S. 24 Z. 17 steht: „torchetto (mundartlich) = ital. torchietto Kerze". Dies ist nicht richtig; torcetto ist die italienische Schriftform für Wachsfackel, Wachskerze, und Daudet hat torchetto nur geschrieben, um die richtige Aussprache einigermafsen in französischer Schrift nachzuahmen. So schreibt er S. 25 Z. 29 déché setté (= 17), was gewifs nicht in italienischer Weise déké, sondern in französischer ausgesprochen werden soll. In der Anmerkung zu S. 31 Z. 5 bemerkt der Herausgeber (zu dem Satze: les moineaux parisiens dont les traces aiguëes et sautillantes égratignaient de place en place la neige cristallisée) Folgendes: „la trace in der Bedeutung Fufs eines

Vogels findet sich bei Sachs nicht". Eine mehr als naive Bemerkung, die beweist, wie wenig der Herr Herausgeber sich in die moderne Literatur eingelesen hat. Es ist dies eben eine jener bei modernen belletristischen Autoren so häufigen schiefen Ausdrucksweisen, die dem fast krankhaften Bestreben entspringen, Bekanntes auf möglichst ungewöhnliche, hyperbolische Art auszudrücken, eine Manier oder Manie, die jetzt schon zu den unverständlichen Erzeugnissen der Décadents geführt hat und das Französische allmählich um seine sprichwörtliche Klarheit bringen wird. So stehen z. B. in der 5. Erzählung dieses Büchleins, überschrieben Boum-Boum (von J. Claretie): la mère poignardée de souffrances; renfoncer les pleurs dans ses yeux rouges; couler sa joue sur l'oreiller; les jambes cassées d'émotion; le père anxieux; la mère écrasée; sa gaieté de sept ans allumée comme une fusée. Oder wie es in einem Roman von Daniel Lesueur heifst: les chiens crachaient leur langue (weit herausstrecken). — Hinsichtlich der Anm. zu tournant comme un phare (S. 33 Z. 7) ist zu sagen, dafs es allerdings drehbare Leuchttürme nicht gibt; wohl aber dreht sich bei vielen der im Innern derselben angebrachte Beleuchtungsapparat, oder es drehen sich die vor der Lampe befindlichen Gläser und Verdunkelungsschirme. Übrigens bedeutet phare nicht nur den Leuchtturm, sondern auch das Leuchtfeuer. Die (man weifs nicht warum) französisch geschriebene Préface enthält die Editorengrundsätze des Herrn Hengesbach, zugleich aber auch ein derartiges Französisch, dafs man nicht weifs, worüber man sich mehr wundern soll, ob über die sprachliche Unzulänglichkeit des Verfassers, oder über die Unbefangenheit, mit der er ein solches specimen eruditionis drucken läfst. Diese kaum 3 Seiten füllende Préface hat allerdings keinen Einflufs auf die Brauchbarkeit dieser Schulausgabe, aber sie verdient doch etwas niederer gehängt zu werden. Vor allem fällt die fünfzehnmalige Verwendung des plur. maiest. auf; nur ein einzigesmal hat sich ein schüchternes je crois eingeschlichen. Dafs diese starke Betonung des Subjekts übrigens nicht blofse rhetorische Form ist, dürfte aus jener Stelle der Préface hervorgehen, wo der Verfasser seine Absicht kundgibt, ein zweites Bändchen contes et narrations, fruit de nos études et recherches herauszugeben, als ob es besonderer Studien und Forschungen bedürfte, um aus einem für 3 Francs 50 erreichbaren Bande ein Bändchen von 90 Seiten herauszuschneiden. Ferner macht einen betrübenden Eindruck die häufige Verwendung nicht passender Wörter, so sagt man nicht collection de récits sondern recueil, solange sie in Einem Bande vereinigt sind; nicht l'en-tête d'une nouvelle, sondern le títre; denn en-tête ist das, was man den Kopf von Aktenstücken oder Briefen nennt, der vorgedruckte Name des Amtes, der Fabrik u. s. w., von denen das Schreiben ausgeht; man sagt nicht sélection, was Zuchtwahl bedeutet, für Auswahl, sondern choix oder recueil; nicht proportionnalité, was ein rein mathematischer Ausdruck ist, sondern proportion; „durch auferlegte Bedingungen beschränkt sein" heifst nicht circonscrit, was nur von Sachen gebraucht wird, wie z. B. la lumière de la lampe était circon-

scrite par l'abat-jour; „abgesehen von" heifst freilich abstraction faite de, aber von etwas absehen müssen, heifst darum doch nicht immer faire abstraction de, sondern devoir renoncer à; der Platz, der jemand gebührt, ist nicht la place qui lui convient (= pafst), sondern qui lui est due. Auch von dem Germanismus: „eine bessere Gesellschaft sucht ein gröfseres Lokal" hält sich Herr H. nicht frei, so sagt er da, wo gar kein Vergleich stattfindet, récits plus courts, la lecture plus rapide. Die Gesetze der Wortstellung hat er ebenfalls gröblich verletzt: des narrations intéressantes à la fois et assez faciles (während doch à la fois entweder vor intéressantes oder hinter faciles gehört), ferner: pourquoi ne donneriez-vous pas aussi de ses poésies lyriques, épiques, dramatiques quelques échantillons? Wie schön das klingt! Am schrecklichsten ist aber der Satzbau z. B. Si, au contraire le nom de l'auteur doit former le cadre de votre sélection (was heifst das? Der Name des Verfassers soll den Rahmen einer Auswahl bilden? Er wollte sagen: Si votre choix doit se borner aux œuvres d'un seul et même auteur). — Comme composition, par l'unité du plan et de l'idée, par enchaînement et la juste proportionnalité des parties, le morceau doit pouvoir servir de modèle du genre (par im Sinne von „hinsichtlich" ist ganz falsch; abscheulich ist auch der Wechsel zwischen comme und par und die abwechselnde Auslassung und Anwendung des Artikels, auch sind zu viele unnötige Substantive im Satze; es wäre genügend gewesen zu sagen: il faut que le morceau choisi puisse servir de modèle quant aux idées et quant à la forme). — D'un autre côté, on ne prêchera pas la morale dans des contes faits ad hoc, pour des enfants ordinairement, et que, le plus souvent, déjà leur insipidité et leur valeur littéraire nulle doit exclure de notre collection (pour des enf. ord. schwebt ganz in der Luft, leur val. litt. nulle ist überaus schwerfällig, statt doit mufste es doivent heifsen, also etwa: . . dans des contes faits ad hoc et à l'usage des enfants, et que leur insipidité et leur nullité littéraire excluent forcément etc.) — Presque tous les morceaux ont été lus, en hiver 1895—96, dans les classes de l'éditeur, où les élèves y prenaient le plus vif intérêt (lies: Presque tous ces morceaux ont été lus avec le plus vif intérêt par les élèves de l'éditeur pendant l'hiver de 1895—96). — l'en-tête «Mort ou victorieux» se justifie, je crois, par l'occasion historique de cette phrase ainsi que par le contenu du récit (dieser Satz ist für einen französischen Leser ganz unverständlich, da er verstehen wird: durch die historische Gelegenheit dieser Phrase (!), während Herr H. wahrscheinlich eine Anspielung auf den Tagesbefehl des Generals Ducrot beabsichtigt, von dem übrigens in der betreffenden Erzählung Coppées gar nicht speziell die Rede ist). — Nous serions très obligé aux collègues qui voudraient bien nous communiquer les expériences et observations qu'ils auraient faites à l'occasion de l'emploi de ce petit volume (welcher Aufwand von conditionnels; vor observations fehlt mit Unrecht der Artikel: der Schlufs ist ganz unfranzösisch; lies etwa: Nous serons très obligés à ceux de nos collègues qui voudront bien nous communiquer les observations faites en classe au

cours de la lecture de ces récits). — Es ist ferner nicht Sitte, lebende Autoren blofs bei ihrem Familiennamen zu nennen wie Herr H. es thut: un second volume où Theuriet trouvera sa place. Diese Proben werden einen Begriff von dem Stile dieses allzu anspruchsvoll préface genannten Vorwortes gegeben haben; man könnte noch mehr solche Blüten anführen, aber mit Don Ruy Gomez spricht der Ref.: J'en passe et des meilleurs. Herr H. erzählt uns, dafs ihm Herr Claretie selbst freundlichst mitgeteilt habe, das t seines Namens werde wie t (nicht wie s gesprochen). Hat ihm nun Herr H. zum Dank für diese Mitteilung seine Ausgabe geschickt, und hat Herr Claretie dieses charabia bis zu Ende gelesen, so wird er sich über die professeurs allemands bafs gewundert haben.

34. Bändchen. Ernest Legouvé, Souvenirs de jeunesse. Erkl. v. Dr. R. Scherffig. 91 S. Text, 2 S. Vorwort, 6 S. Einleitung, 21 S. Anmerkungen.

Dies ist wieder einmal eine sehr empfehlenswerte Ausgabe, die gewifs bald eine neue Auflage erleben wird. Der Inhalt ist für einen Schüler der Oberklasse nicht schwer zu erfassen, und er erfährt daraus viel Interessantes über französische Literatur und französisches Leben. Auch enthält das Buch kein unpassendes Wort; im Gegenteil, es wirkt höchst moralisch, ohne dafs man die Absicht merkte. Die Anmerkungen sind sehr lobenswert. Doch hätte der Leser lieber auf die synonymischen Hinweise darin verzichtet als auf die Erklärung von Ausdrücken, wie assis sur son crochet (S. 6 Z. 26), chaussons de lisière (8, 16), agrémenter un baldaquin (72, 23), avec des contres de quarte et des demi-cercles (78, 35). Der Seite 4 Z. 9 und S. 5 Z. 30 erwähnte Herr im Frack, der den Kommenden die Plätze im Sitzungssaale der Akademie anwies, war gewifs nicht, wie der Herr Herausgeber meint, ein Akademiker, sondern nur ein Huissier. Von Druckfehlern scheint die Ausgabe ganz frei zu sein; auffallend ist nur das Fehlen von un beim Prädikat im Satze S. 9 Z. 22: Il me fit toucher du doigt toutes mes fautes et me signala, en même temps, ce qui pouvait être pronostic heureux. Auf dem Titelblatt hätte Ref. statt: „Für den Schulgebrauch verkürzt" lieber geschrieben: gekürzt.

30. Bändchen (der Abteilung II: Englische Schriften). The Heroes of English Literature. Aus englischen Originalen ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Dr. W. Rost. 100 S. Text, 4 S. Vorwort, 32 S. Anmerkungen. M. 1.40.

Da 37 englische und 5 amerikanische Autoren auf diesen hundert Textseiten behandelt sind, so treffen im Durchschnitt auf jeden der in dieser mit Chaucer beginnenden und mit Mark Twain endenden Reihe behandelten Schriftsteller 2⅓ Seiten. Dieser Auszug will den Forderungen der Lehrpläne entgegenkommen, wonach der Schüler ein Bild von der Eigenart der englischen Literatur und ihrer Entwicklung seit

Shakespeare in Haupttypen erhalten soll. Der Herausgeber glaubt, diese Forderung dahin auslegen zu dürfen, dafs man sich mit der Darstellung des Lebens der Hauptvertreter der englischen Literatur begnügen müsse, da man die Dichterwerke selbst zu lesen doch nicht Zeit habe. Bei den einzelnen Stücken ist nicht erwähnt, welchem Buche dieselben entnommen sind; im Vorwort jedoch nennt der Herausgeber als seine Hauptquellen: Collier, Shaw, Rowley, Chambers, Craik und (für Shakespeare) Dowden. Referent nahm das Buch nicht ohne ein gewisses Mifstrauen in die Hand, aber beim Durchlesen desselben wurde er ganz dafür gewonnen. So kurz diese Biographien auch sind, so kernig sind sie; das wesentliche Verdienst jedes Autors wird deutlich kenntlich gemacht und der frische Ton der Darstellung, die Abwesenheit aller Phrasen, wie sie in französischen Literaturgeschichten so häufig sind, machen das Buch auch für den älteren Leser angenehm. In den Anmerkungen ist noch viel Wissenswertes erklärt und erwähnt. Die Bildnisse von Shakespeare, Milton, Goldsmith, Burns und Byron bilden eine Zierde der mit Takt und Geschick hergestellten Auswahl.

München. Dr. Wohlfahrt.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschlufs ihrer Anwendungen. Erster Teil: Reine Mathematik. Herausgegeben von Dr. H. Burkhardt und Dr. Fr. Meyer. I. Band. Arithmethik und Algebra. 2. Heft.

In meiner Rezension des ersten Heftes der Encyklopädie bemerkte ich, dafs in dem mitgeteilten Plane des Werkes die ebene und sphärische Trigonometrie nicht zu finden seien, sprach aber zugleich die Vermutung aus, dafs sie sich unter irgend einem anderen Titel verborgen halten dürften. Dies bestätigt sich in der That, indem mir mündlich wie schriftlich mitgeteilt wurde, dafs die beiden Trigonometrien unter Elementargeometrie im III. Bande behandelt werden sollen, was ich hiemit zur Kenntnis bringe, ohne jedoch zu verhehlen, dafs ich einen eigenen Titel für diese beiden wichtigen Fächer für absolut notwendig erachtet hätte.

Was nun den Inhalt des zweiten Heftes anlangt, so umfafst dasselbe zunächst den Schlufs des umfangreichen Artikels von Pringsheim über Irrationalzahlen und Konvergenz unendlicher Prozesse, der das von mir in der Besprechung des ersten Heftes gefällte günstige Urteil vollauf bestätigt. Besonders möchte ich die Leser dieser Zeitschrift auf die in demselben enthaltene lichtvolle Darstellung der Kettenbrüche hinweisen. Weiter bringt das Heft einen Artikel über die Theorie der gemeinen und höheren komplexen Zahlen von E. Study, worin Verfasser nach einem Hinweis auf die hauptsächlichsten Schriften, welche die Geschichte der imaginären Gröfsen behandeln, zunächst eine äufserst übersichtliche und klare Darstellung der gewöhnlichen komplexen Gröfsen, ihrer geometrischen Interpretation und der Anwendung der Operationen gewisser Trans-

formationsgruppen auf sie gibt. Mit gleichem Geschick wird dann im Anschlusse hieran der verallgemeinerte Begriff eines Systems complexer Gröfsen (Gröfsen mit n Einheiten) entwickelt, wie er hauptsächlich nach der durch Hamiltons Quaternionen (1843) gegebenen Anregung von englischen und deutschen Mathematikern herausgebildet wurde. Die Betrachtung des Zusammenhanges dieser verallgemeinerten Systeme mit gewissen Transformationsgruppen gibt dann Gelegenheit, das Anwendungsgebiet derselben zu betrachten, das hauptsächlich in der höheren Geometrie und Mechanik zu suchen ist.

Der nächste Artikel beschäftigt sich mit der Mengenlehre, welche ihre Entstehung dem Bedürfnisse verdankt, in die Arithmetik die Messung und Vergleichung unendlicher Gröfsen einzuführen. Nach dieser Richtung laufende Bestrebungen dürften bis auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückgehen, doch wurden sie erst durch die bahnbrechenden Arbeiten von Georg Cantor (von 1872 an) mit wirklichem Erfolge gekrönt, so dafs man diesen scharfsinnigen Mathematiker als den eigentlichen Schöpfer jenes neuen Wissensgebietes betrachten mufs. Die Übersicht, welche uns A. Schönflies, der Verfasser des Artikels, über die von Cantor und seinen Nachfolgern gegebenen völlig neuen Begriffe und die aus ihnen entwickelten Folgerungen darbietet, gibt nun allerdings für den bereits eingeweihten Leser ein gutes Bild des Ganzen, dürfte aber dem Fernerstehenden nicht überall den gewünschten Einblick gestatten, da manches als bekannt vorausgesetzt wird, was keineswegs selbstverständlich ist. So ist es doch, um nur ein Beispiel anzuführen, nicht a priori einzusehen, was man sich in der Arithmetik unter „Punkten“ und „Punktmengen“ zu denken hat! Hier wäre eben wieder der historische Weg, ausgehend von den linearen Punktmannigfaltigkeiten, der instruktivere gewesen.

Den Schlufs des vorliegenden Heftes bildet eine sehr übersichtliche Darstellung der endlichen diskreten Gruppen von H. Burkhardt. Verfasser hat sich schon durch seinen 1892 in Supplemente zur Zeitschrift für Math. und Phys. erschienenen gediegenen Aufsatz über die Anfänge der Gruppentheorie und die Geschichte dieser am Ende des vorigen Jahrhunderts neu entstandenen und in unserer Zeit zu so enormer Bedeutung in fast allen Gebieten der Mathematik gediehenen Theorie grofse Verdienste erworben und kennt das Gebiet auf das Genaueste. Das beweisen namentlich die reichhaltigen Literaturnachweise, sowie die klare und durchsichtige Darstellung des ganzen Stoffes. Namentlich freut man sich, wenn man hier endlich einmal die in der Gruppentheorie gebräuchlichen Bezeichnungen, deren Verschiedenheit die Lektüre der Originalarbeiten oft erschwert, zusammengestellt und präzis definiert findet.

München. A. v. Braunmühl.

Logarithmentafeln.

Hartenstein Dr. H., Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln f. d. Schulgebrauch. B. G. Teubner, Leipzig. 1897.

Schubert Dr. H., Fünfstellige Tafeln und Gegentafeln f. logar. u. trigon. Rechn. B. G. Teubner, Leipzig. 1897.

Schülke Dr. A., Vierstellige Logarithmen-Tafeln nebst math., phys. u. astron. Tabellen. 2. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig. 1897. 0,80 M.

Schultz E., Vierstellige Logarithmen d. gewöhnl. Zahlen u. d. Winkelfunkt. z. Gebr. an Gymn. G. D. Bädeker, Essen. 1897. 0,80 M. geb.

— —, Vierstellige mathematische Tabellen (Ausg. A) f. höh. Schulen. 2. A. G. D. Bädeker, Essen. 1897. 1 M. geb.

Sickenberger Ad, Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafel z. Schul- u. Handgebr. 3. A. Th. Ackermann, München. 1897. 0,40 M.

Treutlein P., Vierstellige logarithmische und goniometrische Tafeln n. d. nöt. Hilfstaf. Fr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig. 1896. 0,60 M.

Die allmählige Verdrängung der fünf- und mehrstelligen Logarithmen durch vierstellige, die für die Anforderungen, wie sie die Schule stellen mufs, völlig ausreichen, hat auch auf diesem Gebiete der Lehrbücherliteratur eine Reihe neuer Erscheinungen gezeitigt, die durch Verschiedenheit der Anordnung, der getroffenen Auswahl und nicht zuletzt der äufseren Ausstattung den verschiedensten Bedürfnissen gerecht zu werden suchen.

Nr. 1 und 2 obiger Logarithmentafeln sind fünfstellige; erstere enthält die log der Zahlen von 1—10809, die Winkelfunktionen und ihre log, diese von Minute zu Minute, jene von 10 zu 10 Minuten. Die zweite Tafel enthält aufserdem — die von der gebräuchlichen abweichende Anordnung in ihrem trigonometrischen Teile dünkt dem Ref. eine prakt. Neuerung — eigene Tabellen für die Operationen des Delogarithmierens, sogenannte Gegentafeln, die die Mantissen nach ihrer Gröfse geordnet enthalten; endlich im Anhang eine Reihe von Hilfstafeln und Konstanten. Das hoch gewählte Format erlaubte deutlichen, übersichtlichen Druck, auch sonst ist die Ausstattung sehr schön. —

Die übrigen Tafeln sind vierstellig: Nr. 3 enthält die log der Zahlen von 100—1000 und der trigonometrischen Funktionen, Grad mit dezimaler Teilung; sonstiges sehr reichhaltiges Tabellenmaterial; Druck in grofsen Ziffern. Nr. 4 die log der Zahlen von 1—10000 und der Winkelfunktionen; eine Reihe physikalischer und sonstiger Konstanten. Nr. 5 aufserdem eine Reihe von allgemeinen Zahlentafeln,

deren Anwendung von Nutzen ist bei Auflösung von quadratischen und kubischen Gleichungen, bei Zahlenbeispielen aus der Potenz- und Wurzelrechnung und der Stereometrie; und die Werte der Winkelfunktionen von 10 zu 10 Minuten. Nr. 5 die log der Zahlen von 100—999 und der trigonom. Funktionen von 10 zu 10 Minuten, die Potenzen der Zinsfaktoren und einige Konstante. Nr. 6 die log der Zahlen von 1—9999, der trig. Funktionen von Minute zu Minute bis 30°, von da von 2 zu 2 Minuten, die Potenzen der Zinsfaktoren und ihre log und einige Konstante; letztere beide Tafeln haben kleineres bequemes Format.

München. Sondermaier.

Busch Fr. 100 einfache Versuche zur Ableitung elektrischer Grundgesetze. Mit 18 Figuren. 2. Auflage. 36 Seiten. Münster 1897. Aschendorff. 80 ₰.

Mit einfacheren, weniger Kosten verursachenden Mitteln als mit denen, welche in der vorliegenden Schrift angegeben sind, lassen sich Versuche zum Studium der elektrischen Fundamentalerscheinungen überhaupt nicht mehr ausführen; ein paar Blätter Papier, etwas Draht, eine Stange Siegellack, allenfalls noch eine Metallplatte, das ist alles, was der Verfasser zur Anstellung der Versuche bedarf. Und diese gelingen ebenso sicher wie mit Hilfe teurerer Apparate. Das Schriftchen kann unseren Schülern gar nicht genug empfohlen werden, nicht blofs deshalb, weil sie die hier angegebenen Experimente sehr leicht selbt zu Hause ausführen können, sondern auch weil es der Verfasser versteht, dem Leser in ungemein deutlicher Weise klar zu machen, welche Schlüsse sich aus den einzelnen Versuchen auf Leitung der Elektrizität, Verschiedenheit elektrischer Zustände, auf elektrische Verteilung, ja sogar bis zu einem gewissen Grade auf das Wesen der Elektrizität ziehen lassen.

Dorner Dr. H. Grundzüge der Physik nebst einem Anhange: Mathematische Geographie. Chemie. 7. vermehrte Anflage. Mit 337 Abbildungen. 360 Seiten. Hamburg. Meifsner. 1896. Preis 3 M.

Diese Grundzüge der Physik bilden nicht eigentlich ein Lehrbuch, sondern vielmehr eine Sammlung von physikalischen Gesetzen. In dieser Absicht beschränkt sich der Verfasser auf eine Zusammenstellung der wesentlichsten Forschungsresultate und auf eine kurze Erläuterung derselben; er setzt voraus, dafs der Leser die Experimente bereits gesehen hat und verzichtet auf theoretische Begründungen namentlich nach der mathematischen Seite hin fast vollständig. Grofses Gewicht legt er dagegen auf die praktische Verwertung physikalischer Gesetze; das beweist unter anderem seine ausführliche Darlegung der Konstruktion von Uhren, von Dampfmaschinen, der Photographie und Ähnliches.

Der reiche Inhalt des Buches umfafst das gesamte Gebiet der elementaren Physik. Doch wäre eine etwas ausgeprägtere Gruppierung



des Lehrstoffes selbst für ein Nachschlagewerk wünschenswert. Die sprachliche Darstellung ist zumeist gewandt und klar. Alle Anerkennung verdienen die in den Text eingestreuten, geschickt gestellten Fragen. Der Druck der Gesetze in lateinischen Lettern im Gegensatz zu den deutsch gesetzten Erläuterungen ist sehr übersichtlich. Die grofsenteils vollgezeichneten Figuren sind meist gut ausgeführt, einige wie 2 und 66 unschön, andere wie 8, 14, 21, 24, 119, 216, 227 für ein Buch das reiferen Schülern in die Hand gegeben werden soll, doch gar zu kindisch. Auch ist es nicht angängig, dafs in Figur 25 die Seiten des Parallelogramms gleichzeitig Kräfte und Wege darstellen. Figur 59 steht unrichtig.

Albrecht Dr. G. Die Elektrizität. Mit 38 Abbildungen. 167 Seiten. Heilbronn a. N. Schröder. 1897.

Dieses Werkchen bietet eine im besten Sinne des Wortes populärwissenschaftliche Darstellung der magnetischen und elektrischen Erscheinungen auf Grund der Faraday-Maxwell'schen Theorie. Von den einfachsten Thatsachen ausgehend legt der Verfasser die Gesetze der magnetischen Influenz dar, führt dann in den Begriff des magnetischen Feldes und der Kraftlinien ein, erläutert hierauf die Entstehung elektrischer Ströme durch Änderung des magnetischen Feldes sowie die Gesetze derselben, bespricht ferner die Beziehungen zwischen diesen und den chemischen Erscheinungen und kommt dann erst auf das Verhalten der Körper im elektrostatischen Felde zu sprechen. Die praktischen Anwendungen werden teils im Laufe der Untersuchungen teils in einem eigenen Schlufskapitel behandelt. Die Definitionen sind klar und präzise. Die Behauptungen werden, allerdings unter Verzicht auf eingehendere Berechnungen, in streng wissenschaftlicher Weise begründet. Formell befleifsigt sich der Verfasser einer möglichst deutlichen, stellenweise vielleicht allzuknappen Darstellung. Die Figuren sind gröfstenteils sauber und richtig gezeichnet; nur bei Figur 12, die überhaupt einer eingehenderen Erklärung bedürfte, sind die Bezeichnungen zum mindesten unklar; es ist doch ganz unerklärlich, wie der an der oberen Bürste austretende positive Strom an der unteren als negativer wieder hereinkommen sollte.

Eine leicht lesbare Lektüre, wie die meisten sogenannten populär wissenschaftlichen Schriften bietet dieses Werkchen allerdings nicht; manches Kapitel will wohl studiert sein; dafür hat der Leser den Gewinn, dafs er einen wirklich gediegenen Aufschlufs über die einschlägigen Erscheinungen namentlich nach der theoretischen Seite hin erhält; und übrigens kann jedermann der nur einige Vorkenntnisse besitzt, den Inhalt wohl bewältigen. Den Schülern unserer beiden obersten Klassen ist das Büchlein bestens zu empfehlen.

Püning Dr. H. Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 270 Seiten. Münster 1897. Aschendorff. Preis 2.80 M.

Dieses Lehrbuch der Physik bildet den zweiten Teil zu des nämlichen Verfassers „Grundzügen der Physik," welche ich im 31. Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 389 besprochen habe. Selbstverständlich behandelt der Verfasser hier dieselben Gegenstände nur soweit noch einmal, als sie auf dieser höheren Stufe einer Erweiterung fähig sind, erläutert dagegen schwierigere Kapitel an dieser Stelle eingehender. Auch legt er auf die theoretische Seite des Gegenstandes mehr Gewicht und macht von den Hilfsmitteln der Mathematik in ausgiebiger. jedoch nicht zu weit gehender Weise Gebrauch. Inhaltlich hat der Verfasser kein Bedenken getragen, die neuesten Theorien und Forschungen, soweit sie elementar behandelt werden können, in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen. Das am Schlusse des Buches beigefügte Inhaltsverzeichnis bezieht sich auch auf die „Grundzüge".

An Reichtum des Inhaltes steht das Buch keiner ähnlichen Arbeit nach; beide Teile zusammen bilden ein wahrhaft gediegenes Lehrmittel; wenn es an unseren Gymnasien nicht in Gebrauch genommen werden kann, so ist nicht das Buch selbst schuld, sondern die geringe Anzahl von Lehrstunden, welche uns für die Physik zu Gebote steht.

Heussi Dr. L. Leidfaden der Physik. 14. verbesserte Auflage. Mit 159 Holzschnitten. Bearbeitet von H. Weinert. Berlin 1897. Salle. 180 Seiten.

Die neueste Auflage dieses schon im 27. u. 29. Jahrgange unserer Blätter besprochenen guten Leitfadens der Physik unterscheidet sich von den vorhergehenden namentlich dadurch, dafs ein eigener Abschnitt über die Fernrohre aufgenommen wurde, dafs unter den Elektrisiermaschinen auch die Wimshurstsche besprochen wird, dafs die physikalischen Wirkungen der galvanischen Ströme eingehender dargelegt werden und dafs beim Fernsprecher auch das Prinzip des Mikrophons erklärt wird. Sämtliche neu aufgenommenen Abschnitte sind an ebenfalls neugezeichneten, guten Figuren erläutert.

Gaideczka J. Maturitäts-Prüfungsfragen aus der Physik. 2. verbesserte Auflage. 194 Seiten. Leipzig und Wien. Deuticke. 1897.

Das vorliegende Buch ist ein Repetitorium der Physik, soweit sie am Gymnasium behandelt wird. Durch Beantwortung von Fragen aus allen Gebieten der Physik soll dem Schüler zum Zwecke der Vorbereitung auf das Absolutorialexamen kurz in's Gedächtnis zurückgerufen werden. was er im Laufe der Jahre gelernt hat. Die Fragen sind gröfstenteils geschickt ausgewählt, klar gestellt, kurz und doch eingehend, dem

Wissen und Können des Abiturienten entsprechend beantwortet, die Antworten vielfach an skizzierten Figuren erläutert. Im Anschlusse an die Antworten sind Berechnungsaufgaben, teilweise unter Beifügung des Resultats, gegeben. Das Buch, welchem die Verlagshandlung eine wirklich musterhafte Ausstattung zuteil werden liefs, dürfte nicht nur Schülern, sondern auch Lehrern willkommen sein, letzteren bei der Auswahl von Aufgaben für Schularbeiten oder Prüfungen.

Würzburg. Dr. Zwerger.

G. Thiele, de antiquorum libris pictis capita quattuor. Marburgi Elwerti 1897. 43 S.

Die Frage der antiken Buchillustrationen ist sicherlich eine sehr interessante, aber bisher wenig geklärt. Die literarische Tradition ist sehr spärlich und die ältesten Bilderhandschriften selbst reichen nur bis ins 5. oder höchstens bis ins 4. Jahrh. hinauf. Nun hat man allerdings in der letzten Zeit angefangen den Miniaturen und Bildern dieser und späterer mittelalterlichen Handschriften gröfsere Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie auf ihre Quellen hin zu prüfen. Man hat es, um nur die wichtigsten zu nennen, für Terenz, für Arat und Vergil mit Wahrscheinlichkeit nachzuweisen versucht, dafs die mittelalterlichen Illustrationen auf illustrierte Ausgaben der römischen Kaiserzeit zurückgehen, indem die antiken Bilder mit grofser Treue und Zähigkeit von Kopie zu Kopie Jahrhunderte hindurch festgehalten wurden (Leo, Rhein. Mus. 1883 p. 345 ff. „Überlieferungsgeschichte des Terenz“ Bethe, Rhein. Mus. 1893 p. 91 ff. „Aratillustrationen“ P. de Nolhac „Le Vergile du Vatican et ses peintures“ Paris 1897). Aber erst die von Hartel und Wickhoff publicierte Bilderhandschrift der Wiener Genesis hat lebhafteres Interesse für die antike Buchillustration erweckt und gezeigt, welche Schätze hier noch zu heben sind. Selbst ein Werk der ausgehenden Antike weist sie durch die Verwandtschaft ihrer Abbildungen mit kampanischen Wandgemälden auf Vorbilder hin, die der besten römischen Zeit angehören.

Was hier für die Kenntnis der Bibelillustration geleistet worden ist, das beabsichtigt nun der Marburger Dozent Thiele auch für die wichtigsten der profanen Bilderhandschriften, aus denen bisher nur ausgewählte Beispiele in genügender Reproduktion vorlagen, (am besten bei Beissel, vatikanische Miniaturen, Freiburg 1893 und in den von der britt. paläographischen Gesellschaft publicierten „Facsimiles of ancient Manuscripts). Die vorliegende Schrift Thieles bietet zu diesem offenbar grofsartig angelegten Unternehmen die Prolegomena. Ich gebe im folgenden kurz den Inhalt der einzelnen Kapitel.

Im 1. Kap. „de Arati editionibus pictis“ setzt Thiele die Untersuchungen Bethes fort. Er vergleicht die vorhandenen Bilderhandschriften der lateinischen Aratübersetzung des Germanicus und unterscheidet zwei Klassen. Die erste Klasse vertreten durch einen cod. Bononiensis 188, Bernensis 88 und besonders durch den Leidener Vossianus lat. in qu. 79, weist mit ihren Illustrationen auf eine Prachtausgabe des Arat selbst

hin, die für das 4. oder 5. Jahrh. anzunehmen ist, die zweite Klasse vertreten durch einen cod. Basil. A. N. IV 18 und einen cod. Matrit. A 16 enthält rohere und jüngere Zeichnungen, setzt aber ebenfalls eine illustrierte Aratausgabe voraus. Beide Klassen aber zeigen die Spuren eines älteren Archetypus, welchen Th. dem 2. oder 3. Jahrh. zuschreiben zu dürfen glaubt. In einem umfangreicheren Werke, betitelt „Antike Himmelsbilder" sollen diese Illustrationen mit ausführl. Kommentar demnächst publiciert werden (bei Weidmann Berlin). Man darf besonders auf die Leidener Handschrift gespannt sein, da Th. ihre an die Antike erinnernde grofse Schönheit und Eleganz hoch rühmt.

Im 2. Kapitel „epicorum editiones in charta pictae" kann Th. einen Schritt weiter gehen. Zunächst werden die illustrierten Vergilhandschriften besprochen, die Bilder zu allen drei Werken des Dichters enthalten. Der Vatic. 3225 gehört selbst noch dem 4. oder 5. Jahrh. an, seine Bilder aber weisen viel weiter zurück und stehen den pompejanischen Wandgemälden nahe. Der Vatic. 3867 ist jünger und auch die Abbild. barbarischer; aber hier begegnet uns die merkwürdige Erscheinung, dafs unter den 19 Abbildungen dreimal das Porträt des Dichters selbst wiederkehrt. Das hat in dem zusammengehefteten Pergamentband keinen Sinn und wird von Th. mit dem in der früheren Kaiserzeit üblichen Papyrusrollensystem erklärt. An dem Kopf jeder der drei Papyrusrollen, welche immer das erste Buch der drei Werke des Dichters enthielten, wird der Abschreiber und Illustrator das Bild vorgefunden und so in seinem Pergamentband dreimal aufgenommen haben. So schliefst der Verf. aus diesen beiden Vergilhandschriften, dafs schon im 2. oder 1. Jahrh. v. Chr. illustrierte Papyrusausgaben des Dichters existierten. Wie für Vergil ist dies wohl auch für Homer anzunehmen, wenngleich die Illustrationen der einzigen homerischen Bilderhandschr., eines cod. Ambrosianus, nicht über das 4. oder 3. Jahrh. zurückweisen. Dagegen glaubt Th. die tabula Iliaca auf die Nachahmung früherer Buchillustrationen zurückführen zu können.

Das 3. Kapitel „de Nicandri, Theocriti, Medicorum libris pictis" sucht zu zeigen, dafs, vielleicht als Vorbild für die Vergilillustration, schon die Georgika des Nikander illustriert gewesen sind. Ein illustr. cod. Parisin. der *Θηριακά* und *Ἀλεξιφάρμακα* enthält nämlich nicht nur Illustrationen zu diesen Werken, sondern auch einen Pan mit dem Hirtenstab „per arbusta ambulantem," ein Bild, das Th. den uns verlorenen *Γεωργικά* desselben Verf. zuschreiben will. Dagegen wird der von Bethe (Rostocker Vorlesungsverz. 1895) versuchte Beweis für eine alte Bilderhandschrift des Theokrit zurückgewiesen.

Anhangsweise werden dann die wissenschaftlichen Werke besprochen, die von ihren Verfassern selbst durch Abbildungen erläutert wurden, so Werke der Mediziner, Architekten, Mathematiker u. a., bei denen die Beigabe von Illustrationen durch eine bekannte Pliniusstelle (XXV, 8) schon für das letzte Jahrh. vor Chr. gesichert ist. Neues bietet hier der Verf. nicht.

Das 4. Kapitel endlich ist betitelt „de Aesopiarum fabularum picturis.“ Während für die bisher genannten Schriftsteller Th. nur die Untersuchungen anderer berichtigt, fortgesetzt und zusammengefafst hat, gilt es für die Fabeldichter die erste Grundlage der Forschung zu legen. Die älteste illustr. Fabelhandschrift ist eine prosaische Phädrusparaphrase des Romulus aus dem XI. Jahrh. (Vossianus lat. 8° n. 15). Die Paraphrase wie die dazu gehörigen Zeichnungen sind nicht aus Phädrus allein genommen, sondern setzen eine vollere Fabelsammlung voraus, welche den Titel des Äsop selbst trug und an der Spitze sein Bild. Doch kann diese Sammlung nicht älter als Babrius sein, da eine Fabel diesem Dichter entnommen ist. Weitere Vermutungen über die Zeit dieser vorauszusetzenden illustr. Äsopausgabe stellt der Verf. nicht auf, doch scheinen ihm auch hier die Zeichnungen noch antiken Charakter zu verraten. Weiter stellt der Verf. z. T. nach Hervieux „les fabulistes latins“ Paris 1883—96 die sämtlichen illustrierten Fabelhandschriften zusammen, deren Studium ihm bisher noch nicht möglich gewesen. Aber selbst in den ersten Drucken finden sich noch Spuren antiker Illustration, besonders ein Bild des Dichters Äsop, nach Art des Orpheus die Tiere um sich scharend. Nach der Herausgabe der „antiken Himmelsbilder“ sollen dann auch die Illustrationen zu den Epikern und zu den äsopischen Fabeln folgen.

Unterstützt durch eine umfassende Handschriftenkenntnis hat der Verf. seine Untersuchung mit Scharfsinn und Mäfsigung geführt. Die Richtigkeit seiner Beobachtung vorausgesetzt, dürften wir mit Sicherheit annehmen, dafs es illustrierte Papyrusausgaben der Dichter schon in der frühesten Kaiserzeit gegeben hat, und darnach dürfte auch für die Archäologie aus diesen mittelalterlichen Handschriften noch mancher Gewinn zu erwarten sein. Immerhin wird man gut thun die Illustrationen selbst abzuwarten. Denn es gibt doch zwei Punkte, die sehr zur Vorsicht mahnen. Erstlich erscheint es auffallend, dafs in der Literatur die imagines des Varro und Atticus und die bei Seneca de tranq. 9. 7 erwähnten Titelporträts ausgenommen nicht eine sichere Stelle diese Sitte für jene frühe Zeit bezeugt. Und ebenso hätte man bei der grofsen Masse der Papyrusfunde der letzten Jahre, darunter viele Dichterfragmente, wohl erwarten dürfen auch eine Spur von Illustration zu finden; bisher aber ist von einer solchen nichts bekannt geworden. In jedem Falle aber verdient das Unternehmen des Verf. vielseitigen Dank und wünschen wir ihm einen rüstigen Fortgang.

Würzburg. Wilhelm Wunderer.

Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea. Mit Plänen, Sektionen und anderen Tafeln. Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XX. Bd. III. Abt. München 1897. Verlag der k. Akademie. 193 S.

Vor 22 Jahren wies De Rossi im Bulletino di archeologia cristiana auf die Notwendigkeit einer methodischen Durchforschung der Sicilia

sotterranea cristiana hin, der 'vera sorella della Roma sotterranea: certo sorella minore per la copia, varietà ed antichità dei monumenti, ma forse maggiore per la grandiosità delle forme architettoniche'. Einem deutschen Gelehrten gebührt der Ruhm, durch obiges Werk den ersten bedeutenden und bahnbrechenden Schritt auf diesem Wege gethan zu haben. Joseph Führer hat in ihm die Ergebnisse eines zweimaligen längeren Aufenthaltes in Ostsicilien und vornehmlich in Syrakus niedergelegt. Ausgerüstet mit reichen Kenntnissen auf dem Gebiete der heidnischen und christlichen Archäologie, versehen mit den besten Instrumenten für Vermessungen und photographischen Aufnahmen und geübt in deren Gebrauch, machte er sich 1894—1895 an die zum grofsen Teil unendlich mühsame und nicht ungefährliche, auch seine Gesundheit schwer schädigende Aufklärung und Durchforschung einer von der wissenschaftlichen Welt vordem nicht einmal geahnten Menge von Katakomben. Allein in dem südöstlichen Ausläufer Siciliens, in den Abdachungen des Monte Lauro, hat Führer aufserhalb des Stadtbereiches von Syrakus mehr als 70 derartige unterirdische Bestattungsanlagen festgestellt, eingehend untersucht und in genauen Plänen verzeichnet. Von dem ungeheuren Material, welches er namentlich von diesem zweiten Aufenthalt in Sicilien nach Hause mitbrachte, bietet er in seinem für die sicilische Katakombenforschung grundlegenden Werke nur einen kleinen Teil, nur dasjenige, was dazu dient, von den 3 syrakusischen Nekropolen S. Giovanni, Cassia und S. Maria di Gesù ein topographisch-historisch-künstlerisch richtiges und vollständiges Bild zu geben.

Sicilien ist so recht eigentlich das Land der Felshöhlen. Was sich im Kalktuff infolge von Durchsickern des Wassers ganz naturgemäfs von selbst gebildet hatte, ahmten schon die vorgeschichtlichen Einwohner der Insel in ganz erstaunlichem Umfange nach. Hunderttausende von künstlichen Höhlen bedecken den Boden und besonders die Wände der Felsen, welche überall zu Tage treten. Hat doch ein langgestreckter Berg im Westen Siciliens von der Fülle der an seinen Abhängen fensterartig zu tage tretenden Grabkammern den Namen Monte Finestrelle erhalten. Und die Griechen setzten die Aushöhlung der Felsen zu Bestattungs- und anderen Zwecken fort. Einen eigenartigen und zum Teil auch grofsartigen Charakter nahmen die Felsgräberanlagen in der frühchristlichen Zeit an, wie Führer, dem der treffliche, vor einigen Jahren hochbetagt verstorbene Saverio Cavallari und Paolo Orsi, der hochverdiente Direktor des syrakusischen Nationalmuseums, vorgearbeitet hatten, nunmehr an drei syrakusischen Katakomben nachweist. Diese kamen, wie ebenfalls aus der sorgfältigen und allseitigen Untersuchung Führers hervorgeht, zu ihrer die engen und meist niedrigen Gräbergänge in dem morschen Tuffboden Roms zum Teil weit übertreffenden Stattlichkeit und Grofsräumigkeit erst Hand in Hand mit der erstarkenden Kirche und einer gewissen Nachblüte von Syrakus und haben nicht selten antike Cisternen, Brunnen Wasserleitungen sich einverleibt, jene als Gräberrotunden und Oberlichtöffnungen, diese nach der notwendigen Erweiterung als Korridore.

Schon ein kurzer Blick auf die beiden grofsen, mit erstaunlicher Sorgfalt im Mafsstabe von 1 : 200 ausgeführten Pläne, deren erster die Nekropole der Kirche San Giovanni, der andere die unter der Vigna Cassia und das durch eine antike Wasserleitung damit verbundene Coemeterium der Kirche S. Maria di Gesù darstellt, lehrt uns einen auffallenden Unterschied zwischen diesen beiden in Unterachradina südlich von den Latomien gelegenen Katakombenkomplexen kennen, einen Unterschied, der sich bei der Untersuchung ihrer inneren Ausstattung durch bildende Künste und Inschriften als eine Folge der verschiedenen zeitlichen Entstehung und Benutzung, resp. Erweiterung der Nekropolen ergibt. Bei S. Giovanni sehen wir bis gegen 5 m breite und bis 3½ m hohe Gänge, von denen rechts und links sich Arcosolien mit nicht wenigen Gräbern hintereinander öffnen, wir sehen eine Anzahl stattlicher Rundsäle, die bis etwa 10 m Durchmesser und bis 7 m Höhe haben. Der ganze von dieser Katakombe eingenommene Raum ist für Tausende von Gräbern so raffiniert ausgenutzt, dafs auf dem gleichen Niveau an vielen Stellen kaum für ein einziges Grab mehr Platz übrig gelassen ist. Dagegen besteht der gröfste Teil der Coemeterien von Cassia und S. Maria di Gesù aus engen Gängen, welche oft kaum ein Mensch durchschreiten kann und auf deren beiden Seiten einzelne Grabnischen (Loculi) übereinander in das Gestein eingehauen sind. Allein der westlichste, von Führer mit dem Buchstaben A bezeichnete Abschnitt dieser Nekropole trägt den Charakter der von S. Giovanni, indem zu beiden Seiten eines schliefslich sich zweiteilenden aber auch sehr schmalen Ganges Arcosolien bis zu 12 m Tiefe in die Felsmasse eindringen und 1 bis 2 Dutzend Gräber hintereinander enthalten. Daneben sind, wie bei S. Giovanni hie und da auch Loculi in die Seitenwände eingehauen. Nur in der Mitte etwa des gesamten Gräberkomplexes befindet sich ein 11 m langer, 7 m breiter und bis 7 m hoher Saal, an den sich ein kleiner Nebenraum anschliefst, wohl als Versammlungsplatz zum Zwecke von Andachtsübungen. Übrigens finden sich in diesen zwei Nekropolen, wie in geringerem Grade auch in der von S. Giovanni, mehrfach Grabanlagen mit Arcosolien und Loculi ober- oder unterhalb der schon bestehenden. Führer sieht in allen in Betracht kommenden Umständen 'eine genügende Grundlage für die Anschauung, dafs der westliche Hauptabschnitt der Nekropole Cassia thatsächlich ebenso wie die Osthälfte dieses Katakombenkomplexes und das Coemeterium von S. Maria di Gesù bis in das 5. Jahrhundert herab zu Begräbniszwecken verwendet wurde, im Gegensatz zu jenen weiter östlich gelegenen Sepulkralanlagen aber auch in seinem Grundstock nicht schon in der 2. Hälfte des 3. Säkulums, sondern erst im Anfang des 4. Jahrhunderts entstanden ist. Dem gegenüber bietet Form und Inhalt des epigraphischen Materials, welches in der Nekropole von S. Giovanni zu Tage gefördert wurde, bestimmte Anhaltspunkte dafür der, dafs einerseits der Ursprung dieses Coemeteriums in eine etwas spätere Epoche fällt, andererseits aber die Benützung desselben sich über einen weit gröfseren Zeitraum erstreckte' (S. 159).

Das auf die beiden ersten der topographischen Beschreibung der

drei Katakomben gewidmeten Kapitel folgende dritte ist von ganz besonderem Werte und Interesse. Es behandelt in eingehender Betrachtung ihre innere Ausstattung in architektonischen Einzelheiten, durch Malerei, Plastik, Inschriften und Werke der Kleinkunst. Viele der von Führer beschriebenen und erklärten Dinge hat er auch zuerst entdeckt, eine Menge von Malereien und Inschriften, vornehmlich die des Arcosolgrabes der Deodata, zuerst richtig gedeutet, zu anderen schon vor ihm veröffentlichten Inschriften Verbesserungen beigebracht. Unter den, übrigens sehr wenigen und nur in der Katakombe von S. Giovanni gefundenen, Werken der Plastik wird natürlich dem berühmten und literarisch oft besprochenen Sarkophage der Adelfia, welchen Sav. Cavalleria 1872 wieder ans Tageslicht gebracht hat, und seinen Reliefdarstellungen aus dem alten und neuen Testament eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu Teil. Nach dem, was Führer aus den bis jetzt von ihm gehobenen Schätzen der Öffentlichkeit und der Wissenschaft geboten hat, kann man nur wünschen, dafs einem so bewährten Forscher auf dem Gebiete der christlichen Archäologie auch fernerhin die Mittel und die Gelegenheit geboten werden möchten, das mit so ausgezeichnetem Erfolge Begonnene fortzusetzen.[1])

Dem Texte sind aufser den beiden grofsen Gesamtplänen der drei Katakomben noch 12 vortreffliche Tafeln in Lichtdruck beigegeben, welche in Zeichnung entworfene Durchschnitte einzelner Katakombenteile und photographische Ansichten architektonischer, plastischer, malerischer, epigraphischer Art enthalten. Dieser bildnerische Anhang enthält bei weitem nicht alles, was Führer durch Zeichnung und Photographie als anschauliche Ausbeute aus der Unterwelt Siciliens mitgebracht hat. Er stellt uns noch vieles für eventuelle weitere Veröffentlichungen in Aussicht. An diesem Punkte aber möge er uns gestatten, einen Wunsch auszusprechen, dessen Erfüllung die Benutzung besonders von Plänen bedeutend erleichtern würde. Man vermifst nämlich auf den beiden vorliegenden aufser den Buchstaben des Planes II, welche die verschiedenen Gräberkomplexe bezeichnen, jegliche orientierende Beischrift. Wie viel rascher würde man sich auf ihnen zurecht finden, wenn aufser der allerdings durchweg klaren topographischen Beschreibung im Texte auf Plan I noch z. B. 'Decumanus maior', 'Decumanus minor', 'Rotunde der Antiochia', 'R. der Adelfia', 'R. delle sette vergini (dei sarcofagi)', 'Capella di Eusebio (dell' anfora)', 'Grab der Deodata', auf Plan II 'Rotunde der Heraklia', 'R. der Victoria', auf beiden die Eingänge beigedruckt wären. Für Seite 57, Mitte, z. B. würde eine Bezeichnung des 'Korridors' und des 'gewölbten Raumes von nahezu 12 m Länge' durch Buchstaben deren Auffindung auf dem Plane II rascher und sicherer möglich machen. Auch die Durchschnitte auf Tafel III möchte man auf den Plänen

[1]) Kaum hatte ich diese Worte geschrieben, so wurde mir durch einen glücklichen Zufall die erfreuliche Mitteilung, dafs F. in der That vom nächsten Herbst an auf ein volles Jahr seine Katakombenforschung in Sicilien fortsetzen wird. Q. b. f. f. q. s.



irgendwie, sei es durch korrespondierende Buchstaben oder durch Striche angegeben sehen.

Der Druck des Textes ist sehr sorgfältig. Abgesehen von ganz vereinzelten Versehen des Setzers ist mir nur S. 39, Zeile 3, das irrtümliche 'Südseite' statt 'Ostseite' aufgefallen.

Strafsburg im Elsafs. B. Lupus.

Otto Wackermann, Der Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus. Gymnasial-Bibliothek, 28. Heft, Gütersloh, Bertelsmann 1898.

Die Lektüre des Historikers Tacitus gehört neben der des Sophokles und Plato zu den Höhepunkten des Gymnasialunterrichts und bildet mit Recht den Abschlufs desselben; es wird sich auch nicht leicht ein Schüler dem Eindruck, den die Persönlichkeit des Historikers auf jedes empfängliche Gemüt machen mufs, entziehen können, wenn die Behandlung nur einigermafsen der Schwierigkeit der Lektüre entsprechend ist. Aber gerade bei einem Autor wie Tacitus reicht der Unterricht allein nicht aus; es ist erwünscht, dafs der Schüler Gelegenheit und Anleitung erhält, sich noch eingehender mit diesem Schriftsteller zu beschäftigen; diesem Zwecke soll auch das vorliegende Büchlein von Wackermann dienen.

Der Stoff ist zwar etwas breit behandelt und die Sprache nicht gerade fliefsend, fesselnd, neue Anschauungen bietet die Arbeit wenig, aber doch wird dem Schüler, der das mit liebevoller Teilnahme geschriebene Büchlein vollständig durchliest, die Persönlichkeit und Bedeutung des Historikers näher gebracht werden. Nach einer kurzen Einleitung über die Zeit des Tacitus behandelt der Verfasser die Familienverhältnisse des Schriftstellers, die Laufbahn, die einzelnen Schriften, im Anschlufs daran das Charakterbild der Kaiser Tiberius, Claudius, Nero, ferner die Art seiner Geschichtschreibung, die politischen, philosophischen, religiösen Anschauungen und den Stil.

Wenn hier auf 20 Seiten das Leben des Historikers behandelt wird, während Rösch in seinem trefflichen Büchlein (Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge v. Virchow u. Wattenbach, Heft 119) nur 3 Seiten darauf verwendet, so kann man daraus entnehmen, wie der Verfasser seinen Stoff dehnt und streckt; es sind eben Kombinationen, auf denen sich das Ganze aufbaut. Am besten scheinen mir die Nachrichten, die uns der jüngere Plinius überliefert, verwertet zu sein. Tacitus mufs überhaupt dem Kreise der Familie Plinius sehr nahe gestanden sein und vielleicht ist auf den Einflufs des Naturforschers die Vorliebe für naturwissenschaftliche Fragen, die sich besonders in den jüngeren Schriften Germania und Agricola, zeigt, zurückzuführen. — Im Folgenden wird der Inhalt der einzelnen Schriften und die daran sich knüpfenden Fragen ausführlich erörtert, überall sucht der Verfasser durch eingestreute Citate aus den betr. Schriften die Darstellung zu beleben. Die Übersetzung, die Wackermann bietet,

ist allerdings nicht immer musterhaft, zuweilen unrichtig. Der schöne Schlufs des Agricola cp. 46, bei Wackermann S. 33 wiedergegeben, enthält vielfache Unrichtigkeiten: ad contemplationem virtutum tuarum voces, quas neque lugeri neque plangi fas, est übersetzt W.: 'zur Betrachtung deiner Tugenden, die wohl zu betrauern, zu bejammern nicht gestattet ist' wodurch der Sinn völlig verschoben wird; et si natura suppeditet, similitudine colamus 'und reichen unsere Tage aus, wollen wir dich durch Ähnlichkeit des Wandels ehren;' natura mufs hier die Bedeutung von natürlicher Kraft haben; bewundern, loben können ihn die Angehörigen, so lange sie leben, aber ihm in ihrem Wesen ähnlich werden, nur wenn die natürlichen Gaben hinreichen, ein bewundernswerter Zug von Bescheidenheit und Pietät; ut omnia facta dictaque eius secum revolvant 'dafs sie alles was er gethan und geredet hat, sich wieder vor die Seele rufen' secum revolvere kann nur bedeuten: im Herzen bewegen, nicht die einmalige Erinnerung ist gemeint.

Wackermann zweifelt, ob die Biographie Agricola in das Jahr 97 oder 98 zu verlegen ist; aus der Einleitung cp. 3 quamquam primo statim beatissimi saeculi ortu Nerva Caesar res olim dissociabiles miscuerit, principatum ac libertatem, augeatque quotidie felicitatem temporum Nerva Traianus geht doch unzweideutig hervor, dafs die Zeit des Nerva abgeschlossen ist und Trajan schon die Regierung führt. — Bezüglich der Germania teilt der Verfasser die Ansicht von Asbach,[1]) dafs die politischen Verhältnisse beim Regierungsantritt Trajans den Historiker bestimmt hätten, diese Schrift herauszugeben; die Leser sollten darüber aufgeklärt werden, wie berechtigt die Verteidigungs- und Sicherungspolitik Trajans Deutschland gegenüber sei. Asbach macht es allerdings sehr wahrscheinlich, dafs die Vorgänge am Rhein den Historiker zur Veröffentlichung seiner Einzelstudie veranlafst haben, aber dies hindert doch nicht, sie als eine ethnographische Vorarbeit für die Annalen und Historien, in denen die Germanen eine so bedeutende Rolle spielen, zu betrachten. Die Germania ist im grofsen dasselbe, was die Britannia (Agricola 10—13) im kleinen zu bedeuten hat, der Historiker will eine genaue Charakteristik des Volkes geben, mit dem er sich so vielfach zu beschäftigen hat.

S. 42—73 gibt der Verfasser eine Inhaltsangabe der Historien und Annalen; er bemüht sich die schönen Gestalten eines Germanicus und Paetus Thrasea hervorzuheben, aber daneben hat er allzu eingehend einen Tiberius, Nero behandelt. „In diese düstere Welt die Jugend einzuführen, erschien mir immer als ein Unrecht“ sagt Schanz in seiner Literaturgeschichte S. 380 mit vollem Recht; will man von den Annalen etwas lesen, so sind es die herrlichen Abschnitte über die Feldzüge des Germanicus, also Abschnitte, die sich direkt auf Deutschlands Geschichte beziehen; alles übrige versteht der Schüler noch nicht oder es eröffnet dem Jüngling Einblicke in eine Welt, die ihm besser noch verschlossen bleibt. Dialogus, Agricola, Germania, die

[1]) Jul. Asbach, Römisches Kaisertum und Verfassung bis auf Traian. Histor. Einleitung zu den Schriften des Tacitus. Köln, Schauberg, 1896.

auf die Germanen sich beziehenden Abschnitte der Annalen genügen vollständig, um den Historiker kennen und lieben zu lernen. — Am wertvollsten sind die Bemerkungen des Verfassers über Tacitus als Historiker, über seine politischen, philosophischen und religiösen Anschauungen; denn darauf kommt es vor allem an, dafs der Schüler nicht nur den Inhalt der Schriften kennen lernt, sondern auch eine Ahnung von der hinter denselben stehenden bedeutenden Persönlichkeit bekommt. Sehr gut ist die politische Anschauung des Tacitus gezeichnet, der Historiker ist Aristokrat durch und durch, fast bis zum Vorurteil, im Herzen sehnt er sich nach der alten Zeit, aber doch betrachtet er die Monarchie als ein notwendiges Übel; auch dem, was der Verfasser über die religiöse Überzeugung des Historikers sagt, kann man nur zustimmen; der berühmte Schlufs des Agricola: si quis piorum manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore extinguuntur magnae animae ist nicht Ausdruck des Zweifels, sondern ein Trost, den Tacitus den Seinigen läfst; seine eigene positivistische Meinung gibt er deutlich im Folgenden: quidquid ex Agricola amavimus, quidquid mirati sumus manet mansurumque est in animis hominum, in aeternitate temporum. Schliefslich bespricht der Verfasser noch den Stil und die Mittel der Darstellung, wobei er eine Äufserung von Franz Passow zu Grunde legt: 'Der Gegensatz ist die eigentliche Seele der Darstellungen des Tacitus.' Ich weifs nicht, wo Passow dieses treffende Urteil abgibt, jedenfalls ist es nicht blofs so zu verstehen, wie Wackermann es auffafst, als Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, sondern als ein künstlerisches Mittel der Darstellung; freilich der Wirkung des Kontrastes zu Liebe hat er oft bald zu dunkel, bald wieder zu hell die Farben gemischt.

Zweibrücken. C. Wunderer.

Dr. Ernst Berner, Kgl. Preufs. Hausarchivar, Geschichte des Preufsischen Staates. Mit 17 Tafeln und Beilagen in Farbendruck, 92 Buchdruckbeilagen, etwa 400 Abbildungen im Text und 7 Karten. München und Berlin, 1891. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

Das erste Heft des 1891 begonnenen Werkes wurde auf S. 333 ff. des XXVIII. Bandes dieser Blätter kurz angezeigt. Es liegt nunmehr in einem stattlichen Bande von X und 758 Seiten vollendet vor uns. Zeigt sich auch gegen Ende, namentlich im kriegsgeschichtlichen Teil, eine etwas engere Zusammendrängung des Stoffes, als man wünschen möchte, und als wohl auch anfänglich beabsichtigt war, so wird doch, zumal da es für diese Seite an die gleichen Ziele verfolgenden und ausführlichen Darstellungen wahrlich nicht mangelt, hiedurch der Wert des Buches im ganzen keineswegs beeinträchtigt.

Besondere Anerkennung verdient an Berners Geschichte die rühmliche äufsere Ausstattung, welche die Verlagshandlung, weder Mühen noch Kosten scheuend, dem Werke angedeihen liefs. In dieser Be-

ziehung ist selbst den weitestgehenden Wünschen vollauf entsprochen. Nur eine genealogische Tabelle, wenn auch lediglich auf die brandenburgisch-preufsischen Hohenzollern beschränkt, hätte nicht vorenthalten werden sollen. Auch würde unsers Erachtens eine blofs auf den aus dem Buche selbst sich ergebenden Bedarf beschränkte und etwa Brechers historischer Wandkarte des preufsischen Staates nachgebildete Karte dem Leser bessere Dienste leisten als die sieben in dem grofsen Bande zerstreuten Kärtchen desselben Kartographen. Indes bietet das Werk an Kunstbeilagen anderweitig so viel des Guten und Dankenswerten, dafs es in der That unbillig wäre, nach dieser Richtung über Einzelheiten rechten zu wollen. Gehen wir somit zum Texte selbst über, der, den reichen und mitunter köstlichen Bilderschmuck in vollen Ehren gehalten, bei einem Geschichtswerke denn doch die Hauptsache sein mufs.

Berner schrieb seine Geschichte des preufsischen Staates in populärer Darstellung ohne allen gelehrten Apparat, jedoch mit gründlicher Berücksichtigung der neueren einschlägigen Forschungen zunächst für die Angehörigen dieses Staates, ebensowohl aber für das gesamte deutsche Volk. Seine allenthalben ersichtliche Absicht ist, dem Leser zu zeigen, dafs sich das Wachstum Brandenburg-Preufsens mit nichten, wie vielfach geschehen, aus einer durch Glück und Talente begünstigten Herrschsucht erklären lasse, dafs vielmehr das treibende Motiv seiner Entstehung einzig und allein eine bis zur Stunde fortgesetzte Erfüllung der jeweiligen Pflicht sei. „Die Erfüllung des Pflichtgebotes ist recht eigentlich das Wesen unseres Staates.“ Dem Verfasser geschähe Unrecht, wollte behauptet werden, die Eingenommenheit für den Schauplatz und die Persönlichkeiten seiner Helden machten ihn für alle und jede Schattenseiten blind; dann und wann, als Ausnahme allerdings und mehr behufs Bestätigung der Regel, kommen auch solche zum Vorschein. Allein das läfst sich getrost sagen, dafs derartige Verdunkelungen auf einen mit der historischen Wahrheit nicht immer vereinbaren Mindestumfang eingeschränkt sind, und dafs nicht eben selten geradezu Lichtpartien hergestellt wurden, wo Personen und Dinge, von einem andern und geschichtlich kaum ernstlich zu beanstandenden Standpunkte aus betrachtet, in einer sehr wesentlich veränderten Gestalt sich zeigen müfsten. Wir bezweifeln keinen Augenblick, dafs es dem Verfasser mit seinem S. 326 ausgesprochenen Grundsatz voller Ernst ist, der Geschichtschreiber solle sich gerade bei den grofsen Heldengestalten seines Volkes ängstlich vor der leisesten Übertreibung hüten; es wird sich nur fragen, ob die thatsächliche Bethätigung dieser Vorsicht bei so warmer, ja mitunter heifsblütiger Vorliebe immer möglich war; ob nicht infolge des gleichen Anlasses einmal Heldengröfsen geschaffen wurden, wo eine nüchternere Beurteilung sich nicht zu demselben Flug zu erschwingen vermöchte; ob nicht manchmal diesen erzielten Heldengröfsen entgegenstehende Personen und Verhältnisse zu ihrem ungebührlichen Schaden der wahren historischen Überlieferung entkleidet und umgemodelt werden mufsten. Wir wenigstens vermögen trotz besten Willens nicht immer

„preufsische Grofsmut“ und „hochherzige Nachgiebigkeit“, „preufsische Bescheidenheit“ und wie alle die andern nach des Verfassers Ansicht spezifisch preufsischen Tugenden heifsen mögen, zu erkennen, vollends nicht immer ein „unterdrücktes Preufsen“, wo er gegenüber „einer gewohnheitsmäfsigen Geschichtschreibung“, von der er wiederholt spricht, mit Nachdruck auf ein solches verweisen zu müssen glaubt. Und wie viel Tücke und Verrat wird durch den Verlauf von Jahrhunderten von Berner nicht Österreich schuld gegeben, dafs es nicht schon von sehr frühen Zeiten an Brandenburg-Preufsen hinsichtlich der Stellung in Deutschland als gleichberechtigt oder lieber gleich als übergeordnet gutmütig anerkannte! Man sollte meinen, Preufsen hätte im grofsen und ganzen eine so ruhmreiche Geschichte, dafs sie so wenig tragfähiger Stützen, so wenig haltbarer Verkleisterungen, so künstlichen Aufputzes sicher nicht bedarf. Derartiges Beiwerk verunziert den stattlichen Bau weit mehr, als es ihm frommt.

Hingegen gebührt volle Anerkennung der umfassenden und sorgfältigen Bedachtnahme auf die innere Entwickelung des preufsischen Staates. Was nach dieser Seite von der Pflichttreue der Hohenzollern und ihres zur gleichen Tugend erzogenen Volkes rühmend erzählt wird, ist so ziemlich ausnahmslos als zutreffend zu begrüfsen.

In konfessioneller Beziehung steht das Werk auf protestantischem Standpunkte; ein paar Auslassungen gegen die katholische Kirche sind leidlich mäfsig gehalten. Wenn so auch die Märe des vom Papste an Daun geschickten geweihten Hutes und Degens nicht fehlt, so entschädigt dafür auf S. 623 die Mitteilung, dafs Niebuhr für das Wesen der katholischen Kirche grofses Verständnis besafs und seine Hochachtung vor dem Katholizismus offen bekundete. Da nicht wohl anzunehmen ist, dafs dem Verfasser die Vorgänge, welche zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. am Berliner Hofe schliefslich zum Übertritt seiner Gemahlin, der bayerischen Prinzessin Elisabeth, zur evangelischen Lehre führten, unbekannt sind, so hätte er S. 648 die Angabe, derselbe sei „gewifs ohne Zwang und nach eigenem Willen“ erfolgt, richtiger weggelassen.

Zu den lobenswerten Eigenschaften des Buches zählt ferner die grofse Zuverlässigkeit der Data und die Sauberkeit von Druckfehlern. Wenn z. B. S. 278 Stanislaus Lescinsky ein volles Menschenalter vor seinem Tode „alt“ genannt wird, oder wenn der Turnvater Jahn S. 586 schon mit c. 33 Jahren „der Alte“ heifst, oder wenn S. 705 und 752 der jetzige König von Dänemark Christian IX. als Christian XI. vorgeführt wird, oder wenn S. 358 Z. 2 v. o. das Wort „Frieden“ fehlt, so darf bei einem so umfangreichen Buche ob derlei wenig belangreicher Versehen ein Aufhebens nicht gemacht werden.

Die Sprache, klar, ohne alle verwickelten Perioden und anziehend, entspricht in dieser Hinsicht durchaus dem populären Charakter des Werkes. Der Ausdruck geht nach dieser Seite da und dort vielleicht etwas zu weit. Manche Bilder sind doch gar zu kühn gewählt; so z. B.: das deutsche Volk hatte am Grofsen Kurfürsten einen Heros gefunden, an dem es sich emporranken konnte (S. 197); Frankreichs

Plan war, Österreich völlig zu zerschlagen und mit den Scherben andere Fürsten zu vergröfsern (S. 344); das Kielwasser Österreichs (S. 464 u. 549). Als Beispiele von Eigenartigkeit des Ausdruckes anderer Art seien folgende erwähnt: ein tapfer zertretenes Land (S. 143); sich nicht grofs kümmern (S. 163); darauf brennen (S. 184, 463, 537, 604); die Österreicher zerschlagen (S. 393; vgl. 344 u. 523); der alte Regensburger Reichstag wurde ausgegraben (S. 566); abgünstig behandeln (S. 580). Auch an das Triviale streifende Wendungen sind nicht ausgeschlossen; so z. B. ist S. 173 von einer Gevatterwirtschaft die Rede: die Magistrate sperrten sich (S. 174); nebenbuhlern (S. 385); die Bocksprünge der russischen Minister (S. 415); der Fensterausguck des philisterhaften Sinnes (S. 427), den König wurmte die drakonische Strenge (S. 442); die betroffenen Kleriker zeigten saure Gesichter (S. 447); ein spanisches Kapuzinerlein (ibid.); die Antreibungen der Bürgerschaft (S. 511); Napoleon hatte die zornige Kraft der Preufsen geschmeckt (S. 544); habsburgisches Aufbegehren (S. 717).

Hinsichtlich der Orthographie wäre gröfsere Korrektheit, jedenfalls mehr Konsequenz zu wünschen. Zum Belege hiefür seien aus dem Allerlei der hieher einschlägigen Ungereimtheiten nur etliche sozusagen als typische namhaft gemacht. S. 105 bietet aufs Äufserste. (S. 110 von Aufsen, S. 141, 210 und 594 im Stande sein, S. 239 Stand halten, S. 262 in Stand setzen, während sonst derlei adverbiale Ausdrücke richtig mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben sind. S. 144 steht allmälich, S. 158, 180, 181 und 388 allmälig, sonst richtig allmählich. Die Schreibweisen Joseph und Josef sind im Buch so ziemlich gleichmäfsig verteilt. S. 187 bietet der pyrenäische Friede, S. 676 das schwarze Meer; anderswo steht richtig der Westfälische Friede, der Grofse Kurfürst. S. 289 ist Liederjahn geschrieben, S. 437 Liderjahn; S. 447 Untertan neben Unterthan; S. 487 Rohheit, S. 498 Roheit; S. 591 Selbstständigkeit, sonst richtig selbständig; S. 685 Gährung, sonst richtig gären. Ebenso wird gewechselt mit giltig und gültig, Schoofs und Schofs, Steinsche Grundsätze (S. 614) und Taxis'sche Verwaltung (S. 630). Statt Fink war zu schreiben Finck.

Von den letzteren in einem Geschichtswerke von der Bedeutung des Bernerschen immerhin untergeordneten Dingen hätten wir nicht gesprochen, besäfse es nicht zugleich für die Schülerlektüre eine Reihe schwer wiegender Vorzüge. Wir halten diese Vorzüge für so belangreich, dafs uns die stellenweise allzu weit gehende Verherrlichung Preufsens, der ausschliefslich protestantische Standpunkt, mancherlei Mängel an Ausdruck und Unregelmäfsigkeit in der Orthographie nicht hindern, dasselbe für die Anschaffung in die Schülerlesebibliotheken der zwei obersten Gymnasialklassen zu empfehlen; indes werden die Schüler auf diese das Werk weniger empfehlenden Seiten im voraus allerdings aufmerksam zu machen sein.

Dr. H. Winter, Schuldirektor in München. Kurzer Lehrgang der Alten Geschichte unter Mitberücksichtigung der Sagen- und Kulturgeschichte für Mittelschulen. Mit 7 Geschichtskarten und 27 kulturgeschichtlichen Abbildungen. München 1899. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. VI und 160 Seiten. Preis 1 M. 75 Pfg.

Auf S. 502 des XXXII. Bandes dieser Blätter wurde unter Bezugnahme auf das 2. Bändchen von Winters „Lehrbuch der Deutschen und Bayerischen Geschichte" die Frage zu ernster Erwägung empfohlen, „ob nicht an Anstalten mit zweimaligem Geschichtskursus der Stoffreichtum jenes Bändchens dadurch nutzbar gemacht werden könnte, dafs auf der unteren Stufe nur das unerläfsliche Material verwertet würde, das übrige auf der oberen. Manches aus dem letzteren liefse sich so immerhin auch auf der unteren als Lesestoff verwenden".

Natürlich müfste ein Gleiches von Winters 1897 erschienenem und auf S. 715 f. des XXXIII. Bandes dieser Blätter besprochenem „Lehrbuch der Alten Geschichte" gelten.

Von diesem Gedanken, dem Winter damals nahe stand, wurde er dadurch abgebracht, dafs aus Fachkreisen an ihn wie an den Verleger wiederholt die Anfrage kam, ob sich nicht neben dieser gröfseren eine kleinere Ausgabe ermöglichen lasse; auch Wünsche nach Verbilligung des Buches seien dabei laut geworden.

In Anbetracht der von Jahr zu Jahr zunehmenden Menge von Schulbüchern, die Schülern und Eltern zugemutet werden, hätte es sich nach meiner unmafsgeblichen Meinung empfohlen, dafs der Verfasser diesen Anregungen gegenüber lieber unzugänglich geblieben wäre. Ein nicht zu unterschätzender Grund hiefür dürfte unter anderen der sein, dafs Schüler, die den zweiten Geschichtskursus thatsächlich durchmachen, in diesem ihrem „Geschichts-Winter" auf der oberen Stufe einen liebgewordenen alten Bekannten wieder vorfänden, dem, an sich nicht arm an mancherlei für den reiferen Schüler neuen Reizen, der richtige Lehrer unschwer anderweitige neue Lichter aufsetzen würde. Vollends aber Schülern, die aus welchem Anlafs immer diesen zweiten Geschichtskursus nicht mehr durchkosten wollen oder können, dürfte der Besitz eines so hübschen und verlässigen Buches wie des Winterschen auch im späteren Leben gute Dienste leisten, vorausgesetzt freilich, dafs nicht in althergebrachter Weise nach erfolgtem Schulgebrauche darüber anderweitig verfügt wurde.

Allein die Dinge liegen nun einmal anders, und so haben denn auch andere Faktoren den Ausschlag gegeben. Wie ehedem eines kleinen und eines grofsen Pütz, so sollen sich unsere einschlägigen Schulen künftig eines kleinen und eines grofsen Winter erfreuen.[1])

Was nun Winters „Kurzen Lehrgang" selbst anlangt, so wird an ihm, ist man mit dem Zweibuchsystem einverstanden, kaum viel auszusetzen sein. Schon die vornehme Ausstattung berührt sympathisch.

[1]) Nachträglich erfahre ich, für die beiden Bändchen der Deutschen und Bayerischen Geschichte werde eine kleinere Ausgabe nicht beabsichtigt.



Darüber, dafs das verwertete Material auch in ihm etwas reich ausgefallen ist, läfst sich mit dem Verfasser deshalb nicht rechten, weil auch diese kürzere Fassung als Lern- und als Lesebuch zugleich dienen soll. Wie von einem Winterschen Buche nicht anders zu erwarten, ist auch der „Kurze Lehrgang" nach Gesamtanlage und Einzeldurchführung wohldurchdacht und sorgfältig ausgearbeitet. Die Karten sind in beiden Büchern die gleichen. Von den Abbildungen der gröfseren Ausgabe fehlen in der kleineren nur das Löwenthor von Mycenae, die Akropolis von Athen, das Römische Forum, das Pantheon des Agrippa und die Münze des Kaisers Diokletian. Die Nummern 19 und 20 sind auf S. 97 lediglich infolge eines Versehens mit 17 und 18 bezeichnet. Von den 117 Paragraphen der gröfseren Ausgabe sind in der kleineren scheinbar 8, in Wirklichkeit 4 in Wegfall gekommen; denn der Hauptinhalt der §§ 18, 48, 67 und 105 wurde, der Selbständigkeit entledigt, an die je vorausgehenden Paragraphen angereiht. Im Text ist gut fast durchweg der gleiche Wortlaut belassen worden, unbeschadet mancherlei formeller Veränderungen: die Verschiedenheit beschränkt sich auf zahlreiche Kürzungen, da und dort auch auf eine kleine Einschiebung.

Soweit ist ja alles gut. Allein trotz des besten Willens vermag ich den Eindruck nicht los zu werden, ob sich nicht diese Umgestaltung dadurch hätte vermeiden lassen, dafs der der 6. Klasse vorbehaltene Stoff durch irgend eine Bezeichnung im Lehrbuche kenntlich gemacht worden wäre. Und zudem liegt mir die Vermutung nicht ferne, es werden unter völliger Verkennung der guten auf eine Verbilligung des Buches abzielenden Absicht ganz im Gegensatze hiezu Klagen über die recht beträchtliche Verteuerung laut werden: für 5 neue Bildchen, 4 Paragraphen und die mancherlei Texterweiterungen, sozusagen für die „Zuwage", seien nunmehr 2 M. 45 Pfg. nachträglich zu entrichten, nachdem das Kaufobjekt selbst für 1 M. 75 Pfg. bereits erworben war. Alle Berechtigung liefse sich dieser Auslassung kaum absprechen.

Dr. H. Winter, Schuldirektor in München, Lehrbuch der Deutschen und Bayerischen Geschichte mit Einschlufs der wichtigsten Thatsachen der aufserdeutschen Geschichte und der Kulturgeschichte für Höhere Lehranstalten. Mit 11 Geschichtskarten und 30 kunstgeschichtlichen Abbildungen. II. Bändchen: Neuere Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. 2. Aufl.[1]) München 1899. Druck u. Verlag von R. Oldenbourg.

Gegenüber den 230 Seiten der 1. Auflage bietet die neue ihrer 232. Daraus liefse sich auf einen im ganzen unveränderten Neuabdruck schliefsen. Ein näheres Zusehen ergibt jedoch eine derart grofse Anzahl von Abänderungen, dafs kaum die eine oder die andere Seite des Buches von solchen gänzlich unberührt geblieben ist. Sie

[1]) Über die 1. Auflage siehe S. 500—504 des XXXII. Bandes dieser Blätter.

sind allerdings vorzugsweise formeller Art; indes fehlt es auch keineswegs an sachlichen. Bald wurde der Übersichtlichkeit zuliebe geändert, bald um in den Zusammenhang der Verhältnisse oder der Ereignisse gröfsere Klarheit zu bringen. Mancherlei Stellen wurden, vordem im Grofsdruck vorgetragen, nunmehr in den Kleindruck verwiesen; hier wurde ein neuer Absatz hergestellt, dort ein solcher beseitigt. Auch an verschiedenen Umstellungen fehlt es nicht; hier wurden etliche Zeilen gestrichen, dort etliche eingesetzt. Bald wurde ein mehr präziser, bald ein gewählterer Ausdruck neu eingetauscht, bald eine korrektere oder doch ansprechendere Periodisierung hergestellt, da und dort auch einmal Irrtümliches berichtigt. Auch auf eine wünschenswerte Konsequenz in der Rechtschreibung, in der Interpunktion und in der Angabe von Winken für die Aussprache von Fremdnamen wurde sorgfältig Bedacht genommen.

Prüft man alle diese Abänderungen auf ihre Berechtigung an sich, so ist gern anzuerkennen, dafs der Verfasser durchweg nach reiflicher Überlegung und von dem ernstlichen Bestreben durchdrungen, dem Buche eine thunlichst grofse Vollkommenheit zu sichern, so verfuhr. Vielleicht wird auch bezüglich der Mehrzahl dieser Änderungen zuzugeben sein, dafs sie im Interesse der sachlichen oder der sprachlichen Richtigkeit notwendig oder doch wünschenswert waren; allein von einer kaum viel geringeren Zahl läfst sich wenigstens die Notwendigkeit nicht behaupten. Und diese sind es, die meines Erachtens besser vermieden geblieben wären.

In der Vorrede zur 2. Auflage erinnert der Verfasser, bei der Herstellung derselben sei ein Hauptaugenmerk darauf zu richten gewesen, dafs die äussere Anordnung und die innere Einrichtung des Buches möglichst unverändert bestehen blieben, damit beide Bearbeitungen im Unterrichte ohne Hindernis neben einander benützt werden können.

Nun ja, wie man's eben nimmt. So weit meine Erfahrung reicht, gibt es fünf Hauptarten, nach denen die Lehrer beim Aufgeben einer neuen Geschichtslektion verfahren. Entweder suchen sie den Schülern den neuen Stoff in freiem Vortrage nach der Gliederung, nach dem Zusammenhang, der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit früher Behandeltem unter nachdrücklichem Hinweise auf die Ausscheidung von Wichtigem oder von weniger Belangreichem klar zu legen; oder sie erstreben dieses Ziel, selbst die Hauptrolle in der Diskussion übernehmend, examinatorisch mit den Schülern zu erreichen; oder sie lesen den neuen Stoff aus dem Buche vor und suchen, was die frei vortragenden Lehrer anstreben, durch Ausführungen zu erreichen, die sie an hiezu geeigneten Stellen einfügen; oder sie lassen das Vorlesen durch einen Schüler besorgen und schalten da und dort eine ergänzende Bemerkung ein; oder endlich sie verfahren in der Weise, dafs sie kurz angebunden verfügen: „Fürs nächste Mal werden die folgenden 3 Seiten gelernt.“ Dafs es aufser diesen fünf Hauptarten noch mancherlei Unterarten gibt, braucht nicht erst erörtert zu werden.

Hier ist nicht der Ort, auf den Wert oder Unwert dieser Unter-

richtsmethoden näher einzugehen; aber das sei hervorgehoben, dafs bei der vierten dieser Unterrichtsweisen, die kaum die seltenste ist, unter Benützung der Neuauflage unseres Buches gegenüber der alten viele, viele Schwierigkeiten und Störungen sich ergeben werden, ja schon bei der dritten, wofern nicht der Lehrer die verschiedenen Texte der beiden Auflagen genau kennt, und dafs, weist dereinst die dritte Auflage gegenüber der zweiten gleich viele Abänderungen auf, die erste neben der dritten dann völlig unbrauchbar sein wird: ein, von den vielen widerwärtigen Unterrichtsstörungen ganz abgesehen, auch für unsere Armenbibliotheken und für gymnasiastenreiche Familien mit nichten willkommenes Ergebnis. Dies der Grund, warum meines Dafürhaltens von nicht notwendigen belangreicheren Änderungen lieber Umgang zu nehmen war.

Schon in der Vorrede zur ersten Auflage wurde bemerkt, das Buch sei darauf eingerichtet, je nach dem Ermessen des Lehrers den Dienst eines Lern- und nebenher den eines Lesebuches der Geschichte zu thun.

Bei dieser Doppelnatur ist wohl anzunehmen, das Ermessen des Lehrers werde die letztere Aufgabe vorzugsweise dem Kleindrucke überweisen. Ist diese Voraussetzung richtig, so mag die Schwierigkeit einer derartigen Ausscheidung aus der Thatsache erhellen, dafs der Verfasser selbst gar manches früher im Lernstoffe Enthaltene nunmehr in den Lesestoff eingereiht hat.

Indes wie dem auch sei: Die geäufserten Bedenken ändern nichts daran, dafs der Verfasser für die Verbesserung seines ohnehin gut angelegten und sorgfältig ausgearbeiteten Buches keine Mühe scheute, und dafs er, nach Mafsgabe seiner einschlägigen Kenntnisse und seiner praktischen Erfahrungen mit rühmlicher Lehrtüchtigkeit ausgestattet, dem Buche nach Inhalt und Form eine Gestalt gegeben hat, die es mit den besten Lehrbüchern dieser Art vollberechtigt wetteifern läfst.

Der S. 228 neu angefügte Überblick der bayerischen Geschichte (seit 1648) in der Form von Rückverweisen auf die betreffenden Stellen des Buches ist zweckmäfsig; die für den Beginn des nächsten Schuljahres als Beigabe in Aussicht gestellte historische Karte, die den Umfang des Königreiches Bayern (vom Jahre 1815) nach seinen historischen Bestandteilen darstellen soll, läfst sich als eine willkommene Dreingabe bezeichnen.

München. Markhauser.

Huckert Dr. Egon, Sammlung sozialpädagogischer Aufsätze. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1898. M. 2.20.

Auf eine Anregung von P. Pomtow in Rethwischs Jahresberichten f. d. h. Sch. W. hat der Verfasser (Oberlehrer am Realgymnasium in Neisse) seine in verschiedenen Zeitschriften (Gymnasium, Pädagogisches Archiv, bei Nr. 3 ist die betr. Angabe vergessen) zerstreuten Aufsätze gesammelt und z. T. erweitert herausgegeben. Weitaus der bedeutendste, auch umfangreichste von diesen Aufsätzen ist der letzte (7.):

„Belehrungen über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung in den höheren Lehranstalten." H. wendet sich gegen die Geschichtslehrer, welche (wie Stutzer) die in den preufsischen Lehrplänen vom Jan. 1892 geforderten Belehrungen durch eine eingehende Darstellung der sozialdemokratischen Lehren in ihrer Entwicklung und ihrem heutigen Bestand, sowie durch eine Widerlegung derselben erreichen wollen. „Die Theorien können sich noch sehr viel ändern, ohne dafs die Gefahr, welche von der Sozialdemokratie unserer Kultur droht, vermindert wird." Wenn nun der Verf. das Wesen der heutigen wirtschaftlichen Not in der schlechten Verteilung der Produkte und in der Unsicherheit der Arbeitsverhältnisse, ihre Ursachen aber in der Maschinenarbeit, sowie in der durch den Weltverkehr gesteigerten Konkurrenz und Abhängigkeit von der Konjunktur, des weiteren auch in dem durch den Schulzwang, die Presse, das allgemeine Wahlrecht geweckten und geschärften Bewufstsein von der eigenen schlechten Lage erblickt, so wiederholt er anscheinend nur längst Bekanntes, aber er bringt es in einer Form, welche geradezu geeignet ist, den Belehrungen in der Schule als Muster zu dienen. Das Entscheidende ist nach Huckert — und darin werden ihm alle, welche für die Aufgabe des Unterrichtes an den höheren Schulen Herz und Verständnis haben, beistimmen —, dafs in dem Schüler 1. einigermafsen klare Vorstellungen von den heutigen sozialen Verhältnissen hervorgerufen werden, 2. der Wille geweckt werde, an der Besserung der sozialen Verhältnisse und der Hebung der sozialen Gefahr mitzuarbeiten.[1]) H. gibt nun eine Fülle von Anregungen, wie in der Jugend der höheren Stände eine reformfreundliche Gesinnung wachzurufen sei. Bei aller Anerkennung der sozialpolitischen Gesetzgebung der neuesten Zeit warnt H. vor der Einseitigkeit, dem Staat und den Trägern der Staatsgewalt das alleinige Verdienst und die alleinige Pflicht der reformatorischen Thätigkeit zuzuschieben. „Die anderen Faktoren, wie die Kirche, die Korporationen und die Einzelpersonen sind in der Vergangenheit in Betracht gekommen, und wir bedürfen der Initiative und der Thätigkeit dieser Kräfte in der Zukunft nicht weniger." Ja, man darf darum wohl sagen, dafs nach dem Satz exempla trahunt das eigene Vorbild des Lehrers mindestens ebenso viel wert ist als die theoretische Unterweisung über die staatliche Fürsorge. Die Geschichtslehrer, welche zum gröfseren Teil noch kein eingehendes Studium der Volkswirtschaftslehre hinter sich haben, müssen ohnehin auf diesem Gebiet Zurückhaltung üben; aber auch der Religionslehrer darf sich hier nicht auf blofse Moralpredigten beschränken, sondern mufs möglichst an greifbare Thatsachen und an Selbsterlebtes

[1]) Durch eine ähnliche Einwirkung auf die Gesinnung der höheren Stände, wobei sich namentlich Carlyles Einflufs geltend machte, ist England über eine schwere wirtschaftliche Krise hinweggekommen. Dafs Englands Vorbild nicht in allen Stücken mustergültig sei, erwähnt H. an einer anderen Stelle; wo er auf die verderbliche Wendung in der landwirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes hinweist.



anknüpfen. Der Verfasser bekennt am Schlusse seines Buches von sich selbst, dafs er sein Interesse für soziale Fragen und soziale Thätigkeit zumeist der Einwirkung seines einstigen Religionslehrers verdanke, der ihn veranlafst habe, schon als Gymnasiast in einem Gesellen- und Lehrlingsverein Unterricht zu geben. Und S. 42 heifst es „Wenn irgend ein Lehrer volkswirtschaftlicher Kenntnisse und Bildung bedarf, so ist es der Religionslehrer.“ Übrigens wird gelegentlich auch hervorgehoben, wie der Lehrer des Deutschen, sowie der Lehrer der Geographie zu der wirtschaftlichen Belehrung in der oben angeführten doppelten Richtung beitragen können und müssen.

Die übrigen Aufsätze behandeln zum gröfseren Teil dieselbe Frage, wie der eben besprochene 7.; zwei (3. und 4.) aber geben Proben selbständiger Bearbeitung einzelner volkswirtschaftlicher Gebiete. So berühren sich die Ausführungen des 1. Aufsatzes „die höheren Schulen und die sozialen Fragen“ ziemlich enge mit 7.; der 2. „Wie kann die höhere Schule an dem Kampfe gegen Verschwendung, übermäfsigen Luxus und Vergnügungssucht teilnehmen?“ ist eine besonders gehaltreiche Arbeit, in welcher vor allem der Begriff Luxus richtig gestellt, aber auch Fernerliegendes, wie die Überbürdungsfrage[1]) behandelt wird. Die Hauptsache ist der Hinweis, dafs Bekämpfung des Luxus, eigene entsagungsvolle Arbeit der oberen Stände zu den Pflichten gegen das Vaterland gehört: Die Opfer, welche für das Vaterland zu bringen sind, werden in den nächsten Jahrzehnten hauptsächlich auf wirtschaftlichem Gebiet gefordert werden, und „blofs zur Verzierung der Erde ist keiner schön genug.“

3. „Ist die Anzahl der Nutztiere ein sicherer Mafsstab für die wirtschaftliche Lage eines Landes?“ In einer auf statistische Nachweise gestützten Beweisführung wird wohl zur Überraschung der meisten Leser der Satz gewonnen, dafs mit der Entwicklung der Kultur die Zahl der Pferde, wenn auch nicht absolut, so doch im Verhältnis zur Bevölkerung abgenommen hat. Aber auch bei den Nutztieren, welche der Ernährung dienen, ist die Zahl nicht in gleichem Verhältnis mit der Vermehrung der Bevölkerung gestiegen. Vielmehr ist nur bei den Ziegen und Schweinen die Vermehrung weit über die Vermehrung der Bevölkerung hinausgegangen, bei dem Rindvieh nicht unerheblich dahinter zurückgeblieben

[1]) Einige Sätze hierüber verdienen, wenn sie auch nicht eigentlich zur wirtschaftlichen Frage gehören, doch eine Erwähnung. „Während früher den Schülern die Arbeit, z. B. die Präparation eines Schriftstellers, oft zu schwer wurde, ist heute vielleicht die Frage schon berechtigt, ob ihnen dieselbe nicht hier und da im Ganzen zu leicht gemacht wird. Das Richtige ist die Abwechslung von schweren Arbeiten, welche energische geistige Thätigkeit zur Lösung verlangen, und von leichteren, welche ohne besondere Anstrengung angefertigt werden können.“ „Ein Ausgleich könnte da am leichtesten gefunden werden, wenn eine Reihe der heutigen Gegenstände für freiwillige oder wenigstens für einflufslos bei der Versetzung und beim Abiturienten-Examen erklärt würden.“ Man sieht, H. scheut nicht von tief einschneidenden Änderungsvorschlägen zurück. Einstweilen hat man sich in Bayern wenigstens hinsichtlich der Geschichte einer ähnlichen Auffassung genähert; vergl. Vogels Bemerkungen S. 728 f. im vor. Jahrgang dieser Blätter.



und bei den Schafen hat sogar ein absoluter Rückgang stattgefunden. Gleichwohl unterliegt es keinem Zweifel, dafs infolge der Steigerung des Milchertrages, Verbesserung der Racen u. s w. die Ernährung der Bevölkerung durch die genannten Viehsorten eine bessere geworden ist. Hier wie anderswo mahnt H., dem Neo-Malthusianismus d. h. der absichtlichen Beschränkung der Volksvermehrung entgegenzutreten, nicht etwa durch eine direkte Bekämpfung, welche selbstverständlich der Schule nicht zukommt, wohl aber durch die Betonung, dafs die Nahrungsmittel doch noch schneller wachsen können als die Bevölkerung und dafs Völker, die nicht wachsen, dem Untergang verfallen.

4. „Die preufsischen Agrargesetze im Anfange dieses Jahrhunderts und ihre Folgen.“ Auch hier wandelt H. nicht in den ausgetretenen Geleisen. Die Verleihung der Grundeigentumsfreiheit hat wohl im allgemeinen segensreiche Folgen gehabt: Lebenshaltung, persönliche Wertschätzung des Gesindes ist dadurch unbedingt gestiegen (noch 1795 mufsten gegen übermäfsige Züchtigung des Gesindes, welches doch in erster Linie aus den Söhnen und Töchtern der erbunterthänigen Bauern bestand, Vorschriften erlassen werden), aber da die meisten kleineren Höfe eingezogen wurden, sanken die Inhaber zu besitzlosen Landarbeitern herab, so dafs es heute zu den Aufgaben einer wirtschaftlichen Reform gehört, auch dieser neu entstandenen Bevölkerungsklasse eine befriedigende Stellung in dem sozialen Organismus zu verschaffen.

5. „Über den Zweck des geschichtlichen Unterrichtes an den höheren Lehranstalten.“ H. tritt der übrigens von der Wissenschaft und der Schule fast einmütig abgelehnten Zumutung von Martens entgegen, dafs der Geschichtsunterricht den Schülern das Staatsbewufstsein als die allbeherrschende Pflicht einzuflöfsen habe. Vielmehr hat nach H. der Geschichtsunterricht in erster Linie den sittlichen Mafsstab an die Handlungen der Vergangenheit anzulegen. H. trifft hier zusammen mit der einst von Schlosser und neuerdings wieder von Lord Acton (Einleitung in das Studium der Geschichte, deutsche Übers. v. Immelmann, Berlin 1897) aufgestellten Forderung.

6. „Sozialpädagogische Ferienkurse.“ Da die gegenwärtige Generation der Geschichtslehrer meist ohne eingehendere nationalökonomische Studien in das Lehramt getreten ist, auch die für den Bedarf zusammengestellten Leitfäden nur einen dürftigen Behelf bieten, so wünscht H. Vorlesungen von Dozenten der Volkswirtschaft für die Lehrer an den Mittelschulen, etwa nach der Art der in Bayern und anderswo eingeführten Ferienkurse für Archäologie, Geographie, Mathematik und Naturkunde, jedoch verbunden mit gemeinsamer Besprechung der Dozenten und der Zuhörer. Dieser m. E. ebenso berechtigte als leicht erfüllbare Wunsch hat bis jetzt noch keine Erfüllung gefunden,

Das Buch Huckerts verdient wegen seines gediegenen Inhalts und seines mafsvollen Standpunktes die allgemeinste Verbreitung,

namentlich empfehlen wir dasselbe aufs wärmste zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken. Kein Leser wird es aus der Hand legen, ohne sich in der Beurteilung der wichtigen Frage, inwieweit die höheren Schulen an der sozialen Erneuerung des deutschen Volkes mitzuarbeiten vermögen, gefördert zu sehen.

Zweibrücken. H. Stich.

Th. Thoroddsen, Geschichte der isländischen Geographie. Zweiter Band: die isländische Geographie vom Beginne des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Autorisierte Übersetzung von August Gebhard. Leipzig 1898. Druck und Verlag von B. G. Teubner XVI. 384 S. gr. 8⁰.

Dieser zweite Band des verdienstvollen Werkes führt noch den Sondertitel: „Vorstellungen von Island und seiner Natur und Untersuchungen darüber in alter und neuer Zeit“ Dadurch ist der wahre Charakter dieses Teiles, dem übrigens auch der noch in Aussicht stehende dritte Teil gleichen wird, ganz richtig erläutert, denn wir haben es hier mit einer allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte der weltabgeschiedenen Insel zu thun, in deren Rahmen allerdings die eigentliche Landeskunde den Ehrenplatz einnimmt. Der Geograph allein ist es also nicht, an den sich der Verf. wendet, sondern jeder Gebildete, den es interessiert, einen fast gänzlich isclierten, thatkräftigen Volke in seinen Zivilisationsbestrebungen folgen zu können, wird sich angezogen fühlen durch die lebendige Darstellung, betreffs deren auch dem Übersetzer ein hohes Mafs von Anerkennung zu zollen ist. Es ist äufserst fesselnd, zu sehen, wie diese Nordgermanen, nahezu völlig abgeschnitten von dem wissenschaftlichen Leben und von der geistigen Entwicklung Europas, gleichwohl sich fortzubilden und von den spärlichen Gelegenheiten des Verkehrs mit glücklicher veranlagten Ländern Nutzen zu ziehen trachten. Dabei mufste sich — und mufs sich sogar teilweise noch jetzt — der Isländer gefallen lassen, dafs über seine geliebte Heimat die tollsten und geschmacklosesten Lügen verbreitet werden; die Angabe zeitgenössischer Schriften über Island hat Herr Thoroddsen zum Gegenstande eines sehr eingehenden Studiums gemacht, aber leider hat er nur verhältnismäfsig wenige Schriftsteller namhaft zu machen vermocht, welche sich von der landläufigen Sitte frei hielten und objektiv zu schildern suchten. Es freut uns, den gröfsten deutschen Geographen des XVI. Jahrhunderts, Bernhard Varenius, unter dieser Elite anzutreffen. Wenn über das schwer zugängliche Eiland viel gelogen und gefabelt wurde, so trägt daran, das läfst sich nicht leugnen, allerdings auch die den Normannen eigene seelische Neigung zu schwermütigem Mystizismus einige Schuld; umgeben von einer nur allzu grofsartigen, den Menschen stetig bedräuenden Natur bevölkerten die Insulaner Luft, Meer und Fels mit Gebilden einer üppigen, aber melancholischen Phantasie, und so konnte es nicht fehlen, dafs ein düsterer Wahnglaube an Gespenster, Teufel, Zauberer und Kobolde

das des physischen Mutes wahrlich nicht entbehrende Völkchen in geistige Fesseln schlug. An Hexenprozessen, über die wir sehr eingehend unterrichtet werden, hat es hier ebensowenig gefehlt, wie auf dem Festlande.

Umso rühmlicher erscheint der Umstand, dafs es auch während der hier in Frage kommenden Periode nicht an Männern gemangelt hat, welche die Naturgeschichte und Geographie ihrer Insel wissenschaftlich zu behandeln versuchten. Jón Gudmundsson, der freilich noch sehr ein Kind seiner Zeit war und fest an die Generatio äquivoca auch höherer Wassertiere unter Einwirkung der Sonnenstrahlen glaubte; Jón Dadason, Gísli Oddsson, Thordur Thorlakssón,[1]) Thorkell Arngrímsson sind solche Autoren, und unter der Spreu ihrer Erzählungen findet sich doch auch gelegentlich ein Weizenkorn verborgen. Später, im XVIII. Jahrhundert, traten Jón Thorkelsson und Jón Olafsson auf, welch letzterer namentlich als Zoologe Beachtung verdient. Über Vulkane, Erdbeben, heifse Quellen, vor allem auch über die Gletscher und deren Fortbewegung erfährt man manches, was immerhin einen Einblick in die Natur jener Erscheinungen ermöglicht, wogegen das unzweifelhaft gröfste Naturwunder Islands, die Geysirs, den Landeskennern von damals bei weitem nicht so merkwürdig vorgekommen zu sein scheinen, als sie es thatsächlich sind. Jedenfalls sind wir nunmehr in die Lage versetzt, uns ein recht deutliches Bild von dem machen zu können, was die einheimischen Naturforscher von den Besonderheiten ihres Landes zu wissen vermeinten, und dafür müssen wir uns dem Verf. zu Dank verpflichtet fühlen.

München. S. Günther.

Deutschland. Einführung in die Heimatskunde von Friedrich Ratzel. Mit 4 Landschaftsbildern und 2 Karten. Leipzig. Fr. W. Gruner. 1898. Preis geb. 2,50 M.

Die Vorrede zu diesem köstlichen Buch ist nur kurz, aber jeder Satz verdient ganz besondere Beherzigung. Es sei gestattet, derselben Folgendes zu entnehmen: „In einer Zeit, wo es für viele Deutsche kein fremdes Land mehr in Europa gibt und wo manche von unseren Landsleuten in aufsereuropäischen Ländern bewanderter sind als in der Heimat, mufs man die Kenntnis des Vaterlandes vertiefen. Das Wissen von aneinandergereihten Thatsachen thut es nicht. Eine Vertrautheit wie die des Kindes mit seinem Vaterhause mufs das Ziel der Heimatskunde sein. Vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Vaterlande hat. Der vorliegende Versuch ist der Überzeugung entsprungen, dafs man diesen Zweck nur erreichen kann, wenn man zeigt, wie der Boden und die Bevölkerung zusammengehören.“ Es wäre ganz unangebracht, wollte man diesen

[1]) Wiederum mufs der Berichterstatter seinem Bedauern darüber Ausdruck geben, der Eigenart isländischer Orthographie nicht vollständig gerecht werden zu können, weil nur wenige Druckereien mit den bezüglichen Lettern ausgerüstet sind.



Worten noch etwas hinzufügen; sie weisen in nicht mifszuverstehender Weise auf die Schwächen unserer geographischen Schulliteratur hin, die es einem recht zum Bewufstsein bringt, dafs „es das Wissen von aneinandergereihten Thatsachen nicht thut". Man mufs aber, um in so mustergiltiger Weise die Aufgabe zu lösen, dem Deutschen zu zeigen, was er an seinem Vaterlande hat, nicht nur ein Meister in geographischer Wissenschaft und gewiegter Politiker, sondern auch ein warmherziger Patriot und nicht zum wenigsten ein feinsinniger Beobachter und zuletzt ein trefflicher Stilist sein. Die Abschnitte 1 und 5, Lage und Raum, Volk und Staat wird niemand ohne reiche Belehrung lesen, und sie wären wohl geeignet, so manchem, der in seinen Kreisen in Politik das grofse Wort führt, als Vademecum zu dienen, um ihm die realen Verhältnisse klar zu legen, die der deutschen Politik ihre natürlichen Wege weisen. Mit Recht wird vom Verfasser darauf hingewiesen, dafs die Politik des Fürsten Bismarck sich auf eine genaue Kenntnis der geographischen Lage Deutschlands gründete. Gerade für unsere Studenten, die auf der Universität zum erstenmale Anteil an den politischen Bewegungen und Bestrebungen unserer Tage nehmen und, wie es ja nicht anders sein kann, Mangels eigener Kenntnis und darauf sich stützenden Urteils von dieser oder jener der politischen Parteien ins Schlepptau genommen werden, dürfte Ratzels Deutschland eine Art „goldenen Hausschatzes" bilden, der für die Bildung eigenen politischen Urteils nicht hoch genug geschätzt werden kann. Im Hauptteile, der Landesbeschreibung, wird derjenige, welcher in Kirchhoffs europäischer Länderkunde Pencks Deutsches Reich kennt, neue Thatsachen nicht erwarten, wohl aber seine Freude an der geschickten Gruppierung haben müssen, die mit Meisterschaft lauter kleine Kabinetsbilder schafft, die zu betrachten man nicht müde wird. Allein man kann auch der geschickteste und gewandteste Stilist sein und doch seine Leser kalt lassen. Wie anders ist dies bei Ratzel, dessen eigenes patriotisches, warmherziges Fühlen auch in dem Leser die Freude am Vaterland, seiner herrlichen Natur, seinen Schätzen weckt, in seiner Brust verwandte Töne anklingen läfst und sie zu vollen Akkorden verstärkt. Endlich ist es die Fülle von liebevoller Betrachtung und feinsinniger Beobachtung, wie sie nur bevorzugten Kennern der Natur eigen zu sein pflegt, die den Leser packt und bis zur letzten Seite fesselt. Man wird der Übertreibung nicht geziehen werden dürfen, wenn man sagt, dafs dieses Buch in der geographischen Literatur Deutschlands keinen Rivalen hat, und es ist dringend zu wünschen, dafs es die weiteste Verbreitung finde im deutschen Volk, dessen kosmopolitische Zerfahrenheit eine der bedenklichsten Seiten unseres Volkstums ist. Es würde dem oft „düstergebundenen Sinn" das Verständnis der eigenen an die Natur des Grundes und Bodens unserer Heimat gebundenen Verhältnisse eröffnen, den vaterländischen Geist wecken und stärken, den Geschmack für Werke dieser Art heben und läutern. Dafs Ratzels Deutschland in keiner Gymnasialbibliothek fehlen darf, versteht sich wohl von selbst, aber es sollte sich gewissermafsen jeder Primaner darüber ausweisen

müssen, dafs er das Buch wirklich gelesen, sich in seinen reichen Inhalt vertieft und mit empfänglichem Herzen sich für sein schönes Deutschland begeistert hat. Es ist ja leider noch immer so, dafs in unseren Schülerbibliotheken diejenigen Bücher am ungelesensten bleiben, die mit der Geographie auch nur entfernte Verwandtschaft zu haben scheinen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese unwillkommene Erscheinung darauf zurückführt, dafs der geographische Unterricht an der Hand unserer Leitfäden und dickleibigen Lehrbücher den Geschmack an geographischer Literatur verdorben hat. Ich stimme deshalb dem Verfasser von Herzen bei, wenn er den Wunsch ausspricht, „dafs das Büchlein belebend auf den Unterricht in der Vaterlandskunde einwirken und die Lust wecken möge, sich von der Heimat eine Kenntnis und Anschauung zu erwandern, an der nicht blofs der Verstand beteiligt ist.“ Auch die Verlagshandlung hat das Buch würdig ausgestattet mit 2 guten Karten, 4 typischen Landschaftsbildern, gutem Papier und schönem, korrektem Druck. Nur 2 Versehen sind anzumerken, das erste S. 118, wo Ocker statt Oder zu lesen ist, und S. 125, wo dem Main vom Fichtelgebirg an statt einer westlichen Hauptrichtung eine östliche zugeschrieben ist. Damit scheide ich von dem Buche, das dem Leser bei jeder Wiederholung neue Reize offenbart.

Die feste Erdrinde und ihre Formen. Ein Abrifs der allgemeinen Geologie und Morphologie der Erdoberfläche von Eduard Brückner. (Hann, Hochstetter, Pokorny, Allgemeine Erdkunde, 5. Auflage, neu bearbeitet von Hann, Brückner und Kirchhoff. II. Abteilung). Mit 182 Abbildungen. Wien, Prag, Leipzig, Tempsky und Freytag. 1897.

In der Vorrede erklärt sich der Verfasser darüber, wie es kam, dafs an Stelle einer Neubearbeitung dieser ehemals von Hochstetter bearbeiteten zweiten Abteilung der allgemeinen Erdkunde ein vollständig neues Werk getreten ist. Mafsgebend für diese totale Umgestaltung waren ihm einerseits die gewaltigen Fortschritte der Wissenschaft und der Wunsch des Verlegers „es möchte der Abschnitt mehr im Sinne eines Abrisses der allgemeinen Geologie und der Morphologie der Erdoberfläche gehalten und so besonders den Bedürfnissen des Geographen angepafst werden“. — Den ersten Teil des Werkes bildet „die Erdrinde nach ihrer Zusammensetzung“ mit ihren Abschnitten: Petrographie, Geotektonik und Stratigraphie. Die aufserordentliche Kürze und Gedrängtheit der Darstellung macht es demjenigen, der nicht speziell fachmännische Bildung genossen hat, übrigens wirklich recht schwer, sich darin zurecht zu finden. Manches wird ihm ganz unverständlich bleiben. Ganz anders verhält es sich mit dem 2. und 3. Abschnitt, die dem Geographielehrer reiche Ausbeute bieten, zumal neben der grofsen Übersichtlichkeit und verständlichen Sprache eine grofse Anzahl vorzüglicher Illustrationen die Aufnahme des Stoffes wesentlich fördert. Von dem Reichtum des Ge-

botenen wird die Disposition der beiden Abschnitte die beste Vorstellung gewähren. Der erste behandelt die Vorgänge, welche an der Gestaltung der Erdoberfläche arbeiten und zwar zuerst die endogenen, nämlich Temperaturverhältnisse der festen Erdrinde und des Erdinnern, Magnetbewegungen, Erdbeben, Strandverschiebungen, Küstenbewegungen der geologischen Vergangenheit. Sodann die exogenen: Grundwasser und Quellen, Verwitterung, Absturz und Abspülung, Flüsse und Flusswirkungen, Gletscherwirkungen, Windwirkungen, Wirkungen der stehenden Gewässer auf der Erdoberfläche. — Mit dem 3. Abschnitt „die Formen der festen Erdrinde" schliefst die Morphologie der ganzen Erdoberfläche. Wer die grofsen Werke von Suess und Penck nicht zu bemeistern vermag, wird für diesen Teil besonders dankbar sein. Die Disposition ist folgende: Kontinentalblock und Tiefseeregion. Morphologie des Meeres: Küsten, Formen des Meeresbodens, Inseln, Morphologie der Landoberfläche: Ebenen, Stufen, Berge, Thäler, Thallandschaften, Becken (Wannen), Becken- und Wannenlandschaften, Höhlungen und Höhlen, die grossen Formen der Landoberfläche. — Es ist daher nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, dafs dieses Werk des bekannten Berner Geographen fortan ein unentbehrliches Stück in der Bücherei eines Lehrers der Geographie bilden wird.

Frankenthal. Koch.

Leitfaden für den Unterricht in der Botanik. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet von Dr. Otto Vogel, Direktor des Königstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Dr. Karl Müllenhoff und Dr. Paul Röseler. Heft I. Kursus 1 u. 2. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe mit 24 Tafeln und Dreifarbendruck nach Aquarellen von A. Schmalfufs. Berlin. Winkelmann u. Söhne. 1898. Preis kart. 1 M. 80 Pf.

In dem eigens gedruckten Vorworte, das geradezu eine Methodik des botanischen Unterrichtes an Mittelschulen darstellt und deshalb nicht nur bei den Lehrern sondern auch an höherer Stelle Beachtung finden sollte, entwickeln die Verfasser so gesunde Gedanken, dafs Ref. nicht umhin kann, einige derselben herauszugreifen, z. B.:

„Fängt der Unterricht in der Botanik damit an, dafs den Schülern Allgemeinheiten, z. B. eine Übersicht über die Klassen des natürlichen oder künstlichen Systems oder Übersichten über alle möglichen Entwicklungsformen besonderer Organe oder der ganzen Pflanzen beigebracht werden, so . . . wird auf diese Weise sehr leicht etwas erreicht, dafs wie Wissen aussieht, aber in der That auch nur so aussieht. In Wahrheit wird damit nur eine Menge toten Materials, eine Menge unverstandener Abstraktionen aufgespeichert . . . Der Unterricht in der Botanik wie in der Naturwissenschaft überhaupt kann dadurch für die gesamte geistige Ausbildung aufserordentlich fruchtbar werden, dafs er seinerseits leichter und daher auch erfolgreicher als andere Disziplinen der tiefeingewurzelten und daher auf allen Gebieten hervortretenden Neigung, Worte statt der Begriffe gelten zu lassen, ent-

gegenzutreten im stande ist. ... Von der genauen Beobachtung und Zergliederung des Einzelnen ausgehend, hat der Schüler Schritt für Schritt die Geistesoperationen des Unterscheidens von Wesentlichem und Unwesentlichem, des Zusammenfassens von Gleichwertigem und Abscheidens von Ungleichwertigem zu vollziehen, durch welche er die allgemeinen Begriffe gewinnen soll .... Andererseits hat er das Allgemeine, welches er auf diese Weise gewonnen hat, wieder rückwärts in das Besondere hinein zu verfolgen .... Die meisten der uns bekannten Lehrbücher (leider auch unsere Schulordnungen) begnügen sich damit, einen Abrifs der Wissenschaft zu geben, sie unterscheiden nicht gehörig die Aufgabe des Unterrichtes an Mittelschulen von den Zielen des akademischen Lehrganges; sie weisen den ersteren ausdrücklich dasselbe Objekt wie jenem, nur in verdünnter Lösung zu..... Wir haben dem gegenüber festgehalten, dafs unsere Lehranstalten die Schüler nur dorthin zu führen haben, von wo die wissenschaftliche Betrachtung selbst ausgeht. Wir fangen deshalb mit der Pflanze an und hören mit der Zelle auf ...., wir schicken dem Ganzen nicht eine morphologische Einleitung voraus, sondern heben das gewonnene morpholog. Wissen erst am Schlusse als das gleichsam gewonnene Allgemeinbild der betrachteten einzelnen Pflanzen besonders hervor u. s. w. Nach diesen Grundsätzen also werden in zwei Kursen je 25 Pflanzen stufenweise eingehender und mit steter Berücksichtigung der Biologie beschrieben, im Anschlusse an die Beschreibungen Erläuterungen der morphologischen und biologischen Grundbegriffe gegeben, dann eine systematische Zusammenstellung der erläuterten morphologischen und biologischen Grundbegriffe gemacht und zuletzt mit Hilfe einer Repetitionstabelle das Gefundene vertieft und befestigt.

Der zweite Kurs bringt vergleichende Pflanzenbeschreibungen: Angabe der gemeinsamen und unterscheidenden morpholog. und biolog. Merkmale, Übungen im Bestimmen; Erweiterung der morphol. und biol. Begriffe; Systematische Zusammenstellung der Erläuterungen von Kurs I. und II. und als Anhang: Übersicht über die Klassen des Linnéschen Systemes; Übungspflanzen und Bestimmungstabellen nach d. linn. S.

Habitusbilder bietet der Text nicht, wohl aber treffliche schematische Abbildungen wichtiger Organe und Teile. Dagegen sind nunmehr in dieser dritten Auflage am Schlusse auf Dreifarbendrucktafeln über 75 Pflanzen womöglich in ganzer Gestalt abgebildet: sozusagen ein Herbarium, aber einem solchen dadurch überlegen, dafs es die Pflanzen stets in ihren wirklichen Farben und Formen dem Schüler vor Augen führt. Welchen Nutzen das bei Repetitionen gewährt, oder wenn zufällig einmal eine notwendige Pflanze nicht in Wirklichkeit zu beschaffen ist, braucht keiner weiteren Ausführung. Die Bilder sind namentlich, wenn man den billigen Preis in Betracht zieht wirklich sehr anerkennenswert, wenn auch besonders die Farbe der Blätter und Tafel II die Blütenfarbe des Wiesenschaumkrautes nicht ganz naturgetreu ausgefallen ist.

Freising. H. Stadler.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

120 Ausflüge von München auf einen halben bis drei Tage. Mit einer Karte. 14. Aufl. München 1899, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis 60 Pfg. — Diesmal sind die 120 Ausflüge von München schon zu Ostern, früher als sonst, erschienen, wenn auch das Wetter für die Benützung des trefflichen Büchleins keineswegs günstig war. Die vorige, 13. Auflage, enthielt nur 110 Nummern, also ist die neue um 10 (resp. 11, da einer wegfiel) Ausflüge vermehrt worden. Es sei gestattet, die neu aufgenommenen kurz zu erwähnen: 1. Mariabrunn, der jetzt fast vergessene Wirkungsort der Doktorbäuerin Amalie Hohenester, 2. Rott am Inn, das besonders als Ausflugspunkt empfohlen sein möge; 3. Peretshofen bei Dietramszell mit prächtiger Aussicht; 4 Ruine Falkenstein bei Füssen, welche bekanntlich Ludwig II. ausbauen lassen wollte; 5. Baumgartenspitze und Riederstein zwischen Schliersee und Tegernsee; 6. das Jufinger Jöchl bei Kirchbichl; 7. Naunspitze und Peterskȍpfel bei Kiefersfelden; 8. die Benediktenwand; 9. Spitzstein bei Oberaudorf; 10. Hochifs bei Jenbach; 11. Traithen bei Oberaudorf. — Jahr für Jahr wächst die Zahl der hier verzeichneten Ausflüge (von den 60 bei Trautwein ist sie jetzt in der Tillmannschen Bearbeitung auf das Doppelte, 120, gestiegen), dabei gewinnt aber das Büchlein bei jeder Auflage trotz seiner Knappheit an Genauigkeit und Sicherheit, zumal bei mancher der aufgenommenen Touren die Reiseführer den Touristen im Stiche lassen dürften. Es sei also das Büchlein aufs neue Kollegen wie Schülern zur fleifsigen Benützung umsomehr empfohlen, als sein billiger Preis die Anschaffung sehr erleichtert.

Eclogae poetarum Latinorum in usum gymnasiorum composuit Samuel Brandt. Editio altera emendata. Lipsiae, Teubner 1898. X 136 S. 8°. — Die von einem ausgezeichneten Philologen besorgte Auswahl umfafst Stücke aus Ennius, Lucilius, Lucrezius, Catull, Tibull, Properz, Ovid, Martial und Juvenal mit kurzen biographischen Einleitungen, einer Übersicht der Metra, erklärenden Anmerkungen (adiumenta interpretationis), die aber keinem vollständigen Kommentare gleichkommen wollen, und einem kurzen kritischen Anhang. In der vorliegenden 2. Auflage, die von der ersten durch einen Zeitraum von 16 Jahren getrennt ist, haben die adiumenta interpretationis und die Catullgedichte einen Zuwachs erfahren, wogegen einiges von Lucrez und eine Elegie des Properz weggelassen wurden.

Q. Horati Flacci carmina. Tertium recognovit Lucianus Mueller. Editio stereotypa maior. Lipsiae, Teubner 1897. LV 303 S. 8°. — Mit einem Kommentare zu den lyrischen Gedichten des Horaz beschäftigt wurde L. M. von der Verlagsbuchhandlung ersucht, eine dritte Bearbeitung seiner Textausgabe des ganzen Horaz fertigzustellen. Es ist m. W. die letzte philologische Gabe des streitbaren Gelehrten geworden. Das ungerechte Urteil über Kiefsling, das gleich die erste Seite der Prolegomena verunstaltet, zeigt, dafs er bis zum Schlusse der alte geblieben ist. R. i. p.

Schülerkommentar zu Ciceros Rede für P. Sestius von Hermann Nohl. Leipzig, Freytag, 1899. Geb. 0.80. — Nach einer Bemerkung auf der Titelseite ist der Kommentar 'für den Standpunkt eines Obersekundaners berechnet'. Für diese Alters- und Wissensstufe ist die Rede für Sestius zu hoch, zu schwer und zu lang; sie kann nur mit guten Primanern und auch da nur in raschem Zuge

gelesen werden, wenn die etwas weitschweifige Darstellung anziehen soll, natürlich vom Standpunkte des Schülers aus genommen. Aber auch ein Obersekundaner braucht nicht Behelfe im Kommentar, die er aus der dünnsten Grammatik kennen mufs, wie princeps 'zuerst', quorum consilio 'auf deren Betreiben'; auffallend sind Ausdrücke wie 'Bedenkzeitnehmer', anderes erscheint zu frei, wie 115 remissiore genere dicendi uti 'sich nicht so streng an die Sache halten'. Doch ist im ganzen der Kommentar geschickt abgefafst und bringt auch sachlich neue und richtige Erklärungen.

Schenkl, Karl — Griechisches Elementarbuch —. Sechzehnte, verbesserte Auflage von H. Schenkl. Wien u. Prag, Tempsky. — Ein Schulbuch, das sechzehn Auflagen erlebt, braucht wohl keiner besonderen Empfehlung; das empfiehlt sich von selbst. Das Übungsbuch von Schenkl-Hensel — dieser besorgte die Ausgabe des Schenklschen Elementarbuches für die deutschen Gymnasien (Leipzig, Freytag) — wird stets zu den besten griechischen Übungsbüchern gezählt werden müssen sowohl in Hinsicht auf das gebotene Übersetzungsmaterial als auch betreffs Klarheit und Durchsichtigkeit der syntaktischen Regeln.

H. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Wohlfeile Ausgabe, vollständig in 60 Lieferungen à 40 Pf. Lief. 31—35. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger 1899. — Die 5 letzten Lieferungen enthalten etwa das 12. und 13. Buch oder den 6. Band des ganzen Werkes. Der Separatfrieden zu Basel wird in seiner Bedeutung und seiner Wirkung auf Österreich dargelegt; ebenso der Friede mit Spanien. Aufserdem berichtet das 12. Buch noch von den Kämpfen der Royalisten in der Vendée und Bretagne und schildert den Schlufs des Konvents, den Aufstand der Sektionen und das durch Barras veranlafste Eingreifen Bonapartes am 13. Vendémiaire. Das 13. Buch, welches der Darstellung der Regierung des Direktoriums gewidmet ist, wird eröffnet mit einer eingehenden Schilderung des inneren Zustandes Frankreichs in dieser Zeit, während die folgenden Kapitel zeigen, dafs sich das Direktorium zu einer Besserung dieser traurigen Zustände nicht befähigt zeigte. Die Darstellung der Verschwörung Babeufs und seines Endes schliefst dieses Buch ab.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyck. VIII. Die Wiedertäufer. Die sozialen und religiösen Bewegungen zur Zeit der Reformation von Dr. Georg Tumbült. Mit 4 Kunstbeilagen und 95 authentischen Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1899. Preis geb. 3 M. — Unter den bis jetzt erschienenen Monographien zur Weltgeschichte hat sich die vorliegende den beschränktesten Stoff ausgewählt, dafür aber diesen gründlich und sachkundig behandelt. Der Wert dieser Behandlung beruht darauf, dafs uns die Entstehung und Verbreitung jener sozialen und religiösen Bewegung, welche schliefslich zu dem zionististisch-kommunistischen Regiment in Münster führte, von ihren ersten Anfängen im XV. Jahrh. und im Beginn des XVI. Jahrh. an dargelegt wird. Besondere Kapitel besprechen die Zwickauer Propheten und ihre Bekämpfung durch Luther, Thomas Münzers Auftreten, schildern den grofsen Bauernkrieg und seine Beendigung, den Beginn des Anabaptismus in Zürich und seine rasche Verbreitung, besonders nach den Niederlanden, die Persönlichkeit des Jan Matthison, der am 5. Jan. 1534 2 seiner Apostel nach Münster sendet. Ehe nun die Entwicklung der Bewegung in Münster selbst dargelegt wird, schildert uns Kapitel VII den Schauplatz derselben; die Stadt Münster; Gründung, Aufblühen und Wohlstand; die kirchlichen und Profanbauten. Da Archivar Dr. Tumbült ein geborener Münsteraner ist, so erweist er sich in diesem Kapitel als sachkundiger Führer und bietet uns zugleich eine Reihe sehr interessanter Abbildungen, besonders Architekturansichten; denn im ganzen hat sich der Schauplatz wenig geändert. Erst die letzten 4 Kapitel (VIII—XI) behandeln die Ereignisse der Wiedertäuferbewegung in Münster und zwar in durchaus gründlicher und eingehender Weise; die Schilderung bleibt selbst da ruhig und einfach, wo Gelegenheit gegeben gewesen wäre, die Ausschreitungen des zionistisch-kommunistischen Regiments eingehender und lebhafter zu erzählen z. B. bei dem Kapitel der Vielweiberei. Unter den

Abbildungen dieses Teiles befinden sich eine Anzahl von denkwürdigen Gedächtnisstücken, deren erstmalige Veröffentlichung der Magistrat von Münster und private Eigentümer bereitwilligst gestattet haben.

Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Zweite Reihe: Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Mit 250 Abbildungen. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1898. — In diesen Blättern ist früher eingehender über die beiden ersten Bände (Buch 1—6) dieser vornehmen Publikationen berichtet worden; dieselben sind von der Kritik wie von dem lesenden Publikum sehr günstig aufgenommen worden, was übrigens kaum anders zu erwarten war, und so können wir erfreulicher Weise bereits von der Fortsetzung des Werkes berichten. Das 1. Buch der neuen Reihe (Preis 2,50 M.) behandelt die Kunst des 15. Jahrh.: Die van Eyck und ihre Nachfolger — Altköln — Martin Schongauer, auf 140 S. mit 85 sorgfältig ausgewählten Abbildungen. In einer klar geschriebenen Einleitung werden die bemerkenswerten Unterschiede der Entwicklung der Kunst im Norden gegenüber der in Italien und das Verhalten der nordischen Kunst zur italienischen Renaissance dargelegt, deren Einwirkungen sich im 16. Jahrh. nur die niederländischen Romanisten und Holbein ganz ergeben. Die Einzelbetrachtung wird eröffnet mit der Würdigung der Brüder Hubert und Jan van Eyck; nachdem ihre Beziehungen zu den Herzogen von Burgund und die Bedeutung dieses Hofes für die Kunstgeschichte überhaupt dargelegt worden ist, folgt eine genaue Analyse des Genter Altares S. 12—26, an dem die eigentümlichen Vorzüge der neuen Richtung aufgezeigt werden, und anderer Werke Jan van Eycks. Darnach werden Rogier van der Weyden, die drei Haarlemer Maler Dirck Bouts, Albert Ouwater und Geertgen van Sint Jans behandelt, sodann die Genter Hugo van der Goes und Justus van Gent, namentlich aber Rogiers gröfster Schüler Hans Memling; es sei besonders hervorgehoben, dafs der Verf. jedesmal in liebevoller Weise auf die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Künstler eingeht und absichtlich nur die auch äufserlich beglaubigten oder zweifellosen Werke zu ihrer Würdigung benutzt. — Der nächste Abschnitt bespricht die altkölnische Schule, den sogenannten Meister Wilhelm, dann Stephan Lochner und sein Dombild, des weiteren die Bilder namenloser Meister (S. Severin, Marienleben, Lyversbergische Passion, Bartholomäus- und Thomasaltar, Sippenaltar); die eigentümliche Bedeutung der rheinischen Stadt für die Kunstentwicklung, die hier durchaus auf dem Bürgertum ruht, wird besonders hervorgehoben. Der letzte Teil dieses Buches, welcher die Kunst des 15. Jahrh. am Oberrhein, in Schwaben und in Franken behandelt, legt in einleuchtender Weise den eher nachteiligen Einflufs der Holzskulptur, wie er sich in den Schnitzaltären in Schwaben und Franken zeigt, auf die Malerei dar und sucht sodann zu einer allseitigen Würdigung des Kolmarer Meisters Martin Schongauer zu gelangen, wofür von seinen Kupferstichen ausgegangen wird. — Das 2. Buch (ca. 200 S. mit 126 vortrefflichen Abbildungen, Preis 3 Mark) behandelt die deutsche Kunst in ihrer Blütezeit. Ein einleitendes Kapitel schildert Augsburgs Beziehungen zu Italien und erklärt so, wie Augsburg im Gegensatze zu Nürnberg die Stadt der aus Italien kommenden sogenannten deutschen Renaissance geworden ist, wie diese sich zunächst in der Dekoration und Kleinplastik zeigt, welche Bedeutung die Buchdrucker und Holzschneider für die Malerei besitzen. Sodann werden auf der so gewonnenen Basis die Werke der beiden Augsburger Holbein d. ält. und Burgkmairs näher betrachtet, auch die tüchtigsten Zeitgenossen des letzteren, Schaffner und Amberger werden kurz gewürdigt. Das folgende umfangreiche Kapitel: „Als Deutschlands Kunst blühte“ (Nürnberg) hat natürlich Albrecht Dürer zum Mittelpunkte. Doch wird zuvor die Nürnberger Plastik (Veit Stofs, Adam Kraft, Peter Vischer) ebenso wie die namenloser Meister der Zeit gewürdigt; selbstverständlich gelangen dabei die Schmerzensmutter des German. Museums wie die Madonna von Blutenburg zur Besprechung. Wenn es aber von letzterer S. 172 heifst: 1496 mit Christus und zwölf Aposteln gestiftet; München, Nationalmuseum, so ist letztere Angabe ungenau: im Nationalmuseum befinden sich nur Abgüsse, die Originale schmücken nach wie vor das Kirchlein der englischen Fräulein in Blutenburg, hinter Nymphenburg, wo sie stets besichtigt werden können. — Besonderen Genufs gewährt der Abschnitt über Dürer dem Leser; denn hier bemüht sich der

Verf. mit besonderer Liebe für den Gegenstand, die eigenartigen Vorzüge wie Mängel der Dürerschen Kunst darzulegen, namentlich in Bezug auf Holzschnitt und Kupferstich. Im Anschlusse daran werden kurz seine Schüler Schäufelein, die Brüder Beham, Pencz und Aldegrever behandelt. Ein 3. Abschnitt, betitelt: Wandermaler und Farbenpoeten, sucht besonders das Urteil über die Wertschätzung Lukas Kranachs auf das richtige Mafs zurückzuführen und hebt neben diesem Hans Baldung und Grünewald gebührend hervor. — Das 3. Buch hat die Renaissance im Norden zum Gegenstande, nämlich Quinten Massys, Holbein den Jüngeren und den Meister des Todes der Maria (auf 116 S. mit 80 Abbildungen). Zunächst werden die Grundzüge des niederländischen Romanismus dargelegt, der, begünstigt durch den Übergang des niederländischen Burgund an die Habsburger, dort Eingang fand und bis auf Rubens und die Holländer fortdauerte; Antwerpen ist seine bedeutendste Stätte und Quinten Massys hier der bedeutendste Maler. Von den an ihn sich anschliefsenden niederländischen Romanisten werden Patinir, Jakob Cornelisz von Amsterdam, Jan Gossart, genannt Mabuse, und Jan von Scorel kürzer, Bernaert von Orley, der Hofmaler der Statthalterin Margareta, den Dürer porträtierte, und besonders Lukas von Leyden etwas ausführlicher behandelt. Den Mittelpunkt bildet, wie im vorigen Buche Dürer, so hier der jüngere Holbein; er wird zunächst in seiner Thätigkeit als Buchillustrator, als Zeichner für Glasfenster und für das aufblühende Kunstgewerbe gewürdigt. Bezüglich der (83) Federzeichnungen zu des Erasmus μωρίας ἐγκώμιον konnten die Angaben etwas genauer sein: auf dem 2. Titelblatt des Baseler Originales ist bemerkt: hanc Moriam pictam decem diebus ut oblectaretur in ea Erasmus habuit- und der Zeichnung der Jagd bei cap. 39 ist als Tag der Vollendung der Zeichnungen der 29. Dezember 1515 beigeschrieben. Nach einer Betrachtung der Gemälde und bildartigen Entwürfe wird Holbein als einer der gröfsten Bildnismaler aller Zeiten im Zusammenhang dargestellt; das Endurteil sei hier wiederholt: „Aber auch die Prachtstücke unter seinen gemalten Porträts werden uns kaum so sehr ergreifen wie die besten jener blofs gezeichneten Köpfe, eines More, Warham oder Wyat. Dieser Realität gegenüber bleibt das schildernde Wort stumm und man fragt sich höchstens, welcher Maler heute noch im stande wäre, einen seiner Mitmenschen so abzuzeichnen!" — Am Ende des Buches werden die Werke des sogenannten Meisters des Todes der Maria analysiert, ohne dafs ein neuer Versuch unternommen wird, die Persönlichkeit des Künstlers festzustellen.

Am Schlusse wiederholen wir, was schon früher gesagt wurde: es gewährt reiche Belehrung zugleich und hohen Genufs, Philippis kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen zu studieren; seine Schreibweise ist sehr klar und einfach und hält sich völlig frei von fachmännisch-technischen Ausdrücken, die dem gröfseren Leserkreise weniger verständlich sind; die Illustration ist sorgfältig ausgewählt und mustergültig, überhaupt gereicht die Ausstattung des Werkes der Verlagshandlung zur Ehre.

Das Mineralreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt von Dr. M. Krass und Dr. H. Landois. Mit 93 eingedruckten Abbildungen. Sechste verbesserte Auflage. Freiburg i. Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1898. Preis 1.40 M., geb. 1.75 M. — Da die früheren Auflagen dieser vielverbreiteten Lehrbücher der rührigen Verlagsbuchhandlung bereits in diesen Blättern angezeigt wurden, so genüge für die sechste der Hinweis, dafs in ihr besonders die chemischen Lehren eine Umarbeitung und erhebliche Erweiterung erfahren haben, um auch in diesem Punkte den Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen. Sonst sind abgesehen von Kleinigkeiten Inhalt und Form sich ziemlich gleich geblieben.

Die Natur im Volksmunde. Von Karl Müllenhoff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1898. Preis 1.60 M. — Der Sohn des bekannten Germanisten bietet hiemit eine Zusammenstellung selbstgesammelter volkstümlicher Naturanschauungen, von denen ein Teil bereits in Zeitschriften (Natur und Haus 1896 u. s. w.) mit Beifall veröffentlicht wurde. In sechs Abschnitten (Irrtümliche Beobachtungen, Willkürliche Deutungen der Beobachtungen, Lebensregeln durch

Erzählungen aus der Natur veranschaulicht, Poetische Darstellungen wichtiger Beobachtungen, Genauigkeit der Beobachtungen und Richtige Erklärung der Beobachtungen) werden über 120 Fälle der verschiedensten Art aufgezählt und erläutert. Nun sind ja nicht alle diese Angaben und Erklärungen über jeden Zweifel erhaben, allein rechnen wir auch Verfehltes ab, so bleibt doch eine dankenswerte Menge von Anregung und Belehrung übrig. Manches dürfte sich auch im Unterrichte, und zwar nicht blofs im naturkundlichen, trefflich verwerten lassen.

Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für den Unterricht an Mittelschulen von Dr. A. Lipp, Professor an der Kgl. technischen Hochschule in München. Mit 127 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel. München und Leipzig, Dr. E. Wolff, 1898. Preis 3.80 M. — Lehrbücher der naturwissenschaftlichen Fächer für Mittelschulen gibt es nachgerade allzuviele: aber solche, die von hervorragenden Fachmännern geschrieben wären, sind darunter gar selten. Hier nun liegt ein derartiges in vorzüglicher Aussattung vor; und bietet es auch für das gegenwärtige Bedürfnis der bayerischen Gymnasien viel zu viel, um es direkt im Unterrichte verwenden zu können — es ist ja zunächst für die Realschulen geschrieben —, so ist es umsomehr für den Lehrer zu empfehlen, der nun aus der reichen Fülle mit kluger Sorgfalt wählen mag, was ihm jeweilig nötig und erspriefslich erscheint. Diesen möchten wir besonders auf die ungemein reichhaltigen technologischen Abschnitte verweisen, die stets die neuesten Verfahren und Apparate zur Gewinnung derjenigen Substanzen darstellen, welche für das praktische Leben von gröfserer Bedeutung sind. Als Beispiel genügt es das „Eisen“ (S. 198—211) zu erwähnen, wo alle die Prozesse, welche gegenwärtig angewandt und in der Tagespresse so oft erwähnt werden, geschildert und durch treffliche Abbildungen veranschaulicht sind. Was nun die Anordnung des Stoffes selbst anbelangt, so bietet die „Anorganische Chemie“ erst eine Einleitung in der die wichtigsten Grundlehren und Gesetze entwickelt werden; hierauf folgt die „spezielle Chemie“ welche die Darstellung der Stoffe besonders berücksichtigt und in deduktiver Form gegeben ist. Eine knappe Schilderung des periodischen Systemes der Elemente und der Spektralanalyse führt über zur Mineralogie, deren allgemeiner Teil sich mit den physikalischen und chemischen Eigenschaften beschäftigt, während die spezielle Mineralogie in einer ganz kurzen Systematik der Mineralien besteht. Den Schlufs macht die gedrängt dargestellte „Organische Chemie“. Zur selbständigen Verarbeitung des dargebotenen Stoffes veranlassen da und dort eingestreute und der Auffassung des Schülers gut angepafste Aufgaben.

Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau. Verantwortl. Redakteur Johannes Bittner. Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei Trowitsch und Sohn, Frankfurt a. d. Oder. Erscheint reich illustriert an jedem Sonntage und kostet vierteljährlich durch die Post oder Buchhandlung bezogen 1 M. — Wer irgend ein Gärtchen oder sonst ein Stückchen Land besitzt, der findet hier einen treuen Freund und Ratgeber in allen Lagen und Nöten: Neue Kulturpflanzen und Auswahl der Sorten für jeden Boden und jedes Klima, Einflufs der Bodenbewässerung und Drainageanlagen, Beschneiden der Bäume, Einwinterung und Düngung u. s. w., wer könnte all das aufzählen, was hier in reicher Fülle gebracht wird. Ein eigenes „Schädlingsamt“ erteilt Ratschläge zur Erkennung und Bekämpfung der unzähligen offenen und versteckten Feinde unserer Pflanzen und tritt auch wacker für die armen Singvögel ein, denen bald die letzte Hecke und der letzte hohle Stamm zum Nisten entzogen sein wird, so dafs wir die bösen Italiener zur völligen Ausrottung gar nicht nötig haben. Wer also diese Wochenschrift kennen und schätzen lernen will, der lasse sich wenigstens kostenlos vom Geschäftsamt in Frankfurt a. d. Oder eine Probenummer kommen, das Weitere wird sich dann finden.

Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen der Mittelschulen bearbeitet von J. Mik k. k. Schulrat. Mit 391 Abbildungen im Texte und einem Altlas mit 4 Farbendruckbildern, 101 farbigen Abbildungen und einer Karte. Dritte, verbesserte Auflage. Prag und Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1897. Preis 3.20 M. — Nach einer allgemeinen Einleitung, die die chemische Zusammen-

setzung der Organismen, Stoffwechsel u. s. w. behandelt. folgt als erster Teil: „Der Organismus des Menschen“, als 2. die „systematische Zoologie“. Das Hauptgewicht ist, wie bei Graber selbstverständlich, auf die anatomischen Verhältnisse gelegt, zu deren Erläuterung auch die meisten der zahlreichen Abbildungen bestimmt sind. Habitusbilder sind im Texte seltener, dagegen bieten die 4 Farbendrucktafeln des Atlas Bilder von Seetieren (Mollusken, Echinodermen, Coeleuteraten und Krustaceen) aller Art aus dem Aquarium der zoolog. Station zu Neapel in farbenprächtiger Ausführung. Es wird kaum wieder ein Schulbuch geben, das bei verhältnismäfsig geringem Preise einen so herrlichen Schmuck aufzuweisen hätte. Auch die farbigen Anatomien u. s. w. sind sehr deutlich und müssen sich dem Gedächtnisse leicht einprägen. Die Karte gibt die Tier-Regionen und Subregionen nach A. R. Wallace wieder.

Der Graphit, seine wichtigsten Vorkommnisse und seine technische Verwertung. Von Dr. E. Weinschenk, Privatdozent in München. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge, 13. Serie, Heft 295. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter), 1898. — Ausgehend von der Geschichte dieses jetzt allbekannten Minerales bespricht Verfasser zunächst die Eigenschaften der technisch zu Bleistiften oder Schmelztiegelfabrikation brauchbaren Graphite, sowie die Verwendung in der Galvanoplastik, als Poliermittel u. s. w. Sodann gibt er die Produktionsgebiete an, die Arten des Vorkommens und die sonstigen physikalischen Eigenschaften, die künstliche Darstellung im Eisenhüttenprozefs und die Unterscheidung von der Retortenkohle. Das wichtigste ist aber der Nachweis, dafs der Graphit nicht, wie man so lange annahm, die weitgehend umgewandelten Reste organischer Gebilde aus den allerersten Zeiten der Erde darstellt, sondern anorganischer Entstehung ist und zwar ein Produkt vulkanischer Thätigkeit.

Naturwissenschaftliche Volksbücher von A. Bernstein. Fünfte, reich illustrierte Auflage. Durchgesehen und verbessert von H. Potonié und R. Hennig. Berlin 1897—98, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 42 vierzehntägige Lieferungen à 30 Pf. jede Lieferung 5 Druckbogen enthaltend. — Von diesem bereits früher angezeigten populären Werke liegen uns jetzt 32 Lieferungen vor. Eine eingehende Besprechung soll nach Abschlufs des Ganzen folgen; vorläufig seien aus dem reichen Inhalte nur einige Kapitel hervorgehoben, die sich auch für den naturkundlichen Unterricht verwerten lassen dürften: So bietet z. B. der 5., 6. u. 14. Teil die anorganische, der 7. die organische Chemie; der 8. die Geologie; der 10. u. 18. behandelt Fragen der Botanik und Zoologie; der 17. die Bakterien und die durch dieselben erzeugten Krankheiten u. a. m.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Gymnasiorum Bavariae praeceptores Norimbergam congregatos consalutant collegae Norimbergenses.[1])

Montes qui niveos cernitis Alpium,
Qui Rheni colitis iugera Bacchica,
Vos, quîs Danubii flumina murmurant,
Vos, silvae Hercyniae accolae,

Vos salvere iubet, quae mediam tenet
Partem Baioriae — non secus atque cor
Totius medium corporis occupat —
Noris nobilis hospites!

Multos illa libens excipit advenas,
Passim qui veniunt undique gentium,
Mirantes speculas, moenia, regiam,
Propugnacula turrium:

Vobis nemo venit gratior hospitum!
Nam quod turba oculis cetera colligit,
Toto concipitis pectore: temporis
Sanctum praeteriti decus!

Vobis namque animans eloquitur lapis
Laudes voce suas clarisona silens;
Quae visus hebetant, nubila concidunt
Et spectare videmini

Vulgus prisco habitu tendere per vias;
Incessu graditur patricius gravi,
Armis atque potens divitiis nihil
Magnis regibus invidet.

Divinas tabulas interea domi,
Divinas statuas perpolit artifex;
Ars miracla fabri construit ac manus;
Fessos Musa recolligit.

O felicia tunc saecula, cum vigent
Urbes, quaeque foras vestra renascitur
Doctrina, arripitur nec colitur minus
Plebi quam patribus pie! —

Aetas illa fuit, multaque destruit
Gens mutatque recens; sacra fames valet
Auri, nummulum avens. Nec tamen interit
Nec fumo opprimitur levi

Illud nescio quid dulce, domesticum,
Illud Teutonicum, quod super oppido
Tu spirare putas; quod simulac tuum
Amplexum est animum, cave!

Fructus Lotophagum fertur agris coli,
Gustans quem labiis qui semel attigit,
Hic sese esse satum nec patriam sibi
Jam quaerendam alias putat.

Noris non aliter pectora pellicit!
Vos ne clauseritis corda tamen metu:
Laetis immo animis pelliciamini
Et largis bibite haustibus

Potum mirificum, per vaga qui rapit
Vos aevi spatia in saecula candida
Illorumque hominum vos socios facit!
Non tum vivere dedecet.

Sic imbuti animis nunc agite impigri!
Testor: nulla humilis vos ratio subit,
Nil, quod non studiis prosiet aut scholae
Quod non congruat ordini!

---

71. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu München 1899.

Wir erlauben uns die Kollegen im mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Unterricht auf nachstehendes Zirkular aufmerksam zu machen.

München, im März 1899.

Der Vorstand der Abteilung für

mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht

der 71. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte und der Vorstand des

[1]) Die deutsche Übertragung dieser Begrüfsungsode des Herrn Kollegen Gerathewohl ist im Bericht über die 20. Generalversammlung S. 4,5 abgedruckt.

Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften

beehren sich, die Herren Fachgenossen zu der vom 18. bis 23. September hier stattfindenden Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte ganz ergebenst einzuladen.

Da den allgemeinen Einladungen, die anfangs Juni zur Versendung gelangen, bereits ein vorläufiges Programm der Versammlung beigefügt werden soll, so bitten wir, Vorträge und Demonstrationen spätestens bis 20. Mai bei einem der Unterzeichneten anmelden zu wollen.

Es liegt in der Absicht der Geschäftsführung, dem in den letzten Versammlungen hervorgetretenen Wunsche auf Beschränkung der Zahl der Abteilungen dadurch gerecht zu werden, dafs sie versuchen wird, thunlichst einzelne Abteilungen zu gemeinsamen Sitzungen zu vereinigen.

Indem wir um Ihre Unterstützung bei diesen Bestrebungen bitten, ersuchen wir Sie ergebenst, uns Ihre Wünsche in Betreff gemeinsamer Sitzungen einzelner Abteilungen gütigst übermitteln und Beratungsgegenstände für diese Sitzungen bezeichnen zu wollen.

Eine gemeinsame Sitzung mit der Abteilung für Mathematik und Astronomie, worin über die „Ordnung des mathematischen Universitätsunterrichts auf grund der neuen preufsischen Prüfungsordnung" berichtet werden wird, ist bereits in Aussicht genommen worden, es dürfte sehr wünschenswert sein, auch den Einflufs, den die neuen Prüfungsordnungen in den einzelnen deutschen Staaten auf die Gestaltung des exaktwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Mittelschulen voraussichtlich haben werden, zum Gegenstand von Berichten zu machen, die sich an den vorerwähnten Bericht anschliefsen könnten.

Endlich wollen wir nicht unterlassen, schon heute mitzuteilen, dafs gemäfs einer in der letzten Vorstandssitzung der Gesellschaft getroffenen Verabredung einstweilen Mittwoch, der 20. September für gemeinsame Sitzungen jeder der beiden Hauptgruppen freigehalten werden soll. Die für diese Verhandlungen in Aussicht genommenen Gegenstände hofft die Geschäftsführung in kurzem bekannt geben zu können.

Der Einführende und die Schriftführer der Abteilung für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht:

Dr. Georg Kerschensteiner, Stadt-Schulrat.
Dr. Wilhelm End, K. Reallehrer.
Fritz Frühwald, K. Reallehrer.
Adresse: Rathaus.

Der Vorstand des Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften:

I. A. **Pietzker.** Professor,
Nordhausen a. Harz.

Bayrischer Neuphilologen-Verband.

Am 5. April hat sich in München nach Analogie des Sächsischen und des Württembergischen ein Bayerischer Neuphilologen-Verband gebildet. Der Zweck desselben ist nach den Satzungen die Förderung des Unterrichts und des Studiums der neueren Sprachen, sowie die Vertretung der speziellen Interessen der neuphilologischen Lehrerschaft Bayerns. Zur Gründung waren 34 neuphilologische Lehrer aus allen Teilen Bayerns erschienen. Als Vorstandschaft wurden gewählt:

1. Vorsitzender: Reallehrer Dr. G. Herberich, München;
2. „ : Gymnasialprofessor B. Freyberg, Freising;
Schriftführer: Realschulassistent L. Appel, München;
Kassier: Gymnasialprofessor Dr. H. Gassner, München (Cad.-C.);
Beisitzender: Reallehrer Dr. G. Buchner, München.

Aus den Satzungen ist noch hervorzuheben, dafs der neue Verband ein gutes Einvernehmen mit dem Bayerischen Gymnasiallehrer- und dem Bayerischen Realschulmänner-Verein herstellen und erhalten will, was aus der Bestimmung hervorgeht, dafs die jährlichen Hauptversammlungen möglichst im Anschlufs an die Generalversammlungen dieser Vereine abgehalten werden sollen.

Der Jahresbeitrag beträgt 2 M. Die Adresse des Verbandes ist: Reallehrer Dr. G. Herberich, München, Galleriestr. 18/I/r, der auch weitere Aufschlüsse gern erteilt.

Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte vor dem Reichstag.

Gemäfs dem von der letzten Generalversammlung der Gesellschaft am 18. Mai 1898 gefafsten Beschlusse richtete der Hauptvorstand an das Reichsamt des Innern am 25. Juni 1898 unter Darlegung der Aufgaben, Arbeiten und Entwicklung der Gesellschaft eine Eingabe, in der um Übernahme ihrer wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf das Reich ersucht wurde. In einem detaillierten Voranschlag war der aus Reichsmitteln pro Jahr zu deckende Mindestbetrag mit rund 50000 M. angegeben worden.

Die Reichsbehörde entsprach dem Gesuche der Gesellschaft, ihre Veröffentlichung zu einer Reichsinstitution zu machen, nicht, nahm aber zu ihrer Unterstützung unter die einmaligen Ausgaben des diesjährigen Etats für das Reichsamt des Innern eine Summe von 30000 M. auf.

Nachdem die Kommission für den Reichshaushalts-Etat die Position einstimmig genehmigt hatte, stand sie bei der 2. Lesung des Gesamtetats am 2. März ds. Js. im Plenum des Reichstages zur Beratung. Zum ersten Male wurde der Reichstag mit einer Angelegenheit befafst, die wissenschaftliche Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts betrifft.

Obwohl die Gefahr einer Ablehnung so gut wie ausgeschlossen war, weil alle Parteien in der Budget-Kommission ihre Zustimmung zu der Forderung gegeben hatten, so wurde doch von mehreren Seiten des Hauses zur Sache das Wort ergriffen, um die wissenschaftliche und nationale Bedeutung des Unternehmens und die Notwendigkeit eines dauernden Reichszuschusses darzuthun. Die Reden des Berichterstatters Singer (S.), des Dr. Freiherrn von Hertling (C.), des Prof. Dr. Hieber (NL.), des Dr. Lieber (C.) und des Dr. Zwick (fr. Vp.) brachten die einmütige Sympathie des Reichstages für die Bestrebungen der Gesellschaft zu einem schönen Ausdruck.

Die Position wurde einstimmig bewilligt.

Rede Virchows in der Sitzung des preufsischen Abgeordnetenhauses vom 13. März 1899.

Abgeordneter Dr. Virchow: „Meine Herren, ich hätte sehr viel Gelegenheit, eine Reihe von wichtigen Materien hier zu berühren, da ich als Professor in die Lage komme, mit den Personen, welche aus unseren Lehranstalten hervorgehen, in sehr nahe Berührung zu treten. Indes ich verzichte darauf, das Gesamte meiner Erfahrungen hier vorzubringen. Ich will zunächst nur den Gesamteindruck hervorheben, den ich vorzugsweise als Examinator empfange. Derselbe besteht darin, dafs wir uns in einer Periode des entschiedenen Niederganges der allgemeinen Bildung unserer höheren Schüler u. s. w. befinden. (Hört, hört!) Dieser Niedergang hängt in einem nicht ganz kleinen Teil zusammen mit dem Verfall derjenigen Grundlage, auf welcher seit ein paar Jahrhunderten die ganze deutsche Bildung geruht hat, — ich meine: die klassischen. Man mag über den Wert der klassischen Bildung urteilen, wie man will, — wir müssen doch anerkennen, dafs die klassischen Studien der allgemeine Grund gewesen sind, auf dem die sogenannte deutsche Bildung sich erhoben hat, und dafs wir alle, mögen wir nun aus seiner höheren Schule hervorgegangen sein oder nicht, diesen Eindruck immer durch unser ganzes Leben hindurch bewahrt haben. So geschah es, dafs man, wohin man kam, ungefähr wissen konnte, dafs man in einer Sphäre des Denkens und Wissens sich bewege, die auch die anderen Landsleute kannten.

Das ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug gewesen, den gerade die Deutschen gehabt haben, und wenn derselbe in dem sogenannten akademischen Leben eine Art von Mittelpunkt gewonnen hatte, so wird, glaube ich, auch selten jemand sein, der nicht den Vorzug empfunden hat, den ein solcher Mittelpunkt für die gesamten öffentlichen Erscheinungen des Volkslebens dargeboten hat. Wir haben es bedauert, dafs nicht das ganze Volk an dieser Entwicklung hat teilnehmen können, sondern dafs sie eine gewisse Bevorzugung war, für die, welche durch dieses geistige Medium hindurchgehen konnten; aber wir waren auch andererseits stolz darauf, dafs die Zahl dieser Personen eine recht grofse war, und dafs wir damit den festen Grund hatten für eine gemeinsame Verständigung.

Nun, das wird allmählich immer schwächer, und zwar nach meiner Befürchtung, je mehr die klassischen Studien in den Hintergrund gedrängt werden. Die Nemesis hat sich auch hier gezeigt; während unsere Schulmänner früher in immer strengerem Maſse die Grammatik in den Vordergrund gedrängt hatten, ist es jetzt dahin gekommen, daſs die Grammatik als das Schrecklichste des ganzen Unterrichts betrachtet wird und allmählich mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Es ist mir schon vorgekommen, daſs meine Examinanden mir sagten: Grammatik haben wir ja gar nicht gelernt, sie gaben mir zu verstehen, daſs das ein antiquierter Standpunkt sei, (Heiterkeit) und daſs man wesentlich durch Lektüre und einige literarische Beschäftigung seine Entwicklung in klassischen Dingen machen müsse.

Meine Herren, das hat leider seine zwei Seiten. Ich habe genug gekämpft gegen die Exzesse, welche die Grammatiker begangen haben; aber ich muſs doch auch behaupten, daſs es ohne Grammatik keine Sprache gibt. (Sehr richtig!) Je besser jemand die Grammatik kennt, um so besser kann er auch reden, und das Reden ist am Ende doch auch das, was wir am meisten schätzen. Für den Verkehr des Volkes nach auſsen hin ist es die Grundlage der allgemeinen Verständigung.

Nun gibt es ja vielerlei Dinge, meine Herren, die man übersehen kann. Wenn z. B. ein Fremder zu uns kommt, etwa ein Franzose, und er stottert uns etwas Deutsches vor, so ergänzen wir zwar, was er nicht anbringen kann, oder wir helfen ihm aus, während der Franzose dazu nicht in der Lage ist, da ihm eben die entsprechende Grundlage fehlt. Er hilft nicht, er weiſs nicht, was man eben sagen wollte, weil der ganze Zusammenhang ihm nicht klar wird. Dabei kann man ja über Kleinigkeiten hinwegsehen. Ich will z. B. sagen, wenn jemand das alte Wort musculus, was wir im Deutschen mit der Muskel wiedergeben, in die Muskel übersetzen würde, wie es in Deutschland oft geschieht, so ist das ein schlechter Gebrauch, und man sollte die richtige Form auch dem Volke verzeihen. Wenn aber ein Gynäkologe vom Fache für cervix uteri sagt der cervix uteri, so berührt das schon etwas schmerzlicher. Denn er als Fachmann und Gynäkologe sollte es wissen, daſs cervix ein Femininum ist, daſs man also die cervix sagen müſste. Es hat mir wenigstens sehr viel Mühe gemacht, diese Kenntnis zu verbreiten in den entsprechenden Gelehrtenkreisen. Aber es ist immerhin ein Zeichen von mangelhafter Schulbildung. Wenn es einem passiert, wie mir neulich, daſs ein Kandidatus der Medizin den Tuberkel mit tuberculus übersetzte, während er seit Jahrtausenden tuberculum geheiſsen hat, so darf ich wohl sagen, ist mir lange nicht etwas so Überraschendes und Schmerzliches vorgekommen, als eine solche absolute Verkennung aller Grundlagen der Sprachen. Das will ich aber nicht in den Vordergrund drängen. Darüber kann man ja hinwegkommen: wenn ich den cervix höre, kann ich auch den tuberculus hören. Man kann sich zur Not auch da helfen.

Viel schlimmer ist es mit der allgemeinen Grammatik. Wenn alle grammatikalischen Regeln schlieſslich in den Rauchfang gehängt werden und gar nichts mehr übrig bleibt als das, was jemand zufälligerweise durch Lektüre aufnimmt, so wird das eine sehr einseitige Bildung, mit der eine Grundlage für die allgemeine Verständigung nicht gewonnen werden kann. Es geschieht auch thatsächlich — das will ich besonders betonen —, daſs jemand, der so wenig Grammatik versteht, auch nicht zu einer regelrechten Lektüre gelangt, sich daher immer nur beschränkt auf gewisse Minimalkapitel, da er von irgend einer allgemeineren Kenntnis der alten Klassiker keine Idee hat.

Meine Herren, diese Kenntnis war aber doch die Grundlage, welche wir früher besaſsen, und ich will besonders bezeugen, daſs wir diese Grundlage schon dem alten kirchlichen Unterrichtssystem verdankten. Die Kirche hat die klassischen Sprachen mehr gebraucht, weil sie zugleich Mittel der Herrschaft waren; sie übernahm damit zum Teil die Herrschaft der Römer, zum Teil die der Griechen und setzte sie eben fort auf dem Wege der allgemeinen Herrschaft. Die Kirche setzte fort, was im Altertum begonnen war, und sie hat es auch herübergebracht in unser, wie man jetzt immer sagt, nationales Wesen. Es ist dann für uns auch national geworden, wenigstens für eine gewisse Zeit. Das unterliegt keinem Zweifel, daſs gerade die, welche gut national waren unter den Gelehrten, wenigstens

unter den Gebildeten, die lateinische Sprache gebrauchen konnten, wie es bis in die neueste Zeit noch in Ungarn der Fall gewesen ist. Jetzt wird das alles kassiert; wir sehen immer mehr „Nationalsprachen“ aufkommen, jedes kleine Völkchen fängt an, seine besondere Literatur zu haben, und das allgemeine Mifsverständnis wird die Regel. Während man früher ungefähr wufste, in welcher Weise man sich mit anderen Leuten verständigen konnte, kann man sich jetzt mit niemanden mehr recht verständigen. Jeder macht Ansprüche, die wir nicht befriedigen können.

Daher, meine Herren, mufs ich sagen: ich würde bei aller Hochachtung vor der realistischen Richtung, von der naturwissenschaftlichen Richtung es doch tief beklagen, wenn die Königliche Staatsregierung nicht in der Lage ist, ihre gelehrten Schulen einigermafsen auf der Höhe derjenigen Bildung zu halten, welche einst der Humanismus hervorgebracht hat. Die Königliche Staatsregierung sollte doch in Erinnerung behalten, dafs sie gewissermafsen die Erbin ist jenes alten und grofsen Humanismus, der die ganze moderne Kultur bei uns gemacht hat. Das wollen wir nicht vergessen: ich will der Kirche alle Hochachtung zu Teil werden lassen; sie hat die Erbschaft treu gehütet, aber diese Erbschaft ist nachher in weit höherem Mafse übernommen worden von unseren Humanisten, die sie eigentlich erst volksgerecht gemacht und damit als Grundlage unserer nationalen Entwicklung hingestellt haben. Nun, meine Herren, zu dem Humanismus gehört aber vor allen Dingen aufser den Sprachen die Philosophie. Da war die Fortsetzung der alten griechischen Philosophenschulen am besten aufgehoben, da galt es vor allen Dingen, Logik zu lernen und Psychologie zu lernen. Ich will nur diese beiden Disziplinen betonen; es gab ja noch mehr, aber diese zwei sind es, die ich jetzt am meisten in unserer Entwicklung vermisse.

Ich erkenne an, dafs nach meinen Wahrnehmungen unter der jüngeren Generation eine Kategorie existiert, welche Logik in höherem Mafse entwickelt. Das sind sonderbarerweise die jungen Juristen. Die fangen früher an in strenger Weise logisch zu denken als die Zöglinge anderer Fächer. Wir bringen es in der Medizin nicht zu Stande, so regelrechte, logische Sätze zu hören, so korrekte Ausführungen zu einem bestimmten Zwecke durchgeführt zu sehen, als das bei den Juristen häufig der Fall ist. Das liegt offenbar daran, dafs sie ihre guten Gesetzbücher haben, und das sie daraus lernen.

Wir andern sind leider nicht in der Lage, eine solche Gemeinsamkeit für die Lektüre zu schaffen. Es gibt ja viele gute Lehrbücher auch in anderen Disziplinen; aber ganz gute, das behaupte ich, im Augenblick fast gar keine. Die Lehrbücher sind immer schlechter geworden, und jetzt ist eine solche multitudo von Lehrbüchern für jedes einzelne Fach vorhanden, dafs eine Einheitlichkeit der Lehre nicht mehr zu erhalten ist. Jeder hat seinen besonderen Autor, jeder beruft sich darauf: ich habe das gelesen; er ist sicher, dafs er das gedruckt bei sich zu Hause hat. Dadurch entsteht in der That eine höchst unglückliche Verwirrung.

Der Jurist mit seinem Gesetzbuch ist glücklich daran; er bewegt sich in Formen, die sehr genau überlegt, von erprobten, erfahrenen Männern vorgesehen sind, und er lernt sie auch. So etwas haben wir andern nicht. Die einzige Disziplin, welche dem ungefähr entspricht, ist die Mathematik. Da gibt es nicht die vielen Handbücher, man kann nicht auf verschiedene Weise rechnen, es gibt nur eine Möglichkeit des korrekten Rechnens, und wer überhaupt rechnen will, mufs danach verfahren. Daher werden die Mathematiker besser geschult als die anderen, weil diese bei ihrem Umhertappen bald dies, bald jenes ergreifen, ohne rechten Fufs fassen zu können.

Ich erkenne an, dafs in dieser Beziehung auch die Wissenschaft gefehlt hat, und ich will die Gelegenheit wahrnehmen, um vor allem Volke darauf hinzuweisen, wie dringend notwendig es ist, dafs man sich bei uns daran macht, bessere und korrektere Lehrbücher für die verschiedenen Disziplinen herzustellen. Dafs das von seiten der Regierung in die Hand genommen werden sollte, will ich nicht anraten; aber ich will doch auf diesen wunden Fleck hingewiesen haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es mir besonders empfindlich, dafs die Logik nicht mehr Gegenstand des eigentlichen Unterrichts ist. Es ist nicht lange her, da hatten wir auch für die Mediziner eine Vorschrift, dafs sie Logik hören

sollten. Sie brachten auch gewöhnlich ein Testat darüber bei (Heiterkeit); aber es war nicht ersichtlich, dafs sie wert gewesen waren, dieses Testat zu verdienen. Die Studenten wissen gar nicht mehr, Logik zu hören. Die Studenten wissen gar nicht mehr, wie ein Handbuch der Logik aussieht, oder dafs einmal ein Mann existiert hat, der Aristoteles geheifsen hat. Der Name kommt ihnen erst auf Umwegen zu Ohren. Wenn man ihnen sagt: ihr könnt einmal den Aristoteles lesen, so erregt das das gröfste Erstaunen.

Aber ich mufs auch auf der anderen Seite sagen: der Mangel an Logik wird immer gröfser. Wenn hier dieser Tage ein Schmerzensschrei erhoben worden ist in Bezug auf das praktische Verfahren, welches einer unser Kollegen in Beziehung auf eine ansteckende Krankheit beobachtet hat, so will ich sagen, dieses Verfahren basiert auch auf dem Mangel an Logik, welcher dieser ganzen Disziplin zu Grunde liegt. (Hört, hört!) Es ist das diejenige Disziplin, die sich jetzt vorzugsweise mit den Immunisierungen und allen den anderen Fragen beschäftigt, welche damit zusammenhängen. Vieles, was jetzt gesündigt wird, würde nicht stattfinden können, wenn die einzelnen Personen strenger in der Logik geschult wären. Aber so entsteht immer nur eine gewisse Neigung, nach Analogien zu urteilen, gewisse phantastische Gedanken, welche aufkommen, zu verallgemeinern, sie in sich aufzunehmen, danach zu handeln und so unmittelbar im praktischen Leben die Konsequenzen dieses Mangels an Erziehung fühlbar zu machen.

Wenn das noch nicht genügend verstanden wird, so, glaube ich, werden wir uns bei dieser Gelegenheit das vorführen müssen, wie absolut notwendig es ist, frühzeitig eine wohlgeschulte Logik in die Gemüter einzuführen. Was die Stellung betrifft, welche einstmals die philosophische Fakultät einnahm, so erinnere ich Sie, dafs sie ursprünglich die Grundlage der ganzen Universitätskonstruktion gewesen ist, wie das zum Teil in einigen Orten in England noch heute der Fall ist, wo die Philosophie als der Inbegriff aller Weisheit erscheint. Wenn wir davon ganz zurückgekommen sind, so ist das eine Warnung für alle diejenigen welche zu sehr danach drängen, lauter Spezialitäten einzuführen.

Sie wissen, meine Herren, dafs ich nicht zu denen gehört habe, welche eine grofse Opposition erhoben haben gegen die Zulassung der Realschüler zu den Universitätsstudien, namentlich auch zu den medizinischen. Ich weifs ungefähr, was auch ein nicht gymnasiastisch geschulter Mensch in der Medizin leisten kann. Wir haben ja allerlei derartige Schüler aus Amerika und zum Teil aus Asien, z. B. unsere japanischen Schüler, die wesentlich in diese Kategorie gehören. Wir können genau verfolgen, wie so einer im Laufe von 4 oder 8 Semestern sich entwickelt, was er machen kann; und ich habe gerade auf Grund dieser Erfahrung immer gesagt, es sei ungerecht, wenn wir gegenwärtig die Realschüler zurückweisen wollten. Zweifellos gibt es unter unseren Realschülern sehr viele, die einem Japaner oder Nordamerikaner gleichgestellt werden können, der nicht auf einer höheren Schule war. (Heiterkeit.) Und doch lernen diese etwas Ordentliches, und doch haben wir in Wirklichkeit für unsere deutsche Wissenschaft eine Art von Verstärkung dadurch erlangt, dafs viele Japaner und Amerikaner hier studiert haben. Es gibt jetzt ganze Fakultäten in Amerika, die mit unseren Schülern besetzt sind, und keine einzige in Japan, die nicht auf diesem Grunde der deutschen Schule entstanden wäre. Also ich unterschätze die realistische Entwicklung durchaus nicht und will mich derselben nicht widersetzen. Nichtsdestoweniger bleibe ich dabei, dafs auch einem Realschüler, wenn er etwas Grammatik und damit die Grundlage für klassische selbständige Entwicklung und zugleich auch Logik und zugleich auch etwas Psychologie lernt, das sehr gut thun wird. Und das könnten sie alle haben. Diese Studien müfsten in viel höherem Mafse als es gegenwärtig der Fall ist, aufgenommen werden in den allgemeinen Bildungsplan. Nach meiner Meinung müfsten sie auch eine höhere Stelle einnehmen in dem Programm der Gymnasien. Wird die Grammatik da gänzlich hinausgewiesen und die Logik auch, so entbehrt man zweier der wichtigsten Schulungsmittel für die Jugend, welche wir bis dahin gehabt haben.

Wir, meine Herren, haben, wie ich denke, alle die gemeinsame Absicht, jeder neuen Richtung, welche aufkommt, und welche eine praktische Bedeutung gewinnt, auch volle Freiheit der Entwicklung und die Mittel zu ihrer weiteren

Ausbildung zu gewähren. Wenn in diesem Augenblicke z. B. die Elektrizität einen so aufserordentlich hohen Aufschwung genommen hat, so würde es ja sonderbar sein, wenn irgend ein Volk oder irgend ein Staat der Welt nicht den Wunsch hätte, möglichst frühzeitig sich zu beteiligen an diesem Aufschwung. Je wissenschaftlicher das geschehen kann, um so sicherer wird die neue Richtung auch eine Grundlage für Reichtum und Wohlergehen der eigenen Nation werden. Aber daraus würde nie folgen, dafs wir besondere elektrische Schulen einrichten müssen, so wenig wie ich z. B. auf den grofsen und sicheren Aufschwung, den unsere Chemie, und zwar wesentlich durch deutsche Vorbilder geleitet, genommen hat, den Schlufs begründen würde, dafs die Chemiker eine ganz absonderliche Nebenabteilung der gelehrten Studien bilden müfsten. Es ist ja zum Teil schon dahin gekommen; ich habe erst neulich eine Klage von einem der berufensten Vertreter gerade der Realschulen und der technischen Hochschulen gehört, wie böse es sei, dafs die Chemie gewissermafsen aus der Universität herausgedrängt und auf die technische Hochschule verschoben sei; das sei nicht leicht wieder gut zu machen. Ich kann das empfinden, aber um so mehr warne ich davor, dafs wir diese aus Frankreich herübergekommene Neigung, lauter einzelne Schulen, z. B. écoles des mines u. dgl. zu bilden. Das haben wir freilich auch alles nachgeahmt; je mehr wir das fortsetzen, um so mehr werden wir dahin kommen, dafs eben lauter spezielle Disziplinen aufwachsen, von denen jede ihre eigene Methode hat und gar nicht mehr versteht, was die übrigen treiben. Wenn hier von dieser Tribüne erst neulich für die Herstellung landwirtschaftlicher Lehrstühle an den Universitäten gesprochen worden ist, so mufs ich zwar anerkennen, dafs dies ausgezeichnet und vortrefflich wäre; aber Sie müssen sich doch auch vergegenwärtigen, dafs die jetzige landwirtschaftliche Entwicklung eine sehr einseitige Richtung genommen hat, und dafs ihr ein sehr grofser Teil der allgemeinen Grundlagen fehlt, die wir sonst allgemein voraussetzen. (Sehr richtig!) Im übrigen habe ich nichts dagegen, dafs landwirtschaftlicher Unterricht an der Universität erteilt wird, — aber immer mit dea Voraussetzung, dafs dabei ein gewisser Bestand übrig bleibt von dem, was wir als das eigentlich nationale Wesen empfinden, und was wir als das nationale Wesen überkommen haben.

Das war die Aufgabe, welche mich heute an diese Stelle geführt hat. Ich bin alt genug geworden, um die Zeit zu benutzen, wo ich das noch thun kann. Da wir uns am Ende des Jahrhunderts befinden, so hat es sicherlich ein Interesse, einen Rückblick zu thun auf den Verlauf der Dinge während einer so langen Zeit und sich zu erinnern, wie die Dinge waren im Beginn dieses Jahrhunderts, und wie sie geworden sind. Wir haben grofse Fortschritte gemacht, darüber ist kein Zweifel; aber es ist auch kein Zweifel, dafs wir in der Lage sind, allmählich verdrängt zu werden von der Position, die ich für die eigentlich starke halte, nämlich dafs wir ein einheitlich gebildetes und von einheitlichen Grundsätzen durchdrungenes Volk so darstellen, wie wir nach dem letzten Kriege nach aufsen imponierten. Äufsere Organisation ist ja etwas sehr starkes; aber die Einheitlichkeit im Geiste, im Denken, im Empfinden ist noch etwas Höheres. Und ob die Organisation im Kriege das hätte leisten können, was sie geleistet hat, wenn nicht zugleich die nationale Grundlage im Geiste und im Herzen da gewesen wäre, ist mir wenigstens nicht zweifelhaft. (Sehr richtig!) Und darum, meine Herren, möchte ich sie dringend bitten: machen Sie sich wohl klar, dafs, wenn wir dieses Jahrhundert schliefsen, Sie vorbereitet sein müssen, in dem neuen Jahrhundert wiederum eine Position zu schaffen, welche unserem Volke diese starke und einflufsreiche Stellung wahrt und ihm zugleich innerlich die Befriedigung gewährt, die ein solcher Zusammenhang darbietet. Alle diejenigen von Ihnen, die einmal akademisch entwickelt worden sind, werden wissen, welche Annehmlichkeiten dieses akademische Leben Ihnen geboten hat, und wie stark die Erinnerungen an dasselbe immer wieder lebendig werden. Das hängt aber zum grofsen Teil damit zusammen, dafs Sie mit gleich gestimmten, gleich empfindenden, gleich denkenden Seelen zusammen waren, und dafs Sie von diesem Gesichtspunkte aus sich für das Leben vorbereiteten, und zwar so vorbereiteten, dafs Sie auch nachher diesen inneren Zusammenhang bewahren konnten. Das wünsche ich Ihnen für das neue Jahrhundert. Möge dasselbe wiederum ein einheitliches Volk mit starkem Nationalgefühl vorfinden. (Lebhaftes Bravo.)

Anerbieten der Firma Brown & Polson.

Wir wollen nicht unterlassen die verehrten Leser unserer Zeitschrift auf ein Anerbieten der Firma Brown & Polson, Berlin C, hinzuweisen. Dasselbe besteht aus einer Schenkung von je 10 Kästchen Maispräparaten, welche die Herstellung des Mondamin veranschaulichen. Aufser diesen Kästchen, die verschiedene Maisarten wie auch etliche während der Herstellung sich entwickelnde Nebenprodukte, z. B. Eiweis, Holzfaserstoffe etc., des Mais enthalten, werden auch noch schöne Maiskolben sowie verschiedene Maiskolben - Durchschnitte geliefert. Als einzige Gegenleistung ist nur bedingt, dafs die Stiftung dem Schulinventarium gegen amtliche Empfangsbestätigung einverleibt und zweckentsprechend verwendet wird. Die Zusendung erfolgt kostenlos, unfrankiert Lehranstalt, durch die Firma Brown & Polson, Berlin C. Heilige Geiststr. 48.

Personalnachrichten.

Ernannt: an humanistischeu Anstalten: Jak. Reissermayer, Gymnprof. am Maxgymn. in München zum Gymnasialrektor in Landshut; Dr. Gg. Ammon, Gymnl. am Wilhelmsgymn. in München zum Gymnprof. in Regensburg (A. Gymn.); Dr. Karl Hamp, Gymnl. am Luitpoldgymn. in München zum Gymnprof. in Aschaffenburg; Albert Fuchs, Gymn.-Assistent in Fürth zum Gymnl. in Kaiserslautern; Dr. Julius Dutoit, Gymn.-Assistent in Speier zum Gymnl. daselbst; Dr. Karl Franz Joetze, Gymn.-Assistent in Landau zum Studienlehrer in Lindau; Priester Alois Griesmayr, Religionslehrer am Progymn. Günzburg zum Direktor des Kgl. Erziehungsinstitutes für Studierende in München (mit dem Titel und Rang eines Gymnprof.); Joseph Metzner, Assistent am Realgymn. Würzburg (phil.-hist. Fächer) zum Gymnl. in Passau.

An Realanstalten: Militärbildungsanstalten: Dr. Michael Doeberl, Gymnl. am Ludwigsgymn. in München zum Gymnprof. für die philol.-hist. Fächer am Kgl. Kadettenkorps; Wilhelm Michél, Gymnl. für neuere Spr. am Kgl. Kadettenkorps zum Gymnprof. an der Kgl. Kriegsakademie. Realschulen: Dr. Ludwig Angerer, Reallehrer in Hof zum Rektor der Realschule Kronach; Nikol. Wührer, Assistent an der Kreisrealschule Passau zum Reallehrer in Kempten (Real.); Dr. Alfred Mulert, Assistent an der Kreisrealschule Bayreuth zum Reallehrer in Neu-Ulm (N. Spr.); Georg Gsundbrunn, Assistent an der Kreisrealschule Nürnberg zum Reallehrer in Weiden (Zeichnen); Hans Schrepfer, Lehrer an der Maschinenbauschule in Köln zum Professor für Maschinenkunde an der Kreisrealschule Würzburg; Andreas Weifs, Reallehrer in Speier zum Professor an der Kreisrealschule Passau (Real.); Joh. Mechs, Assistent an der Realschule Neustadt a. H. zum Reallehrer in Speier (Real.); Mich. Rohmer, Lehramtsverweser an der Realschule Neu-Ulm zum Reallehrer daselbst (Chemie u. Naturbeschr.); Gg. Bleisteiner, Assistent an der Realschule Rothenburg o. T. zum Lehramtsverweser in Hof (Real.); Leonhard Schöntag, Assistent an der techn. Hochschule in München zum Reallehrer in Freising (Math.); Franz Schuhwerk, Assistent an der Realschule Kaufbeuren zum Reallehrer daselbst (Zeichnen).

Versetzt: an humanistischen Anstalten (auf Ansuchen): Herm. Pfirsch, Gymnl. in Speier an das Wilhelmsgymn. in München; Dr. Heinr. Diel, Gymnprof. in Aschaffenburg an das Maxgymn. in München; Dr. Aug. Heisenberg, Studienlehrer in Lindau als Gymnl. an das Luitpolgymn. in München; Jakob Fries, Gymnl. in Kaiserslautern an das Ludwigsgymn. in München;

an Realanstalten: Franz Xaver Altinger, Rektor der Realschule Kronach als Rektor und Lehrer für Realien an die Realschule Weilheim.

Assistenten: an humanistischen Anstalten wurden als Assistenten beigegeben die gepr. Lehramtskandidaten Dr. Ernst Nusselt dem Gymn. Landau; Ludwig Derleth dem Gymn. Fürth; Joh. Felix Sander dem Theresiengymn. in München (Math.); Dr. Georg Lurz, Assistent am Maxgymn. in München wurde zur Aushilfe an das Gymn. in Hof berufen;

an Realanstalten; die gepr. Lehramtskandidaten Dr. Val. Gaymann dem Realgymn. in Würzburg für die philol.-histor. Fächer; Heinrich Bonhöffer der Realschule Lindau (Real.); Friedr. Schneider der Realschule Neustadt a. H.

(Real.); Wilh. Pfündl der Kreisrealschule Bayreuth; Joseph Stadler der Kreisrealschule Passau (Real.); Frz. Xav. Keesenmayer der Kreisrealschule Nürnberg (Zeichnen).

In Ruhestand versetzt: an humanistischen Anstalten: Max Rottmanner, Gymnasialrektor in Landshut für immer unter wohlgefälliger Anerkennung und unter Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael 4. Klasse;

an Realanstalten: Militärbildungsanstalten: Jos. Steinberger, Gymnprof. an der Kgl. Kriegsakademie, für immer; Dr. Frz. Franzifs, Gymnprof. am Kgl. Kadettenkorps auf ein Jahr; Heinrich Bally, Prof. für Zeichnen an der Realschule Hof für immer unter wohlgefälliger Anerkennung; Albert Wimmer, Reallehrer in Neu-Ulm für immer; Theodor Leibbrand, Reallehrer auf ein Jahr; der im zeitl. Ruhestand befindliche Reallehrer an der Realschule Kulmbach, Max Limmer für immer.

Entlassen aus dem Staatsdienste auf Ansuchen: Dr. Karl Voll, Reallehrer in Freising.

Gestorben: Hans Nägelsbach, Gymnprof. in Erlangen (Math.); Ferd. Schöntag, Gymnprof. a. D., zuletzt in Regensburg (A. G.).

Vereinsnachrichten.

Der gegenwärtige Vereinsausschufs setzt sich (nach der Neuwahl auf der XX. Generalversammlung in Nürnberg) zusammen aus folgenden Herren: G.-Pr. Dr. Friedrich Gebhard (Wilhelmsg.), 1. Vorstand; G.-Pr. Eugen Brand (Ludwigsg.), Stellvertreter des Vorstandes; G.-L. Dr. Aug. Stapfer (Luitpoldg.), Kassier; G.-Pr. Dr. Joh. Melber (Maxg.), Redakteur; ferner G.-Pr. Dr. Phil. Ott (Realg., N. Spr.); G.-L. Dr. Theodor Preger (Maxgymn.); G.-Pr. Dr. Karl Rück (Ludwigsg.); G.-Pr. Korbinian Sachs (Ludwigsg., Math.); G.-Pr. Dr. Jos. Scheibmaier (Maxgymn.); G.-L. Dr. Otto Schwab (Wilhelmsg.); G.-Pr. Jos. Wenzl (Ludwigsg., Math.).

Berichtigung zum Generalversammlungsbericht.

Auf S. 34 ist zu These I, 7 bemerkt, dafs die These von allen Anwesenden gegen eine Stimme (Rampf, Ludwigshafen) angenommen wurde. Dies beruht auf einem Irrtum. Die These I, 7 wurde vielmehr einstimmig angenommen. Dagegen wurde These I, 2 (Verminderung der Hausaufgaben in der 4. und 5. Klasse) mit allen gegen eine Stimme (Rampf, Ludwigshafen) angenommen, da Koll. Rampf für den erweiterten Antrag von Prof. Grofs war. Hiernach ist auf S. 38 des Berichtes zu ändern.

Der Vorstand.

[illegible]

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

Fünfunddreissigster Band.

VII. & VIII. Heft.

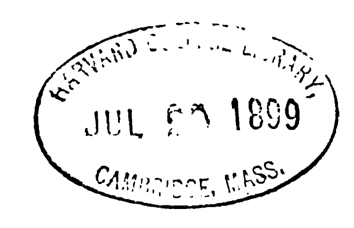
Juli–August.

München, 1899.
J. Lindauer'sche Buchhandlung
(Schöpping.)

Inhalt des VII. & VIII. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Aristoteles als Zoologe.[1])

Die zoologischen Schriften des Aristoteles enthalten den Versuch einer biologischen Übersicht des Tierreiches. Darum sind die angeführten Thatsachen, wenn sie auch infolge der beständigen Vergleiche und Gegenüberstellungen sich fast in erdrückender Menge häufen, doch nur als Belege der leitenden Hauptgrundsätze zu betrachten, so dafs man mit der vordringlichen Frage nach der Anzahl und besonders der genauen Einteilung der behandelten Tiere einen falschen Mafsstab der Beurteilung anlegen würde. Die Erörterungen über sein zoologisches System haben umfangreiche Abhandlungen gezeitigt, in welchen überschwenglichem Lobe die Behauptung gegenübersteht, dafs bei ihm überhaupt keines zu finden sei. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Freilich, wenn er ein völlig klar ausgebildetes und nach allen Seiten hin genügend scharf abgegrenztes System an einer Stelle seiner Schriften, wie es etwa bei unseren Büchern am Anfange oder Ende geschieht, in deutlicher Übersicht von Klassen und Gruppen anführen würde, so könnte man wohl über dessen Richtigkeit, nicht aber über das Vorhandensein desselben streiten. Allein das hat er nirgends gethan, sondern wo Aristoteles von einer Einteilung der Tiere spricht, geschieht dies stets im Laufe seiner an thatsächlichen Behauptungen so reichen Schilderungen ganz gelegentlich und niemals in umfassender Weise, so dafs sich manche Zweifel und Lücken ergeben. Einmal sagt er unverhohlen, dafs bei dem Versuche, die Tiere in einzelne Klassen zu bringen, entweder die Namen fehlen oder auch die gefundenen Unterscheidungsmerkmale schliefslich nicht stichhalten. So seien die Vierfüfsler zwar alle Tiere mit rotem Blute, aber die einen brächten lebendige Junge zur Welt, die anderen legten Eier. Letztere hätten alle Schuppen, also gehörten die Schlangen zu ihnen, aber diese seien wiederum nicht vierfüfsig und eine Art, nämlich die Ottern, lege auch keine Eier, sondern gebäre lebende Junge.

Ein derartiges Ringen nach einer einwandfreien natürlichen Einteilung darf doch wohl als das Bekenntnis des Philosophen aufgefafst werden, dafs es ihm nach seinem eigenen Gefühle nicht gelungen ist, unter Überwindung der grofsen Schwierigkeiten ein in allen Teilen fertiges Tiersystem aufzustellen. Er hat diese Aufgabe auch als eine nebensächliche betrachtet und sich damit begnügt, die zu seiner Zeit wahrscheinlich auch schon volkstümlichen Hauptgruppen zugrunde zu

[1]) Vortrag, geh. auf d. XX. Generalvers. des bayr. Gymnasiallehrervereines in Nürnberg.

legen. Diese sind zwar ebenfalls nirgends im Zusammenhang aufgestellt, treten aber in seinen Schriften, besonders in den Büchern über die Zeugung und Entwickelung der Tiere, klar zu Tage. Aufserdem beschränkt er sich auf gelegentliche Andeutungen, wie man die Tiere etwa noch weiter zweckmäfsig in Arten und Ordnungen einteilen könne. Was er hierin selbständig geleistet hat, läfst sich bei dem völligen Mangel schriftlicher Überlieferungen von der Hand der älteren Naturphilosophen schwer entscheiden. Jedenfalls verrät es aber kein unbefangenes Urteil, das System des Aristoteles über die Mafsen bewundernswert zu erachten. Freilich das Verdienst, sich auch auf diesem Gebiete mit Erfolg versucht, der Ruhm, hierin ebenfalls Schule gemacht zu haben, kann dem Stagiriten nicht verweigert und vor allem die Thatsache nicht bestritten werden, dafs sich die Hauptzüge unseres zoologischen Systems bereits in seinen Werken vorfinden. Denn die Aufstellung seiner beiden grofsen Klassen der blutführenden und blutlosen Tiere entspricht unserer Einteilung in Wirbeltiere und Wirbellose, hat aber wie diese nicht nur den Mangel, sich teilweise auf das Nichtvorhandensein eines Merkmales zu stützen, sondern verliert auch an Schärfe durch das notwendige Zugeständnis, dafs auch die sogenannten blutlosen Tiere eine dem Blute ähnliche, wenn auch anders gefärbte Körperflüssigkeit besäfsen.

Zu den Blutführenden rechnet er die lebendig gebärenden, behaarten Vierfüfsler, welche unserer Säugetierklasse entsprechen, dann die Vögel, ferner die vierfüfsigen oder fufslosen Lebendiggebärenden oder Eierleger, unsere Reptilien und Amphibien, und schliefslich die Fische. Bei den Blutlosen erkennt man die Gruppe der Kopffüfsler, welche er Weichtiere nennt, die der Insekten, Spinnen und Würmer, und dann noch, wie es scheint, in eine Klasse vereinigt, die Muscheln, Schnecken und die niedrigen Meerestiere, wie die Seewalzen, Seescheiden, Anemonen, sodann, den Pflanzen sich nähernd, die Schwämme.

Etwas abseits stehen die Robben und Wale, deren wahre Natur er sehr wohl kannte, wenn er sie bisweilen auch als Wassertiere mit den Fischen zusammen nennt, dann der Straufs, der sich durch seine teilweise haarartigen Federn und die behaarten Augenlider von den Vögeln unterscheidet und den Vierfüfslern nähert, ferner der Affe, welcher ihm als Vierhänder nicht recht zu den vierfüfsigen Tieren pafst und daher als besondere Art vor denselben eingereiht wird. Als Mittelform endlich ist er die Fledermaus zu betrachten geneigt, deren Beschaffenheit er übrigens völlig richtig beschreibt.

Aristoteles hat sein zoologisches Wissen in der sogenannten Tiergeschichte niedergelegt, von welcher ein grofser Teil, nämlich das siebte, neunte und zehnte Buch sicherlich nicht von seiner Hand herrührt, dann in den vier Büchern über die Teile der Tiere und den fünf Büchern über die Zeugung und Entwickelung, welch letzteres Werk wissenschaftlich gewifs am höchsten steht. Viele, besonders physiologische Ausführungen finden sich auch in seiner Schrift über die Seele, das Atmen, Schlafen und Wachen und einigen kleineren mehr, während andere, wie die über den Gang und die Bewegung der

Tiere von geringerer Bedeutung sind. Ein Buch über die Anatomie mit Zeichnungen, auf welches er des öfteren verweist, ist leider verloren gegangen.

Um nun die Kenntnisse unseres Zoologen auf den einzelnen Gebieten in einer bestimmten Reihenfolge betrachten zu können, soll seine eigene Einteilung und Stufenordnung zugrunde gelegt werden.

Auch für ihn ist natürlich das Mafs aller Dinge der Mensch. Darum bezeichnet er auch als den geeignetsten Ausgangspunkt für die Schilderung der Lebewesen den menschlichen Körper, weil derselbe am bekanntesten sei. Allein diese Behauptung darf wohl eine Selbsttäuschung genannt werden; denn es ist deutlich ersichtlich, dafs Aristoteles sich zwar den Anblick einzelner menschlicher Glieder und Knochen durch Zufall hat verschaffen können, ein vollständiges Skelett dagegen niemals gesehen hat. Besonders auf die Beschaffenheit der inneren Organe des Menschen mufs nach seiner eigenen Aussage von denen der Tiere geschlossen werden; denn der Anschauung des Altertums, durch welche eine Sektion verpönt war, mufste eben auch Aristoteles Rechnung tragen.

Die Knochenmasse besteht nach seiner Darlegung aus den erdigen und kälteren Teilen der verarbeiteten und durch die Adern sickernden Nahrungsstoffe, welche durch die innere Wärme gleichsam wie Thon hartgebrannt sind. Bei dem völligen Mangel jener Zeit an chemischen Kenntnissen müssen nämlich philosophische Betrachtungen über die Zusammensetzung der Stoffe aus den vier Elementen, und entsprechend diesen, aus dem Trockenen und Nassen, dem Warmen und Kalten, aushelfen. Die einzelnen Teile des menschlichen Knochengerüstes werden in durchaus volkstümlicher Weise benannt und aufgezählt. Die verschiedenen Schädelknochen werden nicht unterschieden, dafür aber beim männlichen Schädel drei in einem Punkte zusammenlaufende Nähte, beim weiblichen aber nur eine kreisförmige angegeben. Die Beckenknochen waren ihm anscheinend nur mangelhaft bekannt, die Zahl der Rippen ist auf acht angegeben und die landläufige Behauptung, dafs die Ligurier nur sieben hätten, unentschieden gelassen.

Die Gelenke und die zur Verhütung der Reibung mit einer Knorpelplatte umgebenen Gelenkköpfe sind zwar nicht eingehend aber doch richtig beschrieben, auch die Sehnen und ihre Verbindung mit den Knochen kennt er wohl, dagegen sagt er nichts davon, dafs die Sehnen am andern Ende mit den Muskeln zusammenhängen. Fast unglaublich aber ist es, dafs er von diesen, den Muskeln, und ihrer Thätigkeit gar nichts weifs. Und dennoch verhält es sich so; denn die gegenteilige Annahme ist unrichtig und beruht auf einer voreingenommenen Beurteilung und teilweise falschen Auffassung und Übersetzung seiner Worte. Aristoteles glaubt vielmehr, dafs die Sehnen durch ihre Spannkraft die Knochen und damit das an ihnen haftende Fleisch bewegen, welchem nach seiner Anschauung gar keine eigene Leistung bei der Bewegung der Glieder zukommt. Ursprung und Ausgangsstelle der Sehnen aber verlegt er in das Herz und in diesem sei die bewegende Kraft die Seele.

Das nach seiner Meinung blutlose Gehirn hält er im Gegensatz zu anderen Naturphilosophen für völlig empfindungslos und deshalb nicht befähigt, bei der Thätigkeit der Sinne irgendwie mitzuwirken. Für ihn hat das Gehirn als der kälteste Teil des ganzen Körpers die Aufgabe, die im Herzen entstehende Wärme niederzuhalten und so die Temperatur des Körpers zu regeln. Enttäuschen wird auch seine Ansicht über das Rückenmark, welches trotz seines Zusammenhanges mit der Gehirnmasse vor allem wegen seiner Wärme dieser nicht ähnlich sein könne. Als zähes, sehniges Knochenmark erscheine es aber besonders geeignet, die einzelnen Wirbel zusammenzuhalten.

Die Nerven und ihre Bedeutung kennt Aristoteles nicht. Die Sehnerven hat er allerdings beobachtet, aber ihre Bestimmung konnte er nicht ahnen, da ja das Gehirn nach seiner Annahme mit der Sinnesthätigkeit durchaus nichts zu thun hat. Er bezeichnet sie als Gänge, auf welchen während der Entstehung des Lebewesens die reinste Gehirnfeuchtigkeit zur Bildung der Augen abgeführt und diesen auch das ganze Leben hindurch die Kälte und Feuchtigkeit des Gehirnes mitgeteilt werde. Das Sehen sei nicht, wie Demokrit meine, ein Spiegeln der Gegenstände im Auge, sondern erfolge durch die Bewegung des wässerigen Augeninhaltes, die durch das Licht und die im Sehfelde liegenden Dinge veranlafst werde. Zum Bewufstsein komme das Sehen erst durch die Energie der Seelenthätigkeit.

Das Innere des Ohres vergleicht der Stagirite mit Schneckenwindungen. Das Trommelfell hat er gekannt, ebenso die Verbindung des Ohres mit der Rachenhöhle. Auch den Gehörnerv hat er wahrscheinlich gesehen, ohne ihm natürlich eine Mitwirkung beim Hören zuzuschreiben. Er denkt sich diesen Vorgang vielmehr also. Im Ohre ist Luft eingeschlossen. Auf diese trifft die durch den Schall, das ist das Zusammenschlagen zweier Körper, erfolgte Bewegung der äufseren Luft und bewirkt durch diese Erschütterung das Hören. Darum münde auch der Gehörgang in den leeren aber mit Luft gefüllten Raum des Hinterkopfes. Weil aber das Hören mit der Luft zusammenhänge, so ist er geneigt, den Ausgangspunkt dieses Sinnes in das Atmungsorgan zu verlegen. Auch die Gerüche nähmen ihren Weg durch die Vermittelung der Luft auf Gängen, mit denen wohl die Riechnerven gemeint sind, und zwar, wie er hier ausdrücklich sagt, in das Gehirn. Allein die Freude, den alten Forscher hiebei auf dem richtigen Wege zu sehen, wird getrübt durch seine Behauptung, dafs diese Gänge in die vom Gehirn nach dem Herzen gehenden Adern endigen und der Geruchsinn, weil er mit der Luft znsammenhänge, wohl auch in der Nähe des Atmungsorganes seinen innersten Sitz habe.

Der Geschmack des Flüssigen ist an die Zunge gebunden, der des Festen entsteht erst beim Hinunterschlucken durch die Erweiterung der Speiseröhre. Das Gefühl wird durch das Fleisch, also nicht die Haut, vermittelt und hat wie der Geschmack seinen ersten Ursprung im Herzen.

Bei diesem vielgenannten Organ übersah Aristoteles die Scheidewand der Vorhöfe, so dafs er meint, mehr als drei Höhlungen habe

es bei keinem Geschöpfe. Seine Aufgabe besteht in der Bereitung des Blutes. Viele Sehnen im Inneren vollziehen seine Bewegung. Vor allem aber ist es, und nicht etwa das Gehirn, der Ausgangspunkt der Gefäfse, über welche sich der Philosoph durch die Untersuchung abgemagerter und dann erstickter Tiere eine ausgedehnte und ziemlich richtige Kenntnis verschafft hat. Deutlich bezeichnet er, ohne natürlich Arterien und Venen zu unterscheiden, die Aorta und die Hohlvene, welch letztere er für besonders bedeutsam hält, und verfolgt ihre Verzweigung in die einzelnen Körperteile. Die beiden kräftigen Stämme haben nach seiner eigenartigen Auffassung auch den Nebenzweck, die vorderen und hinteren Teile des Körpers zusammenzuhalten. Obwohl er den Verlauf des Gefäfssystems der Hauptsache nach kennt, hat er von dem Kreislauf des Blutes, der erst am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entdeckt wurde, natürlich noch keine Ahnung. Seine Meinung ist, das Blut, welches durch die immer feiner werdenden Adern in alle Körperteile ströme, werde hier zu deren Bildung und Erhaltung aufgebraucht und lasse schliefslich seine dünnen, wässerigen Bestandteile als Schweifs durch die Haut austreten. Immer wieder neues Blut erhält das Herz durch die Nahrungsstoffe, welche im Magen und den Gedärmen durch die natürliche Wärme gekocht, von den Gekröseadern aus in das Herz geleitet und hier vollends in Blut umgewandelt werden. Die bei ihrem Eintritt durch den erhöhten Wärmezustrom veranlafste Ausdehnung des Herzens macht sich in dem Pulsschlage bemerkbar.

Aristoteles hatte also wohl ein Recht, das Herz die Akropolis des Körpers zu nennen. Denn für ihn ist es die Stätte der Blutbereitung und damit der Ursprung der Körperwärme, als Ausgangspunkt der Sehnen die erste Triebfeder der Bewegung, alsdann der innerste Sitz des Geschmackes, Gefühles und jeglicher Empfindung, schliefslich überhaupt der Urquell, aus dem die Seele stets von neuem Kraft und Feuer schöpft.

Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien und Lunge werden in grofsen Zügen leidlich beschrieben. Bemerkenswert sind seine Ansichten über die Atmungsthätigkeit, die er ganz richtig nicht allein in Luftholen bestehen läfst. Das Wesen derselben findet er in der Abkühlung. Diese erfolgt bei den warmblütigen Tieren, welche eine Eindämmung der sonst übergrofsen Körperwärme besonders nötig haben, durch beständiges Einatmen von Luft mittels der Lunge, während bei den Wassertieren, mit Ausnahme der Robben, Wale und Delphine, die Abkühlung durch das Wasser besorgt wird, welches die hauptsächlich bei den Fischen wohlausgebildeten Kiemen umspült. Die niedrigen Landtiere bedürfen bei ihrer geringen Eigenwärme diese Abkühlung entweder gar nicht, oder es strömt, wie bei einzelnen Insekten, die äufsere Luft durch eine besondere Öffnung in der Einschnürung zwischen Brust und Hinterleib hinein, soweit nicht schon die Bewegung der ihrem Körper an sich innewohnenden Luftmenge die nötige Kühlung gewährt. Die Lungenatmung vollzieht sich nun nach seiner Darstellung also. Die Ausdehnung des Herzens, welche, wie erwähnt,

durch das Einströmen des neugebildeten Blutes herbeigeführt wird, teilt sich durch die Adern der Lunge mit. Diese hebt sich und wird mit Luft angefüllt, welche auch in das Herz gelangt und dort Kühlung verbreitet. Mit derselben erfolgt ein Zusammensinken der beiden Organe, wodurch die warme Luft aus der Lunge herausgeprefst und ausgeatmet wird. Abgesehen nun von der Schwierigkeit, die warme und kalte Luft in den mit Blut gefüllten Adern zwischen Herz und Lunge hin und her gelangen zu lassen, wäre ja nach dieser Erklärung ein willkürliches Ein- und Ausatmen nicht möglich. Vor allem aber ist daran zu erinnern, dafs ja schon das Gehirn die einzige Aufgabe hat, als Kühlapparat die Herzwärme zu mäfsigen.

Herz und Lunge werden von den andern Organen durch das Zwerchfell getrennt, damit der Sitz der Empfindung und der Seele nicht von dem Dunst und der Wärme beeinträchtigt werde, welche durch die Verarbeitung der Nahrung unter demselben entstehe. Dennoch trübe das Zwerchfell das Denk- und Empfindungsvermögen, wenn es zu viel Ausscheidungsflüssigkeit an sich gezogen habe.

Die Leber, welche er den blutreichsten Teil nach dem Herzen nennt, haben alle blutführenden Tiere nötig zur Kochung des flüssigen Nahrungssaftes. Die Galle hat nach seiner Anschauung keine bestimmte Funktion, sondern ist eine Ausscheidung des unreinen Blutes der Leber. Deshalb sei auch das Fehlen der Gallenblase, wie bei den Einhufern, den Hirschen, dem Kameele und dem Delphin, ein Beweis von reinerem Blute und bedinge ein längeres Leben. Für die Milz, deren Bedeutung übrigens bis in die neueste Zeit herein nicht genau bekannt war, weifs Aristoteles keine eigene Bestimmung anzugeben. Doch als Philosoph kommt er nicht in Verlegenheit. Da nämlich die meisten Organe, wie Hirn, Herz, Lunge, Nieren, doppelt seien, so entspreche die mehr links liegende Milz der Leber gewissermafsen als der andere Teil derselben und erscheine besonders bei denjenigen Tieren stark ausgebildet, bei welchen jene einlappig sei. Dafs die Nieren die flüssigen Nahrungsstoffe durchseihen und das Unbrauchbare zur Ausscheidung bringen, hat er wohl erkannt. Dem fettreichen, warmen Netze schreibt er die Aufgabe zu, die Wärme zu binden und somit die Verdauung zu erleichtern.

Bedeutend ist der Stagirite als Embryologe. Auf diesem Gebiete hat er ohne Zweifel die meisten selbständigen Forschungen angestellt, so dafs die Schrift über die Zeugung und Entwickelung der Tiere, wie schon gesagt, als seine weitaus hervorragendste Leistung auf dem Gebiete der Zoologie bezeichnet werden darf. Seine Kenntnisse erscheinen teilweise auch heute noch höchst beachtenswert und manches wissen wir nicht viel besser als er. Dafs viele Irrtümer mitunterlaufen, ist bei der Schwierigkeit der Materie ebenso begreiflich als verzeihlich und kann das verdiente Lob nicht schmälern. Mit einigen groben Strichen sei die Sache gezeichnet.

Da Aristoteles das Säugetierovulum mangels aller Hilfsmittel nicht kennen konnte, so hielt er die Katamenien, die er mit den unbefruchteten Vogeleiern vergleicht, für den Stoff, der weiblicherseits

zur Entstehung des Keimes geliefert werde. Das Sperma wirkt nicht als Stoff, sondern teilt nur eine bewegende Kraft mit, durch welche das Reinste und Beste der Katamenien sich verdichtet und zur Bildung des Embryo befähigt wird. Seine Wirkung wird verglichen mit der des Laabes, welches die Milch gerinnen läfst. Nach seiner irrtümlichen Meinung entsteht beim werdenden Geschöpfe zuerst das Herz, von welchem zwei Hauptgefäfse ausgehen und durch feinere Adern, die in dem Nabelstrang vereinigt sind, mit der Gebärmutter zum Zwecke der Nahrungsaufnahme zusammenhängen. Nach diesem entstünde das Gehirn mit den Augen, hierauf allmählich die übrigen Teile, und zwar die inneren und oberen früher als die äufseren und unteren.

Wie in unseren Tagen so bildete schon damals die Entstehung des Geschlechtes und die Vererbung eine vielerörterte Frage. Die Wissenschaft von heute ist hierin wohl kaum weiter als die des Aristoteles. Sobald, sagt er, das männliche Princip, dem die Zeugungsseele innewohnt, den Stoff mit seiner Wärme garzukochen vermag und ihn völlig überwältigt, wie ein kunstvoller Mann mit der Kraft seines Gedankens die Materie formt, so entsteht ein Knabe mit den Eigenschaften des Vaters, soferne letzterer nicht nur als Mann sondern auch als Individuum obsiegt. Hat nur sein Geschlecht die Oberhand, so wird der Knabe der Mutter ähnlich. Ist er nur als Individuum das stärkere Element, als Mann aber das schwächere, so gibt es ein dem Vater ähnliches Mädchen. Ebenso ist es bei der Mutter. Jetzt neigt man mehr zu der umgekehrten Anschauung, ohne sie jedoch besser begründen zu können als Aristoteles die seinige.

Da der menschliche Körper und seine Organe mit möglichster Genauigkeit beschrieben werden, konnte sich unser Naturforscher bei den blutführenden, lebendig gebärenden Tieren, unseren Säugetieren, in vielen Dingen kürzer fassen. Es werden etwa fünfzig Arten genannt, aber der Anlage seiner zoologischen Schriften entsprechend, nicht etwa einzeln unter Würdigung aller Eigenschaften besprochen, sondern bei der Darstellung der biologischen Verhältnisse und der eigentümlichen Körperteile angeführt und in mehr volkstümlicher Weise geschildert. Dabei begegnet ihm der auch heute von Laien noch so leicht begangene Fehler, dafs er an den Vorder- und Hinterbeinen den Unterschenkel für den Oberschenkel, sowie den Mittelhand- und Mittelfufsknochen für den Unterschenkel und darum die Ferse der Hinterbeine für ein umgekehrtes Kniegelenk hält. Nur der Elephant beuge auch die hinteren Beine so wie der Mensch. Als engere Einteilung ist die in Vielzehige, Ein- und Zweihufer angedeutet aber nicht etwa durchgeführt. Ausdrücklich bezeichnet er die Wale, Delphine und Robben als lebendig-gebärende, säugende und Luft atmende Tiere. Von einem echten, in das Mittelmeer verirrten und gestrandeten Wale konnte er, wenn er ihn auch selbst nicht sah, recht gut Kunde erhalten haben. Die Anführung des Spritzloches und der Borsten, welche die Stelle von Zähnen vertreten, weisen deutlich auf einen solchen. Von den Delphinen lassen sich aus seiner Schilderung drei im Mittel-

meere vorkommende Arten mit Wahrscheinlichkeit erkennen, und mit der öfter genannten Robbe ist die Mönchsrobbe gemeint.

Bei der Behandlung der Vögel ist eine zusammenhängende Beschreibung des Skelettes, welches doch von dem der anderen Tiere wesentlich abweicht, nicht gegeben. Vom Schädel wird die kleine Gestalt hervorgehoben. Der Hals ist deutlich ausgebildet und entspricht in der Regel der Beschaffenheit der Beine und zwar haben die langbeinigen einen langen und die kurzbeinigen einen kurzen Hals, die Schwimmvögel ausgenommen, welche zwar mit einem langen Halse, aber mit kurzen zum Rudern geeigneten Beinen versehen sind. Die Rippen in ihrer wechselnden Anzahl, das eigenartige Gabelbein, das ohne weiteres in die Augen fallende Brustbein und der langgestreckte, mit den Lenden- und Kreuzwirbeln verwachsene Beckenknochen, schliefslich der Endkörper der Wirbelsäule werden nicht erwähnt. Ebenso finden die Flügelknochen keine gesonderte Beschreibung und die Ähnlichkeit ihrer Teile mit dem Ober- und Unterarm sowie den Fingern wird nicht hervorgehoben. Auch bei den Vögeln hält er den Tarsus für den Unterschenkel; den wirklichen Oberschenkel nennt er ein langes, bis in die Mitte des Bauches reichendes, einem Schenkelknochen sehr ähnliches Sitzbein, dessen Lage die Stellung der Beine in den Gleichgewichtspunkt des Körpers ermögliche. Diese mangelhafte Schilderung erregt den Verdacht, dafs Aristoteles ein zusammenhängendes, nacktes Vogelskelett nie vor Augen gehabt habe.

Für die mannigfaltige Form des Schnabels und seine Anpassung an die verschiedenen Bedürfnisse werden gute Beispiele gegeben, aber nicht von einzelnen Arten, sondern von ganzen Klassen. Ebenso wird die Bedeutung der Zehen und Krallen in ihrer zweckmäfsigen Bildung gewürdigt. Seine spärlichen Angaben über die Federn und deren Farben geben nur volkstümliche Anschauungen wieder. Die Vögel haben keine Wimpern, da ihr Körper nicht mit Haaren, sondern mit Federn bedeckt ist. Dafür können sie ihre Augen noch mit einem aus dem inneren Winkel hervortretenden Häutchen schützen. Dieselben sind feucht und darum scharf, besonders bei Hochfliegenden, weniger bei den auf dem Boden Lebenden, da diese die Schärfe des Gesichtes nicht so sehr bedürfen. Ohrmuscheln haben die Vögel deshalb nicht, weil wegen der Härte ihrer Haut und wegen des Federkleides kein Stoff zu deren Bildung vorhanden sei. Nicht unerwähnt bleibt ihr weittragender Geruchsinn. Die hervorschnellbare Zunge der spechtartigen Vögel hat er am Wendehals richtig beobachtet, ohne jedoch über den Zweck dieser Einrichtung eine Vermutung aufzustellen. Den Kropf, den Drüsen- oder Vormagen hat er wohl gekannt, nicht aber den sogenannten Nebenmagen, der sich bei einigen von Fischen lebenden Vogelarten an der Übergangsstelle des Muskelmagens in den Pförtner findet. Die Leber der Vögel zeige eine schöne, blutrote Farbe, weil dieselben sehr leicht atmen und besonders reines Blut haben. Alle sind aufserdem mit einer Gallenblase versehen.

Richtig ist seine Behauptung, dafs die Vögel keinen Kehldeckel haben. Der untere vor der Gabelung der Luftröhre liegende Kehlkopf

mit dem Singmuskelapparat konnte ihm allerdings leicht entgehen, eher waren bei genauerer Untersuchung die verschiedenen von der Lunge aus in die Oberarmknochen, in das Brustbein und unter die Haut verlaufenden Luftkanäle zu sehen, welche sonst bei keinem Tier vorhanden sind.

Über den Nestbau finden sich nur wenige gelegentliche Bemerkungen. Dafs der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt, hat Aristoteles schon gewufst. Die Eibildung und Entwickelung des Jungen hat er, wie ein Naturforscher unserer Tage, an Hühnern und zwar, wie es scheint, ziemlich gründlich untersucht. Die zeitweise sehr kleinen Testikeln hat er wohl beachtet und auch den Eierstock im allgemeinen zutreffend beschrieben. Irrtümlich aber meint er, dafs nicht nur der Dotter, sondern auch das Eiweifs am Eierstocke entstünde, und das völlig ausgebildete Ei sich von diesem ablöse, während in Wirklichkeit der losgetrennte Dotter erst im Eileiter mit den Eiweifsschichten, welche sich aus eigenen Drüsen absondern, umgeben wird. Ferner hielt er die häutige Kapsel, in welcher der Dotter anfangs enthalten ist, schon für die an dieser Stelle natürlich noch weiche Schale. Den Stil dieser Dotterhülle verglich er mit einer Nabelschnur, durch welche das Ei ernährt werde, und wähnte, derselbe löse sich vom Eistocke mit ab und gebe das spitze Ende des Eies, während er sich in Wahrheit allmählich zurückbildet. Das Ei werde noch mit weicher Hülle gelegt, aber unmittelbar nach dem Austritt erhärte die Schale, indem nach Verdunstung der flüssigen Stoffe nur das Erdige zurückbleibe. Aus den längeren und spitzigeren Eiern entstünden Weibchen, aus den runderen und mehr abgeplatteten dagegen Männchen. Die Anzahl der Eier und Bruten wird von einigen Vogelarten richtig angegeben. Da Aristoteles die Keimscheibe als den Ausgangspunkt der Neubildung und die Bedeutung des weifsen Dotters nicht kennt, läfst er das Junge aus dem Eiweifs entstehen, während er das Gelbe mit Recht als die Nahrung des Embryo ansieht. Die irrige Ansicht, dafs das Herz der Anfang des neuen Lebens sei, findet sich auch hier. Am zehnten Tage würden die einzelnen Teile deutlich bemerkbar, Kopf und Augen seien noch unförmlich grofs; am zwanzigsten Tage lasse das Tierchen leise Töne hören, bewege sich, wenn es geschüttelt werde, und sei bereits befiedert.

Über das Freileben der Vögel sind seine Mitteilungen sehr spärlich. Obwohl ihm die Wanderzüge nicht unbekannt sind, wähnt er, dafs viele Vögel, wie die Schwalben, Amseln, Drosseln, Stare, Nachtigallen, Turtel- und Ringeltauben, Störche und Weihen, in Schlupfwinkeln und Löchern verborgen, einen Winterschlaf halten und dabei ihr Federkleid teilweise völlig verlieren, Ansichten, welche sogar in zoologischen Schriften aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in noch merkwürdigerer Form als von Aristoteles aufgetischt werden.

Das unechte neunte Buch der Tiergeschichte nicht mitgerechnet, werden etwas über hundert Vögel von unserem Naturforscher genannt.

Mit dem Namen „Eierlegende Vierfüſsler“ bezeichnet Aristoteles unsere Reptilien und Amphibien. Er heiſst sie auch mit Schuppentäfelchen bedeckte Tiere, was freilich nicht auf die Frösche paſst. Auch die Schlangen, welchen die Füſse mangeln und von denen einzelne lebende Junge hervorbringen, bespricht er mit dieser Klasse und läſst sie, wie es scheint, nur deshalb eine besondere Gruppe bilden, weil ihm für diese Tiergattungen, deren Zusammengehörigkeit er fühlte, ein umfassender Name fehlte. Über die Körperbeschaffenheit derselben wird nur kurz gesprochen. Von den Eidechsenartigen sagt er, daſs sie die etwas nach auswärts gestellten Beine alle nach vorne beugten, nicht die hinteren nach hinten, wie dies nach seinem erwähnten Irrtum die lebendig gebärenden Vierfüſsler und die Vögel thäten. Sie haben spitze Zähne, eine ausgebildete Zunge, Öffnungen für den Gehörgang und einen langen Schwanz. Nieren und die Harnblase sollen ihnen fehlen. Ganz richtig bemerkt er, daſs die Geschlechtsorgane denen der Vögel zu vergleichen seien, auch die Entwickelung der Eier vollziehe sich ebenso, nur brauchten sie nicht mehr bebrütet werden. Eine ausnahmsweise ausführliche und meist ganz richtige Schilderung gibt er von dem Chamäleon, das den Wechsel der Färbung nach seiner Ansicht durch Aufblähen herbeiführen kann. Fände sich bei mehr Tieren eine so eingehende Beschreibung, so würde sich die schwierige und oft unmögliche Bestimmung derselben leichter gestalten.

Von dem Nilkrokodil, das er mehr alleinstehend behandelt, teilt er uns mit, daſs es ein den Eidechsen ähnliches, mit Schuppen bedecktes, blutführendes Tier sei, welches nicht den Unter-, sondern den Oberkiefer bewege, eine an jenen angewachsene Zunge habe, siebzehn Ellen lang werde, viele Eier so groſs wie ein Gänseei lege und diese sechzig Tage lang bebrüte.

Die Schildkröten sind besonders durch die schalenartige Bedeckung ihres Körpers bemerkenswert. Einige von ihnen haben Nieren und eine Harnblase, andere nicht. Sie legen ihre hartschaligen, zweifarbigen Eier in den Sand, scharren sie zu, bebrüten sie, oder kommen nach dreiſsig Tagen wieder, um die Schalen zu öffnen, und die Jungen sogleich ins Wasser zu führen. Er nennt drei in seinen Heimatsgegenden vorkommende Arten.

Die Schlangen, sagt er ferner, gleichen fast in jeder Hinsicht den Sauriern und sind wie diese mit Schildschuppen bedeckt. Es fehlten ihnen jedoch die Testikeln, an deren Stelle sie zwei zusammenlaufende Gänge hätten. Alle Eingeweide seien infolge ihrer Körpergestalt dünn und langgestreckt. Sie haben eine kleine runde Milz und eine Gallenblase wie die Fische. Die Zunge ist lang und dünn, die gespaltene Spitze am Ende haarfein. Rippen hätten sie soviel wie der Monat Tage, was freilich viel zu niedrig gegriffen ist. Von ihrem Gebiſs hören wir nur, daſs sie mit Reiſszähnen versehen sind, über die Giftzähne und ihre Beschaffenheit wird nichts bemerkt. Mit Recht erwähnt er, daſs die Schlangeneier aneinandergereiht seien und einer Frauenhalskette glichen, aber daſs sie bebrütet werden, ist nicht richtig. Dagegen entsprechen seine Angaben über die lebendig gebärende Viper

der Wirklichkeit. Auch die fuſslosen Echsen rechnet Aristoteles zu den Schlangen, von denen er etwa sechs nicht sicher zu bestimmende Arten anführt.

Bei den Fröschen bespricht er nur die Beschaffenheit der Zunge, welche an der Spitze angewachsen und hinten frei ist, und betont, daſs die gelegten Eier zusammenhängen. Die Verwandlung der Lurche erwähnt er nicht, doch darf man annehmen, daſs sie ihm nicht ganz unbekannt war. Im ganzen nennt er etwa siebzehn Arten unserer Reptilien und Amphibien.

Reiche Kenntnisse zeigt unser Zoologe von den Fischen, die bei den Griechen einen hervorragenden Teil der Nahrung bildeten und schon darum in vielen Arten bekannt waren. Auch konnte er sich über diese Tiergattung bei den zahlreichen Fischern des Landes ein reiches Ergebnis unmittelbarer Beobachtungen erholen, wenn die eigenen nicht ausreichten. Die von ihm vorgenommene Einteilung ist von der heutigen Wissenschaft beibehalten. Er unterscheidet nämlich die Fische mit knorpeligem Skelett, die Selachier, welche er als die höherstehenden zu betrachten scheint, und die mit festem Knochengerüste, welche er mangels eines bestimmten Namens Nichtselachier nennt. Der Körper der Fische besteht nach seiner Darlegung aus Kopf, Rumpf und Schwanz; die fehlenden Gliedmaſsen werden durch die Flossen ersetzt, welche in wechselnder Zahl erscheinen, teilweise auch völlig mangeln. Die Kiemen liegen bei den Selachiern offen, bei den andern sind sie mit einem Deckel versehen. Die langgestreckten Fische haben dieselben höher an den Seiten, die rundlicheren mehr unten, dem Bauche zugewendet, und zwar ein, drei oder fünf Kiemenpaare; beim Schwertfisch, dessen eigenartigen Kiemenbau er wohl beachtet zu haben scheint, zählt er zutreffend acht Kiemen auf jeder Seite. In ihrem weiten Maule haben sie meist spitzige Zähne und eine harte, knorpelige, wenig bewegliche Zunge. Die Augen sind ohne Lider und für Gehör und Geruch, welche Sinne sie erfahrungsgemäſs besitzen, sind keine Gänge zu entdecken. Die Speiseröhre fehlt den meisten Fischen; der Magen ist darmähnlich, die Gedärme zeigen einfache Windungen und oft zahlreiche Anhängsel, mit denen die Blinddärme gemeint sind. Leber, Milz und Galle finden sich vor, doch Nieren und Harnblase spricht er ihnen ab. Testikeln haben sie nach seiner Aussage keine, dafür zwei in der Nähe der Wirbelsäule gelegene Gänge, die Weibchen zwei langgestreckte, häutige, zur Laichzeit mit einer Menge sandähnlicher Eier gefüllte Ovarien.

Sehr beachtenswert sind seine Befunde über die Entwickelung der Fische. Die Eier der Nichtselachier nennt er unvollkommene, weil sie erst auſserhalb des Körpers befruchtet werden. Sie entwickeln sich vermöge ihrer inneren Wärme im ganzen wie die Vogeleier, aber sie haben nur den zum Dotter führenden Nabelstrang, während ihnen der zum Chorion gehende fehlt. Da mit letzterem der Stil der Allantois gemeint ist, so sehen wir, daſs Aristoteles das Nichtvorhandensein derselben bei den Fischen beachtet zu haben scheint. Die Selachier aber, betont er, erzeugen in sich ein vollkommenes Ei und bringen

lebende Junge zur Welt. Daneben kannte er aber auch die Eier der Rochen und Hundshaie. Die Behauptung, dafs bei dem glatten Ei der Embryo durch eine Art von Nabelstrang an der Gebärmutter hängt und so ernährt wird, schien den neueren Naturforschern höchst unglaubhaft, bis Johannes Müller durch seine eingehende Abhandlung hierüber die Ehre des Stagiriten rettete und den Nachweis lieferte, dafs seine Schriften damit eine wissenschaftliche Thatsache enthalten, die in unserem Jahrhunderte erst wieder neu gefunden werden mufste. Einen scharfen Gegensatz zu diesem wissenschaftlichen Erfolge bildet die Annahme, dafs die Aale, bei denen er weder Samengänge noch Eibehälter entdecken konnte, von selbst im Schlamme entstünden. Allein wir werden ihm dies nicht übelnehmen, wenn wir bedenken, dafs man noch vor wenigen Jahrzehnten gar nicht wufste, was man von der Fortpflanzung der Aale halten sollte. Jetzt hat man zwar nachgewiesen, dafs dieselbe wie bei den andern Fischen erfolgt, einzelne Erscheinungen jedoch, wie die unaufhaltsame Wanderung von dichten Scharen kleiner Aale aus dem Meere in die Flüsse, werden noch nicht in übereinstimmender Weise erklärt. Auch für zwei weitere Fische nimmt er spontane Entstehung an. Es sind dies wahrscheinlich die bis in die neueste Zeit hinein für Zwitter gehaltenen Barscharten. Im ganzen nennt Aristoteles etwa hundert Fische.

Die andere grofse Klasse ist die der Blutlosen, das heifst derjenigen Tiere, welche an Stelle des roten Blutes, das er allein als Blut gelten läfst, eine diesem entsprechende Körperflüssigkeit besitzen. Es sind dies unsere Wirbellosen.

Zu diesen gehören als eine deutlich umgrenzte Gruppe zunächst die Weichtiere, unter denen die Kopffüfsler zu verstehen sind. Er trennt sie in solche mit grofsem Leibe, kurzen Beinen und zwei langen Fangarmen, unsere Tintenfische, und in solche mit kleinem Leibe und langen Beinen ohne Fangarme. Von den letzteren leben die einen in Schalen, die anderen ohne Bedeckung. Diese Kopffüfsler, welche von den Weichtieren im Meere die höchststehenden sind, hat unser Naturforscher genau gekannt. Den Kopf haben sie, führt er aus, zwischen den mit zweireihigen Saugnäpfen versehenen Füfsen und dem Leibe. Der in der Mitte des Kopfes befindliche Mund zeigt zwei Zähne und einen fleischigen Teil, der als Zunge dient. An den Seiten sitzen zwei grofse Augen. Mit dem zwischen denselben liegenden Knorpel, der ein kleines Gehirn einschliefse, meint er die vier Nervenganglienpaare, welche wie von einer Schädelkapsel geschützt sind. Dann beschreibt er ziemlich anschaulich Speiseröhre, Magen und Darm, nennt neben der Leber, die er Mytis heifst, vor allem noch den Tintenbeutel und dessen Bedeutung als Schutzmittel, führt den Trichter an und schildert den Mantel und den Rückenknorpel. Auch die Kiemen deutet er an. Die Merkmale der Geschlechter, deren Verschiedenheit er besonders betont, sind nicht ganz undeutlich bezeichnet; leicht zu entdecken war auch die zusammenhängende Eiermasse. Höchst bemerkenswert aber ist die nach seiner Angabe von Fischern erhaltene Mitteilung, dafs die Sepien einen Fangarm zur Paarung verwenden

Diese Behauptung erschien lange höchst rätselhaft. Jetzt weifs man, dafs die wurmförmig gestalteten Spermatophoren in einen blasenartig umgebildeten Arm des Männchens gelangen, der sich dann sogar loslöst und eine Zeit lang in der Mantelhöhle des Weibchens fortlebt. Von dieser merkwürdigen, noch nicht lange wissenschaftlich nachgewiesenen Thatsache findet sich also bei Aristoteles schon eine teilweise Andeutung, die sich allerdings nicht auf eigene Anschauung gründete. Ebenso erkennen wir aus der Art, wie er die Entwickelung der jungen Sepien schildert, dafs es ihm nicht entgangen ist, dafs der Embryo mit seinem Kopfe, und zwar am Munde zwischen den Armen, an einem Dottersack hängt, welcher bei fortschreitender Bildung verschwindet. Es sind etwa zehn, meist bestimmbare Kopffüfsler genannt, eine verhältnismäfsig hohe Zahl.

Nach diesen kommt eine weitere Gruppe von Tieren, welche aufsen eine weiche, schalenartige Masse anstatt der Haut haben und innen das Fleisch. Gemeint sind unsere Krustentiere. Aristoteles führt fünf Arten an, in denen man die Langusten, die hummerartigen Krebse, die Garneelen, die Krabben und die Einsiedlerkrebse erkennen kann. Er schildert kurz die leicht in die Augen fallenden Körperteile derselben, den Brustring, den Schwanz mit den Flossen, die Fühlhörner, die hartanzufühlenden, beweglichen Augen, die Scheeren und die Beine. Auf eine nähere Beschreibung der sehr verwickelt gebauten Mundteile läfst er sich nicht ein. Die inneren Teile erfahren nur eine kurze, nicht in allen Punkten richtige Erwähnung, wobei jedoch die Magenzähne der Langusten nicht ungenannt bleiben und auch der Geschlechtsunterschiede gedacht wird. Als Nahrung sind neben Fleisch auch Schlamm, Tang und Koth bezeichnet, sowie Steine, mit denen er ohne Zweifel die im Magen gefundenen sogenannten Krebsaugen meint. Es sind etwa achtzehn Vertreter der Klasse der Weichschaligen angeführt.

Niedriger stehend als die bisher genannten blutlosen Tiere erschienen unserem Zoologen die Insekten, zu denen er auch die Tausendfüfsler, die Spinnen, die Milben, sowie die kleinen Schmarotzerkrebse und die Würmer rechnet. Denn da die Betrachtung und Erforschung gerade dieser Tiergattung wegen der oft winzigen Objekte für die damalige Zeit bei dem Mangel aller Hilfsmittel besonders schwierig war, so konnte Aristoteles in den vielfach wunderbaren Körperbau und die ungemeine Mannigfaltigkeit der Insekten keinen Einblick gewinnen. Weil er ferner viele niedrigere Geschöpfe dazu zählte, so ist es begreiflich, dafs er sie nicht nur den Krustentieren nachsetzte, sondern auch über ihr Rangverhältnis zu den Schaltieren keine rechte Klarheit gewinnen konnte. Alle Insekten, sagt er, haben einen Kopf, ein Mittelstück, welches der Brust und dem Rücken der anderen Tiere entspricht, und den Leib. Zwei oder vier Flügel, die bei einigen von Decken geschützt sind, dienen zur Fortbewegung in der Luft. Fast alle haben mehr als vier Beine. Sie besitzen einen zungenartigen Teil, mit dem viele auch verwunden können; fehlt dieser, so sind Zähne, wie er es nennt, vorhanden. Manche Insekten

sind mit einem Stachel ausgerüstet, aber nie hat eines mit nur zwei Flügeln diese Waffe. Aufser den harten Augen sind keine Sinneswerkzeuge bemerkbar. Bei einigen sieht man vor den Augen Fühlhörner angebracht. Im Inneren des Körpers findet sich unmittelbar hinter der Mundöffnung ein gerader oder mit wenigen Windungen verlaufender Darm; vielfach läfst sich auch ein Magen unterscheiden, aber sonstige Eingeweide oder Fett haben die Insekten nicht. Ihr Körper ist weder durch Gräten oder Knochen gestützt, noch von einer Schale umgeben, sondern durch seine eigene Hülle hinreichend geschirmt, die zwar weicher als eine Schale aber doch härter als Fleisch ist. Zur Atmung genügt bei diesen an sich kalten Tieren nach seiner schon erwähnten Ansicht die geringe Abkühlung, welche durch die Bewegung der im Körper selbst eingeschlossenen Luft erzeugt wird. Wärmere und darum auch länger lebende Insekten hätten in dem Einschnitt zwischen Brust und Hinterleib eine von einem zarten Häutchen bedeckte Öffnung, welche durch den Eintritt der Luft die Abkühlung erleichtere. Dieses Häutchen, welches den Singapparat der Cicaden bildet, hält er auch in verzeihlicher Verallgemeinerung für das stimmbildende Organ aller summenden Insekten, indem durch die innere Luft eine vibrierende Bewegung desselben verursacht werde. Der Wirklichkeit sehr nahe kommt er, wenn er die Heuschrecken ihr Zirpen durch die Reibung der Sprungbeine hervorbringen läfst. Während Aristoteles über die Fortpflanzung der meisten Tiere höchst beachtenswerte Kenntnisse zeigt, ist sein Wissen hierin bei den Insekten sehr mangelhaft. Er hat das Insektenei, das wegen seiner winzigen Gröfse freilich oft kaum oder überhaupt nicht gesehen werden kann, in seiner Bedeutung völlig verkannt. Deshalb behauptet er, alle Insekten brächten Würmer hervor. Diese verwandeln sich in ein mit harter Schale umhülltes Ding, das keine Nahrung zu sich nimmt und sich nur infolge von Berührung bewegt. Aus diesem entstehe dann wie aus einem Ei das ausgebildete Tier. Wo er die wirklichen Eier gesehen hat, wie bei Schmetterlingen, nennt er sie harte Körperchen, die dem Distelsamen ähnlich seien und innen Saft enthielten, warnt aber, mit philosophischer Beharrlichkeit auf seine Meinung fufsend, ausdrücklich davor, sie wegen ihrer Gestalt etwa für Eier zu halten. Sie seien nur eine niedrigere Form des Wurmes. Viele Insekten, und zwar begreiflicherweise vor allem die kleinen, oft plötzlich in überraschender Menge auftretenden, läfst er durch Urzeugung aus erdigen und fauligen Stoffen unter Einwirkung der befruchtenden Wärme entstehen. So bilden sich nach seiner Darstellung manche aus dem Tau, im Schlamm oder Mist, im Holz, an den Haaren oder im Fleische der Tiere, andere auch aus altem Käse. Aus diesem Irrtum werden wir unserem Zoologen keinen Vorwurf bereiten, wenn wir bedenken, dafs noch vor wenigen Jahrzehnten die spontane Entstehung vor der Wissenschaft Gnade fand und für manche Tierchen noch heute bisweilen volkstümliche Anschauung ist.

Wie sich die Dinge bei den Bienen verhalten, darüber können nach seiner Aussage nur Vermutungen geäufsert werden. Dafs die

Arbeitsbienen Weibchen und die Drohnen Männchen seien, dünkt ihm unwahrscheinlich, da die Natur keinem Weibchen eine zur Wehr dienende Waffe verleihe, während das Männchen keine habe; umgekehrt könnten auch die Arbeitsbienen keine Männchen sein, da sich kein Männchen so eifrig um die Brut bekümmere wie es diese thun. Nach eingehender Erörterung der verschiedenen Möglichkeiten kommt er zu dem Schlusse, daſs die Weisel einmal wieder Weisel, das heiſst, die Würmchen, aus denen sie entstehen, hervorbringen, dann aber auch die Bienen. Diese erzeugen die Drohnen, bei welchen jedoch die Fortpflanzung aufhört. Für alle drei Arten nimmt er ungeschlechtliche Vermehrung an, während jetzt, freilich auch noch nicht gar lange, nachgewiesen ist, daſs die von einer Drohne einmal befruchtete Königin drei bis fünf Jahre lang eine Menge Eier legen kann, und zwar infolge einer höchst wunderbaren Einrichtung nach Belieben unbefruchtete, aus denen Drohnen, oder befruchtete, aus denen bei reichlicher Fütterung ein vollkommenes Weibchen, nämlich die Königin, bei geringerer Ernährung aber die geschlechtslosen Arbeitsbienen entstehen.

Aristoteles nennt unter gelegentlicher Anführung von volkstümlichen Artunterschieden an sechzig Insekten, eine verhältnismäſsig sehr niedrige Zahl.

Als die letzte Gruppe der Blutlosen dürfen die Schaltiere bezeichnet werden, bei denen er die gewundenen, also die Schnecken, die einschaligen und zweischaligen, sowie die Seeigel unterscheidet. Die Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit ist bei den Schnecken und den Seeigeln ziemlich ausführlich und vielfach zutreffend, weniger bei den Muscheltieren, denen er auch irrtümlich einen Kopf zuteilt. Allein noch niedrigere Tiere als diese hat der Stagirite in den Bereich seiner Besprechung gezogen und hiebei den echt wissenschaftlichen Grundsatz aufgestellt, daſs es durchaus unwürdig sei, die gründliche Betrachtung der geringer geachteten Tiere in alberner Weise zu verschmähen; denn überall zeige die Natur Bewundernswertes. Aus seinen Andeutungen erkennen wir mehr oder minder bestimmt die Seewalzen und Seescheiden, die Seesterne, die Seeanemonen und die Schwämme, Geschöpfe, von denen er sagt, daſs sie, mit den Tieren verglichen, Pflanzen, und mit Pflanzen verglichen, Tieren ähnlich seien. Ohne einen zusammenfassenden Namen für sie zu haben, scheint er sie alle noch den Schaltieren beizuzählen. Auf falschem Wege sehen wir ihn mit der Behauptung, daſs alle, auch die Schnecken und Muscheltiere durch Urzeugung entstehen, zu welcher im Meere, das soviele körperhafte Stoffe enthalte, besonders günstige Bedingungen gegeben seien. An sich mit Berechtigung, aber in der Anwendung falsch, spricht er auch von Sprossenbildung. Daſs manche, wie die Seeschnecken, Keime hervorbringen, aus denen sich neue Tierchen entwickeln können, gibt er zu, aber auch bei diesen hält er die spontane Entstehung für häufiger und wichtiger. Von dieser Anschauung läſst er sich auch durch die an Schnecken beobachtete Paarung nicht abbringen, vielmehr bezeichnet er dieselbe in ihrer Wirkung auf die Erzeugung von Nachkommenschaft als höchst zweifelhaft, und die in

Muscheltieren gefundenen Eier haben für ihn nur die nämliche Bedeutung wie bei den höheren Tieren das Fett. —

Nachdem nun durch die bisherigen Ausführungen die zoologischen Kenntnisse des Philosophen auf den einzelnen Gebieten kurz beleuchtet werden sollten, erübrigt noch der Versuch, zur Vervollständigung des Eindruckes das Gesamtbild seiner Zoologie mit einigen Strichen zu zeichnen.

Der Plan und die Aufgabe eines Zoologiebuches unserer Tage, alle nur einigermafsen bekannten Tiere in übersichtlicher Einteilung und systematischer Stufenreihe unter eingehender Schilderung ihrer Gestalt und Lebensweise vorzuführen, lag ihm ferne. Durchdrungen von der Einheit der Natur und der harmonischen Zweckmäfsigkeit des Weltalls fafst er vielmehr die ganze Lebewelt als Gesamtorganismus ins Auge. Sein gewaltiger Geist stand über dem Stoffe und vermochte sich auf eine damals wohl von wenigen erklommene Höhe emporzuringen, von welcher aus er alle Geschöpfe, von den Pflanzen und den niedrigen Seetieren bis zum Menschen, in ununterbrochener Reihe nicht grundsätzlich, sondern nur stufenweise sich unterscheiden sah. Und so besteht seine Zoologie in dem Versuche, den inneren Zusammenhang der belebten Welt auf grund der anatomischen und biologischen Verhältnisse nachzuweisen. Darin beruht sein Hauptverdienst. Während er hiebei die heute noch vorhandene Schwierigkeit, die Tierwelt nach unten abzugrenzen und von dem Pflanzenreiche zu trennen, schon lebhaft empfand, erschien natürlich auch ihm der Mensch als Endziel und Krone der Schöpfung, da ihn neben den in Ernährung, Empfindung und Ortsbewegung bestehenden Lebensäufserungen die Fähigkeit des Denkens und der Sprache weit über die Tiere erhebt. Bei der Absicht des Stagiriten, als einen wichtigen Teil seiner Gesamtdarstellung des ganzen damaligen Wissens, auch von der Zoologie in dieser Form ein abgeschlossenes Gebäude zu errichten, tritt die Aufzählung und Würdigung der einzelnen Tierarten und ihrer Vertreter natürlich mehr in den Hintergrund, so dafs es uns nicht allzusehr zu wundern braucht, wenn kaum ein paar Tiere nach Gröfse und Gestalt, Farbe und Aussehen, innerer und äufserer Beschaffenheit, Lebensweise und Eigenschaften von Anfang bis zum Ende im Zusammenhang beschrieben sind. Denn begreiflicherweise wählt er zur Darlegung und Erklärung der biologischen Erscheinungen am liebsten gerade bekannte Tiere, deren nähere Schilderung überflüssig war und von denen oft der Name allein die nötige Vorstellung erweckte. Freilich durfte hiebei auch die Erwähnung der wichtigsten Arten nicht unterbleiben. Da aber seine Schriften an keiner Stelle den Eindruck hervorrufen, als wollte er wie ein Forscher, dem neues Material zu Gebote steht, durch die Beschreibung eines der griechischen Welt bisher unbekannten und von ihm zum ersten Male genannten Tieres die Wissenschaft bereichern, so liegt auf der Hand, was von der Erzählung des Plinius zu halten ist, laut welcher dem Aristoteles auf Wunsch seines königlichen Schülers ein Heer von Fischern und Jägern aus dem weiten Gebiete der macedonischen Weltmonarchie reiche zoologische Ausbeute zur Verfügung stellte.

Auch als Zoologe verleugnet der Stagirite den Philosophen nicht. Darin liegt zugleich seine Stärke und Schwäche. Seine durchaus teleologische Weltanschauung, verbunden mit genialem Scharfsinn, fördert in der Betrachtung des Tierreiches gar manches Treffliche zu Tage, soferne er seinem Grundsatze, dafs man den Beobachtungen mehr trauen müsse als der Theorie und dieser erst, wenn sie mit den thatsächlichen Erscheinungen übereinstimme, treu bleibt. Allein er thut dies nicht immer; denn bisweilen fällt der Forschersinn dem philosophischen Selbstbewufstsein zum Opfer, das nicht nur eine klaffende Lücke der Erkenntnis unbedenklich auszufüllen bereit ist, sondern einen theoretischen Gedankenbau sich auch durch eine sachliche Wahrnehmung nicht ohne weiteres zerstören läfst. Das Gebiet seines erfolgreichsten selbständigen Schaffens war eben auch die Philosophie, so dafs wir verwundert fragen, ob denn ein kurzes Menschenleben aufser solchen hervorragenden Leistungen auch noch alle anderen Wissenszweige völlig zu umfassen imstande sein konnte. Es wäre dies in der That unglaublich, falls wir annehmen müfsten, dafs er, wenn auch nicht das ganze, so doch einen grofsen Teil seines zoologischen Wissens durch eigene Arbeit und Forschung neu gewonnen hätte. Allein dies ist nicht der Fall. Er war vielmehr in der Lage, sich umfangreiche Vorarbeiten zu nutze zu machen. So ist es zweifellos, dafs er die anatomischen Kenntnisse gröfstenteils der hippokratischen Schule entnehmen konnte, und auch sonst gab es schon zahlreiche Schriften von Naturphilosophen, deren Inhalt ihm genau bekannt war. Dafs aber ein Mann von solchem Geiste nichts unbesehen und ungeprüft hinnahm, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Vielfach zeigt sich auch deutlich die glänzende Überlegenheit über seine Vorgänger. Aber nicht immer bedeuten seine Aufstellungen den früheren Behauptungen gegenüber einen Fortschritt. So tadelt er beispielsweise Demokrit, weil dieser vermutet, dafs durch das Atmen gewisse Luftteilchen in den Körper gelangen, welche zur Lebenswärme beitragen; denn die eingeatmete Luft sei ja immer kälter. Ferner wendet er sich gegen dessen Annahme, das Sehen entstehe durch ein Spiegelbildchen im Auge, weil ja dann auch ein Spiegel sehen müsse. Oder er weist Diogenes und Anaxagoras zurück, welche meinen, dafs die Fische mit den Kiemen Luft aus dem Wasser aufnähmen, und bekämpft mit Eifer die Ansicht derjenigen, welche glauben, das selbst empfindungslose Hirn vermittele die Sinnesthätigkeit.

Verdient denn also Aristoteles die Bezeichnung „Vater der Zoologie“? Diese Frage ist unbedenklich zu bejahen und niemand kann unserem Philosophen, dem „Meister des Wissens“, diesen Ruhm streitig machen; denn er ist der erste, der eine umfassende Zoologie geschrieben hat, aufgebaut auf einer für seine Zeit ebenso bewundernswerten als an sich richtigen Grundlage und gestützt durch eine so reiche Fülle von Thatsachen, dafs die folgenden zwei Jahrtausende kaum etwas Gleichwertiges aufzuweisen haben.

Speier. Hammerschmidt.

Zu Properz, Ovid und Statius.

Die Jahre 1897 und 1898 haben uns neue Kommentare zu den Elegien des Properz, den Amores des Ovid und den Silven des Statius und die abermalige Neubearbeitung der 2. Hälfte eines bewährten Kommentars zu Ovids Metamorphosen gebracht. Max Rothsteins zweibändige Properzerklärung und Friedrich Vollmers einen Band von über 600 Seiten bildende Ausgabe der Silven des Statius dienen ausschliefslich wissenschaftlichen Zwecken, Korn-Ehwalds Kommentar zu Ovids Metamorphosen Buch VIII—XV kommt den Bedürfnissen der Schule und der Gelehrten in gleichem Mafse entgegen, Ph. Martinons elegante Ausgabe der ovidischen Amores ist wie sein in diesen Blättern XXXII (1896) 599 besprochener Tibull ‚un ouvrage de vulgarisation'. —

I.

Rothstein[1]) hat die Textkritik äufserlich von der Erklärung geschieden und in einem kritischen Anhang (Bd. II S. 326—384) die sämtlichen Abweichungen von Haupt-Vahlens 5. Ausgabe der Elegiker und alle wichtigeren Abweichungen von der ersten Hand des Neapolitanus N (in Wolfenbüttel) verzeichnet. In Anbetracht des rein wissenschaftlichen Zweckes der Ausgabe erscheint diese Trennung nicht glücklich, um so weniger, als dem Anhang auch weitere erklärende Ausführungen zu zahlreichen Stellen einverleibt wurden, und damit des öfteren die Nötigung zur Kombination von Anmerkung und Anhang gegeben ist. Das für R. mafsgebende Bestreben, den Kommentar nicht zu stark zu belasten, ist gewifs berechtigt, nachdem dieser aber einmal so umfangreich geworden war und auch wohl hatte werden müssen, wäre es auf ein Plus von etlichen Bogen m. E. nicht mehr angekommen. Die Einleitung enthält feinsinnige Darlegungen über das Wesen der römischen Elegie im allgemeinen und der properzischen im besonderen, aber die Furcht vor dem früher stark verbreiteten und, wie wir unten sehen werden, auch heute noch nicht ausgestorbenen Fehler, alle Äufserungen der Dichter über ihre Geliebte und ihr Liebesleben als urkundliche Zeugnisse zu betrachten und biographisch zu verwerten, hat den Herausgeber dem entgegengesetzten Extrem nahe gebracht, so dafs er auch an Stellen, wo wir Individuelles und Selbsterlebtes greifen können, nur ein Detail der poetischen Technik, einen typischen Zug der Elegie oder die Wirkung eines griechischen Vorbildes zu erkennen vermag. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Erklärung. Sie hat R. zwar keineswegs zum Abschlufs gebracht — bei dem Stande der Vorarbeiten eine bare Unmöglichkeit — aber auf das mächtigste gefördert, und es ist zu beklagen, dafs in einigen Besprechungen der Ausgabe die Anerkennung des vielen in ihr gebotenen Guten, ja Trefflichen, über das freilich kein

[1]) Die Elegien des Sextus Propertius erklärt von Max Rothstein. Berlin, Weidmann 1898. XLVIII 376; 1 Bl. 384 S. 8°. M. 12.



Register einen Überblick verstattet, unter den Wolken von Detailbeanstandungen verschwindet. Wir haben, meine ich, allen Grund, dem Gelehrten, der uns in hingebender Arbeit den ersten vollständigen Kommentar zu einem so schwierigen Dichter geschaffen hat, dankbar zu sein, aber es versteht sich von selbst, dafs unsere Dankbarkeit sich nicht blofs in passiver Hinnahme des Geleisteten, sondern auch in nachprüfendem berichtigendem und vervollständigendem Weiterarbeiten auf dem von ihm gelegten Grunde zu äufsern hat. Hier nur etliche kurze Randnotizen.

Zu I 1, 31 ‚facili-aure' einiges in diesen Blättern XXXIII (1897) 273. — Zu I 2, 29 f. ‚unica nec desit iucundis gratia verbis, omnia quaeque Venus quaeque Minerva probat', wo ‚aus nec desit für die appositionelle Bestimmung ein positives adsit ergänzt werden' mufs, vgl. aufser den von R. beigebrachten Stellen aus Properz selbst und Horaz Vopiscus Aurel. 7, 5 (script. hist. Aug. II[1] p. 142, 8 P.) ‚oleum salem lignum nemo exigat, annona sua contentus sit', die Pliniusstellen bei Joh. Müller, Der Stil des älteren Plinius, Innsbruck 1883 S. 88 und bes. Paulus I Tim. 4, 3 (von Irrlehrern) ‚prohibentium nubere, abstinere a cibis quos deus creavit' (im Original ‚κωλυόντων γαμεῖν, ἀπέχεσθαι βρωμάτων'), wo, wie schon Tertullian de ieiun. 2 p. 276, 4 Vindob. erkannt hat, aus ‚prohibere' ein ‚iubere' zu ‚abstinere' suppliert werden mufs. S. auch Blafs, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, Göttingen 1896 S. 285. — Zu I 5, 3 ‚quid tibi vis, insane' hätte die Parallele aus Hor. sat. II 6, 29 angeführt werden können, ebenso zu I 10, 15 ‚possum ego diversos iterum coniungere amantes' Hor. sat. I 5, 29 ‚aversos soliti componere amicos' und zu III 23, 23 ‚i puer et citus haec aliqua propone columna, die wohl vorbildliche Stelle sat. I 10, 92 ‚i puer atque meo citus haec subscribe libello'. — I 8, 46 ‚ista meam norit gloria canitiem' hat Birt, Berl. philol. Wochenschr. 1898, 1261 treffend als eine (bei Properz auch sonst vorkommende) Inversion für ‚istam gloriam mea canities norit' erklärt. Nun verstehe ich auch den Vers des Damasus 10, 6 Ihm, der von seiner Schwester Irene rühmt ‚egregios mores vitae praecesserat aetas'. Gewifs wollte der Papst nur dem in allen möglichen Spielarten begegnenden Gedanken Ausdruck verleihen, dafs die mores der Entschlafenen ihren Jahren voraus gewesen seien, und die Änderungen, durch die man dem Verse aufhelfen wollte (vgl. Ihm p. 16) sind abzuweisen. Vgl. auch den mozarabischen Hymnus auf S. Thyrsus 11, 2 ff. bei Cl. Blume Analecta hymn. med. aevi XXVII (1897) S. 250 ‚per gyrum gladiis fixis in ordinem, almus <ut> fastigio positus decidens ense susciperet membra fidelia' (= ‚membris fidelibus ensem susciperet') und Augustins Bemerkung zu Joh. 8, 44 und Ps. 16, 6 (civ. dei XI 14 p. 533 H.) — I 9, 13 ‚i quaeso et tristis istos compone libellos'. Das Material für ‚i' oder ‚ite' als Einleitung zu einer (oft ironischen) Aufforderung jetzt bei Emory B. Lease, The American Journal of Philology XIX (1898) 59—69 (über Properz p. 63). — I 9, 18 ‚prima favilla'. Eine ungemein anschauliche Schilderung des Feueranzündens im Moretum 8 ff. — I 9, 25 ‚quod sit satis illa parata'. ‚paratus' im erotischen

Sinne auch bei Ovid met. V 603 ‚et quia nuda fui, sum visa paratior illi' und bei Prudent. c. Symm. I 109 f. ‚indomitum intendens animum semperque paratum ad facinus' (von Priapus); vgl. Jahrbb. f. Philol. XV. Supplementbd. (1886) S. 497 Anm. 165. — Zu I 13, 26 ‚nam tibi non tepidas subdidit illa faces' vgl. bes. Ovid met. XI 225 ‚quamvis haut tepidos sub pectore senserat ignes'. — I 16, 7 ‚et mihi non desunt turpes pendere corollae' dürfte ‚non desunt' sich der Bedeutung von ‚non cessant' nähern; vgl. Filastr. div. her. lib. 127, 2 p. 92, 18 Marx (von Christus) ‚neque defuit aliquando esse cum patre' und Lit. Centralbl. 1898, 31, 1174. — I 16, 35. Zum Hexameterschlusse ‚causa doloris' vgl. diese Blätter XXXI 538 (zu carm. epigr. 443, 7). — I 20, 9 ‚litoris ora' findet sich an gleicher Versstelle Verg. Aen. III 396; Culex 313 u. ö.; vgl. meine Studien zu Apul. S. 326. — Zu II 2, 10 ‚medio grata rapina mero' vgl. Martial IV 82, 6 ‚sua cum medius proelia Bacchus amat'. — Zu II 4, 50 ‚domiti post haec aequa et iniqua ferunt', einer Zusammenstellung, bei der ‚es sachlich nur auf das zweite Glied' ankommt, vgl. Otto, Sprichw. S. 5 und die vortrefflichen Ausführungen von Leo, Analecta Plautina de figuris sermonis II (Göttingen 1898) p. 36 ff. — II 13, 24 ‚plebei parvae funeris exequiae' kann ich nicht zugeben, dafs ‚die Begriffe ‚plebeius' und ‚parvus', ‚funus' und ‚exequiae' nicht wesentlich verschieden' sind. Man könnte mit Anwendung der modernen Terminologie übersetzen ‚der kleine Kondukt eines Begräbnisses niederer Klasse'. — II 13, 30 ‚cum dabitur Syrio munere plenus onyx' vermisse ich die naheliegende Parallele aus Cat. LXVI 82 ‚iucunda mihi munera libet onyx'. — Arg mifsverstanden hat R., wie schon von anderer Seite gerügt worden, den schönen Vers II 15, 50 ‚omnia si dederis oscula, pauca dabis' (so ist zu interpungieren), wo er zu konstruieren gebietet ‚si oscula pauca dabis, omnia dederis' mit der Begründung, das 2. Futurum könne nur im Nachsatz stehen. Nein, so genügsam ist der ungestüm zärtliche Liebhaber Properz nicht. Die sämtlichen Küsse, die seine Cynthia ihm geben kann, sind ihm immer noch wenige, und was das grammatische Argument betrifft, so genüge es auf Seneca dial. XII 18, 8 ‚multum illi dabis, etiamsi nihil dederis praeter exemplum' zu verweisen. — Die Anmerkung zu II 18, 31 ‚idcirco caerula forma bona (= ‚pulchra') est' ist etwas dürftig: vgl. z. B. Zeitschr. f. d. österreich. Gymn. XLVI (1895) 595. — Zu II 24, 16 ‚(sed me) fallaci dominae iam pudet esse iocum' hätte Cat. XLII 3 ‚iocum me putat esse moecha turpis' angeführt werden können. — II 25, 32 ‚nescio quo pacto' als erste Pentameterhälfte auch in dem Epigramme ‚crede ratem ventis' v. 4 (Bährens, P. L. M. IV p. 359). — Zu II 27, 9 ‚domibus flammam domibusque ruinam' vgl. W. Kalb, Das Juristenlatein S. 40 f.[2] — Mit der Erklärung von II 32, 32 (vgl. auch den Anhang II S. 356) ‚et sine decreto viva reducta domum est' (Helena) kann ich mich nicht einverstanden erklären. Mir scheint nach wie vor die Deutung von Korsch (Archiv II 120; vgl. dazu Zeitschr. f. d. österreich. Gymn. XLVI 296) die gröfste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. — Die folgenden Verse ‚ipsa Venus quamvis corrupta

libidine Martis, nec minus in caelo semper honesta fuit, quamvis Ida Phrygem pastorem dicat amasse etc.' konstruiert R. folgendermassen: ,ipsa Venus honesta fuit, quamvis corrupta libidine Martis, nec minus (so viel wie ,et') quamvis Ida dicat etc.'. Ich möchte mit aller Reserve die Vermutung aussprechen, dafsder Nachsatz ,nec minus — fuit' zwischen die beiden parallelen mit ,quamvis' eingeleiteten (zu ,corrupta' kann unbedenklich ,sit' ergänzt werden; vgl. die von Leo, Sen. trag. I p. 191 angeführte Stelle Phaedra 391 ,cervix monili vacua nec niveus lapis deducat aures') Vordersätze eingeschoben worden ist, und dafs ,nec minus' im Sinne von ,non minus' zu fassen ist. Sall. Jug. 45, 1 bietet das Citat Frontos p. 110 N. nach Haulers Mitteilung, Rhein. Mus. LIV (1899) 166 ,(sed in ea difficultate Metellum) nec (oder neque) minus quam in rebus hostilibus magnum et sapientem virum fuisse comperior' für die Lesart der Vulgata ,non minus', und wenn ich auch Haulers Frage ,ist die Wendung (,nec minus') aus ,et' (= ,etiam') non minus ... zu erklären?' keineswegs mit einem entschiedenen ,nein' beantworten möchte, so erlaube ich mir doch im Hinblick auf dieses Sallustcitat (vorausgesetzt natürlich, dafs die von Hauler an erster Stelle angeführte Lesung die gesichertere ist) und die Properzstelle die Gegenfrage, ob etwa die Verwendung von ,nec minus' im Sinne von ,non minus' der augusteischen und der vor-augusteischen Sprachperiode zugetraut werden darf? Ich erinnere an ,necopinans', und den spätlateinischen Gebrauch von ,necdum' = ,non-dum'. — III 4, 10 ,ite et Romanae consulite historiae': Adjektiv und Substantiv an den gleichen Pentameterstellen bei Verg. catal. 11, 6 ,(te) raptum et Romanam flebimus historiam' und bei Martial XIV 191, 2 ,primus Romana Crispus in historia'. — III, 5, 24 ,sparserit et nigras alba senecta comas'; vgl. zur unmittelbaren Nebeneinanderstellung der Farbengegensätze Prud. dittoch. 1 ,Eva columba fuit tunc candida, nigra deinde' und Paul. Nol. carm. XXIII 10 ,pinnis candida nigris'. — III 10, 6 ,ponat et in sicco molliter unda minax'. Sowohl an dieser Stelle als an den von R. im Kommentar angeführten steht ,ponere' nicht sowohl ,ohne ausgesprochenes Objekt', als vielmehr reflexiv; vgl. Archiv X 1 ff. und H. Schenkl, Jahrbb. f. Philol. XXIV. Supplementbd. S. 419. — III 21, 10 ,quantum oculis, animo tam procul ibit amor'; vgl. Venant. Fort. VII 12, 71 f. ,an quantum ex oculo, tantum tibi corde recedo, et tam longe animo quam sumus ambo loco?' und Otto, Sprichw. S. 250 f. — IV 1, 109 ,exemplum grave erit Calchas'; vgl. Ovid a. a. III 686 ,exemplum vobis non leve Procris erit'. — IV 3, 67 ,Parthae telluris alumnis'; vgl. zum Versschlusse Sil. It. XIV 342 (von Archimedes) ,ingenio facile ante alios telluris alumnos' und Stat. silv. III 2, 62. — IV 5, 51 ,per barbara colla pependit'; vgl. Dracont. Orest. trag. 229 ,per rustica colla pependit'.

II.

R. Ehwalds,[1]) des ausgezeichneten Ovidkenners, Bemühen, ‚die Resultate der wissenschaftlichen Forschung für Kommentar und Text zu verwerten und der historischen Erklärung des Sachlichen und Sprachlichen nach Kräften gerecht zu werden‘, ist von bestem Erfolge begleitet worden, und besonders den jüngeren Philologen sei es dringend ans Herz gelegt, sich diesem kundigen Führer anzuvertrauen, wenn sie Ovids brillante, oft raffinierte Technik kennen lernen und sich eine Vorstellung von dem gewaltigen Einflusse der Rhetorik auf die römische Literatur der Kaiserzeit bilden wollen. An einige den Stempel der Rhetorik tragende Stellen seien im folgenden ein paar Bemerkungen geknüpft. Althäa, die Mutter Meleagers, die den Tod ihres Sohnes herbeiführt, um den Tod ihrer Brüder zu rächen ‚inpietate pia est‘ (met. VIII 477). Ebenso ist Verginius dem nach Pointen haschenden Orosius ein ‚pius parricida‘ (II 13, 6), und von Abraham heifst es bei Sedul. pasch. carm. I 116 ff. ‚pietate remota plus pietatis habens contempsit vulnera nati‘ (vgl. Ambros. tit. 12, 2 bei Merkle, Röm. Quartalschr. X 218 ‚patris ei est pietas, caro non parcere nato‘). Die von Althaea in ihrem ‚als Suasorie‘ behandelten Monologe v. 483 gebrauchte Pointe ‚mors morte pianda est‘ kehrt nach Jahrhunderten im carmen de ingratis Prospers von Aquitanien v. 883 (Migne, Patrol. LI 141 A) ‚nequidquam Christus mortem moriendo piaret‘ wieder und hat auch sonst in der christlichen Literatur — aus naheliegendem Grunde — Parallelen, von denen einige in der Revue d'histoire et de littérature religieuses I (1896) 70 gesammelt sind. — Der vom Heifshunger befallene Erysichthon ‚adpositis queritur ieiunia mensis inque epulis epulas quaerit‘ (VIII 831 f.), wie Tantalus ‚quaerit aquas in aquis‘ (am. II 2, 43), eine bei den Autoren der Kaiserzeit wiederholt begegnende spitze Ausdrucksweise, über die ich demnächst an anderer Stelle zu handeln gedenke. — Von dem frevlen Beginnen der Byblis heifst es IX 631 ‚cum pigeat temptasse, libet temptare‘, eine Antithese der Tempora, die man nur etwa mit Seneca rhet. controv. VII pr. 6 p. 270, 13 M. ‚quamvis paenituisset audisse, libebat audire‘; Seneca epist. 78, 14 ‚quod acerbum fuit ferre, tulisse (so vortrefflich Bartsch; ‚fuit retulisse‘ codd.) iucundum est‘ oder Sidon. Apoll. epist. III 11, 2 p. 63, 26 Mohr (vgl. Hist. Jahrb. der Görresgesellsch. XX [1899] S. 57 f) ‚quas (litteras) ut necdum mittere desidia fuerat, ita vereor ne sit misisse garrulitas‘ zusammenzustellen braucht, um ihren rhetorischen Charakter festzustellen. Aber sowohl für diese Erscheinung als z. B. für Gegenüberstellungen wie XI 660 ‚inveniesque tuo pro coniuge coniugis umbram‘ (vgl. VIII 805 ‚ventris erat pro ventre locus‘; ex Ponto I 2, 127 ‚multa metu poenae, poena qui pauca coercet;

[1]) Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. II. Band. Buch VIII—XV. Im Anschlufs an Moriz Haupts Bearbeitung der Bücher I—VII erklärt von Otto Korn. In 3. Aufl. neu bearbeitet von R. Ehwald. Berlin, Weidmann 1898. 1 Bl. IV 430 S. 8°. 4 M. 50.



II 8, 62 ‚colitur pro Jove forma Jovis'; Ps.-Quintil. declam. min. p. 4, 25 R. ‚rem ... poenam rei'; Sen. Herc. 706 ‚ipsaque morte peior est mortis locus'; Phoen. 458 ‚proinde bellum tollite aut belli moram'; Aug. civ. d. IX 15 (I p. 431, 1 f. H.) ‚idem in inferioribus via vitae, qui in superioribus vita') mufs erst das Material gesammelt werden. — Auch Martinon [1]) hätte des öfteren Gelegenheit gehabt, ein rhetorisches Detail ins Licht zu setzen, wie z B. das stark übertreibende ‚saepe' am Schlusse des Gedichtes an Aurora ‚ipse deum genitor (bei der Alkmene) ne te (nämlich Aurora) tam saepe videret, commisit noctes in sua vota duas' (am. II 13, 45 f. — ebenso bei Tacitus: H. Peter, Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit II 292), ein Gebrauch, der mit dem von ‚solere' bei Hor. sat. I 5, 29 ‚aversos soliti componere amicos' (Maecenas und Cocceius; ‚soliti, weil sie dies schon einmal 714 gethan' Kiefsling) und bei Seneca Vater und Sohn (Leo, Sen. trag. I p. 149 ff.) zu vergleichen ist, aber er hat das Hauptgewicht auf die Sacherklärung gelegt, und da wir noch keinen eigentlichen Kommentar zu den amores besitzen und das geschmackvoll ausgestattete Buch sich an weitere Kreise wendet, so wollen wir an dem Gebotenen keine kleinliche Kritik üben. Die Übersetzung liest sich auch diesmal wie eine französische Originaldichtung, springt aber auch bisweilen mit dem Urtexte ziemlich frei um, so dafs der Ausdruck ‚traduction littérale' nicht im ‚Litteralsinne' gefafst werden darf. Der in der Einleitung p. XIV—XXI gemachte Versuch, die Realität der Corinna zu erweisen und ‚les amours de Corinne et d'Ovide' zu rekonstruieren, ist natürlich verunglückt. Wir haben hier das Gegenstück zu der Skepsis Rothsteins.

III.

Friedrich Vollmer [2]) hat nicht beabsichtigt, eine kritische Ausgabe der silvae des Statius zu liefern, konnte aber die Materialien Moritz Krohns, von dem wir die Deckung dieses längst empfundenen Bedürfnisses zu erwarten haben, besonders dessen Kollation des Matritensis (vgl. jetzt auch A. Souter, The Classical Review 12 [1898] 406 ff. 441 ff.) für seine Ausgabe verwerten und der Einleitung S. 38—43 einen von diesem Gelehrten verfafsten Bericht über die handschriftliche Überlieferung der silvae einverleiben. Wir heben aus demselben die Ermittelung hervor, dafs der von Poliziano so genannte codex Poggii höchst wahrscheinlich keine alte Handschrift war, sondern eine Abschrift aus der Zeit des Konstanzer Konzils, die aber nach Polizianos Urteil die Mutter aller ihm bekannten Silvenhandschriften, in diesem Sinne also die älteste war. Die übrigen (aus Vollmers eigener Feder

[1]) Les amours d'Ovide. Traduction littérale en vers français avec un texte revu, un commentaire explicatif et archéologique, une notice et un index par Ph. Martinon. Paris, Fontemoing 1897. XXXVI 440 S. 8°. 10 Fr. Das Buch wurde in 500 Exemplaren abgezogen, von denen 300 in den Handel kamen.

[2]) P. Papinii Statii silvarum libri herausgegeben und erklärt von Friedrich Vollmer. Leipzig, Teubner 1898. XVI 598 S. 8°.



stammenden) Bestandteile der Einleitung beschäftigen sich mit Statius' Leben und Werken, der Würdigung und Geschichte der silvae und den Kriegen Kaiser Domitians. Unter dem Texte befinden sich aufser dem kurz gehaltenen kritischen Apparate die Nachweisungen der Parallelen aus Statius, der auctores und imitatores, hinter dem Texte dehnt sich von S. 203—554 der Kommentar aus, an den sich ein Anhang über Prosodie und Metrik (S. 555—560) und zwei von Hermann Saftien gefertigte Indices (1. der Eigennamen, 2. zu Einleitung und Kommentar) anschliefsen. Wer es nicht aus eigener Kenntnis weifs, kann schon aus dem zweiten Register ersehen, was für eine Menge disparaten Details ein Erklärer der Silven zu erörtern hat, und es ist eine müssige Frage, ob die archäologisch-antiquarische oder die sprachlich-stilistische Seite der Interpretation (die flavische Kunstpoesie ist eine Outrierung der neronischen) an den Herausgeber gröfsere Anforderungen gestellt hat. Jedenfalls hat der künftige Redaktor des thesaurus linguae Latinae in seiner Silvenausgabe nicht nur einen reichen Schatz selbsterarbeiteter Gelehrsamkeit aufgehäuft, sondern in der textkritischen und exegetischen Behandlung der von Schwierigkeiten wimmelnden Gedichte den vollgiltigen Beweis erbracht, dafs er in der Schule Franz Buechelers, dem das Buch zur Feier seiner 25jährigen Lehrthätigkeit an der Bonner Universität (1895) gewidmet ist, die philologische Methode erlernt hat. Als besonders gelungen ist die Erklärung der in die Gattung der Epithalamien, Epikedien u. s. w. gehörenden Stücke hervorzuheben, die erst durch die Heranziehung der für das betreffende *γένος* geltenden technisch-rhetorischen Vorschriften[1]) (durch die uns ja kürzlich Marx auch das Verständnis der 4. Ecloge Vergils erschlossen hat) in die richtige Beleuchtung gerückt worden sind. Zu Nachträgen gibt begreiflicher Weise in erster Linie die Rubrik ‚auctores et imitatores' Gelegenheit. So wäre z. B. gleich zu I 1, 8 ‚per saecula nomen' Aen. VI 234 (statt Lucan u. s. w.), zu I 1, 12 ‚pueri innuptaeque puellae' Georg. IV 476 zu citieren gewesen, aber ich will jetzt nicht das sterile Gebiet der *ὁμοιότητες* betreten, sondern mit einigen symbolae zum Kommentar schliefsen. Zu I 2, 122 ‚vincit opes animo' hat V unter dem Texte die vorbildliche Stelle Georg. IV 132 ‚regum aequabat opes animis' angeführt, aber im Kommentar keine Bemerkung gemacht. Es liegt hier, wie C. Hosius in den Neuen Jahrbb. f. d. klass. Altert. II (1899) 114 erinnert, eine bewufste Überbietung des Originals vor, eine charakteristische Eigentümlichkeit der Nachahmer und Bearbeiter, für die mir einen besonders bezeichnenden Beleg Juvencus I 279 zu bieten scheint, wo der Satz der Bibel ‚et Jesus proficiebat sapientia et aetate' (Luc. 2, 52) zu ‚praecurrens aevum sapientia praeveniebat' gesteigert ist (vielleicht infolge der Häufigkeit und Geläufigkeit des oben anläfslich Prop. I 8, 46 erwähnten Gedankens, über den Vollmer zu II 1, 40 S. 322 zu vergleichen). — II 1, 24 f. ‚complexumque rogos ignemque haurire

[1]) Vgl. jetzt auch die Dissertation von O. Kehding, De panegyricis latinis capita IV (Marburg 1899) und den trefflichen Artikel ‚Consolatio ad Liviam' von Skutsch bei Pauly Wissowa.



parantem vix tenui' kann ich die durch den Druck hervorgehobenen Worte nicht mit V. S. 320 im Sinne von ,Feuer fangen' fassen. Ich denke, Melior will im Übermafse des Schmerzes den Mund nach den Flammen öffnen, um einen raschen Tod zu finden. Vgl. Sil. Ital. II 680 ,arma super ruit et flammas invadit hiatu'; Prudent perist. III 159 f. ,virgo citum cupiens obitum appetit et bibit ore rogum'. Lucian. de mort. Peregr. 21; J. Freudenthal, Die Flavius Josephus beigelegte Schrift über die Herrschaft der Vernunft S. 79 f. — III praef. schreibt Statius über das 2. Gedicht dieses Buches: ,sequitur libellus, quo . . . Maecium Celerem, ... quia sequi non poteram, sic prosecutus sum'. Noch näher als die von Vollmer zu I 1, 6 S. 216 beigebrachten Stellen berühren sich damit Vell. Pat. I 17, 7 ,quod adsequi non potest sequi desinit' (vgl. Gaudent. Brix. serm. 21 [von Marx dem G. abgesprochen] bei Migne XX 999 A; Vincent. Lerin. comm. 5 p. 6, 25 Jülicher); Claud. Mamert. pan. 12 p. 99, 28 ff. B. ,quam prosperi te successus in re maritima secuturi sint, cum iam sic tempestatum oportunitas obsequatur'; Oros. hist. I 17, 3 ,quos hostes . . . . bello persequi possint, pacis gratia . . . . sequuntur'. Zu IV 4, 96 f. ,trahit impetus illo retrahitque timor' vgl. Vincent. Lerin. comm. 11 p. 16, 23 f. ,cum eos huc ecclesiae traheret auctoritas, huc magistri retraheret consuetudo'. — Zu IV 6, 25 ,haec tibi quae docto multum vigilata Myroni (aera)' spricht sich V. S. 478 mit Recht gegen die Änderung von haec ,in das billige hic' aus: warum verweist er nicht auf die hübsche Parallele, die das Epigramm Cinnas bei Suet. p. 133 Reiff. ,haec tibi Arateis multum vigilata lucernis carmina' darbietet?

München. Carl Weyman.

Zur Textbehandlung und zur Autorfrage des Ätna.

Die Teubner'sche „Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griechischen und römischen Schriftstellern" wurde im vorigen Jahre u. a. durch die Ätnaausgabe von Siegfried Sudhaus bereichert. Diese bedeutet in mehrfacher Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt, insbesondere bietet sie einen eingehenden, durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Kommentar, sodann macht sie Front gegen die willkürliche Behandlung des Ätnatextes, der wie kaum eine Schrift des Altertums der Tummelplatz einer oft zügellosen Konjekturalkritik gewesen ist. So verdienstvoll demnach die Ausgabe ist, so wird man doch in zwei Punkten dem Herausgeber nicht zustimmen können, einmal in der Benützung des handschriftlichen Materials, sodann in der Autorfrage.

Was ersteres betrifft, so kommt für das ganze Gedicht vor allem der Cantabrigensis (C), für V. 138—287 das Gyraldinische Fragment (G), [1]) endlich für V. 1—346 das frg. Stabulense (St) in Betracht. Während nun Sudhaus für die Verse 1—137 und 288 bis zum Ende

[1]) Vgl. hierüber nunmehr Alzinger, „Neues handschriftliches Material zur Ätna", Band 35, S. 269 ff. dieser Blätter.



an den Lesarten des C nach Möglichkeit festhält und Konjekturen nur selten Aufnahme gewährt, gibt er in der Partie, für welche das Gyraldinische Fragment erhalten ist (V. 138--287), den Varianten dieses Bruchstückes vor den Lesarten von C fast überall den Vorzug; um die aus der teilweisen Zurücksetzung des C sich ergebende Ungleichheit in der Textgestaltung zu rechtfertigen, behauptet Sudhaus, dafs die Überlieferung in C von V. 288 an reiner werde, da die Hand der Interpolatoren erlahmt sei, eine Ansicht, welche, wenn man die Kürze des Gedichtes (646 V.) in Betracht zieht, recht wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auch ist die Vorzüglichkeit des G., für welche Wagler[1]) und Hildebrandt[2]) eingetreten sind, durchaus nicht unbestritten, hat sich doch Munro in seiner Ausgabe ebenso wie Robinson Ellis in seinen zahlreichen textkritischen Arbeiten ausschliefslich auf C gestützt und Alzinger[3]) eine Anzahl Lesarten des C gegen G mit beachtenswerten Gründen verteidigt. Mag es sich indes mit dem Werte von G wie immer verhalten, jedenfalls hätte Sudhaus die Varianten des Codex C, dem er in den übrigen Partien beinahe wörtlich folgt, auch für die Verse 138—287 in dieser für wissenschaftliche Zwecke bestimmten Ausgabe vollständig angeben sollen. Um die Wichtigkeit der Lesarten von C darzuthun, dürfte ein Beispiel genügen. V. 265, wo vom Anbau des Bodens durch den Landmann gesprochen wird, hat G das glatte glebarum expendimus usum, C das sinnlose, weil verderbte, gl. expellimur usu; hier birgt letztere Lesart das Richtige, es ist nämlich nach meiner Vermutung herzustellen: gl. excellimus usu (wir verstehen uns vorzüglich auf die Nutzbarmachung der Schollen); die Verderbnis erscheint um so leichter, wenn man beachtet, dafs in C die Buchstaben c und p häufig verwechselt werden, so steht V. 182 corrigit statt porrigit, V. 279 callere statt pallere, V. 304 cremant statt premant u. s. w.[4]) — Zu dieser und zu anderen Stellen hat Sudhaus die, wie wir an dem Beispiele expellimur gesehen haben, so wichtigen Varianten von C anzugeben unterlassen, auch die Lesarten des frgm. Stabulense und der von Ellis kollationierten Eskorialexzerpte[5]) sind nicht sämtlich mitgeteilt, so dafs der kritische Apparat die nötige Vollständigkeit vermissen läfst.

Was sodann die Autorfrage betrifft, so bezeichnet Sudhaus den Dichter als gelehrten Imitator, der mit Sicherheit Lucrez, Catull

---

[1]) „De Aetna poemate quaestiones criticae", Berol. 1884.

[2]) „Zur Überlieferung der Ätna", Philol. 56, S. 97 ff.

[3]) „Der Wert des Gyraldinus für die Kritik der Ätna", Jahrbb. f. klass. Philol. 1896, S. 845 ff.

[4]) Diese schon von Munro gemachte Beobachtung führt auch zur Heilung von V. 394 f. atque hanc materiem penitus discurrere, fontes || infectae eripiantur aquae radice sub ipsa, welche Worte Sudhaus sachlich richtig übersetzt, wie folgt: „Und (zum Beweise) dafür, dafs dieses Material (bitumen u. s. w.) sich bis zu grofser Tiefe ausdehnt, möge man Quellen inficierten Wassers . . heraufleiten." Freilich kann eripere nicht in solcher Bedeutung gebraucht sein, vielmehr trägt auch hier die Verwechslung von p und c die Schuld an der Korruptel; es ist nämlich eliciantur zu schreiben („Wasserströme mögen zum Hervorquellen gebracht werden"), vgl. Verg. Georg. 1, 109 supercilio clivosi tramitis undam elicit und Ovid. metam. 14,489.

[5]) Vgl. Journal of philol. vol. 23, beziehungsw. 22.

und Vergils Georgica gekannt habe; hinsichtlich der Äneis wagt er dies nicht zu entscheiden, er meint vielmehr S. 83, „die Äneis möge ganz aus dem Spiele bleiben". Dafs jedoch thatsächlich eine Beziehung zwischen dem letzteren Gedichte und dem Ätna besteht, dürfte nachstehende Sammlung von Parallelstellen aus Äneis und Ätna erweisen; viele derselben finden sich in Alzingers „studia in Aetnam collata", Leipzig 1896, S. 3—20 und S. 50—52, nicht wenige sind von dem Unterzeichneten hinzugefügt.

Aetna v. 9 aurea . saecula = 6, 793[1]) und 8, 324; saecula regis ||, vgl. 12, 826 saecula reges ||. — v. 18 Argolico igni 10, 56 Argolicos ignes. — v. 26 trudat ab imo || 5, 810 vertere ab imo ||. — v. 27 und v. 310 ingenti sonitu 11, 614 sonitu ingenti; ibid. proxima quaeque = 10, 513. — v. 28 mens (Ziel) carminis haec est 8, 400 haec tibi mens est. — v. 30 und 73 faucibus ignem || 7, 786 und 8, 267 faucibus ignis ||. — v. 39 sub pondere fulmen || (vgl. v. 131, 377, 619) 6, 413 sub pondere cymba ||. — v. 43 detrudere mundo sidera 6, 584 Jovem detrudere regnis. — v. 55 und 561 armatus flamma 6, 288 flammis armata. — v. 56 vasto clamore = 10, 718. — v. 57 magno ore = 12, 692 (Georg. 1, 333). — ibid. tonat ore = 4, 510. — v. 58 discordes venti = 10, 356. — v. 60 quae cuique potentia 5, 100 quae cuique est copia. — v. 69 sidera coelum || 4, 578 (Georg. 2, 342) sidera coelo ||. — v. 73 vasto pondere 5, 447 pondere vasto. — v. 78 pallentia regna 8, 244 regna pallida. — v. 79 Stygias undas = 7, 773. — v. 85 numina divum = 2, 123; 4, 204 u. ö. — v. 95 incingitur undis || 9, 790 cingitur unda ||. — v. 112 molitus iter 6, 477 molitur iter. — v. 139 prospectare procul 11, 838 und 12, 353 procul. prospexit. — ibid. sine fine ruinas || 2, 771 sine fine furenti ||. — v. 141 penitus fodisse 10, 526 penitus defossa. — v. 147 nec ventis segnior ira est || 10, 657 nec Turnus segnior instat ||. — v. 160 vastosque recessus || 8, 193 vasto . recessu ||. — v. 167 in ipso limine 2, 242 ipso in limine (10, 355 und 11, 888). — v. 168 angustis faucibus 11, 525 angustae fauces. — v. 169 fervet opus = 1, 436 (Georg. 4, 169). — v. 172 quassat fundamenta 2, 601 fundamenta quatit. — v. 177 manifesta fides = 2, 309 und 3, 375. — v. 182 exaestuat ultra || 9, 798 exaestuat ira || 3, 577 exaestuat imo ||. — v. 187 haec illi sedes 3, 166 hae nobis sedes (vgl. 7, 175). — v. 190 tenui discrime = 10, 511. — v. 194 contingere prohibent 6, 606 prohibet contingere. — v. 200 volvuntur ab imo || 6, 581 volvuntur in imo ||. — v. 203 procul . miratur = 6, 651. — v. 227 caputque attollere coelo 9, 681 coelo attollunt capita — v. 237 denuntiet imbres || 3, 366 denuntiat iras ||. — v. 239 prima iuventa = 7, 51. — v. 247 quo vocet Orion 3, 101 quo Phoebus vocet. — v. 261 terrae

[1]) Citate von Buch und Vers ohne Angabe des Autors beziehen sich auf die Äneis.



ferro domantur 9, 608 rastris terram domat. — v. 262 pretio redimant 9, 213 pretio redemptum. — v. 264 noctes atque dies = 6, 127 (Lucr.). — v. 278 animosque furentis || 10, 37 ventosque furentis ||. — v. 282 unde repente 8, 238 inde repente. — v. 296 longas . voces = 4, 463. — v. 299 subremigat unda || 10, 227 subremigat undis ||. — v. 308 consurgere ventos 5, 20 consurgunt venti. — v. 309 penitusque cavernas || = 2, 19. — v. 315 auras . . verberat = 10, 893 (5, 377). — v. 337 prospectans sublimis 6, 357 prospexi . sublimis. — ibid. vastosque receptus || 11, 527 tutique receptus ||. — v. 342 tantarum semina rerum || 4, 232 und 272 tantarum gloria rerum ||. — v. 344 spiritus illi || (vgl. v. 473) = 5, 648. — v. 346. — v. 346 flexit habenas || 12, 471 flectit habenas ||. — v. 349 si fallor, adest 5, 49 nisi fallor, adest. — v. 374 causa latet = 5, 5. — v. 381 vincula rumpunt || 2, 134 vincula rupi || 5, 543 v. rupit. — v. 384 latos . . agros = 8, 8. — v. 396 robore dura est || 11, 893 robore duro ||. — v. 398 sine nomine saxa || 2, 558 sine nomine corpus ||; 6, 777 s. n. terrae ||; 9, 343 s. n. plebem ||; 11, 846 s. n. letum ||. — v. 406 exue robur || 4, 319 exue mentem ||. — v. 430 flagrans . quondam, nunc exstincta 6, 448 iuvenis quondam, nunc femina. — v. 441 alto iactatas classes 1, 3 iactatus . alto. — v. 445 atque haec ipsa Versanf. = 6, 185. — v. 451 imis radicibus = 8, 237 (Georg. 1, 319). — v. 465 tum pavidum Versanf. wie 2, 489 tum pavidae; ibid. pavidum . . concedere 12, 717 pavidi cessere. — v. 485 fluminis in speciem mitis 8, 88 mitis ut in morem stagni. — v. 491 amnis . cunctatus 9, 124 cunctatur amnis. — v. 500 exuitur facies 7, 415 faciem exuit. — v. 501 ipso poudere = 12, 254. — v. 506 ecce vides[1]) 3, 219 ecce . . videmus; ibid. ecce ruentis 11, 448 ecce ruit. — v. 512 firma manet tibi 1, 257 manent immota tibi (vgl. 5, 348). — v. 531 interius furere 7, 464 furit intus. — v. 537 fusile robur || 6, 181 fissile robur ||. — v. 560 Juppiter ipse || = 9, 128. — v. 565 instigant agmine ventum || 11, 730 instigat vocibus alas ||. — v. 568 incendi via fit[2]) per maxima saxa 9, 356 via facta per hostes. — v. 575 ille impiger = 1, 738. — v. 590 flebile victis Pergamon 4, 344 recidiva manu posuissem Pergama victis. — v. 593 magni Hectoris 6, 166 Hectoris magni (vgl. 1, 99). — v. 599 mille manus operum 10, 167 mille manus iuvenum. — v. 602 humanis rebus = 10, 152. — v. 603 fervens ubi Sirius ardet || 10, 273 Sirius ardor || und 12, 325 fervidus ardet. — v. 606 Aetna cavernis || = 3, 674. — v. 615 animus viresque = 9, 717; 2, 617. — v. 616 gemit sub

---

[1]) Vides Haupt; fides C; ecce vide, wie Gorallus und Bährens schrieben, wäre Tautologie; vgl. noch Val. Flacc. Argon. 2, 335 videtis ecce; 3, 396 ecce videres; 8, 11 videres ecce.

[2]) Via fit hat Bährens richtig hergestellt für das hdschrftl. vivit; der an der Überlieferung festhaltende Hsg. nimmt incendi zum Vorausgehenden und übersetzt vivit per m. s.: „Der Ätna lebt durch gewaltige Felsen.“

auro 6, 413 gemuit sub pondere. — v. 617 colligit . arma 5, 15 colligere arma. — v. 629 posuisse in limine membra || 9, 684 posuere in limine vitam || — v. 633 maxima rerum || = 7, 602 und 9, 277. — v. 636 quocumque ferunt illi vestigia, cedunt || 12, 368 quacumque viam secat, agmina cedunt ||. — v. 645 iuvenes attingunt sordida fata 4, 596 nunc te fata (facta andere La.) impia tangunt?

Diese Berührungspunkte des nur 646 Verse zählenden Ätna mit der Äneis sind so zahlreich, besonders gleiche Versschlüsse so häufig, dafs ein Zusammenhang beider Gedichte wohl kaum zu verkennen ist. Nehmen wir zu dessen Erklärung Nachahmung seitens des Ätnadichters an, so wird die von Sudhaus ausgesprochene Vermutung, dafs der Ätna im Anschlufs an Vergils Georgica, also gleich nach 30 v. Chr. entstanden ist, unhaltbar, es müfste vielmehr in Anbetracht dessen, dafs die Herausgabe der Äneis wahrscheinlich erst zwei Jahre nach Vergils Tode (19 v. Chr.) erfolgte, die Abfassung des Ätna unter 17 v. Chr. herabgerückt werden; gegen eine so späte Ansetzung des Gedichtes spricht jedoch, wie Sudhaus S. 84 ff. des näheren darlegt, die Metrik, besonders der schwere Rythmus der Verse, und noch mehr die Sprache, welche zuverlässig auf ein höheres Alter hinweist.

Was letztere anlangt, so mögen hier zwei Eigentümlichkeiten erwähnt werden, welche S. nicht im Zusammenhange berührt hat, nämlich das Vorkommen von nicht weniger als sieben nur im Ätna sich findenden oder jedenfalls äufserst seltenen Wortbildungen: v. 336 circumstupet, 342 introspectus, 408 coritur, 477 pertabuit, 501 effumat, 531 propalus, 544 lentities, sodann die häufige Ellipse von Partikeln; so fehlt v. 101 sic (ein mit ut eingeleiteter Komparativsatz geht voraus), v. 179 und 549 sed, v. 256 ganz ungewöhnlich quam, v. 542 und 545 (materies praedura tamen subvertitur igni) quamquam, an letzterer Stelle genau wie Verg. eclog. 1, 28 libertas, quae sera tamen respexit inertem; es fehlt endlich in v. 260 quaeritur argenti semen, nunc aurea vena das korrespondierende nunc vor argenti; merkwürdigerweise findet sich die gleiche Auslassung des einen nunc auch Aen. 5, 830 pariterque sinistros, nunc dextros solvere sinus. Diese Auslassungen von Partikeln und die ἅπαξ λεγόμενα sprechen entschieden gegen die Vermutung, dafs wir einen Imitator Vergils vor uns haben; denn ein Nachahmer hätte die zahlreichen sprachlichen Unebenheiten durch Abglättung des Ausdruckes ebenso sicher vermieden, wie er sich des häufigen Gebrauches ungewöhnlicher Wörter und Wortformen enthalten hätte. Nun wissen wir aber gerade von Vergil, dafs er eine Menge neuer Wörter gebraucht hat,[1]) welche teils Gemeingut der Sprache geworden, teils ἅπαξ λεγόμενα geblieben oder nur selten von seinen Nachahmern verwendet worden sind.

Für noch manche andere sprachliche Eigentümlichkeiten des Ätna liefsen sich analoge Erscheinungen aus den vergilianischen Gedichten

[1]) Vgl. Th. Ladewig, „de Vergilio verborum novatore", Progr. Neustrelitz 1869.



nachweisen; nur wenige von ihnen und zwar solche, welche nicht wohl durch Annahme einer Imitation erklärt werden können, mögen hier folgen: Das intransitive audere (= sich wagen) steht Aetna 217 und Aen. 2, 347 (wo ardere Konjektur ist); das substantivierte tutum mit dem Gen. Aetna 466 e tuto collis [1]) und Aen. 6, 359 tuta terrae sowie 11, 882 tuta domorum; das adverbielle magnum findet sich Aetna 301 m. commurmurat und Aen. 9, 705 m. stridens; der Subjektsakkusativ fehlt Aetna 623 fugisse ratos genau wie Aen. 2, 25 abisse rati und 11, 712 vicisse dolo ratus; die schöne, von Sudhaus durch Konjektur beeinträchtigte Stelle Aetn. 581 sacer in bellum numerus, sua turba regenti || (die zum Führer passende, seiner würdige Schar, nämlich die Spartaner unter Leonidas) läſst sich vergleichen mit Aen. 3, 469 sunt et sua dona parenti ||, wo sua richtig mit convenientia erklärt wird.

Daſs ferner einige Ätnastellen auch an das wenigstens teilweise für vergilianisch geltende Catalepton Anklänge enthalten, dürfte für die Entscheidung der Autorfrage nicht ohne Bedeutung sein; vgl. Aetn. 585 praemittere vela und catal. 7, 8 [2]) (Ribb.) vela mittimus, Aetn. 262 verum professae und catal. 7, 12 fatebimur verum, Aetn. 222 immensus labor und Catal. 11, 41 immensi laboris (letztere Stelle schon bei Alzinger Stud. S. 11); besonders bemerkenswert aber ist der gleiche metaphorische Gebrauch von divitiae: Catal. 10, 1 pauper agelle, || verum illi domino tu quoque divitiae und Aetna 631 illis divitiae solae materque paterque.

Endlich erinnert der Ausruf Aetna 634 pietas homini tutissima virtus! in seiner sprachlichen Form ganz an einen Ausspruch Vergils, den Donat in seiner vita Vergilii 18, 75 überliefert hat: (Vergilius) solitus erat dicere: nullam virtutem commodiorem homini esse patientia.

Wenn wir die mannigfachen Berührungspunkte des Ätna mit Stellen aus allen Schriften, die uns von Vergil überkommen sind, erwägen sowie den Umstand im Auge behalten, daſs wenigstens für die Äneis Nachahmung seitens des Ätnadichters ausgeschlossen erscheint, so werden wir uns der Ansicht, daſs wir im Ätna unverkennbar die Sprache Vergils vor uns haben, nicht länger verschlieſsen können, sondern in Übereinstimmung mit dem Urteil des Grammatikers Servius [3]) und mit dem Zeugnisse der besten Handschriften [4]) (des Cautabrigensis und des frgm. Stabulense) den Ätna für eine Jugendschrift des Dichters [5]) erklären müssen, welche noch vielfach ungeschickt

[1]) Ähnlich sagt Livius gleich im ersten Buche cap. 57, 9 in medio aedium; der Autor des Ätna geht also hier nicht weiter als die Augusteer.

[2]) In V. 4 des gleichen Gedichtes natio madens pingui fällt der substantivierte Gebrauch von pingue auf; ganz so Aetn. 14 pingui olivae und Georg. 3, 124 denso pingui.

[3]) Vgl. Bährens, poetae lat. min. II. S. 1 ff.

[4]) Vgl. Bährens, a. a. O. II. S. 21 ff.

[5]) Dieselbe Ansicht äuſserte in neuerer Zeit Kruczkiewicz „poema de Aetna monte Vergilio auctori potissimum esse tribuendum“, Krakau 1883.

im Ausdrucke [1]) und der letzten Feile entbehrend in der Schilderung der Naturvorgänge den spröden Stoff nur mühsam [2]) bewältigt, in den Exkursen jedoch und besonders in der den Schlufs bildenden Erzählung von den katinensischen Brüdern die hohe dichterische Begabung ihres Verfassers erkennen läfst. Darüber, dafs gerade Vergil dieses etwas absonderliche Thema wählte, dürfen wir uns nicht übermäfsig wundern, weil er auch sonst genaue Bekanntschaft mit dem Berge [3]) verrät und das Interesse des „doctiloquus" [4]) poeta für naturwissenschaftliche und philosophische Studien [5]) ausdrücklich bezeugt ist.

Als Abfassungszeit dürfte mit Alzinger [6]) die erste Hälfte des 5. Jahrzehntes vor Christus anzunehmen sei, also die Zeit des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus, auf welche auch die vielen der Kriegersprache entnommenen Wendungen (z. B. v. 218 hic princeps magnus, sub hoc duce militat ignis) sowie das Fehlen jeder Dedikation hinzuweisen scheinen.

Bei einem vergilianischen Gedichte darf man voraussetzen, dafs es von späteren Autoren gekannt und verwertet wurde. Auch Sudhaus meint (S. 93), dafs der Ätna eine Zeit lang Beachtung fand; so erkennt er in Propert. I, 16, 29 eine Bezugnahme auf Aetna 422 und bemerkt des weiteren, dafs im fünften, letzten Buche der astronomica des Manilius plötzlich mehrere ganz frappante Imitationen von im Ätna vorkommenden Versanfängen und Schlüssen auftreten. Hiezu ist ergänzend zu bemerken, dafs die Nachahmung sich durch den ganzen Manilius hindurchzieht. Es wäre zu weitläufig, dies für alle Bücher darzuthun, für das erste Buch mögen die auffallendsten Anklänge [7]) folgen: Man. 1, 36 potentia rerum ||, Aetna 317 potentia rerum est ||. — 1, 99 nubila cur Vsanf. = Aetn. 236. — 1, 159 ultima subsedit . . tellus, Aetn. 104 desedit infima tellus. — 1, 228 quod si plana foret tellus, Aetn. 155 quod si spissa foret (tellus). — 1, 244 cum luce refert (s. St.), Aetn. 236 cum luce referri. — 1, 247 corpore mundi || = Aetn. 102. — 1, 250 vis

[1]) Treffend spricht Hsg. im Kommentar zu v. 80 ff. von „halb körnigen halb unbeholfenen Versen des augenscheinlich noch mit der Sprache ringenden Dichters".

[2]) Immensus labor est! ruft der Dichter V. 222 aus; vgl. Quintil. instit. or. 10, 3, 8 manifestus est ex opere ipso (Sallustii) labor; Vergilium quoque paucissimos die composuisse versus auctor est Varius.

[3]) Vgl. Georg. 1, 471 Quoties . effervere . . vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam! und die Schilderung des Berges Aen. 3, 570 ff.

[4]) So wird Vergil anthol. lat. 182, 1 und 183, 3 Baehr., ferner Claudian. carm. min. append. 5, 4 p. 302 Koch genannt.

[5]) Vgl. die vita Vergilii p. 10 f. in Ribbecks Textausgabe; Vergils Lehrer war der Epikureer Siron; das Vorkommen epikureischer Lehren im Ätna spricht also nicht gegen die Autorschaft Vergils, dessen Werke keineswegs das Gepräge einer bestimmten philosophischen Richtung tragen; vgl. hierüber Donat vita Verg. 19, 79: quamvis diversorum philosophorum opiniones libris suis inseruisse videatur, ipse tamen fuit Academicus.

[6]) Dessen hauptsächlich auf kunsthistorischem Gebiete liegende Gründe s. Stud. S. 44 ff.

[7]) Einige schon bei Alzinger, Studien 52 ff., andere bei Sudhaus unter dem Texte.

animae Vsanf. = Aetn. 151. — 1, 307 iudice vincit ||, Aetna 549 iudice vincent ||. — 1, 344 und 430 Juppiter ipse || = Aetn. 560. — 1, 454 ultima quae Vsanf., Aetn. 17 ultima quis Vsanf. — 1, 518 Troianos cineres, Aetna 590 Troiae cineres. — 1, 748 famae vulgata vetustas, Aetn. 74 vulgata licentia famae. — 1, 808 signorum .. fatalia . iura, Aetn. 235 signorum tradita iura. — 1, 823 in breve Vsanf. = Aetn. 439 (beide Male substantivisch).

Unter den hier verzeichneten Stellen [1]) verdienen die gleichen Versschlüsse deshalb besondere Beachtung, weil Manilius deren eine Menge auch mit den anerkannt vergilianischen Gedichten gemeinsam hat, und zwar im ersten Buche mindestens 23 (12 derselben stehen bei Cramer, „de Manilii qui dicitur elocutione", Strafsburg 1882), nämlich 1, 1 conscia fati = Aen. 4, 519. — 1, 51 primique per artem = Georg. 1, 122. — 1, 79 mortalia corda = Georg. 1, 123 u. ö. — 1, 93 Acheronta movere = Aen. 7, 312. — 1, 103 miracula rerum = Georg. 4, 441. — 1, 114 fortuna labori = Aen. 2, 385. — 1, 159 pondere tellus = Aen. 9, 752. — 1, 182 surgentibus astris = Georg. 1, 440. — 1, 279 terrasque iacentes = Aen. 1, 224. — 1, 311 sequiturque sequentem = Aen. 11, 695. — 1, 324 de more iuvencis = Aen. 3, 369. — 1, 440 convolvens squamea terga = Georg. 3, 426. — 1, 445 de nomine dictus, Aen. 1, 277. — 1, 454 volvuntur in imo = Aen. 6, 581. — 1, 521 sol igneus orbe = Georg. 4, 426. — 1, 707 spumantibus undis = Aen. 3, 268. — 1, 763 Pergama reges = Aen. 8, 374. — 1, 775 maxima turba est = Aen. 6, 611. — 1, 842 glomeratur in orbes = Georg. 4, 79. — 1, 847 crinibus ignes = Aen. 7, 73. — 1, 874 ignibus aether = Aen. 1, 90. — 1, 903 credere coelo = Aen. 6, 15. — 1, 912 Actia bella = Aen. 8, 675.

Mit Manilius läfst Sudhaus die Spuren der Imitationen abgeschlossen sein; indes war das Gedicht zweifellos auch noch später bekannt. Zunächst möge erwähnt sein, dafs Rutilius Namatianus (um 400 n. Chr.) de reditu 1, 167 haeret eunti || Rufius, Albini gloria viva patris, || qui .. reges Rutulos teste Marone refert, also an einer Stelle, wo er Vergil erwähnt, mit Aetn. 598 den seltenen, von Schrader sogar durch Konjektur beseitigten Ausdruck gloria viva gemeinsam hat; wichtiger ist, dafs folgende Stelle der carmina Vergiliana (anthol. latin. 187, 12; Baehr. p. l. m. II, 184): quod felix turba deorum || in saevos quondam potuit conferre Gigantes ||, Aeneas nunc solus habet urbisque ruinam || saevo Marte parat auf Aetn. 61 iam patri dextera Pallas || et Mars saevus [2]) erat, iam cetera turba deorum || stant utrimque mit um so gröfserer Wahrscheinlichkeit

---

[1]) Weniger belangreich sind die Schlüsse Manil. 1, 83 und Aetn. 24 pectora curas; 1, 495 und Aetn. 69 sidera coeli; 1, 875 und Aetn. 264 arva coloni, weil sie auch sonst häufig vorkommen.

[2]) Die Konjektur laevus wurde dadurch veranlafst, dafs man dextera örtlich nahm; es ist jedoch im Sinne von „hilfreich" zu fassen und dexter zu Mars zu ergänzen; vgl. Aetn. 4 dexter mihi venias, carminis auctor. Das örtliche Verhältnis wird durch das folgende utrimque veranschaulicht.

zurückgeht, als hier wie dort vom Gigantenkampfe die Rede ist. Endlich erweist sich die Claudian. carm. min. append. 2 Koch stehende ganz ungewöhnliche Wendung Alcides mihi carmen erit als Nachahmung von Aetn. 1 Aetna mihi .. carmen erit.[1])

Freilich beweisen die zuletzt angeführten Parallelen keineswegs die Autorschaft Vergils; aber sie beweisen, dafs mehrere Schriftsteller, denen die Sprache Vergils zum Vorbilde gedient hat, auch im Ätna belesen waren und aus demselben sich unwillkürlich doch wohl deshalb Wendungen aneigneten, weil er ihnen als opus Vergilianum geläufig war. Letzteres gilt besonders von dem der Zeit Vergils so nahe stehenden Manilius. Entschiedener spricht für Vergil als Verfasser die in der Sprache des Ätna vielfach zu Tage tretende Verwandtschaft mit sämtlichen Werken des Dichters, auch mit dem Catalepton, noch wichtiger ist die Donatstelle, weil eine dort mitgeteilte, von Vergil häufig ausgesprochene Sentenz an einen im Ätna vorkommenden Ausruf lebhaft erinnert; am meisten aber spricht dafür die ursprüngliche und ungekünstelte Sprache des Gedichtes, der ein mit den besten Vorbildern vertrauter Imitator ein ganz anderes Gepräge gegeben hätte.

Speier. F. Walter.

Neues zur Bedeutungslehre.

Lange hat die Philologie einer so wichtigen Erscheinung des Sprachlebens wie dem Bedeutungswandel nur gelegentlich Aufmerksamkeit geschenkt. Dem früheren Philologen ist eben die Sprache mehr als Werkzeug schriftstellerischer Thätigkeit denn in ihrem eigenen Leben interessant gewesen. Erst seitdem die Sprache an sich als ein wunderbarer, sich stetig fortentwickelnder Organismus begriffen war, seitdem man erkannt hatte, dafs das Alltägliche an ihr ebenso Interesse verdiene wie ihre Handhabung durch einzelne Meister, seitdem eine wirkliche Sprachwissenschaft gefordert wird, nicht mehr blofs Grammatiken, die dem Verständnis der Schriftsteller dienen sollen, erst seitdem hat man auch der Entwicklung der Wortbedeutungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt.

Die alten griechischen Grammatiker, vor allem Aristarch, waren mit Sorgfalt darauf bedacht, an einzelnen Stellen oder bei ganzen Schriftstellern ungewöhnliche Bedeutungen festzustellen. Aber abgesehen davon, dafs ihr Zweck dabei rein exegetisch ist und nur das vom Gewöhnlichen Abweichende sie interessiert, fehlt ihnen der Sinn für den geschichtlichen Zusammenhang, für die Entwicklung der Bedeutungen; manchmal halten sie, indem sie von der zu ihrer Zeit gangbaren Bedeutung ausgehen, gerade die ursprüngliche für eine Entartung derselben.[2]) So bewahrheitet sich auch hier, was v. Wila-

---

[1]) Andere Imitationen des Ätna im Claudian hat Birt zu carm. min. 17 und rapt. I, 173 nachgewiesen.

[2]) Z. B. lesen wir im schol. A zu Θ 439 *Οὔλυμπόνδε δίωκε* die auf Aristarch zurückgehende Bemerkung: *κυρίως διώκειν λέγεται, ὅταν προφεύγῃ τις· νῦν δὲ*



mowitz (Homer. Unters. S. 386) über Aristarch sagt: „Was ihm fehlte, der gesamten alexandrinischen, also der gesamten antiken Philologie fehlte, war das historische Verständnis."

Auch in der neueren Philologie ist, bevor man noch von Bedeutungslehre sprach, viel semasiologischer Stoff behandelt worden, wie dies ja nicht anders möglich ist. Aber diese Untersuchungen segelten unter anderer Flagge, besonders der der Exegese, Etymologie, Lexikographie, und aufserdem fehlte ihnen eben doch meistens die historische Auffassung alles Geisteslebens, die, auch als sie bereits proklamiert war, doch nur allmählich die Studien durchdrang.[1])

Unter den klassischen Philologen hat die Wichtigkeit einer Bedeutungslehre zuerst klar erfafst und den Grund dafür gelegt F. Heerdegen. Dessen Verdienst liegt vor allem darin, dafs die Bedeutung der Sache auch für die einzelsprachliche Forschung erkannt, die neue Disziplin von anderen losgelöst und auf eigene Füfse gestellt wurde, dafs ferner mit Entschiedenheit der historische Standpunkt als der allein wissenschaftliche für die Betrachtung des inneren Lebens der Wörter geltend gemacht und an Beispielen erprobt wurde. Im Vordergrunde steht dabei das praktische Interesse der philologischen Verarbeitung des Sprachstoffes, doch nicht in dem Grade wie bei Zacher (Verh. der Görlitzer Philol.-Vers. 1889, S. 49 ff.), der hiefür gar keine bestimmten Prinzipien für nötig hält. Wie wünschenswert aber diese Verarbeitung des Wortschatzes nach historischer Methode ist, das mag statt meiner ein Meister der Wissenschaft, v. Wilamowitz, sagen: „Wir haben kein griechisches [und auch kein lateinisches!] Wörterbuch, das der geschichtlichen Betrachtung die Führung überlassen hätte. Die Neigung, Gruppen, sei es etymologisch, sei es begrifflich verwandter Wörter durch die Geschichte der Sprache zu verfolgen, ist wie es scheint äufserst schwer zu erwecken. So erwächst dem einzelnen die in jedem Einzelfalle zu wiederholende Aufgabe, sich gut oder schlecht das Material zur Beurteilung selbst zusammen zu holen, die Biographie des Wortes, das ihn in irgend welcher Phase seines Lebens interessiert, erst selbst zu schreiben."[2])

ἐπὶ τοῦ συντόνως ἐλαύνοντος. In Wirklichkeit ist das *συντόνως ἐλαύνειν* die Grundbedeutung.

[1]) Der Mann, auf dem unsere historische Auffassung geistigen Lebens ruht, Herder, schreibt in den „Fragmenten zur deutschen Literatur" (1767): „Ich würde es als einen Beitrag zur griechischen und römischen Geschichte der Literatur einem Manne von Philologie, Geschichtskenntnis und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: *ἀνήρ, ἄνθρωπος, ἀγαθός, καλός, φιλόκαλος, καλοκἄγαθος, κακός, ἐπιχειράγαθος* (Druckf. ?), im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und sich mit demselben änderten." (W. z. schön. Lit. u. K. Tüb. 1805. II 85.) Herder würde sich auch heute vergeblich nach einer Geschichte dieser Begriffe umsehen.

[2]) Isyllos von Epidauros S. 107. — Vergl. auch Euripides Herakles, erkl. v. U. v. Wilamowitz [2] II 253 „. . . die Atticisten wissen sich nicht zu helfen, weil eine historische Entwickelung der Wortbedeutung ihnen so ferne lag wie den heutigen Lexikographen."

So viel aber auch schon über den Gegenstand verhandelt worden ist, so ist die Forschung doch noch nicht recht in Flufs gekommen. Neue Arbeiten auf diesem Gebiete sind daher schon durch ihr blofses Dasein erfreulich, als Zeichen des wachsenden Interesses für die Sache; doppelt erfreulich aber sind sie, wenn sie wirkliche Förderung bringen, wie zwei an sich ganz verschieden geartete Erscheinungen der jüngsten Zeit: ich meine Reissingers Arbeit „Über Bedeutung und Verwendung der Präpositionen ob und propter im älteren Latein“ (Gymn.-Pr. Landau 1897) und Stöckleins Schrift „Bedeutungswandel der Wörter. Seine Entstehung und Entwicklung. Ein Versuch.“ (München 1898. Lindauer.)[1])

So eng begrenzt das Thema von Reissingers Untersuchung ist, so wird sie doch jeden, der Sinn für Sprachforschung hat, anziehen durch die Sauberkeit der Methode, die klare, erschöpfende Darstellung, die sicheren Ergebnisse.

Die Grundbedeutung von ob ist örtlich: „entgegen, nach — hin“ (z. B. Enn.: ob Romam noctu legiones ducere coepit). Diese ist frühzeitig abgestorben und hat sich nur in einigen Wendungen (wie obviam, ob oculos) erhalten, während sonst hauptsächlich adversus den Begriff ausdrückt. Wie ist nun aus dieser Bedeutung die kausale „wegen“ hervorgegangen? Schritt für Schritt führt uns der Verf. vorwärts. Zunächst bezeichnet ob bei Handelsgeschäften oft den Gegenwert; wie sinnlich das gedacht ist, zeigt Ter. Phorm. 661 Ager oppositus pignori ob decem minas est „der Acker ist als Pfand gestellt gegen 10 Minen“. Leicht konnte sich daraus die Bed. „zur Vergeltung, als Gegenleistung“ durch Übertragung auf andere Gebiete entwickeln (z. B. Plaut. Merc. 907 Opta ergo ob istunc nuntium quidvis tibi). Wie gering von da der Schritt war zur rein kausalen Bedeutung „wegen“, zeigt z. B. der Satz Dic ob haec dona, quae ad me miserit, me illum amare (Plaut. Truc. 589).

Die noch bei Cicero als eine Formel feierlichen Kurialstils öfters vorkommende Wendung ob rem publicam (z. B. mortem obierant) leitet R. nicht von der kausalen Bedeutung her, sondern direkt von der Grundbedeutung: entgegenkommend, zum Besten, im Interesse (ob rem so bei Plaut. und Ter.).

Gerade weil ob schon frühzeitig in der Sprache des Lebens verkümmerte, ist es ein gutes Beispiel für gewisse Vorgänge der Sprachgeschichte, wie für die Substitution, d. h. den Ersatz für Abkommen-

[1]) Von sonstigen semasiologischen Erscheinungen der letzten Zeit — bis Juli 1898 — seien erwähnt: Bréal, Essai de Sémantique (Science des significations), Paris 1897, ein Buch, das für den deutschen Semasiologen nichts wesentlich Neues bringt (vgl. O. Hey im Arch. f. lat. Lex. X 551 ff.); G. Blumschein, Über Übertragung und Entwicklung von Wortbedeutungen. Progr. d. Oberrealschule Köln 1897; K. Scheffler, Das etymologische Bewufstsein mit bes. Rücksicht auf die nhd. Schriftspr. I. Progr. d. N. Gymn. in Braunschweig 1897 (S. 13 ff. Trübung des etymolog. Bewufstseins durch Bedeutungswandel); endlich die kürzlich erschienene 3. Auflage von Herm. Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte (Halle a. S. 1898), worin Kap. IV „Wandel der Wortbedeutung“ nicht unwesentlich verändert und erweitert ist.

des, ferner für das Fortleben in festen Redensarten, für das Wiederaufleben bei Schriftstellern mit archaistischem Stil (in diesem Fall zuerst bei Sallust). Auch ist der Beweis erbracht, dafs eine Rekonstruktion der Bedeutungsentwicklung oft selbst dann möglich ist, wenn diese in den ältesten Sprachdenkmälern schon so gut wie abgeschlossen vorliegt.

Propter ist weniger interessant, da es eine sehr einfache Bedeutungsentwicklung hat. Ursprünglich bezeichnet es das Nebeneinander zweier Gegenstände, dann, was sehr nahe liegt, die Beeinflussung des einen durch den anderen. Ein gutes Beispiel des Überganges ist Plaut. Rud. 127 nam ego propter eiusmodi viros vivo miser „zusammen mit solchen Männern bin ich unglücklich", d. i. „sie sind schuld daran, dafs . . ." Die ältere Bedeutung stirbt allmählich ab (Cäsar hat propter im lokalen Sinn bereits nicht mehr); iuxta tritt dafür ein.

Die vielfach angenommenen synonymischen Unterschiede zwischen ob und propter werden durch R.s Untersuchung hinfällig. Propter ist eben ganz in gleichem Sinn an die Stelle des selten gewordenen ob getreten. Ein Beispiel, dafs die Synonymik leicht irrt, wenn sie nicht, bevor sie die Vergleichung der Wortbedeutungen unternimmt, deren Geschichte erforscht hat. Da dies aber noch wenig geschehen ist, so ruhen die Synonymiken auf unsicherem Grunde.

Auch für Textkritik, Etymologie [1]), Syntax und Stilistik fällt bei der Untersuchung gar manches ab.

Natürlich denkt niemand daran, für jedes wichtigere lat. Wort eine ähnliche Behandlung zu fordern, wie sie R. für ob und propter gegeben hat. Aber notwendig sind ausgeführte Beispiele, die als Muster dienen können für Wortgeschichten, wie sie der geplante Thesaurus linguae Latinae in zusammengedrängter Form erwarten läfst.

Macht R.s Arbeit einen rein philologischen Eindruck, so erscheint Stöckleins Untersuchung mehr wie ein Stück angewandter Psychologie. Einen Vorläufer derselben haben wir in seinem Dillinger Programm von 1895 „Untersuchungen zur Bedeutungslehre".

St. beginnt mit dem Satze: „Zum Verständnis des Bedeutungswechsels eines Wortes kann man nur dadurch gelangen, dafs man das Wort in seinem Leben im Satze, also in seinen verschiedenen Verbindungen und Anwendungen kennen lernt." Denn „streng genommen knüpft sich fast in jeder neuen Satzverbindung eine andere Nuance der Bedeutung an das Wort" (S. 11). Abstrahieren wir aus den von St. gegebenen Beispielen das Wesentliche: wie wir in Wirklichkeit nicht Begriffe von Dingen, z. B. einen Tisch an sich, vor uns haben, sondern Gegenstände mit besonderen Eigenschaften, die wir uns wegdenken müssen, um zu dem Begriffe zu gelangen, so werden auch im Zusammenhang der Rede nur Vorstellungen von solchen bestimmten Einzeldingen geweckt. Aber auch von diesen tritt (wenn es sich nicht um einfache Dinge handelt) je nach dem Zusammenhang bald die eine, bald die andere Seite mehr ins Bewufstsein. „Das Wort ist also

[1]) Ansprechend ist z. B. die S. 52 für officium gegebene Ableitung von officere und ihre Erklärung. Bekanntlich hatte man officium auch aus opificium erklärt.



nicht einem toten Begriffe mit unwandelbaren, festen Grenzen identisch, sondern es ist flüssig und beweglich, indem es sich an den jeweiligen Zusammenhang anschmiegt."

Thun wir nun aber der Sprache Gewalt an, wenn wir einmal von dem verschiedenen Zusammenhang absehen und den Begriff, den ein Wort ausdrückt, rein darzustellen suchen? wenn wir in den Flufs der Wortbedeutungen eingreifen und Grenzen setzen? Das ist ohne Zweifel eine logische Abstraktion. Aber sie wird nicht erst von der Reflexion des Beobachters vollzogen; unreflektiert leben diese Begriffe in uns und ermöglichen uns erst die richtige Anwendung eines Wortes und die Bildung von allgemeinen Urteilen. Was der menschliche Verstand unbewufst erzeugt, mufs die Wissenschaft mit klarem Bewufstsein reproduzieren.

Die Sache wäre nun noch einfach, wenn jedes Wort nur eine Bedeutung hätte; so aber sind die meisten mehrdeutig, und zwar gibt es sowohl ein Nacheinander als ein Nebeneinander von Bedeutungen. So notwendig hier bei aller Beachtung der Übergänge das Abgrenzen derselben ist, so ist es doch, auch abgesehen von dem oft mangelhaften Material, im einzelnen eine heikle Sache, die Takt und geschultes Sprachgefühl erfordert, häufig auch gar nicht möglich, so wenig die Grenzen zwischen Begriffen überall scharf bestimmt sind. Prinzipiell und methodisch wichtig ist dabei die Unterscheidung zwischen der wechselnden Verwendung des Wortes im Zusammenhang der Rede und dem festen Kern seines begrifflichen Gehaltes, oder, um Ausdrücke H. Pauls zu gebrauchen, zwischen occasioneller und usueller Bedeutung.

Stöcklein betont diese Seite der Sache weniger, weil ihm vor allem daran liegt, für den Satzzusammenhang einzutreten. Er bedient sich aber der erwähnten Ausdrücke H. Pauls (Heerdegen sagt kurz „Verwendung" und „Bedeutung"), und das Kriterium der usuellen Bed. ist auch ihm, dafs gewisse Vorstellungen auch ohne den Zusammenhang in einem Worte auftauchen (S. 12); auch er spricht von „ausgeprägten" Bedeutungen (S. 14). In der That schliefsen sich beide Betrachtungsweisen nicht aus, sondern ergänzen sich notwendigerweise.

Hervorgehoben wird von St. auch, dafs jedes Wort ein eigenartiges Wesen ist, sich durch die ihm eigentümlichen Verbindungen im Satze individuell entfaltet,[1]) dafs erst der reflektierende Verstand Wörter von ähnlicher Bedeutung als „Synonyma" zusammenfafst; jedes Wort gehe seine eigenen Wege (S. 7). Daher erkläre sich die bekannte Thatsache, dafs Wörter von gleichem Stamme so oft in der Bedeutungsentwicklung nicht gleichen Schritt halten. St. geht mir hier zu weit. Er selbst weifs ja recht wohl, dafs die Bedeutungen nur vielfach ohne Rücksicht auf das verwandte Wort sich festsetzen (S. 9); ferner beeinflussen sich auch nicht stammverwandte Wörter in ihrem

[1]) „Von diesem Standpunkt aus leuchtet auch ein, warum so wenige Wörter einer Sprache sich mit den Wörtern einer fremden Sprache vollkommen decken." (S. 7.) Vor allem doch deshalb, weil verschiedene Völker die Dinge verschieden anschauen, also in der Regel nicht die gleichen Begriffe durch Worte bezeichnen.



Bedeutungsleben gar mannigfaltig: dem äuſseren Klang nach (Volksetymologie!), aber gewiſs auch ihrer begrifflichen Ähnlichkeit oder Gegensätzlichkeit nach; übrigens gibt es auch Beeinflussungen zwischen verschiedenen Dialekten und Sprachen.[1]) In allen diesen Fällen kommt der Satzzusammenhang nicht, oder doch wenigstens nicht in erster Linie, als agens in Betracht.

Nachdem an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen ist, wie ein Wort dadurch, daſs es oft in einem bestimmten Zusammenhange wiederkehrt, sich allmählich in seiner Bedeutung verändert, tritt ein neuer Begriff auf, der von da an die Ausführungen beherrscht: die Adäquation. Was versteht St. darunter? Ein Beispiel (S. 31). *πρέσβεις* bedeutet zuerst die Alten. Zu Gesandten nahm man vorzugsweise Männer gereiften Alters, und man bezeichnete sie auch in dieser Funktion einfach als *πρέσβεις*. Zunächst traf diese Bezeichnung an dem Objekte nur das Nebensächliche; die Hauptsache, der politische Auftrag, war nicht ausgedrückt. Aber sie glich sich allmählich mit dem aus, was unter dem Objekt wirklich verstanden wurde. So wurden „die Gesandten" die Hauptvorstellung, die ursprüngliche Vorstellung vom Alter trat als nebensächlich zurück. Diese Anpassung eines Wortes, diese Ausgleichung zwischen den Vorstellungen, die zunächst in dem Worte liegen, und denen, die sich an das Objekt knüpfen, heiſst St. Adäquation. Mit diesem Begriffe ist ein wichtiger Vorgang des Sprachlebens zusammengefaſst und glücklich bezeichnet. Manche bereits von anderen besprochene Erscheinung ordnet sich diesem Begriffe wie von selbst unter und tritt damit in einen gröſseren Zusammenhang. Es ist z. B. eine bekannte Thatsache, daſs die Namen der Dinge ursprünglich nur eine einzelne Eigenschaft bezeichnen; so ist caelum ursprünglich nur das Gewölbte, „Gold" das Gelbe. Der Trieb nun, „unter dem Worte sich das ganz vorzustellen, was damit bloſs angedeutet ist", ist eben das, was St. Adäquation nennt. Nicht zu vergessen ist, daſs dieser Trieb auf dem Bedürfnis einer sprachlichen Bezeichnung beruht.

Vielfach erörtert und mit Beispielen belegt ist bereits der Bedeutungswandel infolge Euphemismus und das durch ihn bewirkte Herabsinken der Wörter, die als Ersatz für die eigentlichen Bezeichnungen gebraucht werden, so daſs immer wieder neue Euphemismen notwendig werden. Auch dieser Vorgang erklärt sich als Adäquation: „Die Vorstellungen, die sich an das Objekt knüpfen, gehen in die Wortbedeutung über, auch wenn sie von Anfang an nicht darin lagen. Auf die Beschönigung des Ausdrucks folgt die Reaktion, indem sich das Wort an das Objekt adäquiert. Die Sprache rächt sich gleichsam dafür, daſs man ihr Gewalt anthun und für den Gegenstand nicht den rechten Namen setzen wollte" (S. 46 f.).

[1]) Einiges bei Fr. Schroeder, Zur griech. Bedeutungslehre (Progr. Gebweiler 1893) S. 14 f., bei K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels (Progr. des k. Realgymn. Berlin 1894, in dem Kapitel „Beeinflussung", und in m. Aufsatz in diesen Blättern XXXII 208, 212 ff.



Wenn oft zahmere, verhüllende Ausdrücke gewählt werden, so greift man anderseits häufig zu verstärkenden oder übertreibenden, und auch hier tritt eine Entwertung ein, indem sich die Ausdrücke an den realen Verhalt adäquieren. „So haben die Superlative vielfach an Kraft verloren, und der Positiv besagt oft mehr als der Superlativ. . . . . Wenn jemand behauptet: 'das hat er gewifs gestohlen, sicherlich, jedenfalls', so will er offenbar mit diesen Adverbien zunächst seine Aussage verstärken. Jetzt aber ist es dahin gekommen, dafs die einfache Behauptung 'das hat er gestohlen' mehr gilt als jene Versicherungen. Die Wahrheit ist einfach und nackt; was der Versicherungen bedarf, scheint nicht so fest zu sein: dieses Gefühl hat der hörende Teil" (S. 48). Als Beispiele werden u. a. angeführt „wohl", „fast" (zu „fest" wie ferme zu firmus), „ganz", das als Adverb vielfach den Ausdruck nicht sowohl steigert als mildert (Übersetzung mit quidam!) [1]). Solche Übertreibungen, wodurch die Ausdrücke sich entwerten, finden sich in der Volkssprache, auf die St. besonders hinweist, kaum mehr als in der Sprache der Gebildeten, namentlich da, wo ein lebhafteres Temperament herrscht. Es gibt Gegenden Deutschlands, wo z. B. Ausdrücke wie „entzückend, selig, unglücklich, rasend" in der gebildeten Gesellschaft stark abgenützt sind.

Wenn man bisher von erstarrten oder gar fossilen Metaphern, von verblafsten, zum reinen Begriff gewordenen Bildern gesprochen hat, mit denen die Sprache ja bekanntlich durchsetzt ist, so sind das für St. wiederum Beispiele von Adäquation: „Das Bild, welches zuerst noch die Hauptvorstellung ausmachte, tritt zurück; man stellt sich immer mehr unter dem Namen das Objekt selbst vor." St. erwähnt hier auch die oft besprochene Thatsache, dafs die Ausdrücke für Geistiges ursprünglich sinnlich Wahrnehmbares bezeichnen. Freilich wird das Geistige nicht immer so benannt auf Grund einer sich dem Geiste aufdrängenden Ähnlichkeit, so dafs man von Metapher sprechen könnte; oft wird es auch benannt nach der Äusserung, mit der es in die Welt der Sinne tritt. *φοβεῖσθαι* heifst bekanntlich bei Homer fliehen, später fürchten. Andere Beispiele in diesen Blättern XXX 716. Die Übergänge sind noch genauer darzustellen.

Auch die Fremdwörterfrage wird vom Gesichtspunkt der Adäquation aus gestreift (S. 32 f.). St. weist den Einwand zurück, der häufig auch gegen einen gemäfsigten Purismus erhoben wird: dafs nämlich die deutschen Ausdrücke, welche die fremden verdrängen sollen, vielfach nicht so bezeichnend seien. Er sagt: „Undeutlich sind diese Wörter nur in den Fällen der ersten Anwendung. Und die dafür gebräuchlichen Fremdwörter sind da nicht minder undeutlich

[1]) Auch *ταχύ* = vielleicht wird erwähnt. Gemeint ist *τάχα*, das bei Homer noch „bald" bedeutet. — *μύριοι* (S. 51) hatte sicherlich als Grundbedeutung die unbestimmte einer sehr hohen Zahl. Als man es für die bestimmte Zahl 10000 gebrauchte, hat man in der alten Bedeutung *μυρίοι* betont, wenn nicht erst die Grammatiker, die so gerne nach Accenten differenzierten, so unterschieden haben. Bei Homer findet sich nur die unbestimmte Bed., für 10000 sagt er *δεκάχιλοι* (*E* 860).



gewesen; ihre erste Bedeutung war ebenso unbestimmt." In vielen Fällen ist aber ein wesentlicher Unterschied vorhanden, den St. im Folgenden selbst berührt. Die Fremdwörter kommen meist als fertige Bezeichnungen auf und haben für die grofse Menge der Redenden eben keinen andern Sinn, während die deutschen Ausdrücke, wenn sie nicht besonders gebildet werden, schon andere Vorstellungen erwecken, also sich schwerer dem neuen Begriff adäquieren. Das Wort conducteur z. B. ist im Franz. nicht minder unbestimmt als unser „Schaffner", aber dieses Wort ist für uns zunächst mehrdeutig gewesen, jenes gleich eindeutig, weil es nur in der einen Bedeutung herübergenommen ist. Wenn nun doch auch in solchen Fällen die einheimischen Bezeichnungen sich halten oder gar das Feld behaupten, so kann dies verschiedene Gründe haben, z. B. den Reiz der Neuheit, die bequeme Kürze („Rad" gegenüber „Velociped", „Draht" gegenüber „Telegraph"), die amtliche Benennung („Schaffner").

In den zwei letzten Kapiteln steht die Adäquation nicht mehr im Mittelpunkte; St. hat hier in zwangloser Folge seine Beobachtungen über verschiedene Fragen der Bedeutungslehre niedergelegt, und auch hier finden wir mancherlei Belehrung. Wenn er gegen Hecht eine Verschiedenheit der Bedeutungen auch nach Dialekten (s. S. 74) annimmt, so hat er selbstverständlich recht; wäre es doch wunderbar, wenn sich die mundartlichen Besonderheiten nicht auch auf den begrifflichen Gehalt der Wörter erstreckten. Deutsche Beispiele sind jedem, der Mundarten beobachtet hat, zur Hand; auch im Griechischen finden sich genug, und es wäre lohnend, die Dialektforschung auch auf dieses Gebiet mehr auszudehnen. ἕρπειν war im dorischen Dialekt einfach „gehen", ῥάκος bezeichnete attisch den Lumpen, lesbisch (βράκος) ein kostbares Kleid[1]; bei den Böotern lebte ἀγών in seiner Grundbed. „Versammlungsplatz" fort, die sonst der jüngeren Bed. „Wettkampf" gewichen war (schol. Ven. B zu Hom. Ω 1).

Stöcklein hat durch genauere Verfolgung des seelischen Prozesses bei verschiedenen Arten des Bedeutungswandels die semasiologische Forschung entschieden gefördert. Von den vielfach, besonders von H. Paul und Heerdegen, angewandten sog. logischen Kategorien hält St. sichtlich nicht viel, obwohl er öfter z. B. von allgemeinen und speziellen Bedeutungen spricht. Jener Ausdruck klingt bedenklich in sprachwissenschaftlichen Untersuchungen. Aber nicht um die regulierende Logik handelt es sich hier, sondern um die beschreibende, welche die Möglichkeiten der Gedankenverbindung und ihre Resultate untersucht, also sich nahe mit der Psychologie berührt. Ich bin nicht der Ansicht, dafs, was man bisher an logischen Kategorien aufgestellt hat, schon genügt; sollte es aber nicht gelingen, die Wege des Bedeutungswandels einmal auf eine Anzahl von Kategorien zurückzuführen, welche die thatsächlichen geistigen Vorgänge kurz zusammenfassen? Der Wert dieser Kategorien wäre nicht gröfser und nicht geringer als der

---

[1]) Diese zwei Beispiele entnehme ich dem eingangs erwähnten Vortrag von K. Zacher.



von syntaktischen Begriffen, die uns auch nicht der Pflicht entheben, feinere Unterschiede zu machen und nach dem Warum zu fragen. Die Bedeutungsverengung (Spezialisierung, Determination) halte ich für die am besten begründete von den bisherigen Kategorien; um so weniger verstehe ich Stöckleins Mifstrauen, der „nur mit Zaudern noch einen kleinen Teil von Bedeutungsveränderungen als Determination gelten lassen" will (S. 61). Mir sind bei Untersuchungen über die Bedeutungsgeschichte griechischer Wörter, die ich noch zu veröffentlichen hoffe, gerade von reiner Spezialisierung viele Fälle vorgekommen.[1]) Über diese und andere Fragen gedenke ich mich bei dieser Gelegenheit ausführlicher zu äufsern, als es hier im Rahmen eines Aufsatzes möglich wäre.

Die Gründe des Bedeutungswandels treten in Stöckleins Schrift gegenüber dem Wie der Entwicklung etwas zurück. S. 12 spricht er davon, dafs das Wort „sich an den jeweiligen Zusammenhang anschmiegt" und sagt dann: „Darin liegt der Grund, warum es sich in seiner Bedeutung verändert." Es gibt nun zwar genug Fälle, wo durch stehende Ausdrücke auf ein Wort etwas von anderen übergeht, wie z. B. im Franz. rien von ne gewissermafsen angesteckt worden ist; hier mag man den Zusammenhang den Grund des Bedeutungswandels nennen. Aufserdem ist klar, dafs bei jedem Bedeutungswandel das Wort anfangs nur durch den Zusammenhang — der freilich nicht blofs Satzzusamenhang ist, sondern durch die ganze Situation, Gebärden u. s. w. gegeben wird — in dem neuen Sinn verständlich ist; bei den meisten von St. gegebenen Beispielen wird auch nur diese eine Funktion des Satzzusammenhangs hervorgehoben oder stillschweigend angenommen. Der Grund aber, warum die neue Bed. sich befestigt, die treibende Kraft, ist in erster Linie der Anlafs, der sie überhaupt ins Leben gerufen hat. Denken wir z. B. an den Bedeutungswandel durch Euphemismus. Nicht nur die erste Anwendung wird von diesem bestimmt, sondern auch seine ganze Adäquation an den anfangs mehr verhüllten als bezeichneten Begriff, wie denn auch

---

[1]) Einige Beispiele sind in Kürze angeführt in diesen Blättern XXX 708 ff. Auffallendes bietet hierin das Neugriechische; vgl. *ἄλογο* Pferd, *πετεινό* Hahn, *ὄρνιθα* Henne, *ἀγελάδα* Kuh. St. führt als Beispiele aus dem Griech. an, „wenn *σεισμός* sich auf Erschütterung der Erde beschränkt, oder wenn *γράφειν* speziell malen, *τέμνειν* speziell behauen (Stein) bedeutet." *γράφειν*, dessen Grundbed. „ritzen" ist, gehört nicht hieher. „Behauen" ist keine eigene Bedeutung von *τέμνειν*, sondern liegt von Anfang an im Begriffe des Wortes und löst sich auch nicht davon los. Wie reich ist aber das Griechische an wirklich schlagenden Beispielen! — St. scheint die genannten Wörter aus einer Zusammenstellung bei Hecht, Die griech. Bedeutungslehre, S. 51 ff. entnommen zu haben. Diese ist, wie hier bemerkt sein mag, nur mit Vorsicht zu benützen. Es fehlt sehr an Genauigkeit und Methode. So ist *μέταλλον* Steinbruch keine Weiterbildung von *μέταλλον* Bergwerk (auch ist jener Begriff gewifs nicht jünger als dieser), sondern das Wort bedeutet „Suchstelle" (*μεταλλάω*), Hecht dachte wohl an die spätere Bed. „Metall". Überhaupt sind Bedeutung und blofse Verwendung ungenügend unterschieden. *μέτωπον* ist nicht „Metope am Fries", sondern *μετόπη*, das keine Metapher ist. Was soll man sagen zu Angaben wie „*ἀκτή* schroffes Meerufer (Homer); ursprünglich ist die Bed. Schrot, Mehl"?



St. von einer durch Euphemismus „veranlaſsten“ Adäquation spricht (S. 40).[1])

Die Wichtigkeit des Zusammenhanges, der ihm doch vor allem Satzzusammenhang ist, scheint mir St. zu überschätzen — theoretisch wenigstens. Wenn er S. 6 sagt, daſs es ihm noch nicht gelungen sei, die fundamentale Forderung der Beobachtung des Satzverbandes strenge durchzuführen, so dürfte der Grund vor allem darin liegen, daſs er zu viel von dieser Beobachtung erwartet hat. Weitere Untersuchungen werden ja wohl volle Klarheit über diesen Punkt schaffen.

Da St. auch für solche schreibt, die sich über das ganze Gebiet erst unterrichten wollen, so wäre auſser anderem eine Zusammenstellung der Literatur am Platze gewesen; was ist mit der Bemerkung gedient, daſs sich diese „anderwärts verzeichnet findet“? St. hat sie übrigens nicht so ausgenützt, wie man es wünschen möchte. In den Anführungen einschlägiger Arbeiten finden sich auffallende Ungleichheiten.

Es sei noch erwähnt, daſs St. seine Beispiele meistens der deutschen Sprache der Gegenwart entnimmt, die wir in ihrem Leben unmittelbar kennen und zu belauschen vermögen. Nur so war es ihm möglich, so eingehend zu analysieren. Man könnte es bedauern, daſs so wenige Beispiele geboten sind, die weite kulturhistorische Perspektiven eröffnen und dadurch mehr Interesse für die junge Disziplin bei Fernerstehenden erwecken könnten; aber der Gewinn, der sich gerade aus der Behandlung der aus dem alltäglichen Leben gegriffenen Beispiele ergibt, ist wichtiger als alles andere.

Wir haben uns lange mit Stöckleins Schrift beschäftigt, ohne doch auf alles Beachtenswerte eingegangen zu sein. Wenn der Verf. im Nachwort den Wunsch ausspricht, daſs es auch ihm gelungen sein möge, „die junge Disziplin einen Schritt weiter zu bringen“, so hat er das erreicht; seine Schrift bedeutet besonders nach der Seite der psychologischen Vertiefung hin einen erfreulichen Fortschritt.

Augsburg. R. Thomas.

[1]) Wenn ein bekanntes Turngerät gerade „Bock“ benannt wurde (S. 74), so geschah das vor allem, weil das Ding seinen Namen haben muſste; das Bedürfnis überwiegt hier so, daſs man fast von einer willkürlichen Benennung sprechen kann. St. sieht in solchen ersten Benennungen noch keinen Bedeutungswandel; das sind sie auch nicht, aber der Ansatz dazu. Wenn nun jene Bezeichnung nicht bloſs ein Ansatz zu einer neuen Bed. des Wortes „Bock“ blieb, sondern durchdrang, so liegt der Grund in denselben Umständen, welche die erste Anwendung bestimmten. In unserem Fall vollzog sich die Adäquation jedenfalls rasch: wer mit dem Gegenstand bekannt wurde, erfuhr auch seinen Namen und gebrauchte ihn von da an wie etwas Selbstverständliches. — Übrigens ist diese Benennung wohl gar keine direkte Übertragung, sondern nach Analogie anderer Übertragungen (man denke an das bekannte Gerät der Bauhandwerker) geschaffen.

Vom Neptuntempel in Paestum.

Das Königliche Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten hat mir einen an die Osterferien anschliefsenden, zehntägigen Urlaub zum Besuche italienischer Kunststätten bewilligt. Möge es aus folgenden Zeilen nebst meinem Danke für die bewährte Gunst den Beweis entnehmen, dafs der erteilte Urlaub dem angegebenen Zwecke entsprechend verwendet wurde. Es sind mir nämlich bei Besichtigung des Neptuntempels in Paestum zwei Kleinigkeiten — soweit man in solchen Dingen von Kleinigkeiten reden darf — aufgestofsen, die ich nirgends in Büchern erwähnt finde, und über die ich mündlich, so viel ich mich erinnere, nie belehrt wurde, die aber vielleicht doch der Aufmerksamkeit weiterer Kreise wert sind. Wer der Giebellinie am Neptuntempel aufmerksamen Blickes folgt, der bemerkt aufser den Seitenkanten der einzelnen Decksteine zwei die Umrahmung weniger auffallend unterbrechende, in die Fläche der Steine selbst eingegrabene Einschnitte. Eine Entstehung durch Zufall, Auswitterung oder dergleichen ist ausgeschlossen; sie bilden nämlich scharfkantige, in einer Richtung von einer Langseite des Decksteines zur andern verlaufende Rinnen, etwa 5 cm breit, 10—15 cm tief, an der Innenseite abgerundet, vielleicht nach oben sich etwas erweiternd; die Rille auf der rechten Seite vom Beschauer ist möglicherweise etwas tiefer, als die auf der linken. Um genaue Angaben machen zu können, müfste man hinaufsteigen dürfen und können, wenigstens mit Messinstrumenten ausgerüstet sein, die mir so wenig wie die erforderliche Zeit zu gebote standen.

Es handelt sich nun zunächst darum, die Richtung dieser Rillen festzustellen, und das ist so einfach nicht, als es an sich scheint; denn die Seitenkanten der Steine sind nicht, wie man wohl glaubt und auf schematischen Darstellungen sieht, senkrecht zum Boden, also der Basis des Giebelfeldes oder zur Giebellinie, also ihrer Langseite, oder in irgend einer Richtung auch nur unter sich parallel geschnitten, sondern in den verschiedensten Winkeln, und diese Mannigfaltigkeit bringt einen so verwirrenden Eindruck hervor, dafs es eine Leichtfertigkeit wäre, ohne weiters auf den ersten Blick eine Behauptung aufstellen zu wollen, welche Richtung diese Einschnitte haben, und ob sie unter sich parallel sind. Zur Feststellnng mufs der Vergleich mit andern bestimmten Linien dienen, und dazu bieten sich die Säulen, speziell die Seitenkanten ihrer Deckplatten dar. Wer diesen Vergleich vornimmt, findet dafs die Rillen sich auf die inneren Kanten des Abakus der zwei mittleren Säulen — also die der dritten von den Seiten her — decken, deren Linien fortsetzen, also senkrecht zur Basis gerichtet sind.

Diese Beobachtung zeigt uns weiter, dafs die Einschnitte beiderseits gleichweit von der Spitze des Giebels entfernt sind, eine Thatsache, die ausserdem nur durch Messung, nicht durch den Augenschein festzustellen gewesen wäre; denn der mächtige, die Spitze bildende Quader erstreckt sich auf der einen Seite weiter nach abwärts als

auf der andern, und es folgen auf ihn beiderseits schlmälere, ungleich grofse Steine, durch die, selbstverständlich nicht durch deren Mitte, die Vertiefungen verlaufen, sodafs bei der blofsen Schätzung des Abstandes von der Spitze des Giebels leicht ein Irrtum möglich wäre.

Ist nun auf der Frontseite des Giebels Richtung und Lage der Rinnen festgestellt, so genügt ein Blick zu zeigen, dafs auch auf der Rückseite an den nämlichen Steinen in gleicher Weise die Vertiefungen wiederkehren.

Es fragt sich nun, zu welchem Zwecke diese Einschnitte gemacht wurden. An Röhren für den Wasserablauf ist natürlich bei der kurzen Entfernung von der Spitze, an der Frontseite, bei der Unmöglichkeit einer versteckten Fortsetzung nach unten nicht zu denken; ebenso wenig an eine Vorkehrung zum Aufziehen der Steine, denn es wäre unerklärlich, einmal warum gerade bei diesen verhältnismäfsig kleinen Steinen die Vorrichtung sich finden sollte, während sie an allen andern, oft viel schwereren fehlt; dann warum der Einschnitt nicht unter Berücksichtigung des Schwerpunktes durch die Mitte des Quaders geführt wäre; auch wissen wir, dafs die Alten anderwärts die Zugseile festhielten nicht durch Längsschnitte an den Frontseiten, sondern durch eingemeifselte Schlingen an den im fertigen Bau nicht mehr sichtbaren Breitseiten. Eine andre Annahme ist, es möchten die höchsten Figuren einer Giebelgruppe in diesen Einschnitten befestigt gewesen sein. Allein für diese bestand hauptsächlich die Gefahr eines Sturzes nach vorne durch irgend eine Erschütterung; gegen diese schützte der nach oben in die Vorderwand eingreifende, selbst nur durch die Stuckverkleidung festgehaltene Bolzen nur wenig oder nicht, der nach der Rückseite sich ertreckende war bei seiner Länge der Möglichkeit des Abbrechens viel eher ausgesetzt, als wenn er unmittelbar in die Rückwand des Giebelfeldes eingriff: diese Befestigung war dann durch die Figur selbst den Blicken entzogen, während die nach oben verlaufende immer mehr oder weniger sichtbar blieb. Endlich widerspricht dieser Annahme die Wiederkehr der Einschnitte auf beiden Seiten; Figuren hätte man doch nicht an architektonisch bestimmten Stellen verankert, sondern da, wo eben in der Figur sich leicht die Möglichkeit der Anheftung bot; dafs diese Punkte hüben und drüben auf die entsprechenden Stellen gefallen wären, hiefse einen wunderbaren Zufall voraussetzen.

Es bleibt noch übrig an das Mittelakroterium und seine Befestigung zu denken; allein dieses wurde befestigt durch einen starken Zapfen, der in einen tiefen Ausschnitt des mächtigen, die Giebelspitze bildenden Steinblockes sich einfügte. Dieser Ausschnitt ist noch am Neptuntempel sowie am Cerestempel in Paestum sichtbar, er erstreckt sich aber nirgends bis an die Frontseite sondern nur von der Rückseite bis etwa zur halben Breite des Blockes. Und so genügt er vollkommen seinem Zweck; seine Tiefe schützte gegen Umwerfen durch Winddruck, seine eckige Beschaffenheit schlofs eine seitliche Drehung aus; es war also eine Verklammerung der Enden an andern Steinen durchaus nicht notwendig. Anders stand es, wenn der Giebelschmuck über den mittlern Säulenzwischenraum übergriff, was bei diesem prächtigen

Tempel nicht undenkbar erscheint, und wegen der übermäfsigen Gröfse nicht aus einem Blocke gearbeitet war, sondern aus einem Mittelstück und zwei seitlichen Fortsetzungen bestand. Für die Seitenteile lag dann die Gefahr eines Abgleitens über die schrägen Flächen nahe. Dieser würde man am leichtesten wie am Mittelstück vorgebeugt haben durch einen Zapfen an der Unterseite, der in einen Ausschnitt im tragenden Stein der Umrahmung gepafst hätte. Dem Winddruck, der für die niedrigeren Flügel ohnehin nicht so sehr zu fürchten war, würde man durch die Tiefe des Dübels und Länge des Zapfens leicht haben begegnen können. Es war also auch für diesen Fall eine seitliche Verklammerung und damit eine — möglicherweise durch die Stuckverkleidung immerhin noch erkennbare — Verunstaltung der Frontseite nicht geboten. Es kann also auch diese Erklärung nicht als eine zwingende anerkannt werden, und ich mufs die Lösung dieser Frage einem findigeren Kopfe oder genauerer Beobachtung vielleicht auch an andern Monumenten überweisen.

Am Stirnpfeiler der nördlichen Zellenwand lehnt auf die eine Langseite gestellt ein eigentümlich geformter Steinblock etwa 2 m lang, 1 m breit. Das eine Ende der Langseite ist glatt behauen, etwa 60 cm weit, dann biegt die Vorderseite in einem Winkel von etwa 25—30° nach rückwärts beziehungsweise unten um; und es sind weiterhin nur mehr die Ränder auf beiden Seiten etwa 10 cm breit, innen und aussen abgerundet in der ganzen Länge gelassen, das Innere ist in 3 tiefe Rinnen und 2 diese trennende bis zur Oberfläche aufsteigende dreieckige Wülste zerschnitten. Wer den Stein leichthin betrachtet, der denkt wohl an Triglyphen oder etwas dergleichen, und wer den Stein an seinen jetzigen Platz und in seine gegenwärtige Lage bringen liefs, war jedenfalls auch dieser Meinung. Allein um die Irrtümlichkeit dieser Annahme einzusehen, braucht man nicht weit zu suchen. Was sollen an Triglyphen die Einfassung oben und unten, was soll der schräge, ebene Ansatz? Dann sind bei den Triglyphen die aus den Vertiefungen aufragenden Dreiecke gleichseitig und an der Spitze abgestumpft, so dafs die Seitenflächen nicht aneinander stossen, sondern einen abgerundeten Steg zwischen sich lassen. Hier aber sind die Seitenflächen ungleich, schneiden sich unmittelbar, ohne Steg, und zwar im rechten Winkel. Dieser rechte Winkel zeigt uns die richtige Erklärung. Wir brauchen uns nur den Stein auf seine Rückseite gelegt, mit der glattgehaltenen Breitseite an eine erhöhte Fläche, deren Fortsetzung sie bildet, angeschlossen denken, so haben wir die 3 obersten Stufen einer Treppe, die mit einem ebenverlaufenden Rande eingefasst ist; die oberste Stufe bildet einen Podest, der mit der zu erreichenden Erhöhung in einem Niveau liegt, eben auf diese überleitet. Die Stufen haben bei einer Breite von etwa 75 cm, eine Höhe von 18 cm, eine Tiefe von 30 cm, sind also bequem gangbar.

Es fragt sich nur, wohin die Treppe gehört. Von der Treppe, die in der Nähe seines jetzigen Standortes zur Empore der Zelle hinaufführte, kann der Stein nicht stammen. Denn abgehen davon, dafs hier eine geringere Breite genügen mufste, hätte die seitliche

Umrahmung, bei dem Ausschlufs, an die Mauer gänzlich zwecklos, von dem geringen verfügbaren Raum unnötig ein Stück weggenommen. Es hat also der Stein weiter gegen die Mitte hingelegen und zu der Treppe gehört, die vom Umgang zum Zellenboden emporleitete und vor der Thüre mit dem Podest endete. Eine Probe würde das mit leichter Mühe ergeben.

Leider habe ich keine Aussicht, die mit der Erhaltung der Ruine betraute Behörde durch diese Zeilen zu veranlassen, dafs sie diese Probe macht, den Stein in die gehörige Lage versetzt und den Besuchern des Tempels nicht nur die Ersteigung der jetzigen 2 hohen Stufen erleichtert, sondern auch unnötiges Rätselraten erspart. Aber auch so ist die Beobachtung nicht ganz zwecklos, wir können aus ihr eine allgemeine Belehrung schöpfen. Durch die Theater und Amphitheater, wo den Sitzstufen eine Trittstufe von halber Höhe vorgelegt eine bequeme Treppe herstellt, verleitet, setzen wir die gleiche Einrichtung auch bei den Tempeln voraus, und es ist beispielsweise an der Glyptothek in München in dieser Weise der Aufgang hergestellt, nicht eben bequem und vor allem, wie jeder zugeben wird auch nicht gerade schön und des Gebäudes würdig. So war es nun beim Neptuntempel und wahrscheinlich bei den dorischen Tempeln allgemein nicht. Der Stufenbau sollte nur das Heiligtum von der Alltagswelt isolieren, das Haus des Gottes emporheben über den profanen Boden, auf die Menschen und ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeit nahm man beim Tempelbau im ganzen keine Rücksicht. Für diese hat man sich nicht gescheut, eine kleine, schmale Treppe vorzulegen, die aber vom Stufenbau abgerückt wurde durch den Podest am Ende, die auch seitlich gegen ihn abgegrenzt wurde. So gedachte man, was dem Verkehr der Tempelbediensteten und Andächtigen diente, zu scheiden von dem, was dem Gotte selbst und seiner Würde bestimmt war und zukam.

München. Cl. Hellmuth.

Fr. Beyschlag, Zu Sophokles' Antigone 1278—80.

Bei der Lektüre der Antigone erregt stets die harte Konstruktion der Verse:

1278 *ΕΞ. ὦ δέσποθ', ὡς ἔχων τε καὶ κεκτημένος,*
1279 *τὰ μὲν πρὸ χειρῶν τάδε φέρων, τὰ δ' ἐν δόμοις*
1280 *ἔοικας ἥκειν καὶ τάχ' ὄψεσθαι κακά*

Bedenken. Denn jenes *μὲν* (v. 1279) steht doch mit *δέ* (ibid.) auf gleicher syntaktischer Stufe, und trotzdem ist mit *μέν* das Particip *φέρων*, mit *δέ* das verbum finitum: *ἔοικας ἥκειν κτλ.* verbunden. Diese Bedenken gegen den v. 1279 werden noch durch die Wahrnehmung verstärkt, dafs nach dem Sprachgebrauch der Tragiker *πρὸ χειρῶν φέρων* nie einfach das heifsen kann, was v. 1258 *διὰ χειρὸς ἔχων* und v. 1297 *ἔχω μὲν ἐν χείρεσσι* ausdrücken soll, nämlich „auf, in, mit den Händen tragen". Sehe ich nämlich recht, so heifst *πρὸ χειρῶν*

φέρων bezw. ἔχων bei den Tragikern stets, wie πρόχειρον ἔχων,[1] „etwas zur Hand", „etwas bereit haben", um damit eine Handlung auszuführen, die überall ausdrücklich angedeutet wird:

Eurip. Iph. Aul. 36: δέλτον, ἣν πρὸ χειρῶν ἔτι βαστάζεις, ut tabellario dares (v. 1 et 111)

Eurip. Troad. 1207: πρὸ χειρῶν αἵδε .. φέρουσι κόσμον ἐξάπτειν νεκρῷ, ut mortuum ornent.

Rhes. 274: μάχας πρὸ χειρῶν καὶ δόρη βαστάζομεν, ut sine mora arma conseramus.

(μάχας καὶ δόρη = Hendiadys!)

Soph. fragm. 462a (Dind.): ὁρῶ πρὸ χειρῶν Πολυΐδου τοῦ μάντεως ... besagt, weil aus dem Zusammenhang gerissen, gar nichts.

Ebenso wenig bedeutet Philostr. II, 114_{24} (Kays.) τὸ βιβλίον πρὸ χειρῶν ἔχων etwas gegen den usus tragicorum, zumal da ibid. II, 123_{17} sich die Lesart βιβλίον πρόχειρον ἔχων findet. Haben sich doch oftmals umgekehrt in die codd., auch des Sophokles, statt πρὸ χειρῶν gleich- oder ähnlich lautende Formen vom Adjektiv πρόχειρος eingeschlichen. Die Leichtigkeit dieser Substitution findet aber nicht nur in der Ähnlichkeit der Form, sondern auch in der Gleichheit der Bedeutung ihre Begründung.

Deshalb scheint denn v. 1279 unecht und die Lesung notwendig zu sein:

1278 ὦ δέσποθ', ὡς ἔχων τε καὶ κεκτημένος
1280 ἔοικας ἥκειν καὶ τάχ' ὄψεσθαι κακά,

wobei κακά, wie auch die Wortstellung andeutet, gemeinsames Objekt von ἔχων τε καὶ κεκτημένος und von ὄψεσθαι ist.

Der Bote spricht nach Botenart nur ganz dunkel andeutend; die Worte mit ihrem furchtbaren Inhalt sind absichtlich vom Dichter ebenso knapp gefafst, wie die folgenden: 1297—8 oder El. 937, so dafs Kreon sie zunächst nicht fassen kann, wie seine Frage beweist.

Jener unechte Vers aber sieht ganz darnach aus, als habe ihn ein späterer Leser oder Schauspieler nach einer Notiz am Rand, welche aus den v. v. 1297 und 1293 ἔχων τε καὶ κεκτημένος (κακά) mit τὰ ἐν χερσίν, und τάχ' ὄψεσθαι κακά mit τὰ ἐν δόμοις erklären zu müssen glaubte, zu einem Vollvers zusammengezimmert und ziemlich unorganisch zwischen 1278 und 1280 eingeschoben.

Auch das dürftige schol. zu St.: ὡς τοῦ Κρέοντος τὸν παῖδα βαστάζοντος besagt für diesen Vers nur dies, dafs dem sicher späten Scholiasten der Ausdruck πρὸ χειρῶν in seiner Bedeutung an vorliegender Stelle jedenfalls ungewöhnlich und erklärungsbedürftig erschien.

Durch den Auswurf dieses Verses aber gewinnen wir aufser der Beseitigung jener harten Konstruktion, die, wenn sie auch sonst nicht eben unerhört ist, so doch an unserer Stelle selbst von dem konservativen Wolff-Bellermann (Anh. z. St.) als Schwierigkeit anerkannt wird,

[1]) Wie weit sich übrigens πρόχειρος schon zu Platons Zeiten von seiner ursprünglich sinnlichen Bedeutung: „vor Handen", „zur Hand befindlich" entfernt hat, zeigt Phaed. 61 B: οὓς προχείρους εἶχον καὶ ἠπιστάμην μύθους τοὺς Αἰσώπου, τούτους ἐποίησα, οἷς πρώτοις ἐνέτυχον.



noch die hübsche Symmetrie der Verse 1264—1283 und 1284—1305. Diese hatte schon Heiland gefordert, wie ich aus Naucks Anhang z. erkl. Ausg. ad v. 1281 ersehe, hatte ihr aber einen anderen u. z. echten Vers: 1281 geopfert, der als solcher durch die Interpunktion:

τί δ' ἔστιν αὖ; κάκιον ἢ κακῶν ἔτι

sicher gestellt wird.

„Aber", könnte man mir einwerfen, „in jener Partie ist auch durch die Athetese von v. 1279 noch keine volle Symmetrie erzielt; denn die v. v. 1278—1283 sind in 3 Responsionen zerschnitten, während die v. v. 1301—1306 nur einer Person in den Mund gelegt sind!" Ich kann diesem Einwand nicht besser begegnen als durch den Hinweis auf die Thatsache, dafs die klassische griechische Kunst überhaupt nicht pedantisch gebundene Symmetrie, sondern freies Ebenmafs liebte. Man vergleiche nur, um ein packendes Beispiel einzuführen, die Anordnung der Götterversammlung auf dem Parthenonfries, ein Meisterwerk des Phidias, wo die 2 Nebenfiguren Eros und Iris ein freies Element in die sonst so herrliche symmetrische Disposition der 12 Hauptfiguren bringen. Die griechische Kunst ist eben nicht Sklavin der Symmetrie, sondern vielmehr ihre Herrin. Dies zeigt sich auch in der Literatur, wie ich z. B. für Xenophon an zahllosen Beispielen belegen könnte. (cf. Breitenbach zu Xen. Mem. II, 1, 22).

Neustadt a. H. Fritz Beyschlag.

Zu den Scholia Terentiana.

Zu Vers 812 (IV. 7,42) des Eunuch von Terenz:

novi ingenium mulierum:
Nolunt ubi velis, ubi nolis cupiunt ultro

hat Friedrich Schlee (Scholia Terentiana collegit et disposuit Fridericus Schlee 1893 p. 109) folgendes Scholion drucken lassen:

42 ingenium mulierum] femineum callide, ubi bilem exprimit feminarum in modum undantis fluminis vel folii, quod vento movetur, huc et illuc ventilantium.

Da von der Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit der Weiber die Rede ist, sieht man nicht ein, wie der Begriff bilis hier passen soll. Das Scholion mufs ursprünglich gelautet haben: callide mobile exprimit feminarum usw. cf. Verg. Aen. IV, 569 Varium et mutabile semper Femina.

Regensburg. Karl Meiser.

II. Abteilung.

Rezensionen.

H. Ebbinghaus: Über eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern. Erweitert nach einem auf dem III. Internationalen Kongreſs für Psychologie zu München gehaltenen Vortrag. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voſs. 1897. 62 S.

Bei Besprechung der Schiller'schen Schrift: „Der Stundenplan" habe ich schon die Versuche des bekannten Psychologen und Herausgebers der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane erwähnt. Sie verdienen aber entschieden mehr als eine bloſse Erwähnung. Seine Untersuchungen wurden veranlaſst durch den Breslauer Magistrat, der angesichts gewisser Wünsche und Klagen sich über den hygienischen Wert des vormittägigen wie des vor- und nachmittägigen Unterrichtes sichere Aufschlüsse verschaffen wollte. Nach drei Methoden wurde die Untersuchung geführt. Bei der Rechenmethode hatten die Schüler eines Gymnasiums und einiger Töchterschulklassen zu Beginn und Ende des Unterrichtes sowie zwischen den einzelnen Lehrstunden je zehn Minuten lang leichte Additions- und Multiplikationsaufgaben zu lösen. Bei der Gedächtnismethode hatten sie Reihen von 6—10 einstelligen Zahlen sofort nach dem Anhören der einzeln vorgesagten Zahlen aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Bei der Kombinationsmethode endlich wurden durchlöcherte Prosatexte vorgelegt, bei denen die fehlenden Wörter und Silben innerhalb fünf Minuten ergänzt werden muſsten. Aus dem Quantum des Geleisteten und der Zahl der Fehler ergab sich ein Maſs für die geistige Entwicklung und für die Ermüdung. Da diese Versuche eigentlich mehr Vorversuche waren zur Prüfung einer neuen Methode, so sind die gewonnenen Ergebnisse für die psychologische Frage noch recht gering. Trotzdem lieſsen sich schon überraschende Beobachtungen machen.

So blieben die Mädchen der drei untersten Klassen bei allen drei Proben hinter den gleichalterigen Knaben zurück, mit 15 Jahren aber sind sie ihnen gleich und dann zeigen sie eine raschere geistige Entwickelung. Für die Ermüdungsfrage lieferte nur die Kombinationsmethode, welche eine freiere, wichtigere Geistesthätigkeit darstellt, sichere Ergebnisse. Sie zeigte bei den unteren Klassen im Laufe des Vormittags mit groſser Regelmäſsigkeit rasche Abnahme der Arbeitsleistung gegenüber den mittleren und oberen, bei denen die Ermüdungswirkung sich noch nicht sicher feststellen lieſs. Auch über die Ermüdungswirkung der einzelnen Fächer lassen sich aus den Versuchen

noch keine festen Schlüsse ziehen. Auffallender Weise erwiesen sich die sprachlichen Fächer als nicht so ermüdend wie die Realien, selbst wie das Zeichnen. Spätere, umfangreichere Untersuchungen können erst zeigen, ob hier ein Zufall vorliegt oder ein gesetzmäfsiges Verhältnis.

Überhaupt liegt der Wert dieser Arbeit von Ebbinghaus, der selbst wiederholt die allmählich erkannten Mängel bezeichnet und Verbesserungen vorschlägt, nicht sowohl in den Ergebnissen der Messungen als in der Diskussion der Methoden der Messung. Sie ist sicherlich als bedeutender Fortschritt zu betrachten, und es ist fraglich, ob noch eine wesentlich einfachere, den verschiedenen Seelenthätigkeiten in höherem Grade gerechtwerdende Mefsmethode sich finden lassen wird, die gleichzeitig auf grofse Massen anwendbar ist. Immerhin fordert auch sie gröfste Ausdauer und Selbstverleugnung des Experimentators wie thatkräftige Unterstützung von mehr als blofs einem verständnisvollen Mitarbeiter. Denn für einen allein wäre es fast ein Ding der Unmöglichkeit in absehbarer Zeit ein Material von ca. 30000 Beobachtungen, die sich bei einem Gymnasium von 700 Schüler mit täglich 7—8 maliger Probe in einer Woche ergeben würden, zu korrigieren, zu ordnen und zu verarbeiten.

Max Offner.

Sokrates und Pestalozzi, Zwei Vorträge bei Gelegenheit der Pestalozzifeier gehalten von Goswin K. Uphues, Prof. d. Phil. in Halle. Berlin, C. Skopnik, 1896.

Der erste Vortrag „Sokrates der Philosoph" ist nichts anderes als ein einfacher, allgemein verständlicher Abschnitt aus der Geschichte der antiken Philosophie; jedoch verdient die Auffassung Beachtung. dafs „Sittlichkeit und Religion dem Sokrates als etwas untrennbar Verbundenes galt und dafs er eine von der Religion losgelöste Sittlichkeit nicht kannte." Allein der vom Verfasser anfangs aufgestellte Zweck „eine Apologie seiner Lehre zu versuchen" ist nicht zur Ausführung gekommen.

Der zweite Vortrag „Pestalozzis Gedankenwelt" ist eine gute, warm empfundene Darstellung der pädagogischen Bedeutung Pestalozzis. Eigenartig und interessant ist die Heraushebung der philosophischen Geistesrichtung des grofsen Schweizers und ein Vergleich desselben mit Sokrates. Das im Vorwort zu beiden Vorträgen angeregte geheimnisvolle Interesse wird nicht befriedigt.

Pädagogische Aphorismen und Aufsätze von Dr. Max Banner. Leipzig—Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1 Mark.

Die 6 Aufsätze sind: 1) Die neue Methode des französischen Unterrichts. 2) Errungenschaften und Wünsche des höheren Lehrer-

standes. 3) Das Extemporale. 4) Unsere Realgymnasien. 5) Der neusprachliche Unterricht und die Phonetik. 6) Eine Schulreform in Frankreich.

Die Aufsätze zeigen alle viel fachmännische Erfahrung und pädagogisches Urteil, aber im besonderen Grade müssen uns darunter jene interessieren, worin der Gegensatz zum humanistischen Gymnasium oder die modernste Richtung der Schulreform hervortritt. Dies zeigt sich hauptsächlich in den Aufsätzen 1, 4 und 6. Das methodische Verfahren im französischen Sprachunterricht wird abhängig gemacht von dem Zwecke der modernen Sprachen in der Schule. Dieser Zweck ist die freie Handhabung der Sprache im Sprechen und Schreiben. Darnach mufs auch die Lehrmethode sich richten, welche der Erlernung der Muttersprache sich soviel als möglich annähern wird. Die Grammatik hat deshalb zurückzutreten, die Erwerbung und Handhabung eines praktisch verwendbaren Wortschatzes ist anzustreben dadurch, dafs Sach- und Sprachunterricht sich decken. Also nicht Sprachbildung, sondern Sprachgewandtheit.

Der Verfasser sieht das Problem der modernen Pädagogik darin, dafs der Lehrplan des hum. Gymnasiums so umgestaltet wird, dafs es eine Vorbereitungsanstalt für die verschiedensten Berufe bleiben, dafs es eine humanistische und doch wieder moderne Bildungsstätte sein kann. Einen dankenswerten Versuch zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe erkennt er in dem Reformgymnasium zu Frankfurt a. M., welches eine weitere Angleichung von Gymnasium und Realgymnasium ist. Bezüglich des Gymnasiums ist zuzugeben, dafs es die modernen Bildungselemente notwendig in seinen Lehrplan aufnehmen mufs, um eine Anstalt für allgemeine Bildung zu bleiben; allein wir müssen das oberste Prinzip festhalten, dafs wir nicht Utilitätszwecke, nicht die Zwecke des grofsen Geschäfts- und Handelslebens zu verfolgen, sondern für die wissenschaftlichen Berufe vorzubereiten und deshalb in erster Linie Geistesbildung, nicht Fertigkeiten anzustreben haben. Die Voranstellung der modernen Sprachen und insbesondere die Verdrängung des Lateinischen hinter das Französische ist eine Verletzung unseres humanistischen Prinzips und eine Konzession an die moderne Geschäfts- und Handelsbildung, welche Gewandtheit im Rechnen und praktische Sprachenfertigkeit für ihren internationalen Betrieb zu schätzen weifs; unsere wissenschaftlichen Berufsarten sollen zwar diese Richtung des modernen Lebens kennen, aber nicht ausüben.

Noch weiter scheint die realistische Richtung in Frankreich vordringen zu wollen. Man will für die 5 unteren Klassen den gleichen Lehrplan einführen, indem man den modern-sprachlichen Unterricht zur Basis macht. Von da ab soll eine Gabelung eintreten in der Art, dafs eine Abteilung der alten und eine der neueren Sprachen gebildet wird, die sich in den übrigen Fächern wieder zusammen finden. Das ist dem Frankfurter Muster nachgebildet. Die Gefährlichkeit dieses Reformversuchs für das humanistische Gymnasium zeigt der Verfasser selbst, indem er sagt, dafs, wenn beide Abteilungen die gleichen Berechtigungen erhalten, den alten Sprachen der Todesstofs

versetzt ist, „denn unzweifelhaft wird die grofse Mehrheit nach Abschlufs der modernen Vorschule für eine Fortsetzung dieses Bildungsweges sich entscheiden, statt in die hellenisch-römische Abteilung einzutreten.“

Diese Konsequenzen, die sich gegen den Willen der Reform von selbst ergeben, müssen also die Unterrichtsverwaltungen veranlassen, den Frankfurter Versuch der Gymnasialreform mit ernsten und skeptischen Augen anzusehen.

Schulausgaben pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von Dr. Theodor Tupetz. A. Comenius, Orbis pictus. 70 Pf. Prag, Wien, Leipzig, Tempsky u. Freytag. 1896. Heft 5.

Vorausgeschickt ist ein kurzer Abrifs vom Leben und Wirken des A. Comenius. Die Stürme und Verfolgungen des 30jährigen Krieges trieben ihn aus seiner Heimat, Ungarisch-Brod in Mähren. Aber dennoch fand er Mufse religiöse und pädagogische Schriften zu verfassen. Von den letzteren sind die bedeutendsten „Die grofse Unterrichtslehre“, welche die Erlernung der lateinischen Sprache an einem nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellten Lesebuch handhaben wollte, indem Sprach- und Sachunterricht zusammenfiel. Denselben Gesichtspunkt befolgt der später erschienene, berühmt gewordene „orbis pictus“, die Welt in Bildern, der in dem vorliegenden Bändchen in seinen interessantesten Teilen zum Abdruck gebracht ist.

Sprach- und Sachunterricht ist vereint, indem jedes Kapitel mit einer Abbildung beginnt, woran sich eine Erklärung oder Schilderung des Abgebildeten sowohl in lateinischer als auch deutscher Sprache anschliefst. Comenius ist bestrebt, das gesamte Gebiet des menschlichen Denkens und Arbeitens der Jugend vorzuführen und damit den Anforderungen einer allgemeinen Bildung zu genügen. Die Abschnitte beginnen mit Gott und der von ihm geschaffenen Welt, er spricht dann von den 4 Elementen. Die Beschreibung der Erde bringt dann Belehrung über die Pflanzen, Mineralien und Tiere. Darauf behandelt er den Menschen sowohl nach seiner körperlichen als auch nach seiner geistigen Beschaffenheit. Daran schliefsen sich die Thätigkeiten der Menschen im Hauswesen, im Gewerbe, Feldbau und Schiffahrt. Er zeigt den Schulbesuch, die Studierstube und den Musikunterricht und geht über zu den Wissenschaften: Philosophie, Geometrie, Geographie und Astronomie. Darauf folgt Ethik, Weltklugheit und die Tugenden des gesellschaftlichen Lebens. Den Schlufs bildet das sozial-politische Leben mit dem Endziel alles Lebens und Strebens, nämlich der Religion.

Aufser dem pädagogisch-methodischen Interesse, welches das Buch des Comenius erweckt, gibt es auch Veranlassung zu kultur-historischen Betrachtungen, weil uns in dem Buche die Menschheit des 30jährigen Kriegs vorgeführt wird in ihren Anschauungen, ihrem Wissen, ihren Sitten, Einrichtungen und Thätigkeiten.

Würzburg. **Nusser.**



F. v. d. Leyen, Kleine Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert. Halle, Niemeyer 1897. 8°. 83 S.

v. d. Leyens Schrift ist angeregt durch den zweiten Band von Kelles Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum 13. Jahrhundert. Sie erscheint z. T. als kritischer Nachtrag. v. d. L. erkennt vollauf die Bedeutung von Kelles Werk an, tadelt aber seine Einseitigkeit, dafs fast ausschliefslich auf den vorwiegend nur theologischen Inhalt der Denkmäler eingegangen wird, wobei Kelles seltenes Wissen in diesen Fragen allerdings zahlreiche neue Aufschlüsse gewährt. v. d. Leyen gibt richtige Bemerkungen zum Formelschatz der damaligen Literatur, dessen Übereinstimmung in den verschiedensten Werken auf Predigt und Reimpredigt, keineswegs auf gegenseitige literarische Abhängigkeit zurückzuführen sei. Er betrachtet dann im einzelnen das Ezzolied, die Summa theologiae, den Friedberger Christ und Antichrist, die Marienlieder und die Reimpredigt „Trost in Verzweiflung", die auf Hartmann v. Aue wirkte. Fürs Ezzolied weist er Kelles Hypothese, der deutsche Dichter habe des Hrabanus Maurus Schrift „de laude sanctae crucis Christi" benützt, wohl mit Recht zurück. Damit werden auch die von Kelle behaupteten Interpolationen, nämlich solche Strophen, für deren Inhalt die angebliche Vorlage gar nichts bietet, belanglos. v. d. L. kehrt, was den Inhalt anlangt, zu Müllenhoffs Ansicht zurück, dafs der Dichter auf dem Boden der Predigt stehe und selbständig eine Reihe traditioneller geistlicher Gedanken zusammenstelle. Die schwierige „summa theologiae" übersetzt und erläutert v. d. L. Auch hier, glaubt er, sei die Annahme einer einheitlichen Quelle, die etwa als lateinische Summa alles vereinigt geboten hätte, abzuweisen. Der Dichter griff aus seinem theologischen Wissen heraus, was ihm pafste. Er steht auch völlig auf dem Boden der damaligen Theologie, was er sagt, ist den gelehrten Kreisen von damals allbekannt.

Rostock. W. Golther.

Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Franz Muncker. Heft V—VIII. München 1898. Verlag von Carl Haushalter.

Wie in dem ersten Jahre ihres Bestehens haben die Munckerschen Forschungen auch i. J. 1898 vier neue Beiträge zur Literaturgeschichte gebracht, die die Beachtung und Anerkennung der Fachgenossen verdienen. Für die Leser dieser Blätter ist das V. Heft vom besonderem Interesse, da es sich wohl auch für die Lektüre Goethes in der Schule fruchtbar erweisen dürfte. Es enthält „Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit" von Dr. Carl Alt (Preis 2 Mk.), eine wertvolle Arbeit, die vortrefflich geeignet ist, den künstlerischen wie den historischen Wert von Goethes Autobiographie sicherer und klarer abschätzen zu lassen. Durch die Untersuchung der Quellen, deren sorgliche Nachweise auf einer aufserordentlich umsichtigen und

fleifsigen Nachforschung beruhen, wird mit bisher nicht erreichter Genauigkeit festgestellt, was Goethe anderen Personen, Briefen oder Büchern verdankte, und wie viel er aus dem eigenen Gedächtnis schöpfen mufste. Eingehend wird die Entstehungsgeschichte des Werkes dargestellt und darin die Arbeitsweise Goethes charakterisiert; die Frage, wie weit manchmal bewufste dichterische Umgestaltung anzunehmen ist, und welche ästhetischen Rücksichten dabei ausschlaggebend gewesen sein dürften, wird zwar nicht erschöpfend beantwortet — das lag aufserhalb der Absicht des Verfassers —, aber doch in einigen markanten Punkten klar beleuchtet. Wo immer Alt angesetzt hat, mufs man der Besonnenheit und Gründlichkeit seiner Untersuchung alle Anerkennung zollen; sie bringt entschiedene Fortschritte über Düntzer und Loeper hinaus.

Von ganz anderer Art, aber vielleicht der glänzendste Beitrag in der ganzen Serie der Munckerschen „Forschungen" ist das 6. Heft: „Der Byronsche Heldentypus" von Dr. Heinrich Kräger (Preis 3 Mk.). Auch hier ist der Boden solider Spezialarbeit nicht verloren; ihr charakteristisches Gepräge erhält aber die Schrift durch den brillanten, reizvollen Stil und die freie Weite des Blickes, welche die reichen Untersuchungen auszeichnen und zu einem vielversprechenden Vorläufer der in Aussicht gestellten Biographie Byrons machen. Es ist nicht zu leugnen, dafs Kräger bisweilen seinen geistreichen Ideen zuliebe auch Schiefes in seinen Urteilen mit unterlaufen läfst, und seine These, dafs Byron sich im „Don Juan" von seinem unheilvollen Weltschmerz zu einer gesunderen, freieren, ja heiteren Seelenstimmung durchgerungen habe, wird wohl kaum viele Anhänger unter den kritischen Lesern des Dichters finden. Die Hauptsache aber, der Nachweis, dafs die Helden in einer Reihe der vornehmlichsten Dichtungen Byrons mehr oder weniger Wiederholungen jenes Titanentypus sind, den bereits die englische Literatur im Satan des „Verlorenen Paradieses", die deutsche in Karl Moor ausgeprägt hatte — dieser Nachweis ist streng durchgeführt und nicht blofs ein interessanter Versuch, sondern eine scharfsinnige sachliche Bereicherung der Literatur über Byron. Anregend auf jeder Seite, wird die Arbeit gekrönt durch eine scharfe Charakteristik des Verhältnisses Carlyles zu Byron; Carlyle hat mit überlegener sittlicher Macht dem Byronschen Titanentrotz die nicht resignierte, sondern gewollte und bewufste Ergebung in Gottes Willen gegenübergestellt und damit den Dichter, der bisher das Ziel der Literatur gewesen war, zu einer vergangenen Gröfse herabgedrückt.

Viel undankbarer war die Aufgabe, die Dr. Paul Otto in seiner Schrift über „die deutsche Gesellschaft in Göttingen" (Preis 2 Mk.) zu lösen hatte. Sie ist im wesentlichen eine Parallelarbeit zu G. Krauses Buch „Flottwell und Gottsched," und bringt zwar nicht so reichhaltige Beiträge zur Charakteristik von Gottscheds literarischer Herrschaft in Deutschland wie jenes Buch, gibt aber doch eine beträchtliche Reihe neuer Angaben aus den Niederungen der deutschen Literatur von 1738—1758. Die Göttingische deutsche Gesellschaft mit ihrem mittelmäfsigen spiritus rector Rudolf Wedekind hat literarisch keinerlei

tiefere Bedeutung zu erlangen vermocht und flöſst fast mehr kultur- als literarhistorisches Interesse ein. Darüber war aber der Verfasser selbst vollkommen im klaren, und die Unbefangenheit seiner kritischen Darstellung wird kaum begründeten Einwänden begegnen; er hat mit der anerkennenswertesten Sorgfalt und Gründlichkeit eine wenig anziehende kritische Arbeit geleistet, für deren sachliche Zuverlässigkeit er Dank verdient. Dem Referenten, der dem Verfasser eine interessante Ergänzung zu einer älteren Arbeit über das komische Epos in Deutschland verdankt (S. 59), sei es gestattet hier eine Einzelheit zu erwähnen und zu vervollständigen, die vielleicht nicht in ihren richtigen Zusammenhang gestellt worden ist. Das S. 55 unten beanstandete Metrum dürfte wohl richtiger mit dem Uzischen Frühlingsmetrum als mit Ramler in Verbindung gebracht werden; vergl. Zschr. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. X, S. 293 ff.

Im 8. Hefte bietet Carl Anton Piper „Beiträge zum Studium Grabbes“ (Preis 2,40 Mk.). Auf Gottschalls richtiger Anschauung fuſsend, daſs nur die Erkenntnis des Pathologischen in Grabbe zu einer treffenden Beurteilung des Menschen und des Dichters führen könne, entwirft Piper in dem ersten Teile seiner Schrift mit durchgreifender Konsequenz ein Bild Grabbes als einer psychopathischen Erscheinung. Man wird freilich an manchen Punkten dieser Darlegungen ein Mehr oder Weniger für richtiger halten; die vorgetragenen Grundlagen rechtfertigen nicht alle die weitgehenden Schlüsse, die Piper besonders nach der sexuellen Seite zieht. Der ganze umfangreiche zweite Teil des Buches ist einer kritischen Betrachtung des „Herzogs Theodor von Gothland“ gewidmet. Man möchte Anfangs bezweifeln, ob eine so eingehende Untersuchung bei Grabbes Jugendwerke am Platze ist, dessen vermeintliche Glut „in Wirklichkeit nur der Widerschein vom Lichte anderer Sonnen“ ist. Indes Piper hat es verstanden, diese kritische Zergliederung wirklich fruchtbar zu gestalten. Nur verführt ihn gelegentlich der Wunsch, bis ins einzelnste Abhängigkeiten zu erweisen, zu allzu kühnen Behauptungen (z. B. S. 72 „Gleichklang“ der Namen Herzog von Gothland und Herzog von Friedland oder S. 78 „heute noch geh' ich zu Schiff“ aus „Maria Stuart“); im ganzen aber zeichnen sich seine Untersuchungen nicht nur durch eindringendes und umsichtiges Studium aller möglichen Vorgänger und Vorbilder Grabbes, sondern auch durch eine klare Verständigkeit aus, die auch dem Stile ihr Gepräge gibt. Es ist manches zu lernen aus Pipers Buche, und die Bereicherung unserer Einsicht in das Wesen von Grabbes Schaffen und in die Art des literarischen Fortwirkens von Shakespeare sowohl wie den deutschen Klassikern und Schicksalsdramatikern läſst uns auch gelegentlich einmal unfruchtbare Verbesserungsvorschläge des Autors (z. B. S. 131) mit in den Kauf nehmen.

München. Erich Petzet.



Dr. Friedrich Beck. Lehrbuch der Poetik für höhere Unterrichtsanstalten wie auch zum Privatgebrauche. Siebente, verbesserte und vermehrte, von Dr. H. Holland überarbeitete Auflage. Leipzig. Verl. v. Hermann Zieger. 1896.

Das treffliche, auch vom Kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zur Einführung empfohlene Buch hat von vielen ähnlichem den grofsen Vorzug, dafs es bei aller Kürze und Knappheit der Fassung gleichwohl das Wissenswerteste aus dem Gebiete der Poetik in gewähltester Sprache und Ausdrucksweise enthält.

So wird es zum gediegensten Ratgeber in diesem Bereiche, ohne durch weitschweifige und komplizierte Theoremen zu ermüden oder gar abzuschrecken, was bei derartigen Anweisungen nicht selten der Fall zu sein pflegt.

War nun schon der verstorbene Herausgeber aufs ernstlichste bemüht, mit einer nur dem tüchtigen und gewissenhaften Schulmann eigene Klarheit und Präzision das Wesen und die Vorbedingungen der Poesie, ihre Gattungen und Arten, sowie die Rhythmik und deren Anwendung zu behandeln, und aufserdem Reimlehre und Strophik durch besonders deckende Beispiele zu beleuchten: so vervollständigte unser gelehrter Überarbeiter, was ihm noch lückenhaft schien, mit der ganzen Liebe und Wärme für das Werk seines hochverehrten älteren Freundes. Besonders glücklich scheinen mir die Beispiele für alliterierende Langzeile sowie für die Otfried-Nibelungen und Kudrunstrophe gewählt. Desgleichen ist die Darlegung der romanischen Formen (Terzine, Ritornell, Ottave, Sonett, Canzone, Triolett, Rondeau und Madrigal) von treffend illustrierenden Beispielen begleitet.

Das Autoren- und Sachregister erscheint bereichert, indem aufser einigen Schriftstellern namentlich die Übersetzer ausländischer poetischer Literaturerzeugnisse eingefügt sind. — Da selbstverständlich die neue amtliche Rechtschreibung beobachtet ist, so steht auch in dieser Beziehung der Anschaffung für Schulzwecke nichts im Wege.

Schliefslich glaube ich noch das Vorwort erwähnen zu sollen, in welchem Professor Dr. Holland mit wohlthuender Pietät ein gedrängtes Lebensbild des vor einem Decennium geschiedenen sinnigen Poeten und gelehrten Schulmanns entwirft, und wahrlich mit Recht; denn einen so edlen Geist und eine so selbstlose Natur wie Friedrich Beck finden wir nicht zu häufig, wie ihn denn auch Verfasser dieser Zeilen mit dankbarster Verehrung zu seinen liebsten Lehrern zählt.

München. Dr. Karl Zettel.

Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Dresden. B. Ehlermann.

Entsprechend den für die Behandlung dichterischer Kunstwerke von den Herausgebern der Sammlung aufgestellten Grundsätzen ist auch in Schillers „Jungfrau von Orleans“ (Doppel-Nr. 12/13) von V. Valentin das Hauptgewicht auf die ästhetische Beurteilung

des Dramas gelegt. Es wird von der Anschauung ausgegangen, dafs der Dichter in diesem Drama den Kampf zwischen Hochmut und Demut in einer Menschenseele zu einem künstlerischen Problem gemacht und als Trägerin dieses auf das sittliche Gebiet hinübergeführten Kampfes das Mädchen von Orleans gewählt habe. Wie der Dichter nun dieses künstlerische Problem gelöst hat, wird durch die weiteren Erörterungen über die Gestaltung des Grundmotivs, des Stoffes und über dessen Behandlung in feinsinniger Weise dargethan. Der besonderen Gestaltung des Grundmotivs entsprechend ist der dramatische Aufbau in zwei Hauptgruppen gegliedert, von denen die erste das Aufkeimen und Wachsen des Hochmuts, den Höhepunkt und den Umschwung, die zweite Gruppe die Demütigung und Wiedererlangung der Demut durch Bufse bezeichnet. Die von der üblichen, auf Freytag-Unbescheid-Franz beruhenden Darstellung des dramatischen Stufengangs abweichende Entwicklung des Aufbaues der Handlung läfst die künstlerische Gestaltung des Stoffes und besonders durch die scharfe Hervorhebung der persönlichen und sachlichen Gegensätze den Verlauf der äufseren wie inneren Handlung um so klarer und lebendiger hervortreten. Durch eine gleich selbständige und eigenartige Auffassung und Darstellung der künstlerischen wie dramatischen Gestaltung des Stoffes empfehlen sich auch die übrigen dem Referenten vorliegenden Dramen-Ausgaben von V. Valentin: Lessings Philotas (28. B.) und Minna von Barnhelm (27. B.), Schillers Braut von Messina (20. B.) und die Erläuterungen zu Goethes Faust (25. 26. B.). In den letzteren wird in aufserordentlich interessanter und von verständnisvollem, tiefem Eindringen in den Geist und die Absicht des Kunstwerks und des Dichters zeugender Darstellung der dramatische Aufbau im allgemeinen und besonderen eingehend besprochen und erklärt. Seine Fähigkeit, auch die schwierigste Dichtung dem Verständnisse eines auch nur einigermassen Vorgebildeten nahe zu bringen, scheint uns der Herausgeber am besten in den Erläuterungen zu diesem tiefsinnigsten aller Dramen bewiesen zu haben, in welchen er den Nachweis zu bringen sucht, „wie das Ganze als solches (I. und II. Teil) in seinem künstlerischen Aufbau als das Ergebnis einer wohlbegründeten Entwicklung einer einheitlichen Handlung zu betrachten ist.“ Dieses Ziel verfolgen die den betreffenden Textstellen jedesmal vorausgehenden Bemerkungen mit steter Rücksicht auf Inhalt, Sinn und Bedeutung und den einheitlichen Gang der Entwicklung des Ganzen, so dafs einem Schüler von nur einiger Begabung auch das Verständnis des 2. Teiles der Faustdichtung, was für gewöhnlich seine Schwierigkeiten haben dürfte, wenigstens einigermassen erschlossen werden kann.

Auch auf V. Valentins Ausgabe von Goethes Hermann und Dorothea (23. B.) und auf die Dichtung der Befreiungskriege (19. B.), ausgewählt von J. Ziehen, sowie auf das Lutherlesebuch (24. B.), herausgegeben von E. Schlee, darf als auf nützliche Hilfsmittel für den Unterricht und die Privatlektüre empfehlend hingewiesen werden. Den bekannten Bestimmungen des preufsischen Lehrplanes dient die Ausgabe von Homers Odyssee nach der Über-

setzung von Voſs (21. 22. B.), in verkürzter Form herausgegeben und mit anregender Einleitung und mit lehrreichem Anhang versehen von J. Ziehen; ebendahin gehört auch die Übersetzung der Antigone des Sophokles v. V. Valentin, ausgestattet mit einer vorbereitenden und erläuternden Einleitung, die sich über das griechische Theater und die Tragödie verbreitet und in besonders ansprechender Weise den Begriff des Tragischen und der tragischen Katharsis auch dem Verständnis eines Laien nahe zu bringen sucht. In ähnlicher Weise wie bei der Besprechung moderner Dramen wird von dem Herausgeber Stoff, Plan, Entwicklung und Aufbau des Dramas genau und sachverständig erörtert.

Von der Übersetzung läſst sich nicht in gleichem Maſse Gutes sagen; sie leidet an manchen Ungenauigkeiten und Unklarheiten der Gedanken und der Form; der Ausdruck ist öfter gar zu drastisch, auch da wo er als charakteristisch erscheinen soll, und zu wenig gewählt für den hochpoetischen Charakter der Dichtung; z. B. sagt der Wächter (v. 230): „Und nicht gerecht wär's, käm ich selber drum ins Pech", und an mehreren Stellen spricht in ähnlich derber Weise Kreon. Bei mancher zweifelhaften Übertragung fühlt man sich versucht zu fragen, welcher Text, beziehungsweise welche Leseart zu grunde gelegt ist; denn darüber schweigt der Übersetzer. Als Druckfehler ist stehen geblieben S. 24 „Paredos".

Würzburg. A. Baldi.

Ed. Norden, Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bände. 969 S. gr. 8. 28 Mk. Leipzig, Teubner 1898.

Der Verf. des vorliegenden etwas voluminösen Werkes hat sich das Ziel gesteckt (vgl. die Voranzeige in den Teubnerschen Mitteilungen 1898 S. 2), die 2000jährige Kontinuität der Entwicklung der antiken Kunstprosa von ihrem ersten Auftreten in den Schulen der Sophisten, bes. des Gorgias, bis in die Zeit des Humanismus auf der Basis der Literaturgeschichte nachzuweisen. Er führt uns zu diesem Behufe im ersten Bande die Entwicklungsphasen der griechischen und lateinischen Kunstprosa bis in die späte Kaiserzeit vor Augen, wobei jedesmal zuerst die Theorie dargelegt und dann das Verhältnis der einzelnen Hauptvertreter zu derselben in der Praxis einer sorgfältigen Prüfung unterzogen wird. Im zweiten Bande wird der Zusammenhang des Mittelalters und des Humanismus mit dem Altertum im allgemeinen nachgewiesen und speziell die äuſsere Form des Prosastiles der modernen romanischen Sprachen auf den Einfluſs des gleichzeitigen Humanistenlateins zurückgeführt.

Bei dem reichen Stoff, den der Verf. bietet, ist es unmöglich, im Rahmen einer kurzen Anzeige ein auch nur annähernd vollständiges Bild von dem Geleisteten zu geben. N. zeigt überall eine staunenswerte Belesenheit und eine achtunggebietende Beherrschung des gewaltigen Stoffes; seine Charakteristik der verschiedenen zur Sprache

kommenden Literaturepochen und deren Hauptvertreter stützt sich auf ausgedehnte eigene Lektüre und scharfe Beobachtungsgabe. Dafs manche dieser Charakteristiken mit mehr oder minder grofser Berechtigung angegriffen werden kann und bereits angegriffen worden ist (wie die des Polybius von K. Wunderer, Polybianische Forschungen I S. 118), thut der Vortrefflichkeit des Ganzen keinen Eintrag. Besonders gelungen scheint mir der Nachweis, in wie enger Fühlung die christliche Predigt des Ostens und namentlich des Westens mit den rhetorischen Kunstmitteln der antiken Sophistik steht. Der antithetische Satzparallelismus mit Homoioteleuton, wie er in den Predigten eines Cyprian und Novatian (vgl. meine Bemerkung im Archiv für latein. Lexikogr. XI, 90) begegnet, ist nicht etwa, wie man hie und da angenommen, auf den 'parallelismus membrorum' der hebräischen Poesie zurückzuführen, sondern es sind dies, wie schon Augustin herausgefunden hat (s. d. Belege auf S. 503, 526, 616 ff.), dieselben Klangmittel, mit denen einst Gorgias die in Olympia versammelten Griechen bezauberte.

So findet man in allen Teilen des vorzüglichen Werkes reiche Belehrung (neu war mir z. B. die S. 6 mitgeteilte Thatsache, dafs man im Altertum laut zu lesen pflegte), aber auch dankenswerte Hinweise auf noch klaffende Lücken unserer Wissenschaft. So fehlt noch eine Geschichte des Citates (vgl. S. 90), ferner eine Geschichte der Analogie und Anomalie (S. 186) und speziell eine Untersuchung der terenzianischen Sprache unter diesem Gesichtspunkte; wir bedürfen einer umfassenden Darstellung der rhetorischen Kunst Ciceros, wozu, wie N. zu meiner Freude S. 215 und 225 anerkennt, Ref. mit seiner Dissertation de Ciceronis elocutione in orationibus pro P. Quinctio et pro Roscio Amerino (Würzburg 1877) den Grund gelegt, auf dem weiter gebaut werden müsse; wir brauchen eine wissenschaftliche Analyse des Stilcharakters des Apuleius (S. 604), denn das Buch von Koziol ist ein „unkritisches Sammelsurium". Doch ist N., wenn er S. 238 in der Fufsnote a. Schl. eine zusammenhängende Schrift über Briefformeln vermifst, entgangen, dafs J. Babl in seiner Erlanger Dissertation 1893 de epistularum Latinarum formulis gut handelt (vgl. dazu Archiv f. lat. Lex. VIII, 605). Wir reihen hier am besten gleich einige weitere Berichtigungen und Nachträge für eine zweite Auflage an: Die S. 17 u. 28 erwähnten Programme von A. Nieschke sind nicht in München, sondern in Münden erschienen. — Mit dem S. 157 besprochenen berühmten Gebet des pater familias bei Cato de agr. 141 läfst sich das ebenfalls berühmte Gebet Scipios bei Livius 29, 27, 1—3 vergleichen (s. dazu Act. Erlang. II, S. 2 f.). — S. 171, Fufsn. 3 wird behauptet, der Italiener Tartara habe zuerst beobachtet, dafs Cic. p. Mur. § 88 mit den Worten 'quo se miser vertet' etc. eine berühmte Stelle aus einer Rede des C. Gracchus nachahme. Das hat aber schon Zumpt im Kommentar z. St. bemerkt, der noch hinzufügt, dafs nach Ellendt zu Cic. de or. III 214 und 217 die gemeinsame Quelle dieser auch von Enn. Med. 231 R nachgeahmten Stelle Eurip. Med. 502 ff. sei 'νῦν ποῖ τράπωμαι' etc. — S. 180 über quiquam = quisquam spricht auch

Wölfflin Epigraph. Beitr. II S. 186. — Die Stelle Sall. Cat. 33, 1 ist nicht mehr beweiskräftig, da die neueren Texte nach Weinhold plerique patria sede (statt patriae sed) lesen. — S. 211 möchte ich zu der Besprechung der 'Puerilität des bell. Hisp.' nur bemerken, dafs sich eine Reaktion gegen diesen Standpunkt ganz neuerdings anzubahnen scheint, wenigstens verspricht R. Schneider Berl. Ph. W. 1898 Sp. 777 nachzuweisen, dafs die Latinität des Verf. des bell. Hisp. nur durch die abscheuliche Überlieferung in Verruf gekommen sei; ähnlich drückt sich der Anonym. im Liter. Centralblatt 1898 Nr. 24 p. 939f. aus; vielleicht sieht man doch endlich einmal auch ein, dafs der Verf. des Bell. Afr., der ganz deutliche Spuren von Kunstprosa aufweist, wie zu Anfang der Rede cp. 54,2 (s. Wölfflin z. St.), alles eher als ein „Stümper" ist. — S. 227. Über die Chronologie der Rede Ciceros pro Roscio Comoedo hat nach mir Sternkopf gehandelt in den Fleckeis. Jahrbb. 1895 S. 41—56. — Den Versuch Nordens, den Taciteischen Dialogus de or. herunterzudatieren (S. 322 ff.), hält W. Schmid, über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griech. Renaissance in der Römerzeit (1898) S. 42 N. 63 für mifslungen. Das Schriftchen von Schmid berührt sich naturgemäfs vielfach mit Norden und bringt manche Berichtigung und Ergänzung, vgl. Note 22 zu Norden S. 30 ff. 78; N. 31 zu Norden S. 150; N. 76 zu S. 368. — S. 741 vermisse ich bei der Besprechung der beiden mittelalterlichen Lehrbücher, des Doctrinale und des Grecismus, die Erwähnung von J. Baeblers Beiträgen zu einer Geschichte der lat. Grammatik im Mittelalter (Halle 1885), wo in Abschnitt V über den Grecismus, in Abschnitt VI über das Doctrinale gehandelt wird.

Dem Werke sind zwei wertvolle Anhänge beigegeben. Der erste (S. 810—908) gibt eine auf meist ganz neues Material gestützte Geschichte des Reimes, in der nachgewiesen wird, dafs der Reim aus der hochrhetorischen Prosa in die latein. Hymnenpoesie eingedrungen und von da in die Poesie der modernen Völker übertragen worden sei. Die interessante Untersuchung gipfelt in dem Satze (S. 829): „Der Reim der Poesie ist nichts anderes als jenes *ὁμοιοτέλευτον*, welches das hervorragendste Charakteristikum der antiken Kunstprosa von Anfang bis zu Ende gewesen ist." — Der zweite Anhang (S. 909—960) handelt „über die Geschichte des rhythmischen Satzschlusses." Verf. zeigt an einer grofsen Reihe Demosthenischen und Ciceronianischen Reden entnommener Stellen, wie nach seiner Ansicht „die hohe Prosa des Altertums recitiert werden mufs."

Ref. hofft, dafs schon diese wenigen Andeutungen genügen, einen Begriff von der Wichtigkeit des Nordenschen Werkes zu geben, und schliefst mit dem Wunsche, dafs nicht nur wir Philologen, sondern auch die Theologen (die z. B. in der feinen Analyse der Sprache des Neuen Testamentes S. 480 ff. manches Neue finden werden) recht fleifsig in demselben studieren mögen.

München. G. Landgraf.



Die Urschrift von Cicero de officiis I—III. Von Dr. Rudolf Hoyer, Oberlehrer. Beilage zu dem Programm des K. Gymnasiums zu Kreuznach. Ostern 1898. 4°. 24 S.

Zur richtigen Erkenntnis und Würdigung der philosophischen Schriften Ciceros, die trotz des gefährlichen Dilettantismus des Verfassers durch den Glanz ihrer Darstellung und besonders durch den reichen, zur Befruchtung und Entwicklung der christlichen Heilslehre geeigneten Inhalt eine welthistorische Bedeutung erlangt haben, ist eine eingehende und umfassende Erforschung seiner griechischen Quellen erstes Erfordernis, und man hat billigerweise die einschlägigen Arbeiten von Hirzel, Heine, Schmekel u. a. mit Dank und Beifall, wenn auch nicht in allem beistimmend, aufgenommen. Vielfach gegen Hirzels Untersuchungen polemisierend hat Rudolf Hoyer 1883 in seiner Bücheler und Usener in Bonn gewidmeten Dissertation de Antiocho Ascalonita die ausgedehnteste Benützung dieses Akademikers, der in der 1. Hälfte des ersten Jahrh. vor Chr. eine Annäherung und Verschmelzung der verschiedenen philosophischen Systeme anbahnte, durch seinen Schüler Cicero in dem Werk de finibus nachzuweisen versucht. Sein im vorigen Jahr erschienenes Buch: „Die Heilslehre. Der Abschlufs sokratischer Philosophie und die wissenschaftliche Grundlage späterer Religionssysteme“ (Bonn 1897, 190 S.), das vielleicht schon durch seinen Titel gröfsere Zugkraft besitzt, die hochinteressanten Fragen mehr in Flufs zu bringen, hat ebenfalls die Tendenz, die Philosophie des Antiochus und deren unwissenschaftliche Ausbeutung durch Cicero festzustellen und zu beleuchten; dabei wirkt der ursprüngliche Anlauf des Verfassers (Heilslehre S. 5), „dem „edlen“ Cicero ein moralisches Ende zu bereiten“ noch nach; und „damit man endlich aufhört, diesen Schwätzer ernst zu nehmen oder gar als Philosophen zu betrachten“, ist in der Heilslehre S. 84 bis 95 ein besonderer Abschnitt „Cicero ein vornehmer Dilettant“ eingesetzt.

Auch das vorliegende Kreuznacher Programm: „Die Urschrift von Cicero de officiis I—III“, das schon vor der Veröffentlichung der „Heilslehre“ in den Grundzügen fertiggestellt war, verfolgt das gleiche Ziel. Nicht Panätius, den Teuffel, Hirzel u. a. wenigstens für die beiden ersten Bücher besonders auf Grund von Ciceros eigenen Angaben als Quelle annehmen — über das dritte Buch gehen die Meinungen mehr auseinander (Posidonius? Hekaton?) —, sondern jener Askalonite ist die Urschrift. „Denn, heifst es S. 4, wer hat es bewiesen, dafs Cicero dem Panätius folgt? Niemand. Es hat niemand beweisen können, weil Cicero dem Panätius gar nicht gefolgt ist“. . . . „Warum soll man denn dem unzuverlässigen alten Advokaten, dessen ganze Philosophiererei nur eine Spielerei ist, gerade bei seiner Quellenangabe Glauben schenken? Ich habe bereits anderswo verschiedentlich auf die Unwahrheiten Ciceros hingewiesen; hier lügt er gerade so unverfroren, wie in der Einleitung zu den Topica, wie bei der Schöpfung der Comparation der beata vita und in hundert anderen Fällen. Wer glaubt denn de off. III 34 dem alten Schwätzer, dafs er diese Ver-

besserung des Panätius selbst fabriciert habe? Es ist eine der ungeheuerlichsten Unwahrheiten, die er uns hier auftischt." Ähnlich S. 5: „Ich gehe auf die Briefe an Attikus hier nicht ein. Wer seinen eignen Sohn, die ganze Menschheit so einfältig belügt — nur aus Eitelkeit, sollte der seinem Buchhändler stets die Wahrheit sagen? Die Briefe sind nach Klarstellung des sachlichen Gehaltes der philosophischen Schriften zu beurteilen. Cicero hat also (?) zunächst die beiden Pflichtenlehren des Antiochus im ersten Buche excerpiert". Auf die Citate im Buch selbst „ist für den kritischen Forscher nichts zu geben". — Ich habe einiges wörtlich angeführt, um den Leser mit Hoyers Darstellungsweise und Grundsätzen bekannt zu machen. Der Ton ist nicht neu; „Cicero, ein Schwindler, Charlatan und Windbeutel" betitelt sich schon, ni fallor, ein opus des vorigen Jahrhunderts. Wenn aber in der Verwerfung von ausdrücklichen Angaben solche Grundsätze platzgreifen, dann darf die historisch-philologische Forschung zusammenpacken. Man vergegenwärtige sich Folgendes: Cicero schreibt ad Att. XVI 11, 4: *Τὰ περὶ τοῦ καθήκοντος*, quatenus Panaetius, absolvi: illius tres sunt, sed, quum initio divisisset ita, tria genera exquirendi officii esse, unum, quum deliberemus, honestum an turpe sit, alterum utile an inutile, tertium, quum haec inter se pugnare videantur (NB. nur „scheinen"), . . de duobus primis praeclare disseruit, de tertio pollicetur se deinceps, sed nihil scripsit. Eum locum Posidonius persecutus est; ego autem et eius librum arcessivi et ad Athenodorum Calvum scripsi, ut ad me *τὰ κεφάλαια* (= capita „summarische Übersicht") mitteret; . . . in eo est *περὶ τοῦ κατὰ περίστασιν καθήκοντος*". Brief 14 meldet, dafs ihm Athenodorus geschickt habe „satis bellum *ὑπόμνημα*". Das schreibt der sicher vielbelesene Cicero nicht seinem „Buchhändler", was Atticus wohl auch war, sondern seinem geschichtlich und philosophisch gebildeten, streng wahrhaften Freund, mit dem er zahlreiche Fragen seiner Schriftstellerei verhandelt, den viele andere, später selbst ein Augustus, in literarischen Sachen um Rat angingen (Nep. Att. c. 20), der aufser den Schätzen seines Wissens auch reiche Schätze[1]) in seiner Bibliothek befafs und damit wissenschaftliche Arbeiten in liberalster Weise förderte: an diesen schreibt er, dafs er für Buch I und II der Officien den Panätius benützt habe und wiederholt hier selbst die Angaben; auch die sonstige Überlieferung bestätigt, dafs Panätius über die Pflichten geschrieben hat und ungefähr so geschrieben hat, wie die ziemlich selbständige[2]) Verarbeitung des Cicero erkennen läfst: und da spricht Hoyer von ungeheuerlicher Unwahrheit. Und welches sind seine Beweise? In dem ganzen Programm finde ich keinen einzigen sicheren Anhalt dafür, dafs Cicero den Panätius nicht benützt haben kann oder den Antiochus ausgeschrieben haben mufs. Im Gegenteil heifst es z. B. S. 16 „Diese Stelle ist mit Vorsicht zu behandeln, denn Cicero schreibt nur in losem Zusammenhang mit dem Original" (Antiochus); dazu die Anmerkung: „Hier z. B. aus dem

[1]) „thesauri" de fin. II § 67, ad Att. XV 27, 2, (IV 14, 1).
[2]) Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, gegen die Bürgerkriege (I 57), Roms Heldengröfse, Vaterlandsliebe, Staatsmann und Privatgelehrter (Cicero - Atticus).

Sinn des Panätius" (das soll heifsen?). Oder S. 15: „Die Berechtigung zum Selbstmord ist eine Mache Ciceros. Sie ist in der Lehre des Antiochus einfach undenkbar." Ein bemerkenswertes Beispiel, wie Hoyer den Antiochus als Hintermann für die Officien bekommt, ist die Deutung von de off. II § 65: iuris civilis summo semper in honore fuit cognitio atque interpretatio . quam quidem ante hanc confusionem temporum in possessione sua principes retinuerunt: nunc, ut honores, ut omnes dignitatis gradus, sic huius scientiae splendor deletus est; idque eo indignius, quod eo tempore hoc contigit, cum is esset, qui omnes superiores, quibus honore par esset, scientia facile vicisset". Wer wird da an einen römischen Juristen der Cäsarischen Zeit denken? „Fragen wir, sagt Hoyer S. 18, wer sich nicht um das römische Recht kümmerte und ein grofser Redner war, so werden wir leicht Antiochus sagen können." Und dafs Cicero wirklich an diesen gedacht habe, soll ein recht fadenscheiniger Beweis erhärten. So kommt zum Schlufs S. 21/22 schön und säuberlich eine Zusammenstellung heraus, wie die Officien Ciceros nichts weiter sind als ein mit anderweitigen Füllseln aufgeputztes Exzerpt aus Antiochus Werke περὶ καϑήκοντος mit seinen drei Teilen: I. ὁ ὑπεξαιρετικός (Polemik gegen die 3 Bücher des Panätius), II. ὁ ἐνϑετικός (Theorie der Pflichtenlehre), III. ὁ ὑποϑετικός (kurze populäre Anleitung zur praktischen Lebensführung). Bewiesen ist davon, wie gesagt, so gut wie gar nichts. Wohl habe ich selbst nach meiner jüngsten Lektüre der philosophischen Schriften den Eindruck, dafs der Einflufs, den nach zahlreichen Stellen Antiochus auf Atticus und Cicero sowie ihre Zeitgenossen geübt hat, mehr zu betonen und Panätius und anderen gegenüber bestimmter abzugrenzen ist — nur ist der Gegensatz zwischen Panätius, der die Schärfe und Schroffheit der Stoa milderte, und Antiochus, der zwar Akademiker hiefs, aber „si pauca mutavisset, germanissimus Stoicus" war (Ac. pr. II § 132), keineswegs so scharf als das Programm annimmt —, aber Hoyer ist zu sehr von seinem gottbegnadeten Antiochus gegen den „Lügner" Cicero, gegen den „scheinheiligen" Panätius (wie gegen Macchiavelli und Ignatius von Loyola) und gegen den „pessimistischen Einsiedler" Posidonius eingenommen, als dafs eine ruhige, zielsichere, streng sachgemäfse Darlegung zu erwarten wäre. Das darf um so rückhaltloser geäufsert werden, als der belesene, kenntnisreiche Verfasser noch eine Reihe ähnlicher Publikationen in Aussicht stellt, z B. über die rhetorischen Schriften Ciceros, über Naturrecht und Gottesstaat, auch „gelegentlich dem Lälius des Cicero sein Urteil zukommen zu lassen" droht.

Aber das Arbeitsfeld, dem Hoyer auf Useners Anregung diese seine literarische Thätigkeit widmet, ist ausgedehnt und anbaufähig, es sind Fragen über Gott, Natur, Menschengesellschaft,[1]) Staat, Kirche, Fragen, zu deren Lösung Philologen und Theologen frei von eng-

[1]) z. B. das Gebot der Nächstenliebe (de leg. I § 34, 41 oder de fin. III 63), das Hoyer besonders in der Pflichtenlehre des Antiochus wissenschaftlich durchgeführt findet.



herzigem Grenzstreit sich die Hand reichen sollten: Wie sind die mannigfaltigen, wenn auch nicht immer glücklich geordneten Schätze der philosophischen Schriften Ciceros beim Ausbau der christlichen Lehre verwendet worden und wie sind sie selbst in die Systeme der griechischen Philosophen einzuordnen? Der Strom der historischen Kontinuität fliefst auch in der geistigen Entwicklung stärker und breiter, als man gewöhnlich sieht oder sehen will.[1])

Regensburg. Dr. G. Ammon.

Rück (Karl), Die Naturalis Historia des Plinius im Mittelalter. Exzerpte aus der Naturalis Historia auf den Bibliotheken zu Lucca, Paris und Leiden. München 1898, Druck von Straub. 8°. Sitzungsber. d. bayer. Akad. philos.-philol. und hist. Cl. 1898 H. II S. 203—318. (Mit einem Facsimile des cod. Leidensis.)

Der berufenste Kritiker der vorliegenden Arbeit wäre ohne Zweifel mein lieber Freund Karl Welzhofer. Da dieser aber durch den auf seinen Schultern ruhenden onerosus honor zur Zeit genötigt ist, seinem lieben Plinius zu entsagen, so müssen die Leser dieser Blätter mit einigen orientierenden Zeilen aus weniger kompetenter Feder sich zufrieden geben. Rück beschäftigt sich in der oben verzeichneten Abhandlung, welche eine Fortsetzung seiner 1888 erschienenen Schrift „Auszüge aus der Naturgeschichte des Plinius in einem astronomisch-komputistischen Sammelwerke des achten Jahrhunderts" bildet, mit den Pliniusexzerpten im Codex 490 der Capitularbibliothek von San Martino in Lucca s. VIII (abgedruckt S. 217—227), im Paris. lat. 4860 s. X (kürzlich verwertet von P. Lejay für seinen Aufsatz „Alphabets numériques latins", Revue de philol. XXII [1898] 146—162) und im Vossianus lat. in 4° 69 s. IX (abgedr. S. 257—287). Die Exzerpte des Lucensis entfallen auf das XVIII., die (übereinstimmenden) des Paris. und des viel besseren Voss. (die sich auch in einer jetzt verschollenen Reichenauer Hs. befanden) auf das II., III., IV. und VI. Buch der nat. hist. Der Codex, auf den die Excerpta Lucensia zurückgehen, steht der älteren Gruppe der Pliniushss. näher als der jüngeren und „verdient im allgemeinen den Vorzug vor E^2 D^2 F^2, da manche Varianten dieser letzteren auf Konjektur beruhen" (S. 234), das Original der Pariser und Leydener Exzerpte ist „weitaus am nächsten" (S. 299) mit dem cod. Leid. A. verwandt. Der Redaktor der Exc. Luc. ist mit seiner Vorlage, d. h. seinem Pliniustexte sehr schonend umgegangen, dem Redaktor der Exc. Par. et Leid. ist eine Reihe von Zusätzen, Verkürzungen, Wortvertauschungen, Umstellungen und Auslassungen aufs Konto zu schreiben. Die beiden Auszüge sind für die Textkritik der betr. Pliniusbücher von hoher Bedeutung, doch wird man an mehreren der von R. S. 237—242 und 299—313 besprochenen Stellen (s. das Verzeichnis S. 318) die direkte Überlieferung gegenüber den

[1]) Vgl. W. Schmid, Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerwelt (1898) S. 33.

Lesarten der Exzerpte in Schutz nehmen können. Als Einleitung hat der Verf. eine dankenswerte Aufzählung der aus dem Altertume und dem Mittelalter überkommenen Pliniusexzerpte vorausgeschickt (S. 204 bis 212; vgl 317), den Schlufs bildet die Zusammenstellung der Varianten des von R. sogenannten Yorkschen Exzerptes (vgl. S. 204—207 und R.'s. frühere Schrift S. 87) aus nat. hist. XVIII im cod. lat. Monac. s. XV (S. 314—317). Als ehemaliger Bibliotheksbeamter darf ich mir wohl zu S. 203 Anm. 1 die Bemerkung erlauben, dafs der Hermes keine Besprechungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes enthält, und dafs die beiden Berliner Wochenschriften nach Spalten, nicht nach Seiten zu citieren sind.

München. Carl Weyman.

Lateinisches Elementarbuch für die 1. Klasse des humanistischen Gymnasiums von Dr. Jacob Haas und Jos. Wismeyer, K. Gymnasialprofessoren in München. Bamberg. C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch) 1899 — 197 Seiten; Preis gebunden 2 Mk.

„Wieder ein lateinisches Elementarbuch!" Mit geteilten Gefühlen nehmen die Eltern der studierenden Jugend von einer derartigen Mitteilung Kenntnis; auch die Lehrerwelt vernimmt diese Nachricht im Hinblick auf die Hochflut in der Schulbücherliteratur anfangs wohl nicht ohne leises Bedenken. — Aber eine Durchsicht des vorliegenden Buches wird auch den Skeptiker überzeugen, dafs es gemäfs seiner Anordnung und Durchführung existenzberechtigt und — s. v. v. konkurrenzfähig ist.

Die stoffliche und sachliche Anordnung des vorliegenden Elementarbuches deckt sich so ziemlich mit der anderer Übungsbücher der Sexta. Aber besonders hervorzuheben ist die in die Augen springende Übersichtlichkeit in Druck und Stoffverteilung, die soweit geht, dafs jeder gröfsere Abschnitt mit einer neuen Seite beginnt. Eine Zerreifsung des zusammengehörigen Stoffes wird absichtlich vermieden. Es mag dieses Prinzip für ein Lehrbuch vorzuziehen sein; aber der unterrichtende Lehrer wird manche systematisch getrennte Abschnitte aus praktischen Gründen zusammen behandeln oder vorwegnehmen, so aufser sum und dem Präsensstamm der 1. Conjugation auch die Zahlwörter, Präpositionen, die Composita von sum, u. a.

Neu ist die Darstellung der 3. Deklination. Zur Erleichterung der Schüler sind die Vocabeln durchgehends nach 2 Gruppen (Stamm und Nominativform gleich oder ungleich) geordnet und ist die volle Stammform stets in Sperrdruck beigefügt. Sicherlich ist diese Darstellung sehr geeignet, die Ausführungen des Lehrers aufs beste zu unterstützen und dem Schüler die Schwierigkeiten zu erleichtern.

Bezüglich des Wortschatzes ist die bisherige Verteilung und das übliche Mafs beibehalten. Eine dankenswerte Zugabe zur Quantitätsangabe bildet die Accentuierung der drei- und mehrsilbigen Vokabeln. So wird wohl der vielbeklagten falschen Aussprache lateinischer Wörter gut vorgebeugt. Leider ist die Accentuierung nicht ganz konsequent

durchgeführt (auf S. 5 ist die betonte Silbe wohl aus Versehen nicht wie sonst mittels des Akutes, sondern durch Fettdruck hervorgehoben), wird öfters besonders bei Eigennamen vermifst und fehlt gänzlich im angehängten deutsch-lateinischen Wörterbuch.

Am Schlusse vieler Kapitel sind Sprichwörter und Sentenzen in sehr reichem Mafse fettgedruckt beigefügt. Vielleicht hätten dieselben besser mit laufenden Nummern versehen werden dürfen. (Leider werden solche Verse, die der Schulordnung gemäfs memoriert werden sollen, in den nächsten Klassen in der Regel wieder vergessen, weil eine Wiederholung und Auffrischung derselben selten stattfindet. Vielleicht könnte ein Kanon der in den 5 unteren Klassen zu memorierenden Sentenzen abhelfen?). — Auch bei den Memorialversen fehlt hie und da die Accentuierung des Rhythmus.

Zur Einübung der Regeln, die durchweg praktisch verfafst sind, und des Wortschatzes ist ein überreiches Übersetzungsmaterial geboten. Die einzelnen Sätze sind leicht fafslich, thunlichst inhaltsvoll und fast durchaus gut deutsch. Besonders reich ist das Buch an zusammenhängenden, gut gebauten Stücken in lateinischer und deutscher Fassung. Am Schlusse der einzelnen Abschnitte beigefügt sind dieselben wohl geeignet, in zusammenfassender Weise das einzeln Geübte zu rekapitulieren.

Zum einzelnen ist wenig zu bemerken. — Zu § 62 (S. 84) war bei do-ded anzufügen: ebenso sto-stet. In den Fufsnoten werden öfters bereits gelernte Wörter angegeben z. B. cap. 320 ausgedehnt[4] = latus. Stelle[7] = locus. Zur Einübung und Auffrischung des Wortschatzes war in solchen Fällen besser zu bemerken: ausgedehnt[4] = breit; Stelle[7] = Ort, Platz u. s. f. Bei den Kardinalzahlen hätten vielleicht die deklinationsfähigen Zahlwörter auch durch den Druck hervorgehoben werden können u. ä.

Doch das sind Kleinigkeiten. Bei jedem Übungsbuch werden einzelne Lehrer Separatwünsche vermissen, dies oder jenes anders gestaltet sehen wollen: dem Elementarbuch Haas-Wismeyer ist indes zuzugestehen, dafs es billigen Anforderungen in jeder Hinsicht entspricht und nach der soliden und praktischen Ausarbeitung unsern Schulen warm empfohlen werden kann. Papier und Druck sind gut und sauber, der Einband ist geschmackvoll und dauerhaft, der Preis angemessen. — Nach Mitteilung der Verfasser stellt die Verlagshandlung im Falle der Einführung für die betr. Armenbibliotheken Freiexemplare reichlich zur Verfügung.

München. Dr. E. Stemplinger.

Dr. Jakob Haas und Dr. Siegm. Preufs (Gymnasialprofessoren in München), lateinisches Übungsbuch für die sechste und siebente Klasse des human. Gymnasiums (Sekunda) nebst einem grammatisch-stilistischen Anhang. Bamberg. C. C. Buchner Verlag, Rudolf Koch 1899. V. 268 u. 47 S. Gebd., Anhang in Umschlag geh. 3 M.

„Die Grammatik wird jetzt immer mehr zurückgedrängt — und doch, ohne Grammatik gibt es keine Sprache“, so äufserte sich in der Sitzung des preufsischen Abgeordnetenhauses vom 13. 3. 99 der Abgeordnete Professor Dr. Virchow: ich glaubte da einen zünftigen Philologen zu hören und erinnerte mich eines Lieblingswortes des unvergefslichen Altmeisters Leonh. Spengel: utinam bonus grammaticus essem! Der vielgeschmähten, unmodern gewordenen Grammatik wieder mehr Raum zu schaffen, das grammatisch-syntaktische Element wieder mehr zur Geltung zu bringen und damit eine planmäfsige Einübung der stilistischen Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache zu verbinden, diese Aufgabe haben sich die beiden Bearbeiter des vorliegenden Buches gestellt, das, aus der Praxis der Schule hervorgegangen, nach meiner Überzeugung sich als durchaus brauchbar und dem Unterrichte förderlich erweisen wird; ja ich möchte sagen, dafs das Buch einem bestehenden und vielfach auch schmerzlich empfundenen Bedürfnis abzuhelfen geeignet ist.

Jene Gymnasien, welche die altgewohnte lateinische Grammatik von Englmann in der trefflichen Bearbeitung von Welzhofer nun einmal nicht aufgeben wollen, werden das Erscheinen des Buches von Haas-Preufs sicherlich mit Freude begrüfsen, zumal auch der Preis bei guter Ausstattung ein mäfsiger ist, ein Umstand, der gegenüber den neuen Büchern von Reich-Gerathewohl immerhin in Betracht kommt, besonders wenn dazu der stilistische Anhang von Landgraf erst noch eigens angeschafft werden mufs. Die Vereinigung des Pensums der ganzen Sekunda in einem Bande wird jeder Lehrer von VII als Vorzug erachten, weil er jederzeit nach Belieben auf den Stoff von VI zurückgreifen kann, was bei einer Trennung nicht immer möglich. Die Beigabe eines nur für das vorliegende Buch geltenden Wörterverzeichnisses entspricht einem Bedürfnisse; dasselbe enthält schätzbares phraseologisches (und synonymisches) Material, vgl. s. v. edel, Gewalt, müssen, politisch.

Das Übungsmaterial — zu dem von verschiedenen Seiten beigesteuert worden, wodurch eine allzu gleichmäfsige Gestaltung der Übungsaufgaben verhindert wurde — ist ein reichhaltiges und bietet auch inhaltlich Abwechslung. Nicht antike Stoffe, die aber der Forderung der Schulordnung gemäfs den Gedankenkreis der alten Schriftsteller durchaus nicht überschreiten, behandeln nur Nr. 18 Zriny, der Verteidiger von Sigeth, 32 Sieg der Deutschen über die Franzosen, 206 Otto v. W. erstürmt die Veroneser Klause; in der 2. Abteilung 108 Belagerung von Paris 1870, 121 Questenbergs Bericht über Wallenstein, 125 über die Jungfrau von Orleans.

Auf Stücke, welche der Wiederholung der einzelnen Abschnitte der Syntax dienen, folgen für Klasse VI Vorübungen für den Periodenbau, dann wird die Stilistik der Redeteile in Einzelsätzen behandelt, und zwar wird zuerst Regel um Regel bei jedem einzelnen Redeteile in einfachen, fafslichen Sätzen behufs gründlicher Einübung zu klarer Anschauung gebracht. Es wäre vom didaktischen und praktischen Standpunkte aus nicht zu billigen, wenn gleich von vornherein zu-

sammenhängende Aufgaben über sämtliche Regeln des betreffenden Abschnittes geboten würden, weil dadurch eine klare und sichere Auffassung wesentlich beeinträchtigt würde, wenn dem Schüler ohne weiteres eine gröfsere Anzahl neuer stilistischer Regeln in einem Zuge vorgelegt würden. Den Einzelsätzen schliefsen sich zusammenhängende Stücke über sämtliche Regeln des ganzen Abschnittes an. Den Abschlufs bilden Stücke über den gesamten Lehrstoff und der Text der offiziellen Prüfungsaufgaben für die Progymnasien.

Die zweite Abteilung für Klasse VII behandelt in instruktiven Einzelsätzen und zusammenhängenden Stücken Umkehrung des Satzverhältnisses, Periodenbau, Fragesätze, worauf 3 zusammenhängende Stücke zur Einübung der gebräuchlichen Formen der Übergänge folgen. Von pag. 169 ab werden dann in zusammenhängenden Stücken behandelt die stilistischen Eigentümlichkeiten der Redeteile, während von p. 206 ab der gesamte Lehrstoff eingeübt wird.

Bei gehöriger Einübung und Durcharbeitung des gebotenen Übungsstoffes können, so dächte ich, die Schüler unmöglich rat- und hilflos vor einer lateinischen Absolutorialaufgabe stehen, und zugleich müfste auch für das Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche sich ein schätzenswerter Gewinn ergeben. Solange die deutsch-lateinische Übersetzung bei der Reifeprüfung in Bayern bestehen bleibt, und es wäre wirklich bedauerlich, wenn je davon abgegangen werden sollte, wird ein planmäfsiger Betrieb der Stilistik nicht zu entbehren sein. Und ich meine, es sollte auch in dieser Beziehung einiger Erfolg zu erzielen sein, wenn unter steter Wiederholung des grammatischen Stoffes das Stilistische planmäfsig betrieben wird. Dafs nun in den „Aufgaben zu lateinischen Stilübungen für Sekunda von Bauer-Englmann", so gut das Buch an sich gewesen, ein System oder etwa ein Fortschreiten von Leichterem zu Schwererem zu finden gewesen, wird niemand behaupten wollen. Demgegenüber bedeutete das Erscheinen des Buches von Reich entschieden einen Fortschritt; aber, wie das Erscheinen des Buches von Haas-Preufs schon an sich beweist, hat das Buch von Reich und namentlich die Fortsetzung von Gerathewohl doch nicht in der Weise allgemein Anklang gefunden, dafs nicht ein neues erwünscht gewesen wäre, das namentlich auf die Repetition der Syntax so grofses Gewicht legt, wie es bei dem besprochenen Buche der Fall ist. Ist doch jedes Kapitel daraufhin angelegt, dafs darin wichtige grammatisch-syntaktische Regeln zur Anwendung kommen und immer wieder eingeübt werden.

Die deutsche Ausdrucksweise trägt der Auffassungsgabe der Schüler auf der entsprechenden Altersstufe durchaus Rechnung und vermeidet alle gesucht modernen Wendungen, welche darauf berechnet sind, lediglich das Übersetzen zu erschweren, ohne dafs ein bleibender Gewinn sich ergibt. In dieser Beziehung möchte ich, soweit ich bei einer flüchtigen Durchsicht gefunden, kein Stück als zu schwierig bezeichnen.

Dafs das neue und eigenartige Buch in manchen Einzelheiten einer Verbesserung und Vervollkommnung fähig ist, liegt in der Natur der Sache, darüber werden sich die beiden Bearbeiter jeden-

falls von vornherein klar gewesen sein, und daran werden sie es auch nicht fehlen lassen (beispielsweise p. 92 Nr. 142 Z. 2 l. „wo er dies tadelt", p. 166 Z 12 v. o. streiche „nicht" vor „wenig gefehlt", p. 228 Z. 5 v. u. fehlt „nie" vor „ein"). Hoffentlich werden sie dabei die h. h. m. Bestimmung besser berücksichtigen, als es vielfach geschieht, dafs nämlich die Änderungen bei einer neuen Auflage es möglich machen, 2 verschiedene Auflagen wirklich neben einander beim Unterricht zu gebrauchen ohne grofse Unbequemlichkeit für Lehrer und Schüler.

Die Phraseologie beschränkt sich auf Caesar und Cicero; ich kann diese Beschränkung nicht mifsbilligen: besser etwas als alles und damit nichts. Und wenn der Schüler aus seiner Lektüre eine livianische Phrase zur Hand hat, wer wird's ihm verwehren?

Dem Buche ist in einem besonderen Hefte ein „Anhang über grammatisch-stilistische Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache" beigegeben, der nur mit dem Übungsbuch zusammen abgegeben wird. Die Form dieses Anhangs mag vielleicht manchem etwas aphoristisch erscheinen. Dazu führte offenbar das Streben, in Kürze möglichst viel zu sagen. Aber es herrscht doch überall Übersichtlichkeit und Klarheit bei aller Knappheit der Fassung, und die Beispiele bekunden praktische Wahl. Der Schüler vermag sich hier rasch über stilistische Eigentümlichkeiten zu orientieren, welche anderwärts in breite, abstrakte Regeln gehüllt sind, teilweise eine besondere Behandlung überhaupt nicht gefunden haben; ich hebe hervor den Abschnitt über „Überschriften" p. 32, „Umkehrung des Satzverhältnisses" p. 44. 45., ferner p. 40. 46. 47. — Einzelheiten notiere ich: p. 8 fehlt die Übersetzung „homines cum ferro", p. 13 zu kurz ist der Ausdruck „statt der Ellipse", p. 18 „magnae lacrimae", doch wohl „multae" = heifse Thränen.

Alles in allem ist das Buch durchaus geeignet, den lateinischen Unterricht in VI und VII, entsprechend den Intentionen der Schulordnung, in geistbildender Weise zu fördern, ohne an den Schüler übermäfsige Anforderungen zu stellen, ohne einseitigen Drill nur grammatischer oder lediglich stilistischer Besonderheiten zu begünstigen.

Einen Wunsch gestattet sich Referent hier anzufügen, den gewifs nicht er allein hegt: da das vorliegende Buch ein Glied in der Serie der von Englmann-Bauer begründeten lateinischen Übungsbücher [1]) bildet, so erscheint es in hohem Grade wünschenswert, dafs auch das Buch für Prima in entsprechender Weise umgestaltet werde, so dafs es sich in den ganzen Rahmen einfügt. Der „Anhang" (stilist. Bemerkungen), so lehrreich er ist, gilt doch wohl allgemein als zu abstrakt und wenig fafslich und ist jetzt durch den stilistischen Anhang zu Haas-Preufs in der Hauptsache überflüssig geworden. Für Unterprima möchte sich jedenfalls die Fortführung des von Haas-Preufs befolgten Verfahrens empfehlen; einzelne Stücke dürften ohne Schaden beseitigt werden. Möge diese Umarbeitung im Interesse der Sache rechtzeitig vorgenommen werden!

Passau. H. Liebl.

---

[1]) welche rechtzeitig neu aufgelegt resp. zeitgemäfs umgearbeitet erscheinen sollen.

Präparationen für die Schullektüre griechischer und lateinischer Klassiker. Herausgeg. v. Krafft und Ranke.

Heft 23. Präparation zu Homers Ilias. Auswahl aus Gesang I—VI. Von Dr. H. Schmitt. Hannover 1897. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. — Preis Mk. 0,80.

Wie Ref. über gedruckte Klassikerpräparationen denkt, hat er in diesen Blättern (XXXI 728) bereits ausgesprochen. Dafs er mit seinem (unmodernen? vgl. Verhandlgn. der 7. Direktorenversammlung in Ost- und Westpreufsen 1896) Urteile nicht ganz allein steht, ersah er mit Befriedigung aus J. Wismeyers Anzeige von Päpke, Präparation zu Caesars bellum Gallium in dieser Zeitschrift (XXXII 711 f.). Da an beiden angeführten Stellen die gegen den Schulgebrauch derartiger Hilfsmittel obwaltenden Bedenken kurz erörtert sind, so genügt es diesmal darauf zu verweisen. Zur vorliegenden Präparation sei bemerkt, dafs im allgemeinen das richtige Mafs in der Angabe der Vokabeln eingehalten ist, wenn auch Wörter wie *λύω*, *λύομαι* (Med.) füglich der Kenntnis des Schülers zugemutet werden dürften. Die Einrichtung, dafs aufser dem Wörterverzeichnis am Fufse jeder Seite erklärende Anmerkungen zum Texte gegeben werden, erspart dem Besitzer des Heftes aufser dem Lexikon auch noch eine Ausgabe mit Kommentar. Bequemer läfst es sich für den Lernenden kaum mehr machen. Ob der Verf. die Textauswahl, für welche seine „Präparation" bestimmt ist, selbst getroffen oder sich an eine bereits vorhandene angeschlossen hat, darüber hat er sich nicht geäufsert und es kann auch nicht Rezensentenpflicht sein, darüber Nachforschungen anzustellen. Nicht berücksichigt sind Il. II 484—877, III 383—448, V 1—296, 431—844. Die ausgelassenen Partien werden, um den Zusammenhang zu erhalten, kurz skizziert; unter diesen Inhaltsangaben erscheint die von III 383—448 vom pädagogischen Standpunkt aus sehr bedenklich, weil ihre Fassung die Schüler gerade verlocken wird, sich die Stelle im Original genauer anzusehen.

Heft 29. Präparation zu Homers Ilias. Auswahl aus Gesang VII—XII. Von Dr. H. Schmitt. Hannover 1898. Norddeutsche Verlagsanstalt. O. Goedel. — Preis Mk. 0,75.

Trotz des günstigen Urteiles von Direktor Muff über das 23. Heft der „Präparationen" von Kraft und Ranke (s. Zeitschr. f. d. Gymnasialw. LI [1897] S. 222 f.) mufs Ref. seine früher geäufserten Bedenken voll und ganz aufrecht halten. Dafs in der vorliegenden „Präparation" die der Phraseologie beigegebenen Anmerkungen nicht die Bequemlichkeit des Schülers fördern, ihn vielmehr zum Nachdenken anhalten wollen, kann man zugeben, ohne deshalb die ganze Einrichtung im Prinzip gutzuheifsen. Ausgelassen sind in diesem Hefte VII 311—482, VIII 1—77 und 171—565, IX 523—600 diese Partie gewifs mit Recht), X vollständig, XI 670—761. Von den nicht behandelten Stellen wird

der Inhalt mitgeteilt. Wörter wie ὄρχαμος, μερμηρίζω, ῥάβδος noch im XII, also am Ende des Kurses, anzugeben, erscheint unnötig. Die Erklärung des Adjektivs ἐγχεσίμωρος (Seite 5) wird, weil zweifach, den Schüler im Ungewissen lassen; man unterrichte den Lernenden immerhin über zwei gleichberechtigte Ableitungen eines Wortes, entscheide sich aber für eine bestimmte Übersetzung.

Feodor Glöckner, homerische Partikeln mit neuen Bedeutungen. Beiträge zur Lexikographie und zur Interpretation der homerischen Gedichte. Erstes Heft: κέ. Leipzig 1897. B. G. Teubner. 8°. 58 S.

Der Verfasser dieser Schrift, der im Vorwort versichert, seit Jahren eingehende Studien über Ursprung und Bedeutung der wichtigsten homerischen Partikeln gemacht zu haben, veröffentlicht das vorliegende Heft als ersten Teil einer von ihm beabsichtigten Sammlung, in welcher dieselben nach neuen Gesichtspunkten behandelt werden sollen.

A. Ludwich meint in seiner Besprechung des Büchleins (Berl. philol. Wochenschr. 17 [1897] Sp. 1410—1411): „Ob es sich empfiehlt, die hier bei κέ(ν) beobachtete Methode auch auf die übrigen Partikeln auszudehnen, möchte ich stark bezweifeln.“ Sehen wir zu, ob dieses Urteil gerechtfertigt ist.

Gl. will nachweisen, dafs die Partikel κέν von den bisherigen Erklärern nicht richtig aufgefafst worden ist, und trägt eine, wie er meint, neue Erklärung vor, welche er dann durch Vorführung und Übersetzung einer Menge von Stellen aus Ilias und Odyssee zu erhärten sucht. Das Schriftchen zerfällt somit, wenn man so sagen darf, in einen theoretischen und einen praktischen Teil. So ausführlich der Verf. in letzterem zu Werke geht, so leicht hat er sich seine Aufgabe im ersteren gemacht. Ohne sich irgendwie mit den Mitforschern auseinanderzusetzen, erwähnt er (S. 1.) die Ableitungsversuche von Rost, Scheuerlein und Hartung, während Delbrück, Osthoff, Brugmann gar nicht berücksichtigt werden. Auch bezüglich der Deutung bezw. Übersetzung von κέν wird auf die Ansichten anderer fast keine Rücksicht genommen. Gl. beschränkt sich auf den Tadel der Erklärung des Wortes κέν durch das deutsche „wohl, etwa“ oder „eventuell“, wie es, schreibt er (S. 4) noch in der 12. Auflage von Curtius griechischer Schulgrammatik § 507 A 2 u. 3 zu lesen stehe. Der Verf. hätte diese Angabe, welche den Sinn des κέν vielleicht nicht erschöpfend erklärt, aber jedenfalls eine wichtige Seite der Funktion dieser Partikel richtig hervorhebt, auch in neueren Auflagen des von ihm genannten Buches noch finden können. Über Ableitung und Bedeutung von κέν (κε) bestehen verschiedene Ansichten. Nach der Meinung einiger ist κέν ein Indefinitum wenigstens dem Sinne nach, mag man es nun zum sanskritischen Pronominalstamm ka stellen (Delbrück u. Windisch, syntakt. Forschungen I 84—90) oder von sanskr. sam = „bene, wohl“ ableiten (Osthoff, Zur Gesch. d. Perf.

im Indogerman. 342, vgl. Brugmann, griech Gramm. [Handb. d. klass. Altertumswissensch. v. J. Müller II²] S. 189); es bezeichnet, dafs eine Handlung oder ein Zustand unter gewissen Bedingungen eintritt oder eintreten wird. Da diese entweder im Redenden oder aufser demselben liegen können, färbt sich κέν in dem einen Fall subjektiv, im anderen objektiv. Kaum zu begründen ist nach Brugmann (a. a. O. 190) die Theorie Thiemanns (Grundzüge d. homer. Modussyntax), dafs nur die erstere Bedeutung durch κέν, die zweite durch ἄν ausgedrückt werde. Nach anderen Gelehrten wie Rost (griech. Schulgramm. § 176, 4 Anm.) und Monro (Grammar of the Hom. dial. 265 ff.) ist κε eines Stammes mit κεῖνος und hat demonstrative, nicht indefinite Funktion (vgl. W. Schulze, quaest. ep. p. 395); es würde mithin dem deutschen „dann, in diesem Falle" entsprechen. Indem Gl. die eben erwähnte Etymologie billigt, erklärt er als die entsprechende Übersetzung des κέν die mit dem tonlosen aus „dann" abgeschwächten „da" und meint die Stichhaltigkeit dieser Erklärung dadurch zu erproben, dafs er die sämtlichen Stellen, an denen κέν erscheint, in zwei Hauptabschnitten (κέ in Nebensätzen, κέ in Hauptsätzen), die wieder in mehrere Unterabteilungen zerfallen, ausschreibt und in deutscher Übersetzung vorführt. Wenn schon die aus dem Bisherigen klar gewordene Methode des Verf. kaum Billigung finden wird, so unterliegt auch seine Erklärung schweren Bedenken.

Es ist zunächst unrichtig, wenn (S. 4) behauptet wird, eventuell habe einen von wohl verschiedenen Sinn, indem dieses Wort eine Handlung als vom Sprechenden für wahrscheinlich gehalten bezeichne, jenes dagegen die Handlung als durch den eintretenden Fall bedingt hinstelle, dafs also wohl subjektive, eventuell objektive Kraft habe. Vielmehr verhält sich die Sache so, dafs beide Ausdrücke den möglichen Eintritt eines Falles bezeichnen und zwar wohl (etwa) ganz allgemein sowohl vom Standpunkt des Subjekts aus als im Hinblick auf äufsere Bedingungen, eventuell aber nur mit Rücksicht auf äufsere Umstände. Der Begriff des eventuell ist demnach zwar in wohl enthalten, nicht aber der des wohl in eventuell, wohl ist allgemein, eventuell bezeichnet etwas Besonderes. Gl. bemerkt selbst (S. 5), dafs die Partikel κέ auf einen aufserhalb des vom Redenden innegehabten Standpunktes befindlichen Punkt hinweise, was allerdings nach dem eben Gesagten nicht immer der Fall ist, was aber G. Curtius durch das Wort eventuell andeuten wollte, wie ja auch Brugmann (a. a. O.) meint, dafs man κέν durch allenfalls, eventuell, unter Umständen verdeutlichen könnte. Man wird nicht finden, dafs der Verf. durch seine Darlegungen diese Erklärung als irrig nachgewiesen habe. Die Nebeneinanderstellung von κέν und ἄν bei Homer, die nach Gl. ein weiterer Einwand gegen die Deutung der ersteren Partikel durch wohl, etwa sein soll, beweist für ihn nicht das geringste. Denn „auch da wo ἄν und κέν neben einander erscheinen, kann die Bedeutungsverschiedenheit nur noch eine sehr geringe gewesen sein" (Brugmann a. a. O.). Und selbst angenommen, κέ sei ein abgeschwächtes κῇ oder κεῖ (wovon κεῖνος), so müfste die

demonstrative Kraft der Partikel schon sehr früh verloren gegangen sein, jedenfalls schon vor der Entstehung der homerischen Gedichte. Wie wäre es andernfalls zu erklären, dafs sich bei Homer so häufig die Verbindungen τῷ κε, ἔνϑα κε finden, in denen τῷ bezw. ἔνϑα die Träger der hinweisenden Funktion sind, die der Deutsche durch dann, in diesem Falle ausdrückt? Unmöglich konnten jene Fügungen entstehen, wenn sich die Sprache bewufst war, dafs eben κέν dieses logische Verhältnis bezeichnete. Es wäre eine solche Ausdrucksweise, um mit dem Verf. zu reden, gewifs „eine unnatürliche Verstärkung" der demonstrativen Färbung des Satzes. Dieser Umstand liefert nun auch den Beweis, dafs die Übersetzung des κέν mit da, wie sie Gl. in seiner Schrift (von S. 9 an) durchführen will, unstatthaft ist, auch dann, wenn die Partikel wirklich nach ihrem Ursprung demonstrativ wäre. — Ganz abgesehen von den Ausdrücken ἔνϑα κεν und τῷ κεν läfst sich diese Deutung in zahlreichen Fällen überhaupt nicht anwenden, ohne gegen den Sinn oder den deutschen Sprachgebrauch zu verstofsen. So ist die Übersetzung des κέν durch da ganz unpassend und undeutsch *Γ* 40 ff. (S. 6), *Κ* 67 (S. 11), *Ο* 46 u. 738 (S. 11), *α* 396 (S. 13), *ι* 356 (S. 14), *λ* 366 (S. 17), ferner in sämtlichen Stellen mit ὅττι κεν εἴπω (vom Verf. erklärt: was ich auch da sage, S. 19). Hieher gehören auch die Fälle, wo κέν den Potentialis ausdrückt oder verstärkt, z. B. *Σ* 151, *Τ* 218. Häufig liegt die demonstrative Kraft in einem neben κέν stehenden Worte wie δέ, vgl. *Α* 137 und anderswo. Von τῷ κε und ἔνϑα κε war oben schon die Rede. Bezüglich dieser Wendungen gilt immer noch die bündige Erklärung von L. Lange (der homer. Gebrauch d. Part. εἰ, Abhandlungen d. K. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften Philol.-hist. Kl. VI N. IV. 1872 S. 348): „In der Formel τῷ κε weist offenbar τῷ (= so oder dann), wofür Aristarch wie es scheint τῶ schrieb, einerlei ob man es für Dativ oder für ein nach Analogie von πῶ für πόϑεν gebildetes Adverbium hält, auf den Wunschsatz zurück, nicht aber κε, welches vielmehr als indefinite Partikel das Vorhandensein unbekannter Bedingungen andeutet . . ."

So hat denn vorstehende Besprechung ergeben, dafs die eingangs zitierte Äufserung Ludwichs über die Schrift vollauf begründet und es dem Verf. nicht gelungen ist, seine Deutung des κέν irgendwie wahrscheinlich zu machen. — Schliefslich sei noch auf ein paar befremdende Übersetzungen hingewiesen, die in dem Werkchen begegnen: heifst τερπικέραυνος donnerfroh (S. 13) ? können die Worte *ν* 400 ὅ κε στυγέῃσιν ἰδὼν ἄνϑρωπος ἔχοντα mit „in dem da mit Abscheu jeder dich sehe" (S. 15) verdeutscht werden?

München. M. Seibel.

Die attische Beredsamkeit. Dritte Abteilung. Zweiter Abschnitt: Demosthenes' Genossen und Gegner. Dargestellt von Friedrich Blafs. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1898.

Länger als die Freunde des klassischen Werkes über die attische Beredsamkeit es wünschten und die raschere Aufeinanderfolge der frühe-

ren Teile vermuten liefs, hat die Neubearbeitung des 2. Abschnittes der 3. Abteilung und Fortsetzung des 1. Abschnittes (bespr. in Bd. XXX. S. 228 d. Bl.) auf sich warten lassen. Dafür hat dieselbe aber auch eine wesentliche Bereicherung erfahren.

Während in der ersten Auflage (1880) 13 Reden behandelt waren, konnten in der vorliegenden Bearbeitung infolge der reichen Funde der letzten Jahre 15 besprochen werden.

Besonders wertvoll sind die Nachträge zu Abt. I. II. u. III. 1., in denen der Verfasser seine frühere Darstellung auf Grund der Ergebnisse neuerer Forschung berichtigt und ergänzt (S. 356—407). Mit Dank zu begrüfsen ist auch das beigegebene Register, das sich jetzt auf sämtliche Teile erstreckt und das Nachschlagen wesentlich erleichtert.

Die Ausstattung ist wie bei den vorhergehenden Bänden vorzüglich

Hof. Friedrich Burger.

Weifsenfels P., Griechische Schulgrammatik in Anlehnung an H. J. Müllers Lateinische Schulgrammatik. Leipzig. Teubner. 1897. S. 226 u. VII. 8°. M. 2,40.

Wenn man die nicht geringe Anzahl hinsichtlich der Auswahl und Anordnung des Stoffes sowie der Fassung der Regeln vorzüglicher Schulgrammatiken ins Auge fafst, so möchte man gegenüber dem Erscheinen eines neuen derartigen Buches die Bedürfnisfrage bezweifeln, und doch kann man das vorliegende Buch mit Freuden begrüfsen, weil darin eine seit Jahren allzusehr vernachlässigte Idee zur Verwirklichung gebracht ist, nämlich die Idee der Konzentration des altsprachlichen Unterrichtes. Diese Idee, welche vor Jahrzehnten in Bayern unsere tüchtigen Schulmänner L. Englmann, W. Bauer und E. Kurz in den altsprachlichen Grammatiken und Übungsbüchern durchgeführt haben, kommt in Weifsenfels' Buche insofern zur Geltung, als er auf Anregung des Verlegers seine griechische Schulgrammatik in möglichst engem Anschlusse an die mit grofsem Beifall aufgenommene lateinische Schulgrammatik von H. J. Müller verfafst hat, wobei er in Übereinstimmung mit den neuen preufsischen Lehrplänen vom 6. Januar 1892 verfuhr. Diese Konzentration ist von hohem didaktischen Werte. Jeder Lehrer, welcher den Schülern von der griechischen Syntax — bei der Formenlehre ist dies weniger der Fall — ein gutes Verständnis beibringen und auch eine Erleichterung des Erlernens verschaffen will, wird bei sehr vielen Anlässen eine Vergleichung der griechischen Konstruktion mit der lateinischen nicht umgehen können; er mufs daher auf die Art und Weise Bedacht nehmen, wie der Schüler früher Latein gelernt hat, besonders welche Grammatik er benützt hat, welche Terminologie u. s. w. ihm geläufig ist. Hält man diesen Standpunkt fest, so ist es natürlich, dafs die Erlernung des Griechischen am leichtesten geschieht, wenn das Schulbuch sich eng an das lateinische anschliefst, soweit es die sprachliche Eigentümlichkeit ermöglicht.

Der Verfasser beschränkt sich bei seinem Anschlusse an Müller hinsichtlich des Aufbaues, der Terminologie und Fassung der Regeln auf die Syntax, während er in der Behandlung der Formenlehre ganz unabhängig seinen eigenen Weg geht.

Betrachten wir zunächst die Syntax, so ist die Übereinstimmung mit Müller keine sklavische, sondern überall, wo die Konstruktion eine andere Fassung als notwendig erscheinen läfst, verfährt W. auch hier selbständig. Bezüglich der Reihenfolge der einzelnen Stoffgebiete hält sich W. genau an die lateinische Grammatik. Im allgemeinen läfst sich dagegen kein Einwand erheben, vielmehr hat ja die Praxis einen bestimmten Weg vorgezeichnet. Nur in einem Punkte, glaube ich, hat diese Anlehnung an den Stufengang zu einem erheblichen Nachteil des Buches geführt, und dieser betrifft die Kondizionalsätze, welche erst ganz am Schlusse der einzelnen Nebensätze zur Darstellung gelangen. Mag diese Anordnung auch in der lateinischen Grammatik angehen, indem die Eigentümlichkeit der hypothetischen Sätze auf die übrigen Nebensätze keinen Einflufs übt, so liegt die Sache im Griechischen doch ganz anders. Die Eigentümlichkeiten der griechischen Kondizionalfälle in ihrer vielfachen feinen Unterscheidung wiederholen sich dem ganzen Umfange nach bei den Temporal- und Relativsätzen, so dafs eine sachgemäfse, zielbewufste Behandlung der letzteren zwei Satzarten ein klares Verständnis der hypothetischen Fälle im Kondizionalsatze voraussetzt. Wenn die einzelnen hypothetischen Fälle im Kondizionalsatze dem Schüler zum klaren Verständnis gebracht sind, ergibt sich die Anwendung der Regeln auf die übrigen Nebensätze von selbst. Dagegen führt der umgekehrte Weg, nämlich die vorhergehende Behandlung der Temporal- und Relativsätze, zu erheblichen Schwierigkeiten, indem der Schüler nicht so leicht ein klares Verständnis erhält; die allerdings nicht unrichtigen Regeln bei W. sind zu knapp und in diesen Fällen nicht mit ausreichenden Beispielen belegt. Mir ist keine bedeutendere Grammatik bekannt, welche nicht diesen naturgemäfsen Gang befolgte. Es ist daher zu wünschen, dafs W. bei einer neuen Auflage die Kondizionalsätze vor den Temporal- und Relativsätzen behandelt.

Bei § 160—164 ist die Einteilung: „B. Konjunktiv und Optativ: I. Der unabhängige Konjunktiv und Optativ; II. Der abhängige Konj. u. Opt." nicht zu billigen. Wie die Vorbemerkungen und die nachfolgenden Satzarten (vgl. auch das Inhaltsverzeichnis) beweisen, beziehen sich jene Überschriften auf alle nachfolgenden Nebensätze, was jedoch nicht zutreffend ist, da bei den meisten dieser Nebensätze auch der Indikativ in sehr wesentlichem Mafse zur Behandlung kommt. Die Anordnung soll wohl also lauten: I. Tempora. II. Modi und zwar 1. Modi in einfachen (unabhängigen Sätzen): Indikativ, Konjunktiv, Optativ, Imperativ; 2. Modi in abhängigen Sätzen.

Es ist hierorts nicht möglich, alle Punkte zu berühren, die wohl bei einer zweiten Auflage eine Verbesserung erfahren dürften, ich führe nur einige noch an.

Die Behandlung der Fragesätze (§ 165—168) ist nicht übersichtlich und klar; es fehlt vor allem eine kleine Ausscheidung von Wort- und Satzfragen. Es sollte eine kurze Darstellung der direkten Satzfragen (die direkten Wortfragen sind den Schülern längst bekannt) vorausgeschickt werden, wenn man sie nicht gleich bei § 150 behandeln will, und daran sollte sich die Darstellung der indirekten Wort- und Satzfragen bezüglich der Tempora und Modi reihen. Warum bei den Beispielen der indirekten Wortfragen das gewöhnliche indirekte Fragewort ὅ, τι gar nicht erwähnt ist, ist nicht einzusehen. — § 173 A. 1 sollte die Angabe nicht fehlen, dafs gew. der Konj. Aor., nicht Präs. steht; ferner ist die Übersetzung „schwerlich" unrichtig, da οὐ μή immer eine zuversichtliche Verneinung = „sicherlich nicht, gewifs nicht" ausdrückt. — § 174, 2 ist eine genaue Angabe der verschiedenen hiehergehörigen Fälle der Infinitivkonstruktion von ὥστε wünschenswert. — § 187 sind die „kondizionalen Perioden in abhängiger Form" recht breit behandelt; einfacher wäre die Darstellung im Zusammenhang mit der oratio obliqua. — § 190 ist die Auseinandersetzung über εἰ μή und εἰ οὐ in dieser Breite nicht nötig und verleitet in dieser Fassung leicht zu Irrtümern. Da εἰ οὐ selten vorkommt, genügt die Bemerkung, dafs in den Kondizionalsätzen „nicht" mit μή übersetzt wird, aufser wenn ein einzelner Begriff verneint wird, z. B. οὐκ ἐᾶν, οὐ φάναι.

In der Darstellung der Formenlehre befolgt W. den von der Sprache selbst vorgeschriebenen Lehrgang, unabhängig von Müllers lat. Gr. Es ist durchaus zu billigen, dafs er nach dem Vorgange anderer Grammatiken die O-Deklination vor die A-Deklination stellt.

Viele Regeln lassen die nötige Präzision vermissen; nicht wenige haben eine zu breite Fassung, so § 19, I; § 20; § 45; § 49; § 56; § 66 u. 67. Die Konsonantenveränderungen haben bei der Lautlehre keine zusammenfassende Darstellung gefunden, sondern sind immer an den betreffenden Stellen eingefügt; dies führt zu vielen Wiederholungen. § 8 sollten Beispiele nicht fehlen. § 13 wäre eine kurze Angabe über die Quantität der Wörter auf α, sowie über den Gebrauch des dorischen Genitivs nicht überflüssig. § 13 heifst es: „Die Substantiva auf της haben im Vok. Sing. α"; hieher gehören auch die Völkernamen auf ης. § 19, b, II ist eine genauere Angabe der Bildung des Vok. Sing. nötig. § 22, 2 sollte es heifsen: „Die Barytona der *T*-Stämme". § 28, 1, b sind die Komparative auf ίων schon bei den Adj. erwähnt; dies sollte erst später bei der Komparation geschehen, wenn diese Formen gelernt werden. § 43 wäre es zweckmäfsig, bei den einzelnen Präpositionen die deutsche oder lateinische Grundbedeutung immer anzugeben. § 50 wäre es klarer anzugeben, dafs die Komposita von αἰνέω in allen Zeiten den kurzen Stammcharakter behalten aufser im wenig gebräuchlichen Perf. Pass. Ebenso würde bei δέω, θύω, λύω und δύω die allg. Regel das Erlernen erleichtern, dafs diese Verba den kurzen Stammcharakter im Perf. Akt. u. Pass. (ohne Einschiebung eines σ) behalten. § 52 ist der Ausdruck „Konsonanthäufung" kaum zulässig. § 56 finden sich noch (!) als Paradigmen der tempora

secunda ἔτυπον, ἐτυπόμην, τέτυπα, ἐτύπην. § 58 steht das ungebräuchliche ἔκραγον statt ἀνέκραγον. § 69 würde die tabellarische Darstellung der Verba die Übersichtlichkeit wesentlich fördern. § 71, 8 fehlt bei ζεύγνυμι die Form ἐζεύχθην neben ἐζύγην, ferner fehlt bei μίγνυμι die Form ἐμίγην neben ἐμίχθην. § 72, 7 sollte neben dem Opt. καθήμην (von κάθημαι) die andere Form καθοίμην nicht fehlen; die 2. Pers. mufs, wenn man sie angeben will, καθῇο heifsen, nicht καθῆσο (vgl. κεκλῇο).

So findet sich gar manches, was bei einer zweiten Auflage der Verbesserung bedürftig ist. Der Verf. erwähnt in der Vorrede, dafs von den Vorarbeiten besonders die Grammatiken von Kühner-Blafs, Krüger und Madwig benützt werden. Hätte er auch die neueren vortrefflichen, durch Einfachheit ebenso wie durch übersichtliche Gruppierung ausgezeichneten Grammatiken von Gerth, Fritzsche, Hahne u. a. mehr beachtet, so würde er sicher daraus manchen Vorteil gewonnen haben.

Soll ich mein Urteil über das ganze Buch kurz zusammenfassen, so mag dasselbe an jenen Anstalten, an welchen im lateinischen Unterricht die Grammatik von H. J. Müller im Gebrauche ist, vom Standpunkte der Konzentration des altsprachlichen Unterrichtes aus nicht ohne Vorteil benützt werden, dagegen an anderen Anstalten dürfte es schwerlich einfachere und übersichtlichere Lehrbücher verdrängen.

München. Dr. J. Haas.

Griechische Formen- und Satzlehre von Dr. K. Reinhardt und Dr. E. Roemer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1899. VIII u. 235 S. Preis 3 Mark.

Die Formenlehre, eine Neubearbeitung der zweiten Auflage der kurzgefafsten Formenlehre von Roemer, zeichnet sich durch klare Fassung der Regeln vor vielen anderen ähnlichen Arbeiten aus und gibt, worauf ich als auf einen besonderen Vorzug hinweisen möchte, an geeigneten Stellen recht übersichtliche, sicheres Verständnis fördernde Zusammenstellungen zusammengehöriger Dinge; so bringt § 42 alles Notwendige über die Behandlung der Präpositionen in den Verbis compositis, § 54 die Bedeutungen und Composita der Verba τίθημι, ἵημι, δίδωμι, ἵστημι, § 56, 2 die Bedeutungen und Composita der Verba, die einen bindevokallosen Aorist nach Art von ἔστην bilden.

Die Satzlehre schliefst sich, da sie dem Plane dient, für die Unterweisung in den fremden Sprachen übereinstimmende Satzlehren herzustellen, bezüglich ihrer Gestaltung der französischen Satzlehre von Dr. Banner (Velhagen und Klasing, 1895) und besonders der lateinischen von Dr. Reinhardt (Weidmannsche Buchhandlung, 1896) überall aufs engste an. Die stete Bezugnahme auf das Lateinische hat gewifs ihre grofsen Vorteile, beeinträchtigt aber doch auch hier und da die Übersichtlichkeit, indem sie veranlafst, Zusammengehöriges zu trennen, was dann wieder Verweisungen und Wiederholungen nötig macht;

dies gilt besonders von dem Abschnitt „Subjekt- und Objektsätze § 183—189". Ob es praktisch war, § 169—181 allgemeine und dann § 182—204 besondere Regeln über die Nebensätze zu geben, läfst sich, weil bei letzteren immer wieder auf erstere verwiesen werden mufs, billig bezweifeln; es ist wohl auch diese Einrichtung auf Rechnung des Systems zu setzen. Gut ist dagegen die vergleichende Nebeneinanderstellung der Behandlung der potentialen und irrealen Behauptungs- oder Urteilssätze im Griechischen, Lateinischen und Deutschen. Eigentümlich ist die Verwendung des griechischen Wortregisters zur Syntax, um Konstruktionen der Kasus- und Satzlehre, die im Buche selbst nicht erwähnt sind, nachzutragen, z. B. *τιμωρεῖσθαί τινα* nach 77, *τινά τινος* nach 121; *κενός τινος* nach § 106, 2; *ἐοικέναι* m. d. Inf. nach 148; *εὐλαβεῖσθαι* m. *μή* u. d. Inf. nach 144 u. s. w. Im einzelnen möchte ich noch Folgendes bemerken: *δεῖσθαί τινός τι* petere ab aliquo aliquid (§ 115) bedarf der Einschränkung, ebenso die Bemerkung zu § 121: Zu diesem Genetiv (des Grundes bei *γράφεσθαι, φεύγειν, φθονεῖν* u. a.) können auch die Präpositionen *ἕνεκα* und *περί* treten. In § 132 Abs. 2 ist von einem Genetiv zur Angabe des Raumes auf die Frage: wodurch? die Rede, womit Wendungen wie *θέειν πεδίοιο* gemeint sind; aber „wodurch?" Die Regel in § 180: „Die abhängigen Fragesätze können ebenso eingeleitet werden, wie die direkten Fragen" ist in dieser Fassung nicht zu halten. In § 194 sollte als Übersetzung zu *ἐπάν* u. s. w. nicht nachdem, sondern in Übereinstimmung mit S. 175 wann, so oft als angegeben sein. In § 212 sollte erwähnt sein, dafs durch *καίπερ* eingeleitete Participialkonstruktionen die Negation *οὐ* haben. Druckversehen habe ich nur ganz wenige bemerkt: S. 113 Z. 14 v. o. steht *ἀλεξεσθαι*, S. 134 Siehe § 71 statt 72, S. 156 Z. 11 v. o. *Οι*, S. 167 Z. 6 v. u. *τῆν*, S. 188 Z. 9 v. u. Participalkonstruktion.

Regensburg. Frdr. Zorn.

Mayr Ludwig, *ΧΑΡΙΤΩΝ ΠΟΛΙΣ.* Die Stadt der Grazien. Griechisch mit deutscher Übersetzung. Graz (Cieslar) 1897.

Der Verfasser, k. Professor am Staatsgymnasium in Graz, schildert in 326 homerischen und ebensoviel gegenüberstehenden deutschen Hexametern seine liebliche steirische Heimatstadt (der schon Hamerling jenen graziösen Titel gab) und ihre Umgebung mit einer überraschend sicheren Beherrschung der homerischen Diktion und — Naivetät. Amüsant ist es zu lesen, wie er die modernsten Dinge mit homerischen Worten zu bezeichnen weifs, so den Telegraphen mit *σπινθὴρ ἑκάεργος*, das Velociped mit *σιδήρεος ἵππος*. Auch fehlt es nicht an Humor, so besonders in der Anspielung auf die bekannte Affaire im Lugloch, die als ein Eindringen in die Zaubergrotte der erzürnten Kirke dargestellt wird. Allerdings wird die Diktion der drolligen Verse durch den allzu häufigen Mangel einer richtigen Cäsur einigermafsen geschädigt z. B. v. 119 heifst es von der Post

ἔνθεν δ' ἐκπέμπουσιν | πάντοσε σήματα πολλά.

Doch ist eine so liebliche Gabe nicht dazu da, unter der Lupe betrachtet zu werden, und so sei das niedliche Gedicht allen humorliebenden Kollegen bestens empfohlen.

München. Dr. J. Menrad.

Paul Passy, Abrégé de prononciation française avec un glossaire des mots contenus dans *le français parlé.* Leipzig, Reisland. 1897. 51 S.

Dieser Abrifs gibt eine flüchtige Beschreibung der französischen Laute und ihrer Verwendung in der Sprache, hie und da unter Berücksichtigung der deutschen und englischen Gegensätze, dazu ein Verzeichnis der in dem Français parlé desselben Verfassers enthaltenen Wörter sowohl in der gebräuchlichen Orthographie als in der phonetischen Umschrift.

Es fällt mir nicht ein, in die Angaben eines nationalen Phonetikers wie P. Passy den geringsten Zweifel zu setzen, und es geschieht blofs, um meiner Referentenpflicht zu genügen, wenn ich ein paar Fälle hervorhebe, in denen der Verfasser von der herkömmlichen Aussprache abzuweichen scheint. S. 15 sagt er: „ai se prononce généralement (ε) comme dans laid (lε), j'aurais (ʒɔrɛ). Il se prononce (e) dans . . . je sais (se), je fais (fe)", im Wörterverzeichnis aber steht fais = fε; u in bluet soll wie θ lauten (Vokalharmonie?); extrême und excuse wie estrême und escuse; Bex = bε (S. 24). S. 21: „g vaut (g) devant les consonnes et les voyelles a, o, u; il vaut (ʒ) devant e, i, y : genre etc. — et dans le mot envergure (ãvεrʒy:r)"; das ist doch offenbar das Substantiv von enverger, das man sonst envergeure oder enverjure schreibt, das Substantiv von enverguer aber envergure. Von h heifst es: „h est le plus souvent muet. Il vaut (h) — nach S. 10 une fricative très faible — dans un certain nombre de mots comme hure, hache, haillon, harde, hêtre."

Die Darstellung der Vokale ist sehr knapp und dürfte dem, der sich nicht schon anderweitig mit Phonetik befafst hat, kaum genügen. „En les formant (les voyelles), les lèvres prennent une position correspondante à celle de la langue: fort arrondissement pour la voyelle d'arrière fermée, arrondissement moindre pour (o), (ɔ), position neutre pour (α), (a), écartement des coins pour (ε), (e), écartement encore plus grand pour (i). Les voyelles (œ), (θ), (y) sont anormales: à mesure que le devant de la langue se rapproche du palais dur, les coins des lèvres se rapprochent au lieu de s'écarter. Ainsi (θ) — soll heifsen (œ) — réunit la position de langue de (ε) à la position de lèvres de (ɔ) etc." Wie soll nun ein beginnender Nichtfranzose unterscheiden z. B. zwischen (α) und (a) in le bois und je bois, la boîte und il boite?

Würzburg. J. Jent.



Baetgen, L. Der französische Unterricht. Separatabdruck aus Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik.“ 40 S. Langensalza. H. Beyer u. Söhne. 1896.

Lange, Dr. G. Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im französischen Unterrichte. Vortrag gehalten auf der Jahresversammlung des Sächs. Gymnasial-Lehrervereins zu Wurzen (1897). 40 S. Wien. Hölzel 1897.

Diese beiden Schriften, deren Besprechung Ref. infolge Erkrankung leider lange hinausschieben mufste, können der Aufmerksamkeit der Hrn. Fachkollegen bestens empfohlen werden, da sie, mit zu den besten unter den vielen neueren pädagogischen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete zählend, jedem strebsamen Lehrer, möge er der Reformidee huldigen oder nicht, eine anziehende und mannigfach anregende Lektüre gewähren werden.

Baetgen, dessen Erörterungen selbstverständlich auf der reichen, ihm vorangegangenen einschlägigen Literatur fufsen und sich durch Kürze der Fassung neben grofser Klarheit auszeichnen, nimmt den Leser durch strenge Objektivität und anerkennenswertes Mafshalten für sich ein; stets bleibt er auf dem Boden des zu Erreichenden, nie gibt er sich Utopien hin, gleich Münch, dem er würdig an die Seite gestellt werden darf, und mit dem er sich sehr oft in Übereinstimmung befindet.

Lange kann naturgemäfs kein so allgemeines Interesse beanspruchen, da sich seine Auseinandersetzungen auf einen ganz engen Kreis beschränken müssen; doch sind sie nicht minder klar und anziehend und für den behandelten Stoff sehr lehrreich. Von dem Gedanken ausgehend, dafs es zur richtigen Beurteilung des praktischen Wertes einer neu einzuführenden Methode oder eines neuen Lehrmittels wünschenswert erscheine, über mit denselben angestellte Versuche zuverlässige Auskunft zu erhalten, gibt, wie Klinkhardt s. Z. für das Englische, so Lange für das Französische Genaueres über seinen Unterrichtsbetrieb und die dabei gesammelten Erfahrungen bekannt.

Dieselben erstrecken sich über 2 Klassen, eine Untertertia und eine Quarta. Die Schüler der ersteren wurden 2 Jahre lang, die der letzteren 1 Jahr hindurch neben dem Elementarbuche von Plötz bez. neben Plötz-Kares und dem Lesebuche von Benecke und d'Hargues unter Heranziehung der 4 Landschaftsbilder von Hölzl unterrichtet, mit im Verhältnis zu anderen Klassen sehr günstigem Erfolge. Das Eine ergibt sich aus L's Schrift, dafs ein tüchtiger, sprachgewandter Lehrer in kleinen Klassen bei genügender Stundenzahl (IV hat in Sachsen im Gy. 5 Wochenstunden) die Anschauungsmethode in hohem Grade nutzbringend ausgestalten kann.

Ayrolle, C. De Bayonne à Toulouse. Excursions de vacances. Avec 21 gravures et 1 plan. 60 S.

Moulin, A. Le long de la mer bleue à Bicyclette. Lettres de voyage. Avec 29 gravures et 1 plan. 57 S. Leipzig. Voigtländer. 1898. Je 80 Pf.

Es war ein glücklicher Einfall, der die Voigtländer'sche Verlagshandlung veranlafste, einen Versuch mit diesen Bilderheften für den Sprachunterricht zu machen, welche je eine in sich abgeschlossene Schilderung von Land, Leuten und Sitten aus der Feder eines gewandten Schriftstellers enthalten sollen. In guter, leichtverständlicher Sprache geschrieben, mit zahlreichen, zum Teil sehr guten Abbildungen ausgestattet werden die zwei vorliegenden Hefte, welche den Leser in kulturgeschichtlich und landschaftlich hochinteressante Gegenden führen, sich als zum Unterrichte in mittleren und oberen Klassen, besonders aber zur Privatlektüre sehr brauchbare Lehrmittel erweisen.

München. Wolpert.

Analytische Geometrie der Kegelschnitte mit besonderer Berücksichtigung der neueren Methoden nach George Salmon frei bearbeitet von Dr. Wilhelm Fiedler, Professor am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich. Erster Teil. 6. Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1898.

Ein Werk, das bereits die 6. Auflage erlebt, bedarf wohl kaum mehr einer besonderen Empfehlung, zumal wenn es ein Gebiet der höheren Mathematik umfafst, das naturgemäfs keinen sehr umfangreichen Leserkreis besitzen kann. Der Autor hat auch diesmal, wie bei jeder Neuauflage, wieder Verbesserungen und Ergänzungen angebracht, damit das Buch den modernen Anforderungen entspreche. Durch die beständige Vermehrung des Stoffes mufste aber dasselbe allmälig mehr den Charakter eines Nachschlagewerkes erhalten und sich von der Darstellungsweise eines Lehrbuches entfernen, das in abgerundeter Form nur das Notwendigste zu geben hat. Diesem Mangel suchte der Verfasser in der Neuauflage dadurch, und wie uns scheint auch mit Glück, abzuhelfen, dafs er jene Abschnitte, die bei einem ersten Studium übergangen werden können, mit einem * bezeichnete. Die Brauchbarkeit des Buches für Lehrzwecke hat dadurch wesentlich gewonnen. Von anderen Veränderungen gegen die vorhergehenden Auflagen ist nur die Vermehrung der Beispiele sowie die Fortführung der äufserst wertvollen Literaturnachweise bis auf die neueste Zeit zu nennen.

Analytische Geometrie des Raumes von George Salmon, deutsch bearbeitet von Dr. Wilhelm Fiedler, Professor am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich. I. Teil. Die Elemente und die Theorie der Flächen zweiten Grades. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1898.

Auch dieses Werk der um die Ausbildung der höheren Geometrie



so hochverdienten Verfasser bedarf keiner weiteren Empfehlung mehr, da es längst jeder Mathematiker kennt, der sich jemals mit höherer Raumgeometrie beschäftigte. Wir wollen daher nur hervorheben, worin sich die vorliegende Neuauflage von den älteren unterscheidet. Zunächst sind die homogenen projektivischen Koordinaten, wie sie Plücker eingeführt und Clebsch ausgebildet hat, in einem eigenen Kapitel (IV) eingehender als früher behandelt worden, dann wurde die Lehre von der Kollineation und Reziprozität ebenfalls in einem eigenen Kapitel (VIII) ausführlich untersucht und ihre Beziehung zu den Flächen zweiten Grades studiert. Im Anschlufs hieran war es nun möglich, die Theorie der Raumkurven 3[ter] Ordnung und ihrer Developpabeln, die projektivische Erzeugung der Komplexe, wie sie durch Reye und Sturm entwickelt wurde, die lineare Transformation der Flächen zweiten Grades in sich und die konfokalen Systeme in kollinearen Räumen klarer und übersichtlicher darzustellen. Neu aufgenommen wurden unter Anderem die schönen Arbeiten von Staude über konfokale Flächen 2[ten] Grades und die Hauptsätze der Geometrie der Kugelsysteme, die Fiedler schon früher in einem eigenen Werke behandelt hat.

München. A. v. Braunmühl.

Kirchhoff G., Vorlesungen über mathematische Physik. 1. Band. Mechanik. 4. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. W. Wien. Mit 18 Figuren. 464 Seiten. Leipzig. Teubner. 1897.

Ein Lehrbuch, das von seinem Verfasser in drei Auflagen und in dem nachgelassenen Manuskripte zu einer vierten Auflage vollständig ungeändert gelassen wird, gehört zweifellos zu jenen Meisterwerken der Literatur, die trotz der fortschreitenden Entwicklung der Wissenschaft in Hinsicht auf Lehrmethode gerade so, wie sie sind, auch für spätere Generationen einen bleibenden Wert besitzen. Der nunmehrige Herausgeber hat sich demgemäfs auch darauf beschränkt, die wenigen Versehen, meist Schreib- oder Druckfehler, zu verbessern, welche in den vorigen Auflagen trotz der Sorgfalt, die Kirchhoff auf druckfertige Arbeiten verwandte, stehen geblieben waren.

Föppl Dr. A. Die Geometrie der Wirbelfelder. In Anlehnung an das Buch des Verfassers über die Maxwell'sche Theorie der Elektricität und zu dessen Ergänzung. 108 Seiten. Leipzig. Teubner. 1897.

Der Verfasser hatte bereits bei Erscheinen seines Buches über die Einführung in die Maxwellsche Theorie, welches ich bei meiner Besprechung im 32. Jahrgange unserer Zeitschrift S. 634 namentlich wegen der ungemein klaren, leicht fafslichen Behandlung des Stoffes empfehlen zu dürfen glaubte, einen Nachtrag in Aussicht gestellt, in welchem bestimmte schwierigere Abschnitte jener Theorie näher be-

trachtet werden sollten. Zu diesen rechnete er in erster Linie eine eingehendere Darstellung der Vektorfunktionen, die nun in der oben genannten Schrift vorliegt. Er behandelt demgemäfs in derselben vorzugsweise die allgemeinen geometrischen Eigenschaften physikalischer Felder, d. h. jene Eigenschaften derselben, welche von allen physikalischen Hypothesen unabhängig sind. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, dafs gelegentlich bei Anwendungen auch die physikalischen Eigenschaften dieser Felder in den Kreis der Betrachtung gezogen werden.

Nach einem einleitenden Kapitel, in welchem der Begriff Feld scharf abgegrenzt, die Vektorfunktion definiert und dargelegt wird, dafs sich dieselbe durch eine bestimmte hydrodynamische Konstruktion in ähnlicher Weise darstellen läfst, wie etwa eine algebraische Funktion einer Variablen durch eine Kurve, in welchem dann die in dieser Konstruktion auftretenden Begriffe Quelle und Wirbel, sowie die gegenseitigen Ableitungen des Vektor-, Potential- und Quellenfeldes dargelegt werden, behandelt ein zweites Kapitel die linearen Vektorfunktionen und die Arten ihrer Darstellung, ein drittes das quellenfreie Feld mit einem Wirbelfaden und die Zurückführung desselben auf ein wirbelfreies Feld; im vierten Kapitel werden die Wirbelintegrationen der quellenfreien Vektorfunktion ermittelt, im letzten endlich beliebige Funktionen und Raumsummen untersucht. Aus dieser kurzen Inhaltsangabe erhellt, dafs die Schrift einen vorwiegend mathematischen Charakter trägt; der Verfasser will eben nachweisen, wie sich physikalische Probleme mit neueren und man darf wohl sagen besseren Methoden untersuchen lassen. Auch diese Schrift setzt ebenso wie das oben erwähnte gröfsere Werk des Verfassers zum Verständnisse nur das Vertrautsein mit den Elementen der Differential- und Integralrechnung voraus; sie ist ebenso klar und fafslich geschrieben wie jenes und kann auch ohne Kenntnis desselben studiert werden; immerhin ist ein vorhergehendes Studium der einschlägigen Kapitel des Föppel'schen Buches über die Maxwell'sche Theorie dringend zu empfehlen, weil der Verfasser in der hier besprochenen Schrift mehrfach nur kurz andeutet, was er dort ausführlich bespricht und sich auch stellenweise auf Entwicklungen jenes Werkes beruft.

Vogt J. G. Das Wesen der Elektricität und des Magnetismus auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes. 134 Seiten. Leipzig. Wiest. 1897.

Eine Hypothese, welche die Vorgänge im Gebiete der Elektricität und des Magnetismus in einigermassen befriedigender, einspruchsfreier Weise zu erklären gestattete, haben wir bekanntlich bis jetzt noch nicht; am unwahrscheinlichsten ist jedenfalls die zwar für didaktische Zwecke äufserst bequeme und deshalb in den Lehrbüchern der Physik noch immer gebrauchte Theorie zweier Fluida, die also von positiver und negativer Elektricität, von positiven und negativen Strömen spricht, obwohl sich diese beiden vermeintlichen Arten von Elektricität ihrem

Wesen nach sicherlich in nichts unterscheiden. Aber auch die Faraday-Maxwellsche Molekulartheorie, welche namentlich seit den Aufsehen erregenden Hertz'schen Versuchen zu grofsem Ansehen gelangte, leidet unter der Schwäche, dafs man sich über das Wesen des Aethers, der bei derselben eine so grofse Rolle spielt, nicht im Klaren ist.

Der Verfasser erkühnt sich nun, eine Hypothese gefunden zu haben, mittels deren sich elektrische und magnetische Erscheinungen in einfacher, überzeugender Weise einerseits erklären, andererseits folgern lassen und man mufs gestehen, soweit sich über eine so schwierige Frage auf Grund von elementaren Mitteln, deren sich der Verfasser durchweg bedient, ein Urteil abgeben läfst: die Vogtsche Theorie leidet jedenfalls nicht unter den Widersprüchen, die namentlich der Dualitätstheorie in so bedenklicher Weise anhaften.

Nach seiner Annahme ist das ganze Weltall mit einer kontinuierlichen Substanz erfüllt, der er keine andere Eigenschaft beilegt als das Bestreben, sich zu verdichten. Tritt nun an irgend einer Stelle eine Verdichtung ein, so mufs sich eben wegen der Kontinuität der Materie an einer anderen Stelle eine Verdünnung ergeben. Vogt unterscheidet zwischen Weltkörpermassen und dem Aether; erstere haben die mittlere Dichte in dem einen, letztere dieselbe in dem anderen Sinne überschritten; jenen schreibt er vorwiegend potentielle, diesen aktuelle Energie zu und sieht in dem fortwährenden Kampfe zwischen beiden Gruppen den Grund zu allen physikalischen, in erster Linie zu den elektrischen und magnetischen Prozessen. Wie sich nun aber mit Hilfe dieser Theorie der scheinbare Gegensatz zwischen positiver und negativer Elektricität, die Erzeugung derselben, die Eigenschaften und Modifikationen der elektrischen Konstellation, der Elektromagnetismus und alles, was mit diesen Erscheinungen zusammenhängt, also etwa die Influenz, die elektrischen Wellen, die magnetische Polarität, die Induktion, in wirklich einheitlicher, befriedigender Weise unter Verzicht auf jede Fernewirkung erklären lassen, das hier darzulegen ist mit Rücksicht auf den zu Gebote stehenden Raum ganz unmöglich. Mag Vogts Hypothese die richtige sein oder nicht, jedenfalls ist das Studium dieser Abhandlung, die zwar in erster Linie für den Philosophen geschrieben ist, auch für den Physiker von grofsem Interesse. Bezüglich der formellen Seite ist nur zu bedauern, dafs der Verfasser stellenweise in einen gar zu polemisierenden, sich vielfach in unberechtigten Ausfällen gegen die Physiker ergehenden Ton verfällt; im übrigen ist die Abhandlung zwar breit, aber klar und anregend geschrieben.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Moritz Cantor. Dritter Band. Vom Jahre 1668 bis zum Jahre 1759. Dritte Abteilung. Die Zeit von 1727 bis 1758. Leipzig 1898. Druck und Verlag von B. G. Teubner. S. 475–893. gr. 8°.

Mit dieser Schlufslieferung, welche zugleich den trefflich über-

sichtlichen Namen- und Sachindex zum dritten Bande enthält, ist dieser selbst und damit auch das monumentale Werk abgeschlossen, mit welchem der Altmeister der mathematischen Geschichtsforschung die deutsche Literatur bereichert hat. Es sind drei gewaltige Bände, in denen ein ungeheuerer Stoff angesammelt und aufs glücklichste disponiert ist, und jeder Studierende, jeder Lehrer sieht sich nunmehr in den Stand gesetzt, irgend ein Problem, das ihn beschäftigt, durch den Lauf der Zeiten hindurch bis zu seinem Urquell zurückverfolgen zu können. Damit soll nicht im entferntesten gesagt sein, dafs nun etwa diese Seite wissenschaftlicher Arbeit ihre vollständige Erledigung gefunden habe, dafs es auf dem Boden, den der Autor einer so gründlichen Beackerung unterzogen, nichts mehr zu ernten gebe. Im Gegenteile! Das ist gerade einer der Vorzüge solch grofser Leistungen, dafs sie anregend und belebend wirken, und die Fülle der Aufgaben, welche heutzutage jede Disziplin in sich schliefst ist eine so ungemein grofse, dafs Keiner zu fürchten braucht, es bleibe für ihn nichts mehr zu thun übrig, wenn er es nur eben in der richtigen Weise anfängt. Um nur ein Beispiel anzuführen, können wir darauf hinweisen, dafs bei Cantor gerade die Trigonometrie gewifs nicht zu kurz gekommen ist, und trotzdem hoffen wir in nicht zu ferner Zeit eine Geschichte dieses Spezialfaches vielleicht an dieser Stelle besprechen zu können, durch welche uns neue Thatsachen und Gesichtspunkte in gröfserer Zahl bekannt werden dürften. So wird es sich auch auf anderen Gebieten verhalten, und vor allem wird sich der Eifer der jüngeren Mathematik jenem Jahrhundert zuwenden können, welches zwischen dem Zeitpunkte, den sich Herr Cantor zum Schlufsziele gesetzt hat, und der Entstehung der modernen Funktionenlehre verflossen ist. Das Jahr 1759, mit welchem der dritte Band sein Ende findet, ist selbstverständlich bis zu einem gewissen Grade willkürlich gewählt; das Auftreten Lagranges leitet aber in der That auch eine ganz neue Epoche ein, die des unbedingten Vorwiegens rein analytischer Betrachtung, und da nun doch einmal, schon aus äufseren Gründen, irgendwo der Schlagbaum niederfallen mufste, so kann man sich mit der Beschränkung wohl einverstanden erklären, welche der Verf. sich und seiner rastlosen Feder auferlegt hat.

Die Gesamtanlage dieser dritten Lieferung ist wesentlich dieselbe, welche wir bereits kennen. Es werden zuerst die sich allmählich häufenden Versuche historischer Gestaltung besprochen, wobei der verdiente Montucla die vollste Anerkennung findet. Daran reiht sich die Geschichte der Rechenkunst, die erstmalig zwei bisher viel zu wenig gewürdigten Deutschen, Clausberg und Hübsch, zu ihrem Rechte verhilft; die Geschichte der Elementargeometrie hatte vorwiegend von Saccheris geistvollen, der „Pangeometrie“ vorarbeitenden Bemühungen um die Erkenntnis des Parallelenaxiomes Notiz zu nehmen, aber auch R. Simson, Stewart und — nicht zum wenigsten — L. Euler wollten berücksichtigt sein. Die Entwicklung der Algebra wird zunächst bis 1745 verfolgt; in der betreffenden Periode wurde der Grund zu dem gelegt, was wir gegenwärtig „Theorie der höheren Gleichungen“

nennen; von 1746 ab erscheint in derselben als ein neues Ferment die Notwendigkeit, den Fundamentalsatz der Algebra, dafs jede Gleichung von n ten Grade n Wurzeln habe, auch wirklich zu beweisen. Ein eigenes Kapitel ist der Zahlentheorie gewidmet, welche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin ihr „eigenbrödlerisches“ Wesen abzustreifen und zur übrigen Mathematik in lebhaftere Beziehungen zu treten sich anschickt. Der richtige Mittelsmann ist Euler, der auch Kombinatorik und Wahrscheinlichkeitsrechnung pflegt, für welch letztere aber besonders auch D. Bernoulli und De Moivre erfolgreich thätig waren. Ungemein viel Platz nimmt die Reihenlehre in Anspruch, über deren Bedeutung man erst sehr allmählich klarer denken lernte, auch nachdem die Technik der Reihenentwicklung und Reihensummierung bereits recht erhebliche Fortschritte gemacht hatte; hielt doch sogar ein Euler noch divergente Reihen für ein würdiges Forschungsobjekt, während freilich D. Bernoulli bei dieser Gelegenheit wiederum durch die scharfe Nüchternheit seines Urteiles den Freund und Landsmann übertrifft. Dafs dabei auch der Kettenbrüche und unendlichen Produkte gedacht wird, versteht sich von selber. Euler wird uns sodann als der Begründer der Analysis des Endlichen, wie nicht minder einer systematischen Auffassung der Infinitesinalrechnung geschildert, und so wenig er auch mit allen begrifflichen Schwierigkeiten, die sich anläfslich solcher Arbeit in Masse aufdrängen mufsten, vollständig fertig wurde, hat er doch zuerst es dahin gebracht, den Jüngern der Wissenschaft Lehrbücher in die Hand zu geben, aus denen sie regelrecht erlernen konnten, was bisher mühsam aus Zeitschriften zusammenzusuchen war. Auch die Koordinatengeometrie, welche durch Parents, Clairaut, Braikenridge, De Gua, Maclaurin u. a. der Kinderschuhe längst entwachsen war, wurde erst durch Euler, der nun einmal in vorliegender Lieferung den natürlichen Mittelpunkt darstellt, in die uns geläufige Form gebracht, während in sachlicher Beziehung der junge Genfer Cramer die eigentliche Kurvenlehre noch intensiver förderte. Die Erfindung und Ausbildung der Variationsrechnung, zu der allerdings Jakob Bernoulli den Grundstein gelegt hatte, ist der letzte der noch in den Rahmen des Werkes fallenden Ruhmestitel Eulers, in dessen zahllosen Abhandlungen aber zugleich die Keime zu selbständiger Auffassung der Lehre von den bestimmten Integralen und von den Differentigleichungen sich nachweisen lassen. Das Problem der schwingenden Saiten füllt ganz mit Recht die letzten Blätter; kennzeichnet es doch einen bedeutsamen Wendepunkt insoferne, als es in seinem Schofse die Zurückführung willkürlicher auf reguläre Funktionen und überhaupt gewisse prinzipielle Fragen birgt, mit deren Erörterung auch noch das XX. Jahrhundert vollauf zu thun haben wird.

Einzelheiten hier zu diskutieren, würden sich wohl kaum verlohnen. Als Wunsch für die hoffentlich recht nahe bevorstehende zweite Auflage möchten wir u. a. den vorbringen, dafs Dan. Bernoullis Studien über Kettenbrüche noch etwas mehr in den Vordergrund treten möchten, da er doch unseres Wissens der erste ist, der die Näherungswerte des einfach-periodischen Kettenbruches in independenten Aus-

drücken wiederzugeben gelehrt hat. Bei der sogenannten „Kettenregel" (S. 499) möchte sich wohl empfehlen, dem ersten Auftauchen eines zwar etwas mechanischen, aber doch überaus zweckmäfsigen Rechnungsverfahrens nachzuspüren, wozu Kästner (im Hindenburgs „Arch. d. reinen u. angew. Mathem.", II, S. 334) einige Anleitung gibt. Der Umstand, dafs Herr Cantor die Vorreden der einzelnen Bände seines Werkes dazu benützt, kleinere Richtigstellungen und Ergänzungen nachzuholen, die ihm von wissenschaftlichen Freunden geliefert wurden, sichert einem jedem, der ein Steinchen zu dem gewaltigen Bau beitragen zu können glaubt, wohlwollende Beachtung von Seiten des Baumeisters.

München. S. Günther.

Hellas Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Carl Curtius. Stuttgart, Verlag von Krabbe 1897. Preis 5 M.

Ein guter alter Bekannter stellt sich uns in modernisiertem Gewande vor. Die Aufgabe des Ref. mufs dabei darin bestehen, zu untersuchen, ob die am Anfange unseres Jahrhunderts gehaltenen, in der Mitte desselben herausgegebenen Vorträge infolge der vorgenommenen Neuerungen noch jetzt — fin de siècle — Anspruch auf Beachtung haben. Von diesem Gesichtspunkte aus fasse ich mein Urteil in Folgendem zusammen.

Die aus warmer Begeisterung für das Hellenentum hervorgegangenen Vorträge sind in ihrer idealen Auffassung, ihrer fliefsenden, leicht verständlichen und teilweise schwungvollen Sprache auch jetzt noch geeignet, Schüler der oberen Klassen und gebildete Laien für sich zu gewinnen. Bei der Neubearbeitung wurden die Ergebnisse der rührigen Forschungen auf dem Gebiet der politischen Geschichte und namentlich die zahlreichen Funde auf archäologischem Gebiete geschickt dem alten Bestande eingefügt und so ein Werk geschaffen, das es verdient, in unseren Schülerbibliotheken neben Roth-Westermayer einen ehrenvollen Platz einzunehmen.

Trotz dieses günstigen Urteils sehe ich mich veranlafst, einige Ausstellungen zu machen, die bei einer folgenden Auflage Berücksichtigung finden mögen.

S. 14 Z. 4 v. o. steht: Unterhalb (?) des Isthmus breitet sich die Peloponnes aus. — S. 15 Z. 11 u. 13: Der poetische (?) Peneios ergiefst seine spiegelnden (?) Wasser durch . . . — S. 18 Z. 23 Aetolien erstreckt sich von Acheloos westlich (?) bis über den Euenos hinaus. — S. 23 in der Mitte steht: Westlich (?) von Phokis lag Böotien. — S. 27: Attika wird im Nordwesten durch den Helikon (?) von Böotien geschieden. — S. 29 in der Mitte heifst es von Pheidias, er (?) wölbte (??) Tempel und Hallen. — In der Theaterfrage hätte S. 33 Dörpfelds noch unsichere Ansicht nicht allein vorgetragen werden sollen. Das fast gleichzeitig erschienene Werk von Bethe, dessen Ansichten in den Hauptsachen richtig sind, mufste erwähnt werden. — S. 47 Z. 11 v. u. mufs

es: vom Alpheios, vom Kladeos heifsen. — S. 105 ist zu lesen: Ein umherziehendes Volk neigt sich notwendig zur Republick (?). — S. 126 Z. 10 mufs das Komma sinnentsprechend nach „nicht" stehen. — S. 177 Z. 9 v. u. weist zwei Druckfehler auf. — S. 193 i d. Mitte steht „nämlich" sinnstörend. — S. 194 ist Kleon zu hart beurteilt. — S. 224 ist die Scene zwischen Kritias und Theramenes zu sehr gekürzt und dadurch kaum verständlich. — S. 227 Z. 7 v. u. heifst es von den Feldherrn in der Anabasis: Sie kehrten nicht lebend (?) zu den Ihrigen zurück. — S. 228 u. 229 und öfter wechselt ohne Grund das hist. praes. mit dem imperf. — S. 241 Z. 4 v. o. steht das Zeitwort „fürchten" in eigentümlicher Verbindung. — S. 252 oben ist Logograph mit Rechtsanwalt (?) übersetzt. — S. 303 Z. 4 v. o. mufs es „erregen" statt „regen" heifsen. — S. 307 war bei den trojanischen Ausgrabungen neben Schliemann auch Dörpfeld zu nennen. — S. 307 hätte in der homerischen Frage statt der Liedertheorie doch die jetzt fast allgemein angenommene Ansicht Platz finden sollen. — S. 326 Z. 14 v. o. ist störend „des" ausgefallen. — S. 360 wäre nach der alten Komödie auch die mittlere mit einigen Worten zu erwähnen gewesen. — S. 374 wird dem Xenophon doch wohl zu viel Ehre erwiesen, wenn er unter die „drei Heroen der hellenischen Geschichtschreibung" gezählt wird. Aufserdem sind öfters Schriftzeichen und Buchstaben abgesprungen oder vertauscht.

Statt der zerstreuten kunstgeschichtlichen Notizen wäre als 4. Teil eine Übersicht über die Entwicklung der griechischen Kunst wünschenswert. Aber bei der Schwierigkeit der Sache, die durch die notwendige Beigabe von Bildern noch erhöht würde, ist es leicht zu begreifen, dafs der Herausgeber darauf verzichtete.

Würzburg. Dr. Baier.

A. v. Sallet, Münzen und Medaillen (Handbücher der K. Museen zu Berlin). Mit 298 Abbildungen. Berlin, W. Spemann 1898. 224 SS. 8°. 3 Mark.

Es gibt kaum ein Buch der neuern numismatischen Literatur, das es mehr verdiente, in einer den Interessen des Gymnasialschulwesens gewidmeten Zeitschrift besprochen zu werden, als das vorliegende: denn von allen Werken des Faches ist es wohl am meisten geeignet, den Zwecken der Schule, Lehrenden wie Lernenden, zu dienen.

Sein Verfasser hat es allerdings nicht für die Schule bestimmt, vielmehr schwebte ihm das Museumspublikum, speziell die Besucher des Berliner Münzkabinetts, vorm Auge: aber das mindert den Wert des Buches für den Gymnasialunterricht im allgemeinen nicht herab, denn Sallet gibt eine umfassende Übersicht über die Gesamtgeschichte der Münz- und Medaillenprägungen, wobei das Berliner Material nur der Exemplifikation dient.

Für die wissenschaftliche Gediegenheit des Werkes aber bürgt schon der Name des Verfassers zur Genüge: es ist einer der glänzendsten auf dem Felde der numismatischen Disciplin! Sallet hat sich sowohl

durch die von ihm herausgegebene „Zeitschrift" wie durch zahlreiche Einzelforschungen, besonders auf dem Gebiet der antiken Numismatik, einen Weltruf gemacht. Über dem vorliegenden Büchlein ist er, der langjährige Direktor des Berliner Kabinetts, gestorben, nachdem er die Drucklegung zu vier Fünfteln noch selber besorgt.

Die „Münzen und Medaillen" sind kein Handbuch in dem uns geläufigsten Sinne des Kompendiums oder Katechismus : es ist weder eine strenge Einteilung noch eine darauf sich aufbauende erschöpfende Vollständigkeit des Stofflichen angestrebt, auch keine Einführung in das wissenschaftliche Fachstudium : der Text läuft ohne Unterbrechung und Kapiteleinteilung fort; die Anordnung ist zwar im ganzen die chronologische, doch sind Abweichungen davon nicht vermieden; Literaturangaben fehlen vollständig[1]. Ich möchte daher das Ganze lieber als ein Lesebuch der Numismatik bezeichnen.

Und zwar ein wirklich gediegenes, inhaltreiches, anregendes!

Wer sich noch nicht mit der Münzkunde beschäftigt hat, der wird aus Sallet hauptsächlich die Bedeutung derselben als einer historischen Wissenschaft im weitesten Wortsinne kennen lernen: reiche und glücklich gewählte Beispiele zeigen die Numismatik als Hilfsdisciplin der politischen und der Kulturgeschichte, der Archäologie, Mythologie, Epigraphik und selbst der Sprachgeschichte.

In erster Linie gilt das Gesagte für das Altertum, das bei Sallet daher nicht ohne Grund über die Hälfte des Buches einnimmt. Möge es mir gestattet sein, aus dieser Partie einige Beispiele herauszugreifen, um die angedeutete Vielseitigkeit der Numismatik daran zu beleuchten!

Wie der Gang der Weltgeschichte auch im kleinen in den Prägungen reflektiert, zeigt uns z. B. ein Didrachmon des jonischen Magnesia mit der Aufschrift *ΘΕΜΙΣΤΟΚΛΕΟΣ* (Sallet S. 10) : es ist ein zeitgenössischer Zeuge für das tragische Schicksal des athenischen Seehelden. Ein gräko-indisches Silberstück mit der Legende *ΣΩΦΥΤΟΥ* (S. 36) gibt uns gewissermafsen die authentische Schreibung des von den Schriftstellern Sophites oder Sopeithes genannten Fürsten, der sich Alexander dem Grofsen unterwarf. Die Besetzung Athens durch Sulla hat in der Numismatik ihre Spuren hinterlassen, allerdings chiffrenartig dunkel, nur dem Numismatiker enträtselbar: auf einem athenischen Tetradrachmon mit dem gewöhnlichen Eulen-Typus erscheinen als Beizeichen zwei Tropäen: Dieselben finden wir aber in ganz gleicher Anordnung, gewissermassen als „Wappen", häufig auf den römischen Denaren Sullas (S. 45). Sogar Cicero begegnet uns, und zwar auch auf griechischen Münzen: Aus seiner Korrespondenz mit Freunden, besonders mit Cato (fam. lib. XV) wissen wir, wie viel der eitle Mann sich als Prokonsul von Cilicien auf seine Feldherrnthaten zu gute that, wie er sogar auf einen Triumph spekulierte; nun, dieser

---

[1]) Geradezu als unabsichtliches Versehen mufs es bezeichnet werden, wenn S. 70 „Cohen I p. 181" erwähnt wird, ein Citat, das in dieser Form dem Nicht-Numismatiker auch unverständlich bleibt.



sein heifser Wunsch wurde ihm allerdings nicht erfüllt, aber das stolze IMP konnte er als „Sieger“ wenigstens seinem Namen anhängen, und so finden wir den M. TVLLIVS auf kleinasiatischen sog. „Cistophoren“ bezeichnet (S. 45).

Wie wichtig die Numismatik als Quelle für die Porträtkunde historischer Persönlichkeiten ist, weifs jedermann; doch denken wir gewöhnlich nur an die Bilder der „Münzherren“ im engeren Sinne des Wortes, die Potentaten der hellenistischen Zeit und die römischen Kaiser mit ihren nächsten Angehörigen, während wir z. B. in der römischen Münze auch den Eroberer von Syrakus, Marcellus (S. 60), T. Quinctius Flamininus, den Griechenbefreier (S. 43), den Diktator Sulla (59), Pompeius den Grofsen (65), Brutus (64) und andere finden. Dafs wir sogar ein Bildnis des Quinctilius Varus besitzen (S. 52), wird besonders die Schüler interessieren. Dagegen haben die Köpfe des britannischen Häuptlings Cunobelinus (= Shakespeares „König Cymbeline“) und der VERCINGETORIXS einer gallischen Münze, trotz Sallet, keinen Porträtwert (beide S. 62). Wohl aber dürfte der Kontorniat (d. h. die breitgeränderte Tessera) mit dem Bildnis des Horaz (S. 108) auf ein authentisches Porträt des Dichters zurückgehen.

Für das weite Gebiet der Altertümer und besonders für Götterkulte und Mythologie bieten die antiken Münzen bei ihrem schier unermefslichen Typenreichtum eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Veranschaulichung. Diese Seite der Numismatik hat Sallet allerdings weniger betont, immerhin gibt er aber auch hier einiges Interessante : ich erwähne die älteste Darstellung aus der Aeneassage auf einer archaischen Münze von Aineia in Makedonien (S. 5). Auch zu allgemein kulturgeschichtlichen Dokumenten können die Münzen bisweilen werden — nicht nur durch ihre Darstellungen, sondern auch durch Technik der Prägung, Feingehalt, Aufschriften. Wie bezeichnend ist z. B. die grofse historische Lüge der Legende: ***Κομόδου βασιλεύοντος ὁ κόσμος εὐτυχεῖ*** (S. 46)!

Mit der Archäologie pflegt die Numismatik innerhalb des Rahmens der klassischen Altertumswissenschaft zunächst verbunden zu werden; zu derselben steht sie ja auch in einer doppelten Beziehung, denn die Münzen sind teils selber Originaldenkmäler der Kunst, teils liefern sie historische Zeugnisse für diese. Bekannt ist es dafs Münzen von Elis uns eine Vorstellung von dem Zeus des Phidias geben (S. 18 u. 19); ein Kupferstück von Athen war es (s. S. 47 — eine Abbildung ist leider nicht gegeben), welches Bestimmung und Benennung der herrlichen Gruppe in der Münchner Glyptothek, Eirene mit Plutos von Kephisodot, ermöglichte. Meisterwerke der Kunst sind unter den Münzen selbst besonders die sizilischen und unteritalischen Prägungen (S. 13, 15, 16 u. a.). An manchen Serien kann man die ganze Entwickelung der griechischen Kunst vom archaischen durch den strengen zum schönen Stil an einem und demselben Typus studieren; auch das erste deutliche Symptom der Kunstentartung, die Archaistik, tritt uns in Münzen der Diadochenzeit entgegen (S. 30, 31), während wir die vollständige Auflösung antiker Kunstform bis zur Barbarei der Byzantiner

in der spätrömischen Münze von Stufe zu Stufe verfolgen können (vgl. etwa S. 90 ff).

Für Epigraphik und Sprachgeschichte werden die Münzen durch ihre Legenden wichtig. Orthographische und flexivische Eigentümlichkeiten, Dialekt- und Mischformen bringen sie der Grammatik zu, neue Wörter dem Lexikon. Sallet gibt ein paar hübsche Beispiele, die z. T. wenigstens für Schüler das Interesse der Neuheit haben: so das archaische ***FAΛEION*** auf Münzen von Elis neben dem ***HΛEIΩN*** der römischen Zeit (S. 19); die literarisch sonst nirgends nachweisbare Bezeichnung ***ΛΛEΞANΔPEION*** „Alexanderstück" auf einem Tetradrachmon des Ptolemaios Soter (S. 30); die indisierte Form des Herakles ***HPAKIΛO*** (S. 41); die Mischform *κεκαλούμενος* einer parthischen Münze (S. 34); das rätselhafte BICIΔIMHΛH auf Stücken der Könige von Axum (S. 42). Unter den römischen Aufschriften sei die archaische Orthographie der März-Iden auf den Münzen des Brutus, EID. MAR., erwähnt (S. 64); eine oskische Legende trägt der Denar des „embratur" Paapius im italischen Bundesgenossenkrieg (S. 60); PIUS PRINCIS (sic) nennt sich Theoderich auf einem grofsen Aureus, dessen schöne Prägung keinen Stempelfehler annehmen läfst (S. 101). Sehr interessant ist die SACRA SENATVS auf einer griechischen Münze der Kaiserzeit (S. 50: es ist eine solche von Mallus Ciliciae, was nicht angegeben wird, vgl. Sallets Zeitschrift 1892, S. 198): dem griechischen *ἱερὰ σύγκλητος* und dem weiblichen Münzbild (Kopf der personifizierten Synkletos) zu lieb ist der römische Senat zu einem Feminin gemacht worden! Um schliefslich noch auf speziell Lexikalisches hinzuweisen, sei das *ἅπαξ εἰρημένον* VEHICVLATIO auf einem Stück des Nerva (S. 81) genannt und die neue Bedeutung von „Parthicus" auf einer Münze des Labienus (S. 64) erwähnt: „Labienus, der mit einem Partherheere seine eigenen Mitbürger bekriegt, nennt sich auf den Münzen Parthicus, was nach altem, würdigem Gebrauch doch nur den Besieger der Parther bedeutet." [1])

Nicht annähernd das gleiche Interesse wie das Altertum erweckt das Mittelalter: was das Formale anlangt, so sind die Münzen höchstens durch die Zierlichkeit ihrer Ausführung und das Ornamentale der Anordnung erfreulich, während sie künstlerisch gar keine Anziehungskraft besitzen; stofflich erstrecken sie sich nur wenig jenseits des Gebietes des Heraldischen. Sallet, dessen eigentliches Forschungsfeld die antike Numismatik war, hat sich übrigens bemüht, auch dieser Epoche gerecht zu werden; doch sagen Kenner des Faches, zu denen Ref. nicht zählt, dafs sie sich an Wert mit der ersten Partie des Werkes bei weitem nicht messen könne. Für die Schule ergibt sich immerhin auch hier eine dankenswerte Ausbeute, z. B. Münzen Pipins und Karls des Grofsen (S. 113—115), Friedrichs des Rotbarts und Heinrichs des Löwen (124. 125) u. s. w. Kunsthistorisch interessant — eine Vorblüte der Renaissance — ist der den antiken Kaisermünzen nachstilisierte Augustal Friedrichs II. des Hohenstaufen (S. 135). Auch

[1]) Einen Beitrag zur Geschichte der Acc. plur.-form auf -is aus der Numismatik habe ich in Wölfflins Archiv XI S. 270 geliefert; die Beispiele Sallets liefsen sich übrigens aus dem Zettelmaterial des Thesaurus ling. lat. reichlich vervielfältigen.



sprachlich fällt in dieser Partie ein und das andre für die Schule Schätzbare ab, z. B. der merkwürdige Bedeutungswandel des mlat. Wortes „ducatus" (S. 136) oder die Etymologie von „Groschen" (S. 150).

Von der Thalerprägung ab — S. 153 zeigt uns das älteste Thalerstück — rechnet man die Neuzeit der Münzgeschichte. Diese ist dem oben erwähnten Zwecke des Buches gemäfs etwas einseitig behandelt, indem die preufsischen Prägungen zu stark in den Vordergrund treten; doch hat ja die preufsische Geschichte von dem Grofsen Kurfürsten ab gröfstenteils allgemein deutsches Interesse. Unter den Abbildungen nicht-preufsischer Münzen seien solche mit den Bildern Kaiser Max I., Karls IX. von Frankreich, der Maria Stuart, Philipps II., der Königin Elisabeth, Oliver Cromwells, Friedrichs V. von der Pfalz, Wallensteins, Washingtons und Napoleons I. erwähnt.

In einer besondern Abteilung werden von Sallet schliefslich die Medaillen behandelt. Die eigentliche Entstehungszeit der Schaumünze ist die Renaissance: hier tritt sie sofort in einem starken stilistischen und technischen Gegensatz zur kursierenden Münze auf, einem Gegensatz, der ihr bis in die neueste Zeit wesentlich verbleibt, während Altertum und Mittelalter nur Münzen von medaillenartiger Bedeutung oder, wenn man will, Medaillen nach der Prägung und dem Fufs von Münzen kennen. Von der Medaillenprägung der Renaissance, die sich mit geradezu verblüffender Schnelligkeit zu einer an die Antike reichenden Höhe der Formvollendung erhebt, gibt Sallet einige hübsche Proben, S. 178—200; für die Folgezeit treten wieder die Hohenzollern stark heraus, welche Einseitigkeit wir in Bayern um so mehr bedauern müssen, als eine Reihe von Wittelsbacher Medaillen zu den schönsten Prägungen in deutschen Landen gehört. Leider ist auch die allerneueste Zeit der Stempelschneidekunst schlecht weggekommen, da sie nur durch die Medaille Brakenhausens mit dem Bildnis des Kollegen von Sallet, Dannenberg, vertreten ist: hier wären wohl Meisterwerke wie der Gottfried Keller von Böcklin, der Bismarck von Hildebrand oder ein „Roty" am Platze gewesen.

Doch diese Ausstellungen sollen den Wert des vortrefflichen Buches so wenig beeinträchtigen, wie dies ein paar Versehen und formale Holprigkeiten vermögen, deren Erwähnung wir hier ohne Gefahr für den Leser glauben unterdrücken zu dürfen. Mögen Sallets „Münzen und Medaillen" sich recht viele Freunde in der Lehrerwelt erwerben.

München. O. Hey.

E. Petersen, Vom alten Rom. Leipzig, E. A. Seemann. 1898. S. 142. Abbild. 120.

Der allbekannte Kunstverlag von Seemann arbeitet in den allerletzten Jahren mit Anstrengung, den früheren Ruhm, der ihm fast von anderen streitig gemacht worden ist, wieder zu gewinnen. U. a. beginnt dort seit einem Jahre eine Reihe von Einzelpublikationen zu erscheinen, die einem kunstsinnigen gebildeten Publikum in Wort und

Bild, in schöner moderner Ausstattung, zu billigem Preise die berühmtesten Kunststätten vorführen sollen.

Wie billig eröffnet das alte Rom die Reihe und der Verlag hat dafür einen der berufensten Gelehrten, den ersten Sekretär des deutschen Archäologischen Instituts in Rom gewonnen, dem alle Schätze des Instituts zur Verfügung stehen und jahrelange Studien an Ort und Stelle. Man durfte im vornherein etwas Hervorragendes erwarten.

Und in der That zeigt jedes Kapitel den Meister, der überall das Wesentliche heraushebt aus der Menge der Erscheinungen und dabei dem oft behandelten Stoffe neue Seiten abgewinnt und vielfach in geistvoller Vergleichung überraschende Perspektiven eröffnet. Gleich das erste Kapitel „Die Lage der Stadt“ macht die Bedeutung des Forumsbaches in einer Weise verständlich, wie sie mir noch nirgends entgegen getreten ist. In den folgenden Kapiteln ist „das Pantheon“ von besonderem Interesse. Der hitzige Streit über seine Datierung darf ja heute wohl als beendigt gelten und so konnte P. die gewonnenen Resultate trefflich zusammenfassen. Es ist zu hoffen, dafs nun allmählich auch in den Lehrbüchern das Pantheon aufhören wird unter den Augustusbauten zu glänzen.

„Ein Teil des alten Rom sind auch die Statuen und anderen Skulpturen“, und so behandelt ein zweiter kleinerer Abschnitt die Bildwerke der römischen Museen. Auf diesem Gebiet ist P. erste Autorität, manches Kunstwerk verdankt erst seinem scharfen Auge die richtige Würdigung, kaum eines ist darunter von einiger Bedeutung, das nicht von ihm schon wissenschaftlich bearbeitet wurde. So folgen wir hier gerne, wie er uns im Anschlufs an die römischen Denkmäler und allein diese zur Erläuterung benützend doch einen Durchblick durch die ganze Entwickelung der antiken Kunst eröffnet. Es kann kein Zweifel sein, dafs diese Kapitel den wertvollsten Teil des Buches bilden. Die wohlbekannten ewigschönen Gestalten treten in eine klar geschaute ununterbrochene Verbindung. Besonders bewundert habe ich es, dafs P. selbst vor dem Laokoon durch eine feine Parallele mit der Niobehauptgruppe zu interessieren wufste.

Freilich leicht ist die Lektüre des Buches nicht. Ein Vademecum auf Reisen, wie es im Vorwort bezeichnet wird, möchte ich es am allerwenigsten nennen. Es werden nicht geringe Kenntnisse vorausgesetzt, Genufs wird von dem Buche überhaupt nur derjenige haben, der die römische Topographie und die antike Kunst schon gründlich studiert hat. Und auch dieser Genufs ist nicht ungetrübt. Die inhaltsschwere Gedrängtheit, die gequälte und gekünstelte Diktion verraten zu sehr den Gelehrten, der in Italien lebend, vielfach italienisch schreibend die Leichtigkeit und Natürlichkeit des Ausdruckes verlernt hat. Eine kleine Schwäche ist es, wenn der allen bekannte Apoxyomenos lieber „der Schaber“, der Dornauszieher lieber „der Spinario“ genannt wird u. dergl. mehr. Wer sich aber durch die Form nicht abschrecken läfst, auf die Lektüre Zeit verwendet und überall Grundrifspläne zuzieht, wird reichen Gewinn und neue Gesichtspunkte finden.

Solche Grundrifspläne, auch Aufrifs- und Durchschnittszeichnungen fehlen dem Buche, sie werden aber in der Hand des Lesers angenommen. Dagegen ist das Buch sehr reich und schön mit Ansichten ausgestattet, die meist auf treffliche modernste Photographien zurückgehend jeden, der einmal Rom gesehen hat, mit wahrer Freude erfüllen werden.

Würzburg. Wilhelm Wunderer.

Prof. Dr. Heinr. Konr. Stein, ehem. Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Glatz, Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. III. Teil. Die deutsche Geschichte in der Neuzeit bis 1740. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1897. 74 Seiten.

Dieser dritte Teil, nach den gleichen Grundsätzen hergestellt wie der auf S. 360 des XXXIII. Bandes dieser „Blätter“ in ein paar Worten angezeigte zweite Teil, ist seiner ganzen Anlage nach speziell für preufsische Mittelschulen berechnet. Von S. 33 an enthält das Büchlein mit nur ganz geringfügigen anderweitigen Einschaltungen lediglich brandenburgisch-preufsische Geschichte. Leider fehlt es in diesem Bändchen nicht an recht groben sachlichen Fehlern. So wird S. 20 das ganze pfälzisch-neuburgische Gebiet in die bayerische Oberpfalz verlegt; hier wird auch der Sohn Ludwig Philipps Wolfgang genannt statt Wolfgang Wilhelm. S. 22 wird der Kaiser Ferdinand II. als Neffe seines Vorgängers Matthias vorgeführt statt als dessen Vetter, S. 44 gar die Gemahlin des brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm als eine Gemahlin des „Winterkönigs“ statt als dessen Schwester. Nach S. 62 soll die Pfalz-Neuburger Linie 1738 erloschen sein statt 1742. S. 67 wird das Jahr 1734 dem spanischen Erbfolgekriege zugewiesen. Nach S. 68 betrug der Umfang der preufsischen Monarchie beim Tode Friedrich Wilhelms I. 119 qkm. Auf der gleichen Seite erscheinen die Kaiser Joseph I. und Karl VI. als Söhne der Margareta Theresia von Spanien. Von Sauberkeit der Arbeit läfst sich somit bei diesem Bändchen nicht wohl sprechen, so gerne zugestanden wird, dafs die Gesamtanlage für preufsische Schulzwecke eine gute ist.

Prof. Dr. Eduard Rothert, Karten und Skizzen aus der Geschichte des Altertums. I. Band des Gesamtwerkes. Zur raschen und sichern Einprägung zusammengestellt und erläutert. Düsseldorf. Druck und Verlag von August Bagel. Preis 5 M.

Mit dem vorliegenden Bande hat das aus fünf Teilen bestehende Rothertsche Karten- und Skizzenwerk seinen Abschlufs gefunden. Der zuerst erschienene Teil „Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte der letzten 100 Jahre“ wurde im XXX. Bande S. 688 unserer Blätter angezeigt. Ihm folgten „Karten und Skizzen aus der

vaterländischen Geschichte der neueren Zeit", angezeigt auf S. 759 des XXXI Bandes; dann „Karten und Skizzen aus der aufserdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte", angezeigt auf S. 674 des XXXII. Bandes; hierauf „Karten und Skizzen aus der Geschichte des Mittelalters", angezeigt auf S. 506 des XXXIII. Bandes.

Was an den angezogenen Besprechungen der vier zuerst erschienenen Teile gerühmt wurde, gilt in gleichem, teilweise in noch böherem Grade von den „Karten und Skizzen aus der Geschichte des Altertums". Grofse Anschaulichkeit, wie sie von den gewöhnlichen historischen Atlanten nun einmal nicht geboten werden kann, und insbesondere zweckdienliche Hervorhebung des Wichtigen unter namentlicher Berücksichtigung von Kriegen und Schlachten, aber auch der gegenüberstehenden Parteien und ihrer Bundesgenossen, territorialer Veränderungen u. dgl. m. zeichnen sie vorzugsweise aus.

Ob es sich empfahl, in dem zuletzt erschienenen Teile den begleitenden Text so gar umfangreich zu gestalten, darüber liefse sich rechten. Für die Zwecke der Schule ist die Frage wohl unzweifelhaft zu verneinen, da dieser Text auch in seinem gröfseren Umfange einen vollen Ersatz für das Lehrbuch doch nicht zu bieten vermag, und dies schon darum nicht, weil er ja doch speziell den einschlägigen Karten anzupassen war und so aller vermittelnden Übergänge, aber auch nicht weniger beim Unterricht unerläfslicher historischer Thatsachen ermangelt. Nach dieser Seite wären somit sicher thunlichst knapp gehaltene Notizen, wie sie am schärfsten ausgeprägt die beiden zuerst herausgegebenen Teile enthalten, um so mehr vorzuziehen gewesen, als sich so immerhin für das hier zu oberst stehende Ziel des kartographischen Elementes reichlicher Raum hätte einsparen lassen. Indes darf nicht übersehen werden, dafs Rotherts „Karten und Skizzen" zugleich auf einen weiteren Leserkreis berechnet sind und diesen auch bereits gefunden haben, dem die beträchtlich erweiterten Begleittexte immerhin erwünscht sein mögen. Nur hätten nicht minder für diese manche gar zu sehr ins einzelne gehende, schliefslich doch nur den gründlicheren Kenner interessierende Notizen und Namen in Wegfall kommen können. Anderseits soll nicht verschwiegen bleiben, dafs Rothert im allgemeinen auch in diesem Teile redlich bestrebt war, Nebensächliches beiseite zu lassen, und dafs gerade diesem Bemühen seine Karten vor allem ihre anerkennenswerte Übersichtlichkeit verdanken. Ihr zufolge bieten sie dem Schüler einen überraschend leicht zu gewinnenden Überblick und Einblick in Ereignisse und thatsächliche Verhältnisse, wie er, von den historischen Schulatlanten ganz abgesehen, selbst durch gute Schulwandkarten, deren wir, nebenbei gesagt, nicht eben viele haben, keineswegs zu erzielen ist.

Auf die Richtigkeit von Einzelheiten auf der Karte und im Texte soll hier nicht eingegangen werden: in dieser Beziehung wird bei späterer Auflage da und dort zu bessern sein; dagegen ist im grofsen und ganzen dem Herausgeber das Lob der Sorgfalt nicht abzusprechen. So verdient sein Werk recht wohl, den Schülern warm empfohlen zu werden, womit nicht gesagt sein soll, dafs sich nicht auch der Lehrer

aus ihnen für Unterrichtszwecke gar manchen Wink und gar manche Anregung und Nutzanwendung zu eigen machen kann.

München. Markhauser.

H. Noë. Aus dem Berchtesgadener Lande; Prem. Über Berg und Thal. München. Lindauersche Buchhandlung. 1898.

In jeder Schulstunde kann der Lehrer sich überzeugen, dafs die Schüler, bei der Klassikerlektüre ihrem eigenem Empfinden überlassen, die Schönheiten ihres Schriftstellers, wenn überhaupt, so nur höchst allgemein, unbestimmt und unklar wahrnehmen, und dafs er immer wieder aufmerksam machen, erinnern und nachhelfen mufs, wenn sie einigermafsen bestimmt und klar erfafst und begriffen werden sollen. Dafs ebenso auf den Gebieten aller anderen Künste selten der einzelne über seine Eindrücke sich Rechenschaft gibt und eine eigene Meinung sich bildet, sondern zumeist nur unbegründet und unverstanden das von einer vermeintlichen Autorität übernommene Urteil nachspricht, sehen wir nicht nur bei unsern Schülern, sondern auch bei Erwachsenen und sonst Urteilsfähigen. Nicht recht viel anders ist es bei den Schönheiten der Natur; auch hier begegnen wir sehr selten einer individuellen Auffassung, einem aus der Kompliziertheit des landschaftlichen Bildes die einzelnen Eindrücke sondernden, die unklare Gesamtauffassung gliedernden und fixierenden Nachdenken; auch hier bedarf das schwankende Empfinden einer Nachhilfe durch die Sprache, einer Verdeutlichung durch Worte. Diesen sprachlichen Ausdruck haben Meister zugleich landschaftlichen Empfindens und der Sprache geschaffen, und mit Recht suchen wir unsere Schüler mit ihnen vertraut zu machen. In jeder Schülerbibliothek stehen beispielsweise Stifters mustergiltige Naturschilderungen. Sie werden aber leider nur wenig gelesen; das formale Interesse, das sie in reichstem Mafse bieten, reicht nicht hin, unsre Jugend anzuziehen; die Objekte aber, die Gegenden, auf die sie sich beziehen, liegen abseits von den modernen Reiserouten, werden selten genannt, entbehren des aktuellen und materiellen Interesses. Gerade das Gegenteil ist der Fall bei den Gegenden, in die Noë in seinem „bairischem Seebuch“ führt, speziell in dem Teil, den die Lindauersche Buchhandlung hat neu abdrucken lassen, „aus dem Berchtesgadener Lande“. Wer hat nicht schon gesehen, hofft zu sehen, kennt vom Hörensagen die allbekannte Route von Traunstein über Inzell, Mauthäusel, Unken, Lofer, Oberweifsbach, Hirschbichl, Ramsau nach dem Königssee und nach Salzburg? Zudem unterbricht Noë seine geistvollen Naturschilderungen durch artige Erzählungen, witzige Einfälle und Beobachtungen aus dem Gebiete der Sage und Geschichte, des Alltagslebens und verleiht damit seiner poesievollen Darstellung Abwechslung und neuen Reiz. Dieses Schriftchen wird daher nicht ungelesen verstauben in den Schülerbibliotheken höherer Klassen.

Man braucht nicht zu befürchten, dafs diese Lektüre die jugendlichen Köpfe für Hochtouren begeistern und auf sportliche Abwege

verführen werde; im Gegenteil, wer an Noë gelernt hat, auf der Strafse und allbegangenen Wegen im Thal Schönheit und Genufs zu suchen und zu finden, der wird nicht urteilslos dem sportlichen Bergsteiger nachlaufen, für den es kein wohlgefällig und reizlos, sondern nur ein von der Mode, von dem Zufall der Erfolge anderer gegebenes Ziel gibt; wer mit ihm zurückbleibt, wo er durch eigensinniges Weitergehen für sich oder andre Schwierigkeiten und Gefahren heraufbeschwören zu können glaubt, der wird die Zahl der alpinen Unglücksfälle nicht mutwillig vermehren. Eher könnte einer befürchten, es möchte das kirchliche und monarchische Empfinden der Schüler in seiner Einheitlichkeit und Ruhe gestört werden, wenn Noë an einem oder andern diesbezüglichen noli tangere seinen Witz übt; wenn es ihm zu zugig wird, als in der Predigt armen Bauern die Notwendigkeit von Seelenmessen beweglich vorgestellt wird, wenn er Hofjagden vergangener Tage berührt. Allein solche Dinge sind erstens sehr selten und das stärkste ist „schliefslich weifs man über viele Stücke der alpinen Erdkunde nicht viel mehr als der Verfasser der hebräischen Mythologie"; dann dürfen solche ungewohnte Rucke ein gefestetes Denken nicht aus dem Geleise bringen, und sie lassen sich heutzutage bei aller Vorsicht unsern Schülern nicht fernhalten. Leider weisen einzelne Bogen zahlreiche störende Druckfehler auf.

Noë und Steub sind die Vorbilder gewesen für Prem, der „Uber Berg und Thal" benennt eine Schilderung kleinerer Wanderungen und Spaziergänge in der Umgebung von Innsbruck und Kufstein. Naturbeschreibungen sind hier seltener und mitunter so gesucht und tiefsinnig, dafs sich ein nüchterner Kopf nicht viel dabei denken kann, so wenn es von Innsbruck heifst, „eine Lage, die an stimmungsvollem Ernst und lauterer Grofsheit, verbunden mit einer seelenvollen, fast frauenhaften Milde, ihres Gleichen sucht". Auch treten sie zurück hinter wenig interessanten, persönlichen, geringfügigen Dingen mitunter in einer Stilisierung, die man bei einem Schüler beanstanden würde, wie „ich wanderte daher im Markte herum, den 1822 ein grofser Brand verwüstete, und suchte einen Bekannten auf", und hinter speziell tirolischen Merkwürdigkeiten, die für weitere Kreise wenig Reiz haben, wie ein Verzeichnis der Personen, die 1812 in Telfs beim Passionsspiel mitwirkten, wann die und jene Kapelle erbaut, vergröfsert, erneuert wurde, wo Dichtergröfsen wie P. Moser und Silvester Zollner geboren sind. An sich so nicht übermäfsig geschmackvoll soll die Darstellung pikanter werden durch Witze wie: „am ersten Hause des weitgedehnten Marktfleckens befestigte eben ein Hund eine unsaubere Annonce" oder „die ganze Natur kam mir so melancholisch vor wie ein schönes Mädchen, das seine Unschuld verlor". Somit kann das Buch überhaupt und für Schülerbibliotheken wenig empfohlen werden.

München. Hellmuth.

Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung von Prof. Wilhelm Pütz. 16. verbesserte Auflage, bearbeitet von Prof. Behr. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. 1897. Preis 2 M. 80 ungebunden.

Nachdem in No. X Jahrgang 1893 dieser Blätter die 15. Auflage dieses Buches bereits einer näheren Besprechung unterzogen worden ist, erübrigt es bei der Anzeige der 16. Auflage zu konstatieren, daſs das Lehrbuch auſser den durch das Fortschreiten der Wissenschaft notwendigen Ergänzungen oder Streichungen eine Reihe neuer Zusätze erhalten hat, die seine Brauchbarkeit zu erhöhen bestimmt sind. So ist den deutschen Kolonien ein eigenes Kapitel gewidmet, ein Abschnitt über Verkehrswesen und Weltverkehr beigegeben und endlich der physikalischen Geographie eine etwas ausführlichere, durch Figuren unterstützte Behandlung zu teil geworden. Hiebei seien jedoch einige Kleinigkeiten angeführt, die einer Berichtigung bedürfen. So findet sich auf S. 22 die Ableitung des Wortes Aneroid von *ἄνευ* und *ῥοῦς*. Diese ist sicherlich unrichtig, vielmehr ist diese Neubildung von *α* privativum und *νηρός*, naſs, abzuleiten. S. 23 ist gesagt: Bei einer Erhebung um 10505 m über den Meeresspiegel sinkt das Barometer um 1 mm. Selbstverständlich ist diese Angabe nur durch die bei der Korrektur übersehene Auslassung des Dezimalstriches entstanden. Es muſs, wie auch 4 Zeilen weiter richtig angegeben ist, 10,505 heiſsen. Ferner ist S. 41 zur Erklärung des Wortes „tektonisch“ beigeschrieben von *τέκτων*, Schöpfer. Darnach wird man auf die Idee kommen müssen, tektonische Erdbeben seien schöpferische. Es ist vielmehr die Bedeutung von *τεκταίνομαι*, „bauen“, anzugeben gewesen, wonach tektonische Erdbeben solche sind, die in Veränderungen im Baue des Erdinnern ihren Grund haben. S. 57 ist zur Erklärung des Golf du Lion beigesetzt: „wohl von *Λιγύων κόλπος*?“ Wozu das Fragezeichen dienen soll, da das Wörtchen „wohl“ doch soviel besagen will als, dies ist die wahrscheinlichste Erklärung, ist nicht abzusehen. Übrigens erwähnt auch Oppermann in seiner Erklärung der geographischen Ortsnamen diese Ableitung, weist sie aber als entschieden falsch zurück. — Als fehlerhaft dürfte S. 58 die Verbindung „einen Namen schöpfen“ zu betrachten sein. Andere wesentliche Irrtümer sind mir bei der Durchsicht des Buches nicht aufgefallen, das nach seiner ganzen inneren Einrichtung noch an der früher üblichen schematischen Einteilung festhält, die einer Verbindung des Zusammengehörigen vielfach hinderlich entgegentritt und zu wiederholter Behandlung in einzelnen Hauptteilen nötigt, was den Umfang des an und für sich schon dickleibigen Buches noch mehr anschwellen läſst, so daſs seine Verwendung in höheren Lehranstalten dadurch ernstlich in Frage gestellt werden könnte.

Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten von Dr. H. J. Klein. 4. gänzlich umgearbeitete Auflage von Prof. Dr. August Blind. Mit 57 Karten sowie 101 landschaftlichen, ethnographischen

und astronomischen Abbildungen. Braunschweig. Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. 1898.

Dieses sehr schön ausgestattete Lehrbuch ist zugleich auch ein empfehlenswertes Lesebuch. Es zerfällt in 4 Abteilungen, deren erste die physische Erdkunde in leicht verständlicher Form mit Beschränkung auf das wirklich Wesentliche und Unerläfsliche abhandelt. Darauf folgt eine Beschreibung der Oberflächengestalt der Erde in zusammenhängender Form ohne Rücksicht auf staatliche Gebilde. Die Staatenkunde empfiehlt sich durch eine sehr erhebliche Beschränkung des Lehrstoffes, der in andern, bei jeder neuen Auflage immer dickleibiger werdenden Lehrbüchern leider von einem zum andernmale vermehrt wird. Solches höchst löbliche Mafshalten tritt übrigens in dem ganzen Buche zu tage und bildet einen nicht gering anzuschlagenden Vorzug desselben. Den Schlufs bildet die astronomische Erdkunde in elementarer Fassung. Einen schönen Schmuck des Buches bilden die zahlreichen Kärtchen, die indessen einen Atlas keineswegs unnötig machen, und die glücklich ausgewählten, lehrreichen typischen Abbildungen. Der neue Abschnitt Verkehrsgeographie ist sehr lesbar. Es erübrigt noch der Hinweis, dafs für die Bearbeitung die preufsischen Lehrpläne mafsgebend gewesen sind. Zu erwähnen wäre, dafs Seite 153 bei der Beschreibung Bayerns sich die wohl einer früheren Ausgabe entstammende irrtümliche Angabe findet: „Höchster Gerichtshof ist das Oberappellationsgericht in München." Ein solches gibt es seit der Gerichtsorganisation vom Jahre 1878 nicht mehr. Es heifst seitdem „Oberstes Landesgericht".

Frankenthal. Koch.

Leitfaden für den mineralogischen Unterricht an den humanistischen Lehranstalten Bayerns von J. F. Wirth, K. Gymnasiallehrer am hum. Gymnasium Eichstätt. München 1899. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 60 Seiten. 1 M.

Nach unserer Schulordnung ist in der Naturkunde für die 5. Klasse im Wintersemester Mineralienkunde vorgeschrieben. Wie sie erteilt werden soll, darüber findet sich keine besondere Vorschrift aufser der allgemeinen, die für alle naturkundlichen Fächer gilt, dafs nämlich dieser Unterricht die Ausbildung der Sinneswahrnehmungen, die Weckung und Erhaltung des Interesses an der Beobachtung von Naturgegenständen bezwecken, und dafs er einen wesentlichen Bestandteil der allgemeinen Bildung vermitteln soll. Bekanntlich ist es für einen einigermafsen praktischen und unterrichteten Lehrer gar nicht schwer, bei den Schülern Interesse für die Tier- und Pflanzenwelt zu erwecken; sind es doch lebende Wesen, die schon durch ihre aufserordentlich mannigfaltige äufsere Erscheinung und überdies noch ganz besonders durch ihre Entwicklung, ihre Lebensverhältnisse und Lebensgemeinschaften die Aufmerksamkeit eines jeden Knaben anregen und fesseln. Viel schwieriger dagegen gestaltet sich der Unterricht in der

Mineralogie; denn die anorganischen Gebilde sind leblose, kalte Körper. für die sich der Schüler nur durch lebendigen Betrieb des Unterrichtes erwärmen läfst. Dieser lebendige Betrieb liegt aber nicht in der ausschliefslich beschreibenden Darstellung, sondern in der genetischen Vorführung der Mineralien; er wird dem Schüler zeigen, wie Elemente sich verbinden und trennen, wie auch anorganische Körper dadurch verschiedene Wandlungen durchmachen, und wie alle derartigen Vorgänge nach bestimmten Gesetzen erfolgen. Über diese sämtlichen Punkte aber gibt uns nur die Chemie Aufschlufs. Soll also der Unterricht in der Mineralogie anregend wirken und von Erfolg begleitet sein, so mufs er in Verbindung gesetzt werden mit der Chemie. Dieser Ansicht hat der nun verstorbene, hoch verdiente Direktor der technischen Hochschule in München Dr. K. Haushofer bei Gelegenheit des ersten naturkundlichen Ferienkurses Ausdruck gegeben mit den Worten: „Mineralogie ohne Chemie ist mir undenkbar", und derselben Ansicht huldigt auch der berufenste Vertreter der Mineralogie, Universitätsprofessor Dr. P. Groth, der beim letzten Ferienkurse dahin gewirkt hat, dafs auch Vorlesungen über Chemie mit zahlreichen Experimenten eingefügt wurden, wofür sich ihm die Teilnehmer zu grofsem Dank verpflichtet fühlen.

Aus all diesem ergibt sich für die Lehrer der Naturkunde an den humanistischen Anstalten die Aufgabe, soweit dieses vielleicht nicht schon geschehen ist, den Versuch zu machen, ihre Schüler beim mineralogischen Unterricht auch in die elementaren Kenntnisse der Chemie einzuführen. Die Lösung der Frage, wie dies zu bewerkstellen sei, hat der Verfasser in seinem oben erwähnten Leitfaden versucht.

Das Schriftchen, aus der Schulpraxis entstanden, sucht in gedrängter Weise an der Hand einer kleinen, aber sorgfältig ausgewählten Zahl von typischen Mineralien dem Schüler ein Bild des Mineralreiches zu verschaffen. Den durch die enge Auswahl gewonnenen Raum verwendet der Verfasser dazu, den Schüler auf meist induktivem Wege mit dem Wichtigsten und Unentbehrlichsten aus der Chemie bekannt zu machen. Es enthält das Büchlein deshalb zahlreiche chemische Erläuterungen, wie sie in einem gedrängten Leitfaden in der Regel nicht zu finden sind.

Um seinen Zweck zu erreichen, beginnt der Verf. seinen Unterricht nicht, wie es leider noch vielfach geschieht, mit der Behandlung der morphologischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften der Mineralien, bevor noch die Schüler ein einziges Mineral gesehen haben, sondern nach dem Grundsatz: „Vom Leichteren zum Schwierigeren" mit den chemisch einfachsten Körpern, den Elementen. An der Hand dieser bringt er den Schülern die allernotwendigsten mineralogischen und chemischen Grundbegriffe bei, welche sie in den Stand setzen sollen, zunächst die einfacheren Verbindungen (Sulfide und Oxyde) leichter zu verstehen. Daher fügt der Verf. hier auch die wichtigsten, nicht gediegen vorkommenden Elemente ein, zeigt ihre Eigenschaften durch Versuche und deutet ihre Verbindungen an, um so die Grundlage für spätere chemische Erläuterungen sowie für die

Erklärung der chemischen Zusammensetzung des Minerals zu bekommen. Ein bei der Besprechung der Sulfide eingefügter Lötrohrversuch gibt Gelegenheit zur Erläuterung besonders wichtiger chemischer Vorgänge: Verbrennungsprozefs, Flamme, Lötrohrflamme.

Zweckmäfsig folgen den Sulfiden die Oxyde. Hiebei bietet die chemische Zusammensetzung des Wassers Gelegenheit zur Erklärung der Hypothesen Daltons und Avogadros. Auch die Schulversuche zur Untersuchung des Wassers dürften eine zu begrüfsende Beigabe sein. Die Erläuterungen auf Seite 33 und 34 erscheinen durchaus zweckentsprechend, um die Fragen zu beantworten: Warum benützt man Kohle zu Lötrohrversuchen? Wann wird Oxydations-, wann Reduktionsflamme angewendet? Weshalb? — Auch die Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen ist in chemischer Hinsicht trotz der Kürze gründlich erklärt. Ferner dürfte die Erklärung der Begriffe „Neutral und Neutralisation" nicht unwillkommen sein.

Den nun folgenden Haloid- und Sauerstoffsalzen gehen Erklärungen über die entsprechenden Säuren voraus; es wird so den Schülern ein eingehenderes Verständnis der Salze vermittelt. Dabei werden gleichzeitig in entsprechender Weise die Lehre von der Wertigkeit, beim Salmiak die Bedeutung des Ammoniaks im Haushalte der Natur behandelt, ferner die Gesetze über das Verhältnis zwischen Metallen, Basen, Säuren und Salzen unter einander abgeleitet.

Von den Mineralien sind am eingehendsten die wichtigsten (Wasser, Quarz, Steinsalz, Kalkspat) besprochen, die anderen je nach ihrer Bedeutung mehr oder minder eingehend behandelt. Die technische Verwendung wurde mit Rücksicht auf das Unterrichtsziel an humanistischen Anstalten weniger berücksichtigt.

Druck und Papier entsprechen allen billigen Anforderungen.

Bei der Durchsicht des Leitfadens sind mir einige Versehen aufgefallen; aufserdem möchte ich die Aufmerksamkeit des Verfassers auf folgende Punkte lenken.

(S. VII.) v. Richter, Chemie, 3 Bde. 37 M. Tschermak, 20 M.

(S. 4) Um die verschiedene Wärmeleitung zu zeigen, ist Schwefel nicht geeignet, weil er sofort schmilzt und brennt. Ich möchte zu diesem Versuche Kupferblech und Glimmer empfehlen.

(S. 5) Aggregatzustand (und in Verbindung damit Schmelzbarkeit) darf nicht fehlen und könnte bei der Vorführung physikalischer Vorgänge durch Versuche (mit Schwefel) erläutert werden.

(S. 8) 4. sollte heifsen: (Fig. 20, 21, 22).

(S. 10) Vers. 14. s. h. (Ursache unserer Körperwärme!) „Produkt" gibt Anlafs zu Mifsverständnis.
Vers. 15. Die sich bildende Phosphorsäure kann höchstens als „Dampf" aber nicht als „Gas" bezeichnet werden.

(S. 11) 3. Abschnitt: Das Erlöschen einer Kerze ist kein Beweis dafür, dafs das Gas gerade Stickstoff sein mufs.

(S. 15) Z. 4 s. h. echter „Salze".

(S. 17) Neusilber = 50—66 % Kupfer, 19—31 % Zink (nicht Zinn) und 13—18,5 % Nickel. (Wagner, chem. Technol.)

(S. 18) 14. Flammenreaktion des Natriums (auf Löschpapier in Wasser gelegt) sollte nicht fehlen.

(S. 19) Vers. 31. Statt „diese Verbindungen“ sollte es heifsen „jene Lösungen“.

(S. 20) Tabelle: Eisen „Fe“ statt „Ee“.

(S. 24) Zinnober enthält 86 % (nicht 85) Hg.

(S. 25) Vor dem 2. A. mufs etwa eingeschaltet werden: Unsere Brennmaterialien (Holz, Wachs, Öl u. s. w.) sind Kohlenwasserstoffverbindungen. Ist nun ein solcher Körper u. s. w.

(S. 26) Vers. 39. Z. 4 s. h. Kohlen„wasser“stoff.

(S. 39) 1. Abschnitt: Chlorsilber und Chlorblei sind nicht löslich! Z. 26 soll es heifsen: Es ist in W. löslich im Verh. von 1 : 3.

(S. 40) Vers. 56. s. h. 20 g Schwefelsäure. Fluor sollte konsequent mit Fl bezeichnet werden.

(S. 42) Salmiak ist nicht NH_3Cl, sondern NH_4Cl. Ammoniak (NH_3) ist ein Gas und gibt in Wasser gelöst den sog. Salmiakgeist (NH_4OH); Ammonium dagegen (NH_4) ist nur ein hypothetischer Körper.

(S. 44) Säureanhydride: 2. sollte heifsen:

$$2\,HNO_3 \text{ oder } H_2N_2O_6 - H_2O = N_2O_5.$$

(S. 45) im letzten Abschnitt ist die Reihenfolge: Kalciumhydroxyd, Kalkbrei, Kalkwasser durcheinander geraten durch die eingefügte Löslichkeit.

(S. 46) Bei Vers. 62. soll auf Vers. 13. u. 38. verwiesen werden. Z. 12 soll es heifsen: dafür „das chemisch gebundene“ Wasser. 8. Mergel (und geben gebrannt den Cement).

(S. 48) Von Alaun fehlt die chem. Zusammensetzung:

$K_2SO_4 + Al_2(SO_4)_3 + 24\,aq.$, gekürzt

$KAl(SO_4)_2 + 12\,aq.$ Doppelsalz! Versuch: Krystallisation!

(S. 53) Da Acetylen schon mit 6 % Luft gemengt eine explosible Verbindung bildet, so dürfte es sich empfehlen, die nämlichen Vorsichtsmafsregeln anzuwenden wie vor der Entzündung des Wasserstoffgases (S. 12 Vers. 23. A. **).

Bei den Sulfiden könnte auch noch die Erklärung von Schwefelwasserstoff und ein Versuch mit demselben eingefügt werden.

Zum Schlusse möchte ich diesen Leitfaden, dessen Preis bei der Abnahme, die zunächst erzielt werden kann, nicht zu hoch gegriffen ist, allen Herren Kollegen, welche diesen Unterricht an den humanistischen Anstalten erteilen, dringend empfehlen, besonders aber denjenigen, die noch nicht den Versuch gemacht haben, den mineralogischen Unterricht mit chemischen Experimenten zu verbinden. Wo dagegen der Unterricht schon in der angedeuteten Weise betrieben wird, dürfte das Büchlein auch den Schülern warm empfohlen werden. Der Verfasser versichert in seiner Vorrede, dafs er den in seinem Leitfaden gebotenen Stoff in der knapp bemessenen Zeit öfter durchgearbeitet habe und immer rechtzeitig fertig geworden sei. Das wird ihm jedermann glauben; allein ich möchte mir doch den Zweifel erlauben, ob die Schüler in 25 Stunden dies alles auch verdaut haben,

und dieser Umstand führt mich noch auf ein anderes Gebiet, nämlich auf unsere Schulordnung. Diese hat die Tier- und Pflanzenkunde mit einer reichlichen Stundenzahl bedacht, so dafs sich in diesen Gegenständen etwas Hinlängliches leisten läfst; dagegen wurde die Mineralogie mit ihren circa 25 Stunden sehr stiefmütterlich behandelt, obwohl dieser Unterrichtsstoff viel gröfsere Schwierigkeiten bietet. Meiner Ansicht nach liefse sich auf diesem Gebiete nur dann etwas Gründliches erreichen, wenn auch noch in der 6. Klasse naturkundlicher Unterricht erteilt würde. In diesem Falle könnte man in der 5. Klasse die Elemente und die einfacheren Verbindungen durcharbeiten, in der 6. mit den schwierigeren abschliefsen und die Jugend auch in das interessante Gebiet der Geologie einführen, eine Wissenschaft, die ein bayerischer Gelehrter, der verstorbene Oberbergdirektor Dr. W. v. Gümbel, auf so hohe Stufe gebracht hat, und deren Elemente sicherlich auch zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gehören. Aber das bleiben vorläufig noch pia desideria.

Ingolstadt. Bleicher.

Die Ernährung der Pflanzen von Dr. A. Hansen, Professor der Botanik an der Universität Giefsen. Mit 79 Abbildungen. Zweite verbesserte Auflage. Wien-Prag. F. Tempsky. Leipzig. G. Freitag. 1898. Preis 5 M.

Vorliegendes Buch ist bereits 1885 als XXXVIII. Bändchen des „Wissens der Gegenwart" erschienen. Neu hinzugekommen ist eine Einleitung, in welcher einige Gedanken Schopenhauers ausgeführt werden; aufserdem sind da und dort neue Thatsachen eingefügt worden, so dafs der Umfang um etwa 30 Seiten zugenommen hat. Immerhin erscheint, da jenes Bändchen gebunden nur eine Mark kostete, der jetzige Preis von 5 M. für das geheftete etwas hoch. Was nun den Inhalt betrifft, so bietet derselbe eine ganz vortreffliche, allgemein verständliche Einführung in diesen wichtigen und interessanten Abschnitt der Pflanzenphysiologie. In zwölf Kapiteln wird von „der Quelle des Kohlenstoffes" an bis zur „Ernährung der chlorophyllfreien Pflanzen, der Parasiten und Koprophyten" alles Einschlägige dargelegt und durch lehrreiche Abbildungen erläutert. Letztere sowie auch der Text versinnbildlichen häufig einfache und leicht zu wiederholende Versuche, wie sie gerade ein Lehrer braucht, der mit den denkbar einfachsten Hilfsmitteln arbeiten mufs. Schon darum also möchte ich hier auf das Büchlein aufmerksam machen: aber auch jeder, der mit Pflanzenzucht und -Pflege sich irgendwie beschäftigt, und wären es auch nur ein paar Zimmerpflanzen, wird daraus eine reiche Fülle von neuem Wissen schöpfen, das wieder seinen Pfleglingen zu gute kommen wird. So sei nur auf die Abschnitte über „die Bedeutung des Lichtes für die Assimilation" hingewiesen mit ihren Bemerkungen über die Abnahme der Helligkeit im Innern eines Zimmers, auf die „Bedeutung der Mineralbestandteile" mit der Anweisung zur Herstellung einer

Nährsalzlösung, die sich, nebenbei gesagt, stark verdünnt auch als Ersatz künstlichen Düngers für Topfpflanzen empfiehlt u. a. m.

Freising. H. Stadler.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Kalender des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines. 1899. München, Lindauersche Buchhandlung. 1,50 M. — Zu Anfang des Schuljahres bietet die Lindauersche Buchhandlung dem Schulmanne eine Reihe von Büchern für den Unterricht, seit einigen Jahren hat sie auch am Ende desselben für die Ferien etwas anzubieten; es ist dies der Alpenvereinskalender mit Hütten- und Führerverzeichnis und einer Fülle sonstiger für den Bergsteiger und Alpenwanderer wichtiger Notizen, die hier nicht wieder aufgeführt werden sollen, weil sie schon in früheren Jahrgängen besprochen sind. Sie scheinen sich so bewährt zu haben, daſs die Verlagsbuchhandlung von einer wesentlichen Änderung abgesehen hat. Nur bringt sie heuer eine Zusammenstellung von den Gipfeln und Übergängen der nördlichen Kalkalpen und der Dolomiten mit den notwendigsten Angaben über Thalstationen, Entfernungen, Schwierigkeit u. s. w. wie im Vorjahre von denen der Zentralalpen, die um so mehr willkommen sein wird, als ja diese Abschnitte des Gebirges zumeist besucht werden. Leider ist durch diese geringe Änderung der Umfang des Büchleins gröſser geworden; möge ein weiteres Wachstum vermieden werden, damit nicht das handliche Format und die bequeme Taschengröſse darüber verloren gehen; der Preis ist trotz der Vergröſserung der gleiche geblieben.

130 Ausflüge von München auf einen halben bis 3 Tage. Mit einer Karte und 3 Skizzen. 15. Auflage. München 1899, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 51 S. 60 Pfg. — Daſs wenige Monate nach der zu Ostern erschienenen 14. Auflage schon eine neue 15. Aufl. notwendig geworden ist, spricht am besten für die Nützlichkeit und die fleiſsige Verwendung des Büchleins. Sein unermüdlicher Herausgeber, Bibliothekar Dr. H. Tillmann, hat es wiederum um 10 Touren bereichert. Neu aufgenommen wurden (vgl. diese Blätter S. 546 zur 14. Aufl.): Die Aidlinger Höhe bei Habach südw. Seeshaupt, zwischen Seeshaupt und Murnau; die Jachenau mit dem Übergang über die Kothalpe; Wildbichl als Mittelpunkt eines Spazierganges zwischen Oberaudorf und Hohenaschau; auch Wessobrunn, was viele beifällig begrüſsen werden (in Verbindung mit dem Ammersee); sodann als eigene Tour der Chiemsee mit besonderer Berücksichtigung von Seeon; der Schwarzenberg bei Oberaudorf, die Pyramidenspitze im Hinterkaiser (1½ Tg.); der Säuling (1½—2 Tg.); der Wildseeloder bei Fieberbrunn (1½—2 Tg.) und das Sonntagshorn bei Unken (2½ Tg.). Diesmal hat die Verlagshandlung dem Büchlein (allerdings im Inseratenteil versteckt S. 54. 58. 64.) drei ganzseitige, deutliche Skizzen des Ammer-, Chiem- und Starnbergersees beigegeben. Der billige Preis ist nicht erhöht worden. Wir empfehlen die 130 Ausflüge zu Beginn der Ferien Kollegen wie Schülern aufs wärmste.

Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Nachfolger. Vollständig in 60 Lieferungen zu je 40 Pf. Lief. 36—43. — Die jüngst ausgegebenen Lieferungen 36—43 des berühmten Werkes enthalten so ziemlich das 14. und 15. Buch der Gesamtdarstellung; das erstere führt den Titel „Mailand und Mantua", d. h. es schildert die Geschichte des italienischen

Feldzuges, mit welchem die Persönlichkeit Napoleon Bonapartes bedeutsam in den Vordergrund tritt. Mit den letzten vergeblichen Versuchen, Mantua zu entsetzen, d. h. den Kämpfen bei Arcole und Rivoli, schliefst das 14. Buch. Das 15. Buch, betitelt Leoben, enthält die Geschichte der Friedenspräliminarien, während das in Lief. 43 noch beginnende 16. Buch uns nähere Aufschlüsse über den Frieden von Campo Formio gibt, also den Abschlufs des 1. Koalitionskrieges darstellt.

Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk. Von neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff. 2. Original-Volks-Ausgabe. 24. Gesamt-Auflage. Band 14—19. Berlin 1898. Oswald Seehagens Verlag (Martin Höfer). — Von den letzten 6 Bänden dieser 2. Volksausgabe von Schlossers Weltgeschichte sind Band 14 und 15 der Geschichte des 18. Jahrhunderts gewidmet, wogegen Band 16—19 die Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Kongrefs bis zur Gegenwart enthalten. Es liegt in der Natur des Stoffes, dafs zunächst die Bände 14 und 15 sehr ungleiche Zeiträume umfassen. Der 14. führt vom Beginne des 18. Jahrh. (Spanischer Erbfolgekrieg, Nordischer Krieg) bis zum Ausbruche der grofsen französischen Revolution; die Kriege Friedrichs des Grofsen und der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner bilden weitere besonders bemerkenswerte Kapitel dieses Bandes. Besonders aber sei darauf hingewiesen, dafs die Geschichte der geistigen Entwickelung Europas in diesem Bande keineswegs zu kurz kommt; nicht nur sind den Werken der französischen Aufklärungsphilosophen (Voltaire, Montesquieu, Rousseau) eigene Kapitel gewidmet, sondern auch der beginnenden 2. Blütezeit der deutschen Literatur (Gottsched, Klopstock, Herder, Wieland etc.). — Der 15. Band bringt den Schlufs der Geschichte des 18. Jahrh., sowie die Geschichte der ersten Zeit des 19. Jahrh., erzählt also die grofse französische Revolution und andrerseits die Koalitionskriege, das Emporkommen Napoleons und seine Kriegsthaten bis zu seinem 2. Sturze, d. h. bis zur Schlacht von Waterloo. Auch hier macht den Beschlufs ein Kapitel, welches den Charakter und Gang der französischen und deutschen Literatur zur Zeit der Revolution und des Kaiserreiches zur Darstellung bringt.

Die Geschichte der neuesten Zeit verteilt sich folgendermafsen auf die letzten 3 Bände des ganzen Werkes: Bd. 16 erzählt in 2 Büchern die Ereignisse vom 2. Sturze Napoleons bis zur Julirevolution, die Vorfälle von der Revolution des Jahres 1830 bis zu der von 1848; Bd. 17 behandelt die Zeit von der Februarrevolution des Jahres 1848 bis zum Tode Friedrichs VII. von Dänemark 1863; der 18. Bd. die Zeit vom Tode Friedrichs VII. von Dänemark 1863 bis zur Gegenwart, d. h. bis zum Jahre 1878; jedoch bietet ein eigener Abschnitt S. 582—635 einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse vom Berliner Frieden des Jahres 1878 bis zur unmittelbaren Gegenwart, d. h. bis Ende 1897. Zu bemerken bleibt noch, dafs diese 3 letzten Bände, welche also die Geschichte der Jahre 1815 bis 1897 umfassen, ausschliefslich von Dr. Oskar Jäger verfafst sind; denn das grofse Geschichtswerk Schlossers endete mit dem Jahre 1815 und von Schlosser lag weiteres handschriftliches Material für die Darstellung der neuesten Geschichte nicht vor. Dafs diese ganze Partie nun auch im Geiste Oskar Jägers geschrieben werden mufste, ist klar und er selbst gibt in dem kurzen Vorwort zur 2. und 3. Ausgabe (Bd. 16, S. 5) zu, dafs seine Arbeit in den Tagesblättern ultramontaner, sozialistisch-demokratischer und partikularistischer Richtung heftige Angriffe erfahren habe, welche ihn sogar in verschiedenen Fällen veranlafst haben, die schroffe Form einzelner Urteile zu mildern.

Den Beschlufs der Gesamtausgabe macht der 19. Band. Derselbe bietet zunächst auf 484 Seiten ein ausführliches Register der Bände 1—15, sodann auf 74 Seiten ein Register der Bände 16—18, beide bearbeitet von Eduard Langer. Eigentümlich ist es diesem Register, dafs unter dem betr. Stichwort z. B. Bayern S. 41 die Regententafeln (der wichtigsten Länder) genau angegeben sind; es braucht wohl nicht versichert zu werden, dafs erst durch diesen Registerband die Benützung des umfangreichen Werkes in wünschenswerter Weise erleichtert wird.

Am Schlusse sei zur Empfehlung des ganzen Werkes ausdrücklich noch einmal darauf hingewiesen, dafs sich der Preis für den einzelnen Band, in Leinwand elegant geb., nur auf 2 Mk. stellt.

Karte des deutsch-französischen Krieges für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte bearbeitet von Küster, Hauptmann und Comp.-Chef im Inf.-Regt. Nr. 98. P. Müllers Verlagsbuchhandlung, Metz u. Leipzig 1898. — Diese Karte, zunächst für den Unterricht in Kapitulantenschulen und die Instruktion der Mannschaften bestimmt, ist bereits in über 100 Regimentern eingeführt und wird mit bestem Erfolg verwendet. Dieselbe, 4 Blätter in Farbendruck, Mafsstab 1 : 500 000, hat eine Gesamtgröfse von 105 cm hoch, 135 cm breit und kostet unaufgezogen 4,50 Mk., aufgezogen auf Leinwand mit Stäben 9 Mk., lackiert 10 Mk. Wenn sie auch ursprünglich für militärische Zwecke erschienen ist, so läfst sie sich doch auch für Schulzwecke vorzüglich verwenden; denn durch die scharf markierte Zeichnung der Hauptoperationslinien, durch die mit gröfserer Schrift hervorgehobenen Namen aller historisch bedeutenden Orte und Wegfall weniger wichtiger Details bietet die Karte einen klaren Überblick über den Verlauf des ganzen Feldzuges. Sie möge daher besonders für den Unterricht in der 9. Klasse bestens empfohlen sein.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Bayerngruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Die bereits durch die Blätter angekündigte Generalversammlung fand am 13. Mai abends 1/29 Uhr im Hôtel Stachus dahier statt. Nach Eröffnung der Versammlung durch den ersten Vorsitzenden erstattete der Schriftführer Bericht über die Thätigkeit der Bayerngruppe seit ihrem dreijährigen Bestehen. Darnach kann die Vereinigung zufriedenen Blicks auf die Vergangenheit zurückschauen, wenn auch, wie natürlich, noch viel zu thun übrig bleibt. Eine stattliche Mitgliederzahl, ein aus bayrischen Beiträgen bestehendes Heft der „Mitteilungen der Gesellschaft", eine ziemlich weit vorgeschrittene Bibliographie, Material für ein zweites Bayernheft und ein jährlicher Staatszuschufs von 1000 M. beweisen, dafs die Bayerngruppe sich redlich um die Lösung ihrer Aufgaben bemüht, und dafs man auch in mafsgebenden Kreisen ihre Thätigkeit bereits gewürdigt hat. Als besonders erfreuliches Ereignis konnte hervorgehoben werden die Genehmigung eines einmaligen Reichszuschusses von 30000 M. für die Gesamtgesellschaft. Die Versammelten bekundeten ihren Dank gegen die bayrische Regierung und den Landtag, sowie gegen die Reichsregierung und den Reichstag durch Erheben von den Sitzen. Durch die finanzielle Zuwendung seitens des Staates ist die Bayerngruppe in den Stand gesetzt, besondere Arbeiten über Gegenstände der bayerischen Schulgeschichte zu veröffentlichen. Die Herausgabe der Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher ist bereits dadurch ermöglicht worden. Andere Arbeiten gehen der Vollendung entgegen.

Nach Erstattung des Kassa- und Rechnungsberichtes wurde der Wunsch ausgesprochen, dafs die bisherigen Unternehmungen der Gesamtgesellschaft in der von Dr. Kehrbach geforderten Weise fortgeführt werden möchten, nachdem jetzt mehr Mittel zur Verfügung stehen als bisher. Zugleich wurden Schritte beschlossen, wodurch zur Stabilisierung des Reichszuschusses beigetragen werden soll.

Hierauf erfolgte die Neuwahl des Kuratoriums, der Vorstandschaft nnd des Redaktionsausschusses.

Nach Schlufs der Versammlung traf ein Begrüfsungstelegramm Dr. Kehrbachs aus Berlin ein, wodurch die festliche Stimmung noch erhöht wurde.

Bericht über den archäologischen Ferienkursus in Berlin (April 1899),

(erstattet bei der diesjährigen Pfälzer-Gymnasiallehrerversammlung).

Bei der engen Beziehung, in der Wissenschaft und Schule, Theorie und Praxis zu einander stehen, ist es wohl begreiflich, dafs die jeweilige Richtung der Altertumswissenschaft einen mächtigen Einflufs auf den Betrieb der Gymnasialstudien ausübt. Wer die Entwicklung des Gymnasialunterrichtes, wie er sich im Laufe unseres Jahrhunderts gestaltet hat, nach dieser Seite hin betrachtet, wird leicht eine dreifache Art der Behandlung unterscheiden können, eine mehr philosophisch-sachliche Betrachtungsweise, die von Männern wie Friedrich August Wolf, Aug. Böckh — in Bayern Döderlein-Nägelsbach ausging, dann eine kritisch-sprachliche, die unter dem Einflusse von Karl Lachmann, Gottfried Hermann — F. Wilhelm Ritschl — Karl Halm sich bildete und allerdings in ihrer Anwendung auf den Gymnasialunterricht nicht immer segensreich wirkte, und schliefslich eine ästhetisch-archäologische, die aufs engste zusammenhängt mit dem ungeahnten Aufschwung, den die schon für lebensunfähig erklärte Altertumswissenschaft in den letzten 25 Jahren infolge der aufserordentlich ergebnisreichen Ausgrabungen genommen hat. Mit einem Male ist die Archäologie an die erste Stelle unter den verschiedenen Disziplinen der Altertumswissenschaft getreten, sie hat ein wesentlich erweitertes und lebensvolleres Bild der alten Welt geschaffen, aber auch allen übrigen Zweigen dieser Wissenschaft eine andere, mehr auf das Ganze gehende Richtung gegeben. Es ist natürlich, dafs diese Umwandlung sich auch auf unseren Gymnasien bemerkbar macht. Wer die Programme, in denen sich doch einigermafsen das geistige Leben der Gymnasien widerspiegelt, überschaut, wird recht deutlich den Unterschied gegen früher bemerken, die kritisch-sprachlichen Themata treten immer mehr zurück und an ihrer Stelle werden mehr archäologische, ästhetische, kulturgeschichtliche Fragen behandelt. Zwei neue Einrichtungen sind es nun vor allem, die jene lebendige Anschauung der Antike, wie sie eben nur die Archäologie durch die Kunstwerke bieten kann, den Gymnasien vermitteln: Die italienischen Studienreisen, die seit 1891 bestehen, und die Ferienkurse. Wer die Bedeutung derselben unterschätzt, wie dies Knoll jüngst in Nürnberg gethan hat, der kennt nicht die Verhältnisse, wie sie vorher waren. Das archäologische Examen, das in Bayern 1873 eingeführt wurde, hat sicher vorbereitend gewirkt, aber nicht durch dieses mehr theoretische Mittel noch durch die Verleihung von Reisestipendien, die rein wissenschaftlichen Zwecken dienten, sondern durch die Teilnahme weiterer Kreise von Fachgenossen an diesen Studienreisen wurde das Verlangen geweckt, auch den Schülern eine lebendigere Anschauung der antiken Kultur zu verschaffen. Die Ferienkurse dagegen haben hauptsächlich den Zweck, über den gegenwärtigen Stand der wichtigsten Fragen zu unterrichten und so den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis recht lebendig zu erhalten. Denn es ist dem einzelnen nicht mehr möglich, der rasch sich entwickelnden Wissenschaft in allen ihren Teilen zu folgen und ihre Ergebnisse aus eigenem Studium kennen zu lernen.

Nachdem ich vor einigen Jahren einem solchen Ferienkursus in München, dann einem sehr interessanten in Dresden unter Prof. Treu's Führung beiwohnte, habe ich mich im April an dem Berliner archäologischen Kursus beteiligt, über dessen wissenschaftliche Ausbeute ich Bericht erstatten möchte.

Den ersten Vortrag über Mykenä und Troja hielt Prof. Winnefeld, der im Jahre 1894 an den Ausgrabungen Dörpfelds selbst teilnahm und so aus eigener Anschauung berichten konnte. Die mykenische und homerische Frage sind zunächst zu scheiden; die Blütezeit der mykenischen Kultur fällt in die 2. Hälfte des 2. Jahrtausends, wie sich durch gesicherte ägyptische Funde in Mykenä und mykenische in Ägypten ergibt. Der Gesamtcharakter der myken. Kunst ist ein prunksüchtiger, überladener, wenn auch lebendige Phantasie, unmittelbare Beobachtung der Natur zuweilen hervortritt. Die mykenische Kultur zeigt uns die Länder des östlichen Mittelmeeres, beherrscht von mächtigen, kriegerischen Fürsten, welche über grofse Machtmittel zur Herstellung gewaltiger Bauten verfügt haben müssen. Wer aber die Träger dieser Kultur gewesen sind und in welcher Beziehung die mykenische Kunst zur orientalischen steht, ist noch zweifelhaft. — Die homerische

Frage bezieht sich auf das Verhältnis der in Troja veranstalteten Ausgrabungen zu dem Kulturzustand der homerischen Epen, d. h. sie untersucht, welche Stadt der homerischen entspricht, und ferner in welchem Zusammenhang die homerische Kunst zur mykenischen einerseits und zur orientalischen anderseits steht. Als Ort der homerischen Stadt gilt jetzt allgemein der Hügel von Hissarlik, der allein eine so beherrschende Stellung einnimmt, wie sie die Bedeutung Trojas voraussetzt. Bunárbaschi kann es eben wegen seiner Lage nicht gewesen sein. Schliemann hat bekanntlich die 2. Stadt (von unten) für die homerische gehalten, aber eine nüchterne Prüfung mufste bald den grofsen Unterschied erkennen lassen, der zwischen den Funden der 2. Stadt und der homerischen Kultur besteht; die Mauern sind Lehmbauten, die Thongefäfse noch recht roher Art, die Arbeiten der Goldschmiedekunst entbehren noch jeder künstlerischen Form, Steinwerkzeuge sind noch neben Bronzegeräten im Gebrauch, während die homerischen Schilderungen eine bedeutend höhere Stufe der Kunst voraussetzen. Die 2. Stadt gehört vielmehr derselben Zeit an, deren Spuren man nun überall auf den Inseln des ägäischen Meeres findet und deshalb Inselkultur nennt, sie stellt eine vielleicht ein Jahrtausend vor der mykenischen Zeit liegende Stufe menschlicher Entwicklung dar. Schon 1890 hatte Schliemann selbst eine Ahnung, dafs er sich getäuscht haben könnte, und 1893/94 ergaben wirklich die Ausgrabungen unter Dörpfelds Leitung, dafs auf diesem merkwürdigen Hügel noch eine andere bedeutende Stadt, die 6. von unten gerechnet, existierte, die mit ihren mächtigen Mauern und Türmen und der reich entwickelten Industrie der mykenischen Kultur entsprechend ist. Es war nun kein Zweifel, dafs nur die Bewohner dieser 6. Stadt mit den Fürsten der mykenischen Stadt gleichzeitig gewesen sein können. Dafs Schliemann selbst nicht auf die gewaltigen Grundmauern kam, hat darin seinen Grund, dafs auf der Seite, wo Schliemann den Burghügel durchschnitt, nämlich von der Nordseite her, die Mauern durch hellenistische Bauten verschwunden waren; erst durch einen Querschnitt war es möglich, auf solche Mauerreste zu stofsen, die durch Planierung des Plateaus verschüttet waren. Über das Verhältnis der homerischen Kultur zum Orient hofft man durch die jüngst in Milet begonnenen Ausgrabungen Aufschlufs zu bekommen.

Prof. Winter sprach über antike Keramik, indem er an einer Auswahl von Vasen zeigte, wie man an diesem einen Zweig menschlicher Thätigkeit die Entwicklung der griechischen Kultur, die Erstarkung des künstlerischen Gefühles verfolgen kann. Die mykenischen Vasen unterscheiden sich von den primitiven in Phrygien und der 2. Stadt Trojas durch Anwendung der Drehscheibe, durch die aus der Natur genommenen Formen der Vasen; das starke künstlerische Empfinden zeigt sich auch in der Wertschätzung der Leere im Raum, es ist die geschwungene Linie, die die mykenische Kunst bevorzugt, dagegen fehlt noch das Tektonische der Ornamentik, d. h. Übereinstimmung des Ornamentes mit der Bedeutung des einzelnen Teiles, z. B. des Fufses, der Mündung, des Henkels. Die dorische Wanderung hat die mykenische Kultur zurückgedrängt, um 1100—1000 tritt eine völlig andere Kultur auf, die auf den Vasen durch den geometrischen Stil charakterisiert wird. Herrschte in der mykenischen Periode Freiheit der Composition, phantasievolle Ausschmückung, so bemerkt man jetzt feste Schematisierung, die eckige Linie wird in gewissen, abstrakt konstruierten Formen verwertet, selbst die Tiere tragen denselben unnatürlich eckigen Charakter. Diese Motive der sogenannten Dipylonvasen, die zum Teil der Technik des Flechtens und Webens entnommen sind, hält Winter für einen Restbestand einer alten Kultur, welche das dorische Volk mitgebracht hat. — Von Osten her (Rhodos, Cypern) dringen nun im 9. und 8. Jahrhundert neue Formen ein, in denen man manche Verwandtschaft mit der mykenischen Kultur erkennt, so dafs Gelehrte wie Prof. Böhlau annehmen, der mykenische Stil habe sich im Osten erhalten und sei mit orientalischen Elementen vermischt nach Europa wieder vorgedrungen. Die Rosette, Palmette, Lotosblume erscheinen nun zum ersten Mal verwendet, auch das Gefühl für das Tektonische zeigt sich von jetzt an, ein Ornament steigt strahlenförmig auf, der Fufs wird als das tragende Element deutlich bezeichnet. Auch die schwarzfigurige Malerei, die Silhuettenmanier, kommt aus dem Osten. Prachtvolle Thonsarkophage aus Clazomenä, jetzt im Berliner Museum, zeigen den Übergang von der rein dekorativen Malerei zur schwarzfigurigen, an den schmalen Längsseiten sind Füllornamente

verwendet, dagegen an der Kopfseite Reiter nach dem Prinzip der Responsion paarweise angebracht. Mit dem Entstehen der schwarzfigurigen Malerei tritt das Ornamentale immer mehr zurück, der Künstler will nun in epischer Weise erzählen, was sich recht deutlich daran erkennen läſst, daſs er auch den Namen, gleichsam das *εὔχομαι εἶναι*, beifügt wie aus dem Munde kommend, damit ja der Beschauer nicht im Zweifel ist, was der Künstler darstellen will. An verschiedenen Orten entwickelt sich die Vasenfabrikation, Cäre — Korinth, aber schlieſslich schlägt Athen alle übrigen aus dem Felde, zumal seitdem in Athen die rotfigurige Vasenmalerei ganz plötzlich auftritt und damit eine viel feinere Zeichnung ermöglicht wird. Die früheren Stilgesetze werden beibehalten, das der Responsion oder das tektonische Prinzip der Ornamentik, aber im Inhalt des Bildes tritt immer mehr die Persönlichkeit des Künstlers hervor, bis der Einfluſs der groſsen Maler sich auch bei der kleinen Kunst bemerkbar macht und die Selbständigkeit der Erfindung beeinträchtigt.

Im Olympia-Museum behandelte Prof. Trendelenburg zunächst die Entwicklungsgeschichte von Olympia: es war ursprünglich eine Orakelstätte ähnlich wie Dodona. Die Weihgeschenke hingen an den Bäumen und auch von einem Erdspalt wird berichtet, der sakralen Zwecken gedient haben soll. Die Göttin, die in alter Zeit hier verehrt wurde, war Rhea, die Gemahlin des Kronos, an deren Stelle trat Hera, weshalb auch das Metroon und Heraion zu den ältesten Gebäuden gehören, erst später verdrängte der Zeuskultus wie auch sonst in Griechenland den Lokalkultus. Die Spiele waren wie im übrigen Griechenland ursprünglich Totenspiele einem Heros zu Ehren gefeiert; hier galten sie dem Pelops. Lange Zeit war Olympia dorisches Heiligtum, bis es nach dem Perserkriege zu einem *Πανελλήνιον* geworden ist. Bezüglich der Architektur wies Trendelenburg auf die Bedeutung des Lehmziegelbaues hin, der überaus zäh und haltbar ist, wenn die Erdfeuchtigkeit und der Regen durch Terrakottaverkleidung abgehalten wird, und darum auch lange Zeit in Olympia verwendet wurde. Interessant ist zu beobachten, wie sich rudimentäre Elemente aus der älteren Bauweise an den Steinbauten wie am Schatzhaus von Gela und am Heraion nachweisen lassen. Der horizontale Abschluſs des *γεῖσον* am Schatzhaus hat noch eine Traufrinne, obwohl dorthin der Regen nicht wohl dringen konnte. Der Grund liegt darin, daſs das Dach der ältesten Bauten horizontal war; die Mauer desselben Gebäudes hatte, obwohl sie von Stein war, eine Terrakottaverkleidung; in beiden Fällen ist die alte Form noch geblieben, als die ursprüngliche Bedeutung schon völlig verloren gegangen war. Unter den plastischen Werken ist die Nike des Päonios deshalb von besonderem Wert, weil sie den Abschluſs einer langen Entwicklungsreihe bildet, indem der Künstler hier ein uraltes Problem der griechischen Kunst, das Fliegen darzustellen, für alle Zeiten gelöst hat. Die Fliegende ist aufgefaſst als eine, die von hoch oben herab schreitet, indem sie kaum mit einem Fuſs den Boden berührt; den in breitem Bogen fliegenden Mantel benützt der Künstler, um die Statue mit dem Sockel zu verbinden, wobei durch die Färbung und den Adler die Illusion noch erhöht wird. Im Giebelfeld der Ostseite des Zeustempels sind bekanntlich die Vorbereitungen zu dem Wagenkampf zwischen Oinomaos und Pelops dargestellt, aber das eigentliche Motiv, der Grund, weshalb die Bewegung zum Stillstand kommt, tritt nicht recht hervor. Trendelenburg gibt nun eine sehr feinsinnige Erklärung, indem er die beiden sitzenden Alten als Seher auffaſst, die noch kurz vor Beginn des Kampfes den Flug der Vögel beobachten, wie dies auf Vasen wiederholt dargestellt ist. Nun begreift man, daſs alle Teilnehmer in gespannter Erwartung dastehen und ihnen Zeus gleichsam ungesehen von ihnen selbst erscheint.

Geheimrat v. Kekulé ging in seinem Vortrag über die attische Kunst von dem jüngst erschienenen Werk eines Franzosen Henri Omont aus, der nachweist, daſs Carreys Urheberschaft an den berühmten Zeichnungen ganz zweifelhaft sei und diese Zeichnungen eine sehr unsichere Quelle für Rekonstruktion bilden. Bei der Erklärung der Metopen wies Kekulé an 3 Kentaurenköpfen auf die Entwicklung hin, die die künstlerische Auffassung während der Bauperiode selbst genommen hat. Der eine Kopf ist noch ganz altertümlich, der andere erinnert an den Olympiastil, der dritte zeigt die vollendeten Formen der Phidiaskunst. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt einerseits darin, daſs die Metopen denjenigen plastischen Schmuck des Tempels bilden, der gleich mit dem Beginn des Baues

in Angriff genommen werden mufste, weil die Metopen ein architektonisches Glied des Ganzen bilden, während die Giebelfiguren und der Fries erst später hinzugefügt werden konnten, andererseits kommt auch der persönliche Stil der verschieden vorgebildeten und beanlagten Künstler in der verschiedenartigen Auffassung und Komposition zum Ausdruck. Ferner machte Kekulé auf die auch von modernen Künstlern anerkannte Meisterschaft der Alten in der Tierbildnerei, soweit sie am Parthenonfries hervortritt, aufmerksam und knüpfte daran sehr interessante Bemerkungen über den Einflufs dieser Genrekunst auf die Darstellung des menschlichen Körpers. Wer den Körper eines Tieres nachbilden will, mufs denselben als Ganzes auffassen, die wesentlichen Züge beobachten, die Proportion der einzelnen Teile. Der Kopf hat an dem Tiere nicht gröfsere Bedeutung denn der übrige Körper; so ist auch bei den Parthenonskulpturen der menschliche Körper als Ganzes aufgefafst, der Kopf nicht als ein besonderer Teil, dem man mehr Leben geben müsse; weniger im Gesicht als in der Haltung und Bewegung der Figuren liegt der Ausdruck jener schönen Reliefs aus der Blütezeit. Wer ferner das Leben des Tieres beobachtet, wird dasselbe mehr in der Bewegung, im Laufe, im Sprunge sehen als in der Ruhe und darum auch plastisch so darstellen; so kommt es, dafs Künstler wie Myron, die vortreffliche Tierbildner waren, dieses Prinzip der Bewegung auch auf den menschlichen Körper übertrugen. Dem berühmten Tierbildner Bary verdanke nicht zum geringsten Teile die moderne französische Kunst ihre hohe Entwicklung. — Einen besonderen Reiz der antiken Kunstwerke findet Kekulé in der Unmittelbarkeit der Wirkung, die eben beruht auf der persönlichen Teilnahme des Künstlers an seinem Werk; der moderne Künstler liefert nur das Modell oder die Zeichnung und läfst den Entwurf in dem Material ausarbeiten, während man gerade an den Parthenonskulpturen ein liebevolles, persönliches Gestalten von Seiten des Künstlers beobachten kann; ein Modell hat auch er gehabt, aber die Ausarbeitung im einzelnen war das Werk des Augenblicks.

Leider war Herr Prof. Conze durch Unwohlsein verhindert, den angekündigten Vortrag über Pergamon zu halten, weshalb Prof. Winter und Winnefeld die Erklärung der pergamenischen Altertümer übernahmen; besonders interessant war die Besichtigung des neuen, noch unvollendeten Pergamon-Museums, in dem der pergamenische Altar in seiner ursprünglichen Höhe von fast 5 m wieder aufgebaut ist. An den Seitenwänden desselben sollen die grofsen Reliefplatten in der entsprechenden Höhe angebracht werden, während der Innenraum zur Aufstellung der sonstigen Ausgrabungsgegenstände verwendet wird. Es ist kein Zweifel, dafs bei dieser Aufstellung und Beleuchtung durch Oberlicht die malerische Wirkung des herrlichen Frieses erst recht zur Geltung kommt.

Direktor Richter, der bekannte Herausgeber der Topographie Roms, behandelte die neueren Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiet; er ging von der ältesten Anlage Roms auf dem Palatin aus, von seiner Erweiterung nach Osten (Caelius, Esquilinus, Viminalis) und der spätern Ergänzung durch den Capitolinus. Als Reste aus der Königszeit galten die Trümmer der Servianischen Mauer, die in der Nähe des heutigen Bahnhofs aufgedeckt wurden; eine genauere Untersuchung der Steinmetzzeichen sowie des Mafsstabes, mit dem gebaut wurde — es war schon der neue kleinere römische Fufs im Gegensatz zu dem älteren römischen — ergab, dafs diese Mauer nicht in die Periode eines Servius fallen kann, sondern wohl zur Zeit, da die Römer sich gegen die Gallier schützen mufsten, rasch aufgeworfen worden ist. Auch die cloaca maxima, ursprünglich wohl ein Bach, der kanalisiert wurde, gehört nach dem Material zu schliefsen nicht in die ältere Zeit, sondern etwa in die nach den Punischen Kriegen. Richter besprach dann auch die neuen Funde zu dem alten marmornen Stadtplan Roms, der ursprünglich auf der nördlichen Aufsenwand des Archivs am Vespasiansforum angebracht war; 1673 wurden zahlreiche Stücke davon zum erstenmal von Bellori veröffentlicht und dann in einem vatikanischen Kodex auch Zeichnungen anderer Stücke gefunden; das Material vermehrte sich durch Funde in den Jahren 1867, 82, 85 und 88, aber in diesem Jahre kamen noch 300 weitere Stücke dazu, wovon der gröfste Teil noch völlig unbekannt war; es zeigt sich, dafs die vatikanischen Zeichnungen zum teil nur zuverlässig sind und demnach auch die darnach hergestellten Platten im kapitolinischen Museum. Die Zusammensetzung dieses alten nach Osten,

nicht nach Norden orientierten Planes ist für die Topographie von höchster Bedeutung. Unter den Bauten der Kaiserzeit besprach Richter das Pantheon, das lange Zeit nach der Inschrift als ein Werk des Agrippa galt; jetzt ist durch genaue Prüfung der beim Bau verwendeten Ziegelstempel und anderer Kennzeichen erwiesen, dafs das Pantheon an Stelle eines früheren zur Zeit Hadrians gebaut wurde.

Ein Vortrag fiel in das Gebiet der klassischen Philologie: v. Wilamowitz-Möllendorf behandelte in geistreicher Weise das neue 87 Verse umfassende, erst vor 2 Jahren aufgefundene Bruchstück aus der Komödie Menanders *Γεωργός*, wobei er eine zu diesem Zweck hergestellte kritische Ausgabe mit Übersetzung zu Grunde legte. Der Gang der Handlung ist kurz folgender: ein Jüngling kehrt von Korinth zurück und findet, dafs seine Hochzeit mit einer reichen Halbschwester vom Vater schon vorbereitet wird, während er selbst ein anderes armes Mädchen, Melitta, liebt und jener Heirat zu entgehen sucht. Dann treten zwei Frauen, darunter die Mutter des armen Mädchens auf und beklagen sich, dafs der Jüngling seine Geliebte treulos verlasse. Zwei Diener kommen mit Körben voll Blumen, die zum Hochzeitsfeste bestimmt sind, der eine, Daos erzählt in behaglicher Breite, dafs seinem alten Herrn vor einiger Zeit ein Unfall zugestofsen sei, während der Krankheit aber sei er von dem Bruder des armen Mädchens, der ein Sklave war, sorgsam gepflegt worden, und zum Dank dafür wolle sein alter Herr die Schwester, eben diese Melitta, heiraten. Darüber gerät die Mutter in grofse Bestürzung: *ἀποροῦμαι νῦν τί ποιῆσαί με δεῖ, ἐπεὶ τίνος ἡ παῖς ἐστι; τῳύτῳ χοὐδενί*, mit dieser Frage, wem sie das Mädchen geben soll, schliefst das Fragment, das umfassend genug ist, um einen Einblick in das Wesen einer Komödie Menanders zu gewähren. Man wufste schon früher, dafs die alten Menanderskomödien einen reichen Schatz von Lebensweisheit boten, aber dafs er ein solcher Meister in der Charakteristik und dramatischen Technik ist, geht erst aus dem Fragment hervor. Wilamowitz wies auf die Zeichnung des redseligen, selbstbewufsten, stolzen Sklaven hin, der ganz das Spiegelbild seines reichen Herrn ist im Gegensatz zu dem ihm untergebenen, der gar nicht zu Worte kommt. Vortrefflich ist auch die Exposition des Stückes, — denn der Anfang eines Stückes ist es, der uns hier überliefert wird — sie wird nicht durch einen Monolog gegeben, sondern durch drei kurze Scenen, in denen der Zuschauer immer von einer neuen Seite den Stoff kennen lernt, zuerst tritt der junge Liebhaber selbst auf, dann die beiden Frauen, schliefslich die beiden Sklaven, die durch ihre Nachricht die Verwicklung der Handlung andeuten. Auch die Einführung der Personen zeigt einen hohen Grad von Realismus, die beiden Frauen beginnen nicht erst auf der Bühne mit ihrem Gespräch, sondern sind eigentlich am Ende ihrer Unterredung dargestellt. „Ich weifs, du meinst es gut mit mir, ich darf dir alle meine Sorgen sagen. So also steht es.“ Mit diesen Worten, die auf die vorhergehende Unterredung hinweisen, wird die eine Frau eingeführt. Sehr wichtig ist dieses Fragment auch zur Beurteilung der Stellung, die Plautus und Terenz ihren Vorbildern gegenüber einnahmen. Ein Hinweis auf Molière, der erst wieder die Höhe der neueren attischen Komödie erreicht hat und an sie anknüpfte, schlofs den inhaltsreichen Vortrag.

Dies der wesentliche Inhalt der Vorträge. Ich bin der Überzeugung, dafs diese Ferienkurse sich immer mehr als eine Notwendigkeit erweisen werden, wenn nicht der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis verloren gehen soll; denn dem einzelnen ist es nur auf einem engbegrenzten Gebiete möglich, selbständig zu arbeiten, im übrigen mufs er sich damit begnügen, die sicheren Resultate der Wissenschaft anzunehmen, um sie gegebenen Falls zu verwerten. Nicht die Methode ist meines Erachtens das belebende Element unseres Gymnasialunterrichts, wenn auch ein gewisses Mafs für die unteren Klassen erstrebt werden soll, sondern der Einflufs der Wissenschaft ist gleichsam der Sauerteig, der den überlieferten Stoff stets neu belebt, frisch und schmackhaft erhält; wer auf Kosten der wissenschaftlichen Ausbildung und Fortbildung die Methode betont, wie dies in der Beschränkung der Universitätszeit geschehen ist, der untergräbt die eigentlichen Grundlagen des humanistischen Gymnasiums.

Zweibrücken. Carl Wunderer.



Zum Generalversammlungsbericht.

Auf Seite 19 des Berichtes über die Generalversammlung in Nürnberg findet sich die Bemerkung, dafs die Petition der 61 Pfälzer Kollegen der Auffassung Raum lasse, dafs es den Angehörigen der Dreierkategorie nachgerade auf die Erreichung der Professur sans phrase ankomme. Wie uns nun von beteiligter Seite mitgeteilt wird, beruht diese Annahme auf Irrtum, der dadurch hervorgerufen wurde, dafs in der genannten Petition aus Versehen die Beifügung „bis zur fünften Klasse" weggelassen wurde. Die Petenten streben also das Gleiche an wie der Verein (auf der Nürnberger Generalversammlung), nämlich Einrücken in die Gymnasialprofessur nach einer entsprechenden Anzahl von Jahren, jedoch mit Wirksamkeit in denjenigen Klassen des Gymnasiums, die ihnen das Prüfungszeugnis zuweist.

München, den 15. Juni 1899. Die Vorstandschaft.

Programme der bayer. Gymnasien 1897/98.

(Nachtrag).

Im Mai 1899 ist nachträglich das Programm des Kgl. humanistischen Gymnasiums Freising für das Studienjahr 1897/98 erschienen:

Hans Dormann, Gymnasialassistent, Das Hochstift Freising zur Zeit des Kampfes zwischen Ludwig dem Bayern und der römischen Curie (1322—1342).

Frequenz der isolierten Lateinschulen in Bayern.

(Nachtrag).

Bei der Zusammenstellung der Frequenz der bayerischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen ist S. 826 des vorigen Jahrganges, worauf wir nachträglich aufmerksam gemacht werden, die Privatlateinschule Amorbach übersehen worden; dieselbe wurde aus der vor etwa 4 Jahren (am Schlusse des Schuljahres 1894/95) aufgelösten 5klassigen Kgl. Lateinschule in eine 3klassige städtische, also Privatlateinschule, umgewandelt, für deren Erhaltung der in Amorbach residierende Fürst von Leiningen über 90000 M. in Papieren beim Stadtmagistrat hinterlegt hat. Die Lateinschule, welche unter der Respizienz des Rektorates Aschaffenburg steht, zählt in diesem Schuljahre in 3 Klassen 18 Schüler.

Personalnachrichten.

Ernannt: an Realanstalten: Dr. Heinr. Gafsner, Reallehrer an der Luitpoldkreisrealschule in München zum Gymnprof. am Kadettenkorps (N. Spr.).

Auszeichnung: Dr. Gg. Orterer, Gymnasialrektor in Eichstätt, erhielt das Ritterkreuz des päpstlichen St. Gregoriusordens.

Stipendien: Dr. Friedr. Weber, Gymnl. in Neustadt a. H. erhielt das Reisestipendium von 2160 M. zum Besuche des Archäologischen Instituts in Rom und dessen Filiale in Athen; weitere staatliche Reisestipendien zu 900 bez. 500 M. erhielten: Dr. A. Eiselein, Assistent an der Realschule Bamberg; Dr. Bruno Schnabel, Reall. in Kaiserslautern (je 900 M.), Dr. Jak. Friedrich, Gymn.-prof. in Augsburg (St. Anna); Christian Rühl, Gymnl. am Realg. Nürnberg; Dr. Gg. Hart, Gymnl. in Aschaffenburg; Dr. Joh. Martin, Gymnl. in Erlangen; Gg. Werr, Reall. in München (Luitpoldkreisr.); Dr. Andr. Rosenbauer, Reall. in Lindau; Frz. Bock, Reall. in Weilheim; Dr. Gg. Küffner, Reall. in Ludwigshafen (je 500 M.).

Gestorben: an humanistischen Anstalten: Joseph Probst, Gymnl. in Würzburg (N. G.); Leonhard Hohenbleicher, Seminardirektor u. Gymnprof. in Neuburg a. d. Donau; Franz Jäger, Studienl. a. D. in Würzburg; an Realanstalten: Oberstudienrat Adolf Kleinfeller, Rektor a. D. der Industrieschule München, von 1873—1897 Mitglied des obersten Schulrates.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard [illegible] oder an den [illegible] des Vorstandes, Gymnasialprofessor [illegible] wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. [illegible], zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den I. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. [illegible] zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermässigtem Preise durch den Vereinskassier Dr. [illegible] bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dass fortan die [illegible] und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner gesandt werden sollen. [illegible] (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg. Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, den Betrag bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 J. F. [illegible] Verlag, Leipzig.
1 Bayerische Hypotheken- & Wechselbank, München.
1 [illegible], Leipzig.

BLÄTTER

für das

GYMNASIAL-SCHULWESEN

herausgegeben vom

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

redigiert von

DR. JOHANN MELBER.

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND.

IX. & X. HEFT,

SEPTEMBER — OKTOBER.

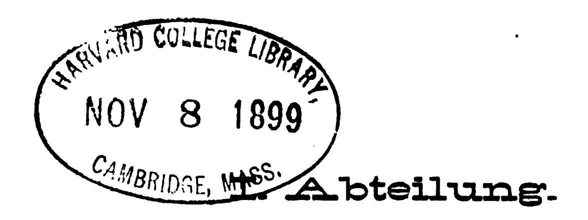


MÜNCHEN, 1899.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG
(SCHÖPPING.)

Inhalt des IX. & X. Heftes

Abhandlungen

Rezensionen



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Jubelfeier des Liedes von der Glocke.

Einleitende Worte beim Maifeste des Neuen Gymnasiums zu Nürnberg 30. Mai 1899 von Rektor Dr. Lechner.

Hochzuverehrender Herr Regierungspräsident! Hochangesehene Festgäste! Im Jahre 1799 schenkte dem deutschen Volke der edle Dichter, welchen es vor allen vaterländischen Sängern liebt und ehrt, sein Lied von der Glocke. Demnach besitzt unser Volk diese unschätzbare Gabe nunmehr seit hundert Jahren. Und welche Fülle herrlicher Wirkungen ist von dem Gedichte während eines Jahrhunderts ausgegangen! Ihrer zu gedenken ziemt sich gewiſs im Jubeljahre desselben, ziemt sich wohl vornehmlich bei einem Jugendfeste.

Zu Schillers bewunderungswürdigsten Thaten gehört sein Schaffen im Reiche der Gedankenlyrik. Einen Vorgänger auf diesem Felde hatte er nur an Albrecht von Haller; allein wie weit übertrifft er ihn nicht nur durch Reichtum an solchen Erzeugnissen, sondern auch durch dichterische Gewalt! Der ganz einzige Verein strenger Bestimmtheit des Denkens mit beflügelter Kraft der Phantasie, welcher Schiller auszeichnete, ermöglichte jene unübertroffenen Schöpfungen aus einem Gebiete, das kein zweiter vor und nach ihm so berechtigt sein eigen nennen durfte. Nicht am Anfange der ausgezeichneten Reihe, sondern an ihrem Ende steht als meisterhafter Abschluſs der Ideendichtungen Schillers das Lied von der Glocke.

Daſs er es nicht auf plötzliche Eingebung rasch entwarf, zeigt eine bekannte Äuſserung seiner Schwägerin Karoline von Wolzogen; sie sagt in ihrem Leben des Dichters: „Lange hatte Schiller dieses Gedicht in sich getragen und uns oft davon gesprochen als von einer Dichtung, von der er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengieſserei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen.“ Der Aufenthalt, von welchem Karoline von Wolzogen hier spricht, fällt in das Jahr 1788, also elf Jahre vor Vollendung des Gedichtes. Jene Glockengieſserei zu Rudolstadt aber besteht gegenwärtig nicht mehr, hat sich vielmehr in eine Maschinenbau-Werkstätte verwandelt. Als ich dieselbe im vorigen August aufsuchte, erzählte mir der gefällige Besitzer, bei seinen Eltern sei noch die Überlieferung lebendig gewesen, daſs Herr Schiller sich nicht selten längere Zeit in der Glockengieſserei aufgehalten habe, was von den Arbeitern als

eine Störung angesehen worden sei. Die Nachwelt hat jedoch das Gedächtnis der Förderung, welche der Dichter von jener Stätte empfing, durch eine Inschrift an der äufseren Mauer des Besitztums festgehalten; auf der dort angebrachten Erztafel liest man die Verse:

„Steh', Wandrer, still! denn hier erstand,
Dafs keine zweite möglich werde,
Gebaut von Schillers Meisterhand,
Die grösste Glockenform der Erde."

Die erste Erwähnung des dichterischen Planes durch Schiller selbst finden wir in einem neun Jahre später von ihm geschriebenen Brief an Goethe vom 7. Juli 1797. Dort heifst es: „Ich .. bin .. jetzt an mein Glockengiefserlied gegangen und studiere seit gestern in Krünitz' Encyklopädie, wo ich sehr viel profitiere. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine grofse Masse zu verarbeiten ist." Das Buch, dessen Studium er hier erwähnt, ist der 19. Band von Krünitzens Ökonomisch-technologischer Encyklopädie, der unter anderem den höchst umfangreichen Artikel „Glocke" enthält. Daraus, dafs der Dichter sich in diesen Artikel vertiefte, erkennen wir seine aufserordentliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit; er begnügte sich nicht mit der früher in Rudolstadt erlangten Anschauung, sondern strebte das Technische des Glockengusses immer genauer mit Hilfe einer Fachschrift zu erfassen. In Goethes Antwort auf jenen Brief, die schon am nächsten Tag erfolgte, stehen die Worte: „Leben Sie recht wohl und bringen Sie die Glocke glücklich zu Stande!" Aber der fortwährend von körperlichen Leiden gequälte Schiller klagte ihm am 30. August: „Bei solchen Störungen werde ich Mühe haben, Stimmung und Zeit für meine Glocke zu finden, die noch lange nicht gegossen ist." Goethe ruft alsdann von einer Reise aus im September dem Freunde zu: „Wenn Sie nur noch für diesen Almanach mit der Glocke zu Stande kommen! denn dieses Gedicht wird eins der vornehmsten und eine besondere Zierde desselben sein." Allein am 15. September mufs Schiller erwidern: „Das Lied von der Glocke kabe ich bei meinem Uebelbefinden nicht vornehmen können, noch mögen." Und bald darauf am 22. September fügte er hinzu: „Mein letzter Brief hat Ihnen schon gemeldet, dafs ich die Glocke liegen lassen mufste. Ich gestehe, dafs mir dieses, da es einmal so sein mufste, nicht so ganz unlieb ist, denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, mufs das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladen-Jahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Klasse auch die Glocke gehört." Daran knüpft Goethe an, wenn er aus der Schweiz im Oktober sich vernehmen läfst: „Es wird gut sein, wenn der nächste Almanach reich an Liedern wird, und die Glocke mufs nur um desto besser klingen, als das Erz länger in Flufs erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist." Und so vergingen in der That noch zwei Jahre bis zur Ausgestaltung des Werkes.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, dafs um jene Zeit Schiller nicht nur die bedeutendsten seiner Balladen dichtete, vor allen die Kraniche des Ibykus, sondern auch angestrengt am Wallenstein arbeitete. Erst als im Jahre 1798 diese gewaltige Tragödie vollendet war, konnte er sich dem Liede von der Glocke wieder mehr widmen, und obwohl ihn bereits die Thätigkeit für Maria Stuart erheblich in Anspruch nahm, hoffte er dennoch das Lied jetzt hinausführen zu können, weshalb er im August 1799 an Goethe schreibt: „Etwas werde ich wohl für den Almanach geben müssen, um Cotta mein Wort zu halten, wenn auch die Glocke daran müfste.“ Zustimmend äufsert Goethe im Antwortbriefe: „Lassen Sie sich allenfalls die Glocke nicht reuen.“ Da Schiller kurz nachher im September acht Tage mit den Seinigen zu Rudolstadt verweilte und sich alsdann in Jena mehrere Wochen hindurch der Gesellschaft Goethes erfreute, so ist nicht ohne Grund vermutet worden, dafs einerseits die aufgefrischten Rudolstädter Anschauungen, anderseits die Ermunterungen des sorgsamen Freundes den Abschlufs des lange gepflegten Liedes beschleunigten. Denn während inzwischen Maria Stuart bis in den dritten Akt vorgerückt war, gelang es dem Dichter gleichwohl, das Lied von der Glocke in der zweiten Hälfte des Septembers zu endigen und am 30. September zum Druck abzuschicken, so dafs im Oktober 1799 der Musenalmanach für das folgende Jahr, welcher bereits in diesem Monat erschien, der letzte, den Schiller herausgab, das ausgereifte Meisterwerk als wertvollstes Kleinod brachte.

Schon am 6. November rief Schillers treuer und verständiger Freund Christian Gottfried Körner in einem Brief an den Dichter freudig aus: „Der Almanach ist reicher, als ich nach Deinen Äufserungen erwarten konnte. Das Lied von der Glocke kann sich besonders neben Deine vorzüglichsten Produkte stellen. Es ist ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst darin . . ., das man selten ächt findet und das manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft misslingt.“ Vom Beifalle der Besten auf solche Weise begrüfst, fand in den nächsten Jahrzehnten das köstliche Geschenk die höchste Anerkennung bedeutender Geister. Besonders hervorzuheben ist die Stimme Wilhelms von Humboldt, der 1830 schrieb: „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies enthält das Lied von der Glocke. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt.“ Aber auch die weitesten Kreise des Volkes hatte das Werk bald mächtig angezogen. Daher konnte schon Karoline von Wolzogen in ihrem gleichfalls 1830 hervorgetretenen Leben des Dichters sagen: „Es ist ein Lieblingsgedicht der Deutschen geworden. Jeder findet rührende Lebenstöne darin, und das allgemeine Schicksal der Menschen geht innig ans Herz.“

Ein Lieblingsgedicht der Deutschen, dürfen wir hinzusetzen, ist es bis heute geblieben, und wiewohl eines der edelsten und gewähltesten Erzeugnisse deutscher Poesie, kann es doch zugleich als eines der volkstümlichsten und verständlichsten gelten. Wie unendlich viel hat es aber nunmehr schon ein Jahrhundert lang zur Geistesbildung mitgewirkt! Unzählige haben aus dem Liede von der Glocke den Sinn für poetische Gestaltung von Ideen und für dichterisch gehobene Ausdrucksform gewonnen. Auch in Schichten des Volkes, die ihrem Wesen nach weniger als andere von idealistischen Strömungen berührt werden, kennt man eine oder die andere Stelle des Gedichtes, dessen melodisch fliefsende Verse sich so leicht dem Gedächtnis einprägen; ja solche Stellen bilden nicht selten für das Haus neben einigen Volksliedern das einzige Gut von weltlicher Poesie.

Und welch reichen Stoff bot von je das Gedicht zu geistiger Übung der Jugend! Durch welches Werk könnte es zumal im Unterrichte höherer Lehranstalten ersetzt werden? Ich darf hier wohl an den Gewinn erinnern, welchen das Erfassen des künstlerischen Planes und der feindurchdachten Gliederung bringt, an die Verwertung sinnvoller Aussprüche des Gedichts für stilistische Versuche, an die auf Gymnasien oft angestellte Vergleichung seiner Gemälde aus dem Menschenleben mit den Bildern auf dem Schild Achills im achtzehnten Gesange der Ilias.

Weit höher aber noch als die Summe geistiger Bildung, die unser Volk dem Liede von der Glocke verdankt, schätze ich seinen Einflufs in Hinsicht auf sittliche Veredlung. Zu reiner und würdiger Auffassung aller Lebensverhältnisse, zur Achtung und Heilighaltung der Familienbande, zum Sinne für Ordnung und Gesetz, zu gewissenhafter Hingabe an Pflicht und Beruf, zur Stärkung eines lebendigen Gottvertrauens, zum Bewufstsein der Vergänglichkeit alles Irdischen, zur Richtung auf das Unvergängliche hat das herrliche Werk des Dichters mächtig beigetragen. Ohne kirchlich sein zu wollen, atmet es durch und durch wahre christliche Frömmigkeit; ohne aufdringlich Patriotismus zu predigen, pflanzt es in die Seelen ächt vaterländische Gesinnung. Mit Recht vergleicht man es in Bezug auf diesen seinen sittlichen Wert mit Goethes Hermann und Dorothea, unzweifelhaft jedoch ist es weit mehr als jenes idyllische Epos in das Volk eingedrungen und hat deshalb eine weit umfassendere Wirkung auf die Gemüter geübt. Gute deutsche Art hat es seit einem Jahrhundert kräftig fördern helfen, hat sich nicht nur wirksam erwiesen zu verfeinern, sondern auch zu erziehen. Was der Dichter vom Werke seines Glockengiefsers sagt, ist für sein Gedicht selbst wahr geworden und wird von demselben wohl auch weiterhin gelten:

„Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr".

Um alle Wirkungen des Liedes im Zeitraume des Jahrhunderts zu ermessen, dürfen wir auch die Beiträge zu seiner Erklärung und Würdigung nicht übergehen. Durch Schriften aller Art, durch umfangreiche Auslegungen wie durch kürzere Bemerkungen war man

bemüht, das Verständnis des Gedichtes im einzelnen wie im ganzen zu mehren, seinen Kunstwert ins Licht zu setzen, für seine Gröfse zu begeistern. Konnte doch eine schon vor Jahren gedruckte Übersicht solcher Schriften eine erstaunliche Anzahl derselben verzeichnen! Lassen Sie mich die neueste und vorzüglichste aller nennen, die vor sechs Jahren erschienene Ausgabe des Liedes von Evers, Direktor des Gymnasiums in Barmen. Zu der ausgedehnten Literatur über das Lied gesellen sich endlich die im Laufe des Jahrhunderts gelieferten Übersetzungen desselben in alle Sprachen der gebildeten Welt.

Gestatten Sie jedoch, hochverehrte Zuhörer, dafs ich noch die Bedeutung erwähne, welche in den hundert Jahren das bewundernswerte Schmuckstück deutscher Dichtung für die übrigen Künste gewonnen hat. Die Schauspielkunst stellte zuerst Goethe in den Dienst des Werkes. Er veranstaltete, nachdem Schiller im Mai 1805 dahingeschieden war, am 10. August des nämlichen Jahres im Badeorte Lauchstädt, wohin das Weimarische Theater jeden Sommer auf einige Zeit zu übersiedeln pflegte, zur Gedächtnisfeier für den Heimgegangenen die erste dramatische Aufführung des Liedes von der Glocke. Die Bühne zeigte eine Giefserwerkstätte; durch Versinnlichung des technischen Verfahrens und durch geschickte Verteilung der mannigfaltig gearteten Stellen an Personen verschiedenen Alters und Geschlechts erhielt die Dichtung einen höchst glücklichen dramatischen Ausdruck. An die letzten Worte derselben schlofs sich der unvergleichliche Epilog an, den Goethe als edelgesinnter Freund gedichtet hatte, um durch diesen Zoll neidloser Verehrung des grofsen Toten seinem eigenen Herzen genug zu thun. 1810, fünf Jahre nach Schillers Hinscheiden, wurde am 9. Mai als an seinem Todestage die Vorstellung in Weimar wiederholt, wobei dem Epilog eine neue Strophe eingefügt war, und fünf Jahre später am 10. Mai 1815 folgte gleichfalls in Weimar eine abermalige Wiederholung, für die Goethe den Epilog noch um die letzte Strophe vermehrt hatte. In dieser Form ist er Gemeingut des deutschen Volkes geworden als ein Denkmal seiner beiden gröfsten engverbundenen Dichter. Die von Goethe angewendete Art, das Lied von der Glocke dramatisch aufzuführen, bürgerte sich aber bald auf allen bedeutenden Bühnen ein und ist, wie Sie wissen, jetzt noch in Übung, meist mit dem Schmucke lebender Bilder, welche im Hintergrunde die im Gedichte geschilderten Scenen aus dem Leben darstellen, und in der Regel gehoben durch die von Lindpaintner komponierte melodramatische Musik. Wie aufserordenttich jedoch das Gedicht auch mittelst einfacher Rezitation wirken kann, wenn sie würdevoll und stilgemäfs ist, davon überzeugt gerade in unseren Tagen einer der gröfsten jetzt lebenden Meister der Vortragskunst Tausende tief ergriffener Zuhörer.

Dafs die bildende Kunst mannigfach vom Werke Schillers angeregt werden würde, konnte man erwarten. Moritz Retzsch, geboren 1779 zu Dresden, liefs, nachdem er bereits Zeichnungen zu anderen Gedichten Schillers geliefert hatte, im Jahre 1833 seine Umrisse zum Liede von der Glocke im Stich erscheinen. Er zeigt sich in Idee und Auffassung ganz eigentümlich und mit kühner Phantasie begabt;

seine Figuren muten uns herb und fast mittelalterlich, jedoch charaktervoll und grofs an. Ihm folgte einige Jahrzehnte später der gemütvolle Ludwig Richter, geboren 1803 gleichfalls in Dresden, dessen Zeichnungen zum Liede von der Glocke in Holzschnitt ausgeführt einen Lieblingsbesitz des deutschen Hauses bilden. „Es sind" — ich bediene mich hier der Worte Otto Jahns — „der Hauptsache nach sechszehn Familienscenen, aus den bekannten Schilderungen des Gedichtes gezogen, ohne in den Rahmen gefafst zu sein, durch welchen der Dichter sie zu einem Ganzen geeinigt hat, sämtlich fein, sinnig und reich an lebensvollen Zügen". Gleichfalls weit verbreitet ist das von Christoph Nilson gezeichnete grofse Blatt, welches, gestochen von Adrian Schleich, der Kunstverein in München seinen Mitgliedern für das Jahr 1848 widmete; in geschickter Gruppierung sieht man hier kräftige, ausdrucksvolle Darstellungen der vom Dichter vorgeführten Ereignisse des Lebens, zusammengehalten durch architektonische Rahmen, in der Mitte die Pforte des Doms mit Besuchern desselben, unten die Gestalt des Glockengiefsers. Die Illustrationen von Müller und Jäger, welche in photographischer Wiedergabe dem Texte des Gedichtes durch Bruckmanns Verlag in München beigegeben wurden, sind teilweise zu modern und süfslich, doch befinden sich unter ihnen auch einige recht ansprechende. Alles aber, was die bildende Kunst, aufgefordert durch Schillers Lied, hervorbrachte, überragen wohl die trefflichen Compositionen von Alexander Liezen-Mayer, die als sechs Kupferstiche und dreiundzwanzig Holzschnitte nebst zahlreichen gleichfalls in Holz geschnittenen ornamentalen Zeichnungen von Rudolf Seitz Ströfers Münchener Kunstverlag in einer Prachtausgabe des Gedichtes darbot. Wer eines der Blätter Liezen-Mayers betrachtet, den Aufbruch zum Hochzeitszuge, die Hausfrau, welche im reinlich geglätteten Schrein das schneeige Linnen birgt, die vom Felde heimkehrenden Schnitter, der fühlt sich in hohem Grad angezogen und unwillkürlich von dem Gedanken ergriffen, welche Freude den edlen Dichter beseelen würde, wenn er diese ächt künstlerische Versinnlichung seiner Poesie schauen könnte.

Bei Erwähnung der Bühnenaufführungen mufste ich von der Musik Lindpaintners sprechen, die melodramatisch gehalten ist. Ich gelange jetzt zu anderen Tonsetzern, welche sich durch Schillers Werk begeistern liefsen. Andreas Romberg, geboren 1767 zu Vechta im Münsterschen, lieferte seine Komposition des Liedes von der Glocke für Chor, Soli und Orchester im Jahre 1808; die Partitur erschien bei Simrock in Bonn als opus 25 im Anfange des Jahres 1810, die ersten Aufführungen der Komposition fanden im Frühlinge des gleichen Jahres zu Berlin, Breslau und Frankfurt a. M. statt. Von da an gewann sie sich in allen deutschen Landen die Herzen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dafs die Wiedergabe derselben, die wir heute versuchen wollen, bei vielen von Ihnen, verehrte Anwesende, freundliche Erinnerungen an Zeiten wecken wird, in denen sie sich entweder dem Genusse der Komposition Rombergs hingaben oder bei Aufführungen derselben mitwirkten. Neuerdings viel getadelt und gescholten, namentlich von Hermann Kretzschmar, ist sie gewifs

auch manches Lobes wert; nach dem Urteile Schletterers „harmonisch abgeklärt, rhythmisch schön gegliedert, melodisch sehr anmutig, durchweg edel und gemütvoll“ erreicht sie durch die einfachsten Mittel höchst glückliche Wirkungen. Ich bitte Sie, heute zu prüfen, ob man die Musik Rombergs trotz ihrer Einfachheit wirklich veraltet nennen darf. Unter Anwendung reicherer moderner Mittel behandelte das Gedicht in der Form eines Oratoriums Max Bruch; auch in hiesiger Stadt ist diese Behandlung schon mehrmals vernommen worden. Sie tritt anspruchsvoller auf und stellt gröfsere Anforderungen an die Ausführenden. Reich an unleugbaren Schönheiten, wirkt sie doch nach meiner Empfindung nicht so im Geiste des Dichters als die Rombergs. Die mit verbindendem Texte vorzutragende Orchestermusik, welche neuerdings Stör geschrieben hat, soll reizende kleine Tonbilder in Menge enthalten, ist aber so wenig gekannt als die Komposition von Bernhard Scholz für Soli, Chor, Orchester und Orgel. Keine unter allen diesen Schöpfungen vermochte der von Andreas Romberg an Volkstümlichkeit gleichzukommen oder sie aus ihrer Stellung zu verdrängen. Für uns konnte es keine Frage sein, dafs, wenn wir das Lied von der Glocke zur Jubelfeier musikalisch vorführen wollten, die Komposition Rombergs zu wählen war, die allein unter den genannten sich für ein Schulfest eignet. Eine angenehme Pflicht ist es für mich, den hochgeschätzten Damen und Herren, welche durch die überaus freundliche Übernahme von Solis die vollständige Aufführung ermöglichen, den verbindlichsten Dank auszusprechen. Unsere Schüler aber werden hoffentlich, so weit es an denselben liegt, ihre Schuldigkeit thun. Möge die Huldigung, die wir dem Genius des grofsen Dichters zur Jubelfeier seines Liedes darbringen, einer höheren Lehranstalt einigermafsen würdig erscheinen!

Die induktive Methode.

So gerne ich mich mit pädagogischen Fragen beschäftige, so ungern mische ich mich in die theoretischen Streitfragen der Pädagogen. Denn dabei bedient man sich gewisser termini und Schlagwörter, deren Bedeutung nicht scharf umgrenzt ist, mit denen sich zwar trefflich streiten, aber wenig Gutes schaffen läfst. Dies gilt auch von der Bezeichnung ‚induktive Methode‘, ein Ausdruck, der, so viel ich weifs, von Niemeyer, Herbart, Willmann, H. Kern, Toischer überhaupt nicht gebraucht wird und in der philosophischen Sprache eine engere Bedeutung hat als bei den modernen Pädagogen. Auch möchte ich nicht in den Verdacht kommen, dafs ich mich als Pädagoge von Fach aufspielen wolle. Denn ein bischen Wahrheit liegt wohl doch in den Worten meines väterlichen Freundes Lagarde (Deutsche Schriften II, 44): ‚Pädagogen von Fach sind nach meiner Erfahrung allemal diejenigen Wesen, die niemandem etwas beibringen und keine Zucht zu halten verstehen‘. Obwohl ich also gar nicht darauf ausgehe, meine pädagogische Weisheit an den Mann zu bringen, so möchte



ich doch nicht für einen Verächter pädagogischer Weisheit gelten. Als solcher erscheine ich aber nach dem Bericht über die XX. Generalversammlung (S. 60), wornach ich gesagt haben soll, dafs ich es für unnütz halte, eine Vorlesung über Psychologie zu hören. So gering denke ich von der Psychologie nicht, wenn auch selbst Herbart den unmittelbaren Nutzen der Psychologie für den Unterricht sehr mäfsig anschlägt (Ges. W. VI, 457): ‚Ich bin sehr weit entfernt, irgend welchen Teil der Erziehungspraxis im Detail nach psychologischen Grundsätzen allein bestimmen zu wollen. Das Detail hängt immer unmittelbar und zunächst von Beobachtung, Versuch und Übung ab. Der Erzieher darf sich überall keinen bindenden Vorschriften hingeben‘. Desgleichen warnte Volkelt (Neue Jahrb. 1898 S. 67) vor ‚übertriebenen Erwartungen; die Psychologie führt die Pädagogik nur zu sehr allgemeinen und nur relativ gültigen Bestimmungen‘. Gleichwohl bin ich weit entfernt, das Hören einer Vorlesung über Psychologie für unnütz zu erklären; was ich für unnütz erklärte, war der Nachweis des Besuches einer solchen Vorlesung — so lautete die These —, weil ich der Ansicht war und trotz der erfahrenen Zurechtweisung auch jetzt noch bin, dafs das Praktikantenjahr Gelegenheit bieten mufs, psychologische Kenntnisse zu zeigen und, wo sie noch fehlen, sich anzueignen, und dafs letzteres auch aus Büchern möglich sei.

Auch bezüglich der induktiven Methode wollte ich mich in keinen Streit einlassen, sondern nur zum Ausdruck bringen, dafs dieselbe in der Pädagogik nicht neu, auch uns Lehrern der alten Sprachen nicht neu sei, in der Wissenschaft aber die Alleinherrschaft bereits wieder verloren habe. Darüber, ob die induktive Methode im Unterricht verwendbar sei oder nicht, läfst sich überhaupt nicht streiten: sie ist einfach unentbehrlich. Streitig ist nur das Mafs ihrer Verwendbarkeit, und unstreitig ist dies Mafs schon vielfach überschritten worden. Verkehrt ist es, zu verlangen, weil die Grammatik auf induktivem Wege geschaffen worden ist, müsse sie auch auf induktivem Wege gelehrt werden, gleichwie die Anhänger einer verwandten, der genetischen, Methode den Zögling alle Entwicklungsstufen der Menschheit im Unterricht durchlaufen lassen wollen. Eine Übertriebenheit ist es, wie selbst Dettweiler (Griechisch S. 33) zugibt, wenn die preufsischen Lehrpläne verlangen, dafs die Deklinations- und Konjugationsformen auf induktivem Wege aus dem Lesebuch gewonnen werden müfsten. Mehr als eine Übertriebenheit ist es, wenn man uns zumutet, das Geschlecht von finis solle man an dem Verse: ‚est modus in rebus, sunt certi denique fines‘ merken lassen. Wer je vor Sextanern zu unterrichten hatte, kann das nur als Scherz oder als Hohn auffassen und wird, unbeirrt von solchen Aposteln der induktiven Methode, fortfahren mit der schlichten deduktiven oder, wie ich lieber sage, synthetischen Anweisung: ‚alle Wörter auf — nis sind Masculina‘.

Eine Lieblingssünde der induktiven Methode ist es, die Grammatik bei Seite zu schieben und das Lesebuch in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen. Für den Anfangsunterricht im Lateinischen ist dies Verfahren allerdings so natürlich, dafs es meines Wissens

nirgends anders gemacht worden ist. Doch ergab sich schon daraus das Mifsliche, dafs man in den spätern Klassen bei den immer nötigen Wiederholungen der Deklinations- und Genusregeln keine recht sichere Grundlage hatte: der Lehrer kannte das Übungsbuch (in seiner neuen Auflage!) nicht ganz genau, und die Schüler hatten, was viel schlimmer ist, das Übungsbuch der ersten Klasse nicht mehr im Besitz. Dieser Übelstand würde, wenn man auch in der 2. und 3. Klasse das Lesebuch über die Grammatik stellen wollte, unerträglich werden und für die Befestigung des Lehrstoffes die schlimmsten Folgen haben. In der 4. und 5. Klasse aber ist schon die erste Darbietung des Stoffes in dieser Form unzweckmäfsig, teilweise geradezu unmöglich. Denn abgesehen davon, dafs die Lektüre allzusehr in den Dienst der Grammatik gestellt werden müfste, wie viele Seiten kann man in Nepos und in Cäsar lesen, bis man z. B. für quisque, für die Bedingungs- und Fragesätze oder gar für den unabhängigen Konjunktiv genügend viele und passende Beispiele bei einander hätte! Aber auch für häufiger auftretende Spracherscheinungen liegen die guten Beispiele wahrlich nicht auf der Strafse, während eine Grammatik, die ihre Beispiele aus der ganzen Latinität auswählt, nebenbei eine wahre Schatzkammer von fruchtbaren Gedanken sein kann. Und aufserdem die Schwierigkeit für Repetitionen! Die Lektüre wechselt, der Lehrer wechselt, Parallelkurse werden zu einem Kurs vereinigt! Was in diesem Wechsel beharrt, ist allein die Grammatik. Diese soll natürlich ausreichenden Stoff für die Induktion bieten. Leider ist die in letzter Zeit beliebte Kürzung der Grammatiken hauptsächlich auf Kosten der Beispiele bewerkstelligt worden. Nach meiner Überzeugung müssen die Grammatiken wieder dicker und die Übungsbücher in den mittleren und oberen Klassen wieder dünner (und leichter!) werden. Denn die Erklärung und Einprägung der Regeln soll sich an die Grammatik, dagegen kann sich die Einübung grofsenteils an die Lektüre anschliefsen.

Dies führt uns auf einen anderen Fehler, der sich nach meiner Erfahrung — denn auch ich ritt einst dies Steckenpferd — leicht mit der induktiven Methode verbindet. Es wird zuviel Zeit mit der Erklärung verbraucht, und die Übung kommt darüber zu kurz. Dies ist um so schädlicher, als unsere Schüler, besonders in gröfseren Städten, im Auffassen immer noch tauglicher sind als im Behalten und im Anwenden. Daher mufs auch das Übersetzen in die fremde Sprache fleifsig geübt werden, während die Anhänger der induktiven Methode sich am liebsten auf Übersetzungen aus den fremden Sprachen beschränken würden. Natürlich: denn jenes nennt man Komposition (σύνθεσις), dieses Exposition (ἀνάλυσις).

Endlich ist es eine Verkehrtheit, die induktive Methode für alle Fächer und auf allen Altersstufen in gleicher Ausdehnung verwenden zu wollen [1], eine Verkehrtheit, die mit der gedankenlosen Be-

[1] Von grofsem Belang ist es auch, ob die induktive Methodo im Einzelunterricht oder im Massenunterricht verwendet wird. Während sie dort zur Klarheit führt, erschwert sie hier häufig eine klare Begriffsbildung durch die mancherlei



wunderung und Nachahmung der festen Form, d. h. Schablone, des Elementarunterrichtes auf der Volksschule zusammenhängt. Bewundert und benützt denn auch der Maler die Schablone, die dem Tüncher so gute Dienste thut? Übrigens versagt die Schablone schon in den höhern Klassen der Volksschule, und die Schlufsergebnisse sind in ihrer Art ebenso unvollkommen und ungleich, wie auf unsern Gymnasien.

Die induktive Methode eignet sich besonders für die Fächer, welche auf der Volksschule einen breiten Raum einnehmen, für deutsche Sprache und Naturkunde, weil hiefür die nötigen Kenntnisse und Vorstellungen in der Seele des Schülers bereits vorhanden sind und nur der Klärung bedürfen. Ähnlich steht es bei der Geographie, während die Geschichte, obwohl beide so oft in einem Atem genannt werden, ein ganz anderes Verfahren fordert, weil in der Geschichte dem Schüler nicht nur ganz neuer Stoff zugeführt, sondern in ihm auch erst die geschichtliche Anschauung geweckt werden mufs. Ganz anders liegt auch die Sache in den fremden Sprachen als in der Muttersprache, und zwar in den modernen Sprachen wieder anders als in den alten, und selbst in der lateinischen nicht ganz so wie in der griechischen. In der lateinischen Sprache wird anfangs die induktive Methode überwiegen müssen, während im Griechischen sogleich die Deduktion aufs fruchtbarste angewendet werden kann. Dieser Unterschied ist allerdings nur zum geringeren Teil in der Verschiedenheit der beiden Sprachen selbst begründet, zum gröfseren Teil beruht er auf dem Unterschied der Altersstufe, auf der beide Sprachen gelernt zu werden pflegen. Während der reifere und geschultere Geist über die Menge der Spracherscheinungen leichter mit Hilfe der Sprachgesetze Herr wird, fällt es dem angehenden Lateiner leichter, 10 einzelne Formen zu merken als ein Gesetz zu begreifen. Darum sollte man meines Erachtens den kleinen Lateiner in der Deklination mit Vokal- und Konsonantstämmen, in der Konjugation mit Stammerweiterungs- und Modusvokal gänzlich verschonen, während es dem Tertianer Freude machen wird, mit Hilfe der Flexions- und Kontraktionsregeln die Formen selbst zu bilden und sie dann in der Grammatik bestätigt und im Lesebuch angewendet zu finden.

Dies alles ist so natürlich, dafs sich hierin selbst die schärfsten Gegner ziemlich nahe kommen. So nennt P. Cauer in seiner grammatica militans (Anmerk. zu S. 25) die Auseinandersetzungen, welche Dettweiler auf S. 24 seiner Didaktik des lateinischen Unterrichts gibt, ‚musterhaft verkehrt' — und Wendt findet dies Urteil ganz treffend (hum. Gymn. 1899 S. 27) —, Cauers positive Forderung aber, ‚das Neue, wenn irgend möglich, nicht fertig zu überliefern, sondern die Schüler selbst finden zu lassen', ist doch fast die gleiche, welche Dettweiler an der genannten Stelle so ausdrückt: ‚Aller Zuwachs an neuem Wissen mufs in gemeinsamer Arbeit des Schülers und des Lehrers erarbeitet werden' (vgl. ebend. S. 186 u. Griech. S. 33). Beide ver-

krausen Einfälle, welche sie zu Tage fördert und die nicht alle berichtigt werden können, oder wenn auch berichtigt, oft fester haften als die Berichtigung des Lehrers



langen also, was alle guten Schulmeister seit und wohl schon vor Sokrates gepflegt haben, die heuristische Methode[1]). Was sie trennt, ist nach meiner Auffassung weniger die didaktische Methode als ein logisches Prinzip. Dettweiler verlangt als vornehmstes Prinzip die Induktion, doch gestattet er nebenbei auch die Deduktion (Latein. S. 25 u. 186), Cauer dagegen nähert sich dem Standpunkt von Willmann: ‚Analyse, wenn nötig; Synthese, wenn möglich‘. Welche Form vorzuziehen ist, hängt vom Stoff und von der Bildungs- und Altersstufe des Schülers ab. Von grofsem Einflufs wird bei dieser Wahl aber auch die Natur des Lehrers sein. Es gibt eben analytische und synthetische Köpfe, Geistesverwandte Lessings und Geistesverwandte Schillers. Und diese seine Naturanlage braucht der Lehrer nicht zu unterdrücken; sagt doch Herbart (Sämtl. W. 10, 73): ‚Der Lehrer mache es immerhin sich selbst sowohl als dem Lernenden bequem. Jeder hat seine Weise, welche er nicht zu weit verlassen kann, ohne die Leichtigkeit zu verlieren. Der Erzieher mufs reich an allerlei Wendungen sein, er mufs mit Leichtigkeit abwechseln, sich in die Gelegenheit schicken und eben, indem er mit dem Zufälligen spielt, das Wesentliche desto mehr verstehen. Veniam damus petimusque vicissim.‘

Mit diesem Entscheid oder vielmehr Vergleich könnten wir uns zufrieden geben und schliefsen. Allein dagegen müssen wir doch noch Verwahrung einlegen, dafs die induktive Methode ‚die vornehmere und geistesbildendere‘ genannt wird (Dettweiler, Griech. S. 33). Denn mag auch die Induktion in der Hand des Forschers das schärfste Instrument sein, diese in der Schule geübte Induktion, wo dem Schüler der Stoff säuberlich präpariert, gesammelt und gesichtet, unter die Nase gehalten wird, kann keinen grofsen geistbildenden Wert beanspruchen. Im Gegenteil ist zu fürchten, dafs sich die Schüler an übereilte Schlüsse und an vorschnelles Generalisieren gewöhnen und sich einbilden, im Leben sei die Induktion auch ein so bequemes und zuverlässiges Ding wie im lateinischen Lesebuch. Natürlich kann auch die Deduktion in der Schule nur an leichteren Problemen geübt werden; gleichwohl hat sie auch so schon den hohen Vorzug, dafs sie den Geist über den Stoff erhebt, die Souveränität der Idee über die Thatsachen ahnen läfst und so dem Idealismus näher verwandt ist als die Induktion, die leicht am Stoffe klebt, zum Sensualismus führt und das apriorische Denken vernachlässigt.

Ein Beispiel mag näher erläutern, wie ich das meine. Ich erinnere mich, vor einigen Jahren in einer Jugendschrift eine Abhandlung über das Salz gelesen zu haben. Darin wurde auf induktivem Wege geschildert, wie die Flüsse aus dem Erdreich etwas Salz mit-

[1]) Dafs auch die heuristische Methode übertrieben werden kann, braucht man nicht erst zu sagen; doch sei im Vorbeigehen an Herbarts Wort erinnert, dafs die analytisch-heuristische Methode den Lehrer oft ungeduldig macht, und an das treffende Distichon von Goethe:

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was Ihr hinein nicht gelegt, ziehet Ihr nimmer heraus.



führen, wie der Salzgehalt des Meeres infolge der Verdampfung des reinen Wassers immer gröſser wird, wie dann, wenn der Sättigungsgrad überschritten ist, das Salz sich am Boden ablagert und zuweilen durch die Schwemmstoffe der Flüsse mit einer schützenden Thonschicht bedeckt wird; schlieſslich verdunstet alles Wasser und es bleibt auf oder unter dem Erdboden ein Salzlager. Aus diesem kommt das Salz in die Quellen und Flüsse, von den Flüssen ins Meer u. s. w. Das alles war so anschaulich und lückenlos entwickelt, daſs auch der Erwachsene daran seine Freude haben, die Jugend aber förmlich in diesen Vorstellungskreis gebannt werden muſste. Ein Meisterstück der Induktion, aber eine Fallgrube für das selbständige Denken! Nirgends fand sich eine Andeutung, daſs der schwierigste Punkt dabei gar nicht berührt ist, die Beantwortung der Hauptfrage, woher denn das Salz stammt und ob die Salzlager in der Erde oder die Meere das Primäre sind. Darum natürlich auch *οὐδὲν πρὸς Διόνυσον*, kein Wort von einem Schöpfer!

Daher muſs man immer wieder an das Wort Goethes erinnern: ‚Ein Jahrhundert, das sich bloſs auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege: denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft‘. Unsere Gymnasien aber sollen nicht nur Kenntnisse übermitteln, sondern vor allem auch wissenschaftlichen Sinn wecken.

Fürth. Fr. Vogel.

Die „Exempti“ des Gymnasium poeticum zu Regensburg.

Die Schüler, welche nach Vollendung ihres Gymnasialstudiums die Unisversität beziehen wollten, hatten in Regensburg seit dem Jahre 1615 (vgl. Idea scholastica [Lektionsschematismus] Gymnasii poetici Ratisbonensis 1615) Gelegenheit, einen Vorgeschmack von den akademischen Studien zu bekommen. Es wurden nämlich seit dieser Zeit Privatvorlesungen über die Anfangsgründe der Astronomie, Physik und Arithmetik gehalten.

Schon in meinem Programm zum Jahresbericht des K. Alten Gymnasiums zu Regensburg (1895 und 1897) habe ich auf den groſsen Einfluſs hingewiesen, den Sturm in Straſsburg auf die Gestaltung der Ordnung der Regensburger Poetenschule (1595) übte. Und so werden die genannten Privatvorlesungen auch nach dem Vorbilde der Akademie Sturms in Straſsburg eingerichtet worden sein, wo schon vor 1565 mehrere Gelehrte publicas lectiones hielten (vgl. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik I, S. 287 ff.). Aus den Konsistorialprotokollen der betreffenden Jahre ist zu ersehen, daſs Bewerber um hiesige Universitätsstipendien 1657 aus praeceptis logicis et politicis, 1661 aus logicis et physicis geprüft wurden.

1664 wurde dann System in diese oft, wie es scheint, recht ins Belieben der einzelnen Dozenten gestellten Privatvorlesungen ge-

bracht. Der Rat beauftragte den Superintendenten und Scholarchen Erasmus Gruber einen „Entwurf" für die Vorlesungen vorzulegen; dieser fand am 11. Juli 1664 die Genehmigung des um die Förderung seiner Schulen immer treubesorgten Rates, und so wurde ein öffentlicher zweijähriger Kursus für die Vorbereitung auf das Universitätsstudium errichtet. Schmid nennt in seiner Encyklopädie Bd. 2, S. 639 ff. solche Anstalten höhere Stadtschulen, deren Unterschied von den gewöhnlichen Stadtschulen, welche sich auf den Unterricht im Lesen, Schreiben, Latein und Christentum beschränkten, darin bestanden, dafs für die ihnen ausschliefslich eigenen Fächer (Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Philosophie) eine Art Lycealkursus angefügt wurde. — Auch in Danzig z. B. sah man es für besonders wünschenswert an, die Jugend erst in reiferem Alter auf auswärtige Universitäten zu schicken, und so wurden drei Professuren für Jurisprudenz, Medizin und Philosophie errichtet, um diese Studien nötigenfalls schon in der Heimat absolvieren zu können. Dies hat dann auch hier zur Anlegung eines gymnasium academicum oder illustre geführt (1640). — Überhaupt wurden in dieser Periode viele der kleineren Stadtschulen in höhere Anstalten verwandelt. Diese erhielten verschiedene Namen, Partikularschulen (im Gegensatz zu dem studium generale der Universitäten), Pädagogien oder Gymnasien.

An der Regensburger Hochschule im kleinen, Auditorium genannt, unterrichteten, wenn sie vollständig besetzt war, drei Dozenten, die seit 1668 den Titel Professores publici führten, und deren Zuhörer anfangs Exemti, seit 1707 Auditores lectionum publicarum genannt wurden. Exemti, „Bevorrechtigte", hiefsen sie wohl den Gymnasialschülern gegenüber, nicht aber, weil sie „ab omni disciplina exempt" seien. Kleinstäuber, Ausführliche Geschichte der Studien-Anstalten in Regensburg (1881—1885) führt die 21 Professoren, welche von 1664—1809 am Auditorium wirkten, mit Namen auf (I, S. 170 ff.). Ihr erster war der in dem nachstehend abgedruckten Entwurf wiederholt genannte M. Georg Wonna, der letzte der spätere Rektor des Gymnasium poeticum Johann Andreas Keyn, der mit seinem Kollegen Georg Wilhelm Richter bis zum Jahre 1809 noch einzelne Vorlesungen hielt, bis dieselben aus Mangel an Zuhörern eingestellt wurden.

An den Bestimmungen des Superintendenten Gruber von 1664 wurde auch in der Folgezeit nichts geändert. Erst um 1800 kamen noch Vorträge über Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften und hodogetische Vorlesungen über das akademische Studium überhaupt hinzu.

Der Ort für die öffentlichen Vorlesungen war ein im Gymnasium dazu bestimmtes Zimmer neben der Sexta. Die privaten Vorträge hielten die Dozenten in ihren Wohnungen; in denselben wurden teils einzelne Gegenstände weiter ausgeführt, teils neu doziert, ferner wurden Repetitorien, Disputations-, Rede- und Stilübungen gehalten. Sogar über Jurisprudenz und Medizin konnte man Privatvorträge hören. Zu diesen Vorlesungen, heifst es in „einer kurzen Nachricht

von dem evangelischen Gymnasium in Regensburg 1752“ finden sich hier allzeit Männer, welche sie bestens besorgen.

So wurde z. B. 1789 von dem Ratsherrn J. W. Grimm jun. einigen Auditoren Privatvorlesungen über Naturrecht und Einleitung in die Rechtswissenschaften gehalten. 1808 las der frühere Professor am Auditorium J. L. Grimm als Superintendent privatim im Pfarrhof über theologische Vorbereitungswissenschaften, Moral, über das akademische Studium überhaupt, auch Encyklopädie und Methodologie aller Wissenschaften. Zu gleicher Zeit trug vor über die Kantische Philosophie der f. Primat. Auditeur Grund, der Exbenediktiner Plazidus Heinrich über Experimentalphysik, der f. Tax. geheime Hofrat von Epplen Rechtswissenschaft, der f. Primat. Sanitätsdirektor Kohlhaas und der Hofrat Canstatt (ein Israelite) Medizin, der Krankenhausarzt Dr. Danzer Physiologie.

Ehe wir den Entwurf Grubers folgen lassen, mögen noch zwei Berichte über das Auditorium mitgeteilt werden.

Coelestin, Mausoleum, Regensburg 1729, I, S. 228 berichtet

Von dem Stadt-Gymnasio, oder Poeten Schuel allhier.

„Wann die Knaben alle Classes absolviret, so werden selbe in das sogenannte Collegium[1]) oder ad lectiones publicas beförderet, und zur Anhörung deren von denen Herren Professoribus bey gewissen Stunden defs Tags haltenden sowohl publicis als privatis lectionibus zu denen jenigen Wissenschaften, die man sonsten nur auf hohen Schulen oder Academien profitirt, gleichsam vorbereitet, und durch Haltung offtmaliger Disputationen und Orationen (auch Ludorum Scenicorum oder Comoedien die Jugend erwählt wird, so öffentlich geschicht) geübet. Da dann eine gewisse bestimmte Zeit verflossen, so wird denenselben vergönnet auf Akademien zu reisen, auch jeden Burgers-Sohn ein Stipendium, wann er solches suchet und gute Testimonia von seinen Herrn Praeceptoribus und Professoribus dises Gymnasij aufweisen kan, nach vorhero gegangenem Examine in Gegenwart derer Herrn Scholarchen auf zwey Jahr mitgetheilet, unter welcher Zeit selbiger entweders durch ein gedruktes oder geschribenes Specimen academicum und beigelegten Testimonijs von denen Herren Professoribus academicis seine Profectus zeigen, und sodann von Neuen die Fortsetzung defs Stipendij bei Rhat schrifftlich suchen mufs.“

Ferner lesen wir bei Gölgel J. G., Historia Gymnasii poetici Ratisbonensis 1714, S. 37 (Handschrift des Regensburger Stadtarchivs):

(Das Gymnasium) „war 1664 mit geschickten Herrn Professoribus (welches Professorat zwar Anfangs nur aus Einem bestunde, deme man aber nachmahls noch einen andern gelehrten Mann nebst jedesmahligen Herrn Rectore laudatissimi Gymnasii adjungirte) versehen worden, sodafs nun mehro solcher numerus aus dreyen Herren Professoribus, welche die Lectiones publicas zu gewissen Zeiten in allerhand schönen Wissenschaften publicè et privatim denenjenigen, so die Classes

[1]) Diese Benennung finde ich sonst nirgends.

Gymnasii absolviret und auf Academien zu ziehen man vor tüchtig befindet, mit grossen Nutzen profitiren.“

S. 39 fährt dann Gölgel fort, indem er ein Visitationsprotokoll excerpiert:

„Über das erhält Ein Wohl Edler Rath drey Professores Gymnasii, dise alle wohnen meistentheils auf dem Gymnasio, oder in der Nähe, haben ihren Rang und Auskommen, lehren publicè umsonst, privatim um ein Billiches; Sie können es in disciplinis soweit bringen, wann die Eltern und Kinder ihnen nicht selbst hinderlich, daſs auf Academien die höhere Facultäten in weniger Zeit vollendet werden mögen.“ —

Der im folgenden mitgeteilte Entwurf ist in den Adversaria Eclesiastica Dr. Erasmi Grueberi (1667—1683), die sich im Besitz des Regensburger Stadtarchivs befinden, in Abschrift erhalten.

Entwurff.

Wie Discipuli Gymnasii Ratisponensis Exempti, ehe Sie auf Universitäten gesendet werden zu informiren werden sein.

§ 1. Von den Lectionen.

Die Erste soll sein Theologica Thetica: daſs Sie, wie Sie im Gymnasio angefangen, die locos Theologicos, nach dem Compendio Hutteri, cum notis D: Cundisij continuiren, repetiren, und die Orthodoxian nach unsern Symbolischen Büchern, gründlich faſsen, sepositis interim subtilibus controversijs, ist bey diesen gefehrlichen Zeiten, da alles sich zum atheismo neiget, dz allernothwendigste studium.

Es soll aber damit solcher Methodus gehalten werden, daſs 1. eines jeden Loci definitio ex dicto Compendio, ex libris Symbolicis nostris oder sonsten einem reinen berühmten Theologo kunten dictirt

2. analysirt, und die Summen des loci, also logicè explicirt.

3. Ein oder zwey dicta S: Sacrae Claſsica, in qvibus articuli sedes est, angehengt, und die Thesis darauſs demonstrirt, und dann

4. die Antithesis zu ende, tribus lineis, wie sonderlich die Papisten und Calvinisten darwider lehren, wie in formulae Concordiae Epitome geschehen, brevissimè prestringirt werde: Vnd wird sich Proponens pro captu discentium zu richten wissen.

Die Jugend aber, soll daheimb sich also praepariren.

1. Daſs Sie mit der proponirten Lection einen gewiſsen Autorem lesen, den locum auſs demselben, wie in der Propositione Ihnen gezeigt worden, Logicè analysiren, solche analysin in der repetitione, wie folgen wird, anstatt eines qvotidiani Exercitij, zu seiner stundt, Kurtz gefast, auffweisen, einen anfang in Locis Theologicis machen, und darauſs de Orthodoxo sensu Loci examinirt werden sollen.
2. Die definitiones Locorum et Claſsica dicta allein, sollen Sie auswendig lernen und wohl ins gedechtnus bringen, dz übrige aber also verstehen und faſsen, dz Sie in repetitione guten richtigen beschaid davon geben können.



3. Die gezeigte dicta Claſsica, sollen Sie zwar auſs der Teutschen Version Lutheri lernen, doch aber dz Original des Neuen Testaments, wie auch die graecam V: T: et vulgatam latinam collationiren, und die emphasin Verborum et phrasium merken undt auffzeichnen.
4. Was Sie nun dergestalt zu Hauſs gesamblet, soll einer dem andern Communiciren, und solches alles kurtz und remiſsivè, ad autorem lectum, fein sauber in ein Memorial eintragen.
   Des Herrn Praeceptoris dictata aber, also
   1. definitionem loci.
   2. brevissimam ἀνάλυσιν Logicam.
   3. dicta Claſsica indicata (deren Summarische Explicatio nicht darf dictirt werden, nisi qvid summè necessarium occurrat) cum
   4. brevissima antithesi, absonderlich einzeichnen, und alſs eine regul halten, darnach Sie sich zu richten.
5. Der Autor den Sie conjungiren sollen, sollen
   1. Augustana confeſsio et caeteri libri formulae concordiae seyn, vnd der docens Ihnen iederzeit locum in lectione zeigen, wo Sie es suchen sollen, weſswegen Sie Ihnen die Lateinische Edition in 8. zu Leipzig Anno 1608 getruckt schaffen sollen: Ne posteà subscribant in consistorio, qvod fortè nunquam viderunt.
   2. D: Cundisij Notae in locos Hutteri, qvos in Gymnasio didicerunt.
   3. D: Dieterici catechisis major, vnd
   4. Exegesis D: Menzeri in August: confessionem, seyn: Anderer sollen Sie sich noch der Zeit enthalten, auch keine Bücher im geringsten kauffen, den Eltern unnöthige Costen zu machen, ohne rath und vorwissen Ihrer Vorgesetzten.
6. Und weiln Sie in diesen Theologischen Büchlein, zugleich die fürnehmste controversias finden werden, sollen Sie bei eines ieden Loci, in Ihren adversarien, die jenigen, darinnen wir contra Pontificios im streitt stehen, et contra Calvinianos, rejectis caeteris in suum locum et tempus, nur kurtz anmerken. E: gra: An S: Scripturae originalia V: et N: T: corrupta sint? Affirmant Pontificij, Nos negamus: vide etc.
7. Der Scopus dieſser lection soll sein.
   1. Daſs Sie zimlich mit gutem grund faſsen, wz unserer rechtglaubigen Kirchen, wahrer satz seye, in allen und ieden articuln des Glaubens zur Seligkeit, welches einem ieden gelehrten, in qvacunque facultate höchst nothwendig auch zum ewigen heil nutz und genuegsamb ist.
   2. Zugleich paucis mercken, welche Irrthumb der Papisten und Calvinisten als für welchen sonderlich sich zu hüeten, zu flühen, und von unserer Kirchen verworffen werden.
   3. anfangen, locos Theologicos zu samblen, welche Sie mit der Zeit, sonderlich in studio Theologico continuiren und locupletiren sollen, wie denn auch ein ieder Christ, sonderlich

aber eruditus schuldig, in erkantnus Göttlicher Lehr zu wachsen, und defs Herrn Tag, diem Dominicam, mit solchem Exercitio Pietatis zubringen, auch alle andere studia damit anfangen soll, bey Verlust göttlichen seegens und aller gnaden: Dann habenti dabitur. Matth: 13, 12, jgnorans autem ignorabitur. Soviel von der Lectione Theologica, caetera mox.

Die andere soll sein Philosophica, auch nur Thetica: dafs sie praecipuas disciplinas Theoreticas et Practicas soweit begreiffen, dz Sie ad ulteriora Academica studia facultatum genugsamb geschickt seyn.

Dabei dieser Methodus und Ordo zu halten.

1. Dafs erste Jahr, sollen Sie scientias Theoreticas, dz andere, prudentias practicas absolviren, also das

2. der Anfang an der Methaphysic, zwar gemacht werde, darumb, weil Sie der Logic Muetter, und gar ehnlich ist: doch mehr nicht proponirt werde, alfs wz zum nothwendigen Verstandt 1. Terminorum, 2. maxime utilium et frequentium distinctionum, 3. Canonum sivè maximarum gehöret, welche in allen disciplinen und facultäten vorkommen: welches dann umb so viel weniger Zeit bedarff, weil Sie Entis naturam et affectiones in der Dialectic, et Terminis, praecidabilibus, et in Analyticis ac Topicis wie auch Doctrinam de Entis speciebus in den Praedicamentis schon zimblich erlernet, in welchen Stücken die gantze Methaphysic bestehet; So bedarff es auch hier keines dictirens und kan nur ein kleines kurtzes systema, mit der Jugend durchgegangen, die definitiones, distinctiones et maximae, oder axiomata explicirt, repetirt und examinirt werden: die doctrinam Pneumaticam oder Theologicam naturalem, setzen wir bey seith, wird befser ex verbo DEi relevato studirt; Doch kan der Jugend ein oder anderer autor der davon kurtz geschrieben privato studio zu lesen, indefsen an handt geschafft werden, und will Ich, wz Ich gesamblet und in wenigen Blättern[1]) ex solis antiqvis Clafsicis, et qvidem tantum latinis anthoribus zusammengetragen, communiciren, dz die Jugendt gleichwohl wifse, qvid contineat? wird contra Atheos omnibus, in primis autem Philologiae et Theologiae studiosis, wohl zu statten kommen.

3. Nach der Methaphysic, folgten Studia Mathematica pura, alfs sonderlich Arithmeticae et Geometriae: Es können aber diese auch entweder für difsmahl beyseiths gesetzt, oder doch nur ad intelligentiam terminorum, sine quibus nemo in offenso pede, in lectione sacrâ aut profanâ versabitur, auffs kürzeste tractirt, und solches in wenigen Lectionen absolvirt werden; will meine Collectanea de Arithmeticâ, Geometriâ, Musicâ et opticâ, so mit einander in 2. oder 3. Bögen bestehen, communiciren, damit die Jugend wifse wz solche Disciplinae in sich begriffen, und die terminos verstehen lernen. Mit der Zeit und mehrer hilff, si Deo et superioribus videbitur, kan man weitter gehen, dann es einmahl schand und schade, dz solche in communi vita so nothwendige studia, so gar negligirt werden sollen.

---

[1]) Gruberi Nucleus ex antiquis et recentioribus.

4. Das übrige Erste Jahr gebührt der Physicae, in welcher die Doctrina generalis de corpore naturali, ejusque Principijs et affectionibus, nur obiter zu tractirn, pars specialis, sonderlich de corporibus mixtis, in animis et animatis fleiſsiger gehandelt, und dahin auch Astronomia Sphaerica, wie auch Geographia Historica, gezogen werden.

In diesem studio 1. thut widerumb kein dictiren von nöthen, sondern wird 2. ein guter autor, wie erst von der Methaphysica erwehnt, durchgegangen, 3. noch einer der etwan weitleuffiger davon gehandelt, daheimb zu conferiren, der Jugend an die handt gegeben, und dann 4. sonderlich Locos Physicos zu samblen, der anfang gemacht: Vnnd weil pars specialis omnium utilissima, theils in observationibus historicis rerum naturalium, theils in qvaestionibus, de causis jucundissimis besteht; Also wird docentis officium dieſses allein sein, dz er in lectione iederzeit erinnere, wo die Jugend in obvijs autoribus latinis vel et graecis, diese zwey stück daheim suchen, nachschlagen, in jhre locos colligiren und eintragen mögen. In repetitione hujus lectionis, sollen Sie die definitiones graecas et latinas memoriren, und im übrigen latinè davon rechenschafft zu geben angehalten werden, de exercitijs mox seorsim.

NB. Dabey dieses zu erinnern, dass Sie sowohl in Physicis, als auch in allen andern Disciplinis Philosophicis, die jenige Systemata, die man jhnen proponiren wird, iedes absonderlich, mit weisen Papier sollen einbinden laſsen vnd darin nichts anders aufzeichnen, alſs das zu fertigung eines judicis locorum communium gehört, und in der lectione à docente daheimb zu suchen, angedeuttet wird.

Die res ipsas aber, sollen Sie absonderlich in jhre locos einschreiben retentis Autorum Graecis aut latinis verbis, selbige fleiſsig und offt überlesen, daſs Sie uf erfordern, quantum fieri potest, in utràque linguâ solches referiren, und davon reden mögen, und werden Sie also, cum studio sapientiae Eloquentiam exerciren: Was aber die quaestiones Phisicas (so!) vel alias anlangt, ist es genug, si Thesin Autorum et argumentum unum vel alterum breviter consignent, locumque undè excerpserunt, annotent.

Die Autores, de rebus naturalibus veteres, sonderlich latinos finden Sie schon in jhrem Atrio latinitatis, und werden sich die Eltern nicht verdriesen lassen, ihren Kindern, in erspahrung anderer so grossen spesen, einen und andern, alſs Aristotelem et Plinium, zu schaffen, doch, wie gedacht, mit rath des docentis etc. will unterdeſsen mit meinen aigenen gern helffen; haurit aqvam cribro, qui discere vult sine libro.

5. Daſs andere Jahr cum Deo, soll der Philosophiae morali et civili zu geaignet: und eben ietzt gedachter methodus gehalten werden per omnia, ut repetere non sit opus. Soviel die[1]) lectione Philosophicâ.

Die Dritte soll sein Historica, de IV. summis Jmperijs[2]) Methodus dieser:

[1]) „die“ verschrieben statt de.
[2]) Gemeint ist Sleidanus.



1. Soll docens Boxhornij tabb: ex editione Dñi Bosij proponiren.
2. tres priores Monarchias Anno primo, et quartam altero absolviren.
3. Es soll aber die Jugendt angewisen werden, dass Sie zu der propositâ lectione, sich also präparire, dass Sie Erstlich Cluveri Epitomen conjungire,
2. mit den Ersten Monarchien, Justinum, Cornelium Nepotem, Curtium, mit der 4. und letzten Florum, Sallustium, Sextum Aurelium Victorem conferire.
3. Welche capacioris Ingenij, können auch Herodotum, Diodorum Siculum, Appianum, Plutarchi Vitas, Livium nachschlagen: Will Sie interim gerne mittheilen, amore et studio promovendi profectus, und weil dieses in omni vitâ utilissimum studium, werden Sie der gleichen Bücher jhnen selbst, nach vermögen schaffen.
4. Aufs solchen Autoribus, sollen Sie locos historicos samblen, und mir summariè excerpiren, memorabilia facta, factorumque caussas et circumstantias insigniores, qvae ad prudentiam et mores pertinebunt. Doch si occurant dicta elegantia, wie auch idiomata et elegantiae styli, dieselbe mit beyzeichnen und Memoriren.
5. In repetitione, solche historias latinè zu referiren, und die memorabilia dicta zu recitiren, angehalten werden, so viel von denn Lectionen folgt.

§: 2. Von denen Exercitien.

1. Von denn Exercitijs domesticis, ist bey ieder Lection genug erinnert, bestehen
1. in Lectione bonorum autorum, juxta praescriptum
2. in Excerptione locorum communium.
3. eorundem relectione et repetitione.
4. ac praeparatione, ut rationem Lectorum reposcenti, reddere qveant.

Solche Collectanea, die ein ieder samblet, sollen allen gemein sein, und ein ieder das seinige, mit seines Commilitonis locupletiren, alles fein sauber und ordenlich in eigen Adversarien Buech eintragen, dafs Ers auflegen und zeigen möge.

2. Publica sollen Wochentlich sein, Logica et Rhetorica, Analytica Synthetica, Monathlich ein Disputatorium.

Die Materi soll allezeit allein, aufs der ordinari Lection genommen werden, dafs Sie solche befser fafsen: Theses kurtz aufs derselben ad disputandum nur geschriben, denn Commilitionibus communicirt, und ein baar stunden disputirt werden.

§: 3. Von den stunden zu diesen Lectionen vndt exercitien.

1. Zur Lectione Theologica, kan wochentlich vor difsmahl, bifs Gott weiter hilfft ein Stund genommen werden, und in praelectione und repetitione alternirt werden: Darnach docens sich richten wird, dafs er die locos desto kürtzer durchgehe, und sich nicht aufhalte, ut intra biennium absolvantur: Qvod facile fiet, si intra praescriptum modum se contineat.

2. Zur Lectione Philosophicâ, werden 2. Stundt wochentlich erfordert werden, eine ad proponendum, die andere ad repetendum.

3. Zur Lectione Historicâ, wird auch eine diesesmahl genug sein, und in proponendo et repetendo alternirt werden.

4. Alle Wochen sollen einmahl die Exercitia publica, Analytica vel Synthetica, recitirt und also eingerichtet werden, dass jhrer 2. 3. zugleich recitiren mögen in einer Stundt.

5. Von dem Disputatorijs dictum movò[1]) est.

Damit nun dieser gute Vorsatz angefangen, und werckstellig gemacht werde, hat Herr M. Wonna sich erbothen, 4. Stund wochentlich über sich zu nehmen, und die 3. specificirte Lectionen zu tractiren, wie auch die Disputationes zu moderiren.

Und weil ich beym anfang stehts gern sein wolte, bis alles in gang und schwang kombt, auch selbst mit Hannd anlegen will: alſso wirdt

§: 4. de Loco.

Von mir verlangt, dz die Stunden im Pfarrhoff, ein Zeitlang möchten gehalten werden, da Ich meine Bücher beyhanden, die Ich zwar gern der Jugend communiciren, aber auſs dem Hauſse zu geben, nicht unbillich bedencken trage.

Doch sollen alle Ecercitia publica in loco Auditorij consueto gehalten werden.

§: 5. Paralipomena.

Discipuli werden sein 1. Resch Semproniensis. 2. Prismann Hr: Agenten Braunens Vetter. 3. Zween Hr: M: Langens Söhne. 4. Zween Herrn Fuchsens Söhne, und steht dahin, ob nicht 5. Johann und mein Georg Heinrich auch admittirt werden könnten, doch das Sie die übrigen Stunden denn Scholasticis Lectionibus noch beywohnen, wären also 8.

2. Es müſsen aber dieselbe, umb Disciplin und obedienz willen Herrn M: Wonna und mir angeloben, denn diligentibus et obedientibus praemia et stipendia etwan verheisen, undt den andern mit ernster Straff getrohet werden.

3. Proximo autumnali Examine, solten dieselbe publicè sistirt, und Ihre profectus explicirt, auch Ihre profectus expolirt, und Ihre Exercitia collectanea exhibirt werden, da dann weiterer rath zu finden sein wird.

4. Die Stunden können also per Septimanam distribuirt werden per aestatem:

Die ☽ à 9. ad 10. vel à 10 ad 11. Exercitia.
Lectia Teologica. — . —
♂ Philosophica à meridie Historica
à 3. ad 4. — . —
☿ Disputatio Menstrica per Exercitia.
duas horas. — . —
♀ Philosophica.

[1]) statt modo.

Die Exercitia sollen allezeit, am Montag oder Mittwoch post preces aut concionem catecheticam, recitirt werden, oder so ein bequemerer Tag wäre: Doch, wann wegen einfallender Kirchengeschäfften etwan ein Stundt müeste an gesezten Tagen eingestellt, folgenden darauff also baldt ersezet werden.

5. Die erforderte Theologische und Philosophische Büchlein, sollen zur Handt gebracht, und der Jugend soviel alſs einem jeden nothwendig erachtet wird, zu kauffen gerathen werden; Tantum est, pro hac vice: Plura alias, si visum DEO et Superioribus.

Schematismus Lectionum.

1. Zur Lectione Theologicâ sollen der Jugend dieſsesmahl zur Handt geschafft werden: 1. Compendium Hutteri, cum notis Cundisij D: 2. D: Dieterici Catecheticae Institutiones. 3. Formula Concordiae.

2. In Historicis, soll 1: Sleidanus de 4. summis Imperijs tractirt, und 2. damit conjungirt werden Boxhornij Tabulae Chronologicae.

3. Fontes Historiarum, qvaerant ex classicis latinis, Justino, Curtio, Suetonio, Cornelio Nepote, Floro, Sext: Aurelio Victore etc:

4. Zum nachlesen, gehören 1. Cluveri Epitome, biſs auff unſsere Zeiten. 2. Bodini Methodus historica. 3. relectiones[1]) Wehar, ein kleines und köstliches Büchlein, zu Nürnberg getruekt Anno 1660. 4. Si velint Isagoge Jostoni[2]) Epitome historiae universalis. Item Joh: Georgij Fabricij Med: D: praecognita historiae sambt der Synopsi Besoldi. Undt Dr. Wagneri Institutiones historiae, welche eines schlags seindt.

Der eine kan diesenn, der andere jenen Autorem schaffen, mit rath seines fürgesezten Informatoris, und nach seinem Vermögen, seind aber schier alle libelli parabiles: Anderer sollen Sie sich pro tempore enthalten, haben an diesen genug ad colligendos locos historicos.

3. In Philosophicis, sollen folgende gebraucht werden:

1. In Logicis, Hornejus, den Sie schon gelernet, redegi in Epitomen, von 2. Bögen, darinnen alle Praecepta, cum definitionibus graecis, ex Aristotele, brevissimè gefast, pro memoriâ, cum canonibus et distinctionibus.
2. In Rhetoricis, Voſsij Epitome et[3]) partitiones, die Institutiones, welche etwas theuer, sollen von mir petentibus communicirt werden: Ciceronis Rhetorica varia, et Institutiones Qvintiliani.
3. In Poësi, Poëtica Gieſsensis, ist kein bessere zu finden: Ein Extract ex Scaligero, de arte Poëtica genommen, et alijs.
4. In Metaphysicis, hab Ich meinen Kindern ein Nucleum, ex antiquioribus et recentioribus, auſsgeklaubt, von 4. Bögen, welches Herr Tauber sub praelo.

   Können auch Kiliani Rudrauff Tabulae Metaphysicae hoc anno 1664, zu Gieſsen ausgegangen, gebraucht werden.

---

[1]) Wohl aus Relatio verschrieben.
[2]) Johnstoni.
[3]) et zu tilgen: Der volle Titel hieſs: Voſsii Epitome, partitiones et institutiones.

Zur Collation, gehören 1. Compendium Methaphysicum Ebelij, aufs welchen Rudrauff seine tabulas gemacht.

Undt 2. sonderlich D: Jacobi Martini Exercitationes Metaphysicae, darinnen viel schöne Philologica mit eingemengt.

5. Mathematicis puris, weifs Ich keines (so!) kurtzes Compendium, aufs[1]) Herrn Abdie Treuen.

Ich hab meinen Kindern ein Epitomen ex Euclide et alijs, zusammen gelesen. 1. Arithmeticae. 2. Geometriae. 3. Musicae. 4. Opticae, gibt nit über 3. Bögen, darinnen Sie alle Praecepta kunten beysammen haben.

Conferiren können Sie 1. Ramum. 2. Gemmam Frisium. 3. Milichium. 4. Nothnagelium. 5. Margaritam Reyheri, eines oder das andere.

6. In Physicis, wüste Ich kein kürtzers Compendium pro discentibus alfs Andreae Prückhneri, darnneben praecepta Arestotelica cum graecis definitionibus. Damit können conjungirt werden 1. Systema Physicum jufsu Principis Ernesti etc. hoc anno 1664. editum pro Gymnasio Gothano, darinnen schöne Sachen, kurtz aufs denn besten Autorn colligirt.

2. Und weil ad partem specialem, disciplinae Mathematicae mixtae dictae, alfs können zum nachlesen gebraucht werden.

1. ad Cosmo graphiam generalem, Johannis Gigantis Systema.
2. ad Astronomiam, Institutiones Abdiae Treuen, oder Systema Kekermanni.
3. ad Geographiam Historicam et Mathematicam Cluveri Introductio (welche Johann Buno Professor Helmaestad: cum notis et tabb: Geographicis lafsen ausgehen) wie auch aufs den alten styli et elegantiae caussâ, Pomponius Mella (Mela).
4. Ad Historiam rerum naturalium zum nachschlagen, Plinius, et Scaligeri exercitationes, contra Casaubonum.
5. Ad Anthropologiam Philippi Melanchthonis aureus libellus de animâ, und Anthropologia D: Sperrlings, Zoologia Zeisoldi.

7. In Ethicis soll tractirt werden Praetorij Epitome. Conferri possunt Heldij principia Ethicae A° 1660 Noribergae ausgegangen, ex ipso Aristotele. Conjungirt sollen werden:

1. Philosophia Moralis D: Hornei.
2. officia Ciceronis.
3. Aristotelis Nicomachia, et magna moralia.

8. In Politicis, können pro Systemate gebraucht werden, tabulae Cellarij. Zur explication

1. Doctrina Politica Arnisaei.
2. Lipsij Politica.
3. Aristotelis Politica selbsten, cum Paraphrasi Heinsij.

Ich hab in allen diesen Autorn gesehen, dafs Sie parabiles seyn, wie dann von 6. bifs in 10. fl. Die meiste können gekaufft werden, undt darzu nicht auff einmahl, sondern nach und nach, wenn solche Lectiones werden tractirt werden, seind auch gutentheils schon in der Jugendt händten.

[1]) statt aufser.

Erinnerungs Puncten.
Welche Herr M: Georg Wonna, bey seinen Lectionen und informandis zu beobachten hat.

Undt zwar Erstlich, soviel die Lectionen und Authores, an sich selbst betrifft, wird derselbe allerdings auf beygehendes Schema verwiesen, und wie defs Herrn Superintendentens[1]) WolEhrWürden sich freywillig anerbothen, solche Labores zu dirigiren, und das jenige, so zu dem vorgesetzten Scopo erspriefslich, helffen zu befördern, alfs wird ermelter Herr M: Wonna, da derselbe in ein und andern anstünde oder afsistenz von nöthen hette, an Wolgedachten Herrn Superintendenten hiermit remittirt, welcher dann den projectirten methodum, ihme zu communiciren, nicht unterlafsen wird.

Weiln aber Andertens die Informandi iezuweiln, durch vielheit der an die Handt nemmender Scriptorum, mehrers obruirt, dann derselben Studien gebefsert werden, alfs hat es mit denn vorgeschribenen Authoribus, keine andere Meinung, dann das in qvalibet scientiâ, der beste und tauglichste eligirt, selbiger vor andern tractirt, denn Auditoribus bekant undt familiar gemacht, und soviel es sich thuen läst, solcher Author familiaris ad usum locorum communium, mit gebraucht werde, umb dasjenige, was bey andern gleichmäfsigen Scriptoribus, ietzo oder ins künfftige, nach der Handt nehmlich, gelesen oder gehört wird, utiliter einzutragen.

Mit langen und vielen dictiren Drittens, hat sich gedachter Herr M: Wonna, keineswegs aufzuhalten, alfs worunt die Jugend offtermahln verzögert, und die edle Zeit übel angewendet wird: Solte iedoch bey ein oder der andern Lection, vor nothwendig erachtet werden, dafs gantz kurtze Systemata und neue Compendia, so aufs guten bewehrten Scriptoribus colligirt, und zu facilitirung der wifsenschafft oder auch der memori dienlich wären, denn Auditorn praescribirt werden sollen, könten selbige nach anleitung und disposition, des Herrn Superintendentens WohlEhrwürden, zum truck gefertigt, und dardurch mit leichter mühe, in die Hände gebracht werden.

Bei admittirung Vierttens, oder reception derjenigen, so der information committirt werden sollen, hat es keinen andern Verstandt, dann das es vornemlich und alleinig auff diejenige angesehen, welche den cursum Studiorum in Gymnasio bereiths absolvirt, umb, dafs Sie sich in humanioribus et Philosophicis, junctis solidis principijs ac fundamentis in sacris, desto mehrers perfectioniren, die Zeit und Kosten auff den Universitäten zu spahren, und daselbst umb soviel ehunder, zu den höhern facultäten zuschreitten: Befindeten sich iedoch eximia et idonea subjecta, welche den vorgesetzten Scopum in classe sextâ, ehender, dann ante biennium vel triennium erreichten, und dahero zu diesen extraordinari Lectionen, admittirt zu werden, verlangen möchten, sollen selbige an die Herren Scholarchen verwiesen, und von dennselben judicirt werden, ob mit

[1]) Johann Heinr. Ursinus (1655—67).

ein und andern subjecto zu dispensiren, und dieselbe nach Ihrer befindender capacität zu diesen Lectionen, zeitig oder nicht zu admittiren.

Damit es auch Fünfftens, nicht das ansehen gewinne, alſs wären diese Informandi gleichsamb frey, und ab omni disciplina exempt, hat Herr M: Wonna, in allweg mit dahin zu sehen, dz diesen seinen untergebenen, keine mehrere Licenz oder freyheit, dann andern discipulis gestattet werde, undt wolte dz erinnern in der güete, bey Ihnen nichts verhelffen, wäre es an dero Eltern, Curatorn, und sonst vorgesetzte, auch allenfalls an Die Herren Scholarchen, zu gebührendem einsehen und remedirung zu bringen.

Die Alumni Sechstens, welche diese Lectionen frequentiren, bleiben nichts destoweniger uf dem Gymnasio, unter der aufsicht des Rectoris, Cantoris, und Ihres absonderlich bestelten Inspectoris, und sollen sich selbige, von dem Choro Musico, oder auch, à mensa communi keinesweges entziehen, wie dann auch die übrige alle, den Gottesdienst fleiſsig zu besuchen, stettigs erinnert und angemahnt werden sollen.

Zu den Disputationen[1]) und Orationen Siebendens, so in Auditorio, des Gymnasii Poetici, den fürgang haben, sollen nach gelegenheit der Zeit, und der Verrichtungen, ein undt anderer wol, auſs mittl des Löbl. Magistrats, Reverendi Ministerij, die Praeceptores auff dem Gymnasio, die alhier sich befindende studiosi invitirt werden, und freystehen, ob von den Herrn Geistlichen, Praeceptoribus oder studiosis sich iemand opponendo gebrauchen und exerciren wolle, wann bevor der Respondens seine theses, gegen seine condiscipulos, defendirt haben wird.

Wie dann auch Achtens, unbenommen bleibt, den jungen und neuen Academicis, so kurtze Zeit auff der Universität gewest, sich dieser Lectionen zu gebrauchen, und wann auch selbige, soviel nemblich deren von hiesigem Wollöbl. Magistrat, beneficia oder stipendia genieſsen, nicht wolten, können dieselbe durch Ihro WolEhrwürden den Herrn Superintendenten, darzu angehalten werden, dabey der unterscheidt, und wie selbige vor denn andern zu halten und zu tractiren, leicht zu machen, und M: Wonna Ihme von selbst, solches angelegen sein laſsen wird.

In dem übrigen wird öffters ernanter Herr M: Wonna, auff anfangs berührten methodum docendi, projectirtes Schema Lectionum ac Scriptorum, zumahln aber auff des Herrn Superintendentens WohlEhrw: hiermit nochmahln angewiesen, und was etwan hier negst in progressu, ferners zu erinnern, vorfallen möchte, soll dem selben entweder, auff gebührende anzeig, oder doch sonst ebenmäſsig schrifftlich zuegefertigt werden: Welches im Nahmen eines WohlEhrwürdigen Consistorij, mann Ihme Herrn M: Wonnae zu seinem Verhalten, hiermit anzuefügen nicht unterlaſsen sollen.

So beschehen den 11ten Monathstag Julij im Eintausendt Sechs hundert Vier und Sechzigsten Jahr.

Regensburg. H. Heinisch.

[1]) S. mein Programm (Regensburg 1897) II, S. 11 ff.

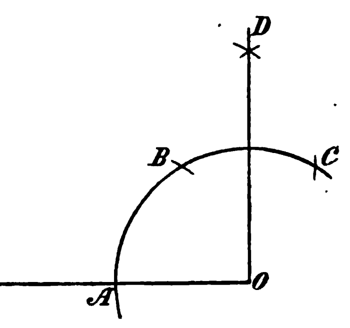
Bemerkung zu einer Fundamentalkonstruktion.

In allen an bayerischen Gymnasien eingeführten Lehrbüchern der Geometrie finde ich die Aufgabe: „im Endpunkte einer Strecke eine Senkrechte zu errichten“ nur auf folgende zwei im Prinzipe gleiche Arten gelöst:

1. Mit Hilfe des gleichschenkligen Dreiecks, dessen einer Schenkel um sich selbst verlängert wird.
2. Durch den Peripheriewinkel im Halbkreis.

Mir scheinen beide Konstruktionen nicht praktisch. Ich lasse deshalb im Unterrichte folgende einfachere Konstruktion ausführen.

Man trage zuerst $\sphericalangle\, AOB = \frac{2}{3} R$ an, und hieran $\sphericalangle\, BOC = \frac{2}{3} R$ letzteren halbiere man und verbinde D mit O,



so ist $\sphericalangle\, AOD = \frac{2}{3} R + \frac{1}{3} R = R.$

Diese Konstruktion hat den unleugbaren Vorteil, dafs sie einzig mit dem Zirkel ausgeführt werden kann, und dafs man auch durchweg nur einer Zirkelöffnung bedarf.

Noch wichtiger scheint mir der pädagogische Vorteil derselben. Während die beiden bisherigen Konstruktionen in der 5. Klasse, wo sie schon verwendet werden müssen, noch eines aus der Kreislehre entlehnten, ziemlich weitläufigen Beweises bedürfen, leuchtet diese Konstruktion ohne weiteres ein und steht im engen Zusammenhang mit den anderen Fundamentalkonstruktionen der 5. Klasse.

Ich habe heuer im Unterricht alle drei Konstruktionen vorgetragen, und keine davon mehr hervorgehoben als die anderen, und habe gefunden, dafs die Schüler sich ausnahmslos der letzteren als der einfachsten und am leichtesten zu merkenden zuwandten.

Ich bin mir zwar bewufst, dafs viele meiner Kollegen diese Konstruktion schon im Unterricht verwenden werden, aber ich glaubte doch ausdrücklich auf sie hinweisen zu müssen, weil keines unserer sonst so hervorragenden Lehrbücher von derselben Notiz nimmt.

Ich würde mich freuen, wenn einige meiner Kollegen sich durch meine Zeilen zu dieser Konstruktion entschliefsen würden.

Neuburg a. D. E. Fick.

Ein alter Fehler im Texte von Schillers Braut von Messina.

Durch die Güte des Gymnasiallehrers Laible in Rothenburg o. T. wurde ich als Schillerverehrer auf die Notiz im vorigen Jahrgang dieser Blätter Seite 848 aufmerksam gemacht. Es ist ganz richtig, dafs die auch in der Cotta'schen Ausgabe in 12 Bänden vom Jahre 1856 sich findende Lesart „So will ich diese Bruderhand ergreifen — Die mir die nächste ist auf dieser Welt“ im Dialog zwischen Don Cesar und Don Manuel „sinnlos“ ist. Allein ich glaube nicht, dafs Schiller „Dir reichen“ geschrieben hat. Die Brüder überbieten sich, ihren bisherigen Hafs als grundlos und nur durch fremde verleumderische Einflüsterungen entstanden und genährt zu schildern. „Die Diener tragen alle Schuld — Die unser Herz im bitterm Hafs entfremdet“ u. s. w. Weil alles andere treulos ist, sagt Cesar, so will ich diese Bruderhand ergreifen, und reicht Manuel die Hand hin. Und Manuel ergreift sie lebhaft mit den Worten: Die Dir die nächste ist auf dieser Welt. Don Cesar erkennt in der gehafsten und verhafsten Hand die Bruderhand an und mit der Hand das Herz und Don Manuel bestätigt mit Nachdruck, ja sie ist Dir die nächste auf der ganzen Welt. Dem „ergreifen“ im Munde Cesars entspricht des Dichters Bemerkung: „Manuel ergreift die Hand lebhaft.“ Die Korrektur „Dir reichen“ kommt mir etwas matt vor. Die Verwechslung von „Dir“ und „Mir“ scheint mir auch leichter bisher übersehen worden zu sein.

Gattenhofen. Pfarrer W. Hoffmann.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Julius Baumann, Über Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. I. Band, 3. Heft. S. 86. Mk. 1.80. Berlin. Reuther & Reichard. 1897.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, betont die vorliegende Abhandlung des um die Pädagogik nicht unverdienten Verfassers mehr, als es bisher üblich war, die Bedeutung des Physiologischen für die Moral. Damit wird den modernen Forschungen Rechnung getragen, die ausgegangen von gewissen pathologischen Erscheinungen überraschend nachgewiesen haben, in wie engem Zusammenhang das Psychische und das Physische im Menschen steht, und täglich aufs neue den alten Satz beweisen: Mens sana in corpore sano.

So betrachtet denn der Verfasser zunächst den Willen in seiner physiologischen Bedingtheit, die sich besonders zeigt bei tiefer greifenden Störungen durch Hirnleiden, und vorübergehenden Hemmungen infolge von Ermüdung, gewissen chemischen Stoffen, besonderen Temperaturverhältnissen und weiterhin in der stufenweisen Entwickelung beim Kind, wo das psychische Wachstum parallel geht der Ausbildung der nervösen Gebilde, besonders in der Gehirnrinde.

Alsdann wird die Entwickelung und die Bildbarkeit des Willens besprochen sowie die Hauptgesetze der Willensbildung, so das der Übung, der richtigen Ernährung der Organe, der Unabhängigmachung des Willens von der Umgebung, der indirekten Willensbeeinflussung durch Strafe und Belohnung u. dgl. Im Anschluss daran entwickelt Verfasser die Hauptgesetze der Charakterbildung und giebt eine Reihe von Regeln zur Ausbildung der moralischen Eigenschaften. Gerade dieser letztere Teil enthält gar manchen sehr beachtenswerten Wink für Erzieher und anregende Mitteilungen über verschiedene Phänomene des jugendlichen Seelenlebens, so besonders über die Kinderlüge, die ersten Regungen des Geschlechtstriebes, des Wohlwollens u. dgl.

Den Abschluss des Buches bilden Angaben über patho-psychologische Erscheinungen und die Mittel zu deren Verhütung, endlich eine dürftige Vergleichung der vom Verfasser angenommenen Willenstheorie und derjenigen Benekes und Herbarts.

Im ganzen betrachtet enthält das Buch eine Menge schätzbare Einzelheiten, aber wir vermissen in ihm die Übersichtlichkeit. Gelegentlich auch scheint der Verfasser den Angaben dieser und jener medizinischen Autorität mehr Wert beizulegen, als sie verdienen, oder wenigstens weitere Giltigkeitskreise dafür anzunehmen, als ihnen zugestanden werden können, so den Angaben von Bresgen, Mosso, Krafft-Ebing, Koch. Die psychophysiologische Forschung ist noch zu jung, um schon viel feste Ergebnisse geliefert zu haben. Noch manche Reihe von Experimenten wird zu machen sein, bis es uns erlaubt sein wird, uns ohne Zurückhaltung ihrer Ergebnisse zu bedienen.

Franz Fauth: Das Gedächtnis. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. I. Band, 5. Heft. Einzelpreis: Mk. 1.80. 88 Seiten. Berlin. Reuther & Reichard. 1898.

Der Verfasser hat schon früher ein grösseres Buch über das Gedächtnis veröffentlicht. Die vorliegende Abhandlung trägt mehr als jenes der physiologischen Betrachtungsweise Rechnung und sucht damit die spiritualistische Auffassung des Seelenlebens, die Verfasser von seinem Lehrer Lotze überkommen hat, in Einklang zu bringen. Freilich macht er sich die Sache nicht allzuschwer. Im ersten Kapitel, wo er über „den heutigen Stand der Frage" berichtet, begnügt er sich, die Ansichten Ziehens wiederzugeben, mit gelegentlichen Bemerkungen und Fufsnoten versehen, an anderen Stellen Excerpte aus Flechsig. Bei aller Achtung vor Ziehens wissenschaftlicher Bedeutung wird man sich doch eingestehen müssen, dafs durch diese Excerpte keineswegs das geboten ist, was der Titel versprochen hat. Und was die in der Flechsigschen Schrift „Gehirn und Seele" niedergelegten Ansichten anlangt, so sollten sie in einem Buche, das für Nicht-Fachleute bestimmt ist, erst mitgeteilt werden, wenn die Fachleute ihre Stichhaltigkeit anerkannt haben, wovon aber die Hirnanatomen noch ziemlich entfernt sind.

Im zweiten Kapitel wird „das unbewufst wirkende Gedächtnis" behandelt, wie es sich äufsert in erlernten oder ererbten Reaktionsbewegungen.

Das dritte Kapitel unter dem Titel „Das Gedächtnis des Bewufstseins" gibt die an Spekulation reichen, an Empirie armen Anschauungen des Verfassers und erst im vierten, „Verwertung des Gedächtnisses", bringt er wieder Mitteilungen, welche dem Boden der Erfahrung und der Beobachtung entnommen sind und eine Anzahl ganz trefflicher Winke für Lehrer und Erzieher enthalten. Freilich hätte eine Reihe von Angaben, welche hier gemacht sind, in die theoretischen Ausführungen gehört, etwa in das erste Kapitel. Indes wir sind auch so dankbar, dass die ausgezeichneten Untersuchungen von Ebbinghaus, Müller und Schumann erwähnt sind. Freilich sollte eine Spezialschrift über das Gedächtnis, die, dem

Zweck des ganzen Unternehmens entsprechend, besonders der neueren Arbeiten und zwar mit einer gewissen Vollständigkeit gedenken soll, auch die Arbeiten von Münsterberg, Trautscholdt, Cattell erwähnen und die wertvolle übersichtliche Untersuchung von M. Whiton Calkins in „The Psychological Review“ (1896) benützen. Aber grössere Literaturkenntnis, wie sie eine Spezialschrift selbst für weitere Kreise voraussetzen darf, scheint nicht des Verfassers Sache zu sein, der von den englischen und amerikanischen Untersuchungen kaum Notiz nimmt.

Alles in allem genommen können wir also nicht behaupten, dafs die Schrift von dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete des Gedächtnisses ein ausreichendes Bild gibt, und der berechtigte Wunsch nach einer spekulationsreinen, übersichtlichen Darstellung der bisherigen Ergebnisse unserer experimentierenden, beobachtenden Psychologie harrt daher immer noch auf Erfüllung.

Dem gleichen sehr rührigen Verlag entstammt die nachfolgende Untersuchung:

Ludwig Wagner: Unterricht und Ermüdung. Ermüdungsmessungen an Schülern des neuen Gymnasiums in Darmstadt. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. I. Band, 4. Heft. 134 Seiten. Mk. 2.50. Berlin. Reuther & Reichard. 1898.

Die Untersuchung Wagners, auf die ich schon bei Besprechung der Schillerschen Schrift: „Der Stundenplan“ hingewiesen habe, liegt nun ausführlich vor. Ehe ich aber in den Bericht über sie eintrete, habe ich noch eine irrige Angabe richtig zu stellen, die mir bei jener Gelegenheit untergelaufen ist. Wagner kommt entgegen meiner Mitteilung, wie mich die Lektüre seiner Arbeit hinreichend belehrte, ebenso wie Bettmann zu dem Ergebnis, dafs das Turnen die Ermüdung nicht aufhebe, sondern vergröfsere. Und nun zur Besprechung seiner interessanten Abhandlung!

Ausgangspunkt ist die Griesbachsche Beobachtung, dafs mit zunehmender Ermüdung die Fähigkeit, Tastempfindungen genau zu unterscheiden, abnimmt, besonders die Fähigkeit, zwei sich ziemlich nahe stumpfe Zirkelspitzen als zwei zu erkennen, somit der Minimalabstand für dieses Erkennen mit wachsender Ermüdung zunimmt. Dafs dieses Verhältnis zwischen Ermüdung und Sensibilität besteht, ist eine Annahme, deren Berechtigung erwiesen wird durch die Beobachtung, dafs die Änderung der Messungsergebnisse parallel geht mit anderen, sonstwie beobachteten, typischen Änderungen des psychischen Gesamtzustandes bei fortschreitender Arbeit, mit dem Fortgang von voller Leistungsfähigkeit zu geminderter und endlich zu verschwindender. Den Nachweis der Übereinstimmung dieser wissenschaftlichen Beobachtung mit den groben Beobachtungsresultaten der täglichen Erfahrung, welche die wissenschaftliche Untersuchung ja

nicht widerlegen, sondern nur schärfer fassen und damit für weitere Schlüsse verwendbar machen will, hat schon Griesbach geliefert und Verfasser konnte sich immerhin auf ihn berufen. Aber die Leser wären ihm dankbar gewesen, wenn er ihnen diesen Nachweis nochmals geboten hätte, wenn er ferner betont hätte, dafs die Messungen am Jochbein keine von den Messungen an anderen Körperteilen wesentlich verschiedene Kurve ergeben.

Des Verfassers Untersuchungen bieten nun neben Bestätigungen älterer Erfahrungen auch mancherlei neue, beachtenswerte Ergebnisse, von denen die erheblichsten kurz angegeben seien.

Das Turnen, das man immer noch sehr gerne als Erholung bezeichnet, führt in den allerwenigsten Fällen Erholung, in den weitaus meisten ebenso starke Ermüdung herbei, wie andere Fächer. Dasselbe gilt von den energisch betriebenen Spielstunden, für die man in neuerer Zeit so viel plädieren hört. Damit werden die Beobachtungen von Mosso und Bettmann abermals bestätigt und gezeigt, wie fehlerhaft es ist, Turnstunden als Erholungsstunden zu behandeln, so häufig das auch geschieht.

Nervöse sind am Morgen zu Beginn der Arbeit schlechter disponiert; erst allmählich erlangen sie ihre volle Leistungsfähigkeit.

Schüler, welche auswärts wohnen und deshalb für den Schulweg mehr Zeit brauchen wie andere, sowie solche, welche zum Besuch eines Gottesdienstes früher aufstehen, zeigen gleich von Anfang an geringere Leistungsfähigkeit gegenüber ihren Mitschülern, fangen schon mit einem gewissen Grade von Ermüdung an. Diesem Umstand hat übrigens unsere Schulleitung bereits Rechnung getragen, indem sie den werktägigen Gottesdienst an keiner Mittelschule zur Pflicht macht. Wo die Schüler dennoch dazu genötigt werden, geschieht es nicht mit dem Willen unserer Unterrichtsleitung.

Zwischenpausen nach jeder Lehrstunde sind stets von Vorteil für die Leistungsfähigkeit. Diese Thatsache findet bekanntlich in unserer gegenwärtigen bayerischen Schulordnung noch keinen hinreichenden Ausdruck. Sie ist auch trotz des guten Anfangs, den Friedrich in Würzburg gemacht hat, noch keineswegs experimentell genügend untersucht. Ausgedehntere Massenbeobachtungen werden erst im stande sein, die Frage spruchreif zu machen. Dann wird den Unterrichtsbehörden allerdings die Pflicht erwachsen, den Forschungsergebnissen Rechnung zu tragen.

Das Mafs der Ermüdung hängt mehr ab von der Persönlichkeit des Lehrers als vom Stoff. Ungeübte Lehrer, welche noch nicht recht zu interessieren verstehen, ermüden weniger.

Begabte Schüler weisen eine raschere und gründlichere Erholungsfähigkeit auf als unbegabte.

Bei seinen Untersuchungen fand Wagner, dafs an humanistischen Gymnasien im allgemeinen eine Überlastung der Schüler nicht vorhanden ist. Nur unzureichend veranlagte Schüler fühlen sich überbürdet; aber für diese ist das Gymnasium nicht da. Viele Fehler werden aufserdem, wie Wagner sehr richtig hervorhebt, vom Hause

gemacht, so durch ungünstige Bemessung der Schlafzeit, Verabreichung von Alkohol und ähnliche Mifsgriffe, deren Folgen dann gerne der Schule zugeschoben werden.

Diese Ergebnisse haben etwas Einleuchtendes und sprechen zu Gunsten der angewandten Griesbachschen Methode im allgemeinen. Im einzelnen freilich lässt die experimentelle Technik des Verfassers noch mancherlei zu wünschen übrig. Es ist unverständlich, weshalb Verfasser nicht immer am hinteren Jochbein, sondern gelegentlich auch am vorderen seine Messungen vornahm, während es doch im Interesse leichtester Vergleichbarkeit läge, dafs alle Ergebnisse nur an einer Stelle gewonnen wären. Es ist mindestens überflüssig, neben den Tabellen und den Kurven noch eine dritte Art von Darstellung der Messungsergebnisse anzuwenden. Für den Gebrauch der Kurven wäre es von gröfstem Nutzen gewesen, wenn ähnlich, wie bei den Tabellen, nicht die Nummer der Stunde, sondern das Fach angegeben wäre. Weiterhin ist die Zahl der Versuche, trotzdem sie 1200 Einzelwerte aufweist, angesichts der neun Klassen und der vielen Nebenumstände immer noch zu gering, um weitergreifende Schlüsse zu ziehen. Auch wurden nicht immer die gleichen Schüler daran genommen und bei der Wahl der Tage nicht auf möglichste Gleichartigkeit geachtet. Dadurch sind die ganz individuellen und von Tag zu Tag wechselnden Faktoren nicht eliminiert. Über Verteilung, Dauer und Ausfüllung der Pausen erfahren wir wenig oder gar nichts. Eine Unklarheit über das Wesen der Ermüdung scheint vorzuliegen, wenn Verfasser einer Lehrstunde spezielle Ermüdungswirkung zuspricht, auch wenn sie bessere Mefsergebnisse geboten hat als die vorausgehende, einfach deshalb, weil die Anfangsleistungsfähigkeit nicht mehr erreicht ist. Ein schwierigeres Bedenken gegen seine Verwendung der Griesbachschen Mefsmethode ist schliefslich der ungünstige Umstand, dafs bei ihr, wenn ein Experimentator die Messungen vornimmt, die später darankommenden Schüler im Vergleich zu den ersten zwei oder drei wieder etwas ausgeruht sind.

Das sind Mängel, welche bei der wissenschaftlichen Verwertung dieser Untersuchungen gröfste Vorsicht erforderlich machen und bei Wiederholung derartiger Messungen vermieden werden müssen. Wenn des Verfassers Untersuchungen trotz dieser Mängel doch zu ansprechenden Ergebnissen geführt haben, so spricht das nur zu Gunsten des Griesbachschen Verfahrens und verheifst höchst wertvolle Resultate, wenn einmal die Forderungen gröfserer Exaktheit ganz berücksichtigt werden. Als Vorläufer aber strengerer Beobachtungen sei Wagners Arbeit willkommen geheissen!

Rudolf Schäfer, Lic. theol.: Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Berlin. Reuther & Reichard. 1898. VIII und 112 Seiten. Preis Mk. 2.

Mit gutem Grunde fordert der Verfasser als Ergänzung des

psychologisch-pädagogischen Unterrichts eine Orientierung über gewisse Fragen der Physiologie und der genetischen Psychologie, besonders über Physiologie der Sinnesorgane, über Psychologie und Physiologie des Kindes in genetischer Darstellung, dann auch über die Lehre von der Vererbung. Dieser letzteren gilt die vorliegende Untersuchung. Er hat damit zwar ein Problem herausgegriffen, das zweifellos das Interesse jedes denkenden Menschen reizt, aber leider am allerwenigsten geeignet ist, unsere Wifsbegierde zu befriedigen. Denn es gibt kaum ein Gebiet in der gesamten Physiologie, wo die Ansichten sich so schroff gegenüberstehen und noch so sehr im Flufs sind, als das der Vererbung. Schon zu des alten Boerhave Zeiten stritt man sich, ob erworbene Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder übergingen, und heute stehen sich die Anhänger Lamarks wie diejenigen Darwins und Weismanns ebenso unversöhnlich gegenüber. Nur die Streitkräfte der Beweise haben sich auf beiden Seiten vervielfacht, aber zum Übergewicht ist noch keine Partei gekommen. In dieses Wirrwarr von Meinungen aber die Pädagogen hinzuziehen, scheint von recht zweifelhaftem Wert zu sein. Man kann ja weiter nichts als eine fast endlose Reihe mehr oder weniger verschiedener, sich gegenseitig bald bekämpfender, bald unterstützender Ansichten bieten, die in dem armen Leser das Gefühl gröfster Hilflosigkeit zurücklassen. Und das ist in der That das Gefühl, mit dem man auch diese allerdings gutgemeinte Zusammenstellung der zahlreichen Meinungen und Vermutungen über die Erblichkeit, die Veränderlichkeit, den Anteil von Mann und Weib bei der Zeugung, die Entstehung und Vererbung von individuellen Eigenschaften und Krankheiten, schliefslich Degenerescenz und Abschwächung der erblichen Anlagen aus der Hand legt.

München. Dr. M. Offner.

Herbert Spencer, Die Erziehung. Übersetzt von Dr. Fritz Schultze. 4. Aufl. Leipzig 1898, Haacke, 3 *M*.

Das pädagogische Werk des berühmten englischen Denkers wirkte auf mich nicht blofs interessant, sondern fesselnd infolge der Natürlichkeit seiner Prinzipien und der Folgerichtigkeit seiner Gedanken und Vorschläge. Seine Auseinandersetzungen wirken mit überzeugender Kraft, da dieselben sich ebenso sehr in philosophischer und zwingender Beweisführung bewegen als durch eine ungemein klare Beobachtung der psychischen und äufseren Natur erläutert werden. Es spricht ein ebenso wissenschaftlicher als praktischer Geist aus diesem Buche. Ich vermag den reichen Inhalt nicht im einzelnen darzustellen und beschränke mich darauf hinzuweisen, dafs wir in diesem Buche nicht eine bestimmte Berufserziehung, sondern die notwendigen Bedingungen einer gesunden Volkserziehung, nicht Schulpädagogik, sondern Sozialpädagogik vor uns haben, die den Staatsmann nicht minder interessiert als den Lehrer und alle Eltern.

Grundzüge der psychologischen Erziehungslehre von Dr. A. Huther. Berlin 1898, Rosenbaum & Hart. 2 M.

Immer umfassender und eindringlicher wird die Pädagogik von ihrer wissenschaftlichen Seite, der Ethik und Psychologie, bearbeitet. Die vorliegende Arbeit ist ein sehr ernster und erfolgreicher Versuch, die eine Seite der Pädagogik, nämlich die Erziehung, auf ihre wissenschaftlich psychologische Grundlage zurückzuführen. Ich bin mit hohem Interesse der ganzen Darstellung gefolgt und hatte den Eindruck, dafs hier ein gründliches psychologisches Wissen mit dem sicheren Takte der praktischen Übertragung sich vereinigt hat; nur erwartete ich infolge der anfangs vorgenommenen psychischen Analyse der sittlichen Handlung des barmherzigen Samariters, dafs die gesamte Erörterung sich auf solche anschauliche Beispiele stützen werde, darin aber war ich enttäuscht, es baut sich vielmehr alles Folgende theoretisch auf. Der Verfasser schliefst sich dabei in psychologischen Fragen an Wundt, in Erziehungsfragen an Herbart an, der ja gerade in der Erziehung seine Hauptstärke zeigt. Sehr gut ist die Belehrung über das Zustandekommen des sittlichen Willens, über das Verhältnis von Haus und Schule, Individuum und Staat, über die Beziehungen zwischen Kultur und Staatsleben. Im 2. praktischen Teile des Buches war mir besonders interessant die Auseinandersetzung über Strafe, ferner über Temperamente und Talente.

Nach diesen trefflichen Erörterungen über Erziehung darf man gespannt sein, was der Verfasser in seinem angekündigten Werk über die psychologische Unterrichtslehre bringen wird.

Ethik, als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch von Direktor Dr. M. Jahn. 2. verb. u. verm. Auflage. Leipzig, Dürr 1899.

Ein theoretisch und praktisch treffliches Buch. Der Mensch ist nach dieser Darstellung ein Ganzes, Körper und Geist stehen sich nicht als zwei geschiedene und feindliche Welten gegenüber. Im Gegenteil wird sehr schön und überzeugend gezeigt, wie die Sinnlichkeit die Grundlage und Voraussetzung der Sittlichkeit ist. Auf dieser sinnlichen Grundlage aufbauend, konstruiert der Verfasser die höheren Stufen der Sittlichkeit, die durch einen vermehrten Anteil des Intellekts bis zur Erhabenheit der Idee des Guten emporsteigen. Wir bekommen dabei einen Einblick in das mannigfaltige Leben des Menschen und lernen zugleich die Mittel kennen, eine solche Erziehung zu ermöglichen. Das Buch mufs dem eingehendsten und wiederholten Studium empfohlen werden.

Theodor Waitz' Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. 4. verm. Aufl. von Dr. Otto Willmann, Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1898.

Die allgemeine Pädagogik von Th. Waitz hat sich trotz der

massenhaften literarischen Produktion der letzten 50 Jahre einen ansehnlichen Platz in der pädagogischen Literatur zu behaupten gewufst. Dies verdankt das Buch seinem wissenschaftlichen Charakter, dem einheitlichen inneren Zusammenhang und der scharfsinnigen Darlegung der psychischen Vorgänge Diese Art der Erörterung wirkt anziehend auch auf den, welcher die Herbartsche Grundrichtung seines Systems nicht billigt. Es ist ein Verdienst des Herausgebers Willmann, dafs er die Grundanschauungen von Waitz' praktischer Philosophie als Einleitung vorausgeschickt hat, wodurch ein tieferes Verständnis der nachfolgenden Pädagogik ermöglicht wird. Es wird nämlich in dieser Übersicht der praktischen Philosophie der Zusammenhang zwischen Pädagogik, Ethik und Psychologie nachgewiesen und die Beziehungen der Pädagogik zur Politik, Rechtslehre, Ästhetik und Religion aufgesucht. In diesen theoretischen Erörterungen gewinnt Waitz seine leitenden Gesichtspunkte über Ziel und Zweck, Methode und Mittel der Erziehung. Er stimmt im wesentlichen mit Herbart überein und teilt demnach auch dessen Vorzüge und Einseitigkeiten. Hauptaufgabe der Pädagogik ist bei beiden eben die Erziehung, d. h. die Charakterbildung und die Ausgestaltung des inneren Menschen. Kenntnisse und Fertigkeiten, alles was formale Bildung heifst, haben eine nur untergeordnete Bedeutung. Der moralische Mensch steht ihnen höher als der für seinen Beruf tüchtig Vorgebildete. Die Vorzüge beider liegen in der psychologischen Gestaltung der Methode, das hauptsächlichste Verdienst Herbarts in der modernen Pädagogik.

Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. 8 Vorträge, gehalten in Marburger Ferienkursen 1897 u. 98 von Paul Natorp. Stuttgart, Frommann 1899. 1,80 *M*.

Natorp gibt eine strenge, aber gerechte Kritik der philosophischen Grundlage von Herbarts Pädagogik. Er zeigt die Inkonsequenzen und Widersprüche zwischen seiner Philosophie und Erziehungslehre auf und läfst die Einseitigkeit seines Erziehungsplanes erkennen. Besonders weist der Verfasser den Rückschritt nach, den Herbart Kant und Pestalozzi gegenüker in Ethik und Psychologie gemacht hat. Und trotzdem hat Herbart einen so weit reichenden Einflufs auf die praktische Pädagogik gewonnen. Aufser den Gründen, womit Natorp diese merkwürdige Erscheinung wahrscheinlich macht, wird wohl noch das Bedürfnis der Zeit nach einer gesetzmäfsig auftretenden Erziehungslehre, wie es die Herbartische ist, diese Wirkung hervorgerufen haben.

Aufser dieser kritisch negativen Richtung findet sich in den Vorträgen auch das konstruktiv positive Bestreben, die philosophischen Grundlagen der Erziehung und des Unterrichts zu finden. Diese Darlegungen haben meinen vollen Beifall gefunden und decken sich im wesentlichen mit meinen eigenen Überzeugungen. Um eine Vorstellung von der Grundanschauung Natorps zu bekommen, setze ich

folgendes Citat hierher (p. 74): „In seltsamem Widerstreit mit dieser allgemeinen Zurückschiebung des Willens schien andererseits bei der berechtigten Betonung des sittlichen Endzwecks der Erziehung die verhältnismäßsige Selbständigkeit der wissenschaftlichen, der technischen, der ästhetischen Bildung von Herbart und den Seinen zu wenig gewürdigt zu werden, Denn wie der Wille, so ist auch der Verstand, im Doppelsinn des Kennens und Könnens, und so auch die künstlerisch gestaltende Phantasie sich selber Gesetz, nicht ausschliefslich dem Gesetz des Willens unterworfen. Was logisch und ästhetisch richtig und falsch ist, hängt an sich nicht vom Sittengesetz ab, sondern steht fest durch die eigene Gesetzmäfsigkeit des reinen Verstehens und der reinen Phantasiegestaltung. Also schien uns, müsse auch die logische, die ästhetische Bildung etwas Eigenes sein, wenngleich der höchste Erziehungszweck immer der sittliche bleibt".

Wer im Ganzen der Pädagogik lebt und besonders mit ihren philosophischen Grundlagen sich beschäftigt, wird mit Genufs und Anregung diese Aufsatzsammlung von Natorp lesen.

Das Schulwesen der böhmischen Brüder. Mit einer Einleitung über ihre Geschichte. Von Hermann Ball. Berlin, Gärtner, 1898. 5 *M.*

Die vorliegende, von der Comeniusgesellschaft gekrönte Preisschrift interessiert mehr durch ihre religionsgeschichtliche Darstellung als durch die Beschreibung des Schulwesens. Es tritt uns nämlich ein bedeutsames Stück der böhmischen Geschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts entgegen, in deren Mittelpunkt die Sekte der böhmischen Brüder stand. Ihr Verhältnis zum Staat, zu den Protestanten, Calvinisten und Katholiken, die Erringung des Majestätsbriefes und ihre Beteiligung am Ausbruch des 30jährigen Krieges, ihre Bestrafung und Verbannung bieten dem Geschichtsfreunde interessante Details. Erst gegen den Schlufs des Werkes wird das didaktische Interesse des Lesers befriedigt durch die Darstellung der Lehrmethode des Comenius am Gymnasium zu Lissa in Polen. Seine Art, die lateinische Sprache mit den Elementarbüchern „Vestibulum" und „Janua" zu lehren, ist auch für heute noch mustergültig, wenn man eine lebende Sprache nach Büchern erlernen will. Auch die didaktischen Anweisungen für die Praxis der einzelnen Unterrichtsstunden und für die erfolgreiche Benützung dieser genannten Elementarbücher sind der Beachtung wert.

Über den Wert der mathematischen und sprachlichen Aufgaben für die Ausbildung des Geistes von Prof. Dr. Gneisse, Berlin, Weidmann, 1898. 1,20 *M.*

Es gehört auch zur pädagogischen Durchbildung der Lehrer, den eigentümlichen Bildungswert der einzelnen Unterrichtsfächer zu kennen,

um diese Werte als Kräfte im Unterrichtsbetriebe richtig ansetzen zu können. Eine solche pädagogisch-didaktische Detailuntersuchung hat Prof. Gneisse über den Bildungswert der Mathematik und des Sprachstudiums angestellt und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen:

„dafs für die allgemeine Schulung des Geistes die mathematischen Aufgaben ganz zu entbehren wären; dafs sie zur Anwendung des Denkens auf ein gewisses Gebiet der Anschauung notwendig sind: dafs das Bildende derselben nicht im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung wächst; dafs eine Übertreibung derselben in der Zeit der Entwicklung die allseitige Ausbildung des Geistes unheilbar schädigen mufs."

Die Methode des Verfassers war folgende. Er unterzog die mathematischen Absolutorialaufgaben des Strafsburger Lyceums einer eingehenden Analyse der in ihnen enthaltenen Denkoperationen und setzte diese letzteren in Vergleich zu den Denkthätigkeiten und psychischen Operationen, die bei den lateinischen und griechischen Übersetzungen, sowie bei der Abfassung des deutschen Aufsatzes in Thätigkeit gesetzt werden. Aus diesem Vergleich zog Gneisse die obigen Schlüsse.

Um die Richtigkeit dieser Ergebnisse zu prüfen oder die Wahrscheinlichkeit derselben nachzufühlen, müfste man Philolog und Mathematiker zugleich sein, was sich wohl selten zusammenfinden wird, darum bin ich auch von den obigen Schlüssen mehr in Staunen versetzt als überzeugt worden. Der Mathematik ist schon seit Plato ein hoher, wenn auch einseitiger Bildungswert zuerkannt worden, den sie nie verlieren wird. Was vom Verfasser an der Mathematik getadelt und von uns und jedem als ein Nachteil dieses Faches erkannt wird, ist doch vielleicht mehr ein Fehler der Lehrmethode als der mathematischen Wissenschaft selbst. Es gebe zu viel Abstraktion und zu wenig Anschauung, die Geometrie beschäftige nur den äufseren Sinn, Geometrie und Arithmetik bezögen sich zu wenig auf Natur und Menschenleben, nur das Mefsbare und Zählbare werde vergegenwärtigt, nur die mathematischen Eigenschaften der Dinge träten dem Schüler entgegen, der Mathematikunterricht bringe keine Anregung des Empfindungsvermögens. In dem einen oder anderen Punkte läfst sich vielleicht die Lehrmethode verbessern und eindrucksvoller gestalten, aber im ganzen mufs man der Mathematik ihre eigene Natur und Wesenheit lassen. Sie kann, will und soll nicht leisten, was andere Fächer leisten; aber wie sie den Wissenschaften ein starkes Knochengerüste verleiht, so wirkt sie auch kräftigend auf den Geist der Schüler. Was dagegen der Verfasser von dem bildenden Betrieb der klassischen Lektüre und der Übersetzungskunst und dem deutschen Aufsatz vorführt, hat meinen vollen Beifall, ja stellenweise meine Freude und Bewunderung erweckt.

Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen. Von Dr. E. von Sallwürk. Berlin 1898, Gärtner.

Der Verfasser bezieht sich zunächst auf lebende Sprachen. Sein Ziel ist die praktische Beherrschung der Sprachen im Lesen,

Schreiben und Sprechen, so dafs sie wirklich lebendig werden. Diesem Endziele wird die Lehrmethode in konsequenter Weise angepafst. Der Unterricht geschieht nämlich durchaus oder vorwiegend mündlich und beruht auf sachlicher Anschauung. Sach- und Sprachunterricht ist vereinigt. Gleich von Anfang an wird die fremde Sprache vom Lehrer im Unterricht gesprochen, jedoch an den einfachsten, dem Schüler bekannten, vielleicht durch Abbildungen nahegebrachten Vorgängen des Lebens. In der unterhaltenden Reproduktion dieser Anschauungen werden die Sprechversuche geübt. Mit der Erweiterung des sachlichen Anschauungskreises entwickelt sich auch die Sprechfertigkeit, die späterhin durch geeignete Lektüre unterstützt wird. Das Schreiben tritt zurück, die Sprache wird durch das Gehör, nicht mit den Augen gelernt. Schriftliche Übersetzungen aus dem Deutschen gibt es nicht, die Grammatik ist abgeschafft. Es ist dies eine der natürlichen Spracherlernung nahekommende Schulmethode, für welche der rühmlichst bekannte Verfasser nicht blofs mit seiner theoretischen Überzeugung eintritt, sondern auch durch praktische Versuche und Erfolge Propaganda zu machen weifs. Sallwürk ist so streng und konsequent in der Durchführung seines obersten Satzes: „Sprachkenntnis beruht nur auf dem freien Sprechen derselben", dafs er geneigt wäre, auch die alten Sprachen nach dieser Methode zu behandeln. Dem ist aber entgegenzuhalten, dafs die alten Sprachen nicht mehr lebende, dafs sie nicht mehr gehörte, sondern nur geschriebene und gelesene Sprachen sind, dafs für eine unternommene Belebung derselben uns ein lebendes Musterbild fehlt, dafs die lateinische Sprache um ihrer selbst willen als Sprachstudium in den humanistischen Schulen betrieben wird, deren innere Gesetzmäfsigkeit in der Grammatik zu Tage tritt.

Die fünf Aufsätze sind übrigens eine anregende, geistvolle Lektüre, nur konnte ich den vernichtenden Feldzug gegen den Grammatikunterricht nicht in allen Punkten für gerechtfertigt halten.

Würzburg. Nusser.

Paul Imm. Fuchs. Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage mit Berücksichtigung wichtigerer Mundart- und Fremdwörter sowie vieler Eigennamen. Stuttgart. Hobbing & Büchle 1898. 360 S. 4°. (3. Tausend.)

Das Wörterbuch von Fuchs gibt eine knappe Zusammenstellung des deutschen Wortschatzes nach Familien in der Abc-Ordnung, sorgt auch durch zahlreiche Rückweise für leichte Auffindung des Standortes. Die Etymologien sind meist nach Kluge gegeben, die der romanischen Lehnwörter nach Diez. Aus den Mundarten ist eine Auswahl aufgenommen, zunächst aus der schwäbischen, dann besonders aus den niederdeutschen. Das Buch wird gute Dienste thun können, da es sehr viel Material und das Meiste richtig bietet. Es wird aber in künftigen Auflagen vielfach zu bessern sein. Die Kürze macht den Zusammenhang oft unverständlich; wer sich auskennen will, mufs dann doch zu Kluge greifen und findet dort dann ganz andere Angaben als

er erwartet, vgl. z. B. den Artikel stammeln; ohne die ahd. Zwischenglieder stammal und stamm versteht man die Bildung nicht, zumal, wenn man die Angabe der Verf., stammeln sei ein Iterativum, gelesen hat. Dafs Hag, Stier zu hecken gehöre, kann der nicht glauben, der die Ableitung des lezteren (in einer Hecke nisten) für ernst nimmt. Viele Etymologien sind zweifelhaft; Staar und Storch gehören doch wohl nicht zu Stärke, Stopfer nicht zu Stube (sondern zu stopfen); Stieglitz ist kaum slawisch, sondern ein einheimisches Onomatopoetikon, umgekehrt Striegel wohl lateinisch. Für Eisbein gibt Kluge Verwandtes. Für romanische Etymologien hätte Neueres, z. B. Körting, benützt werden sollen. Bei der Ableitung der Bedeutung hat F. wohl auch öfter fehlgegriffen, so bei vollstrecken (womit vollziehen, vollführen hätte verglichen werden sollen), bei der Steigerung sternhagelvoll, bei der an hinhageln (fallen) nicht gedacht werden darf. Wie man solche Steigerung anzupacken hat, zeigt ein schöner Aufsatz in der Januarnummer der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins (die viel mehr bekannt sein sollte, da sie ja nicht blofs Werbemittel für die Fremdwörterjagd ist, sondern viele wertvolle Aufsätze zur deutschen Sprachgeschichte enthält). Der Anhang, ein Sachverzeichnis ist sehr lehrreich, eine Anzahl sprachlicher Erscheinungen wird hier durch Beispiele erläutert, so Begriffsübertragungen, Volksetymologien, Kurzformen von Namen (hier Heinel richtiger zu Heinrich statt zu Hagen gestellt als im Wörterbuch selbst), Buchstabenwechsel und dgl. Die Abkürzung st. habe ich nicht erklärt gefunden.

Die Ausstattung des Buches, zumal der Druck ist sehr zu loben. Der Preis ist nicht angegeben, er soll billig sein.

Würzburg. O. Brenner.

Karl Erbe, Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen. Stuttgart. Neff. 1897. 16 S. M. 0,30.

Die Bestrebungen zur Herbeiführung der Einheit in der Aussprache des Deutschen scheinen nach und nach in die richtigen Bahnen geleitet zu werden. Auf dem Dresdener Philologentag wurde eine Konferenz [1]) von Bühnenangehörigen und Vertretern der Wissenschaft behufs Ausgleichung der bestehenden Unterschiede in Aussicht genommen, und die obigen dreifsig Sätze, die in gedrängter Form zusammenfassen wollen, „was von allen Lehrern deutscher Unterrichtsanstalten unablässig betont und gefordert werden sollte“, sind „als Grundlage für eine Verständigung über die Aussprache“ der zehnten Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gewidmet. Will man aber dem Ziele entschieden näher kommen, dann mufs noch ein dritter Faktor hereingezogen werden, die Schule. Die Alten sind ja meistens den Neuerungen abhold und werden nach wie vor lehren und reden, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“. Es mufs mit der Jugend

---

[1]) Diese Ausgleichungskonferenz hat inzwischen stattgefunden. Die Ergebnisse ihrer Beratungen sollen demnächst besprochen werden.



begonnen werden und von autoritativer Seite. Deshalb sollten bei einer Ausgleichskonferenz auch die Seminardirektoren nicht fehlen. Den Seminaren kommt es in erster Linie zu, die Pflege der einheitlichen Aussprache zu übernehmen, damit die angehenden Lehrer in den Besitz einer verlässigen, allgemein gültigen Richtschnur gelangen, nach der die Volksschüler im ganzen Reich zu unterrichten sind.

In der Einleitung bricht Erbe eine Lanze für seine oft verächtlich behandelte heimische Sprache und sucht aus der Übereinstimmung der Sprache Luthers mit der der gebildeten Schwaben wie mit der Bühnensprache, den Nachweis zu führen, dafs Schwaben, die Heimat sowohl unserer Schrift- als unserer Bühnensprache sei. Kann man auch zugestehen, dafs Schwaben für beide der Ausgangspunkt gewesen ist, und dafs die schwäbische Mundart sich in viel mehr Punkten mit der Schriftsprache berührt, als die norddeutschen Dialekte, so wird doch andrerseits nicht zu leugnen sein, dafs die heutige Bühnensprache eher einen norddeutschen als einen schwäbischen Anstrich hat.

Die Schrift behandelt in drei Abschnitten die Klinger oder Selblaute, die Tiser oder Mitlaute und die Betonung. In der technischen Bezeichnung schliefst sich der Verf. Trautmann an, nur für Vokal schlägt er statt „Galm“ Klinger oder Selblaut, für „Diefs“ Tiser (vom mhd. tiseln, schwäb. disemlen = flüstern) oder Mitlaut vor. Diese Gesuchtheiten könnte man füglich entbehren. Die ersten vierundzwanzig Sätze sollen „die Punkte enthalten, worüber im ganzen Übereinstimmung herrscht“, die letzten sechs „weitere Punkte, über die noch nicht entschieden ist, dem Schüler aber Auskunft gegeben werden mufs“. Die Übereinstimmung über manche Punkte der ersten Sätze scheint aber doch etwas zweifelhaft zu sein, wie z. B. die Aussprache des y als ü in Hymne, Mythe, Myrte; oder dafs e in tonlosen Endsilben (Brodem, Nebel, Ader) ein Laut sei zwischen a und o; oder dafs man in „Wahrhaftigkeit, Offenbarung, abscheulich, vortrefflich, barmherzig, lutherisch“ den Ton auf die erste Silbe legen soll; oder dafs in fremden Vornamen die Betonung der Stammsilbe zu bevorzugen sei, also Aúguste, Hélene, Írene u. dgl. Den Verschlufslauten p, k, t soll die Behauchung streng genommen nur zukommen, wo sie der dritten Stufe der Lautverschiebung entspricht. Demnach wären die Klapper in kenne (gi-gno-sco, J know), kalt (gelidus, cold) behaucht, aber in Posaune (bucina), Tisch (discus), thue (ti-the-mi, J do) unbehaucht. Wird sich die Praxis nach solchen theoretischen Subtilitäten richten?

Auch von den noch unentschiedenen Punkten dürften die zwei letzten kaum im Sinne des Verfassers entschieden werden. Aus historischen Gründen erklärt er es für „wünschenswert, dafs als Umlaut von lang und kurz a der Laut e (oberes, geschlossenes e), für das in Wechselbeziehung zu i stehende e aber der Laut ε (= ä, offenes e) gesetzt würde: Macht, Mechte; schlagen, Schlegel; sεen, Sicht; hεlfen, Hilfe“. Ferner soll die schwäbische, auf das Mittelhochdeutsche zurückgehende Unterscheidung von ei und ai, ou und au, eu und äu erhalten bleiben.

Aber zu billigen ist, dafs Erbe dem Zungen-r sein Recht wahrt und im Gegensatz zu norddeutscher Aussprache pf von f unterschieden wissen will. Für die Forderung des stimmlosen s im Anlaut wird er wegen der Übereinstimmung mit Französisch und Englisch alle Neuphilologen auf der Seite haben.

Würzburg. J. Jent.

Die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt für höhere Lehransalten sowie zum Selbststudium von E. Kuenen und M. Evers. H. Bredt, Leipzig.

Von den neuerlich erschienenen Heften dieser nach bewährten Grundsätzen bearbeiteten und besonders zum Selbststudium zu empfehlenden Ausgaben ist Schillers „Wilhelm Tell" von E. Kuenen bereits in vier Auflagen erschienen und somit hinsichtlich seiner Brauchbarkeit wohl erprobt. Beigegeben ist dem mehr als reichlichen Inhalte eine dramaturgische Tafel und eine Karte.

In gleich eingehender Würdigung ist auch „Goethes Egmont" von Fr. Vollmer im 11. Bändchen der Sammlung behandelt. Dabei sind alle einschlägigen Quellen und Vorarbeiten sowie die gesamte Fachliteratur nicht nur gewissenhaft benützt, sondern auch mit selbständigem Urteile verwertet, manches ist besonders in der Geschichte und Würdigung des Dramas neu oder wenigstens besser beleuchtet.

Dem bereits im 30. Bande dieser Blätter vom Referenten besprochenen 2. Teile der Erläuterungen zu Schillers Wallenstein reiht sich nach längerer Unterbrechung an: „Das Lager" (13. B.) mit steter Beziehung auf das Gesamtstück erläutert und gewürdigt von M. Evers (1897). Es entspricht dem von dem Verfasser von vornherein eingenommenen Standpunkt und der ganzen Anlage dieser vielseitigen Würdigung und eingehenden Erklärung des gewaltigen Dramas, dafs auch „das Lager" als selbständiges Ganze für sich und in seiner Beziehung auf das Gesamtdrama in einem eigenen Hefte behandelt wurde, wie dies auch für die übrigen Teile der Trilogie in Aussicht gestellt ist.

Das von dem gleichen Herausgeber für die Schule bearbeitete Drama Schillers „Jungfrau von Orleans", bereits in 2. Auflage erschienen in der Sammlung: „Meisterwerke der deutschen Literatur", zeigt gegen die erste Auflage manche wesentliche Neuerungen und Verbesserungen, z. B. Verszählung durch das ganze Drama, sorgfältige Interpunktion und besonders für den Unterricht nutzbar zu machende Zusammenstellungen der dichterischen Anklänge und Parallelen aus der Bibel, der Antike und Neuzeit, lehrreiche Zugaben, welche der Herausgeber in reichlichem Umfange bereits seiner Ausgabe von Schillers „Glocke" (9. Bändchen der Sammlung von Kuenen und Evers) beigefügt hat, worauf vom Referenten in der Besprechung dieser Ausgaben (31. B. S. 446) bereits empfehlend hingewiesen worden ist. —

Nach einer durchweg anderen Methode behandelt ist die von O. Lehmann für den Schulgebrauch besorgte Ausgabe des gleichen Dramas (Verlag von R. Richter, Leipzig 1897). „Sie will das Drama durch sich selbst wirken lassen, unbeeinflufst durch langatmige Einleitungen und allerlei Kritiken literarhistorischer und ästhetischer Art."

Daher finden sich unter dem Texte nur kurze Fufsnoten, nach jedem Aufzuge teils auf den Inhalt teils auf den Aufbau des Dramas bezügliche Fragen und am Schlusse zusammenfassende Betrachtungen über das Drama selbst und über den Dichter. Diese Methode, die jedoch, besonders wenn man die minder begabten und weniger denkreifen Schüler ins Auge fasst, auch ihre Schattenseiten hat, ist bereits in ähnlicher Weise in den Schulausgaben deutscher Klassiker von H. Stephanus, (Trier) zur Anwendung gebracht und vom Referenten in diesen Blättern seinerzeit besprochen worden.

Das aus dem letzteren Verlag vorliegende 12. Bändchen: Volks- und Kunstepen der ersten klassischen Blütezeit, in Prosa erzählt von K. Fischer, enthält in wohlbemessenen Abschnitten und Umrissen das Nibelungen- und Gudrunlied, das Rolandslied, Parzival und „armen Heinrich" nebst geschichtlichen Angaben über dieselben. Die Darstellung ist im ganzen fliefsend und leicht verständlich; störend wirkt nur der in mehreren einzelnen Abschnitten öfter ganz unmotivierte Wechsel der Zeiten der Gegenwart und Vergangenheit; im übrigen vermag diese Zusammenstellung für die entsprechenden Schulen und Altersklassen zum Zwecke sicherer Einprägung und zusammenfassender Wiederholung des Stoffes nützliche Dienste zu leisten.

Schliefslich sei noch erwähnt aus W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern das 7. Bändchen zu Goethes Hermann und Dorothea von O. Dingeldein. (Verlag von H. Beyer in Leipzig.) Sprachliche uud sachliche Erklärungen in ziemlicher Zahl, die alles für das Verständnis Notwendige meist in kurzer, ansprechender Form bieten, sowie gedrängte Angaben über Gang und Aufbau der Handlung in den einzelnen Gesängen und eine besonders einschlägige Aufsatzarbeiten der Schüler fördernde Charakteristik der Personen lassen dies auch durch billigen Preis (40 Pfg.) sich empfehlende Heftchen als geeignetes Hilfsmittel für Schul- und Privatlektüre erscheinen.

Würzburg. A. Baldi.

C. Julii Caesaris commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione Bernardi Kübleri. Vol. III. pars altera. Commentarius de bello Hispaniensi. C. Julii Caesaris et A. Hirtii fragmenta. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. MDCCCXCVII.

Mit dem Kommentar vom spanischen Krieg und Cäsars, wie des A. Hirtius Fragmenten hat B. Küblers Cäsar-Ausgabe ihren Abschluss gefunden und, man mufs es gestehen, einen würdigen. Die Kritik befindet sich ihr gegenüber in der angenehmen Lage, ein anfängliches ablehnendes Urteil in steigendem Mafse durch spätere günstige ergänzen zu können. Konnte Ref. nicht umhin, der Küblerschen Text-

gestaltung des bell. Gallicum gegenüber ernste prinzipielle Bedenken zu äussern (Bl. f. d. bayr. G.W. XXX [1894] S. 741 ff.), so boten sich weiterhin, je einheitlicher — freilich nicht zugleich besser — die handschriftliche Überlieferung sich darstellte, immer weniger Differenzpunkte. — Das bell. Hispaniense stellt einem Herausgeber besonders heikle Probleme. Der schlechte Zustand der Überlieferung erreicht hier den höchsten Grad und bietet der Konjekturalkritik ein weites Feld, aber die stilistische Unfähigkeit des Autors, dem eigentlich alles zuzutrauen ist, raubt jener noch mehr als sonst die Sicherheit, so dafs ein Mommsen, wie der Herausgeber in der praefatio mitteilt, von vielen seiner eigenen Konjekturen gesteht, dafs sie die Verzweiflung gemacht habe. Der Herausgeber thut also alles, wenn er die Überlieferung sorgfältig prüft und mitteilt, besonnen den Ertrag der Konjekturalkritik verwertet, verzweifelte Stellen lieber durch Cruces kennzeichnet als durch unwahrscheinliche Vermutungen verhüllt, kurz in der Hauptsache sich begnügt, den Leser auf die Höhe der gegenwärtigen Kritik zu heben. Man wird sagen müssen, dafs K. diese Aufgabe erfüllt habe. Eine Kleinigkeit sei berichtigt. Für die Konjektur stabat statt ibat 17, 2 besitzt Koch (Rhein. Mus. XVII p. 479) die Priorität vor dem Ref. (vgl. Acta sem. Erlang. I p. 475).

Die Fragmente der Schriften Cäsars sind neu und gründlich durchgearbeitet, bezw. die Hinweise auf solche (gegen Nipperdey und Dinter) beträchtlich vermehrt. In hohem Mafse dankenswert ist der Abdruck der leges Juliae, bes. lex agraria, municipalis, coloniae Genetivae Juliae, welche in extenso wiedergegeben sind; auch eine tabula fastorum Julianorum ist beigegeben. In der Abteilung epistulae findet man den inschriftlichen (durch Cichorius erhaltenen) griechischen Brief an die Mitylenäer — γράμματα Καίσαρος θεοῦ — von welchem Sitzungsberichte der Berliner Akademie d. W. 1889 S. 953 berichtet ist. Bei den Stellen, an welchen des Wortes: ‚veni vidi vici' gedacht wird, würde ich doch auch die älteste gern notiert sehen: Seneca suas. 2, 22. Dafs hier das Cäsarwort sehr eigenartig verwendet und die Stelle wenig bekannt ist, rechtfertigt es vielleicht, wenn ich die Worte ausschreibe: Tuscus ille, qui Scaurum Mamercum, in quo Scaurorum familia extincta est, maiestatis reum fecerat, homo quam improbi animi tam infelicis ingenii cum hanc suasoriam (sc. trecenti Lacones contra Xersen missi .... deliberant an et ipsi fugiant) declamaret, dixit: exspectemus, si nihil aliud, hoc effecturi, ne insolens barbarus dicat: ‚veni vidi vici', cum hoc post multos annos divus Julius victo Pharnace dixerit.'

Nürnberg. Albrecht Köhler.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger. 14. Auflage, besorgt von Dr. Gustav Krüger. I. Teil: Satiren. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1897. Preis 1,80 M.

Der Wert und die Beliebtheit des Buches dürfte schon aus dem

Umstande ersichtlich sein, dafs kaum drei Jahre seit dem Erscheinen der 13. Auflage verstrichen sind. Auch bei dieser nach den bewährten bisherigen Grundsätzen bearbeiteten Auflage hat der Verfasser keine Mühe gescheut, um dieselbe in jeder Hinsicht, Text wie Kommentar, zu verbessern, für ihren Zweck immer brauchbarer zu gestalten und zu einem Lehrern und Schülern wertvollen Hilfsmittel beim Studium des Dichters zu machen.

Schon in scheinbaren Kleinigkeiten zeigt sich die liebevolle Sorgfalt des Verfassers. Nicht wenige Interpunktionen sind geändert, aber, wie eine genaue Prüfung zeigt, keine ohne reifliche Erwägung und die Mehrzahl in einer Weise, dafs man Zustimmung nicht wohl versagen kann. Die Stellen, an denen ich abweichender Meinung bin, sind folgende. Warum I, 1, 6 nach 'austris jetzt Komma steht, nachdem doch die Rede des mercator folgt, ist mir nicht klar; die (richtige!) Weglassung des Kommas nach ego V. 15 scheint mir mit der Anmerkung zur Stelle im Widerspruche zu stehen; das Komma nach iuvat V. 41 findet meinen Beifall nicht wegen des folgenden te; auch I, 9, 37 möchte ich die frühere Interpunktion beibehalten trotz der Abhängigkeit des perdere von debebat. Warum nach hoc II, 1, 36 Komma gesetzt wurde, verstehe ich nicht; V. 49 würde ich nach certes Strichpunkt setzen, dagegen V. 51 nach mecum Doppelpunkt; V. 52 das Komma nach unde beseitigen, da ja sonst auch nach intus eines gesetzt werden müfste; II, 3, 59 dürfte am richtigsten wohl maxima, serva! interpungiert werden. Die Interp. v. 88 mihi: credo, dürfte auf einem Druckversehen beruhen; vgl. oben p. XVI; auch V. 326 scheint es geratener, die drei (eher störenden als fördernden) Kommata wegzulassen; auch 8, 87 und 93 möchte ich der bisherigen Interp. den Vorzug einräumen; I, 4, 81 verlangt nicht blofs der Wohlklang des Verses, sondern auch der Sinn die Interp. absentem qui rodit amicum; denn sonst wäre man ja zur Verteidigung anderer als enger befreundeter Persönlichkeiten nicht verpflichtet, was der Dichter gewifs nicht sagen wollte (vgl. auch V. 35 non hic cuiquam parcet amico). Nach dem Zusammenhange ist überhaupt hier von Freunden die Rede. Der Text der Satiren erlitt nur ganz wenige Veränderungen, so I, 1, 81 jetzt (nach Friedrich) adflixit statt des ebenfalls verständlichen und passenden adfixit; aber die Begründung scheint mir etwas gesucht; das Geld und daher auch die angezogene Stelle V. 70 — nicht 76 — kommen hier nicht in Betracht. Die Belegstellen aus Ovid und Tacitus sind als wenig beweiskräftig entbehrlich. V. 101 ist Naevius statt Maenius mit fast allen Handschriften — was vielleicht zu bemerken wäre — hergestellt; dafs mit Naevius ein Verschwender und nicht ein Geizhals bezeichnet wird, lehrt der Zusammenhang und die Zusammenstellung mit Nomentanus. Ob Naevius mit dem II, 2, 68 genannten identisch ist, ist eine ziemlich müfsige Frage und kaum zu bejahen. — I, 3, 132 steht aus Versehen im Text sutor, in der Note tonsor. — I, 6, 4 ist st. imperitarent wieder (nach Weifsenfels) imperitarint aufgenommen; ob mit Recht, lasse ich bei der Möglichkeit, auch jenes passend zu erklären, dahingestellt; die von Weifsen-

fels beigefügte Motivierung will mir nicht so ohne weiteres einleuchten. — V. 29 quis homo hic est? quo patre natus verdient gegenüber dem bisherigen aut quo p. natus Billigung. — V. 31, auch hier bin ich im Zweifel, ob das konsekutive ut oder das explikative et vorzuziehen sei; doch möchte ich mich wegen der handschriftlichen Grundlage und auch wegen des Wohllautes, nachdem ut kurz vorausgeht, für et entscheiden. — II, 3, 303. Obwohl die bisherige Lesart abscisum besser beglaubigt ist, dürfte doch das jetzt aufgenommene abscissum, das auch durch das Ovid. avolsum empfohlen wird, als der Sachlage mehr entsprechend den Vorzug verdienen. — II, 5, 89 Da operae der Erklärung keine Schwierigkeiten bereitet, dürfte es als die lectio aller Hdschr. beizubehalten sein. Nach dieser kurzen Besprechung der Neuerungen in Text und Interpunktion, lasse ich noch einige Bemerkungen zu den im Kommentar und im Anhang gemachten Änderungen folgen:

Sat. I, 1 scheint mir auf die invidia zu viel Gewicht gelegt zu sein. Wenn man die Satire im Zusammenhange liest und dann namentlich V. 108 (avarus!) und V. 117 beachtet, ergibt sich avaritia als Hauptgrund der Unzufriedenheit, wie der Herausgeber selbst zu V. 108 „Dieser Zusatz u. s. w." ganz richtig bemerkt, und die invidia erscheint nur als ein die avaritia häufig — nicht notwendig und immer — begleitender Fehler. Auch der Verf. spricht am Schlusse der Einleitung nur von „meist verbunden". — I, 1, 1. Die Bemerkung zu sibi ist für Schüler wohl angebracht; V. 4 sollte gesagt sein, daſs dieses Mühelose nur scheinbar ist; V. 7 wenn quid enim = τί γάρ oder πῶς γὰρ οὐ ist, dann kann der Sinn nicht sein: „Wie steht's um die militia?" L. Müller vielleicht richtig, aber zu wenig bestimmt und klar: „Es dient zur Einführung eines leicht begreiflichen Beweises". Die Bem. von Schütz z. d. St. ist teils unrichtig, teils unklar. V. 14 betrachte ich als Grund der momentanen Unzufriedenheit multo iam fractus membra labore, welchem das gravis annis (nicht armis!) untergeordnet ist. — V. 54. Daſs urna und cyathus durch Vergleichung mit unsern heutigen Maſsen verständlich gemacht werden, ist zu loben; was weiſs man, wenn z. B. Luc. Müller sagt: „urna die Hälfte der amphora, cyathus der 12. Teil des sextarius?" V. 59 dürfte ausdrücklich bemerkt sein, daſs die folgenden Worte allegorisch verstanden werden sollen. — V. 81 ist die Fassung von casus = Schlagfluſs jedenfalls zu eng; es sind ja auch noch andere casus denkbar. — V. 92 Die finis = die Summe, deren Erreichung sich jeder, der eine natürlich mehr als der andere, zum Ziele gesetzt hat, um im Alter sorgenfrei leben zu können (also finis = quod avebas).

I, 3, 4 kann hoc doch unmöglich auf das Folgende bezogen werden, vielmehr auf das vorhergehende hoc vitium, wozu das Folgende als Beleg dient.

I, 4, 13 ist ut multum nicht = quam multum; auch kann der Sinn nicht sein: Denn was die Menge betr., erhebe ich keinen Einspruch (L. Müller); das wäre hier gegenüber den Versen 9 folg. eine unerträgliche Tautologie. Man erwartet „denn daſs er viel geschrieben,

darauf lege ich keinen Wert". Das könnte aber nicht ut, sondern müfste quod heifsen. Die Schwierigkeit wäre beseitigt, wenn ut ganz fehlte. Die Bem. zu dictabat ist nicht ganz zutreffend, da dictabat nicht betont ist und also auch kein Gegensatz zum folgenden scribendi beabsichtigt zu sein scheint. Geschrieben hat er dictando viel, aber nicht recte, weil er das Geschriebene nicht mehr gefeilt hat. — V. 16 wird sich die Thätigkeit der custodes nach der Ansicht des Crispinus wohl zunächst auf Horaz zu beschränken haben. — Zu V. 15 ist mir nicht recht verständlich, warum Crispinus durch accipiam seine Bereitwilligkeit bezeichnen soll, eventuell (?) genau (?) dasselbe zu thun, nachdem doch er selbst den Horaz zu einem Wettschreiben herausgefordert hat. Horaz kann doch nicht allein in die Wette schreiben? Damit erledigt sich auch das Bedenken im Anhang wegen des folgenden nobis. — V. 30. Über die Schwierigkeit der lokalen Auffassung der Stelle surgente etc. habe ich mich bei der Besprechung der vor. Auflage (B. G. Bl. XXX. Jahrg. S. 601) ausführlicher geäufsert; die in quin liegende Steigerung bedarf wohl einer kurzen Bemerkung. — V. 33 verdient Bentleys poetam (statt des hdschr. poetas) wegen des unmittelbar Folgenden entschieden den Vorzug; denn offenbar meint hier der Dichter zunächst nur sich selbst und seine Satiren; vgl. auch V. 70. — V. 62 ist etiam wieder fälschlich zu disiecti gezogen st. zu invenias. Beweis für letzteres: si m e disicias, non invenias etiam (mea) membra, ut invenias, si solvas „postquam et qu. s."; also non . . . etiam = nicht auch noch, nicht in gleicher Weise. — V. 80 quis ist nicht interrog. sondern indefin. und die Stelle von jener Epist. I, 16, 40 ganz verschieden. — V. 88 post wird durch das folgende potus näher bestimmt; also post, potus, hunc quoque. — V. 103 ist die Bem. wenig klar; vere heifst aufrichtig. — V. 121 wie soll man dictis übers.? = „Aussprüche" ? — V. 128 opprobria bedeutet nicht Fehler, sondern den durch Fehler zugezogenen Tadel, Schimpf, Schande; vgl. auch I, 6, 84, wo das Wort nicht erklärt ist. — V. 124 an addubites = oder solltest du etwa bezweifeln? Die Anm. ist ungenügend, zumal für diejenigen, denen die citierten Grammatiken nicht zur Hand sind. — V. 126 avidos von der Efslust der Kranken und Rekonvalescenten. — I, 6, 55 zur Erklärung war auf V. 64 (auch 51 u. 82) zu verweisen. — V. 58 bedarf einer kurzen Erklärung; nach L. Müller möchte man meinen, quid essem und quod eram bedeuteten das Gleiche, während ersteres ungefähr = vita et pectore puro, letzteres = libertino patre natus ist, also geringe Herkunft und geringes Vermögen. — V. 87 hoc kann sich nicht auf die väterliche Fürsorge beziehen; auch wäre maior ohne Zusatz aufserordentlich matt. Der Sinn ist einfach: aber jetzt (sc. nachdem ich mehr geworden bin als ein praeco etc., gebührt ihm (dessen Verdienst es ist) von mir auch um so gröfserer Dank. — V. 123 bedeutet tacitum in der Stille bei mir, für mich, ohne Mitteilung an andere. — I, 7, 12 animosum nicht, wie bei Georges Lex., mit Hectora zu verbinden; warum Kiefsling nach Priamiden Komma setzt, ist unverständlich Zur Charakteristik Achills konnte auf Epist. II, 3, 120 folg. verwiesen werden. — I, 9, 16 durch die Verbindung von persequar

mit dem Folgenden wird der Satz aufserordentlich matt; richtig bei Schütz. — V. 28 felices wird wohl Akkusativ (des Ausrufes) sein. Das aus Homer angeführte Beispiel reicht als Nachweis für den Nominativ nicht aus. — V. 42 durum wie Od. I, 24 durum, sed levius fit patientia, quicquid corrigere est nefas. — V. 43 bleibt unverständlich, wie Horaz auf die Frage des Zudringlichen: „Maecenas quomodo tecum?" antworten könnte: „paucorum hominum u. s. w."; ganz anders, wenn der Zudringliche diese Worte spricht; aus diesem Umstande schliefst er eben, dafs der Dichter fortuna omnibus dexterius usus est. — I, 10, 36 Anm. dürfte es der Deutlichkeit wegen heifsen: Horaz läfst ihn selbst thun st. der Dichter. — V. 88 wird prudens „wissentlich" bedeuten. — II, 1, 14 die einfachste Erklärung bietet Kiefsling; man denke an die Erzählung von Epaminondas bei Nepos; die Gallier sterben hin infolge der in ihren Leib eingedrungenen und abgebrochen stecken gebliebenen Lanzenspitze. — II, 2, 30 datum ist als Akkusativ von sentis abh.; ähnlich unde petitum hoc in me iacis I, 4, 79 u. a. — V. 80 dicto citius darf nicht (nach Kiefsling) mit sopori dedit verbunden werden, sondern gehört zu curata, wie ja gleich das Folgende von V. 82 an zeigt; von dem tenuis victus ist die Rede; die Stelle bei Livius beweist nichts; übrigens bleibt die in dicto citius liegende Übertreibung die gleiche, mag ich so oder so verbinden; auch handelt es sich hier nicht um einen raschen, sondern um einen tiefen Schlaf, einen solchen gewährt aber ein mäfsiges (kurzes) Mahl. — II, 2, 124 ita = dafür; wenn nicht etwa ut zu schreiben ist. — V. 134 in usum vom usus fructus, der (vorübergehenden) Nutzniefsung im Gegensatze zum (bleibenden) Eigentum. — II, 3, 86 Anm. dürfte für Schüler bemerkt werden, dafs damnas indecl. ist. — V. 187 velit ebenso gebraucht I, 4, 111 und (positiv) I, 1, 126. — V. 286 wird cum venderet = sein „wenn er ihn hätte verkaufen wollen". — V. 294 ist nirgends gesagt, dafs sich der Knabe im Wasser befindet. — V. 298 die Erklärung nach Kiefsling halte ich nicht für richtig; totidem audire scheint sprichw. Redensart zu sein; oder sollte es auf das folgende pendentia zu beziehen sein? — V. 303 hier konnte auf Ovid: avolsumque caput digitis complexa cruentis verwiesen werden. — II, 6, 36 bei der gegebenen Erklärung bleibt die Unterscheidung von per caput und circa latus unverständlich. — V. 59 die Bemerknng gewährt keine rechte Befriedigung; von einer freudigen Empfindung ist nirgends eine Spur zu finden, wie „misero" und „non sine votis" ersehen lassen; das handschr. perditur macht jede erklärende Bemerkung überflüssig. — V. 63 wird es in der Anm. zu simulque statt Bohnen oder Kohl heifsen sollen Bohnen und Kohl? — V. 75 usus = Nutzen, rectum = Tugend; warum auf Sat. I, 1, 107 verwiesen wird, ist nicht recht klar; dort hat rectum doch eine viel weitere, allgemeinere Bedeutung. — V. 91 patientem wird hier wohl = gelassen, genügsam bedeuten. — II, 7, 31 amasque nicht te, sondern „es", das folgende quod u. s. w. Sat. I, 2, 54 liegt die Sache anders.

Diese meine Bemerkungen zu einzelnen Stellen sollen nicht etwa den allgemein anerkannten Wert des Buches bemängeln, sondern nur

eine Anregung zu erneuter Prüfung der vorerwähnten Fragen geben. Ich schliefse mit dem Wunsche, die Krügersche Ausgabe der Satiren möge auch in ihrer neuen Gestalt nicht nur, um des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen, „den im Kreise der Schule bisher eingenommenen ehrenvollen Platz auch in Zukunft behaupten", sondern stets neue Freunde gewinnen.

Freising. Höger.

P. Cornelius Tacitus ab excessu divi Augusti Buch I und II. Für den Schulgebrauch erklärt von Georg Andresen. Berlin, Weidmann, 1897.[1]) 90 S. Beiliegend das Bändchen Anmerkungen 53 S. 1 M. 40 Pf.

Mit Rücksicht auf die Forderungen der preufsischen Lehrpläne lassen jetzt auch Teubner und Weidmann eine neue Auswahl griechischer und lateinischer Schriftsteller mit gesonderten Kommentaren erscheinen. Die Namen der Firmen und der Herausgeber versprechen für unser Gymnasium mehr Segen als manche andere Konkurrenzunternehmen. Die neue Ausgabe der Annalen des Tacitus, von dem bewährten Kritiker Georg Andresen besorgt, basiert in Textesgestaltung und Kommentar auf der grofsen, für den Lehrer unentbehrlichen Ausgabe Nipperdey-Andresen. Die Einleitung bietet auf vier Seiten die relativ verlässigsten Nachrichten über den Autor. Der Text ist konservativ und ruht auf fester Grundlage. I 18 würde ich für incipientes principis curas doch lieber incipientis principis curas lesen (so neuerdings auch Weidner); I 59, 14 redderet filio sacerdotium hominum ist kein genügender Grund für die Änderung hostium, auch Halm hat diese seine ansprechende Konjektur nicht in den Text gesetzt. Dagegen unterbleibt I 35, 11 mit Recht die Einschaltung obirent. In einer Schulausgabe würden orthographische Schwankungen wie conponi—componi, inpedire—imperitus, exstinguere—extinguere, exim (I 16, 12 u. II 55, 11) — exin (II 67, 8) besser vermieden; ungewöhnlich ist auch die Schreibung rennuit (I 76, 4; auch in der grofsen Ausgabe), sie hat wohl an relligio, relliquiae u. ä. ein Analogon und findet sich in der Überlieferung auch anderer Autoren. Auf der gleichen Seite 46 wäre der Druckfehler mode a plebe zu berichtigen,

Der Kommentar ist knapp, aber ausreichend, klar und verlässig, und darum den Schülern vor anderen zu empfehlen. Die Empfehlung soll durch ein paar Ausstellungen, die ich im folgenden mache, keineswegs eingeschränkt werden. Die Bemerkung (I 1): ʻDas erste Triumvirat war auf den persönlichen Einflufs, das zweite auf die Macht des Schwertes gegründetʼ, ist nicht genau. I 1, 13 ʻflorentibus = vivisʼ, sachlich wohl, aber florentibus besagt mehr, vgl. Cornel. Att. c. 11 non florentibus se venditavit, . . Serviliam non minus post mortem eius quam florentem coluerit. Warum soll I 7, 17 zu excubiae arma

---

[1]) Aus redaktionellen Gründen werden hier mehrere Besprechungen zusammengefafst, die gesondert und früher (zum Teil vor zwei Jahren) geschrieben sind.



cetera aulae ergänzt werden aspiciebantur und nicht einfach erant? Wenn I 10, 30 comparatione deterrima ‘durch einen abscheulichen Vergleich’ übersetzt wird, so ist das ungenau und nicht gut deutsch, vielmehr = comparatione deterrimi <hominis> ‘durch den Vergleich mit einem Scheusal (Unmenschen)’. I 12, 8 sind die absichtlich dunkel gehaltenen Worte cui in universum excusari mallet wohl eher zu erklären „für das er im allgemeinen eine Entschuldigung ausgesprochen wissen wolle“ (der Gesamtregierung sei keiner gewachsen) als „das er ganz und gar ablehne“. I 13, 5 pari publice fama „als Staatsmann“, wohl eher „in der öffentlichen Meinung“. I 31, 22 sed multa seditionis ora („Zungen“) vocesque; ganz unverständlich ist mir Weidners Erklärung „Führer und Redner des Aufstandes“; man wird übersetzen „aus tausend Mienen und Stimmen sprach Meuterei“; zur Verbindung ora vocesque vgl. Nep. XXV 1, 3 suavitas oris atque vocis (ähnlich VII 1, 2), häufiger verbunden vultus und vox. So dürfte der Übersetzung des Schülers auch sonst etwas mehr vorgearbeitet sein; dagegen kann er I 67, 5 ‘hostes Subjekt’ leicht selbst finden. II 16, 4 ist resistunt wohl richtiger zu erklären „sie stehen entgegen“ als „sie bleiben zurück“. Zu II 65, 16 Bastarnas Scythasque wäre auf Germ. c. 46 zu verweisen. Der Behauptung (II 88), dafs die Macht des Arminius vom Jahre 9 an zu datieren, sein Todesjahr demnach in das Jahr 21 zu setzen sei, kann auch ich nicht beistimmen, vgl. Weidner, Komment. S. 105.

Schülerkommentar zu Tacitus' historischen Schriften in Auswahl von Andreas Weidner. Leipzig, Freytag, 1897, S. 308, geh. M. 1.70, geb. 2 M.

Der vollständige Kommentar zu den ausgewählten historischen Schriften von Weidner (s. Bl. 32, 478) enthält die beiden bereits oben besprochenen Kommentare zur Agricola und zur Germania und zeigt auch in den neu hinzugekommenen Partien das gleiche Gepräge: er ist meist kurz und genau gefafst, bietet für die Schüler ausreichende sprachliche und sachliche Aufschlüsse und Anregungen, letzteres besonders durch Anführung passender Parallelen aus griechischen Schriftstellern, enthält aber auch manches, was unnötig, unsicher, schief, ja geradezu falsch ist. Ich beschränke mich hier auf einige Stellen der Annalen und Historien. Überflüssig sind Erklärungen wie Ann. I 30, 14 desolatus ‘vereinsamt’, oder II 5, 15 possessionem ist ‘Thätigkeitswort von possīdĕre’ u. s. w., oder II 43, 11 ingenio violentus ‘leidenschaftlich’; spitzfindig scheint mir die Unterscheidung von fama sui und fama sua Ann. II 13, vgl. Cic. ad fam. X 6, 2 caritas tui. Unklar ist II 23, 10 „verfiel“. II 41 ist visus nicht ‘Teilnahme’, sondern ‘das Ansehen’, ‘die Augenweide’. II 82, 11 liest Weidner sermones intendit (‘steigerte’) und verwirft incendit, kaum mit Recht. Für die Züge des Germanicus wünschte man ein Spezialkärtchen beigegeben, das auch die modernen Namen Rehburg, Lockum, Kleinbremen etc. enthielte; in den gewöhnlichen Schulatlanten sucht man sie vergebens.

Um noch einige Stellen aus den Historien zu berühren, so möchte ich zu I 3, 5 supremae necessitates verglichen sehen Ann. XV 51 ultima necessitas (Tod des Seneca); bei I 9 superior <exercitus> zu verweisen auf Ann. I 31, 5 cui nomen superiori. Text und Interpretation scheint mir fehlerhaft I 15, 16 iudicii mei documentum sit non meae tantum necessitudinis quod (für das überlieferte necessitudines quas) tibi postposui sed et tuae" zum Beweise dient alles, was er aus seiner und Pisos Verwandtschaft übergangen hat", wozu diese gespreizte Diktion statt „zum Beweise dient, dafs ich dir gegenüber nicht nur meine, sondern auch deine Verwandten (Angehörigen) zurückgesetzt habe?" Auch ist der Teilungsgenetiv sinnwidrig. An necessitudines für necessarii ist bei dem Taciteischen Sprachgebrauch (servitia = servi, matrimonia = uxores, s. Draeger-Becher, Ann. Bd. I S. 5) gar nicht Anstofs zu nehmen; z. B. Agr. 44 salvis affinitatibus et amicitiis, vgl. Cic. ad fam. X 24, 1 omnis gratas amicitias atque etiam pias propinquitates vincam (dazu Rhodius diss. p. 5). Der Sing. sit wird von Heraeus richtig erklärt (Subj. eigentlich postpositio aus postpositae; er ist so wenig zu beanstanden als I 1 der Plural initium . . . consules erunt, ja die kleine oratorische Pause zwischen sit und non macht ihn fast notwendig. — I 14, 16 quo suspectior sollicitis, adoptanti placebat ist anzumerken, dafs eo magis fehlt, wie häufig bei Tacitus I 16, 29 zu gentibus quae regnantur auf einige Stellen der Germ. zu verweisen (z. B. 44, 1). Warum soll I 18, 13 'nec ullum orationi aut lenocinium addidit aut pretium' nicht auch der Redeschmuck verstanden werden können? Auf diesen weist der Anfang des nächsten Kapitels apud senatum non comptior sermo deutlich zurück. Zum Ausdruck lenocinium addere vgl. Germ. c. 43 Harii insitae feritati arte ac tempore lenocinantur. I 21, 13 auctoritas . . nondum coaluisset: statt der nichtssagenden Übersetzung „Wurzel fassen" ist zu verweisen auf Ann. I. 45 adulta auctoritas und den ausgedehnten Gebrauch dieses Verbums bei Tac. überhaupt (aestas, seditio). Zu I 32, 13 scelera impetu, bona consilia mora valescere ist zu vergleichen Ann. II 39 veritas visu et mora, falsa festinatione et incertis valescunt.

Schüler-Kommentar zu Tacitus' Germania. Von Andreas Weidner. Leipzig, Freitag, 1896, S. 43, Preis 30 Pfg. (ohne Text).

In allzu geschäftiger Thätigkeit suchen Philologen und Schulmänner die alten Antoren der Jugend in möglichst bequemen und billigen Ausgaben zu bieten und führen so eine Flut von Schulbüchern herauf, die als ephemere Erscheinung meist rasch verläuft, aber auch, was schlimmer ist, Besseres zu ersticken droht. Bequem und billig ist auch Weidners Schülerkommentar zu Tacitus' Germania; er gleicht in Anlage und Umfang ungefähr dem von K. Tücking (Paderborn, Schöningh), bringt manche brauchbare neue Erklärung und Parallele, ist aber keineswegs immer richtig und verlässig und bedeutet überhaupt keinen nennenswerten Fortschritt in diesem Zweig der Schulliteratur.

Kap. 1 wird angemerkt „Germania omnis, nicht nur die römischen Provinzen, Germania superior und inferior.“ Was will dieses „nicht nur“? Sind etwa auch die römischen Provinzen bei der Taciteischen Umgrenzung von Gesamtgermanien mitinbegriffen? — Kap. 2 wird mit Recht betont, dass Germani ein von den besiegten Galliern aufgebrachter Name ist; auch die naheliegende Beziehung von pluris deo ortos auf Tuisto halte ich für richtig, obwohl sie u. a. Zernial und neuestens J. Fr. Marcks (Kleine Studien zur Taciteischen Germania in der Kölner Festschrift zur 43. Philol.-Vers. 1895 S. 187 und 191) entschieden verwirft. — Wenn Kap. 3 „sunt illis hodie quoque carmina“ „ganz unsichere Konjektur ist,“ so bleibe man bei der handschriftlichen Überlieferung haec quoque, bis Besseres gefunden ist. — Kap. 5,3 liest Weidner satis ferax frugiferarum arborum, vitis impatiens und erklärt satis als Adverb (statt Abl. von sata); mir erscheint die Einsetzung von vitis und jede Änderung unnötig, auch wird durch die angeführten Stellen nicht bewiesen, dafs Obstbäume „recht gut in Deutschland gedeihen“; vgl. die Schilderung c. 2 u. 26. — In der vielumstrittenen Stelle c. 13,7 nimmt Weidner dignationem=dignitatem und liest im folgenden ceteri robustiores etiam ac iam pridem probati iis aggregantur; das Richtige lese man bei anderen Kommentatoren nach. — Kap. 16 wird ut . . . liniamenta colorum imitentur gelesen; eine Änderung ist aber unnötig, da sich zu imitetur ungezwungen terra illita („der Anstrich mit . .“) ergibt. — Kap. 19 werden die Worte litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant wie von anderen Erklärern auf geheime Briefschaften bezogen. Aber wozu dann viri pariter ac feminae? Diese delikate Korrespondenz ist ausgeschlossen, wenn ein Teil sich nicht darauf versteht. Litterarum secreta deutet schon Holtzmann (German. Altert. her. v. Holder S. 209) richtig als die geheime, schlüpfrige, obscöne Literatur. Das erhellt aus verschiedenen Stellen Martials, vgl. Einleitung zu Buch I der Epigr. oder I 35 oder V 2: Tu, quem nequitiae procaciores delectant nimium salesque nudi, | lascivos lege quattuor libellos: | quintus cum domino liber iocatur; | quem Germanicus ore non rubenti | coram Cecropia legat puella. — Kap. 19, 10 „melius quidem: Besser allerdings als in Rom, wo Ehebruch zur standesgemäfsen Bildung gerechnet wird . . .“: eine solche Bemerkung pafst in dieser Form, selbst ihre sachliche Richtigkeit vorausgesetzt, nicht in ein Schulbuch. — Kap. 26 bietet ideoque magis servantur und dies wird erklärt sc. eo oder ab eo, also sie werden davor bewahrt; an servatur, einer echt Taciteischen Brachylogie, sollte aber schon wegen vetitum esset nicht gerüttelt werden. — Kap. 28 manet adhuc Bochaemi nomen significatque coli (für das handschriftliche loci) veterem memoriam quamvis mutatis cultoribus „ist ein . . Beweis, dafs die alte Tradition . . fortlebt,“ gewifs sinngemäfs, aber darum ist loci nicht zu ändern, für dieses spricht u. a. 42,1 ipsa sedes virtute parta und das in 28 folgende cultoribus, während dieses bei vorausgehendem coli ein recht frostiges Wortspiel ergeben würde. — Ganz verfehlt ist die Erklärung zu 36 Schlufs tracti ruina Cheruscorum et Fosi, conter-

mina gens, adversarum rerum ex aequo socii sunt, cum in secundis minores fuissent: „gleichberechtigt“ und „unterthan“ statt „auf gleicher Stufe“ (ἐξ ἴσου) bez. „minder bedeutend“.

Schüler-Kommentar zu Tacitus' Agrikola. Von Andreas Weidner. Leipzig, Freitag, 1896, S. 47, Preis 30 Pfg.

Weidners Schülerkommentar zum Agrikola, der sich von dem zur Germania in der Anlage nicht unterscheidet, bietet eine nahezu ausreichende Wort- und Sacherklärung und ist im ganzen verlässig, meist auch knapp und klar. Als überflüssig erscheinen Angaben wie facies „Aussehen“, obtriverat „hatte aufgerieben“; habitus „äufsere Haltung“, wobei der Zusatz „äufsere“ gar nichts besagt. Dagegen ist der Gebrauch scrutantur für perscrutantur bei Tacitus, der in reaktionärer Ausdrucksweise einfache Verba wieder vollwertig für Komposita nimmt, anzumerken, vgl. Germ. c. 14 vocare für provocare, c. 5, c. 45 (laboro, scrutor). Wenn c. 27 gelesen wird „At Britanni non virtute, sed occasione et arte elusos se rati“, so ist das Zeugma zu beachten: virtute nämlich se victos und arte elusos; Halm liest virtute se . . . arte ducis victos. Auffallend ist die Zweiteilung in der folgenden Erklärung (S. 11): „subtilitas ist die feinere Unterscheidungsgabe des Logikers oder des Juristen.“ Ganz fehl schiefst u. a. die Bemerkung S. 22 zu c. 18,22 „transvexit, kühn für damnum pensavit“; das wäre nicht blofs kühn, sondern rein unmöglich. Es handelt sich hier um die beabsichtigte Okkupation der Insel Mona (Anglesey). „Sed, fährt Tacitus fort, ut in subitis consiliis naves deerant: ratio et constantia ducis transvexit“, da ist doch transvexit = traiecit nämlich milites, wie insbesondere das Folgende zeigt; von einem Kompensieren ist nicht die Rede. Das öfter wiederkehrende sentimentale „leider ist N. N. unbekannt“ findet beim Schüler kein mitempfindendes Herz (S. 38). Neu wird auch andren sein, wenn der sog. Infinitivus historicus bei lebhafter Schilderung S. 16 benamst wird „Ameisen-Infinitiv“.

Notiert sei hier auch eine unbedeutende Tacitusausgabe in Aschendorffs Sammlung:

Tacitus. Erster Teil: Germania und Auswahl aus den Annalen. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Joseph Franke und Dr. Eduard Arens. Münster i. W., 1896. Aschendorff. S. XI nnd 196 mit einer Karte.

Die Einleitung gibt die übliche schulmäfsige Übersicht über Leben uud Schriften des Tacitus, wobei ich die Aufzählung alles dessen, was wir über Tac. nicht wissen, für ganz zwecklos halte. Sicher aber ist, dafs Agrikola nicht später als 78 n. Chr. (s. S. IV) nach Britannien kam. Bei dem dialogus wird mit keinem Wort angedeutet, dafs die Echtheit angezweifelt ist, obwohl Weidner neuestens

noch behauptet: „Tacitus kann nnmöglich der Verfasser sein[1].“ — Die Auswahl eröffnet die Germania S. 1—30 in dem vollen Titel: de origine, situ, moribus ac populis Germanorum liber; S. 31—173 folgen die Abschnitte aus den Annalen (mit Überschriften und Inhaltsübersichten): Buch I c. 1—15. 31—51. 55—71. II 5—26. 41—46. 53—54. 59—63. 69—73. 88. III 1—6. 40—47. IV 4 (Schlufs) — 6. 72—74. VI 50—51. XI 13—20. XII 23—24. 27—43. 56—57. 64—69. XIII 1—5. 14—23. 50—57. XIV 3—16. 20—21. 29—39. 51—56. XV 33—44. 60—64. XVI 21—35, also vorwiegend die germanischen Partien. — S. 174—195 werden die wichtigeren Eigennamen erklärt. Die Bemerkung: „Aestii kein deutscher Volksstamm“ ist vom modernen Standpunkt aus richtig, aber Tacitus rechnet sie zu den Suebi (Ostgermamen), denn erst nach der Betrachtung der Aestii schliefst er Hic Suebiae finis (Germ. c. 46). — Die Ausstattung des Buches ist ziemlich gut. Geradezu schlecht ist aber die beigegebene Karte. Peucini, was nach Tacitus blofs ein andrer Name für Bastarnae ist, erscheinen hier als selbständiger Volksstamm; die Chatti, von denen Tacitus sagt „Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit“, liegen hier von der Hercynia silva weit ab. Dafs beim Rheindelta die Yssel, in welche doch wohl die fossa Drusi führte, vor dem Vahalis (Waal) abzweige, ist wenigstens neu. Am bestimmtesten läfst sich heutzutage der obergermanisch-rätische Limes einzeichnen; dieser zeigt uns aber unter anderen Fehlern anstatt des rechten Winkels, in welchem sich beide Teile an der Rems treffen, einen weiten Bogen, und anstatt zwischen Miltenberg und Grofskrotzenburg durch die Flufslinie des Mains ersetzt zu werden, überschreitet er etwa bei Prozelten den Main und quert den Spessart.

Präparation zu Tacitus' Germania. Von E. Stange, Oberlehrer in Allenstein. Heft 20 der von Krafft und Ranke herausgegebenen Präparationen. Hannover 1898, Norddeutsche Verlagsanstalt (Goedel). 35 S., 50 Pfg.

Die nicht durchaus berechtigte Forderung, dafs der Schüler in der Klasse nur Textausgaben benütze, hat neben den Doppelausgaben (A. Text, B. Kommentar) auch eine Flut von Präparationen hereinbrechen lassen, dank der buchhändlerischen Spekulation. Dem Wunsch der Verlagsanstalt, eine Präparation zu Tacitus' Germania zu schreiben, ist auch E. Stange, „der zwölf Jahre in der Prima Latein unterrichtet, nachgekommen, weil er der Überzeugung ist, dafs wir durch solche Hilfsmittel die Lektüre der fremdsprachlichen Schriftsteller wesentlich fördern.“ Ich teile, nebenbei gesagt, diese Überzeugung nicht. Stange gibt in deutlichem Druck und knapper Fassung eine Inhaltsübersicht, eine Präparation der Wörter und unter dem Strich einen Auszug aus Kom-

---

[1]) Die Ausgaben von Gudeman und John werden freilich diese emphatische Aberkennung nicht zu weit dringen lassen.



mentaren (Zernial, Wolff, Schweizer-Sidler u. a.). Eine Förderung der wissenschaftlichen Tacitusinterpretation findet sich hier nicht und ist auch nicht beabsichtigt. Der Schüler mag das Büchlein nicht ohne Gewinn benutzen. Angaben wie „villa Landhaus“, „admodum pauci nur sehr wenige“, der Bedeutung von lucus, terminus, fabulosus, alibi u. a. halte ich doch selbst fin de siècle für überflüssig. Warum wird c. 45 neben der einen, eingeklammerten Lesart interluceo die andre interiaceo nicht angegeben? Schlimmer ist, dafs sich auch ungenaue, schiefe oder geradezu falsche Angaben finden: z. B. S. 4 (c. 4) et suo quisque ingenio „ein jeder nach seinem Urteil“ (statt „Naturell“), S. 6 (c. 6) nudi aut sagulo leves wird nudi erklärt „nackt, halbnackt, leicht bekleidet“; was soll hier gelten? doch wohl das letzte „leicht bekleidet“, das ist aber ‘sagulo leves’, warum nicht „nackt“, ja „froschnackt“? (gerade so wie c. 21). Kampfesszenen auf Sarkophagen bestätigen das genau. C. 11 „ut turba placuit „wie der Haufe beschlossen hat“ führt zu falscher Auffassung von „placuit“. C. 14 „bei materia ist etwa quaeritur hinzuzudenken“, vielmehr blofs est. C. 21 „facilitas Leichtigkeit im Handeln; Gefälligkeit, Willfährigkeit“: davon pafst keines für den Zusammenhang poscendi invicem eadem facilitas („Ungeniertheit“, „Unbefangenheit“). C. 39 regnator „König, Herrscher, als Adj. allmächtig“, aber doch nicht allein, sondern verbunden mit omnium, wie im Text steht. C. 42 „praecingo, -cinxi, -cinctum, 3 umgeben, umgürten“: ist vielmehr Danuvio praecingitur wie c. 34 Rheno praetexuntur („vorn wie durch einen Saum abgeschlossen werden“) zu deuten und das Bild frons Germaniae festzuhalten. C. 45 perfertur „wird eingeführt (bei den Römern)“; das Kompositum ist zusammenzuhalten mit perduco, pervenio, pervago u. ä.: der Bernstein wird an Ort und Stelle, an seinen Bestimmungsort gebracht.

Tacitus. Zweiter Teil: Auswahl aus den Historien und der vita Agricolae. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Joseph Franke und Dr. Eduard Arens. Mit einer Karte. Münster i. W. 1897, Aschendorffsche Buchhandlung, kl. 8°, S. 74, geb. 0,85 Mk.

S. III—XI enthält die knappe Einleitung über Leben und Schriften des Tacitus, S. 1—50 in übersichtlichem Druck mit passenden deutschen Uberschriften die Einleitungskapitel der Historien (I 1—3) und die auf Germanien bezüglichen Partien IV 12—37, 54—79, V 14—26 [1]), eine Auswahl, die sich auch mir in der Praxis bewährt hat; doch gestehe ich, dafs viele Vorgänge gerade dieser Jahre in der Hauptstadt interessanter sind als das häufige Flufsauf- und -abwärtsziehen der Rheintruppen. S. 51—68 bietet einen Auszug aus „de vita et moribus Julii Agricolae liber“; ich möchte die ebenso kunst- als pietätvolle laudatio nicht so verstümmeln. Über die Anlage und Ausstattung

[1]) Im Anfang des Buches fehlt eine Übersicht der Auswahl.

des Buches gilt das über den I. Teil der Auswahl Gesagte. Wer in der Oberklasse nur die germanischen Kämpfe aus den Historien lesen will und dabei nicht lieber den unverkürzten Text in den Händen der Schüler sieht, mag das gefällige und preiswürdige Büchlein zur Anschaffung empfehlen. Einige Versehen, die bei einem Schulbuch stören, lassen sich leicht beseitigen. S. IV heifst es: „Im J. 78 vermählte er sich mit der Tochter des Julius Agricola, der sich später als Statthalter von Britannien hervorthat," S. 59 steht aber: „Im J. 77 von Vespasian zum Statthalter in Britannien ernannt, befestigt Agricola . . ." und „erobert die Insel Mona (Anglesey [1]) (77 n. Chr.)." Von den Druckfehlern ist S. 60, Z. 12 in hoc modum für in hunc modum, Z. 30 superbia für superbiam und S. 61 Z. 25 non integri für nos integri nicht so gefährlich als der versteckte S. 44 (V 17) dira omnia observari für obversari.

Wenn in der Erklärung der „wichtigeren Eigennamen" (S. 69—74) der Kanninefatenherzog Brinno steht, so sollte der wiederholt genannte (V 21) Schwestersohn des Claudius Civilis Briganticus nicht fehlen.

Auf dem beigegebenen Kärtchen ist der Stamm der Sunuci wohl weiter nach Süden gegen Koblenz (Mosel) zu rücken. Die langgestreckte Insel an der Küste der Moriner etwa von Dünkirchen bis Blankenberghe ist mir eine neue Erscheinung.

---

1. Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lektüre Ciceros. Von Dr. Joseph Kubik. Wien, Hölder, 1896, 86 S.

2. — — bei der Lektüre des Tacitus. Wien, Hölder, 1897. 86 S.

Über den Wert der archäologischen Anschauungsmittel für unsere Gymnasien herrscht jetzt, wie die Verhandlungen der Philologenversammlung in München 1891, Wien 1893, Köln 1895 und Dresden 1897 gezeigt haben, unter den engeren Fachgenossen und Schulmännern so ziemlich Meinungseinheit [2]); auch der Philologe strengerer Observanz kann, wenngleich er in dem 'Bilderkultus' auch etwas Mode und den voraussichtlich wieder zu einem Extrem führenden Rückschlag auf die grammatisch-stilistische Hegemonie erblickt, doch die hohe Bedeutung des Gegenstandes an sich nicht verkennen. Über die methodische Verwertung der zahlreichen und mannigfaltigen Hilfsmittel für die einzelnen Fächer und Autoren, über die Gewinnung eines Kanons der Anschauungsmittel sollen nun Spezialuntersuchungen noch die Ansichten klären. Besonders rührig ist man hiefür in Östreich, wo die 'Archäologische Kommission' zu Wien (O. Benndorf) solche Arbeiten fördert. So hat für die Cäsarlektüre die Frage behandelt Fr. Weigel in dem Programm 'Verwertung von Anschauungsmitteln für unsere

[1]) Im Index die gewöhnliche, aber falsche Schreibweise Anglesea.

[2]) Vgl. K. Wunderer in diesen Blättern 1895 S. 65—73, O. Stählin 1897 S. 767 ff.

klassische Schullektüre, besonders für Cäsars gallischen Krieg', Wien 1895, für Livius A. Polaschek im Czernowitzer Programm von 1894 'der Anschauungsunterricht mit besonderer Rücksicht auf die Liviuslektüre', für Vergil J. Kukutsch in dem Programm der Theresienakademie (Wien) 1896 'Bemerkungen zum archäologischen Anschauungsunterricht mit besonderer Beziehung auf die Vergillektüre', für Homer in dem gleichen Programm Aug. Engelbrecht 'Mykenisch-homerische Anschauungsmittel für den Gymnasialunterricht'.

Für Cicero und Tacitus hat nun Gymnasiallehrer Dr. Jos. Kubik in den zwei obigen Monographien das Gleiche zu thun versucht, auch stellt er ('Tac.' S. 82) eine ähnliche Behandlung des Horaz in Aussicht. Kubiks Absicht war ('Cic.' S. 6), 'alle jene Stellen aus den gelesensten Schriften Ciceros zusammenzutragen, wo man etweder auf Grundlage antiker Denkmäler mit einer Realerklärung einsetzen oder die Anschauungsmittel selbst beim Unterricht in Anwendung bringen kann' (warum nicht 'soll'?), 'damit so ein Kanon von Abbildungen und Anschauungsmitteln überhaupt festgestellt zu werden vermag oder die geeigneten Bilderatlanten hergestellt werden können', oder, wie es am Schlufs seiner Abhandlung über Tacitus heifst: 'um die Kenntnis antiken Lebens durch rationelle Benutzung erhaltener Denkmäler den Schülern zu vermitteln und damit nicht nur die Lektüre lebendiger zu gestalten, sondern auch ein tieferes Verständnis der Autoren anzubahnen.' Was die zuerst ausgesprochene Absicht, die Realerklärung, betrifft, so ist nur zu betonen, dafs derartige Bestrebungen keineswegs so neu sind, als manche glauben oder behaupten; dafs Kubik selbst Textkritikern wie Halm, Nipperdey, Andresen, Heraeus viel verdankt, zeigen nicht wenige Stellen (selbst im Wortlaut), vgl. 'Cic.' S. 10 f. 'inter falcarios', S. 14 über die Strafsen, 'Tac.' S. 38 Anm. 1.

Die Auswahl aus Cicero umfafst folgende Schriften: 14 Reden: In Cat. I—IV, Pro Rosc. Am., In Verr. IV, De Imp. Cn. Pomp., Pro Archia, Milone, Marcello, Ligario, Deiotaro, In Ant. I und II; dazu die zwei Dialoge Cato Maior und Laelius.

Die Auswahl aus Tacitus: Ann. I—V, XIV und XV, Hist. I, III 1—37, IV 12—37, 54—79, 85 und 86; V 14—26.

Damit ist der Umfang der Schullektüre nicht ganz ausgefüllt: für die häufig gelesenen Tuskulanen, rhetorischen Schriften und besonders für die Briefe Ciceros (in Auswahl) ist ebenfalls eine Realerklärung nötig. Wenn Kubik von der gelesensten Schrift des Tacitus, von der Germania absehen zu können glaubt ('Tac.' S. 8), 'weil man mit Ausnahme sehr weniger Stellen kaum in die Lage kommen wird, von archäologischen Anschauungsmitteln Gebrauch machen zu können', so ist das hinfällig. Bigati, serrati, signa, lancea, hasta, missilia, scuta, galea, cassis, lorica, phalerae, torques, toga, fluitans vestis, manica, sagulum, fibula, domus, villa, vicus, liniamenta colorum, tegulae, convivia, spectacula, remigium, prora, liburna, ara, sacra, auspicia, Isis, Drusus, Castor und Pollux u. a. erheischen mehr als andre und zwar hier eine Behandlung. Auch die zahlreichen

angedeuteten oder ausgesprochenen ('non in nostrum morem') Gegensätze zwischen dem Natur- und Kulturvolk bekommen nur durch Hinweis auf römische Sitten und Einrichtungen, auf Mode und Komfort der Weltstadt die rechte Beleuchtung.

Doch rechten wir nicht darum, was noch hereingezogen werden sollte, sondern besehen uns das Dargebotene! Bei den behandelten Schriften gibt Kubik nach allen oder mehreren Punkten folgender Disposition [1]) 1. Topographisches, 2. Erhaltene Bauten, 3. Privatleben, 4. Öffentliches Leben, 5. Sakrales und Mythologisches, 6. Kriegswesen, 7. Ethnographisches, 8. Gegenstände der Kunst, 9. Porträts aufser zahlreichen Sacherklärungen Hinweise auf Abbildungen bei Baumeister, Öhler, Schreiber, Anthes-Forbach, Ziegler, Cybulski, Langl, Lohmeyer, auch auf solche in der Auswahl von Müller-Christ und Weidner u. a., für die Topographie auf O. Richter und Hülsen, auf Maus Pompeji. Die 'Formae urbis Romae antiquae' von Kiepert und Hülsen mit 3 Plänen (1896) hat er, wie es scheint, noch nicht benützen können; auch Arthur Schneider, 'Das alte Rom', (1896) war ihm nicht zur Hand; auf den 14 Tafeln hätte er hier sehr Vieles besser dargestellt gefunden als in den von ihm benützten Werken, z. B. das Gaianum, wo Nero die Rosse lenkte (Tac. Ann. XIV 14), die drei Flavier; Agrippa, Mausol. Augusti, Basilica Neptuni, woher die 'besiegten Provinzen' im Konservatorenpalast auf dem Kapitol stammen. Aus der Sammlung Brunn-Bruckmann (Furtwängler-Urlichs) waren einschlägige Abbildungen anzuführen (Augustus, Togatus u. a., jetzt auch Aesculap und Agrippa). Die gröfseren wissenschaftlichen Publikationen älterer und neuerer Zeit, die natürlich bei der Feststellung eines Kanons der Anschauungsmittel ausgiebigst herangezogen werden müssen, berührt Kubik wohl aus praktischen Rücksichten selten. War aber der Gesichtspunkt leichter Beschaffung der Werke mit Abbildungen mafsgebend, so war auch auf Geschichtswerke, z. B. von Becker, Jaeger, besonders auf Spamers schön und reich illustr. Weltgeschichte II (1896) oder auf die Reisebücher von Gsell Fels zu verweisen, wie öfters Gindelys Geschichte angeführt ist; oder auf die Photographien-Kataloge von Alinari, Anderson, Brogi, Sommer u. a. Auch das moderne Italien erklärt des alte: man vergegenwärtige sich nur u. a. Strafsenleben, Beschäftigung, Baumpflanzung (z. B. für Cato M.). Wert- und sinnlos sind aber Andeutungen wie 's. die Lehrbücher der Geschichte'.

Indes ist, wie gesagt, Hauptaufgabe aller derartigen Arbeiten nicht anzudeuten, 'was man vorweisen kann', sondern festzustellen, was man aus der wachsenden Menge auszuwählen hat, in welchem Fach, in welcher Stunde, bei welcher Stelle es am besten zu behandeln ist. So wird z. B. viel Topographisches von Rom der Geschichte zufallen (Zeit der Könige und Bürgerkriege); hier würden auch die Büsten des Cäsar und Pompejus gegenübergestellt werden, wenn nicht das bellum civile gelesen ist oder

[1]) Zusammengestellt am Schlufs; ein alphabetisches Verzeichnis fehlt.

wird. Von der Gestalt des (alternden) Imperators zu sprechen, hat man nach Umständen auch im Deutschen Anlafs, z. B. bei der Lektüre von Shakespeares Julius Cäsar[1]), und zwar mehr Anlafs als an sämtlichen von Kubik berührten Stellen. Wenn es dagegen heifst (Pompejus) Magnus habe wie Alexander Magnus viele Darsteller seiner Thaten gehabt, so ist die Besprechung der schwachen äufseren Ähnlichkeiten beider eine unzeitige Ablenkung von der Lektüre und im Widerspruch mit der Forderung eines straffen Unterrichtsganges, ebenso wenn wegen irgend einer Caecilia Metella die Via Appia mit dem Grabmal der Tochter des Metellus Creticus gezeigt wird. Dagegen würde ich z. B. Cato M. § 5 Gigantum more bellare auf die Gigantomachie (in Berlin) hinweisen, wenn es nicht schon bei Ovid geschehen ist.

Schwieriger ist die Frage hinsichtlich der Klarlegung gewisser Ausdrücke, deren Entwicklung im Leben der Sprache bereits weiter fortgeschritten ist, z. B. comissatio oder comisatio (κῶμος, nicht commissatio wie Kubik zweimal 'Cic' S. 15 u. 16 schreibt), bacchari (Cic. Cat. § 26, von K. nicht berührt), gladiator (gladiatorie), aleator (als Schimpfwort), togatus, purpuratus, oder retexere, luce forensi carere, vestem mutare; Aufklärung ist ja nötig, aber da überall mit Abbildungen zur Hand sein wollen, das führt ins Uferlose und zum belustigenden Raritätenkasten gerade wie bei den deutschen Wendungen 'die Flinte ins Korn werfen', 'das Kind mit dem Bad ausschütten', 'die Kirche beim Dorf lassen'. Gedankengang und Aufbau eines literarischen Kunstwerkes würden dann kaum die gebührende Beachtung finden. Doch hat sich wohl auch Kubik diese didaktischen Fragen vorgelegt, aber in etwas anderem Sinn beantwortet.

Die sachliche Richtigkeit seiner Angaben besteht meist die Probe; doch laufen einige Unrichtigkeiten und Versehen mitunter, zum Teil böser Art. Der an der area Palatina oberhalb des Titusbogen gelegene Tempel wird von Hülsen als Apollotempel, nicht als der des Juppiter Stator bezeichnet. Die Köpfe der getöteten Proskribierten wurden nach S. 23 'Cic.' beim lacus Servilius, nach S. 49 aber auf der Rostra ausgestellt. Im Eifer, den Kaiserpalast des Augustus auf dem Palatin zur Anschauung zu bringen, ist Kubik ein arger lapsus begegnet; es heifst Tac. Ann. I c. 5 beim Tod des Augustus 'spirantem adhuc Augustum apud urbem Nolam an exanimem reppererit (Tiberius). acribus namque custodiis domum et vias saepserat Livia, laetique interdum nuntii vulgabantur, donec . . excessisse Augustum fama . . tulit.' 'Gemeint ist, sagt Kubik 'Tac.' S. 8, der Palast des Augustus', versteht sich der am Palatin in Rom, wie das Folgende zeigt. Aus der Tacitusstelle und aus Sueton (Aug. 100) ist aber klar, dafs das Berichtete zu Nola geschah, wo Augustus im Hause seines Vaters Octavius starb. Sueton schildert auch den Leichenzug von Nola nach Rom. — Des Augustus Enkel, nicht Neffen sind Gajus und Lucius Cäsar ('Tac.' S. 10), die in seinem Mausoleum beigesetzt

[1]) auch des Antonius ,fauces, latera, gladiatoria firmitas' im Gegensatz zu Ciceros ,gracilitas et infirmitas corporis, procerum et tenue collum' (Phil. II 63, Brut. 313) können berührt werden.

wurden. Die Schlacht am See Regillus wird meist 496 angesetzt (Kub. 'Cic.' S. 40 gibt 484). Von dem Jahre 69 vor Chr., wo Lutatius Catulus den Juppitertempel auf dem Kapitol dedicierte, bis zum Jahre 69 nach Chr., wo er abbrannte, sind nach Kubiks Rechnung ('Tac.' S. 70) 'gerade 100 Jahre'!

So bietet Kubik zwar eine Ergänzung und Bereicherung unserer Kommentare zu Cicero und Tacitus, aber eine vollständige, konsequent durchgeführte, knapp gefafste Lösung der gestellten Aufgabe liefert er nicht; er konnte sie bei der Beschränktheit seiner Mittel, die er selbst empfindet, auch kaum liefern.

Regensburg. G. Ammon.

Ein Jahr Unterricht in latein. Grammatik (Lehraufgabe der Untertertia) von Dr. Walther Boehme, Oberlehrer am Rutheneum zu Schleiz (Berlin, Weidmann 1898, 1 *M* 80 ₰).

Das Büchlein ist ausschliefslich für den Lehrer bestimmt, um ihn zu befähigen, den Anforderungen der neuen Lehrpläne (Grammatik im Dienste der Lektüre betr.) zu entsprechen. Es enthält für 110 Lehrstunden auf ebenso vielen Seiten Übersetzungsübungen, von denen die eine Abteilung (b) in Einzelsätzen im Anschlufs an Nepos u. Caesar (bell. gall.) Stoff für die eine halbe Stunde einer Lektion bieten soll und zwar zur Behandlung und Einprägung einer Regel, des Lehrzieles der Stunde, während die Abteilung a für die andere Hälfte der Stunde bestimmt ist und in zusammenhängenden Stücken, Paraphrasen aus Caesar bell. gall. I IV 19 fortwährender Übung und Wiederholung aller bisher gelernten Regeln dienen soll. Wie und ob sich dieser Lektionsplan in der Praxis durchführen läfst, soll hier nicht weiter untersucht werden, dagegen mufs das gebotene Übersetzungsmaterial, für sich allein betrachtet, als sehr gut bezeichnet werden. Freilich in den Rahmen unseres bayerischen Lehrplanes fügt sich dasselbe weniger gut ein; denn für unsere 4. Klasse pafst wohl im ganzen der Lehrstoff, nicht aber der Inhalt der Kapitel, für die 5. Klasse bietet sich gutes Material zur Repetition des früheren Lehrstoffes, aber das neuhinzukommende Pensum ist nur teilweise behandelt. So fehlen speziellere Übungen über den Gebrauch der Adjectiva und Pronomina, über die Modi (nur eine Stunde dafür angesetzt!), über die Kondicionalsätze, den Irrealis in der Abhängigkeit u. a. — Im deutschen Ausdruck wäre manches verbesserungsbedürftig, so z. B. „von den Äckern" zur Stadt kommen, die Remer als „Schleppenträger" der Römer, die „Knicks" im Nervierlande, einen „günstigen" Schlag führen, Ariovist will über wichtige „Punkte" verhandeln. Auch finden sich ziemlich viele Druckfehler, besonders sinnstörend ist in der 12. Lektion „auf" statt „auch" dem Dumnorix. — Wörterverzeichnis ist keines beigegeben, die einzige Beihilfe sind Verweise auf die Grammatiken, von Ellendt—Seyffert—Fries und von Stegmann.

Mit den oben angedeuteten Beschränkungen bietet die Arbeit, aus 10jähriger Praxis hervorgegangen, auch für den Gebrauch an

unseren Anstalten guten und besonders für Repetitions- und Schulaufgaben willkommenen Stoff oder Anhaltspunkte für weitere Bearbeitung.

München. Wismeyer.

Dr. A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- u. Unterrichtslehre für höhere Schulen, Band III, 6. Abtlg.: Griechisch. Bearbeitet von Dr. P. Dettweiler.[1]) München 1898, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 93 S. — Pr. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser gibt in dem allgemeinen Teil seiner Arbeit, mit deren Erscheinen nunmehr das ganze Werk zum Abschlufs gebracht ist, nach einer kurzen Einleitung, in der er, m. E. allzu pessimistisch, den griechischen Unterricht, mit dem „das humanistische Gymnasium steht und fällt", als heute aufs äufserste gefährdet bezeichnet, einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwickelung des griech. Unterrichts, spricht dann über Wert und Stellung des Griechischen im heutigen Unterricht und stellt endlich allgemeine Grundsätze für die Methode auf. — Wenn S. 8 behauptet wird, dass man noch bis in die 2. Hälfte unseres Jahrhunderts in Süddeutschland so gut wie kein griechisches Exerzitium kannte und dafs an Stelle der schriftl. Übersetzung aus dem Griechischen bei der Reifeprüfung zuerst 1857 in Preufsen und dann in den übrigen deutschen Staaten eine solche ins Griechische getreten sei, so trifft das für Bayern nicht zu. Bei uns wurde schon seit den zwanziger Jahren fleifsig ins Griechische übersetzt und bereits durch die Schulordnung vom Jahre 1854 beim Absolutorium eine Übersetzung ins Griechische gefordert. Nicht richtig ist auch die S. 14 aufgestellte Behauptung, dafs der griechische Unterricht überall erst einsetzt, nachdem mindestens drei Jahre an der lateinischen und mindestens ein Jahr an der französischen Sprache der Geist geübt ist, da in Bayern das Französische erst zwei Jahre nach dem Griechischen beginnt. Was sonst im allgemeinen Teil über Wert und Stellung des Griechischen, sowie über die verschiedenen Methoden des griechischen Unterrichts gesagt ist, wird, abgesehen von der Forderung, dafs auf die Ausnahmen in der Formenlehre und auf jeden sogenannten systematischen Betrieb der Syntax verzichtet werden solle, in der Hauptsache wohl Zustimmung finden. Vortrefflich ist das Seite 22 aufgestellte Ideal eines Griechischlehrers.

Im besonderen Teil wird zunächst der vorbereitende Unterricht in der Tertia (4. und 5. Klasse) besprochen und zwar a) der Lehrstoff, b) die Behandlung des Lehrstoffs. Den Lehrstoff will der Verf., wie schon oben bemerkt ist, auf dem Gebiete der Deklination und Konjugation möglichst beschränkt wissen. Im Prinzipe wird man ja mit der Forderung einer Beschränkung einverstanden sein können; die auf S. 26 gemachten speziellen Vorschläge des Verfassers dürften

[1]) Bemerkt sei, dafs diese Besprechung in den ersten Tagen des laufenden Jahres der Redaktion zugestellt worden ist.



jedoch manchen Widerspruch erfahren, und das Postulat, dafs in dem „Normalexemplar“ jeder Anstalt festgesetzt werde, was ganz auszuscheiden, was nur gelegentlich zu erklären und was ganz besonders einzupauken sei, ist mit Rücksicht auf den nicht selten vorkommenden Anstaltswechsel seitens der Schüler geradezu undurchführbar. Ganz besonders bekämpft der Verfasser die Accentlehre, in der er eine Quälerei für Schüler und Lehrer sieht; er erinnert sich sonst ganz brauchbarer Schüler, die in den Schreibübungen fast alle Formen ganz fehlerfrei bildeten, aber in fast allen Wörtern falsche Accente setzten. Mit meinen Erfahrungen stimmt das nicht. Ich habe eine Reihe von Jahren in Klassen mit manchmal über 50 Schülern den griechischen Anfangsunterricht erteilt, ohne dafs mir eine einzige solche Arbeit zu Gesicht kam, und dabei war davon, dafs eine lange Zeit auf die Einübung der Accente verwendet worden wäre, absolut keine Rede. Wenn der Verf. meint, auf unbedingt genaue Accentsetzung werde man wohl allmählich verzichten müssen, und S. 25f. die Forderung stellt: „Also Anschauung (!) und Erklärung der Accente in den wichtigsten Erscheinungen . . ., aber nicht Einübung zum schriftlichen Gebrauche!“ so empfiehlt er m. E., in diesem Punkte ein „halbes Wissen“ zu ertragen und für genügend zu erklären, wovon er sonst (vgl. S. 13f.) nichts wissen will. — In dem Abschnitt „Die Behandlung des Lehrstoffs“ findet sich sehr viel Beachtenswertes; es sind aber mitunter auch über Dinge, die sich eben so gut anders machen lassen, ganz bestimmte Vorschriften gegeben; und wenn von diesen die auf S. 35 stehende: „Dafs der Opt. fut. nur als Modus der indirekten Rede vorkommt, braucht nicht verhehlt zu werden, wenn es der Lehrer selbst weifs, was nicht immer der Fall ist“, ganz fehlte, würde sicher niemand etwas vermissen. — In den vier oberen Klassen soll nach der Ansicht des Verfassers eine Trennung zwischen Lektüre und Grammatik nicht stattfinden; d. h., ein systematischer Unterricht in der Syntax in eigenen Stunden soll unterbleiben. In diesem Punkte gehen ihm selbst die preufsischen Lehrpläne nicht weit genug. Hier steht eben Ansicht gegen Ansicht. Die bayerische Schulordnung fordert einen systematisch grammatischen Unterricht in Verbindung mit den nötigen Übersetzungsübungen in der 6. und 7. Klasse (Sekunda) und Fortsetzung dieser Übungen in mäfsiger Ausdehnung (eine Stunde wöchentlich) in den zwei obersten Klassen, und wir sind sehr froh darum. Was der Verfasser über die Auswahl der Schriftsteller sagt, wird Zustimmung finden; seine Winke für die Behandlung der Autoren sind zum Teil vortrefflich und verdienen die gröfste Berücksichtigung. Mit dem S. 81—86 geschilderten Gang einer Lektürestunde wird es in der Praxis sein, wie mit den andern sogenannten „Lehrproben und Lehrgängen“. Die Sache macht sich auf dem Papier recht schön, gelegentlich das eine oder andere Mal auch im Unterricht; wer aber Stunde für Stunde so verfahren wollte, würde mit der Forderung „einer möglichst umfangreichen Lektüre unbeschadet aller Gründlichkeit und Vertiefung“ noch mehr in Konflikt kommen, als es bisher schon der Fall ist. Die Gestattung der Benützung eines Wörterbuches bei der

Reifeprüfung wird mit Recht als didaktischen und pädagogischen Grundsätzen nicht entsprechend bezeichnet.

Mein Gesamturteil geht dahin, dafs das Studium dieser Arbeit des Verfassers, selbst wo dieselbe zum Widerspruch herausfordert, jedem Lehrer des Griechischen eine reiche Fülle von Anregung und Gewinn bringen wird.

Zum Schlufs möchte ich noch einen Punkt kurz berühren, der einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat, den gereizten, beleidigenden Ton gegen Andersdenkende. Der Verfasser erklärt zwar auf S. 1, er wolle ohne Imperativ und ohne jeden Anspruch auf Unfehlbarkeit zeigen, wie es andere machen, vergifst aber offenbar diesen löblichen Vorsatz, wenn er von pharisäischen Protesten mancher Direktoren, vom Wahn pedantischer Schulmeister, von philologischer Pedanterie, von trockenen, pedantischen Philologen, von Schuljargon, von unbegreiflichem Mangel an didaktischer Einsicht in der Lehrerwelt u. s. w. u. s. w. spricht. Was würde er wohl sagen, wenn sich seine Gegner der gleichen Waffen der Übertreibung und Gereiztheit bedienten und von rechthaberischen, grob absprechenden, halbes Wissen und Scheinwissen begünstigenden, banausischen Realpädagogen redeten? Kann denn unsere nervöse Zeit keinen Streit mehr ruhig und sachlich auskämpfen? Eigentümlich berührt endlich auch der Seitenhieb des Schlufssatzes auf das heute die geistige Kraft der Lehrerwelt im Übermafs verbrauchende Streben nach hohem und noch höherem Gehalt. Der Herr Oberschulrat hat leicht reden.

Regensburg. Fr. Zorn.

Ludwig Adam, Homer, der Erzieher der Griechen. Ein Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes seiner Werke. Paderborn 1897. F. Schöningh. 8⁰. VIII und 148 Seiten. Preis Mk. 3.—.

Diese ein schönes und nützliches Ziel verfolgende Studie behandelt in einem einleitenden Abschnitte die Bedeutung Homers im Altertum (Homer Polyhistor und ethischer Philosoph) und vergifst auch nicht, die tadelnden Urteile über seine Poesie zu erörtern. Den Schlufs der Einleitung bildet die Darstellung der ästhetischen Beurteilung Homers im Altertum sowie der Grundsätze altgriechischer Erziehung (S. 1—40). Doch gerät der Verfasser in dem Kapitel, welches dem zuletzt genannten Thema gewidmet ist, nach einigen oberflächlichen Bemerkungen über das Ziel althellenischer Bildung (*σωφροσύνη, πολιτικὴ ἀρετή, εὐκοσμία*) auf Digressionen über die Weltanschauung der athenischen Tragiker und des Herodot, welche mit dem zu behandelnden Stoffe wenig oder nichts zu thun haben. In zwei Hauptteilen verbreitet sich sodann Adam über Homer als den Erzieher Altgriechenlands, d. i. bis zur Zeit des Perikles (S. 41—105) und Junggriechenlands, von Perikles bis in die byzantinische Zeit (S. 106—146). S. 147 f. rekapituliert er den Inhalt des Buches ungefähr folgendermafsen: Homer wurde ein praktisches Lehrbuch der Moral und des richtigen Ver-

haltens der Menschen. Anfangs redeten diese Sprache die Handlungen (näml. der Ilias und Odyssee) selbst, welche beredt die Wahrheit darlegten, dafs die Hybris mit Notwendigkeit Verderben nach sich zieht. Später trat infolge des Umschwunges der Ansichten über Pädagogik jenes Verfahren zu tage, das nur einzelne Lehren und Verhaltungsmafsregeln aus einzelnen Stellen des Dichters herauslas, die in keinem Zusammenhang mehr mit der Hauptidee der Gedichte standen.

Leider kann man dem Verfasser nicht zugeben, dafs er Vorstehendes nachgewiesen hat. Dafs das Zeitalter des Perikles, genauer das Auftreten der Sophisten, einen schroffen Einschnitt in die Erziehungsgrundsätze der Griechen machte, ist eine bekannte Thatsache. Dafs aber in der ersten, der altgriechischen Periode, die erziehliche Verwendung der homerischen Gedichte eine wesentlich andere war als später, läfst sich jedenfalls nicht dadurch erweisen, dafs man, wie Adam thut, nach einigen Sätzen über die Menschen Homers und ihr Verhältnis zur Gottheit eine Inhaltsentwicklung der Odyssee und der Ilias gibt, um zu zeigen, was man schon längst weifs, dafs im Epos immer und überall die *ὕβρις* von den Göttern bestraft, die *σωφροσύνη* belohnt wird. Wie aus dieser Erörterung sich ein Fingerzeig über die Entstehungsweise der beiden Epen ergeben könne, wie der Verf. (S. 147 f.) meint, ist vollends ganz unklar. Wenn (S. 88) geschlossen wird: „Aus dieser Betrachtung beider Gedichte ergibt sich die völlige Übereinstimmung mit den Grundsätzen altgriechischer Erziehung" — so hätte eher umgekehrt gesagt werden sollen, dafs die altgriechische Erziehung eben auf Homer beruht und deshalb naturgemäfs mit seinen sittlichen Vorstellungen übereinstimmt. In sehr losem Zusammenhange mit dem pädagogischen Einflusse der homerischen Poesie steht das Kapitel von der Weltregierung des Zeus und der *βουλὴ Διός*. Adam meint u. a. (S. 94): „Das läfst sich nicht leugnen, dafs im epischen Cyklus die am Schlusse der Cyprien angeführte *βουλή* in der des Proömiums der Ilias wieder angedeutet, d. h. aufgenommen wurde und in dem Zorne Achills ihre Erfüllung fand." Dann müfste ja die Ilias später entstanden sein als die *Κύπρια* oder wenigstens das Proömium der Ilias eine jüngere, auf die Kyprien bezugnehmende Eindichtung sein! Verfehlt erscheint auch der Schlufs, dafs, weil den Kyprien ein sittliches Motiv zu Grunde liege, auch „bei Homer, dem Meister aller Epiker", ein solches vorausgesetzt werden müsse (S. 94). Homer mufs doch aus sich selbst heraus beurteilt und erklärt werden. Übrigens ist die ganze Erörterung des Verfassers über die *βουλὴ Διός* nach dem von K. F. Nägelsbach (Hom. Theol. [3] S. 56 ff., S. 127) über diesen Punkt Gesagten überflüssig. Befremden mufs ferner die Art und Weise, wie Adam im fünften Kapitel auf zwei Seiten (S. 104 f.) die Einheit der homerischen Epen aus Äufserungen der Scholien, des Fulgentius und des Aristoteles beweisen will. Was sodann den zweiten Hauptteil der Schrift, Homer als Erzieher Junggriechenlands anlangt, so spricht der Verfasser hier von dem Umschwunge in den sittlichen Anschauungen der Griechen, wie er zur Zeit des peloponnesischen

Krieges eintrat, und fährt hierauf fort (S. 110): „Die ausgeartete Schule und die herabgewürdigte [?] Bühne sind somit schuld an dem Verfall der attischen Zucht und dem geringen Ansehen Homers [sprungweiser, ganz plötzlicher Übergang!], das sich nunmehr auf praktische Lebensregeln . . . des Dichters beschränkte [Ausdruck!], die in einzelnen Stellen . . . enthalten waren, während die Lehre von Schuld und Sühne, die das Ganze enthielt, zurücktrat.“ Angenommen, aber nicht zugegeben, der vom Verf. hiemit statuierte Unterschied in der erziehlichen Verwendung Homers sei wirklich vorhanden gewesen, so müfste es doch als sehr fraglich erscheinen, ob die auf das Einzelne gerichtete Betrachtungsweise des Dichters wirklich einer Einbufse des von ihm früher genossenen Ansehens gleichkäme. Im Gegenteil: wenn, wie es thatsächlich geschah, jede Stelle der homerischen Gedichte benutzt wurde, um daraus eine moralische Mahnung oder Warnung abzuleiten, so kann man dies kein Sinken seiner Wertschätzung nennen, vielmehr spricht ein solches Verfahren eher für eine genauere Kenntnis, für eine eingehendere pädagogische Verwertung der Epen. Übrigens erwartete man nach den anfänglichen Darlegungen des Verfassers zu hören, dafs die nachperikleische Zeit Homer überhaupt nicht mehr als eine Quelle der Ethik hochgehalten und benutzt habe: das wäre in Wirklichkeit ein Sinken des Ansehens der homerischen Poesie. Nun liefert aber gerade Adam den Beweis von der äufserst mannigfaltigen Verwendung Homers zu pädagogischen Zwecken: von einer Verminderung der Autorität des Epikers in dieser Beziehung kann keine Rede sein. Fragt man: Was ist denn eigentlich Junggriechenland? —, so findet man, dafs der Verfasser darunter die Athener der nachperikleischen Zeit ebensogut versteht wie die Alexandriner und die christlichen Oströmer. Eine Scheidung zwischen diesen doch ziemlich heterogenen Kulturschichten hat er nicht vorgenommen; den ganzen Zeitraum vom Ausbruch des peloponnesischen Krieges bis in die Tage des Eustathios hinein scheint Adam der Zeit vor Perikles als eine Periode der Decadence des Ansehens Homers gegenüberstellen zu wollen. Man kann das wohl keine geschichtliche Betrachtungsweise mehr nennen.

Aber nicht nur hinsichtlich der Anlage und Auffassung gibt die Schrift zu Bedenken Anlafs, sondern sie enthält auch unrichtige und ungenaue Angaben. S. 11 wird Heraklid (welcher?) als Verfasser der *ἀλληγορίαι Ὁμηρικαί* bezeichnet. Meint Adam den bekanntesten Träger dieses Namens, Heraklides Pontikus, so ist zu bemerken, dafs Diog. Laert. V 86 im Verzeichnisse der Werke desselben drei Abhandlungen über homerische Materien erwähnt, aber keine *ἀλληγορίαι* (vgl. O. Vofs, de Heracl. P. vita et scriptis, Rostock 1896). Dafs die von Gesner aufgestellte Vermutung über die Autorschaft jenes Heraklides unhaltbar ist, hat nach Schäfer und Osann E. Mehler (Heracliti allegoriae Homericae ed. — Lugd. Bat. 1851, p. IX f.) dargethan. Im übrigens hätte der Verf. aus jeder griechischen Literaturgeschichte ersehen können, dafs die *ἀλλ. Ὁμ.* überhaupt keinen Heraklides, sondern den Mythographen Heraklitus zum Verfasser haben. Das a. a. O. gegebene Citat aus den *ἀλλ.* 34

ist zudem nicht genau. Heraklid, sagt Adam, bezeichne den Homer als den Urheber und die Quelle jeglicher Weisheit; der Wortlaut der Stelle ist aber: *ἀρχηγὸς δὲ πάσης σοφίας γενόμενος Ὅμηρος*. S. 18 nennt der Verf. den Philosophen Heraklitus als Tadler des homerischen Verses (Σ 107): *ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπόλοιτο*, ohne hinzuzufügen, dafs ein Forscher, der den Satz aufstellte: *πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι, πάντων δὲ βασιλεύς*, notwendig gegen jenen Wunsch polemisieren mufste. S.98 werden Stellen aus Schriften Plutarchs und darauf eine aus Herodot angeführt, worauf es heifst: „An einer andern Stelle (hiezu ist unter dem Texte citiert *Ὁμήρου τοῦ ποιητοῦ βίος*) bemerkt ebenderselbe Verfasser u. s. w." Ist wirklich Herodot oder Plutarch Autor des *Ὁμήρου βίος*? Auch das Citat Longinus *περὶ ὕψους* (S. 98) lautete trotz Marx's scharfsinniger Abhandlung in den Wiener Studien (1899) richtiger Pseudo-Login. *π. ὕψους*. Der Darstellung fehlt Klarheit, Gedrungenheit und logische Schärfe.

Bei so erheblichen Mängeln im ganzen wie im einzelnen kann dem Buche kein grofser Wert zuerkannt werden; sein einziges Verdienst ist die fleifsige Zusammenstellung von Bemerkungen aus den verschiedensten alten Schriftstellern, den Homerscholien und Eustathius über den erziehlichen Nutzen der homerischen Gedichte.

München. M. Seibel.

Xenophons Anabasis für den Schulgebrauch, herausgeg. von Dr. Adolf Matthias. II. verbesserte Aufl. Berlin, Jul. Springer 1897 (1 ℳ 20 ₰).

Die für Schüler bestimmte Ausgabe enthält blofs den Text, der sich in der Hauptsache nur nach Hug und Schenkl richtet. Zu den aus pädagogischen Gründen anstöfsigen Stellen ist I 2, 12 (*Κῦρος ἐλέγετο συγγενέσθαι τῇ Κιλίσσῃ*) nicht gerechnet und belassen. Im Druck treten Wörter und Sätze, die einen Hauptgedanken enthalten, durch Sperrschrift hervor, die Inhaltsübersicht wird erleichtert durch viele Absätze, welche die Übergänge zu Neuem kennzeichnen, Reden sind durch Einrücken der Zeilen kenntlich gemacht. Auf die in neueren Ausgaben Mode gewordenen Inhaltsangaben am Rande u. dgl. ist verzichtet. Beigegeben ist eine Karte von Kleinasien und Griechenland mit den in der Anabasis vorkommenden Namen, drei lithogr. Tafeln enthalten Situations- und Aufstellungspläne, weitere Beihilfen sind nicht geboten, auch kein Verzeichnis der Eigennamen.

Präparation zu Xenophons Anabasis Buch I, 3. Aufl., neu bearbeitet von Prof. Dr. Köhler, Hannover, Norddeutsch. Verlagsanstalt v. O. Goedel. (60 ₰.)

Auf dem Umschlag des 36 Seiten starken Heftes (Nro. 5, aus den von Krafft und Ranke 1884 begründeten „Präparationen", Preis 60 ₰) konstatiert der Verlag, — wohl zur Belehrung und Bekehrung

unverbesserlicher Ketzer —, dafs die Vorteile seines Unternehmens in immer weiteren Kreisen (von Schülern? Lehrern??) zur Anerkennung gelangen. Alle diese Hilfsmittel, deren es jetzt auch zu Xenophon schon mehr als genug gibt, rühmen sich, nur ideale Zwecke zu verfolgen, aber alle geben dem Schüler weit mehr als notwendig wäre zu einer blofs wortgetreuen Übersetzung und fallen dadurch in den Fehler zurück, den sie angeblich ausmerzen wollen, nämlich rein mechanisches Arbeiten des Schülers. Auch vorliegende Präparation gleicht ihren Schwestern, welche in diesen Blättern schon früher besprochen wurde, in Anlage und Inhalt, von der Aufnahme fast aller Wörter, auch der bekanntesten (nur den Artikel ausgenommen) bis zur fertigen Übersetzung von Konstruktionen und ganzen Stellen, wodurch nicht nur dem Schüler die Arbeit zu Hause, sondern auch dem Lehrer solcher Schüler die Mühe in der Schule erspart wird.

München. Wismeyer.

Prosateurs modernes:

Band IX.: E. Dupuis, La France en zigzag. Im Auszug, mit Anmerkungen, Wörterbuch und Kartenskizzen, herausg. v. H. Bretschneider. Wolfenbüttel, J. Zwissler, 1896. pp. 269 u. 88. Preis ohne Wörterb. u. Anm. kart. 1.50 M.; Wörterb. u. Anm. kart. 0.50 M.

Band X: J. Fabre, Jeanne d'Arc, Libératrice de la France. Für den Schulgebr. bearb. v. H. Bretschneider Mit einer Karte. Wolfenb J. Zwifsler. 1896. pp. 68. ungeb. 0.50 M.

Band XI: L. Biart, Quand j'étais petit. Mit Anm., Wörterb. u. einer Skizze v. Paris herausg. v. H. Bretschneider. Wolfenb. 1896. pp. 93 u. 51, kart. M. 1.—.

Band XII: Récits d'Auteurs modernes. Mit erklärenden Anm. herausg. v. Dr. A. Kressner. Wolfenb. 1896. pp. 179. kart. 1.20 M.

Band XIII: A. de Vigny, Cinq-Mars ou Une Conjuration sous Louis XIII. Für den Schulgebrauch bearb. v. H. Bretschneider. Wolfenb. 1898. pp. 133 u. 19. ungeb. 0.80 M.

Wie schon bei einer früheren Anzeige einzelner Bändchen aus vorliegender Sammlung in diesen Blättern (XXXII, 629—632) hervorgehoben werden mufste, scheint die Devise der Sammlung in Bezug auf Editionsprinzipien und äufsere Ausstattung: Variatio delectat! zu lauten. Sehr verschieden im äufseren Umfang, findet man auch betreffs des mitgegebenen Apparates Mangel an Einheit und Gleichmäfsigkeit. Unter dem Text tragen alle Bändchen Anmerkungen, hauptsächlich sprachlicher Art, die unseres Erachtens in der bequemen Verdeutschung des Textes zu weit gehen, sodafs man sich die Frage vorlegt, für welche Klasse und für welche Stufe sprachlicher Kenntnis

sie eigentlich geschrieben sind. Nur bei Nummer 13 sind diese Noten unter dem Text recht selten. Besondere Bemerkungen, meist sachlichen und erklärenden Inhaltes, haben vier dieser Bändchen, ausgenommen Nr. 12. Diese Bemerkungen sind jedoch als besonderes Bändchen, mit Wörterbuch, gebunden bei Nro. IX; bei XI, ebenso mit Wörterbuch, als besonderes Heftchen mit dem Band in einer Klappe vereinigt, wie es die meisten Schulausgaben, den preufsischen Vorschriften entsprechend, jetzt bieten; bei X und XIII ist dieser Kommentar angebunden; das Wörterbuch fehlt. Sicher eine auffallende Vielseitigkeit, desto mehr, weil mit Ausnahme von Nr. 12 (Kressner) nur ein Herausgeber bei der Sammlung thätig ist.

Bezüglich des Inhaltes sind IX und XI auf die unteren Klassen von Mittelschulen zu verweisen. Das Buch des Eudoxie Dupuir ist ein Seitenstück (oder Nachahmung?) von Brunos Tour de France; zwei Knaben suchen durch ganz Frankreich ihren natürlichen Beschützer, und dadurch werden wir in einfacher und kindlicher Sprache mit der Kenntnis französischer Verhältnisse und mit geographischen Kenntnissen bereichert. Wertvoller ist das Buch Biarts, aber dem Inhalt, der zarten Jugendzeit, gemäfs, bietet es in allerdings guter Sprache „den Vokabelschatz, den man im Alltagsleben braucht.“ Die drei übrigen Bändchen sind für die Lektüre in Gymnasien geeignet, Nr. 12 allerdings nur für Schüler der oberen Klassen. Es vermittelt im guten Französisch die Bekanntschaft mit dem modernen Leben, durch Erzählungen, ausgezeichnet teils durch Gemütstiefe, teils durch prächtigen Humor. Jeanne d'Arc ist gewählt als Gegenstück zu dem Werk Barante's, „das zu sehr von veralteten und absichtlich der Sprache des 15. Jahrhunderts entnommenen Ausdrücken durchsetzt ist“; die Wahl von Cinq-Mars als einer der besten historischen Romane im heutigen Französisch ist nur zu billigen.

Zu den einzelnen Bändchen noch beifolgende kurze Notizen. IX, dessen Umfang auffallend stark ist (der Text allein zählt 269 Seiten), bietet zwei Kartenskizzen von Frankreich und Paris, die allerdings höchst einfach gehalten sind, für diese Stufe aber wohl genügen mögen. p. 142[26] wäre die Erklärung des Ipf. sehr anfechtbar, Anm. p. 26 wäre die Aussprache von Saône anzugeben. Von Vermerkung der errata sehen wir ab, da sie sich verhältnismäfsig selten vorfinden, ebenso in den anderen Nummern.

Bei X ist im Vorwort jede Notiz über den Verfasser Joseph Fabre unterblieben; das Schlufskapitel des Heftchens ist nach einer Bemerkung p. 68 aus Dhombres et Monod: Récits et biographies historiques, entnommen.

Für Nr. XI möchten wir beispielsweise bei der Notiz über la place de la Concorde (p. 64[14]) das historische Moment mehr betont sehen: Hinrichtung Ludwig des XIV! Der Obelisk an der Stelle, wo das Schaffot stand! etc. Zu p. 83[19] berührt die Fassung der Anmerkung la paille fast komisch: „In gewöhnlichen Familien, auch in wohlhabenderen, sind die Sitze der Stühle vorwiegend aus Stroh“. Sollte dies unseren jungen Leuten so ganz unbekannt sein?

In 12 gibt Krefsner eine neue Folge seiner in Nr. 4 begonnenen Sammlung von Erzählungen moderner französischer Meister. Sie sind aus den verschiedensten Verhältnissen des Lebens ausgewählt; auch ein Abschnitt aus Halévys Invasion ist wiederum aufgenommen, und zwar aus der letzten Zeit der Kämpfe gegen die Republik. Gegenüber anderen ziemlich leichten Erklärungen vermifst man solche zu Stellen wie p. 100^{3} une involontaire et préjudiciable erreur, p. 103^{27} un verre de menthe, p. 104^{16} le revirement de l'opinion.

Der Roman Alfred de Vignys ist natürlich in Bändchen 13 nur gekürzt wiedergegeben, sodafs sich dadurch sogar der Charakter Richelieus etwas verändert hat; doch ist mit Ausnahme einer Stelle (p. 87) der Ausdruck des Originals „unangetastet" geblieben. Im Kommentar halten wir die Notiz zu p. 2^{20} le plus pur français für angreifbar, die zu p. 64^{4} über Sedan für überflüssig „die Schlacht am 1. Sept. 1870, die mit einem entscheidenden Siege der Deutschen über die Franzosen endete" (!!), die zu p. 35^{9} les bas rouges („die gemeinen Roten") für ein böses Mifsverständnis. Natürlich sind unter les bas r. die roten Strümpfe des Kardinals gemeint.

Bamberg. R. Ackermann.

Gallicismen. Französische Sprechübungen für Vorgerückte. Systematisch geordnet und dargestellt von S. Suès. Genf. Burkhardt. 1896. S. 208. Frs. 2,50.

„Ce travail est indispensable à tout étranger qui désire arriver à une connaissance approfondie et réelle de la langue française", sagt Suès im Vorworte, und man kann die etwas stark selbstbewufst klingende Behauptung nicht eine geradezu falsche nennen, nur hätte sie füglich bescheidener formuliert werden sollen. Thatsächlich enthält diese mit überaus grofsem Fleifse und seltener Sachkenntnis angelegte Sammlung idiomatischer Redensarten eine solche Fülle von aus den besten Quellen geschöpften Wendungen, dafs selbst der Kenner sie mit Interesse und Gewinn durcharbeiten wird. Sie sei deshalb allen HH. Fachkollegen, sowie allen Freunden der französ. Sprache warm empfohlen; auch für die oberen Klassen könnte das Buch mit geschickter Auswahl des reichen Stoffes, etwa durch gelegentliche Diktate, nutzbar gemacht werden.

Auf eine Besprechung aller Einzelnheiten uns einzulassen, ist hier nicht der Ort; um aber darzuthun, dafs bei einer wahrscheinlich in nicht allzu ferner Zeit notwendig werdenden Neuauflage mancherlei Verbesserungen angezeigt sind, sei nur auf einzelne Unrichtigkeiten hingewiesen. S. 45 ist als Übersetzung des auf S. 4 gegenüberstehenden Textes: „Si j'étais à même de" angegeben: „Wenn es mir möglich gewesen wäre"; ebenda 2. wäre: „Beruhigen Sie sich doch, bitte!" zu setzen; S. 7,5 sollte es heifsen: Das Beste, was wir thun können (fr. que nous puissions faire); S. 9,11 entspräche dem fr. Texte: Il nous faut travailler „de plus belle", wir müssen also umso emsiger arbeiten. S. 11,15 könnte der zweite Satz in wesentlich besserem

Deutsch gegeben werden. S. 13,49 ist der französ. Ausdruck: „le plus faible, presque toujours, pâtit pour be plus fort" durch „der Starke läfst den Schwachen büfsen" nicht ganz und nicht gut übersetzt. In 20 würde „folie" besser durch „unvernünftig" gegeben. S. 17,31 mufs für „dire sa façon de penser" statt „seine Meinung aussprechen" wohl „seine Ansicht aussprechen" oder „s. M. sagen" stehen. In 35 sollte es „Je les fais travailler à la pièce" und nicht „à leurs p." heifsen; auch wäre die Wendung besser zu verdeutschen. No. 40 mufs es besser heissen: „on le laissera en plan" als „en plant." In 43 sollte statt „Pour autant que je connais votre soeur" der Subjonctif „connaisse" stehen u. s. f. Auch Druckfehler sind nicht gerade selten; ferner würde ich Zeilenzählung empfehlen, da ohne diese der durch das alphab. Register beabsichtigte Vorteil bequemen Nachschlagens sehr beeinträchtigt wird.

Paris par L. Génin et J. Schamanek avec un plan et une chromolithographie. Vienne. Hölzel. Lexikonformat ℳ 2.—

Der Verleger der auch in diesen Blättern s. Z. empfohlenen und von der Kritik allseitig mit Beifall aufgenommenen Städtebilder Paris und London hat nun auch einen erklärenden Text zu der Abbildung der französ. Hauptstadt ausarbeiten lassen. Die Herren Génin und Schamanek haben die ihnen gestellte Aufgabe so gut gelöst, dafs ihre Arbeit sich sicherlich nicht nur im Privatgebrauch, sondern auch in unseren Mittelschulen, soweit hier die zu Gebote stehende Zeit es ermöglicht, als recht nutzbringend erweisen wird, da die Verfasser in ihren frisch und elegant geschriebenen Schilderungen sich nicht auf die Beschreibung des beigegebenen Farbendruckes beschränken, sondern den Leser mit „tout Paris", seiner Geschichte, seinen Anlagen, Museen, Bewohnern u. s. w. bekannt zu machen suchen. Dafs es bei einer künftigen Auflage manches zu ergänzen oder zu ändern gibt, ist selbstverständlich; so beispielsweise in den Abschnitten Enseignement secondaire, Ecoles spéciales, wo die Ecoles militaires übersehen sind, oder unter „Jardin d'Acclimatation", wo die treffende Bemerkung: „Vous y croiserez beaucoup de noces bourgeoises" erst recht verständlich wird durch die Beifügung, dafs es in den einfachen Bürgerkreisen Sitte ist, dafs die Hochzeitsgesellschaft einige Stunden des Nachmittags im Jardin d'Accl. zubringt. Druckfehler sind ganz selten, wie überhaupt die Ausstattung des Heftes eine vorzügliche ist.

München. Wolpert.

Sammlung Göschen. Mathematische Geographie von Kurt Geifsler. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1898. 183 Seiten. Gebunden 80 Pfg.

Die Verlagsbuchhandlung Göschen hat es sich zur Aufgabe gemacht, billige Lehrbücher aus den verschiedensten Zweigen der Wissen-

schaft herauszugeben. Jedes Bändchen kostet nur 80 Pfg. Bis Ende 1898 waren bereits 92 Bändchen erschienen, darunter eine Astronomie, Geologie, physische Geographie; Kartenkunde; organische und anorganische Chemie; Geometrie; Arithmetik und Algebra, eine Beispielsammlung dazu, eine mathematische Formelsammlung, niedere Analysis, Meteorologie, Perspektive, geometrisches Zeichnen, analytische Geometrie der Ebene und des Raumes (in 2 Bändchen); projektive Geometrie; theoretische Physik (2 Bändchen); Logarithmentafeln; Differentialrechnung, und als letztes die mathematische Geographie. Die physische Geographie ist von keinem geringeren als Prof. Sigmund Günther verfafst, ein Beweis dafür, dafs es dem Verlag ernst ist mit seinem Bestreben, etwas wirklich Gutes zu bieten. Ob es ihm auch mit dem vorliegenden Werkchen, der mathematischen Geographie gelungen ist? Ist insbesondere die Frage zu bejahen, ob das durch seinen billigen Preis sich empfehlende handliche Büchlein für unsere Schüler pafst?

Darauf mufs der Referent leider solange mit „Nein" antworten, als die nachher zu besprechenden Mifsstände nicht beseitigt sind. Manches in dem Werkchen ist sehr gut ausgefallen. Der Referent hat sich mehrere anregende Gedanken notiert, um sie gelegentlich im Unterrichte zu verwerten. Insbesondere in den sogenannten Übungen, welche den einzelnen Kapiteln folgen, finden sich viele wertvolle Fragen, die den Unterricht in der mathematischen Geographie zu beleben und zu vertiefen geeignet sind. So sehr diese Thatsache anzuerkennen ist, so wenig genügt sie, um dem Buche den Stempel eines guten Lehrmittels aufzudrücken. Dazu gehört mehr. Ganz unerläfslich ist dabei eminente Klarheit und Schärfe bei der Entwicklung des gerade nicht leicht zu behandelnden Stoffes. Diese beiden Eigenschaften werden aber im Geifsler'schen Buche vielfach vermifst. Der Verfasser hätte sich in dieser Beziehung die populäre Himmelskunde von Diesterweg zum Muster nehmen können. Es ist ferner mehr als bedenklich, Schülern ein Buch in die Hand zu geben, in dem gegen die Gesetze der Logik gesündigt ist. Oder gestattet diese etwa, von „geraden Strecken" (pag. 7) zu sprechen, da es doch keine „krummen" gibt? Ist es ferner erlaubt, den Schülern folgenden Satz vorzulegen (pag. 49): „Ein fallender Körper nimmt eine in jedem Augenblicke, also gleichmäfsig zunehmende Geschwindigkeit an"? Mufs da nicht der Schüler auch die Geschwindigkeit des Pendels für eine gleichmäfsig zunehmende halten, da diese ja auch „in jedem Augenblicke" wächst?

Es ist ferner unlogisch, einmal als den „Anfang der Deklination den Äquator" zu bezeichnen, also eine Linie (pag. 93), ein andermal aber den Punkt F (Frühlingspunkt) als „Anfang für die Abzählung von Graden" festzusetzen. Öfters ist Bogen mit Winkel verwechselt. Jeder Lehrer weifs, wie oft diese Begriffsverwirrung, eine Drehung sei eine Linie, bei den Schülern zu rügen ist. Soll nun ein Lehrbuch auch noch zu diesem Wirrwarr beitragen? — S. 135 heifst es vom Monde: „Auch er behält nicht seine Stellung unter den Fixsternen bei, wenn er auch scheinbar täglich von Ost nach West sich be-

wegt, was wir der Erdrotation zuschreiben müssen." Der Nebensatz „wenn er auch . . . " enthält Widersinniges, weil er die Vorstellung aufkommen läfst, als ob die Planeten, die vorher behandelt werden, nicht auch von Ost nach West sich zu bewegen schienen. Denn auch sie behalten ja ihre Stellung unter den Fixsternen nicht bei. — Das Buch soll, wie in einem beiliegenden Begleitschreiben gesagt ist, auch die mathematisch und physikalisch nicht vorgebildeten Schüler in die mathematische Geographie einführen. Trotzdem soll der Leser (pag. 68) den Begriff der Masse innehaben, obwohl erst Seite 146 etc. dieser Begriff zu erklären versucht wird, wobei der Verfasser noch dazu bemerkt, „es sei nicht ganz leicht, sich vorzustellen, was diese Gröfsen eigentlich bedeuten". Ja, ist es dann 78 Seiten weiter vorne etwa leichter, obwohl da überhaupt noch keine Erklärung der Masse versucht ist? Wie wird übrigens der Schüler durch die Seite 147 ohne jede Ableitung gegebene „Erklärung" über den Begriff der Masse belehrt? Es heifst dort einfach: „Man mufs das Gewicht dividieren durch g und erhält dann eine Gröfse m, genannt Masse." Das hat der Schüler dem Verfasser einfach zu glauben. Wenn er es aber nicht glaubt? Das Buch gibt ihm keine weitere Aufklärung und keinerlei Begründung!

Wenn hier der Autor des Werkes dem Leser die Erklärung überhaupt schuldig bleibt, so gibt er sie an einem anderen Ort nicht so, wie er es thun sollte. Man mufs doch selbstverständlich das Leichtere vorausschicken und darf dann erst zum Schwierigeren fortschreiten. Dieser einfache Grundsatz ist nicht immer eingehalten. So wird pag. 130—134 die bekanntlich gar nicht leichte Lehre von der Aberration des Lichtes vorgeführt und erst hintennach in den Übungen kommen solche Fragen aus dem dem Schüler viel näher liegenden, also leichter fafsbaren Stoffe, welche die Sache erklären sollen; so das bekannte Beispiel von dem dahineilenden Schiffe, auf das eine Kugel senkrecht zur Fahrrichtung abgefeuert wird, u. ähnl. Warum stellt denn der Verfasser diese Beispiele, die doch der Schüler viel leichter zu begreifen vermag, nicht voraus und exemplifiziert dann auf die dahineilende Erde, welche das Schiff vertritt? Man soll doch die Sache dem Schüler so leicht als möglich machen! Auffallend ist bei dem genannten Kapitel auch, dafs von dem Geschwindigkeitsparallelogramm dabei gar nicht gesprochen wird. Es ist doch kaum anzunehmen, dafs der Verfasser diese Dinge etwa für den Schüler als zu schwer erachtet habe. Denn Seite 69 bis 71 wird das „Parallelogramm der Bewegungen und Beschleunigungen" behandelt, freilich mit der Ungenauigkeit, dafs (Seite 70) EB_1 als eine Komponente angeführt wird, die gar keine ist. Gewifs ist ja im Parallelogramme $A_1 EB_1 B_2$ in Fig. 9 die Gegenseite EB_1 im planimetrischen Sinne gleich der Seite $A_1 B_2$. Nachdem aber A_1 als der Punkt bezeichnet wird, dem eine gewisse Beschleunigung $A_1 B_1$ innewohnt, so können statt dieser einen Beschleunigung die 2 Komponenten $A_1 E$ u. $A_1 B_2$, nicht aber statt letzterer die „Parallelogrammseite" EB_1 eingeführt werden. Ebensowenig darf (pag. 71) gesagt werden: „Es wirkt die

Komponente der Schwungkraft EB_1 **oder** ihre Parallele A_1 B_2 nach dem Aequator zu", weil eben, wie schon bemerkt, EB_1 gar keine Komponente der resultierenden Beschleunigung A_1 B_1 ist.

Solche Ungenauigkeiten finden sich im Buche noch mehr. Es ist klar, dafs diese besonders bei Schülern, die keinen mathematischen Unterricht genossen — auch für solche ist ja das Buch bestimmt — schlimme Früchte zeitigen können. Wird z. B. ein solcher Schüler eine richtige Vorstellung von einem Kegel erhalten, wenn er die Definition Seite 9 liest: „Verbindet man einen Punkt mit sämtlichen Punkten irgend einer krummen Linie, so entsteht ein Kegel"? Selbst für den Fall, dafs der Schüler dabei nicht an den Kegelkörper, sondern an den Mantel denkt, wird er dadurch nicht zur Meinung geführt, die Kegelfläche bestehe aus Linien? Genau so, wie er aus dem Satze pag. 10: „Die Punkte bilden einen Durchmesser" zur Annahme gelangen kann, eine Linie bestehe aus Punkten. — Seite 14 ist „für die uns sichtbaren äufsersten Punkte des Gesichtsfeldes" der Name Horizont gewählt. Später freilich wird dann dieser Name für die Gesamtheit aller der genannten Punkte genommen. — Auf Seite 15 soll der Schüler in einer Übung von den Richtungen gewisser Ebenen sprechen. Was sich wohl der Schüler unter der Richtung einer Ebene vorstellen soll? Gemäfs pag. 29 kann ein Kreis in Winkel geteilt werden!! Dieselbe Verwechslung zwischen Winkel und Bogen findet sich auf derselben Seite in dem Satze: „Halbiert man den Winkel zwischen dem höchsten und tiefsten Punkt einer Sternbahn, der oberen und unteren Culmination . . . .". Ist ferner der Ausdruck (pag. 31) erlaubt: „Ein Stern kulminiert **bei** 90^0 **und** 50^0?"

Wenn wir schon solche unrichtige Ausdrucksweisen bei unseren Schülern nicht dulden, sind sie in Lehrbüchern noch weit mehr zu verwerfen. Manche Abiturienten, die doch ausschliefslich an unseren Gymnasien das Buch zu benützen hätten, würden sich über die eine oder die andere der angeführten Ungenauigkeiten geradezu moquieren. Dies gilt auch von einigen der gar nicht seltenen Druckfehler, wie z. B. von dem pag. 42, wo es heifst, das Wort Meter sei aus dem Griechischen vom Worte neutrum abgeleitet! Solche zum Lachen reizende Dinge sollten doch in einem Lehrbuche vermieden sein. Die ziemlich grofse Zahl der Druckfehler läfst nur zu sehr die Sorgfalt vermissen, die doch bei der Abfassung eines für die Hand der Schüler bestimmten Buches unerläfslich ist. Aufser dem genannten fielen dem Referenten noch folgende Druckversehen auf: Gonyometrisch (pag. 134). Seite 95: „Kulminiert die Sonne 6 Stunden „**früher**" (statt später)" — — „und mufs als Abstand" statt „mufs man als . . ." Seite 9: „entstehe" statt „entsteht"; pag. 18 in einen Kreise enthalten; Seite 65 OT_1 statt OT. Auf Seite 73 finden sich gar vier Druckfehler! Von vornherein; PA_1 statt P_1A_1; A_1P_1 statt AP_1; AP^8 statt AP_1; „ . . . . so wird man die Gröfse" statt „so wird die Gröfse", pag. 81 von einem Gestirnes; pag. 142 Ergänzung das Sonnenstandes (statt des . . .); pag. 148 durch demselben; pag. 150 $\frac{4\ \pi^2 \cdot r}{r^2}$ statt $\frac{4\ \pi^2 \cdot r}{t^2}$.

In die gleiche Heiterkeit, welche die oben angeführte Etymologie des Wortes Meter bei unseren Absolventen hervorrufen müfste, würden sie wohl auch durch die zwei Hexameter versetzt, die pag. 169 zu finden sind:

Widder ist es und Stier, dann Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau,
Wage, Scorpion und Schütze, bis Steinbock, Wassermann, Fische.

Wäre es nicht besser gewesen, die Namen der Sternbilder in einfacher Prosa anzuführen? Mufs nicht ein Daktylus wie „Krebs, Löwe" oder wie „Scorpion und" die Spottlust der jungen Leute herausfordern, das Schlimmste, was einem Lehrbuche passieren kann, und was doch das hier in Rede stehende bei seinen sonstigen Vorzügen durchaus nicht verdient?

Es wird dem Verfasser gewifs ein leichtes sein, bei einer neuen Auflage die angegebenen Mängel auszumerzen; dann, aber nur dann darf er sich sagen, dafs er ein recht brauchbares Lehrbuch der mathematischen Geographie geschaffen habe. Für die Zwecke des bayrischen Gymnasiums müfste er sich freilich entschliessen, auch die Elemente der sphärischen Trigonometrie heranzuziehen und insbesondere der Verwandlung der Coordinaten in einander, den Sonnenuhren u. s. w. eigene Kapitel zu widmen. So wie das Buch jetzt abgefafst ist, enthält es in der einen Hinsicht für unsere Oberklasse zu wenig, in anderer wieder zu viel.

München. Dr. Rothlauf.

Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung von Emanuel Czuber, o. ö. Professor an der technischen Hochschule in Wien. I. Band mit 112 und II. Band mit 78 Figuren im Text. Leipzig. B. G. Teubner, 1898.

Was den Verfasser bewog, die vorhandene Zahl von Lehrbüchern der Differential- und Integralrechnung um ein neues zu vermehren, war in erster Linie der Wunsch, den Studierenden der technischen Hochschulen, für die in der That nur wenige geeignete Hilfsmittel dieser Art vorhanden sind, ein Lehrbuch zu schaffen, aus welchem sie die für ihren künftigen Beruf notwendige mathematische Schulung gewinnen können. Im ganzen scheint uns der Autor dieses Ziel auch erreicht zu haben, obwohl ihn, nach der Ansicht des Referenten, sein Bestreben, sich auf den Boden moderner Forschung zu stellen, hie und da etwas zu weit in Detailuntersuchungen geführt hat. Wir haben hiebei namentlich das Eingehen auf einige funktionentheoretische Feinheiten der Stetigkeitsbetrachtungen im ersten Abschnitte des I. Bandes im Auge, die ja sehr schön und für den Studierenden der Mathematik gewifs ebenso notwendig als interessant sind, aber gerade dadurch, dafs sie der Verfasser nicht an geometrischen Beispielen erläutert, dem Verständnis des Anfängers Schwierigkeiten in den Weg legen werden und für den Techniker doch kaum als absolut notwendig bezeichnet werden dürften. Das Gleiche gilt auch von dem Kapitel über die Konvergenz der Reihen im vierten Abschnitte des-

selben Bandes, welches zwar sehr gut behandelt ist, aber in einer Vorlesung über Analysis oder höhere Mathematik an einer technischen Hochschule doch kaum in dieser Ausdehnung gebracht werden kann.

Übrigens machen gerade diese Kapitel, die dem Techniker den Gebrauch des Buches hie und da etwas erschweren werden, dasselbe dem Mathematiker um so wertvoller, indem in ihnen den in unserer Zeit mit Recht erhöhten Forderungen an Strenge der Beweisführung durchweg Rechnung getragen ist.

Was ferner beide Bände vorteilhaft von anderen ähnlichen Büchern auszeichnet, das ist die vorzügliche Auswahl und die klare Behandlung der zahlreichen, zum Teile völlig neuen Beispiele, welche namentlich die geometrischen Anwendungen der Methoden erläutern; und nach dieser Richtung kann nach Ansicht des Referenten gerade den Technikern niemals zu viel geboten werden. Für sie ist auch namentlich das Kapitel über Massenanziehung und Potential im 4. Abschnitte des II. Bandes von besonderem Werte, sowie die Anwendungen der Differentialgleichungen, deren Theorie man in gedrängtem Rahmen wohl kaum irgendwo besser dargestellt finden dürfte.

München. A. v. Braunmühl.

Dr. Hermann Schubert, Mathematische Mufsestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Leipzig 1898. J. G. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. V und 286 S. 8⁰.

Die Freude an mathematischen Rätselstücken ist früh schon erwacht. Die arithmetischen Bestandteile der „Anthologie" gehören in diese Kategorie; in Alcuins kaiserlicher Palastschule und in den Klosterschulen wurden Fragen dieser Art eifrig behandelt, weil man mit Recht der Meinung war, dafs dieselben „ad acuendos juvenes" recht geeignet seien; H. Hagens zu wenig bekannte Schrift „Antike und mittelalterliche Rätselpoesie" (Biel 1869) führt uns eine Menge einschlägiger, mehr oder weniger geistreicher Spielereien vor. Im 16. Bande der „Monumenta Germaniae" ist von zwei professionellen Rätsellösern des XIII. Jahrhunderts, Namens Firri und Tyrri, die Rede, welche sich gegenseitig ganz artige Nüsse, und zwar grofsenteils mathematischen Charakters, zum Knacken vorlegten. Später haben dann Bachet, Leurechon, Schwenter, Harsdörffer, Ozanam und andere Autoren ganze Bücher diesen Aufgaben gewidmet; in neuester Zeit erschien ein demselben Zwecke dienendes Werkchen von Mittenzwey (Mathematische Kurzweil, Leipzig 1895) in deutscher Sprache, vor welchem allerdings zwei ausländische Sammlungen, von dem Franzosen Lucas und von dem Engländer Ball herausgegeben, den wissenschaftlichen Vorrang behaupten; und allen diesen Vorarbeiten schliefst sich Professor Schuberts Buch an, von dem man wohl behaupten darf, dafs es, bei aller Kürze, doch zu den reifsten und beachtenswertesten Früchten einer eigenartigen Literaturgattung gehöre.



Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den auf kleinem Raume zusammengedrängten reichen Inhalt unserer Vorlage zu analysieren und zu würdigen; wohl aber wollen wir einzelne Punkte hervorheben, welche ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Das „Erraten“ gewisser Zahlen wird auf feste Regeln zurückgeführt; sodann werden sehr hübsche Betrachtungen über merkwürdige Ziffernfolgen und über besonders grofse Zahlen angestellt. Es wird jeden wunder nehmen, dafs man durch drei Ziffern eine Zahl auszudrücken imstande ist, welche ausgerechnet mit mehr denn 369 Millionen Ziffern zu schreiben wäre; dies ist die Zahl $9^{(9^9)}$. Auf einige arithmetische Kartenkunststücke folgen „Umfüllungsaufgaben“, wie sie dereinst bereits bei Firri und Tyrri und später bei dem genialen Italiener Tartaglia vorkamen. In so allgemeiner Form ist das Problem wohl noch niemals zuvor behandelt worden. Verschiedene Manipulationen mit Würfeln und Dominosteinen werden sich ebenfalls viele Freunde erwerben. Andere Fragestellungen führen auf geometrische Reihen und auf Kombinatrik; die Abschnitte über vollkommene, heronische und pythagoreische Zahlen dagegen tragen mehr einen zahlentheoretischen Charakter. Das umfassende Kapitel der „Trugschlüsse“, zu deren Aufdeckung es eines hohen Mafses von Aufmerksamkeit bedarf, wird den Lehrer anziehen, der von diesen anscheinenden Paradoxen direkt Gebrauch beim Unterrichte machen kann, wie denn die Widerlegung der geometrischen Deduktion „64 = 65“ für aufgeweckte Schüler sehr anregend sein mufs. In eine besondere Klasse der Syntaktik gehören das schon vor dem alten Historiker Josephus berührte „Problem der 15 Freunde und 15 Feinde“, die magischen Quadrate und die Rösselsprünge, welche beide hier sehr gründlich abgehandelt werden, sowie die Erörterungen über gewisse Geduldspiele. Die den Schlufs bildenden „Wanderungen“, deren Zweck es ist, zu ermitteln, unter welchen Umständen der Perimeter einer Figur in einem Zuge, die Oberfläche eines Polyeders ohne Kreuzungen umfahren werden kann, schlagen in das neuerdings viel gepflegte Gebiet der „Topologie“ ein. So wird das hübsch ausgestattete Büchlein vielen Lesern vieles bringen, was nach ihrem Geschmacke ist.

München. S. Günther.

Arendt Dr. R. Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Mit 271 Abbildungen und einer Buntdrucktafel. 6. verbesserte und vermehrte Auflage. 409 Seiten. Hamburg und Leipzig. Vofs, 1897. Preis 3 Mark.

Derselbe. Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie. 6. verbesserte und vermehrte Auflage. 125 Seiten. Im gleichen Verlage. 1897.

Die 6. Auflage der „Grundzüge“ ist, was den chemischen Teil betrifft, abgesehen von einzelnen Ergänzungen ein unveränderter Abdruck der im 31. Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 143 be-

sprochenen 5. Auflage. Eine vollständige Umarbeitung und dabei nicht unwesentliche Bereicherung hat der Abschnitt über Mineralogie erfahren; was dort auf 18 Seiten abgehandelt ist, nimmt hier einen Raum von 50 Seiten ein; statt einer Figur finden wir jetzt deren 91 nebst einer Buntdrucktafel. Der Text behandelt zuerst die Krystallsysteme, dann die Mineralien in ihrer Klassifikation auf Grund ihrer chemischen Zusammensetzung und zwar nach der in diesem Buche enthaltenen Ordnung, endlich die wichtigsten Gesteine nach genetischer Einteilung: krystallinische Schiefer-, Massen-, Trümmer- und Sediment-, organogene Gesteine. Von den Figuren sind namentlich die Steinschliffe und die Abbildungen der nach der Natur gezeichneten Mineralien und Gesteine tadellos ausgeführt.

Der „Leitfaden“ ist nach denselben Prinzipien behandelt wie die „Grundzüge“, enthält aber nur das Allerwesentlichste des Lehrstoffes, weil er für solche Schulen bestimmt ist, in welchen das ganze Thema in einem Jahre zu erledigen ist. Zu bedauern ist, dafs sich im mineralogischen Teile dieses Leitfadens, abgesehen von den Krystallformen, nicht eine einzige von den schönen Abbildungen der „Grundzüge“ findet.

Wachter Dr. V., Vollständiger Abrifs der anorganischen Chemie. 164 Seiten. Hamburg und Leipzig. Vofs, 1897.

Die Absicht, den Studierenden der Chemie einen möglichst gedrängten Überblick über den gesamten Lehrstoff zu bieten, hat der Verfasser im speziellen Teile des Buches vollständig erreicht; von jedem Elemente sowie von allen einigermafsen wichtigen Verbindungen sind alle wesentlichen chemischen und physikalischen Eigenschaften in Form von Schlagwörtern angegeben; auch läfst sich die Gruppe, zu welcher eine Verbindung gehört, infolge des übersichtlichen Druckes leicht finden, wie überhaupt die Besprechung der Elemente in scharfer Ordnung nach Familien und Gruppen ein wesentlicher Vorzug dieses Büchleins ist. Dafs in einem Buche, das nicht Lehrbuch im engeren Sinne des Wortes, sondern in erster Linie ein Nachschlagebuch sein soll, weniger Gewicht auf eine methodisch-didaktische Entwicklung gelegt wird, ist erklärlich; aber der Verfasser hätte in dieser Verzichtleistung auf methodische Behandlung nicht so weit zu gehen gebraucht, dafs er in dem Abschnitte über allgemeine Chemie so ziemlich auf alle Ordnung verzichtet; die dort erläuterten Begriffe liefsen sich mit leichter Mühe in logisch richtigerer Reihenfolge nach einander behandeln. Hier hätte der Verfasser auch, nachdem er so viel und zwar gleich auf den ersten Seiten von elektronegativen und elektropositiven Elementen spricht, diese Begriffe erklären sollen, er hätte zum mindesten erwähnen sollen, dafs die Seite 2 angegebene Affinitätsreihe im grofsen und ganzen mit der elektrochemischen Reihe übereinstimmt. Ferner wäre eine nähere Angabe der Gründe, warum man die Elemente gerade so ordnet, wie die Tabelle Seite 21 angibt, sehr wünschenswert. Störend sind in der ganzen Arbeit trotz der Seite 2 angegebenen

Übersicht die zahllosen Abkürzungen, die zwar viel Raum ersparen, den Leser aber um so mehr Zeit kosten. Doch sind diese Fehler des Buches deshalb weniger ins Gewicht fallend, weil ja sein Wert vorwiegend in der wirklich gelungenen Behandlung der speziellen Chemie liegt.

Rudolphi Dr. M. Allgemeine und physikalische Chemie. Sammlung Göschen. Leipzig 1898. 193 Seiten. Klein 8°. Preis 80 Pfg.

Das Büchlein enthält in gedrängter Kürze einen Überblick über den gegenwärtigen Stand des Studiums der physikalischen Eigenschaften chemischer Elemente und Verbindungen; Verfasser teilt die wesentlichsten Forschungsresultate mit, legt kurz die angewandten Methoden dar und bespricht die wichtigsten Apparate. Im ersten Abschnitte werden die Gesetze der Physik im allgemeinen, sowie ihre Anwendungen auf chemische Atome und Moleküle, die Gesetze der chemischen Verwandtschaft und der chemischen Statik besprochen; die weiteren Abschnitte behandeln die Thermochemie, Photochemie, Elektrochemie und die magnetisch-chemischen Erscheinungen.

Die Darstellung ist so gehalten, dafs der Laie, der mit den Grundgesetzen der Physik, der Chemie sowie der elementaren Mathematik vertraut ist, dieselbe verstehen kann. Allerdings läfst sich nicht leugnen, dafs sich der Verfasser an manchen Stellen auf Kosten der Klarheit einer allzuknappen Ausdrucksweise bedient; so wird beispielsweise der Nichtsachverständige bei der auf Seite 32 gebotenen Ableitung der Zustandsgleichung der Gase niemals einsehen, warum die Anziehung der Moleküle dem Quadrate des Volumens umgekehrt proportional zu setzen ist; die Motivierung der Gleichung für das Molekularvolumen der Ameisensäure Seite 45 sowie der letzte Absatz in dem Abschnitte über geometrische Krystallographie sind unklar, ebenso die Behauptung, dafs in jedem Achsensysteme eines Krystalles mindestens eine Achse senkrecht stehen müsse; ihr widerspricht wenigstens bei dieser Ausdrucksweise der Verfasser selbst auf der nächstfolgenden Seite 49 bei Erklärung des triklinen Systems; die Tabelle über das periodische System der Elemente Seite 85 bedürfte einer viel eingehenderen Erklärung, falls der Leser wirklich eine Gesetzmäfsigkeit herausfinden sollte; die lateinische Bezeichnung Seite 102, Zeile 10, enthält zwei Fehler; von dem Begriffe Calorie spricht der Verfasser bereits, vor er ihn Seite 107 definiert. Aber abgesehen von diesen Schwächen ist das Büchlein, welches am Schlusse ein Namen- und Sachregister enthält und von der Verlagshandlung die übliche Ausstattung erhalten hat, empfehlenswert.

Klein Dr. J. Chemie. Anorganischer Teil. Sammlung Göschen. 2. verbesserte Auflage. Leipzig 1897. 163 Seiten klein 8°. Preis 80 Pfg.

Die neue Auflage dieses hübschen Büchleins ist im wesentlichen ein Abdruck der 1. Auflage, welche im 31. Jahrgange unserer Zeit-

schrift Seite 732 angezeigt wurde. Eine teilweise Umarbeitung haben namentlich die einleitenden Abschnitte erfahren; auch im weiteren Texte finden sich einzelne Änderungen, als deren wesentlichste wohl der Verzicht auf die Unterscheidung zwischen Metalloiden und Metallen bezeichnet werden darf. Von den bei der oben angegebenen Besprechung des Büchleins erwähnten Fehlern sind wenigstens die bedeutenderen verbessert.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Klassischer Skulpturenschatz.[1]) II. Jahrgang Heft 21—24, III. Jahrgang Heft 1—19. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann 1898—1899. (Preis des Jahrgangs von 24 Heften mit 144 Tafeln 12 ℳ, Preis des Einzelheftes 75 ₰; einzelne Tafeln werden nicht abgegeben).

Gerade ein Jahr nach der letzten Besprechung des vorzüglichen und erstaunlich billigen Werkes, das in Gymnasiallehrerkreisen wachsende Verbreitung und Anerkennung findet, kann wieder ein empfehlendes Wort für diejenigen, welche dasselbe noch nicht angeschafft haben, gesagt werden. Denn die inzwischen erschienenen Lieferungen erfüllen die hochgespannten Erwartungen vollauf: Stets in gleichem Maſse bewundern wir die geschickte Auswahl sowohl bekannter als auch bisher nur den Gelehrten zugänglicher Denkmäler der verschiedensten Epochen, sowie die hohe technische Vollendung der Autotypien. Mit Recht ist die italienische Renaissance in groſsen Namen, wie Donatello, auch diesmal wieder zahlreich vertreten; den Glanzpunkt bilden die 6 Tafeln mit den Abbildungen der Mediceergrabmäler von Michelangelo. Die Zahl der Blätter ist von 265 auf 402 gestiegen, und mit dieser Vermehrung wächst bei denjenigen Abonnenten, welche die einzelnen Richtungen der Kunst und Individualitäten der Künstler zu jeder Zeit zu überblicken auſser stande sind, das Gefühl der Unsicherheit und Verwirrtheit. Dem kann leicht abgeholfen werden durch Ordnung der Tafeln nach Zeit und Nationalität der Kunstwerke auf Grund des jedem Jahrgang beigegebenen Verzeichnisses. So wird man allmählich eine Übersicht über die Entwicklung der Plastik von den Griechen an bis in die neuere Zeit gewinnen, die Eigenart der Kunst der einzelnen Völker und deren Hauptvertreter erkennen, zugleich aber auch den hohen Bildungswert des „klassischen Skulpturenschatzes“ erst im vollen Umfange würdigen.

München. H. L. Urlichs.

Ad. Holm, Geschichte Siziliens im Altertum. 3. (Schluſs-) Band. Mit 8 Münztafeln in Lichtdruck, einer Karte, Nachtrag hauptsächlich zum I. und II. Band und einem Register über die drei Bände. Leipzig, Verlag von W. Engelmann 1898. XVI u. 754 S. Preis 18 M.

---

[1]) Siehe die Besprechungen Band 33 (1897) S. 631—33, 34 (1898) S. 148f. und 780.



Eine lange Pause liegt zwischen dem Erscheinen dieses Schlufsbandes von Holms Geschichte Siziliens im Altertum und dem der beiden ersten Bände (I-1870; II-1874); daher wartete man schon längere Zeit mit Sehnsucht auf diesen noch ausstehenden Band; denn erstens gibt es bisher eine vollständige Geschichte Siziliens bis zur Eroberung durch die Araber nicht, wenn man etwa absieht von dem kurzen Abrifs, welchen Freeman für die „Story of the Nations" geliefert u. wovon J. Rohrmoser 1895 eine deutsche Übersetzung unter dem Titel „Geschichte Siziliens unter den Phönikiern, Griechen und Römern" herausgegeben hat. Freemans grofse Geschichte Siziliens aber, wovon Prof. Lupus eine deutsche Bearbeitung übernommen hat, reicht nur bis zum Tode des Agathokles. Zweitens ist A. Holm vermöge seines langen Aufenthaltes auf der Insel, seiner genauen Kenntnis ihrer Geographie und Topographie, seiner engen Beziehungen zu den einheimischen Forschern wie Cavallari, Salinas, Orsi, Pais wie kein zweiter geeignet, diese Aufgabe zu lösen. So darf man denn auch diesen III. Band seiner Geschichte Siziliens als eine wertvolle Bereicherung der historischen Literatur betrachten.

Hinsichtlich der äufseren Anordnung unterscheidet sich der neue Band nicht von den früheren: die einzelnen Abschnitte werden zunächst in einem zusammenhängenden Texte behandelt, der bestimmt ist, auch im Zusammenhang gelesen zu werden; dieser Text umfafst S. 1 – 337. Daran schliefsen sich die umfangreichen, speziell für den Geschichtsforscher bestimmten Anmerkungen S. 338—512. Ein erster Anhang gibt ein Verzeichnis der römischen Beamten in der Provinz Sizilien S. 513—542; dann aber folgt noch, man möchte sagen, ein eigenes Buch (S. 543—760), nämlich eine Geschichte des sizilischen Münzwesens bis zur Zeit des Augustus, begleitet von VIII ausgezeichnet schönen Münztafeln, die dem Bande zur hohen Zierde gereichen. Es ist bekannt, wie Holm schon in seiner griechischen Geschichte wiederholt die Münzen einzelner Perioden, für welche uns die literarische Überlieferung im Stiche läfst, mit Geschick und Erfolg zur Aufhellung verschiedener Beziehungen der einzelnen Städte und Staaten zu einander herangezogen hat. Dies geschieht auch hier und zwar erfreute sich der Verf. hierbei der kundigen Beihilfe der hervorragenden Numismatiker J. P. Six und Fr. Imhoof-Blumer, denen dieser Band auch gewidmet ist.

Der Text enthält Buch 7, 8 und 9 der Gesamtdarstellung. Das 7. Buch schildert die Beziehungen zwischen Sizilien und Rom von der Aeneassage angefangen bis zur Einrichtung von Sizilien als Provinz; selbstverständlich nimmt die Erzählung von den beiden ersten punischen Kriegen einen breiteren Raum ein, weil hier die Quellen reichlicher fliefsen. Dagegen kann von Buch 8 an die sizilische Geschichte nur im Zusammenhang mit der römischen behandelt werden, und nicht immer tritt in dieser Sizilien besonders hervor; auch hat von jetzt ab die Geschichte der Insel vorzugsweise kulturhistorisches Interesse und gewinnt erst in den Kämpfen, welche der Begründung der Monarchie vorausgehen, wieder politische Bedeutung. Die beiden wichtigsten Kapitel dieses Abschnittes

sind die Sklavenkriege und der Prozeſs des Verres. Letzterer gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Lage der Provinz unter der Herrschaft der römischen Aristokratie eingehend zu schildern. Dadurch gewinnt dieser Band groſse Bedeutung für die Cicerolektüre und kann, wie der Verf. beabsichtigt, als ausführlicher Kommentar zu diesem Hauptwerke Ciceros betrachtet werden, und zwar sind Text und Anmerkungen hiefür in gleicher Weise heranzuziehen. Man sieht, schon um deswillen hat dieser Band auch für die Schule groſse Bedeutung und kein Lehrer, welcher die Verrinen mit seinen Schülern liest, wird versäumen, Holms Erläuterungen einzusehen, die besonders die Frage berücksichtigen, inwieweit Cicero, der Advokat, es mit der Wahrheit genau nimmt. (6 Kapitel des 8. Buches beschäftigen sich mit Verres.) Am Ende des Buches gewinnt die Geschichte der Insel durch die Persönlichkeit des Sextus Pompejus noch einmal politische Bedeutung. Hier möchte ich mir eine persönliche Bemerkung erlauben. In den „Abhandlungen aus dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft, W. v. Christ zum 60. Geburtstag gewidmet", (München 1891) habe ich S. 211—236 einen Aufsatz veröffentlicht: „Dio Cassius über die letzten Kämpfe gegen Sextus Pompejus, 36 v. Chr.", worin in Bezug auf I. die Seeschlacht bei Mylä; II. Marsch des Cornificius von Tauromenium nach Mylä; III. Die Entscheidung zur See bei Naulochos, nachgewiesen wird, daſs Dio Cassius hier auf Kosten der historischen Wahrheit sich allzusehr in eine Nachahmung des Thukydides eingelassen hat. Diese Abhandlung hatte ich seiner Zeit Holm übersandt, damit er namentlich bezüglich der für den Rückzug des Cornificius in Betracht kommenden topographischen Fragen die Sache prüfe; er hat mir brieflich seine völlige Zustimmung zu dem von mir gewonnenen Resultat ausgedrückt. Warum hat er nun auch in den Anmerkungen zu diesem Abschnitt gar nichts davon erwähnt? — Das 9. Buch behandelt Sizilien als Provinz unter den Kaisern, die Konstantinische Reichsverfassung, ferner die Gründung und die ersten Schicksale des Christentums in Sizilien. Bei dieser Gelegenheit kommt Holm auch auf die Katakomben zu sprechen und kann wenigstens einstweilen auf die ausgezeichneten Resultate der Forschungen unseres Kollegen F ü h r e r hinweisen, dessen „Forschungen zur Sicilia sotterranea" er inzwischen anderweitig gewürdigt hat. Eigene Abschnitte bilden sodann Sizilien unter deutscher Herrschaft, besonders der Ostgothen, Sizilien unter Byzanz (um 600). Hier erhalten wir wieder ein historisches Gemälde durch die Schilderung der liebevollen Thätigkeit des Papstes Gregor des Groſsen für die Insel, in kirchlicher wie in administrativer Beziehung. Die drei letzten Kapitel erzählen von den Kämpfen zwischen Byzanz und den Arabern, bis zur Eroberung Taorminas durch die letzteren i. J. 902.

Freuen wir uns, daſs es Holm vergönnt war, sein Lebenswerk zu vollenden! Wenn er selbst auch in der Vorrede zugesteht, daſs für die in diesem Bande behandelte Zeit noch viel zu thun übrig bleibe, insbesondere was die Verhältnisse in der Kaiserzeit anlangt, so hat er doch den Rahmen geboten, in den sich das Weitere fassen läſst. Jedenfalls verdient das Werk fleiſsige Benützung.

Griechische Altertümer von G. F. Schömann Vierte Auflage. Neubearbeitet von J. H. Lipsius. 1. Bd. Das Staatswesen. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1897.

Schömanns Griechische Altertümer waren zuerst 1855, sodann in zweiter Auflage 1863, in dritter 1871 erschienen; dafs seitdem das in dem Buche behandelte Gebiet durch die weitere Ausbreitung der griechischen Studien wie durch wichtige Entdeckungen und Funde eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat, weifs jeder, der sich irgend einmal damit beschäftigt hat. Trotzdem sollte das treffliche Handbuch auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gebracht werden; diese dankenswerte Aufgabe konnte nicht leicht eine geeignetere Persönlichkeit übernehmen als Prof. J. H. Lipsius, der ausgezeichnete Kenner der griech. Altertümer, der verdiente Neubearbeiter des „Attischen Prozesses von Maier und Schoemann"; da aber dabei an der ganzen Anlage des Werkes nichts geändert werden sollte, aufser was der gegenwärtige Stand unseres Wissens vom griech. Altertum verlangt, so war die von Lipsius übernommene Aufgabe keine geringe. Eine unliebsame Unterbrechung störte den Fortgang der Arbeit, indem nach der Drucklegung der ersten zehn Bogen 1891 der Verfasser durch amtliche Verpflichtungen an der Fortsetzung gehindert wurde. Freilich ergab sich so die Möglichkeit, die Fülle neuer Belehrung, welche des Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* brachte, dem Werke zu gute kommen zu lassen; denn der Druck des Werkes erstreckte sich über 6 Jahre. Was die eigene Arbeit anlangt, so spricht sich der Verfasser darüber in der Vorrede folgendermafsen aus: „Die vorgenommenen Änderungen kenntlich zu machen, verbot der Zweck des Buches. Doch weisen auf tiefer greifende Umgestaltungen die am Rande vermerkten Seitenzahlen der dritten Ausgabe. Auch die Anmerkungen mufsten da reichlicher ausfallen, wo neue Ergebnisse oder Belege einzuführen waren. Aber die Gründe meiner Entscheidungen in den zahlreichen strittigen Fragen durften überall nur angedeutet werden."

Vergleicht man nun Lipsius' Bearbeitung mit der 3. Aufl. des Buches, so ergibt sich Folgendes. Verhältnismäfsig am wenigsten Änderungen finden sich in den beiden ersten Hauptabschnitten: Das homerische Griechenland (S. 19—85). Das geschichtliche Griechenland: I. Allgemeine Charakteristik des griechischen Staatswesens. II. Geschichtliche Angaben über die Verfassungen der einzelnen Staaten (S. 85—197). Selbstverständlich werden die Resultate der Schliemannschen Ausgrabungen ebenso berücksichtigt wie die Folgerungen, welche Studniczka, Schliemann u. a. daraus gezogen haben: was Reichel über die homerischen Waffen beibringt, konnte nicht mehr verwertet werden. Der 3. gröfsere Abschnitt: Spezielle Darstellung der Hauptstaaten: A. Der spartanische Staat, welcher von S. 197—303 reicht, weist mehr Abweichungen gegenüber der 3. Auflage auf. Was zunächst die Lykurgische Gesetzgebung anlangt, so verwirft L. nicht unbedingt die Überlieferung von der Persönlichkeit des Lykurg, dagegen verwirft er die Nachricht von der Ackerverteilung, die Lykurg

vorgenommen haben soll; ebenso hat er auch bezüglich der Entstehung des Doppelkönigtums eine andere Ansicht als Schömann, der S. 238 meint, es liege darin eine Erinnerung, dafs die Aegiden sich mit den Herakliden vereint hätten zum Sturze des Pelopidenreiches unter der Bedingung, dafs jene das Königtum mit ihnen teilten. Lipsius findet es für wahrscheinlich, dafs damit den Ansprüchen von zwei ursprünglich selbständigen Gemeinwesen und ihrer Herrscherhäuser Rechnung getragen worden sei, fügt aber ausdrücklich hinzu, man dürfe dabei nicht an die Vereinigung einer dorischen mit einer achaiischen Gemeinde denken wollen. Der nächste Abschnitt B. Der kretische Staat S. 303—323 erfuhr natürlich eine Erweiterung und Vertiefung durch die Berücksichtigung des von Fabricius und Halbherr 1885 aufgedeckte Zwölftafelgesetz von Gortyn auf Kreta, an das sich weitere, ältere und jüngere Inschriften aus Kreta angeschlossen haben. Am meisten verändert ist das Kapitel C. Der athenische Staat (S. 324—578) hauptsächlich infolge der neuen Nachrichten, welche der *Ἀϑηναίων πολιτεία* des Aristoteles verdankt werden. Der Umstand, dafs Lipsius S. 336—343 ein ganz neues Kapitel „Die drakontische Verfassung" eingefügt hat, beweist, dafs er diese drakontische Verfassung für echt hält, wenn er auch wegen verschiedener Incongruenzen mit der übrigen Darstellung vermutet, dafs dieser ganze Abschnitt von Aristoteles erst später eingefügt worden ist. Auch sonst mifst der Verfasser der Schrift des Aristoteles die höchste Autorität zu und legt sie nicht blofs der Verfassungsgeschichte sondern auch der Darstellung des athenischen Stastswesens im einzelnen zu grunde, ohne freilich überall die Widersprüche zu beseitigen, welche sich aus Aristoteles ergeben, zumal wenn man andere antike Quellen damit vergleicht. Abgesehen von den sogenannten Staatsaltertümern behandelt ein Kap. 11 auch Bürgerliche Sitte und Lebensweise, also die Privataltertümer in gedrängter Übersicht; dagegen findet man Heerwesen und Kriegführung nicht eigens dargestellt. Das letzte Kapitel 12: Spätere Verhältnisse bis auf die Römerherrschaft geht über kurze Andeutungen nicht hinaus.

München. Dr. J. Melber.

Schenk, Direktor Dr. K., Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Teil III. Quarta. Altertum. Leipzig, B. G. Teubner. Ausgabe A für Gymnasien. Preis M. 1.20. Ausgabe B für Realanstalten. Preis M. 1.50.

Das „in voller Übereinstimmung mit den in den preufsischen Lehrplänen und Lehraufgaben v. J. 1892 aufgestellten Grundsätzen" ausgearbeitete Lehrbuch der alten Geschichte für den ersten Unterricht unterscheidet sich von der Mehrzahl ähnlicher Bücher durch gemeinverständliche Sprache, sowie durch Beschränkung auf die beglaubigte Geschichte.

In beiden Punkten ist vielleicht des Guten zuviel geschehen. Dafs Verf. die Form der Erzählung gewählt hat, ist in Anbetracht

der Altersstufe, für welche das Buch bestimmt ist, gewifs zu billigen. Aber manche Ausdrücke werden schon den jugendlichen Leser zur Kritik auffordern, so S. 70[1]: „Marius' Auge glühte ihn (den cimbrischen Knecht) so finster an, dafs er das Schwert wegwarf und floh." Ähnliche Fehlgriffe im Ausdruck finden sich nicht selten, wie denn nur ein Schritt ist vom Schönen und Wirksamen zum Geschmacklosen. Auch die „Verdeutschungen" gehören hierher; Sch. bringt es fertig, die alte Geschichte zu erzählen, ohne, soviel ich sehe, das Wort Sklave zu gebrauchen; aber erweckt das Wort Knecht (auch mit dem gelegentlichen Zusatz unfrei) dieselbe Vorstellung, wie das Wort Sklave? Und ist dieses Wort ein „Fremdwort"? Aber auch Wörter wie adoptieren, Proskriptionen darf man dem Quartaner unbedenklich zumuten; sie kommen ihm nicht fremdartiger vor als — wenigstens dem Süddeutschen — die Hufen und Bauernstellen, die Klumpräder und die Darbietungen der Gaukler. Sch. vermeidet auch längst eingebürgerte Ausdrücke, wie Orakel, Republik, Äquator, und übersetzt die Liktoren durch Büttel; diese und andere Verdeutschungen z. B. Hundsköpfe statt Kynoskephalä[2]) wären besser in Klammern beigefügt, wenn man nicht lieber bis zum griechischen Unterricht damit warten will. Auch in den Erklärungen deutscher Wörter ist kein rechtes Mafs: während die Ausdrücke Standesgenossen, Söldner, Hochverräter, selbst Thalkessel erklärt werden, fehlt für die schwierigeren Steuerpächter und Estrich eine aufklärende Bemerkung; andere Erklärungen sind undeutlich, wie die der Tagegelder, oder zu langatmig, wie die der Triere. Die Bevorzugung neuer Namen und Schreibweisen (Naragarra statt Zama, Ariowist u. ä.) wird manchen Lehrer stören, manchen Schüler die durch unvorsichtigen Gebrauch der Pronomina entstandene Undeutlichkeit (z. B. S. 60 u. 68). Anscheinende Widersprüche finden sich in der Schilderung des Pisistratus S. 13 f. Manches dürfte auch für diese Stufe zu hoch sein, so der Begriff Bundesstaat, der Staat der Seeräuber endlich wäre besser als Raubstaat, denn als Kriegerstaat bezeichnet worden.

Der Ausschlufs der Sagengeschichte ist in der Vorrede unter Wiedergabe einer früheren Abhandlung des Verfassers[3]) ausführlich begründet. Wenn auch dem Verf. zugegeben werden mufs, dafs die beglaubigte Geschichte reich genug ist an bedeutenden und herzerhebenden Zügen, so ist doch die Befürchtung, dafs durch die Hervorhebung von Mucius Scävola und Clölia politischer Meuchelmord und Vertragsbruch als preiswürdig erscheinen müsse, eine übertriebene. Auch der Knabe hat schon ein Gefühl für den Unterschied der Zeiten. Vorläufig lernt er aus solchen Geschichten Römergesinnung kennen; er billigt daran Wagemut und Selbstaufopferung, über den moralischen Wert jener Handlungen bildet

---

[1]) Im Folgenden ist nach der Ausgabe A citiert.

[2]) Sch. schreibt übrigens Cynoscephalä, aber Krassus und Katilina, wogegen nichts einzuwenden ist, falls er Zynoszephalä spricht (?). Ob es notwendiger war bei Katilina die betonte Silbe anzugeben als bei Sipylus und Mykale, lassen wir dahingestellt; die Betonung Kleŏbis aber ist kaum zu rechtfertigen.

[3]) Vgl. Zeitschr. für Gymn.-W. 1895, S. 396—410.



er sich zunächst ein naives Urteil, das erst später durch Vergleichung ähnlicher Handlungen reifen wird. (Sch. nennt den Mordversuch des Friedr. Staps, man kann auch an die ihr Ehrenwort brechenden französischen Offiziere von 1870 erinnern)[1]. Dafs übrigens die völlige Scheidung des Gebietes der Sage und der Geschichte zugleich eine Beseitigung alles moralisch Bedenklichen ermöglicht, behauptet auch der Verf. nicht. Diese Scheidung hat Sch. auch gar nicht durchgeführt: die Herakliden, Kodrus, Lykurg und Aristomenes werden doch (und mit Recht!) erwähnt, und wenn in der römischen Geschichte die Könige gerade nur genannt sind und statt der Servianischen Verfassung gleich die „freistaatliche" V. erscheint, so hat man doch manchmal das Gefühl, als sollten da Bäume gepflanzt werden, denen die Wurzeln abgehauen sind: der Einflufs der Sabiner, die Entstehung der beiden Stände, die Bedeutung der Auspicien u. a. m. wird dem Knaben doch am besten aus der Geschichte der Königszeit klar, wobei nicht ausgeschlossen sein soll, dafs man auf eine verständige Art dem Schüler nahebringt, wie in jener frühen Zeit Sage und Geschichte noch ineinander verflochten sind.

Im übrigen kann man die Auswahl des Stoffes bei Sch. billigen; manche freilich werden die Namen des Baumeisters des Piräus und des Schöpfers des Hermannsdenkmals für entbehrlich halten, auch wohl die Vorgeschichte des Pyrrhus und des Thals Bagistana, werden dagegen S. 65 den Lusitanerkrieg und anders vermissen; doch welches Lehrbuch befriedigt in dieser Beziehung alle Lehrer?

Die Ausgabe B, deren höherer Preis sich durch die Beigabe von vier Karten erklärt, ist für Realanstalten bestimmt. Eine Anzahl geographischer Einzelheiten (Thal Tempe, Helikon, Kopaisebene; warum nicht auch die Sabeller und Japyger?) und sonstige Angaben (Dionysien, Panathenäen, das Gefecht von Munychia), freilich auch Wichtigeres, wie der Gegensatz der Dorier und Jonier im peloponn. Krieg, sind hier preisgegeben. Im ganzen sind etwa 8 Seiten eingespart. Auch die Zeittafel ist entsprechend gekürzt. – Druckfehler habe ich nur unbedeutende angemerkt (z. B. S. 11 oben); S. 61 ist wohl 203 statt 205 zu lesen; S. 63 gehört der 4. Abschnitt vor den 3., S. 79 folgt auf den zweiten Bürgerkrieg der vierte.

Wir fassen unser Urteil über das Buch dahin zusammen, dafs es wohl verdient, im Unterricht erprobt zu werden, dafs es aber im einzelnen noch verbesserungsbedürftig ist.

Schenk, Direktor Dr. K., Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Teil VII. Obersekunda. Altertum. Ausgabe A für Gymnasien. Ausg. B für Realanstalten. Preis M. 2,40.

[1] Zufällig wird die Frage, ob politischer Mord als Meuchelmord zu betrachten sei, in den zwei gröfsten politischen Bekenntnissen der jüngsten Zeit gestreift: Treitschke in seiner Politik wagt es, Charlotte Corday zu rechtfertigen, Bismarck in seinen Erinnerungen erzählt, dafs ihm als Schüler Wilhelm Tells That verwerflich erschienen sei.

Das Vorwort dieses Bandes, welcher von dem neuen im Teubnerschen Verlag erscheinenden Lehrbuch der Geschichte zuerst veröffentlicht wurde, gibt Aufschlufs über die leitenden Gesichtspunkte: erzählende Darstellungsweise (s. o.), Minderung des „thatsächlichen Stoffes", übersichtliche Anordnung (auch durch Randbemerkungen „nach Mommsens Beispiel"), endlich Vertiefung der Auffassung durch gröfsere Rücksichtnahme auf die Kulturgeschichte. In diesem letzten Punkt dürfen wir wohl die Eigenart des vorliegenden Buches sehen: „Eine noch so treffende Schilderung der Ausnahmezustände, der Kriege, eine noch so hingebungsvolle Betrachtung der Thätigkeit derer, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, reichen allein nicht aus; die Arbeit auf allen Gebieten, die Einwirkung der politischen Ereignisse auf alle Volksgenossen, das Denken und Thun auch des kleinen Mannes sind zu berücksichtigen". So beginnt das „hie Lamprecht, hie Ranke!" bereits in den Schulbüchern widerzuhallen. Wir werden uns wohlweislich hüten, diesen grofsen Streit hier durch ein kleines Geplänkel herabzuziehen;[1]) wir wollen uns aber auch nicht einfach auf die bisherige Übung und das „quieta non movere" berufen, sondern betrachten, wodurch Sch. sein Ziel zu erreichen sucht. Was läfst er vom herkömmlichen Stoff weg und was setzt er an die Stelle? Es fehlen nicht nur die griechischen Sagen, sondern auch Persönlichkeiten wie Hephästion, es fehlen in der römischen Geschichte nicht nur die Mucius Scävola, Horatius Cocles u. s. w., sondern auch M. Valerius Corvus, T. Manlius Torquatus, Fabius Rullianus und L. Papirius Cursor. Dafür erfahren wir die Einrichtung des griechischen und römischen Hauses, die Einzelheiten der Kleidung und Nahrung, es werden z. B. die römischen Weinsorten wiederholt aufgezählt (S. 105 und 146, an der letzteren Stelle mit der seltenen Sorte „Amineer"), endlich viele Namen aus der Literatur- und Kunstgeschichte (z. B. die beiden Kunstrichtungen in der römischen Kaiserzeit). Wodurch wird nun die Auffassung mehr vertieft oder — einfacher ausgedrückt — was ist für den Schüler besser zu wissen: jene, von Sch. gestrichenen, Vertreter der römischen virtus oder diese, von Sch. aufgenommenen, Angaben aus der Kulturgeschichte?[2]) Die Antwort kann für denjenigen, welcher die Aufgabe des Gymnasiums nicht nur in der Vermittlung eines bestimmten Quantums von Wissen, sondern auch in der Bildung des Charakters sieht, nicht zweifelhaft sein. Nun hat Sch. die ethische Bedeutung des Geschichtsunterrichtes nicht etwa verkannt, er läfst es an Wertschätzung der grofsen Persönlichkeiten nicht fehlen, am Schlusse der griechischen wie der römischen Geschichte fafst er die Bedeutung

[1]) Schenk bemüht sich übrigens, beiden Richtungen das Gute abzugewinnen, etwa wie sich in dem bekannten Briefwechsel zwischen Lamprecht und Kämmel eine Verständigung oder doch ein modus vivendi angebahnt hat.

[2]) Innerhalb der Kulturgeschichte wiederholt sich noch einmal dieser Gegensatz zwischen dem ethischen und dem materiellen Gesichtspunkt, wenn z. B. von den Ziegeleien und „sogar Filzfabriken" der römischen Senatoren die Rede ist, dagegen nichts gesagt wird von dem Einschreiten Domitians gegen die Philosophen. Ebenso wird man die Bemerkungen über die Liederlichkeit in den Bädern und die Sittenlosigkeit in den Grofsstädten für entbehrlich halten.

der betreffenden Kulturvölker in einzelnen Sätzen zusammen, und auch an anderen Stellen fehlt es nicht an ähnlichen Hinweisen, aber das viele Beiwerk drängt sich überall störend vor.[1] Der Verf. scheint uns dabei zweierlei aufser acht zu lassen: 1. dafs solche Abschnitte wie S. 48, 71, 124 ff. sich doch nicht zur zusammenhängenden Besprechung in der Klasse eignen; 2. dafs die Lektüre der Klassiker gar vieles von dem, was hier, systematisch geordnet, erdrückt und abstöfst, auf eine zwanglose und viel gefälligere Art dem Schüler nahebringt.

Die Einseitigkeit in der Auswahl des Stoffes einmal zugegeben, ist die Gruppierung des Inhalts im ganzen wohlgelungen. Die zeitliche Anordnung ist öfters der sachlichen geopfert, so sind die Volksfreunde Cassius — Manlius vor der Einrichtung des Triumvirats erwähnt, die Verschwörung des Philotas ist mit der Meuterei zu Opis zusammengenommen S. 95, nachdem schon auf der Seite vorher von Verschwörungen die Rede gewesen war. S. 134 ist ein a, auf das kein b folgt. Von sonstigen sachlichen und sprachlichen Bedenken, die mir bei der Durchsicht des Buches gekommen sind, erwähne ich den oft unvermittelten Wechsel zwischen dem Praesens historicum und dem Praeteritum, z. B. S. 75 und 131; das Schwanken zwischen gewagten Wendungen wie „die Messenier, soweit sie nicht das Schwert gefressen“ und einem zu trivialen Ausdruck „so wie so“, „das Fleisch (der Parthenos) bestand aus Elfenbein“, „die noch verhältnismäfsige Armut“. Fremd berühren die z. T. aus der Abneigung gegen Fremdwörter gewählten Ausdrücke „eigentliches Werk“ (st. Original), „Neuort“ und „Neuland“ (st. Kolonien), „Warmbad“ (st. Thermen). In der Betonung der langen, bezw. betonten Silbe ist wenig Folgerichtigkeit zu erkennen; Kambyses und Polyklēt sind bezeichnet, bei Eurymedon und Selinus fehlen die Zeichen; Hyphāsis ist wohl nicht zu rechtfertigen. Druckfehler habe ich S. 43, 61, 72, 87, 120, 121, 122, 129 bemerkt, einige besonders störende sind im Anhang erwähnt oder in der Ausgabe B stillschweigend verbessert. In der Zeittafel erscheint (in A und B) 772 als Jahr des Untergangs des Reiches Israel; die secessio von 494 ist der erste Auszug genannt, während doch ein 2. nicht erwähnt ist; die Kloaken und Andronikus sind in den Grofsdruck geraten, Ennius ist zweimal erwähnt; an Zahlen wie Philipp II. von Macedonien und 9 v. Chr. als Jahr der Varianischen Niederlage sollte nicht gerüttelt sein.

In der Ausgabe B, um auch über diese ein Wort zu sagen, fehlen die griechischen und lateinischen Citate, sowie einige sprachliche Bemerkungen, z. B. die vergleichende Gegenüberstellung der indogermanischen Wörter, dafür ist mehr Geologisches, auch Klimatologisches geboten. Ob freilich dergleichen nicht besser in die Physik-

---

[1]) Ein Übermafs begegnet namentlich auch in den geographischen und statistischen Vergleichen, z. B. S. 11 ff, S. 63 f., S. 102 ff., auch in dem für Quarta bestimmten Buch ist S. 1 Griechenland nicht nur mit „der Hälfte von Süddeutschland, mit Elsafs-Lothringen“, sondern auch mit der Insel Ceylon und „nicht ganz Haiti“ verglichen. Sunt certi denique fines!

und Geographiestunde, manches auch (wie die Erklärung der immergrünen Blätter) in den naturkundlichen Unterricht gehört? Beigegeben ist eine recht übersichtliche Tafel, welche das griechische und römische Privathaus, das griechische Theater und die Entwickelung des griechischen Tempels veranschaulicht; ein weiteres Heftchen mit Bildern zur Kunst- und Kulturgeschichte wird in der Vorrede in Aussicht gestellt.

Wir empfehlen das reichhaltige und schön ausgestattete Buch Schenks zunächst allen Geschichtslehrern, welche sich für eine ausführliche Behandlung der Kulturgeschichte interessieren;[1]) das Buch geradezu zur Einführung an den bayerischen Gymnasien zu empfehlen, verbietet wohl schon der Umstand, dafs uns nur zwei Wochenstunden in der 6. Klasse für den umfangreichen Stoff zur Verfügung stehen (und allenfalls noch 4 Wochen in der 7. Kl.), während in Norddeutschland drei Wochenstunden der Obersekunda darauf verwendet werden können.[2])

Zweibrücken. H. Stich.

Dr. Hermann Rolfus, Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte, ergänzt und erläutert durch Anmerkungen. Für erweiterte Schulanstalten und zum Selbstunterricht. Vierte, verbesserte und bis auf die neueste Zeit geführte Auflage. I. Abteilung: Das Altertum. II. Abteilung: Die mittlere Zeit. III. Abteilung: Die neue Zeit. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 1896. VIII u. 203 Seiten; IV u. 178 Seiten; V u. 277 Seiten. Preis M. 1,60, 1,40 und 2.

Rolfus' Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte bietet so viel des Eigenartigen und zwar meist im guten Sinne des Wortes, dafs er, obwohl eine weitgehende Benützung desselben als Schulbuch an den bayerischen Gymnasien kaum zu erhoffen ist, doch in unseren Blättern nicht unbesprochen bleiben darf. Um jedoch möglichst wenig Raum zu beanspruchen, mag sich die nachstehende Besprechung lediglich auf den dritten Teil beschränken.

Zunächst nicht für Gymnasien, sondern für Real- und Gewerbeschulen, Schullehrerseminarien und höhere Töchterschulen geschrieben, hat das Buch in einem Vierteljahrhundert vier Auflagen erlebt, ein Erfolg, der für dasselbe zu sprechen geeignet ist. Die ihm seitens der Verlagshandlung nunmehr zugewendete äufsere Ausstattung verdient im übrigen Anerkennung; nur hätten für den vielen Kleindruck

---

[1]) Es sei erlaubt bei dieser Gelegenheit auf die früher erschienenen Belehrungen des Herrn Verfassers über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen hinzuweisen; vgl. Bd. 32, S. 773 ff. dieser Zeitschrift.

[2]) Nach Niederschrift des Obigen kam mir die Anzeige des Schenkschen Buches von Endemann (Zeitschrift f. Gymn.-W. 1898, Nov.) zu Gesicht. Ich möchte nicht verschweigen, dafs das Urteil Endemanns wesentlich günstiger lautet als das meinige. Um so mehr möchte ich alle Kollegen, welche von den bei uns eingeführten Lehrbüchern der Geschichte nicht befriedigt sind, auf die eigene Lektüre des Buches verweisen.

gröfsere Lettern gewählt werden sollen. Der angesetzte Preis ist in Anbetracht des Gebotenen ein recht mäfsiger zu nennen.

Was dem Buche gegenüber vielen andern eignet, das ist der in ihm rückhaltlos vertretene katholische Standpunkt, das reiche Material, die verhältnismäfsig grofse Verlässigkeit der Data, die meist schulgemäfse, klare und korrekte Diktion, die lobenswerte Sauberkeit in Fragen der Orthographie, die zahlreichen Winke für die Aussprache von Fremdnamen, die im ganzen sorgfältige Rücksichtnahme auf die nähere Bestimmung der Lage weniger bekannter Städte und Örtlichkeiten.

Obwohl der im allgemeinen wie im einzelnen vertretene katholische Standpunkt des Buches seiner Einführung an protestantischen und an paritätischen Schulen hinderlich im Wege steht, sollten es die Lehrer auch solcher Anstalten doch nicht unterlassen, aus Rolfus' Leitfaden manche Anregung für den Unterricht oder wäre es auch nur für die Prüfung auf den Wert oder Unwert der Angaben und Urteile zu erholen. Übrigens sei nach dieser Seite noch bemerkt, dafs sich gegenüber andern Konfessionen Verletzendes nicht findet, wofern nicht etwa die Vertretung von Prinzipiellem in einem geschichtlichen Schulbuche als verletzend erachtet wird.

Das Buch soll auch dem Selbstunterrichte dienen. Damit hängt zusammen, dafs es früher in zwei gesonderten Ausgaben erschien, deren eine nur für den unmittelbaren Schulgebrauch bestimmt war, die andere zugleich dem ersteren Zwecke dienen sollte. Diese Ausscheidung ist in der 4. Auflage beseitigt; die weiteren Ausführungen sind nur mehr in der Form von Anmerkungen dem Grofsdrucke angefügt. Ferner hängt damit zusammen der, wie bereits angedeutet, ungewöhnlich grofse Reichtum des namentlich im 3. Teile verwerteten Materiales. Geht man mit dem Verf. davon aus, dafs diese Anmerkungen der freien Lektüre des Schülers überlassen bleiben und gerade das bieten sollen, was, ist er der Schule entwachsen, zum Selbstunterrichte zu dienen habe, so wird gegen sie nicht viel zu erinnern sein, wenn sie anders des Lernens Wertes enthalten. Gerade dies aber läfst sich von allem in den Anmerkungen Enthaltenen sicher nicht behaupten. Hieher gehört beispielsweise die Notiz auf S. 4, dafs in Reutlingen ein württembergischer Forstknecht im Streite erschlagen wurde; ferner S 6 die Schimpfereien Luthers auf den Dominikaner Prierias (vgl. auch S. 8 und 15 f.); die Belehrung der S. 11, dafs sich nach Mafsgabe des sogenannten „Sterbfalles“ der Herr beim Ableben einer Bäuerin das beste Gewand nehmen durfte; dafs ein Pfeifer aufspielte, während die Aufrührer den Grafen und die Ritter durch eine mit vorgestreckten Spiefsen gebildete Gasse jagten, und dafs die Gräfin auf einem Mistwagen nach Heilbronn gefahren wurde (S. 12); dafs Luthers verarmte Witwe Kostgänger an ihren Tisch nehmen mufste (S. 14); dafs sich Melac einen Bruder des Teufels nannte (S. 58); dafs der Bischof von Antwerpen vom Kaiser Joseph II. Hausarrest erhielt (S. 76); dafs der Prinz Don Carlos einen Schuster zwang, ein Paar mifsratene Stiefel in Stücke zu zerhacken und hinabzuschlucken (S. 86);

die drastische Erzählung von der Mifshandlung des lebenden und des toten Schweizerbauern Leuenberg auf S. 95; die Vorführung der Künste Godoys, die ihn zu seinem hohen Range verhalfen (S. 148); die umständliche Erzählung von der Gefangennahme Pius' VII. durch den General Radet (S. 149); die Bemerkung auf S. 173, dafs Ferdinand VII. von Spanien die Bosheit auf die Jesuiten ablud und die Thorheit für sich allein behielt; die Bemerkung auf S. 242, dafs Herders Werke 60 Bände umfassen, was doch nicht von allen Ausgaben gilt, und was dergleichen mehr ist. Geschichtliche Schulbücher haben, auch wenn ausführlich gestaltet, Belangreicheres zu berichten als derartigen Kleinkram.

An sachlichen Einzelheiten empfehlen sich folgende zur Abänderung. Was der Schüler unter Silbergallionen zu verstehen hat, erfährt er erst S. 86, nicht S. 29. Dafs sich in allen Reichen die Nebenlinien stets feindselig gegen das regierende Haus benahmen, wie S. 36 behauptet wird, gilt doch nicht so ganz ausnahmslos. Dafs der Kaiser Rudolf II. in seinen absonderlichen Liebhabereien mit dem unglücklichen Könige Ludwig II. von Bayern manche Ähnlichkeit hatte, ist weder richtig, da diese Liebhabereien meist verschiedener Art waren, noch gehört es überhaupt in ein Schulbuch (S. 41). S. 45 waren „die drei kühnsten Freibeuter“ namhaft zu machen. S. 53 war nicht das in Unterfranken gelegene Allersheim zu nennen, sondern Alerheim bei Nördlingen. S. 58 handelt es sich nicht um den 1679 abgeschlossenen Frieden von S. Germain en Laye, sondern um den Nimweger Frieden von 1678. S. 64 war zu schreiben König in Preufsen, nicht von Pr. Maria Theresia war nicht Karls VI. einziges Kind; ihre Schwester war an ihren Schwager Karl von Lothringen vermählt (S. 70). Kaiser Sigismund hatte Albrecht von Österreich nicht mit Bayern belehnt, sondern nur mit dem Straubinger Gebiete des 1425 verstorbenen Johann von Lüttich und mit den oberpfälzischen Lehen (S. 76). Nicht Karl II. wurde auf Cromwells Antrag verurteilt, sondern Karl I. (S. 79). Auch S. 80 werden Jakob I. und J. II. mit Jakob II. und J. III. verwechselt. S. 90 wird gesagt, Neapel sei „wieder“ statt „schliefslich“ an Aragonien gefallen. S. 107 wird Ulrike Eleonores Gemahl als Friedrich VI. bezeichnet, wohl nur ein aus Pütz herüber genommenes Versehen. Die Jesuitenvertreibung erfolgte in Frankreich 1764, in Spanien 1767, also nicht „sieben Jahre darauf“ (S. 114). Die Königliche Sitzung gehört dem 23. Juni 1789 an, nicht dem 27. Juni (S. 125). Dafs die Prinzessin Elisabeth Ludwigs XVI. Schwester war, wird dem Schüler S. 128 bemerkt, nicht S. 127. Obwohl sich der Anlafs zur Bezeichnung Sansculottes nicht mit Bestimmtheit feststellen läfst, so ist doch sicher, dafs man sie nicht von der auffällig nachlässigen Kleidung herzuleiten hat (S. 133). Der amtliche Name war nicht Parthenopeische Republik, sondern Neapolitanische (S. 137 f.). Den Fürstenmord nach einem alten Witzworte als eine Einrichtung „russischen Gebrauches“ zu kennzeichnen, eignet sich nicht für ein Schulbuch (S. 208). S. 215 sind die Wiener Schlufsakte vom 9. Juni 1815 als Wiener Friede vom 4. Juni vorgeführt.

So gut die Diktion des Buches im allgemeinen ist, so fehlt es doch auch in dieser Beziehung nicht an zu beanstandenden Einzelheiten. Es steht z. B. unserem Schulbuche nicht gut an, dafs es Heinrichs VIII. von England letztere sechs Frauen im Gegensatz zur „Gemahlin“ Katharina von Aragonien seine „sechs Weiber“ nennt (S. 31); oder wenn es eine so gar kräftige Ausdrucksweise wählt, wie z. B. der Herzog von Orleans (der Regent) S. 124 als „ein Ausbund von Lasterhaftigkeit“ erscheint, oder wie S. 127 ein Wort von Mirabeaus Vater berichtet wird, „er belasse den Sohn auf dem Misthaufen seiner Verbrechen“, oder wie S. 129 von „wütendsten Bluthunden“ die Rede ist. Aber auch auf die sprachliche Korrektheit wird es das eine und das andere zu prüfen sein. Wieder nur ein paar Beispiele! S. 2 heifst es: „Auf der Synode im Lateran wurde beschlossen, dafs eine mit Simonie vorgenommene Papstwahl ungiltig sei, und (dafs) die Wähler und alle, die zu derselben gewirkt (sic), kanonischen Strafen verfallen sollten“. S. 12: „Die Aufrührer, nachdem sie eingedrungen waren, bildeten eine Gasse“; S. 13: „Als der Kaiser gebot, so reisten die Fürsten ab“ (vgl. S. 46: „Als der Friede geschlossen war, so wurde der Kaiser mifstrauisch“); S. 49 bietet „den Übergang über den Lech erwehren (sic); S. 106: die Königin Christine versammelte die gelehrtesten Männer um sich herum“; S. 130: „der Konvent dekretierte Robespierre in Abgang“; S. 133: Carrier liefs 60 erschossene Lumpensammler hinrichten“; S. 173: „bei Unterschreibung der Konstitution“; S. 254: „Verles halten“; S. 263: „der Palast wurde in die Luft zu sprengen versucht“; S. 266: „Crispis Nachfolger waren bald verbraucht“. S. 103 findet sich eng nebeneinander dreimal das Wort „sehr“; S. 136 dreimal das Wort „ungeheuer“.

Im Hinblick auf die Orthographie wird künftig der mehrfach unbegründete Wechsel zwischen C und K in der Schreibung von Wörtern zu berücksichtigen sein, wie Cambray und Crespy, aber Pikardie; Connetable und Scudi, aber Bakkalaureus und so auch Bikokka, Kanisius, Skultetus, Arkos, Lukka, Fiesko, Paskale. S. 67 bietet Fink statt Finck; S. 1 die Einzelnen und S. 263 ein Einzelner; S. 125 sein mögliches und S. 259 ein leichtes; S. 241 bellettristisch; S. 150 u. 164 Jemmapes, dagegen S. 132 Jemappes.

So weitgehend für die richtige Aussprache von Fremdnamen Winke erteilt werden, sind doch nicht gerade wenige unberücksichtigt geblieben. Diese Andeutung wird dem Verf. genügen, Nachlese zu halten.

S. 103 wird der Wert einer Kopeke angegeben; mit den des öftern vorkommenden Rubeln, Piastern und Dollars, Livres und Scudi, Kronen und Dukaten hätte ebenso verfahren werden sollen. Wenn S. 45 lediglich von 30 Millionen ohne weitere Bezeichnung die Rede ist, so wird dem Schüler ein völlig ungreifbares Phantom geboten.

Auch die nähere Bestimmung von Örtlichkeiten bedarf da und dort der Verbesserung. S. 10 und 22 z. B. wird Ingolstadt ohne Beisatz genannt; gemeint ist an ersterer Stelle das unterfränkische, an letzterer das oberbayerische.

Diese und derlei Mängel schmälern den Wert des im grofsen und ganzen guten Buches nicht in erheblichem Grade. Es sei indes in Anbetracht seines vielen Guten trotzdem zu wohlverdienter Beachtung bestens empfohlen.

Dr. Johannes Bumüller, Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Auflage, in gänzlich neuer Bearbeitung von Direktor Dr. Simon Widmann. In 3 Teilen gr. 8⁰. I. Teil: Geschichte des Altertums. (XVI u. 468 S.) 1895. 4 Mk. II. Teil: Geschichte des Mittelalters. (XII u. 384 S.) 1896. Mk. 3.30. III. Teil: Geschichte der Neuzeit. (XIV u. 743 S.) 1897. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshahdlung. 6 Mk.

Den „alten Bumüller“ vergleicht der neue Herausgeber zutreffend mit einem den modernen Anforderungen nicht mehr entsprechenden Hause, dessen Grundmauern und Gebälk noch gut sind, während das Gebäude sonst mannigfacher Änderungen bedurfte. An solchen Abänderungen, wie sie von den Errungenschaften einer fortgeschrittenen Zeit erheischt wurden, liefs es Widmann bei der Herstellung der 7. Auflage wahrlich nicht fehlen, und, was mehr ist, er brachte sie mit Sorgfalt und Verständnis, mit Glück und Geschick zur Ausführung. So hat der Bau an Wohnlichkeit in allen seinen Räumen beträchtlich gewonnen; aber auch für ein gefälliges Äufsere ist seitens der Verlagshandlung anerkennenswert Sorge getragen worden. Wie das Buch nunmehr vorliegt, sind an ihm, abgesehen von der verhältnismäfsig grofsen Reichhaltigkeit des Inhaltes, namentlich zu rühmen die lichtvolle Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit, die grofse Verlässigkeit der Data, die teils völlige Ausscheidung von sagen- und anekdotenhaften Überlieferungen, teils ihre Kennzeichnung als solcher, die edle Wärme für vaterländische Interessen, das mafsvolle Urteil in politisch oder konfessionell heiklen Fragen, die ausreichende Heranziehung des kulturhistorischen Materiales, die wohlgeordnete Darlegung genealogischer Verhältnisse, die zweckdienlich hergestellten Zeittafeln der wichtigsten Begebenheiten, endlich die ansprechende und korrekte, alles phrasenhaften Aufputzes bare Diktion, Das Buch ist zunächst für weitere Kreise geschrieben, eignet sich aber für unsere Zwecke vorzugsweise zur Einstellung in die Schülerlesebibliotheken. Obwohl es prinzipiell den katholischen Standpunkt vertritt, so bethätigt es doch diese Vertretung in einer Weise, an der auch protestantische Schulen einen ernsteren Anstofs kaum zu nehmen brauchen und auch schwerlich nehmen werden.

In Übereinstimmung mit diesem Urteile finden sich über die beiden ersten Bände auf S. 509 und 681 des XXXII. Bandes unserer Blätter ein paar kurze Notizen. Zum 3. Bande seien im folgenden etliche Einzelheiten angereiht, um den Herausgeber an Beispielen auf das eine und das andere Verbesserungsbedürftige aufmerksam zu machen.

Während sonst zahlreiche in Schulbüchern nachgerade traditionell gewordene Irrtümer dankenswert richtig gestellt sind, findet sich S. 156 Allersheim statt Alerheim, S. 157 Zufsmarshausen statt Zusmarshausen, S. 212 Aitenbach statt Aidenbach, S. 265 f. und 307 Fontenai statt Fontenoy, welche letztere Schreibweise S. 265 in der Form Fontenoi beigegeben ist, S. 275 Fink statt Finck, S. 385 Parthenopeische statt Neapolitanische Republik, S. 402 tiefste statt tiefe Erniedrigung. Auch der wiederholte Wechsel in der Schreibweise Bucer mit Butzer und Paskewitsch mit Paskiewitsch empfahl sich nicht. S. 274 wird auf Goethes Buch „Wahrheit u. Dichtung" verwiesen, das S. 278 richtig als „Dichtung u. Wahrheit" citiert wird. S. 446 ist die Schreibweise Moderatos statt Moderados und S. 707 Clinchart statt Clinchant wohl nur auf Druckversehen zurückzuführen; ebenso S. 4 komischten statt komischsten. S. 53 wird dem Namen Crespy die Form Crépy wohl nur zur Andeutung für die Aussprache beigefügt, auf die jedoch bei anderen Fremdnamen nirgends Rücksicht genommen ist. Wird S. 223 und 260 dem Leser verdeutlicht, dafs 3 Mark einen Thaler geben, so mufs auffallen, dafs ihm eine solche Beihilfe für viele andere Münzsorten, für die sie weit eher nötig wäre, nicht geboten wird. Anderseits sind S. 113 einfache Dukaten in einem Werte von 25 M. viel zu hoch angesetzt; dagegen wird S. 437 die Quadratmeile zu nur 47 statt zu 55 qkm gerechnet. S. 125 gibt als Todesjahr für den bayerischen Kurfürsten Max I. 1652 statt 1651; S. 386 für den Kampf bei Ostrach den 20. statt den 21. März 1799; S. 528 als Todestag Radetzkys den 3. statt den 5. Januar 1858; S. 529 als Todesjahr Wilhelms II. von Hessen 1867 statt 1847; S. 572 als Tag des Attentates auf Prim den 21. statt den 27. Dezember 1870; S. 610 für die Veröffentlichung der preufsischen Verfassung den 21. statt den 31. Januar 1850. Unrichtig wird S. 129 gesagt, Bayern habe sich für die Wahl Ludwigs XIV. zum deutschen Kaiser gewinnen lassen.

So gern die glückliche Darstellung des Buches anzuerkennen ist, so finden sich doch vereinzelt Redewendungen eingemengt, die sich unschwer und richtiger durch andere hätten ersetzen lassen. So z. B. werden viele Leser nicht wissen, was sie unter dem S. 42 erwähnten „Rechtstrieb" sich denken sollen. S. 186 wird von Richelieu gesagt, er habe Lothringen in den Klauen gehalten; S. 208 wird Ludwig XIV. als schlauer Fuchs vorgeführt; nach S. 210 verbrannte Kufstein mit vielen Einwohnern; S. 242 spricht von gehabten Strapazen. Nach S. 383 gewann Lucien Bonaparte durch eine Hanswurstiade sondergleichen die Gardisten; nach S. 509 brach eine allgemeine Mifsstimmung dem zweiten Ministerium Thiers den Hals; nach S. 524 fuhr die französische Deputiertenkammer mit parlamentarischen Blitzen gegen die österreichische Intervention los. S. 593 wird erzählt, im badischen Oberlande sei der Boden 1848 schon länger republikanisch gedüngt gewesen; S. 666, Napoleon III. habe 1866 mit dem Ministerium und seinem Appetit gewechselt. Eine derartige Ausdrucksweise eignet sich weniger für die Schülerlektüre.

Im ganzen aber, es sei dies ausdrücklich wiederholt, ist das Buch für Schülerzwecke als eine willkommene Gabe zu bezeichnen.

Franz Ramsauer, Kgl. Studienlehrer: Die Burg Trifels. Historisch-topographische Abhandlung. Annweiler. Verlag von Hans Hübner. 1899. 116 Seiten. Preis 1 M.

Ramsauer hat mit Geschick und Sorgfalt ein gleich lesenswertes wie gut lesbares Schriftchen über die älteste Geschichte, die Glanzzeit und den allmählichen Verfall der historisch so wichtigen und landschaftlich so reizend schön gelegenen Trifelsburg hergestellt. Auch die Nachbarschlösser Anebos und Scharfenberg sind gebührend berücksichtigt.

Besondere Anerkennung verdient des Verfassers Bemühen, an der Hand meist bewährter Autoritäten und unter Anlegung eigener kritischer Sonde, das Sagenhafte vom Historischen auszuscheiden, die jeweiligen Bestandteile der Burgen und ihre Bestimmungen, die Vorgänge, auf ihnen und um sie, thunlichst treu zur Anschauung zu bringen. Dabei fehlt es nicht an anderweitig interessanten Einschiebseln. So bieten S. 47—52 eine Zusammenstellung der seinerzeit auf der Burg Trifels aufbewahrten Reichsinsignien und Reliquien. Zugleich enthält das Büchlein manche für die Charakteristik der einzelnen Zeitalter, welche die einst hochberühmte Burg erlebt hat, schätzenswerte Winke, von deutsch-nationalem Sinne durchweht. Ein paar hübsche Abbildungen sind eine dankbar zu begrüſsende Beigabe des gut ausgestatteten Büchleins. Dasselbe sei hiemit zur verdienten Beachtung bestens empfohlen. Namentlich eignet es sich trefflich für die Einreihung in unsere Schülerlesebibliotheken.

München. Markhauser.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrag der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausg. von E. Berner. XX. Jahrg. 1897. Berlin 1899. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung XVII. Abt. I, 107; II, 461; III, 448; IV, 346 SS. 8°. 30 ℳ.

Schnell ist dem vorausgehenden Jahrgang dieses unentbehrlichen Hilfsmittels (cf. diese „Blätter" Bd. 35 S. 171) der vorliegende gefolgt, vielleicht etwas zu schnell, wenn ich die verhältnismäſsig nicht wenigen „Corrigenda" betrachte, die ich mir aus einem kleinen Abschnitt notiert habe, von denen ich freilich nicht weiſs, ob sie dem Berichterstatter oder dem Übersetzer oder wem sonst zur Last zu legen sind. Abt. IV S. 134 im Register ist „Astegiani" zu lesen, Abt. III S. 228 Nr. 157 „Krauske", Abt. III S. 230 letzte Zeile von unten „soziali"; Abt. III S. 221 Z. 9 „Reinald" statt Reinhold (der bekannte Kanzler Friedrichs I.), ebenda Z. 7 ist der Ausdruck „vergleicht" jedenfalls ungeschickt oder unrichtig, ebenso Abt. III S. 228 Nr. 155 „die vatikanische Sammlung", Abt. III S. 230 Z. 31 „das apostolische Gemach (camera apostolica) betreffende Karte (Urkunde) 1218", Abt. III S. 269 Z. 8 „die letzten Vorgänge in Kanossa"; Abt. III S. 270 Z. 28 fehlt „aus dem Hause Medici"; ebenso ist Abt. III S. 224 Z. 9 der Text nicht recht in Ordnung, um von kleineren stilistischen Härten zu

schweigen. Endlich wäre auch Abt. II S. 40 meine Arbeit über Obo von Ravenna (cf. Abt. III S. 209) zu erwähnen gewesen, da das dort wieder abgedruckte Schreiben dreier römischer Kanoniker vom August 1177 keinen unwichtigen Quellen-Beitrag zur Geschichte des Friedens von Venedig bildet. — Im übrigen ist Einteilung, Bearbeitung, Ausstattung die gleiche, wie bei den vorausgehenden Bänden.

München. H. Simonsfeld.

Durch Syrien und Kleinasien. Reiseschilderungen und Studien von Roman Oberhummer und Heinrich Zimmerer. Mit Originalbeiträgen von L. von Ammon, H. O. Dwight, C. O. Harz, F. Hirth, Fr. Hommel, C. Hopf, E. Oberhummer, Th. Preger, H. Riggauer, M. Schlagintweit. Mit 16 Lichtdrucktafeln, 51 Abbildungen im Text und einer Übersichtskarte. Berlin 1898 (Dietrich Reimer) XVI und 495 S. gr. 8°.

In dem vorliegenden stattlichen Bande sind die Ergebnisse einer Forschungsreise niedergelegt und verarbeitet, welche die beiden Verfasser, wie bekannt, im Jahre 1896 im Auftrage der Geographischen Gesellschaft zu München unternommen haben; die vornehmsten Ziele waren die Erforschung des Höhlengebietes von Kappadokien und die Erkundung des mittleren Halyslaufes.

Kapitel I aus der Feder Zimmerers berichtet eingehend und übersichtlich über die bisherige deutsche Forschung in Kleinasien. Waren unsere Urväter, die Goten und Normannen, mit dem Schwerte erobernd ins Land gezogen, und hatten auch die Kreuzfahrer noch ganz andere als wissenschaftliche Ziele gehabt, so brachten doch gerade die letzteren und die zahllosen Pilgerfahrten, die dem Zeitalter der Kreuzzüge folgten, eine reiche Fülle namentlich geographischer Kenntnisse nach Deutschland, die in vielen uns erhaltenen Pilgerschriften aufbewahrt sind. Von höchster Wirkung waren später die Berichte, welche der kaiserliche Vertreter bei der hohen Pforte, der gelehrte Augerius von Busbeck, über eine Reise erstattete, die er in der Mitte des 16. Jahrhunderts zusammen mit Hans Dernschwam durch Kleinasien unternommen hatte; in der Folgezeit leisteten Engländer und Franzosen für die wissenschaftliche Erforschung Kleinasiens wenig, die Deutschen aus den bekannten Gründen so gut wie nichts. Erst der Philhellenismus rief die Deutschen wach, und sofort schlossen sie wie die gesamte griechische Welt so auch Kleinasien in ihre Forschungen ein. Seitdem sind es vorwiegend archäologische Interessen gewesen, welche die Gelehrten beschäftigt haben, und wenn allmählich auch ethnographische, linguistische, historische Arbeiten auf dem Boden Kleinasiens immer zahlreicher hervorgetreten sind, so sind sie doch lange Zeit ihrem Ursprunge nach und meist auch in ihren Zielen in enger Verbindung mit der Archäologie und klassischen Philologie geblieben. Seit einigen Jahrzehnten aber ist der Philhellenismus bei uns tot, und die unglücklichen Kriege der Griechen haben ihn nicht erst

beseitigt, sondern nur deutlich in die Erscheinung treten lassen, dafs er längst erstorben war. Die Forschung in Kleinasien hörte deshalb nicht auf, sie empfing nur ihre Anregungen jetzt von allgemein wissenschaftlichen, praktischen oder politischen Motiven, und sie erhielt dadurch den Vorteil, sich nicht mehr auf diejenigen Gebiete Kleinasiens beschränken zu müssen, die in erkennbar historischer Zeit von Griechen bewohnt oder beherrscht waren. Schon 1841 erschienen die Briefe Moltkes, der von 1835—1839 die Türkei bereist hatte, und brachten eine bewunderswerte Bereicherung unserer geographischen und kulturhistorischen Kenntnisse. Hatte Moltke nachdrücklich auf den Reichtum an Naturkräften hingewiesen, der noch ungehoben im Boden Kleinasiens der Benutzung harrte, so machte den gröfsten Eindruck in Deutschland 1850 Ludwig Rofs mit seinen „Reisebriefen und Aufsätzen über Kleinasien und Deutschland mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Kleinasien". Diese letzte Frage ist seitdem nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden, sie wurde besonders lebhaft wieder erörtert seit dem Bau der anatolischen Bahnen. Heute denken wohl nur wenige noch an wirkliche Kolonisation durch deutsche Ansiedler; auch die Verfasser dieses Buches weisen den Gedanken zurück, erhoffen dafür aber um so mehr ein eifriges Arbeiten des deutschen Handels und Gewerbefleifses auf dem Boden der asiatischen Türkei. Dafs die politischen Vorbedingungen gerade jetzt besonders günstig liegen, wird jeder gern den Verfassern zugeben, auch wenn man nicht so enthusiastisch wie sie über unsere Beziehungen zu den Türken, über diese selbst und über das Mafs der Vorteile urteilt, die sich für das ganze deutsche Volk aus den bisherigen Leistungen der deutschen Industrie auf dem Boden Kleinasiens ergeben. Besonders über die anatolische Eisenbahn wird wohl mancher kühler denken. Der Sitz der Gesellschaft ist zwar Frankfurt, aber ein deutsches Unternehmen ist es doch nur, insoweit derartige Unternehmungen des Grofskapitals überhaupt noch nationalen Charakter tragen können und die Leitung in deutschen Händen liegt. Gerade in Bezug auf letzteren Punkt aber versicherte mir in Griechenland ein früherer Ingenieur der Bahn, dafs in den unteren Direktorenstellen und unter den technischen Leitern Deutsche sehr spärlich vertreten seien. Wenn ferner unsere Regierung es für zweckmäfsig hält, gute Beziehungen zur Türkei zu pflegen, wie es gelegentlich der Kaiserreise deutlich zum Ausdruck kam, so brauchen wir Unterthanen, die wir doch nicht nur *ζῶα πολιτικά* sind, darum doch nicht die Türkenfreunde par excellence zu sein. Um der Türken willen tritt Deutschland schwerlich für die Türken ein, und diese selbst sind seit der deutschen Freundschaft kaum über Nacht andere Leute als früher geworden. Will man sich nicht mehr für die Griechen begeistern, so liegt doch ganz gewifs nicht der mindeste Grund vor, nun zur Türkenschwärmerei überzugehen. Das ist der Punkt, in dem ich mich nicht mit den Anschauungen der Verfasser dieses Buches befreunden kann. Die Pflicht der Dankbarkeit für so viel gastliches Entgegenkommen, wie sie es überall bei den Türken gefunden, hat ihnen öfter die Feder regiert und ihr

Urteil beeinflufst. Es liegt mir durchaus fern, in Abrede stellen zu wollen, dafs die Türken sich aufserordentlich gastfreundlich, zuvorkommend, hilfsbereit, zuverlässig, stolz bescheiden, zurückhaltend und wieder anhänglich gezeigt haben, und dafs von all diesen Vorzügen an den Griechen Kleinasiens so viel weniger zu Tage getreten ist. Allein all diese Tugenden sind das natürliche Ergebnis eines alten und festgewurzelten Herrscherbewufstseins, und können auch in geringer Kultur gedeihen, während ihnen bei den unterdrückten Griechen aller Nährboden entzogen ist. In jenen Gegenden, wie auf den Inseln, wo die Griechen die unbestrittenen Herren und wo sie noch nicht, wie in der Hauptstadt Athen, von der Politik verdorben sind, da hätten die Reisenden alle jene Eigenschaften wiedergefunden, deren Äufserungen sie in Kleinasien von seiten der Türken so froh empfanden und an den Griechen so oft vermifsten. Dafs die Türken jemals — ich will nicht sagen ein wertvolles, sondern überhaupt nur irgend ein Kulturelement im Osten werden könnten, wie Zimmerer es als Resultat deutscher erzieherischer und vorbildlicher Arbeit erhofft, scheint vielen eine ganz trügerische Hoffnung; eine Jahrhunderte lange Geschichte spricht dagegen, und ihre Kulturfeindlichkeit, die früher bei uns mit dem bekannten Worte bezeichnet wurde: Wohin der Türke tritt, da wächst kein Gras mehr, — diese Kulturfeindlichkeit ist wohl nicht von ihnen gewichen, seitdem die deutsche Regierung begonnen hat, sie unseren politischen und praktischen Zielen nutzbar zu machen. Die Zukunft Kleinasiens beruht sicherlich nicht auf den von jeher aller Kultur feindlichen Türken; Byzanz den Byzantinern! ist für den, der sehen will, die Konsequenz alter und neuester Geschichte, und unter der starken Hand der neuen Byzantiner des Nordens wird Kleinasien viel mehr ein Tummelplatz der unermüdlich fleifsigen strebsamen Griechen sein als der trägen vornehmen Osmanen.

Dieser Gegensatz der Ansichten hat mich bei der Lektüre des Buches oft zu Widerspruch angeregt, aber mit gröfstem Interesse bin ich darum doch den Reisenden auf ihren Wegen gefolgt und habe mich gern über Land und Leute, Geographie und Geschichte, Kulturverhältnisse und Industrie, Flora und Fauna der von ihnen durchwanderten Gegenden belehren lassen, stets in dem behaglichen Bewufstsein, von Kennern unterrichtet zu werden, die sich ihrer schwierigen Aufgabe stets bewufst waren, aber offenen Auges an alle Schwierigkeiten herangetreten sind. Oberhummer war einige Monate vor seinem Freunde Zimmerer aufgebrochen und hatte diese Zeit in Damaskus verlebt, um hier die zahlreichen Vorbereitungen für die Reise nach Kleinasien zu treffen. Kap. II—V sind der Schilderung dieses Aufenthaltes gewidmet. Vom bunt bewegten Leben in Damaskus entwirft O. ein anschauliches Bild; ein Jagdzug führte ihn zu den Jordanquellen, nach Nazareth und an den See Genezareth, nach Jerusalem, wo er die Pfingsten verlebte, und über Akka, Sidon und Tyrus zurück. Palästina erklärt er für ein dem Vogelforscher sehr lohnendes Arbeitsfeld, zur Kenntnis der Fauna gibt er selbst reichhaltige Beiträge. Vorbildlich kann für jeden Orientreisenden die Vorbereitung und Aus-

rüstung zur Reise genannt werden. Dem wichtigsten Erfordernis jeder Forschungsreise konnten Oberhummer und Zimmerer entsprechen, sie besafsen die Kenntnis der in den zu durchforschenden Gegenden lebenden Sprachen, arabisch, türkisch und griechisch. Die Diener waren behutsam ausgewählt und erzogen, wissenschaftliche und praktische Ausrüstung sorgsam überlegt und reichlich beschafft. So traten die Reisenden, nachdem Zimmerer Anfang August in Beirut eingetroffen war und die beiden Gefährten den Weg nach Damaskus über Libanon und Antilibanon zu Pferde zurückgelegt hatten, am 20. August die Reise nach Norden an, um nach 14tägigem Ritte Aleppo zu erreichen. Dieser Marsch über den glühenden Kalkboden der syrischen Ebene unter den Strahlen der Augustsonne ist rein touristisch eine bewundernswerte Leistung, an deren Möglichkeit die berufensten Kenner des Landes gezweifelt hatten. Die häufigen nächtlichen Ritte ermüdeten doppelt, die Unterkunft war höchst dürftig und wurde oft widerwillig geboten, trotzdem überwanden die Reisenden alle Strapazen ohne persönlichen Unfall — sehr bitter war indes der Verlust eines Pferdes, das schon bald nach Antritt der Reise verendete und durch Esel ersetzt werden mufste. Homs, das alte Emesa, auch jetzt ein lebhafter Handelsplatz, war der erste gröfsere Ort, den sie erreichten; bald überschritten sie auf mächtiger Steinbrücke den Orontes, den sie dann in der 60 000 Einwohner zählenden Stadt Hamah zum zweiten Male kreuzten. Herrliche, halb verfallene Paläste und die riesige Brücke, an deren einem Ende gewaltige Schöpfräder die Fluten des Orontes auf eine Wasserleitung hoben, erregten hier ihre Bewunderung. Den wohlthuenden Eindruck kräftigen aufstrebenden Lebens machte Aleppo, heute schon die Vermittlerin der Produkte des Hinterlandes an Alexandrette (Iskenderun), mit dem es durch zahllose Karawanen verbunden ist, ein Ort von bedeutender Zukunft, sobald erst ein Schienenstrang ihn dem Welthandel näher gebracht. Nicht lange indessen hielt es die Wanderer in dieser prächtigen Stadt und in der Gesellschaft liebenswürdiger Europäer fest, es zog sie nach dem eigentlichen Gebiete ihrer Thätigkeit, nach Kleinasien. Sie wendeten sich von Aleppo nach Westen dem Meere zu; bald verschwanden die plumpen Steinbauten der Araber und machten den leichten Holzhäusern der Türken Platz, türkische Laute klangen häufiger an ihr Ohr, sie näherten sich der türkisch-arabischen Sprachgrenze. Auf dem 672 m hohen Pafs der portae Syriae überschritten sie den Höhenzug, der sie vom Meere trennte, und nach kurzer Rast im hochgelegenen anmutigen Gebirgsorte Beilan, dem Sommersitz der fiebergeplagten Bewohner von Iskenderun, näherten sie sich diesem vorzüglichen Hafenorte, dem sie eine grofse Zukunft prophezeien, sobald erst die Gesundheitsverhältnisse sich gebessert haben. Der Landstrafse folgend, die den Golf von Alexandrette umzieht, gelangten sie bald über Missis (Mopsuhestia) zur aufblühenden Stadt Adana, die als Beherrscherin der Taurusübergänge von hervorragender militärischer Bedeutung ist und deren Handel in Baumwolle, Obst, Wein und Getreide den von Tarsus überflügelt, seitdem sie durch eine letzteren Ort berührende Bahnlinie

mit dem Hafen von Mersina verbunden ist. Nun begannen sie den Übergang über den Taurus durch die cilicischen Thore, den Güllek Boghaz, über jenen Pafs, über den schon Cyrus, Alexander der Grofse und die Scharen der Kreuzfahrer gezogen waren; für seine Wichtigkeit auch in neuester Zeit geben die starken Forts, die Ibrahim Pascha und Abd-ul Medschid erbaut haben, redendes Zeugnis. Rasch war nun die Oase von Kelisse-Hissar, das alte Tyana, erreicht, in Nigdeh fanden die Wanderer freundliche Aufnahme, drei Stunden später erblickten sie im Schnee- und Wolkenmantel den 4000 m hohen Argäus oder Erdschias-Dagh, den Beherrscher des ersehnten Landes Kappadokien.

Von Griechen wie Türken in gleicher Weise gastfreundlich aufgenommen, richteten sich unsere Forscher sowohl in Newscheher wie in Ürgüb, zwei stattlichen, einige Kilometer südlich vom Halys gelegenen Städtchen, häuslich ein. Von diesen ihren festen Sitzen aus durchstreiften sie in gröfseren und kleineren Ausflügen das wunderbare Höhlenland, das sich von dort bis zum Halys und an dessen linkem Ufer noch weit nach Westen hin ausdehnt. Die Wunder dieses eigenartigen Landes sind nicht unbekannt gewesen und öfter von durchziehenden Reisenden geschildert worden; eine so gründliche Untersuchung haben sie jetzt zum erstenmale gefunden. „Das ganze Terrain zwischen der hochführenden Strafse von Newscheher nach Ürgüb und dem Halys erweist sich als eine riesige Erosionsmulde, in welcher eine Reihe von Felsengebilden stehen geblieben sind. An diese haben sich die Dörfer angelehnt und in sie eingegraben.“ „Von unserer ersten Wanderung in den Schluchten kamen wir ganz starr und wirr über die romantische Märchenwelt, in der wir wandelten, zurück. Es ist wie eine Staffage zu Goethes Walpurgisnacht. Von einem Schritt zum andern uns erhebend, begegnen wir neuen Gebilden von weifsem und rotem Tuff in den kühnsten Kegeln und Pyramiden, neuen Fratzen- und Hexengestalten, und sie alle durchlöchert, zu Häusern und Vorratskammern ausgebohrt, dazwischen Weingärten und Fruchtbäume, Taubenschläge und Menschenwohnungen innig gepaart. Kaum versieht man sich, und es klettert ein Menschenkind auf einer Leiter aus dem nackten Fels, wo eine Öffnung sich findet, herab zu dem säulengeschmückten Vorbau im Untergeschoss. Darüber leuchtet die wärmste Sonne, und während wir keuchend auf dem weichen Boden im Rinnsaal aufwärts klimmen, zaubert das Tagesgestirn farbige Tinten und Schatten auf die bizarren Nadeln und Obelisken.“ Die Gröfse dieser Einarbeitungen in die Tuffpyramiden und Felswände ist sehr verschieden; es finden sich kleinste Nischen, die zu allen möglichen Zwecken noch in jüngster Zeit ausgearbeitet worden, gröfsere Kammern, die zweifellos in vorchristlicher Zeit als Grabkammern dienten, deren reichen Inhalt aber der Fanatismus in den ersten Jahrzehnten des zur Herrschaft gelangten Christentums in alle Winde zerstreut hat, so sehr auch die grofsen kappadokischen Kirchenväter gegen die Grabschändung wetterten. Dann wieder finden sich mächtige Hallen, scheinbar von Säulen getragen, einst als Gottes-

häuser benützt und in altbyzantinischer Zeit mit herrlichen Fresken geziert. Die Geschichte dieser Höhlen und der ganzen Landschaft Kappadokien ist von Zimmerer im XII. Kapitel zum erstenmale eingehend dargestellt; leider verbietet mir der Raum, näher darauf einzugehen. — Im Laufe des November lösten die Reisenden ihre zweite Aufgabe, indem sie den Lauf des Halys zwischen den beiden Brücken von Kissyk-Köprüköi südlich von Kirscheher und von Köprüköi südöstlich von Angora feststellten, der bisher noch von keinem Reisenden verfolgt worden war. Eine genaue Karte des Flufslaufes und des angrenzenden Gebietes ist das Resultat dieser mühseligen Forschungen. Stromabwärts folgten sie dem Flusse, in einem Bogen nach Westen kehrten sie nach achtzehntägiger Reise nach Newscheher zurück. Im Dezember unternahmen die beiden Forscher noch einen Ausflug nach Kaisarieh und zu der Niederlassung der amerikanischen Missionare in dem wenige Kilometer südlich davon gelegenen Orte Talas. Dann wurde in Newscheher das Gepäck veräufsert und in südwestlicher Richtung der Marsch auf Konia angetreten. An zahlreichen Prachtbauten seldschukischer Kunst führte der Weg vorüber, am 23. Dezember erreichten sie den Bahnhof in Konia; von hier führte die Bahn sie nach kurzer Rast an die Gestade des Meeres nach Konstantinopel.

Im Vorhergehenden wollte ich nur eine Skizze der Reiseroute geben, den reichen Inhalt des Buches konnte ich dabei nur andeuten und manches habe ich ganz übergehen müssen. So das XVI. Kapitel „Die Bevölkerung Kleinasiens“ von Dr. Zimmerer, das die bisherigen Forschungen über diese schwierige Frage zu einem sehr übersichtlichen Gesamtbilde vereinigt; aber auch im einzelnen findet der Geograph, Ethnologe, Historiker, Naturwissenschafter und Sprachforscher überall eine Fülle wertvoller und anregender Mitteilungen und Beobachtungen. Dafs das persönliche Element nicht fehlt, macht die Lektüre umso anziehender; der brave Diener Aarif, dem das Schicksal in Gestalt der Pafsbehörde so grausam seinen Traum zerstörte, die Wunderstadt München zu sehen, wird auch dem Leser zuletzt ein guter Bekannter. — Noch eines verleiht diesem Buche vor vielen ähnlichen einen besonderen Wert, dafs die Verfasser nämlich eine Reihe von Fachleuten als Mitarbeiter gewonnen haben, um das gesammelte Material gleich verarbeitet vorlegen zu können. So sind in eigenen Abschnitten die gesammelten Inschriften von Theodor Preger, die Münzen von Hans Riggauer bearbeitet, die petrographischen Ergebnisse der Reise bespricht L. von Ammon, die Flora des Halysthales C. O. Harz. Prof. Eugen Oberhummer gibt eine Darstellung seiner im Jahre 1897 in Westkleinasien ausgeführten Reise, militärische und topographische Mitteilungen aus Konstantinopel und Kleinasien steuert Major Max Schlagintweit bei; der Ethnologe und Historiker wird mit Interesse hören, was Fr. Hommel über die ältesten Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens und F. Hirth über syrisch-chinesische Beziehungen im Anfange unserer Zeitrechnung mitteilen. Von H. O. Dwight, einem Mitgliede der amerikanischen Mission, von der die Reisenden in Talas

so viel Gutes erfuhren, stammt der Aufsatz über die amerikanischen Missionen in der asiatischen Türkei, und für den Kaufmann wie den Kulturhistoriker in gleicher Weise beachtenswert ist das letzte Kapitel „über die Teppiche des Orients" von Carl Hopf. Von den beigegebenen zahlreichen Illustrationen, die nur für die Fresken in den Höhlenwohnungen noch zahlreicher hätten sein dürfen, liefse sich viel Gutes sagen, aber es ist zu wünschen, dafs die Leser dieser Blätter sie selbst betrachten und die beiden kühnen Forscher auf ihren Pfaden begleiten, die sie zur Ehre deutscher Wissenschaft so erfolgreich gewandert sind.

München. Aug. Heisenberg.

Friedrich Ratzel, Politische Geographie, mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen, München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1897. 8°. 715 S. Preis 12 M., und Friedrich Ratzel, Anthropogeographie. Erster Teil, Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. 2. Auflage. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1899. 8°. 604 S. mit Register. Preis 14 M.

Oskar Jäger, dessen Autorität in Schulsachen wohl von keinem unter uns bestritten wird, hat jüngst im ersten Heft des „humanistischen Gymnasiums", Heidelberg 1899, in einem Aufsatz über „Politik und Schule" den Satz ausgesprochen: „Es gibt nur einen Lehrgegenstand, der eine unmittelbare Beziehung zur Politik zeigt, die Geographie. Man klagt über ihre Vernachlässigung an unseren Gymnasien, denen man hier getrost gleich auch die realistischen Anstalten beigesellen kann, und man meint, dieser Vernachlässigung zu wehren, indem man, wie es auch auf anderen Märkten als dem wissenschaftlichen geschieht, ihr alle möglichen Tugenden, eine konzentrierende Kraft und andere mystische Vorzüge nachrühmt. Einen hat sie unzweifelhaft, und man kann, wie ich glaube, auf unserem, dem Erziehungsgebiet, viel damit machen: sie beschäftigt sich recht eigentlich mit der Gegenwart unseres von Menschen bewohnten Planeten, lehrt seine Völker und Staaten, deren natürliche Grundlagen und was die Menschen, das *πολιτικὸν ζῶον*, auf diesen Grundlagen gebaut haben, kennen; sie teilt also unseren Schülern, kann man einfach sagen, die Elemente der Wissenschaft vom Staate und den Staaten, die Elemente der Politik mit, und es wird mithin gar nichts schaden, vielmehr dem Unterricht ein belebendes Interesse verleihen, das man vielfach an unrechten Orten und also vergeblich sucht, wenn man von vornherein dabei an die Schüler als künftige Glieder und Wähler des deutschen Reiches und des betreffenden Territorialstaates appelliert, dessen Verfassung, Verwaltung, Machtmittel u. s. w. sie kennen und mit denen der übrigen Welt vergleichen lernen sollen. Hier also ist in der That Politik und Schule mit Händen zu greifen."

Könnte man die wissenschaftlichen Zwecke und Absichten Friedrich Ratzels einfacher und eindringlicher für die Schule empfehlen,

denen der auch in Bayern als Lehrer vielen bekannte und von vielen verehrte Vertreter und Schöpfer der Anthropogeographie wiederholt literarischen Ausdruck verliehen hat? Nachdem er in seiner Völkerkunde (Bibliographisches Institut, Leipzig 1894, 2. Aufl.) den ganzen Umkreis der menschlichen Rassen nach festen geographischen und philosophischen Grundsätzen bestimmt und abgesteckt hatte (nach den anthropologischen Gesichtspunkten hatte diese Aufgabe Johannes Ranke in dem gleichen Verlage mit dem Werke „Der Mensch" gelöst), war er zur Begründung einer Spezialwissenschaft, der Geographie vom Menschen, fortgeschritten und hatte in der von ihm herausgegebenen Bibliothek geographischer Handbücher unter dem Titel „Anthropogeographie oder Grundzüge der Anwendung der Geographie auf die Geschichte" (Stuttgart 1882 J. Engelhorn) es unternommen, „die Probleme des geschichtlich-geographischen Grenzgebietes präcis und systematisch zu behandeln." Das Buch war zunächst rein praktisch aus den Erfahrungen des Verfassers in der Heranbildung junger Geographielehrer entsprungen, die zugleich auch Geschichtslehrer sein sollen, und deren berechtigtes Streben nach denkender Verknüpfung geographischer und geschichtlicher Thatsachen ihn um so mehr in Mitleidenschaft gezogen hatte, als die geographische und geschichtliche Literatur demselben damals noch fast jede Befriedigung versagte. Seitdem ist aber die 2. Auflage (1899) erschienen und in dieser kann der Verfasser bekennen, dafs sich seitdem ein reiches Wachstum auf dem Boden entfaltet habe, der damals (1882) noch wenig bearbeitet war. Während man sich in Deutschland, dem Lande Carl Ritters, noch stritt, ob die Anthropogeographie noch zur Geographie zu rechnen sei, ist diese Aufgabe in Frankreich, England, Italien und Nordamerika von den Geographen, Ethnographen und Soziologen bereitwillig aufgenommen und weitergebildet worden. Eine ungarische Übersetzung ist mit Unterstützung der Pester Akademie veröffentlicht worden. Ein vergleichender Blick auf das Buch von 1882 und das vorliegende läfst erkennen, dafs von Grund aus eine Umarbeitung vorgenommen worden ist. Ausgeschieden sind die Betrachtungen über die Stellung der Geographie im Kreis der Wissenschaften und der ganze Abschnitt „Natur und Geist". Das vorliegende Buch ist wesentlich darum in der zweiten Auflage ein anderes geworden, weil die „Politische Geographie" 1897 vorausgegangen, d. h. vorher erschienen ist. Gerade so wie dem Verfasser in München die Anthropogeographie unmittelbar aus seiner Lehrthätigkeit herausgewachsen war, lernte er in Leipzig die praktische Notwendigkeit der Politischen Geographie kennen. Nach den heftigen Angriffen von Hermann Wagner und Gerland auf den zweiten Teil der Anthropogeographie (1891) wollte der Verfasser mit der politischen Geographie zugleich die Probe auf die Richtigkeit seiner anthropogeographischen Grundsätze machen. Wie sich die zweite Auflage des ersten Teiles der Anthropogeographie (1899) jetzt darstellt, zerfällt sie in 6 Abschnitte. Nach einer Einleitung über die Einheit des Lebens und die Biogeographie behandelt der Verfasser 1. die Aufgaben und Methoden

der Anthropogeographie, 2. die geschichtliche Bewegung, 3. Lage und Raum, 4. die Lehre von den Grenzen der Völker, 5. die Erdoberfläche, 6. die Lebewelt, 7. das Klima. Eine ausführliche Literaturübersicht und ein reichhaltiges Register orientieren rasch und leicht über die behandelten Fragen.

Sein neues Buch, die politische Geographie, ist eine Fortsetzung und Vertiefung der Ideen der Anthropogeographie. Die Klagen über die Trockenheit der politischen Geographie, die so alt sind wie der geographische Unterricht, ertönen immer von neuem. Sie treffen äufserlich einen Mangel der pädagogischen Anwendung, aber der Fehler, sagt Ratzel, liegt tiefer in der wissenschaftlichen Behandlung der politischen Geographie. Denn die Schwierigkeiten des Unterrichts in diesem Zweige kommen daher, dafs die Thatsachen der politischen Geographie noch immer viel zu starr nebeneinander und neben denen der physischen Geographie liegen. Der Unterricht in diesem wichtigen Zweig kann solang nicht lebendig gestaltet werden, als den massenhaften Stoff nicht eine klärende Klassifikation gegliedert und nicht eine vergleichende und auf die Entwicklung ausgehende Durchforschung vergeistigt hat. Die Staatswissenschaft hat sich bisher streng ferngehalten von aller räumlichen Betrachtung, Messung, Zählung und Vergleichung der Staaten und Staatenteile; und das ist es ja gerade, was der politischen Geographie erst ihr Leben gibt. Sie kann aber ihre Lehre vom Staat nur auf den gegebenen Boden der Erde aufbauen. Auch ihr kann der Staat nur ein menschliches Gebilde sein, aber eines, das nur auf dem Boden der Erde gedeiht. Aus dieser Auffassung heraus ist Ratzels Buch entstanden, in dem daher die Staaten auf allen Stufen der Entwicklung als Organismen betrachtet werden, deren Geographisches in ihrem notwendigen Zusammenhang mit dem Boden liegt. Ratzel hat den ungeheuern Stoff in neun Abschnitte zerlegt: 1. der Staat und sein Boden, 2. die geschichtliche Bewegung und das Wachstum der Staaten, 3. die Grundgesetze des räumlichen Wachstums der Staaten, 4. die Lage, 5. der Raum, 6. die Grenzen, 7. Übergänge zwischen Land und Meer, 8. die Welt des Wassers, 9. Gebirge und Ebenen.

Um nur ein Beispiel von der philosophischen Durchdringung des schwierigen Stoffes zu geben, sei gezeigt, wie der Verfasser den ersten Abschnitt wieder in drei Kapitel zerlegt, 1. Kapitel: der Staat als bodenständiger Organismus, der Staat in der Geographie und die biogeographische Auffassung des Staates, die Grenze des Organismus im Staat, die Elemente des staatlichen Organismus, die Organe des Staates; 2. Kapitel: der Zusammenhang zwischen Boden und Staat, der Boden in der Entwicklung des Staates, die Entfaltung der Eigenschaften des Bodens in der Entwicklung des Staates, die Entwicklung der territorialen Politik; 3. Kapitel: Besitz und Herrschaft, der Besitz des Bodens und die Herrschaft über den Boden, der Anteil der Einzelnen am Boden des Staates, die Gesellschaft und der Boden, der Nomadismus. — Es entsteht nun die Frage, ob sich das umfangreiche Werk Ratzels für die Lehrer der Geographie an der Mittelschule als

notwendig und unentbehrlich erweist, oder ob es nur denjenigen unter uns empfohlen werden soll, die, wie Ratzel selbst, eine philosophische Vertiefung und Verbreitung geographisch-politischer Probleme ansprechend finden. Die Lektüre von Ratzels Schriften ist bekanntlich keine leichte, sondern bedarf eines angestrengten Studiums. Ratzel selbst glaubt, dafs der „geographische Sinn" wie der historische, wenn nicht gelehrt, so doch entwickelt werden kann, und dafs er viel zum Verständnis und zur gerechten Beurteilung geschichtlicher und politischer Verhältnisse und Entwicklungen beitragen wird; Ratzel hegt deshalb die Hoffnung, sein Buch werde nicht blofs Geographen interessieren. Die Überzeugung würde sich dann vielleicht weiter verbreiten, dafs der ganze Komplex der soziologischen Wissenschaften nur auf geographischem Grunde recht gedeihen kann. Davon dürfte man die fruchtbarste Förderung der Geographie als Wissenschaft und Lehre erwarten. Und in der That, das Buch wird nicht nur den Lehrer der Geographie, sondern auch den der Geschichte anregen und fesseln. Das Kapitel 6 des 2. Abschnittes, Eroberung und Kolonisation möchte ich als klassich bezeichnen. Wer freilich die geographischen Thatsachen in nuce und nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft kurz und kritisch versammelt wünscht, wird immer zunächst nach Hermann Wagners Lehrbuch der Geographie greifen, von dessen neuer (5.) Auflage eben die vierte Lieferung erschienen ist. Wichtig war mir das Urteil eines Kollegen, des Herrn Gymnasiallehrer Büttner, der das Buch Ratzels für seine eigenen Lehrzwecke aufmerksam durchlas und fleifsig excerpierte. Seinem mir gütigst zur Verfügung gestellten Excerpte entnehme ich eine Fülle von Thatsachen, die direkt für den Unterricht in der Geographie und Geschichte verwertbar sind; ich möchte nur das Kapitel über Besitz und Herrschaft, die Entwicklung und Begründnng des Lehenwesens dafür anführen. An nennenswerten Druckfehlern haben wir nur Seite 83 zwei abgesprungene Worte bemerkt; die vom Verfasser beliebten Adjektive „kulturlich" und „mittelmeerisch" dürften kaum den Beifall der deutschen Stilisten finden.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1897—98. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Dreizehnter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 39 in den Text gedruckten Abbildungen und

2 Karten. grofs 8°. (XII u. 532 S.) *M* 6: in eleg. Original-Einband; Leinwand mit Deckenpressung *M* 7.—

Das Erscheinen im 13. Jahrgang ist wohl der beste Beweis, welch guter Gedanke es war, in Buchform die Fortschritte eines Jahreslaufes all den Freunden der Naturwissenschaft zugänglich zu machen, die aus irgend welchen Gründen nicht imstande sind, die Fachliteratur und besonders die Zeitschriften zu verfolgen, aber doch eine gewisse Fühlung mit dem wissenschaftlichen Leben behalten wollen oder müssen.

Von aktuellen Themen seien hervorgehoben: In der Physik: „Der heutige Stand unseres Wissens von den Röntgenstrahlen" und „Telegraphieren ohne Draht." In der Chemie: „Die Verwendung der Elektrolyse in der organ. Chemie", „Alkoholische Gärung ohne Hefezellen", „Die Entwicklung der Sodafabrikation", „Kaliumkarbid und Acetylen". Die Geologie ist u. a. vertreten durch: „Das Vorkommen der Zeolithe in den Schiefern der Alpen". Die Zoologie durch: „Zur Naturgeschichte der Trichine", „Über nächtliche Schutzfärbung in der Tierwelt", „Der Winterschlaf des Murmeltiers", „Aus dem Leben der Ameisen". Auch die kurze Notiz über die Aufzucht der Seidenraupe mit Schwarzwurzelblättern interessiert jeden Kenner der einschlägigen hochinteressanten Versuche von C. O. Harz. In der Botanik nennen wir: „Über Pflanzenschlaf", „Halbparasiten", „Das Erfrieren der Pflanzen", u. s. w. Dementsprechend sind alle übrigen im Titel genannten Fächer vertreten. Bei der Geographie sei noch angeführt die Würdigung des Togovertrages, sowie der Bericht über die kleinasiatische Forschungsreise Oberhummer-Zimmerers, wobei auch einem Mitgliede unseres Standes erfreuliche Gelegenheit geboten war, sich Verdienste um die Förderung der geographischen Wissenschaft unter schwierigen Verhältnissen zu erwerben.

Der praktische Mikroskopiker. Allgemein verständliche Anleitung zum Gebrauche des Mikroskops und zur Anfertigung mikroskopischer Präparate nach bewährten Methoden, zugleich ein praktisches Hilfsbuch für Pharmaceuten, Droguisten, Gärtner, Landwirte, Fleischbeschauer und Naturfreunde. Mit 120 Beobachtungen und 35 Abbildungen im Texte. Von H. Blücher. Leipzig 1898. Verlag der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. O. Schneider.

Zu den oben genannten Berufen dürfte wohl auch noch der Lehrer der Naturkunde zu zählen sein, der ja des Mikroskops nicht entraten kann und doch nicht immer in der gar nicht so leichten Technik des Mikroskopierens genügend geschult ist. Nun sind die gröfseren Werke wie „Strafsburgers botanisches Praktikum" u. a. teuer und allzu umfangreich: also dürfte solch ein kleineres Hilfsbüchlein wirklich einem Bedürfnisse entgegenkommen, und das umsomehr, da alles darin auf ein Mikroskop bezogen ist, welches sich für etwa 40 Mark beschaffen läfst.

Der allgemeine Teil lehrt das Mikroskop und seine Behandlung kennen und führt in die Methoden der Untersuchung ein. Im Laufe der Beobachtungen wird das Präparieren und Schneiden, das Einbetten in verschiedene Konservierungsmittel, das Entwässern und Aufhellen, das Härten und Färben, die Herstellung von Dünnschliffen und Dauerpräparaten, die Beobachtung lebender Mikroorganismen sowie das Nachzeichnen mikroskopischer Objekte eingehend beschrieben und durch eine Menge von Ratschlägen über die Wahl der jeweils anzuwendenden Methode erläutert. Erweitert und fortgesetzt werden diese Lehren in dem speziellen Teile, der in den vier Abschnitten: Mikrochemie, Botanik, Zoologie und Technische Prüfungen eine Anzahl interessanter Beispiele aus diesen weiten Gebieten herausgreift. Den Schlufs bildet eine kleine Zusammenstellung empfehlenswerter Fachwerke für weitere Fortbildung und eine Preisliste mikroskopischer Gerätschaften und Utensilien.

Freising. H. Stadler.

Christoph Hirschmann, Die Deutschen Nationalfeste und die Deutsche Turnerschaft. Nr. 2 der Flugschriften des Reichsausschusses für die Deutschen Nationalfeste. München und Leipzig 1899. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Der vorliegende Bericht wurde von dem Vorstande der Kgl. öffentlichen Turnanstalt in München, Herrn Christoph Hirschmann, dem Münchener Turngau am 16. Dezember 1898 erstattet. Der Verfasser berichtet zuerst, wie der Gedanke eines Deutschen Nationalfestes von der Presse, den Vertretungen der Städte, hochgestellten Männern, Künstlern, den Sports- und Spielvereinigungen Deutschlands aufgenommen worden ist. Während in den genannten Kreisen die Idee im allgemeinen Anklang gefunden hat, haben sich in der deutschen Turnerschaft von Anfang an Stimmen dagegen erhoben. Viele Turner konnten sich der Befürchtung nicht erwehren, dafs die Deutschen Turnfeste durch das Nationalfest geschädigt und die turnerischen Leibesübungen durch den Sport in Schatten gestellt würden. Hirschmann gibt uns eine kurze Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Nationalfestidee von der Vorstandssitzung des Zentralausschusses vom 5. Oktober 1895 bis zu dem Beschlusse des Ausschusses der Deutschen Turnerschaft vom 23. Juli 1898 und führt uns abfällige Urteile aus der Turnerschaft über den Plan vor. Durch dieselben geht ein dumpfes Grollen; sie zeigen von einer gereizten Stimmung gegen die Führer und Förderer der neuen Bewegung, die sich an der Arbeit praktisch und aufopfernd nur vereinzelt beteiligten, gegen die Corona glänzender Namen, welche das liebesuchende Herz der Volksuntern abschreckten, gegen Angehörige der besseren Gesellschaftskreise, die sich von der Turnsache trennten, um durch Pflege des Sports Zugang zu den Nationalfesten zu gewinnen etc. H. geht die Einwände gegen das Nationalfest durch. Er zeigt, dafs die einen auch gegen die Bestrebungen der Turner erhoben werden könnten, dafs andere deshalb hinfällig sind, weil die Voraussetzungen in Wirklichkeit nicht vorhanden

oder falsch sind, dafs wiederum andere erkünstelt sind oder vom Mangel an Mut und Entschlossenheit eingegeben werden. Gegen die Befürchtung, dafs die Turnsache durch die Nationalfeste eine Schädigung erführe, wendet er sich mit folgenden Sätzen: Die Turner haben alle Veranlassung, die Männer der Nationalfeste als ihre Bundes- und Arbeitsgenossen zu betrachten; die meisten Freunde der Nationalfestidee sind für die Leibesübungen neu gewonnen; durch Spiel und Sport ist mancher zum Turner geworden; die entgegenkommende Haltung gegenüber der Spielbewegung hat der Turnerei genützt; dies soll der Turnerschaft ein Fingerzeig für ihr Verhalten in der Frage des Nationalfestes sein; durch das Eintreten der Turner für das Nationalfest wird ihnen die Sympathie gebildeter und vermögender Kreise zufallen. Er fordert deshalb die Turnerschaft auf, nicht abseits zu stehen, sondern den Kern zu bilden und bestrebt zu sein, beim Nationalfeste das Turnen so glanzvoll als möglich zu gestalten, jedoch unter zwei Voraussetzungen, nämlich dafs ihre Teilnahme in einer Weise geschehen kann, die mit dem Ansehen einer Körperschaft von 600000 Mitgliedern übereinstimmt, sowie dafs dem Turnen Selbständigkeit und eigene Führung gesichert ist.

Der Verf. hat bei seinen Darlegungen den Weg nüchterner Würdigung der Thatsachen nicht verlassen und den Blick für die Bedürfnisse unserer Zeit offen behalten; denn Ref. ist der Ansicht, dafs die Stärkung unseres nationalen Sinnes seit dem Jahre 1870 auch in der Turnerei nach einer neuen Form drängt. Die Worte Hirschmanns sind um so beachtenswerter, weil er in seiner Stellungnahme zu der Spielbewegung das Richtige getroffen und durch die Begünstigung des Spiels bei der turnerischen Ausbildung der Jugend den Turnplatz in Oberwiesenfeld bevölkert hat.

Inzwischen wurde und zwar Ende Juli dieses Jahres auf dem Deutschen Turntage zu Naumburg a/S. die Stellung der Deutschen Turnerschaft zu dem Reichsverein für vaterländische Festspiele also bestimmt: „Die deutsche Turnerschaft weifs sich mit dem Reichsverein für vaterländische Festspiele eins mit den in dessen Satzungen ausgesprochenen Bestrebungen für Volksgesundung und Erstarkung deutscher Sitte, des deutschen Volksbewufstseins und der vaterländischen Gesinnung durch die Pflege aller in solchem Sinne betriebenen Arten von körperlichen Übungen. Die deutsche Turnerschaft wird deshalb, so wie sie seit ihrem Bestehen diese Ziele verfolgt hat, eine Mitwirkung seitens des Reichsvereins zur Erreichung dieser Ziele gerne annehmen, sowie sie ihrerseits bereit ist, die gemeinsame Aufgabe fördern zu helfen. Da die deutsche Turnerschaft aber in der Schaffung neuer örtlicher oder allgemeiner Feste ein wirksames Mittel zur Erreichung der obengenannten Ziele nicht zu erkennen vermag, lehnt sie eine Mitarbeit in dieser Richtung ab, und kann auch ihren Kreisen, Gauen und Vereinen eine solche nicht empfehlen."

Dieser marklose Beschlufs ist zu bedauern. Es bleibt jetzt nur zu hoffen, dafs der Reichsausschufs, dessen Bestrebungen unzweifelhaft vom vaterländischen Geiste durchweht sind, die Initiative zu einer

besseren Zeit wieder aufnehmen und dafs er dann bei der Turnerschaft gesünderen Mut, gröfsere Begeisterung und festeren Glauben an die Ausführbarkeit und den Nutzen des Nationalfestes finden werde. Den Keim einer gedeihlichen Entwicklung trägt der Nationalfestgedanke unverkennbar in sich.

München. Karl Rück.

Kleine Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. Heft II. Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen. Leipzig, 1896. R. Voigtländer. 1 Mk.

Der als eifriger Förderer der Spiele bekannte Dr. med F. A. Schmidt beabsichtigt mit vorliegendem Buche Ratschläge und Winke zu geben, wie Wettkämpfe etc. bei gröfseren Festlichkeiten am besten vorgenommen werden. Bekanntlich hat sich der Verein zur Förderung der Volks- und Jugendspiele auch die Aufgabe gestellt, unsere Volksfeste zu veredeln und als ein Hauptmittel erachtet er die Vornahme von Wettkämpfen. Durch diese soll dem Volke einerseits etwas besseres gezeigt werden als das gewöhnliche Programm von Märkten zu bieten vermag, anderseits aber auch im Volke Lust und Liebe zu körperlichen Übungen mehr verbreitet werden. Der Verf. hat es verstanden in wirklich vortrefflicher und erschöpfender Weise alle einschlägigen Fragen zu behandeln. Ob man mit all' den darin aufgenommenen Übungen, den Wertungen etc. einverstanden sein kann, ist eine rein fachmännische Frage, deren Erledigung in diesen Blättern zu viel Raum beanspruchen würde. Die technische Behandlung aber der einzelnen Übungen verrät eifriges Studium und grofse Praxis und so stehen wir nicht an, jedem der mit Veranstaltung derartiger Festlichkeiten etwas zu thun hat, das Büchlein bestens zu empfehlen.

München. Haggenmüller.



III. Abteilung.

Literarische Notizen.

K. Reiserts Taschenbuch für die Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten auf das Schuljahr 1899/1900. 11. Jahrgang. Mit der Beilage: Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen, Industrieschulen und Realschulen im Königreich Bayern nach dem Stande vom 15. Aug. 1899. Herausgegeben vom Gymnasiallehrer Dr. A. Stapfer und Reallehrer N. Martin. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping) 1899. Preis geb. 1,20 Mk. — Rechtzeitig zu Beginn des Schuljahres 1899/1900 ist das bekannte Taschenbuch für Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten (im 11. Jahrg.) erschienen, welches sich allmählich in Kollegenkreisen immer mehr eingebürgert hat und wegen seiner Handlichkeit und bequemen Einrichtung neuerdings bestens empfohlen sein möge. Es weist nur in den allgemeinen Notizen zwei Änderungen auf, insofern als einerseits unter Nr. 2 „Portosätze“ auch die Tarifsätze für Postanweisungen beigefügt sind und andrerseits unter Nr. 12 die Gebührenskala für Quittungen über Zahlungen aus öffentlichen Kassen natürlich jetzt in Wegfall kamen. Der Status nach dem Stande vom 15. August, welcher separat nicht abgegeben wird, weist einige Druckversehen auf, welche jedoch von den Benützern leicht verbessert werden können. Zu bemerken ist nur, dafs bei den Lateinschulen die Privatlateinschule Amorbach übersehen worden ist. Vgl. darüber den „Nachtrag zur Frequenz“ etc. S. 672 dieses Jahrganges unserer Blätter.

Zwei praktische Taschenkalender für 1900 aus dem Verlage von Moritz Schauenburg in Lahr liegen uns vor und zwar ein solcher für Schüler höherer Lehranstalten (Gymnasien, Progymnasien, Realschulen etc.) und ebenso für Schülerinnen höherer Töchter- und Mädchenschulen. Beide enthalten zunächst ein mit Raum für Notizen ausgestattetes Kalendarium (vom 1. Okt. 1899 bis 31. Dez. 1900), dem für jeden Tag des Jahres wichtige historische Begebenheiten beigefügt sind; sodann folgen Tabellen verschiedener Art, sowie sonstige belehrende und unterhaltende Abhandlungen (auch eine Erzählung). Am Schlusse sind Listen für Schülerverzeichnisse, Aufgaben, Stundenpläne etc. beigefügt. Die Kalender sind hübsch ausgestattet, kosten kartonniert je 60 Pf. und können empfohlen werden, zumal sie sich, von der Zeit vom 18. Sept. bis 1. Okt. abgesehen, an unser Schuljahr anschliefsen.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein, Jena. 5. Bd. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer und Söhne, herzogl. sächsische Hofbuchhändler, 1898. Preis 15 Mk. — Wiederholt ist in unseren Blättern teils allgemein teils durch eingehende Besprechung einzelner umfangreicher und besonders wichtiger Artikel des Encyklopädischen Handbuches von Rein auf diese wichtige Erscheinung in der pädagogischen Literatur hingewiesen worden. Das treffliche Werk, welches auf 7 Bände berechnet ist, und 1895 zu erscheinen begonnen hat, ist inzwischen rüstig fortgeschritten, so dafs mit dem Ende des vorigen Jahres schon der 5. Band, der 937 Seiten im Lexikonformat umfafst, vollendet vorlag. Wir brauchen kaum zu versichern, dafs er sich seinen Vorgängern in würdiger Weise anreiht; denn sowohl aus dem Gebiete der theoretischen Pädagogik samt deren Grundwissenschaften, Psychologie und Ethik, und deren Hilfswissenschaften, Physiologie und Medizin, enthält der Band eine Anzahl teilweise sehr ausführlicher und umfangreicher Artikel als auch aus dem Gebiete

der praktischen Pädagogik. Da dieser Band die Buchstaben N bis R umfaſst, so kommt hier der Begriff Pädagogik überhaupt zur Sprache; der Herausgeber handelt über philosophische Pädagogik, und über das Pädagogische Universitäts-Seminar (letzterer Artikel ist besonders wichtig wegen der umfangreichen, nach Jahren geordneten und sehr genauen Literaturangaben), auſserdem wird Pädagogik und Medizin, die pädagogische Presse, katholische Pädagogik etc. besprochen, auch das Rezensententum in der Pädagogik. Die Naturwissenschaften, die Physik, die Religion als Unterrichtsgegenstände des niederen und höheren Schulwesens werden behandelt etc. Namentlich reich aber ist dieser Band an Artikeln aus dem Gebiete der historischen Pädagogik und der Geschichte und Entwicklung des Schulwesens überhaupt: so wird gehandelt über Pensionate und Privatschulen, über das Progymnasium, das Realschulwesen in Deutschland und seine Geschichte, die Reformschulen, die Ritterakademien, das Rauhe Haus in Hamburg etc., andrerseits nimmt die Darstellung des Lebens und der Wirksamkeit Pestalozzis, seiner Psychologie und Ethik, seiner Pädagogik, der nach ihm benannten Stifte und Stiftungen einen breiten Raum ein, neben ihm werden Männer wie Bernh. Christ. Ludw. Natorp, Aug. Herm. Niemeyer, Wolfg. Ratke (Ratichius), Jean Paul Friedrich Richter, Rochow u. a. in ihrem Leben und ihrer Bedeutung vorgeführt; orientalisches Erziehungs- und Bildungswesen und Römische Erziehung hat Prof. O. Willmann zusammenfassend dargestellt.

Diese Übersicht des reichen Inhaltes mag zeigen, daſs man nicht leicht vergebens in einer pädagogischen Frage sich hier Rat erholen wird; dazu kommt noch, daſs die Mitarbeiter Reins durchaus Autoritäten sind auf den von ihnen behandelten Gebieten, so daſs ihre Namen schon meist für die Gediegenheit ihrer Beiträge bürgen. Schlieſslich sei noch auf einen Punkt hingewiesen: wir haben jetzt in Bayern seit wenigen Jahren eine Anzahl von pädagogischen Gymnasialseminaren; für die Bibliothek dieser Seminare ist ein Buch wie Reins Encyklopädie geradezu unentbehrlich und wird den Kandidaten die wichtigsten Dienste leisten, aber auch unsere Gymnasialbibliotheken überhaupt sollten sich in den Besitz dieses trefflichen Werkes setzen, soweit sie es nicht schon angeschafft haben.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden mit Goldschnitt zum Preise von ca. 3 Mk. Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig 1898. — Die beifällige Aufnahme, welche die beiden bisher von der Verlagshandlung Velhagen und Klasing herausgegebenen Sammlungen, nämlich die schon auf 40 Bände gediehenen Künstlermonographien und die bis jetzt auf 8 Bände sich belaufenden Monographien zur Weltgeschichte, allerseits gefunden haben, gab Veranlassung zur Veröffentlichung dieser neuen Sammlung. Dieselbe verfolgt den Plan „in anschaulich geschriebenen, reich illustrierten Bänden, jeder vollständig in sich abgeschlossen, eine Umschau in allen interessanten Gegenden der Erde zu bieten, die in handlicher und äuſserlich vornehmer Form jedem Natur- und Reisefreunde Genuſs und Anregung gewähren soll“. Ihre Berechtigung neben den für einen derartigen Zweck bereits bestehenden Hilfsmitteln leitet diese neue Sammlung davon her, daſs einerseits die groſsen Geographiebücher mehr zum fortlaufenden Studium und zum Nachschlagen dienen, aber dabei doch auf die Einzelbeschreibung einer Landschaft nicht näher einzugehen vermögen, wenn ihr Umfang nicht ins Ungemessene sich steigern soll, während andrerseits die von Spezialforschern herausgegebenen Schriften zur Erd- und Landeskunde wegen ihrer schwerer verständlichen Form und ihres höheren Preises nur einem verhältnismäſsig kleinen Teil der Gebildeten unseres Volkes zugänglich sind. Als ein gemeinsamer Vorzug der neuen Monographien zur Erdkunde verdient noch die naturgetreue Illustrierung hervorgehoben zu werden, hergestellt nach photographischen Aufnahmen an Ort und Stelle, sowohl der Landschaften wie der Bevölkerung; dies schlieſst jedoch nicht aus, daſs auch durch Wiedergabe alter Pläne, Ansichten und Wahrzeichen der Kulturgeschichte in gewissem Sinne Rechnung getragen wird.

Die Sammlung eröffnet der 1898 erschienene I. Bd. Thüringen von A. Scobel. Mit 145 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Kartenskizzen. Preis 3 Mk. (156 S. Text). In XIV Kapiteln sucht der Verfasser seiner

Aufgabe gerecht zu werden: nach einer schwungvoll geschriebenen Einleitung und einer geographischen und historischen Übersicht (c. I—III) beginnt er seine Wanderung im Osten mit der Schilderung des Saalethales und der Saalplatte, sodann folgt das Osterländische Stufenland bis herab zum bayerischen Hof, der Frankenwald als Übergang zum eigentlichen Thüringerwald, hierauf in drei Abschnitten der südöstliche, mittlere und nordwestliche Thüringerwald. Hier wird der Zusammenhang unterbrochen durch ein kurzes Kapitel über den Rennsteig und zwei gröfsere über Klima und Pflanzenwelt, sowie über die Bevölkerung, die wohl besser anderweitig untergebracht worden wären. Erst jetzt wird die Wanderung fortgesetzt und zunächst das Nordvorland, die Ilmplatte und besonders das Thüringische Becken, sowie die nördlichen Grenzhöhen (Finne, Schrecke, Schmücke, Hainleite, Dün, zuletzt der Kyffhäuser) einerseits beschrieben, andrerseits das Südvorland in zwei Teilen (Gebiet der Werra und der Itz) bis herab zum Mainthal bei Banz und Staffelberg. In zwei Punkten wollte der Verf. sichtlich besonders ausführlich sein, einmal mit zahlreichen geologischen Angaben und dann mit vielen auf die Industrie Thüringens bezüglichen durch die Statistik belegten Notizen, wie er sich auch bemüht, die Wohnorte möglichst vollständig aufzuzählen. Damit kommen wir auf zwei unzweifelhafte Mängel des Buches: es fehlt ihm zunächst eine gute Übersichtskarte. Der Verf. fühlt das selbst, wenn er S. 90 sagt „über den heutigen Verlauf der Staatengrenzen am Rennsteig unterrichtet am schnellsten ein Blick auf die Karte (siehe Andrees Handatlas, Karte der Thüringischen Staaten).“ Wenn man bei der Lektüre des Buches erst Andrees Handatlas daneben legen soll, geht seine Handlichkeit verloren! Zweitens fehlt unbedingt ein geographisches Namensregister, besonders in Rücksicht auf die Häufung von Ortsnamen. Weniger Rechnung trägt der Verf. den geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Beziehungen. Hier wäre bisweilen etwas mehr erwünscht; z. B. wenn er S. 20 bei Naumburg dessen im romanisch-gotischen Übergangsstil erbauten Dom erwähnt, so wäre doch auch ein Hinweis auf seine berühmten Skulpturen erwünscht gewesen, welche mit die erste Blütezeit der deutschen Plastik bezeichnen. Oder wenn man S. 120 liest: „1552 erhielt Lukas Kranach seine staatliche Bestallung und schuf die herrlichen Altargemälde für die Stadtkirche (in Weimar), malte auch Luther als Junker Jörg (Abb. 102), welches Bild sich im Grofsh. Museum befindet“, so ist diese Angabe doch sehr unvollständig und das einzelne Bild ist nur wegen der aufgenommenen Illustration genannt. S. 121 steht unrichtig: „Schiller zog von Jena 1801 nach Weimar“; denn dies geschah schon Ende 1799. — Vortrefflich sind die Illustrationen und wohlgeeignet, beim Unterricht in unserer 2. Klasse mit Erfolg verwendet zu werden; der Text dagegen ist für diese Unterrichtsstufe noch nicht recht verständlich.

II. Bd. Cuba von Dr. E Deckert. Mit 96 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Kartenskizzen, sowie einer farbigen Karte. 116 S. Text. 1899. Preis 3 Mk. — Diese Monographie hat insofern aktuelles Interesse als sie, bald nach der Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges erschienen, geeignet ist, uns in manchen Beziehungen Aufklärung über die jüngsten Ereignisse zu verschaffen. Dies geschieht besonders in den drei einleitenden Kapiteln, welche nacheinander die kolonialgeschichtliche Entwicklung bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts, die cubanische Krisis in ihrem Zusammenhang mit dem cubanischen Volkskörper und mit den äufseren Beziehungen der Insel behandeln. Dann erst beginnt die eigentliche geographische Schilderung. Diese konnte bei der geringeren Anzahl wichtiger Siedlungen und der teilweisen Unwirtlichkeit des Inneren von vornherein übersichtlicher ausfallen als die von Thüringen; im wesentlichen berichtet sie in der Form einer Küstenfahrt, nur selten wird tiefer in die ohnehin schmale Insel eingedrungen. Die Gliederung ist klar und wird aus der Boden- nnd Küstenbeschaffenheit selbst gewonnen: so wird der Reihe nach behandelt das Baracoasche Gebirgsland oder der Kopf der eidechsenförmigen Insel Cuba im Südosten, sodann das Maestragebirgsland der Südküste mit der vormaligen Hauptstadt der Insel, Santiago de Cuba, deren Lage und Bucht besonders auch in Rücksicht auf den letzten Krieg eingehender beschrieben wird, es folgt das Hügelland von Camaguey, etwa die Mitte der Insel, unnahbar an der Nord- wie Südküste infolge der zahllosen vorgelagerten Inseln und Inselchen, daher von der geringsten Bedeutung, dann das Las-Villas-Bergland mit seinen 5 Städten, unter welchen Cienfuegos die wichtigste ist. Den Hauptteil der geographischen Schilderung

beansprucht naturgemäfs Westcuba, d. h. Habana und sein Isthmus einerseits und das ihm benachbarte Hügel- und Flachland der Vuelta Arriba und das Stufenland der Vuelta Abajo andrerseits, wobei der Verf. besonders bemüht ist, die herrschende Stellung Habanas in jeder Beziehung aus der Lage und Beschaffenheit seiner Bucht und Umgebung zu erklären.

Von den zahllosen Nebeninseln Cubas wird nur die gröfste, Pinos (2100 qkm) im Schlufskapitel einer näheren Betrachtung unterzogen. Allenthalben finden sich reichliche geologische und statistische Angaben, letztere besonders in Bezug auf den Anbau und Ertrag der Insel (Zucker, Tabak, Kaffee), durchaus gewinnt man den Eindruck, dafs man sich unter der Leitung eines kundigen Führers befindet, der überdies anschaulich und anziehend zu schildern versteht. Eine Übersichtskarte ist zwar am Schlusse beigefügt, doch ist diese zu klein (Mafsstab 1 : 500 000), um Einzelheiten erkennen zu lassen; auch stellt sie die beschriebene Insel allein dar und doch wäre eine Übersicht über die Nachbarinseln des westindischen Archipels und die nächstgelegenen Festlandsküsten erwünscht; ein wirklicher Mangel ist es, dafs auch dieser Band kein geographisches Register aufweist. Trefflich sind die Illustrationen, welche das Buch als zur Verwendung beim Unterrichte in unserer 4. Klasse wohl geeignet erscheinen lassen; auch einzelne Abschnitte des Textes eignen sich hiezu, falls der Lehrer mit Rücksicht auf die Fassungskraft seiner Schüler geschickt auszuwählen weifs.

III. Bd. Norwegen. Von Prof. Dr. Sophus Ruge. Mit 115 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. 140 S. Text. 1899. Preis 3 M. — Eine Besprechung dieser Monographie kann sich kurz fassen; denn dieselbe ist, wie übrigens von ihrem Verfasser nicht leicht anders zu erwarten war, musterhaft sowohl der Anordnung wie der Durchführung nach. In 6 Kapiteln weifs der Verf. uns ebenso kurz als klar in die Besonderheiten des Gebietes einzuführen, indem er allgemein über Lage und Bodengestalt, über Fjorde, Strandebenen und Inseln, über Klima, Pflanzen- und Tierwelt, über Bevölkerung und endlich über das Reisen in Norwegen handelt. Erst nachdem er uns so die Natur Norwegens in ihren Hauptzügen kennen gelehrt hat, macht er sich daran, von der Landeshauptstadt Christiania ausgehend die einzelnen Teile des Landes zu durchwandern. Dies geschieht in 6 Kapiteln, welche Christiania und Umgebung, die gegen Christiania zu mündenden südlichen Thäler, Norwegen westlich vom Gebirge und Norwegen nördlich vom Gebirge, das Nordland und endlich Tromsö und Finnmarken bis zum Nordkap behandeln. Die Wanderung führt im breiteren Süden durch die Thäler aufwärts hinauf auf die Fielde, aufserdem bedient sie sich der Küstenfahrt. Besonders zu rühmen ist die Art und Weise wie Text und Illustrationen in Beziehung zu einander gesetzt werden, indem der Text stets Hinweise und ausführlichere Erläuterungen zu den trefflichen, sorgfältig ausgewählten Bildern bietet. Als Karte ist am Schlusse aus dem im gleichen Verlage erschienenen Andreeschen Handatlas das Blatt beigegeben, welches eine Übersicht über Schweden, Norwegen und Dänemark bietet; diese Karte enthält zu viel: man findet ja wohl alles, was im Texte vorkommt, aber ziemlich mühesam; jedenfalls hätte sich eine übersichtlichere Übersichtskarte beigeben lassen. Zu bedauern bleibt, dafs auch dieser Band kein geographisches Namensregister enthält. Auf alle Fällle aber bietet derselbe in der Hand des Lehrers ein vorzügliches Hilfsmittel für den Geographieunterricht in der 3. Klasse.

IV. Bd. Tirol von Prof. Dr. Max Haushofer. Mit 200 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. 1899. Doppelheft. Preis 4 Mk. — Auch für diese Monographie hat die Verlagsbuchhandlung an Prof. Max Haushofer, dem genauen Kenner und begeisterten Freund der Alpen und ihrer biederen Bewohner, einen ebenso sachkundigen wie formgewandten Verfasser gewonnen. Letzterer Punkt sei besonders hervorgehoben: niemals ermüdet der Leser, denn durch steten Wechsel des Ausdruckes, durch eine gehobene, zuweilen poetische Darstellung weifs H. von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Aber auch inhaltlich ist diese Monographie vorzüglich, besonders wegen ihrer Übersichtlichkeit und relativen Vollständigkeit. Der eigentlichen geographischen Schilderung gehen auch hier Kapitel allgemeinen Inhaltes voraus, welche eine Übersicht über die Alpen Tirols, über Klima, Pflanzen- und Tierwelt, über die geschichtliche Vergangenheit des Landes und über seine Bevölkerung geben.

Gerade das letztgenannte Kapitel ist infolge der genauen Beobachtungen des Verf. auf diesem Gebiete eines der wertvollsten. Die Wanderung durch Tirol folgt durchaus den grofsen Flufsthälern; sie geht aus von der Eingangspforte des Inn unweit Kufstein und folgt zunächst diesem bis nach Finstermünz, so jedoch, dafs auch alle Seitenthäler bis zu den Gletschern und abschliefsenden Hochgipfeln hinauf durchwandert werden; daran schliefst sich die Betrachtung von Nordwest-Tirol und Vorarlberg. Den 2. Hauptteil bildet die Fahrt durch das Etschgebiet, also zunächst durch den Vintschgau mit seinen Seitenthälern bis zum Bozener Kessel. Sodann folgt Sillthal, Brenner und Eisackthal wieder bis Bozen; von da kehrt der Verf. nach Brixen zurück, ins Herz von Tirol und durchwandert das Pusterthal mit seinen Seitenthälern bis in die Tauern hinauf, um darnach in Bozen die Fahrt durch das Etschthal wieder aufzunehmen bis zur Veroneser Klause. Die beiden Schlufskapitel behandeln getrennt Südtirol östlich und westlich des Etschthales, nämlich einerseits die südlichen Thäler der Dolomiten (Fleimserthal, Valsugana, Buchenstein, Ampezzothal), andrerseits Nonsberg und Judicarien (einschliefslich des Nordendes des Gardasees). Die Illustration dieses Bandes ist mustergültig und bietet eine Fülle des trefflichsten Anschauungsmateriales; das als Übersichtskarte beigegebene Blatt „Südbayern, Tirol und Salzburg" aus Andree's Handatlas ist zwar in sehr kleinem Druck hergestellt, läfst aber alle im Texte aufgeführten Einzelheiten ohne Ausnahme leicht auffinden, endlich wird die Brauchbarkeit des Buches durch das unumgänglich notwendige Namensregister erhöht, welches 6 dreigespaltene Seiten ausfüllt, kurz diese vorzügliche Monographie kann auf das angelegentlichste empfohlen werden.

V. Bd. Schweiz von J. C. Heer. Mit 181 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, einer Bunttafel und einer farbigen Karte. 1899. 192 S. Text. Doppelheft. Preis 4 Mk. — Die Schilderung der Schweiz ist im Verhältnis etwas weniger ausführlich und eingehend wie die Tirols, auch steht sie dieser, was Gewandtheit der Darstellung, Beherrschung des Ausdruckes und Abwechselung in demselben anlangt, entschieden nach, obgleich der von seinem Stoff begeisterte Verf. sichtlich bemüht ist, die Wärme seiner eigenen Empfindung auf den Leser zu übertragen. Im übrigen ist Anlage und Durchführung der der vorher besprochenen Monographie ähnlich, nur dafs die Kapitel über Klima, Pflanzen- und Tierwelt und über Bevölkerung am Schlusse stehen. Nach einer geographischen und historischen Übersicht wird für die Durchwanderung der Schweiz eine Einteilung befolgt, die nacheinander 1. die Bodensee- und Rheinlandschaft, 2. den Schweizerischen Jura, 3. das Mittelland (das Zürcherische und Aargauer Mittelland. Das Berner- und Freiburger Mittelland. Die Waadt und den Genfersee), 4. das Schweizerische Alpenland (Voralpen von St. Gallen und Appenzell. Hochalpen von Glarus und Graubünden. Urschweiz und südliche Voralpen. Berner Oberland, Freiburger und Waadtländer Alpen. Wallis und Montblanc) vorführt. Die Wanderung folgt auch hier den Thälern der Flüsse und Seen, sowie den zahlreichen Pässen und Übergängen. Die Illustration ist aufserordentlich reichhaltig und gut gewählt, so dafs man nicht viele Ansichten vermissen dürfte; infolgedessen bietet auch diese Monographie für unsere 2. Klasse ein sehr gutes und umfängliches Anschauungsmaterial und in der Hand des Lehrers ein brauchbares Unterrichtsmittel. Ein ausführliches Wortregister ist beigegeben, ebenso als Übersichtskarte das Blatt „Schweiz" aus Andree's Handatlas, welches das Aufsuchen aller Einzelheiten ermöglicht.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrh. Halle a. S., Max Niemeyer. 1898 u. 1899.

Wir verzeichnen im Folgenden in Kürze die zuletzt erschienenen Bändchen dieses verdienstvollen und allen Literaturfreunden so willkommenen Unternehmens: Nr. 149—152. Preis 2.40 Mk. Das Gemerkbüchlein des Hans Sachs (1555—1561) nebst einem Anhange: Die Nürnberger Meistersinger-Protokolle von 1595—1605. Herausgegeben von Karl Drescher. Dieses Gemerkbüchlein des Hans Sachs wurde in der Grofsherz. Bibliothek zu Weimar von E. Goetze entdeckt, weshalb dieses Heft auch dem Grofsherzog Alexander gewidmet ist. Es enthält die Protokolle der Nürnberger Singschule, welche Hans Sachs in seiner Eigenschaft als Merker 1555—1561 aufgezeichnet hat. — Nr. 153. Preis 0.60 Mk. (Flugschriften

aus der Reformationszeit XIII). Thomas Murner, An den grofsmächtigsten und durchlauchtigsten Adel deutscher Nation, herausgegeben von Ernst Voss. Diese Publikation will dem Mifsstande abhelfen, dafs bisher nur Murners satirisch-didaktische Dichtungen, nicht aber seine gröfseren Prosaschriften neu gedruckt worden sind. Zudem ist die vorliegende Schrift die unmittelbare Antwort auf Luthers: „An den christlichen Adel deutscher Nation“, wie diese 1520 erschienen. Die Aufnahme dieser Schrift in die Sammlung der Neudrucke ist also nur zu begrüfsen. — Nr. 154—156. Preis 1.80 Mk. (Flugschriften aus der Reformationszeit XIV). Die Schriften Hartmuths von Cronberg. Herausgegeben von Eduard Kück. Dieser Hartmuth von Cronberg (1488—1549) war Mitinhaber des Reichsmannslehens Cronberg im Taunus und griff bald nach dem Reichstag von Worms zur Feder. Die meisten seiner Schriften sind Sendbriefe, in denen er für Luther und die reformatorische Bewegung eintritt; in der zweiten Hälfte vertritt er auch eigene Interessen: wegen Unterstützung Sickingens in der Trierschen Fehde war er von Philipp von Hessen, Pfalzgraf Ludwig und Erzbischof Richard von Trier vertrieben worden und klagte nun über das ihm geschehene Unrecht und suchte wieder zu seinem Eigentum zu gelangen. Die vorliegende Publikation enthält 16 Nummern und will eine Gesamtausgabe darstellen. Eine ausführliche Einleitung von LIX Seiten gibt Aufschlufs über die Sprache des Ritters und über das für die Lektüre der einzelnen Sendschreiben Wissenswerte. — Nr. 157—159. Preis 1,80 M. Theobald Hock, Schönes Blumenfeld. Abdruck der Ausgabe von 1601. Herausgegeben von Max Koch. Theobald Hock (1573 bis 1618), ein geborener Pfälzer, seit 1601 Sekretär bei Peter Wock, letztem Sprossen der Herren von Rosenberg, zu Wittingau in Böhmen, 1602 geadelt, ist einer der ersten Dichter weltlicher Lieder. Hoffmann von Fallersleben ist sein Wiederentdecker, er gehört zu den interessantesten Erscheinungen seiner Zeit und ein Neudruck war umsomehr geboten, als die Sammlung seiner Gedichte ungemein selten ist (5 Exemplare nur konnte Prof. Koch auftreiben).

Biographische Volksbücher. Nr. 56—63: Fritz Reuter, woans hei lewt un schrewen hett. Vertellt von Paul Warncke. Mit nägen Biller. 311 S. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 2 M., geb. 2.25 M. — Unter den bisher erschienenen Bänden der Biographischen Volksbücher ist der vorliegende jedenfalls der eigenartigste; denn eigenartig ist vor allem der Plan, die Biographie Reuters, des grossen plattdeutschen Humoristen, in seiner eigenen Sprache zu schreiben. Und doch, wenn man das Buch mit steigendem Interesse zu Ende gelesen hat, hat man damit die Überzeugung gewonnen, dafs die richtige Lebensgeschichte Fritz Reuters so und nur so geschrieben werden konnte. Eine viel wichtigere Eigentümlichkeit aber ist es, dafs der Verfasser, natürlich selbst Mecklenburger und voll begeisterter Liebe für sein Heimatland, bei aller Vorliebe für seinen Helden, doch Dank seiner strengen Objektivität imstande ist, eine ganze Reihe wichtiger Punkte aus Reuters Leben zu berichtigen, zu ergänzen oder doch in wesentlich anderem Lichte erscheinen zu lassen als bisher; es sei in dieser Beziehung besonders die Schilderung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn genannt, sodann die berichtigenden Angaben zu jenem Lebensabschnitt Reuters, den man nach seinem Vorgange „Festungstid“ zu benennen pflegt; ferner die Nachrichten über die Entstehung seiner ersten Werke, über das Verhältnis von Claus Groth zu ihm u. a.; besonders bot Reuters Briefwechsel dem Verfasser wichtige Aufschlüsse, weshalb eine Reihe von Briefen wörtlich abgedruckt werden. — In neuerer Zeit gewinnen die Schüler unserer oberen Klassen immer mehr Interesse für Fritz Reuters Werke. Freilich lernen sie aus diesen selbst den Mann mit dem goldenen Herzen und der gemütvollen Art am besten kennen, aber trotzdem dürfte ihnen als Vorbereitung und als Ergänzung die vorliegende ausgezeichnete Biographie höchst willkommen sein; sie sei daher auf das angelegentlichste empfohlen.

Nr. 64—69: Heinrich von Stephan, Generalpostmeister. Ein Lebensbild von Karl Techentin. 188 S. mit einem Bildnis. 1,50 M., geb. 1,75 M — Diese Biographie hat gleich den früher in der Sammlung erschienenen von Werner v. Siemens und Friedr. Krupp einen hervorragend pädagogischen Wert und zwar nach zwei Seiten; einmal hat sich der verstorbene erste Generalpostmeister des deutschen Reiches durchaus Dank eigener Kraft und persönlicher



Tüchtigkeit, nicht im geringsten unterstützt durch die Vorteile höherer Geburt oder fördernder Familienbeziehungen auf die höchste Stufe der von ihm gewählten Laufbahn buchstäblich emporgearbeitet; daher erfüllt die Lektüre dieser Biographie die Jugend nicht blofs mit Bewunderung und Hochachtung für den genialen Organisator und Staatsmann, der trotz aller äufseren Ehren und Erfolge ein bescheidener und liebenswürdiger Mensch geblieben ist; sondern sein Beispiel fordert geradezu mit zwingender Macht zur Nacheiferung auf. Zum zweiten aber wird es für die reifere deutsche Jugend ein hoher Gewinn sein, wenn sie aus dieser Lebensbeschreibung auch das gewaltige Werk Stephans näher kennen lernt; denn damit erschliefst sich ihr nicht blos ein wichtiger Teil der inneren Entwicklung, der Wirtschaftsgeschichte des deutschen Reiches, sondern des modernen Kulturlebens überhaupt; hat ja doch der Gründer des Weltpostvereins auch e ne weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Zu seiner Überraschung wird mancher Leser dabei in Stephan aus dessen eigenen Reden und Äusserungen, die hier wiedergegeben sind, einen Meister in der Handhabung der deutschen Sprache kennen lernen, der sich einem Bismarck und Moltke würdig zur Seite stellt. Alles in allem, hier haben wir ein vorzügliches Buch für unsere oberen, besonders die oberste Klasse des Gymnasiums.

Nr. 70—73: Prinzadmiral Adalbert, ein Vorkämpfer für Deutschlands Seemacht, von Georg Wislicenus, Kapitänlieutenant a. D. Mit 14 Abbildungen. 1 M., geb. 1,25 M. — Diese Biographie hat insofern aktuelles Interesse, als das Leben des Prinzen Adalbert von Preufsen, des Bruders der verewigten Königin Maria von Bayern, unzertrennlich verknüpft ist mit der Entwicklung unserer Kriegsflotte. Diese wird uns daher von ihren Kinderjahren bis zum Tode des Prinzadmirals (1873) in übersichtlichen Zügen vorgeführt. Auch dieses Buch eignet sich vorzüglich für die oberen Klassen höherer Schulen, für die es hiemit bestens empfohlen sei.

Monographieen zur Weltgeschichte. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyck. VIII. Venedig als Weltmacht und Weltstadt von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst. Mit 4 Kunstbeilagen und 159 authentischen Abbildungen. Preis (Doppelband) geb. 4 M. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1899. — Neuerdings liegt uns ein vortrefflicher und aufserordentlich inhaltsreicher Band der Monographieen zur Weltgeschichte vor, die erste deutsche zusammenfassende Geschichte Venedigs von einem gründlichen Kenner dieses Stoffes, von dem Grazer Historiker Professor H. v. Zwiedineck-Südenhorst. In 11 Kapiteln von verschiedenem Umfange (204 S. im ganzen, dazu ein Personen- und Ortsregister) wird die Geschichte der Weltstadt uns vorgeführt. Das einleitende I. Kap. schildert die Entwickelung Seevenetiens zu einem selbständigen Staate; von besonderer Bedeutung ist das II: Venedig erlangt die Hegemonie in der Adria und wird durch die Kreuzzüge die erste Seemacht des Mittelalters. Nachdrücklich weist der Verfasser darauf hin, dafs eben nur die Bewohner der Lagunenstadt die Eigenschaften besafsen, um vornehm werden zu können, im Gegensatz zu den zahlreichen slavischen Stämmen der Balkanhalbinsel, die ja an sich auch ihren Weg nach Konstantinopel hätten nehmen können. Mit Kap. III wird die chronologische Darstellung unterbrochen; denn es ist an der Zeit, hier eine Darstellung der Verfassungsgeschichte Venedigs bis zur Vollendung des aristokratischen Systemes zu geben. Noch ist die Republik in mächtigem Aufstreben begriffen: Die Geschichte des Trecento u. Quatrocento behandeln Kap. IV: Veränderung des Charakters der Republik durch die äufsere Politik. Kulturbild des Trecento und Kap. V: Höhepunkt der Weltstellung Venedigs (Cyperns Erwerbung durch die Heirat der Katharina Cornaro!) Bild des städtischen Lebens an der Wende des XV. Jahrhunderts. Der Höhepunkt der Weltmacht Venedigs war hier erreicht, ehe noch die ganze Fülle der Kulturschöpfungen entstanden war, welche die Menschheit dieser Wunderstadt verdanken sollte. Die Peripetie im Staatsleben Venedigs ergab sich besonders daraus, dafs der Neid seiner Nachbarn ihm seinen Ruhm und seinen Frieden nicht mehr gönnte. So schildert denn Kap. VI den Kampf der Grofsmächte gegen die Ausbreitung der Republik auf dem italischen Festlande; in diesem Kampfe vermochte zwar die Republik die wesentlichsten Teile ihres Besitzes zu erhalten, aber von einer italischen, mindestens oberitalischen Hegemonie konnte nicht mehr die Rede sein.

Mit Kap. VII: Die Glanzzeit des Kunstlebens, wird wieder ein kulturhistorischer Abschnitt eingeschoben. Als Zeit des Überganges von der Gothik zur Renaissance werden die Jahre 1440—1523 (dauernder Aufenthalt Jac. Sansovinos in Venedig) angenommen; es folgen die wichtigsten Daten der Baugeschichte Venedigs im XVI. und XVII. Jahrhundert, ebenso die der Geschichte der Malerei, wobei Tizian besonders hervorgehoben wird. Überhaupt wird das künstlerische Leben und Treiben Venedigs in dieser Epoche meisterhaft geschildert. Die beiden nächsten Kapitel sind wieder der politischen Geschichte gewidmet [: Rückschritt des Handels und Gebietsverlust im Orient (Cypern!). Inquisition. Schlacht bei Lepanto. Widerstand gegen die spanische Politik. Kämpfe mit den Osmanen.:] Am ausführlichsten wird die zweite glänzende Waffenthat der Venezianer, die Seeschlacht bei Lepanto, dargestellt, wobei der Verfasser die sachverständigen Untersuchungen des französischen Admirals Jurien de la Gravière verwertet. Überhaupt gewinnt man bei der Lektüre den Eindruck, dafs der Verfasser die gesamte Literatur vollständig beherrscht und nur bemüht ist, den gewaltigen Stoff in den engen Rahmen der vorliegenden Darstellung zu bringen. Ehe er uns das Ende der Republik kurz erzählt, schildert er im vorletzten Kapitel in geistreicher und trefflicher Weise das weltstädtische Leben des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Venedig. Wer diese Monographie zum Gegenstand eingehenderen Studiums macht, wird bekennen, dafs daraus seine geschichtlichen und besonders seine kulturgeschichtlichen Kenntnisse eine wesentliche Bereicherung erfahren haben: sie bildet einen wertvollen Bestandteil der ganzen Sammlung.

Die Ostafrikanischen Inseln. Von Professor Dr. C. Keller in Zürich. Mit 42 Bildern und 15 Kärtchen im Texte, 3 farbigen Karten und 8 Vollbildern. VIII und 188 S. Preis 5 M. Berlin 1898. Verlag von Schall & Grund. —

Diese Monographie über die ostafrikanischen Inseln bildet den zweiten Band der „Bibliothek der Länderkunde“, herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff, o. ö. Professor der Erdkunde in Halle und R. Fitzner, Chefredakteur, welche den Zweck verfolgt, zwar allgemein verständlich, aber auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage in einer Reihe von Einzeldarstellungen die Kenntnis unseres Erdballs zu vermitteln (cf. die Besprechung des 1. Bandes dieser Sammlung, S. 793/94 des Jahrg. 1897 unserer Bl.). — Der Verfasser, Professor C. Keller in Zürich, hat im Jahre 1886 behufs naturwissenschaftlicher Studien die Seychellen, die Maskarenen und Madagaskar besucht, hat nun aber, um sich vor allzugrofser Einseitigkeit zu hüten, auch die Arbeiten anderer Gelehrten herangezogen. 118 Seiten von den 188, also die gröfsere Hälfte des Buches, ist der Insel Madagaskar gewidmet, die infolge der Zertrümmerung des Hovareiches durch die Franzosen neuerdings wieder mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt ist; hier konnte sich der Verfasser auf das grofsartige Reisewerk des Franzosen Grandidier stützen, der ihm seiner Zeit auch wirksame Empfehlungen an die französischen Behörden in Madagaskar mitgegeben hatte. Daher ist die Darstellung nach allen Seiten hin erschöpfend. Für die Beschreibung der im Westen des indischen Ozeans gelegenen, gegen Australien vorgeschobenen Inseln, nämlich 1. Neu-Amsterdam und St. Paul, 2. die Prinz Eduard-Inseln, 3. die Crozet-Inseln, 4. die Kerguelen-Inseln und 5. die Heard-Insel, welche der Verfasser nicht selbst besucht hat, benützt er die Berichte von deutschen, französischen und englischen Expeditionen, so über die Kerguelengruppe die der Challenger- und der Gazellen-Expedition. Nachdem auch die jüngste Expedition der deutschen Tiefseeforschung auf der Valdivia auf dieser Gruppe um Weihnachten 1898 wichtige Beobachtungen angestellt hat, dürfte dieses Kapitel besonderes Interesse beanspruchen. — Die beigegebenen Illustrationen enthalten teils Originalaufnahmen des Verfassers, teils Reproduktionen aus zuverlässigen neueren Veröffentlichungen. Das Buch kann sowohl für jeden Gebildeten wie für den Geographielehrer, der ihm auch manches Anschauungsmaterial entnehmen wird, bestens empfohlen werden.

Dr. P. Wossidlo, Direktor des Kgl. Realgymnasiums zu Tarnowitz, Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. 1. Teil: Die Tiere. 8. Aufl. Mit 445 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 Tafeln. VIII und 276 S. Preis geb. 2,80 M.; 2. Teil: Der Mensch. Beschreibung des Baues und der Verrichtungen seines Körpers nebst Unterweisungen über die Gesundheits-

pflege. 8. vermehrte Auflage. 95 S. Preis geb. 1 M. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1899. —

Die neue Auflage dieses weitbekannten und vielbenützten Lehrbuches [die 7. erschien 1896] unterscheidet sich von den vorausgehenden dadurch, dafs der bisherige 2. Abschnitt des Leitfadens, welcher eine Beschreibung des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Körpers nebst Unterweisungen über die Gesundheitspflege bot, abgetrennt und zu einem selbständigen 2. Teile gemacht worden ist. Dadurch war nun auch eine Erweiterung des anthropologischen Teiles ermöglicht, welche sich besonders auf die Darstellung des Gesichts- und Gehörorganes erstreckt; auch die Zahl der Abbildungen ist von 78 auf 104 gestiegen. Der eigentliche 1. Hauptteil ist demnach nur mehr ein Lehrbuch der Zoologie; seine Fassung unterscheidet sich von der der letzten Auflage aufser durch eine gröfsere Zahl von Verbesserungen und Berichtigungen des Textes auch durch Hinzufügung zweier neuer Tafeln über Rinderarten und über das Hausgeflügel. Im übrigen ist die bisherige Form der Darstellung, die sich trefflich bewährt hat, beibehalten worden.

Liedersammlungen für Schüler und Schulen. Die Legion der schon bestehenden Sammlungen schwillt noch immer an. So erschien eine solche „Hundert frische Lieder zum Gebrauche bei Schülerturnfahrten“ von Herm. Müller (bei Jäger in Frankfurt a. M.), lauter gute alte Bekannte in alphabetischer Folge in einem netten, handlichen Büchlein. Als Anhang sind 30 vierstimmige Lieder beigegeben, unter denen einige sentimentale (so gleich das erste „Ach wie ist's möglich dann“), die französischen und englischen besser fehlen würden. „Frisch gesungen“ heifst eine andere Sammlung von 90 Volksliedern und volkstümlichen Liedern für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Gustav Hecht (Vieweg, Quedlinburg), vorwiegend heitere und zwar gröfstenteils (64) vierstimmige Lieder enthaltend. Eine „Auswahl für den gemischten Chor der Gymnasien etc.“ hat herausgegeben Peter Stein, Gesanglehrer am Gymnasium in Düsseldorf (Jäger, Frankfurt a. M.). Mit der in dieser Auswahl von etwas über 50 weltlichen und geistlichen Liedern sehr stark geübten Praxis, bekannten Melodien andere Texte unterzuschieben, wird man sich nicht einverstanden erklären können. Geradezu eine Versündigung am guten Geschmack und gegen das Volkslied ist es aber, wenn es z. B. statt „Jetzt geh' ich ans Brünnele“ heifst „Ich kenne ein Blümchen“ (nämlich das der Freundschaft), oder statt „Ännchen von Tharau ist's etc.“ gesungen wird „Reichtum verschwindet und Schönheit vergeht“. Auch am Tonsatz sind einige vom Herausgeber beliebte Veränderungen nicht zu billigen, so z. B. im „Turnerlied“ (No. 19) — auch wieder ein unterschobener Text statt des Originals „Wie ein stolzer Adler schwingt sich auf das Lied“ — das ges im ersten Takt. Und so etwas erlebt eine siebente, jetzt „verbesserte“ Auflage!

IV. Abteilung.

Miszellen.

Zwei norddeutsche Sterbekassen.

Für manches Mitglied unserer so segensreich wirkenden Sterbekasse dürfte der Hinweis von Interesse sein, dafs in Magdeburg eine „Sterbekasse von akademisch gebildeten Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten" besteht, in welche der Eintritt auch den bayerischen Kollegen und ihren Ehefrauen freisteht. Diese vorzüglich geleitete Kasse zählte am 1. März d. J. bereits 5345 Versicherte an 863 Anstalten.

Die Kasse, deren Sicherheit durch versicherungstechnisches Gutachten gewährleistet ist, nimmt Versicherungen von 200—1000 Mark (bei Frauen von 200—500 Mark) an. An Eintrittsgeld werden 3 Mark erhoben. Die sehr mäfsig bemessenen Prämien, die sich noch durch Dividende verringern, betragen:

Beitrittsalter	Vierteljährlicher Beitrag für je 100 Mark	Beitrittsalter	Vierteljährlicher Beitrag für je 100 Mark
21	0,48	41	0,84
22	0,49	42	0,87
23	0,50	43	0,90
24	0,51	44	0,93
25	0,52	45	0,96
26	0,53	46	1,00
27	0,54	47	1,04
28	0,56	48	1,08
29	0,58	49	1,12
30	0,60	50	1,17
31	0,62	51	1,21
32	0,63	52	1,26
33	0,65	53	1,32
34	0,67	54	1,38
35	0,69	55	1,44
36	0,71	56	1,51
37	0,74	57	1,59
38	0,76	58	1,67
39	0,78	59	1,75
40	0,81	60	1,84

Ärztliche Untersuchung wird nicht gefordert. Handelt es sich um eine Summe über 500 Mk., so ist lediglich die Bestätigung eines Arztes beizulegen, dafs der Antragsteller „mit einer Krankheit, die ein baldiges Ableben befürchten liefse, nicht behaftet, vielmehr gesund und nach Verhältnis seines Alters bei Kräften ist".

Portofreie Zusendung der Drucksachen erfolgt bereitwillig durch den Schatzmeister, Prof. C. O. Meyer am Kloster Unserer Lieben Frau zu Magdeburg; auch das Mitglied der Kasse, Praun, am Maxgymnasium München, ist zu Auskünften gerne bereit.

Eine weitere Sterbekasse (bis 500 Mk.) ist der Versicherungsgesellschaft „Preufsischer Beamtenverein" in Hannover angegliedert; die Direktion sendet auf Wunsch den Prospekt. P.

Programme

der Kgl. Bayr. humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1898/99.

(Format durchaus 8°; die Seitenzahl ist beigedruckt).

Amberg: Joh. Schmid, K. Gymnprof., De conviciis a decem oratoribus Atticis usurpatis. Pars posterior. 17 S. — Ansbach: Dr. Alb. Rehm, K. Gymnl., Eratosthenis Catasterismorum fragmenta Vaticana. Praemissum est de Catasterismorum recensionibus commentariolum. 18 S. — Aschaffenburg: Dr. Gg. Hart, K. Gymnasialehrer, De Medelidinge der hilgen Junckfruwen Marien. Niederdeutscher Text nach einer Handschrift vom Jahre 1480. 51 S. — Augsburg: a) Gymn. St. Anna: Dr. Karl Köberlin, K. Gymnprof., Rektor M. Hier. Andreas Mertens und das Gymnasium bei St. Anna in Augsburg in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. 84 S.; b) Gymn. St. Stephan: Dr. *P.* Hermann Bourier, Über die Quellen der ersten vierzehn Bücher des Johannes Malalas. 1. Teil, 47 S.; [c) Realgymn.: Frz. Weinthaler, K. Gymnprof., Studie über Victor Hugo als Mensch. 30 S.]. — Bamberg: a) Altes Gymn.: Dr. Karl Weifs, Benefiziat und Religionslehrer, Die Schriftstelle: Alles rein den Reinen, den Befleckten und Ungläubigen nichts rein! Eine exegetische und häreseologische Studie. 70 S.; b) Neues Gymn.: Dr. Alfr. Köberlin, K. Gymnl., Fränkische Münzverhältnisse zu Ausgang des Mittelalters. 52 S. — Bayreuth: Max. Scholl, K. Gymnl., De verborum lusu apud Platonem. 27 S. — Burghausen: Dr. K. Tröger, K. Gymnl., Der Sprachgebrauch in der pseudolonginianischen Schrift *περὶ ὕψους* und deren Stellung zum Atticismus. I. Teil. 64 S. — Dillingen: Dr. Ludw. Kemmer, K. Gymnl., Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Aschaffenburger Kanzleisprache in der 1. Hälfte des 16. Jahrh. II. Teil: Die Konsonanten S. 63—135 der ganzen Abh. — Eichstätt: Dr. J. Gg. Brambs, K. Gymnprof., Studien zu den Werken Julians des Apostaten. 2. Teil. 37 S. — Erlangen: Dr. Ludw. Wolfram, K. Gymnl., Die Illuminaten in Bayern und ihre Verfolgung. Auf Grund aktenmäfsigen Befundes dargestellt. I. Teil. 44 S. — Freising: Dr. Gg. Biedermann, K. Gymnprof., Friedensunterhandlungen des Administrators von Freising, Pfalzgrafen Philipp bei Rhein, im Landshuter Erbfolgestreit 1504. 68 S. — Fürth: Dr. Heinr. Schiller, K. Gymnprof., Über Entstehung und Echtheit des Corpus Caesarianum. 48 S. — Hof: Dr. Friedr. Christoph, K. Gymnprof., Über den Einflufs Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas de Quincey. 36 S. — Ingolstadt: Jos. Bleicher, K. Gymnl., Schulflora von Ingolstadt und Umgebung. Anleitung zur Bestimmung der meisten wild wachsenden Samenpflanzen. I. Teil. 48 S. — Kaiserslautern: Wilh. Georgii, K. Gymnl., Über den Verfasser der grammatischen Chrestomathie. 26 S. — Kempten: Herm. Hoffmann, K. Gymnl., Bemerkungen zur Übertragung des Epithetons bei den drei grofsen griechischen Tragikern. 52 S. — Landau: Dr. Friedr. Hofinger, K Gymnl., Euripides und seine Sentenzen. II. Teil. 34 S. — Landshut: Dr. J. Aumüller, K. Gymnl., Vergleichung der drei Aristotelischen Ethiken hinsichtlich ihrer Lehre über die Willensfreiheit. Des 1. Teiles 1. und 2. Abschnitt. 57 S. — Ludwigshafen a. Rh.: 1. Dr. Heinr. Zimmerer, K. Gymnprof., Eine Reise nach Amasia im Jahre 1555. 41 S. 2. Gottlob Kemlein, K. Gymnprof., Rückblick auf die ersten 25 Schuljahre (1873–1898) der humanistischen Lehranstalt zu Ludwigshafen a. Rh. 25 S. — Metten: *P.* Paul Marchl, O. S. B., Des Aristoteles Lehre von der Tierseele. III. Teil. 40 S. — München: a) Ludwigsgymn.: Wegen längerer Erkrankung des Verf. konnte dem heurigen Jahresbericht ein wissenschaftliches Programm nicht beigegeben werden; b) Luitpoldgymn.: Dr. Friedr. Weber, K. Gymnl., Platonische Notizen über Orpheus. 44 S.; c) Maximiliansgymn.: Dr. Otto Kronseder, K. Gymnl., Christophorus Hoffmann, genannt Ostrofrankus. 66 S.; d) Theresiengymn.: M. Graf, Die Wundersucht und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Eine literar- und kulturgeschichtliche Skizze. 40 S.; e) Wilhelmsgymn.; Dr. Gust. Landgraf, K. Gymnprof., Beiträge zur historischen Syntax der lateinischen Sprache. 34 S. — Münnerstadt: Frz. X. Prestel, K. Gymnprof., Zur Entwickelungsgeschichte der griechischen Sprache. 67 S. — Neuburg a. D.: Dr. Alois Hämmerle, K. Gymnl., Studien zu Salvian, Priester von Massilia, III. Teil. 50 S. — Neustadt a. d. H.: Dr. E. Henrich, K. Gymnl., Die sogenannte polare Ausdrucksweise im Griechischen (erscheint im Oktober). — Nürnberg: a) Altes Gymn.:

Dr. Wilh. Ebrard, K. Gymnprof., Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe, 42 S.; b) Neues Gymn.: Adolf Zucker, K. Gymnprof., Beobachtungen über den Gebrauch des Artikels bei Personennamen in Xenophons Anabasis. 67 S. [c) Realgymn.: Dr. Norbert Lebermann, Gymnasialassistent, Belisar in der Literatur der romanischen und germanischen Nationen. II. Teil. 64 S.]. — Passau: Dr. Frz. Jos. Engel, K. Gymnl., Zum Rechte der Schutzflehenden bei Homer. 76 S. — Regensburg: a) Altes Gymn.: Dr. Alphons Steinberger, K. Gymnprof., Ausgewählte Lieder des Horatius in deutscher Nachdichtung, 36 S.; b) Neues Gymn.: Dr. Herm. Schott, K. Gymnl., Ausgewählte historische Parallelen aus Rankes Werken mit Bemerkungen und Beiträgen. 60 S. — Rosenheim: Dr. Wilh. Procop, K. Gymnprof., Die Psalmen des Paulus Melissus in ihrem Verhältnis zur französischen Psalmenübersetzung des Marot-Beza und zur Vulgata. 21 S. — Schweinfurt: Eug. Raab, K. Gymnl., Bemerkungen zum ersten Teile in Platos Parmenides. 43 S. — Speyer: L. Gümbel, K. Gymnprof. für protest. Religionsl., Die Seligpreisungen der Bergpredigt. 64 S. — Straubing: Joh. Hofmann, Gymnasialassistent, Studien zur Drakontischen Verfassung. 30 S. — Würzburg: a) Altes Gymn.: Jos. Lengauer, K. Gymnprof., Geometrische Wahrscheinlichkeitsprobleme. 62 S.; b) Neues Gymn.: Wilh. Roos, K. Gymnl., Die Historia nostri temporis des Adolphus Brachelius. Ein Beitrag zur Kritik der Quellen des 30jähr. Krieges. 47 S. — Zweibrücken: K. Hofer, K. Gymnl., Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 42 S.

Progymn. Donauwörth: Dr. H. Weber, Gymnasialassistent, Quaestiones Calpurnianae ad explorandam elocutionem et aetatem Calpurnii Flacci rhetoris collatae, 26 S. — Progymn. Frankenthal: 1. A. Koch, K. Rektor, Auswahl aus Livius XXV u. XXVI, 64 S. — 2) Fr. Joh. Hildenbrand, K. Gymnl., Die Überreste der romanischen Abteikirche zu Frankenthal i. d. Pfalz in ihrer baugeschichtlichen und architektonischen Bedeutung. 20 S. und VI Tafeln.

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen des Königreiches Bayern am Schlusse des Schuljahres 1898/99.

1. Humanistische Gymnasien.

Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. München, Luitpoldg.	867	—31	22. Metten	344	—12
2. München, Maxgymn.	687	—12	23. Würzburg, Altes G.	338	— 2
3. München, Wilhelmsg.	660	+10	24. Straubing	337	— 4
4. Würzburg, Neues G.	650	+16	25. Kempten	321	+ 5
5. Passau	608	+53	26. Burghausen	320	+ 8
6. München, Theresieng.	555	—31	27. Augsburg, St. Anna	318	+14
7. Regensburg, Altes G.	551	— 7	28. Eichstätt	304	+ 8
8. Augsburg, St. Stephan	528	—20	29. Landau	294	—23
9. München, Ludwigsg.	501	— 6	30. Kaiserslautern	292	+ 7
10. Regensburg, Neues G.	484	+12	31. Ansbach	268	— 7
11. Dillingen	470	0	32. Münnerstadt	265	—21
12. Bamberg, Altes G.	429	—31	32. Neuburg a. D.	265	—15
13. Nürnberg, Altes G.	421	+10	34. Erlangen	253	—14
14. Nürnberg, Neues G.	413	+11	35. Rosenheim	246	+13
15. Freising	410	—24	36. Hof	236	+11
16. Bamberg, Neues G.	398	+16	37. Fürth	230	+30
17. Speyer	369	—22	38. Schweinfurt	218	—25
18. Landshut	365	— 2	39. Zweibrücken	213	— 6
19. Amberg	359	— 2	40. Neustadt a. H.	196	— 5
20. Bayreuth	355	+ 2	41. Ludwigshafen (7 Kl.)	150	+37
21. Aschaffenburg	352	—39	42. Ingolstadt (7 Kl.)	149	+10

Gesamtfrequenz der 42 humanistischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1898/99 15989 Schüler gegen 15825 Schüler der 40 Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1897/98 (wo Ingolstadt mit 139 und Ludwigshafen mit 113 Schülern noch Progymnasien waren), somit eine Zunahme der Frequenz um 164 Schüler.

2. Progymnasien.

Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Donauwörth	153	+ 8	15. Öttingen	89	— 4
2. Schäftlarn	151	— 2	16. Germersheim	83	+ 4
3. Frankenthal	137	—13	17. Schwabach	79	+10
4. Weissenburg a. S.	128	0	18. Bergzabern	77	— 2
5. Lohr	127	+ 3	19. Wunsiedel	74	— 3
6. Dürkheim	123	— 7	20. Kitzingen	72	— 4
6. Edenkoben	123	—14	20. Kusel	72	+ 5
8. Grünstadt	111	+ 2	22. Uffenheim	63	+ 4
9. St. Ingbert	107	— 8	23. Nördlingen	62	+ 3
10. Günzburg	101	+ 7	24. Neustadt a. A	61	— 5
11. Memmingen	99	0	25. Windsheim	59	— 7
12. Rothenburg o. T.	96	— 9	26. Dinkelsbühl	55	— 3
13. Pirmasens	93	0	27. Kirchheimbolanden	45	— 9
14. Windsbach	92	+ 2			

Gesamtfrequenz der 27 Progymnasien am Schlusse des Schuljahres 1898/99 2532 Schüler gegen 2677 am Schlusse des Schuljahres 1897/98 (wo einerseits Ingolstadt mit 139 und Ludwigshafen mit 113 Schülern noch Progymnasien, andrerseits Windsbach mit 90 und Uffenheim mit 59 Schülern noch Lateinschulen waren), somit eine Abnahme der Frequenz um 145 Schüler.

3. Lateinschulen.

Lateinschule	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Lateinschule	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Scheyern	180	—12	10. Lindau	36	+ 4
2. Miltenberg	73	+ 6	11. Feuchtwangen (3 Kl.)	22	— 1
3. Hafsfurt	67	+ 3	12. Amorbach (3 Kl.) (Privatlateinschule)	19	—
4. Homburg	61	+ 4	13. Hersbruck (3 Kl.)	17	— 6
5. Landstuhl	49	— 4	14. Thurnau (2 Kl.) (Privatlateinschule)	10	— 2
6. Annweiler (4 Kl.)	47	+ 7	15. Wallerstein (2 Kl.) (Privatlateinschule)	10	+ 1
7. Hammelburg	46	— 2			
7. Winnweiler	46	— 8			
9. Blieskastel	41	+14			

Gesamtfrequenz der 15 Lateinschulen am Schlusse des Schuljahres 1898/99 724 Schüler gegen 850 am Schlusse des Schuljahres 1897/98 (wo Windsbach mit 90 und Uffenheim mit 59 Schülern noch Lateinschulen waren), somit eine Abnahme der Frequenz um 126 Schüler.

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königreiches im Schuljahre 1898/99 19245 Schüler gegen 19352 Schüler im Schuljahre 1897/98, somit eine Abnahme der Frequeuz um 107 Schüler (1895/96 betrug die Abnahme 204 Schüler, 1896/97 269 Schüler, 1897/98 390 Schüler, somit in 4 Jahren 970 Schüler).

Frequenz der Realgymnasien.

1. Augsburg . . . . 161 (im Vorjahre 169)
2. München . . . . 244 („ „ 210)
3. Nürnberg . . . . 250 („ „ 247)
4. Würzburg . . . . 134 („ „ 120)

Summa 789 (im Vorjahre 755).

Zunahme der Frequenz um 34 Schüler.

Übersicht[1])

über die von den Abiturienten der human. Gymnasien Bayerns 1899 gewählten Berufsarten.

Gymnasium	Theologie	Jurisprudenz	Medizin	Klass. Philologie	Neuere Sprachen	Mathematik	Techn. Fächer	Militär	Forstwesen	Bergw.	Zollw. u. mittl. Finanzdienst	Kunst	Baufach	Chemie und Naturw.	Verschiedenes	Gesamtzahl
1. Amberg	4	2	2	1	—	1	1	1	—	—	3	—	2	—	—	17
2. Ansbach	9	14	2	—	1	—	1	2	1	—	—	—	2	2	—	34
3. Aschaffenburg	3	7	2	1	2	2	—	2	3	—	3	—	5	—	—	30
4. Augsburg (St. Anna)	3	5	—	3	—	—	1	3	—	2	—	—	2	3	1	23
5. Augsburg (St. Stephan)	10	8	1	4	1	1	1	1	—	—	—	—	1	2	—	30
6. Bamberg, A.	3	7	2	2	1	3	2	1	1	—	3	—	—	—	—	25
7. Bamberg, N.	8	3	1	—	1	—	1	1	—	—	1	—	—	—	—	16
8. Bayreuth	2	5	3	2	2	1	6	3	1	—	—	—	—	—	—	25
9. Burghausen	8	4	3	—	—	2	1	3	—	—	3	—	1	—	—	25
10. Dillingen	16	2	1	1	1	1	2	—	1	—	9	—	3	2	1	40
11. Eichstätt	10	—	1	1	—	—	2	—	1	—	—	—	—	—	1	16
12. Erlangen	5	2	3	5	—	1	2	4	2	—	1	—	—	1	—	26
13. Freising	35	1	3	2	3	3	3	2	2	1	1	—	—	1	—	57
14. Fürth	4	7	2	2	3	1	1	2	1	—	—	—	—	—	—	23
15. Hof	2	1	2	1	1	2	1	—	—	1	—	—	—	4	4	19
16. Kaiserslautern	1	1	2	—	—	1	1	3	—	—	1	—	—	1	1	12
17. Kempten	7	9	5	—	—	—	4	1	1	—	—	—	—	—	3	30
18. Landau	9	9	3	2	2	5	2	2	1	—	—	—	1	1	—	37
19. Landshut	8	3	2	—	—	—	5	4	3	—	—	—	—	2	1	28
20. Metten	17	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	23
21. München, Ldw.	4	9	9	2	—	1	2	2	1	—	2	—	2	1	—	34
22. „ , Ltp.	10	6	10	1	3	—	11	23	2	—	6	1	—	3	2	78
23. „ , M.	3	14	1	1	—	—	11	6	—	—	1	—	1	4	4	46
24. „ , Th.	4	3	4	—	—	—	4	1	—	—	3	—	3	—	2	24
25. „ , W.	4	8	4	1	1	2	4	19	—	—	1	—	1	1	4	50
26. Münnerstadt	8	4	7	—	—	1	1	—	1	—	—	1	1	1	2	27
27. Neuburg	3	11	5	1	1	2	—	3	1	—	2	—	1	—	—	30
28. Neustadt a. H.	3	4	3	—	—	—	2	2	1	1	1	—	—	2	2	21
29. Nürnberg, A.	5	10	5	2	—	1	1	—	2	—	—	—	1	—	—	27
30. Nürnberg, N.	4	10	3	3	—	—	3	1	3	—	—	—	—	1	—	28
31. Passau	22	3	—	2	1	—	2	—	1	—	6	—	—	2	2	41
32. Regensburg, A.	24	4	5	1	—	1	6	—	1	—	3	—	3	—	—	48
33. Regensburg, N.	—	5	4	1	1	—	11	3	—	—	5	—	1	1	—	32
34. Rosenheim	3	4	2	2	—	—	2	2	1	1	—	—	—	1	1	19
35. Schweinfurt	1	7	2	1	—	—	1	1	2	—	2	—	1	2	—	21
36. Speyer	9	8	3	—	—	1	6	2	3	—	5	—	—	—	2	39
37. Straubing	7	3	2	—	—	—	—	3	1	—	2	—	—	—	1	19
38. Würzburg, A.	3	2	3	2	1	1	1	1	3	—	—	—	—	2	—	19
39. Würzburg, N.	14	10	7	3	1	1	3	1	—	—	—	—	—	1	1	42
40. Zweibrücken	3	12	1	2	—	—	4	7	—	—	1	—	—	—	—	30
Summa	298	223	121	52	27	35	112	112	41	6	65	2	32	41	39	1211

[1]) Nur 8 Jahresberichte (gegen 7 im Vorjahre) verzeichnen die von den Abiturienten gewählten Berufsarten neben dem Namen derselben. (Die Red.)

Prüfungskommissäre

wurden im verflossenen Schuljahre 1898/99 vom hohen Kgl. Staatsministerium entsendet:

a) zur Abhaltuug der mündlichen Absolutorialprüfung an folgende 20 Gymnasien: 1. Amberg: Dr. Gg. Orterer, Mitgl. des Obersten Schulrates und K. Gymn.-Rektor in Eichstätt; 2. Ansbach: Dr. Ed. v. Wölfflin, K. Universitätsprof. in München; 3. Bamberg, Altes Gymn. und 4. Bamberg, Neues Gymn.: Oberstudienrat Dr. N. Wecklein, Mitgl. des Obersten Schulrates und K. Gymn.-Rektor in München; 5. Bayreuth: Dr. Gg. Orterer, Mitgl. des Obersten Schulrates und K. Gymn.-Rektor in Eichstätt; 6. Erlangen: Dr. Oskar Brenner, K. Universitätsprofessor in Würzburg; 7. Kaiserslautern: Dr. Aug. Luchs, K. Universitätsprof. in Erlangen; 8. Kempten: Oberstudienrat Dr. Wolfg. Markhauser, Mitgl. des Obersten Schulrates und K. Gymn.-Rektor in München; 9. München, Luitpoldgymn.: Dr. Walther Dyck, K. Prof. a. d. techn. Hochschule in München u. Mitgl. des Obersten Schulrates; 10. Neuburg a. D.: Dr. Ferd. Heerdegen, K. a. o. Universitätsprof. in Erlangen; 11. Neustadt a. H.: Dr. Aug. Luchs, K. Universitätsprof. in Erlangen; 12. Nürnberg, Altes Gymn. und 13. Nürnberg, Neues Gymn.: Geheimrat Dr. Iwan v. Müller, Mitgl, des Obersten Schulrates und K. Universitätsprof. in München; 14. Passau: Dr. Ferd. Heerdegen, K. a. o. Universitätsprof. in Erlangen; 15. Regensburg, Altes Gymn. und 16. Regensburg, Neues Gymn.: Dr. Wilh. Hefs, K. o. Lycealprof. in Bamberg; 17. Schweinfurt: Dr. Elias Steinmeyer, K. Universitätsprof. in Erlangen; 18. Speyer: Dr. Lorenz Grasberger, K. Universitätsprof. in Würzburg; 19. Würzburg, Altes Gymn. und 20. Würzburg, Neues Gymn.: Dr. Adolf Römer, K. Universitätsprof. in Erlangen.

b) zur Abhaltung der mündlichen Abgangsprüfung an sämtliche Progymnasien und zwar: 1. Bergzabern: Gymn.-Rektor Dreykorn von Landau; 2. Dinkelsbühl: Gymnprof. Schleufsinger von Ansbach; 3. Donauwörth: Gymnprof. Gröbl von Dillingen; 4. Dürkheim: Gymn.-Rektor Müller von Neustadt a. H.; 5. Edenkoben: Gymn.-Rektor Dreykorn von Landau; 6. Frankenthal u. 7. Germersheim: Gymn.-Rektor Hammer von Speyer; 8. Grünstadt: Gymn.-Rektor Müller von Neustadt; 9. Günzburg: Gymn.-Rektor Pflügl von Dillingen; 10. St. Ingbert: Gymn.-Rektor Hahn von Zweibrücken; 11. Kirchheimbolanden: Gymn.-Rektor, Oberstudienrat Dr. Simon von Kaiserslautern; 12. Kitzingen: Gymn.-Rektor Dr. Völcker von Schweinfurt; 13. Kusel: Gymn.-Rektor, Oberstudienrat Dr. Simon von Kaiserslautern; 14. Lohr: Gymn.-Rektor Dr. Bergmann v. Würzburg; 15. Memmingen: Gymn.-Rektor Pistner von Kempten; 16. Neustadt a. A.: Gymn.-Rektor Dr. Lechner von Nürnberg; 17. Nördlingen u. 18. Öttingen: Gymn.-Rektor Hofmann von Augsburg; 19. Pirmasens: Gymn.-Rektor Hahn von Zweibrücken; 20. Rothenburg o. T.: Gymn.-Rektor Dr. Harster von Fürth; 21. Schäftlarn: Gymnprof. Fehlner vom Wilhelmsgymnasium in München; 22. Schwabach: Gymnprof. Dr. Englert von Eichstätt; 23. Uffenheim: Gymnprof. Dr. Popp von Erlangen; 24. Weissenburg a. S.: Gymnprof. Dr. Englert von Eichstätt; 25. Windsbach: Gymn.-Rektor Dr. Lechner von Nürnberg; 26. Windsheim: Gymnprof. Dr. Popp von Erlangen; 27. Wunsiedel: Gymn.-Rektor Dietsch von Hof.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Jos. Lindauer, Gymnl. am Luitpoldgymn. in München zum Gymnprof. in Ingolstadt; Christoph Scherm, Prof. f. n. Spr. zum Gymnprof. in Ingolstadt (N. Spr.); Friedr. Bamberger, Assistent in Miltenberg zum Studienl. in Annweiler; Dr. Siegm. Scholl, Reallehrer in Nördlingen zum Gymnl. in Kempten (N. Spr.); Dr. Joh. Babl, Gymnl. in Bamberg (A. G.) zum Gymnprof. in Ludwigshafen; Fr. X. Stubenrauch, Assistent in Wunsiedel, zum Studienl. in Hafsfurt; Karl Hofer, Gymnl. in Zweibrücken, zum Gymnprof. in Landshut (N. Spr.); Dr. K. Manger, Reallehrer in Nürnberg, zum Gymnl. in Zweibrücken (N. Spr.); Karl Kroder, Assistent in Ludwigshafen, zum Gymnl. in Bergzabern; in Genehmigung der Errichtung einer

zunächst dreiklassigen öffentlichen Lateinschule in Forchheim: Dr. Anton Rüger, Gymnl. in Regensburg (N. G.), zum Subrektor der Lateinschule in Forchheim; Dr. Joh. Weber, Assistent am Progymn. Donauwörth, zum Studienl. in Forchheim; J. Heigl, Gymnl. in Burghausen, zum Gymnprof. daselbst (Math.); Dr. C. Schöner, Reallehrer an d. Ludwigskreisrealschule in München, zum Gymnprof. in Erlangen (Math.); Dr. Ed. Stemplinger, Assistent am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnl. in Würzburg (N. G.); Georg Schwind, Assistent in Lohr, zum Studienl. in Miltenberg; August Hafner, Assistent am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnl. in Rosenheim; Max Weber, Subrektor der Lateinschule Miltenberg, zum Rektor des Progymn. in Lohr; Rud. Schwenk, Gymnl. in Hof, zum Gymnprof. in Schweinfurt; Dr. Paul Joachimsohn, Assistent am Realgymn. Augsburg, zum Gymnl. in Hof; Robert Neidhardt, Gymnl. in Passau, zum Gymnprof. in Amberg; Dr. Frz. Schmidinger, Assistent in Metten, zum Gymnl. in Passau; Rupert Poiger, Gymnl. in St. Ingbert, zum Subrektor der Lateinschule Miltenberg; Ludw. Schuler, Assistent in Freising, zum Gymnl. in St. Ingbert; Dr. Hans Oertel, Rektor des Progymn. Kusel, zum Gymnprof. in Kaiserslautern; der mit Titel und Rang eines Gymnprof. bekleidete Gymnl. Adolf Georgii in Neustadt a. H. zum Rektor des Progymn. in Kusel; Franz Gaiser, Assistent in Straubing, zum Gymnl. in Neustadt a. H.; Eduard Pietzsch, Assist. in Hof, zum Gymnl. in Grünstadt; Michael Bauereisen, Assistent in Neustadt a. H., zum Gymnl. in Öttingen;

Die Funktion des Direktors des Studienseminars Neuburg a. D. wurde dem Gymnl. am Luitpoldgymn. in München, Dr. Ludwig Goetzeler, übertragen.

b) an Realanstalten: Aug. Geist, Gymnl. in Kempten, zum Prof. f. n. Spr. an der Realschule Traunstein; Theodor Aign, Architekt u. Lehrer an d. Kreisbaugewerkschule Kaiserslautern, zum Prof. für die bautechnischen Fächer an der mit der Kreisrealschule Würzburg verbundenen Kreisbaugewerkschule; folgende Assistenten wurden zu Reallehrern an Realschulen ernannt: Dr. Hans Wörle (Regensburg) in Neuburg a. D. (Real.); Anton Berger (Rosenheim) in Freising (Zeichn.); Franz Schlagintweit (Wasserburg) in Lindau (N. Spr.); Jakob Rubenbauer (Kaiserslautern) in Kaiserslautern (Chemie u. Nat.); Ant. Schnabel (Passau) in Hof (Chemie u. Nat.); Friedrich Schlachter (Nürnberg) in Nürnberg (N. Spr.); Otto Brücklmeier (Lindau) in Nürnberg (N. Spr.); Max Kuhn (Landshut) in Landshut (Zeichn.); Dr. Rich. Sommer (techn. Hochschule München) in Weiden (Chemie u. Nat.); Jos. Popp (Neumarkt in O.) in Neumarkt in O. (Chemie u. Nat.); Aug. Oettel (Zeichenlehrer am Gymn. Fürth) in Kronach (Zeichn.); Emmerich Schaefer (Lehramtsverw. in Neumarkt) in Neumarkt (Zeichn.); Dr. Ludw. Fomm (Phys. Institut d. Univers. München) an d. Ludwigskreisrealschule München (Math.); Jos. Hofmiller (Freising) in Freising (N. Spr.); Wilh. Buttmann (Neuburg a. D.) in Neuburg a. D. (N. Spr.); Anton Oefelein (Weiden) in Nördlingen (N. Spr.); Gg. Bleisteiner (Lehramtsverw. in Hof) in Hof (Real.); Eugen Gerbig (Weissenburg) in Landshut (Real.); Joh. Schretzenmayr (Techn. Hochschule München) in Kronach (Math.); Karl Koch (Techn. Hochschule München) in Weissenburg (Math.); Fritz Kreuter (Techn. Hochschule München) in Regensburg (Math.), (die 3 letzgenannten als Lehramtsverweser): Anton Metschnabel, Reall. in Regensburg (Math.), zum Rektor der Realschule in Bad Kissingen; Dr. Wilh. End, Reall. an der Ludwigskreisrealschule in München (Math.), zum Rektor in Hof; zu Professoren die Reallehrer Frz. X. Wegmann von Neuburg a. D. in Weiden (N. Spr.); Heinrich Thyret von Bamberg in Schweinfurt (N. Spr.); Friedr. Bogner von Weissenburg in Aschaffenburg (Math.); Gg. Marquard von Kaiserslautern an der III. Kreisrealschule in München (Chemie u. Nat.); Dr. Theodor Nüfslein von Kronach in Neumarkt (Math.); Karl Steurer, Maschineningenieur, zum Reall. an der mit der Realschule Ansbach verbundenen Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik.

Versetzt (auf Ansuchen) a) an humanistischen Anstalten: Dr. Ludwig Alzinger, Gymnl. in Burghausen an das Luitpoldgymn. in München; Frz. X. Ramsauer, Studienl. in Annweiler als Gymnl. nach Burghausen; Dr. Paul Kiene,

Gymnprof. in Landshut (N. Spr.) nach Ludwigshafen; Adam Spindler, Studienlehrer in Hafsfurt als Gymnl. nach Bamberg (A. Gymn.); Jos. Schmatz, Gymnl. in Rothenburg o. T. an das neue Gymn. in Regensburg; Friedr. Schreiber, Gymnl. in Hof an das Progymn. Rothenburg o. T.; Christian Welzel, Gymnl. in Öttingen nach Hof; Joh. Ungewitter, Gymnl. in Kempten nach Dillingen; Dom. Bimann, Gymnl. in Dillingen nach Kempten (beide unter Genehmigung des zwischen ihnen eingeleiteten Stellentausches); Dr. Frz. Birklein, Gymnprof. in Amberg nach Bamberg (A. Gymn.); Wilh. Purpus, Gymnl. in Grünstadt nach Hof; Karl Dietsch, Gymn.-Rektor in Hof nach Erlangen.

b) an Realanstalten: Jos. Bauer, Rektor der Realschule Traunstein als Rektor an die III. Kreisrealschule in München (Math.); Wilh. Schremmel, Rektor der Realschule Bad Kissingen, nach Traunstein (Math.); Joh. Kamann, Reall. in Nürnberg (Real.), Aug. Boehaimb, Reall. in Freising (Zeichn.), Dr. Andr. Rosenbauer, Reall. in Lindau (N. Spr.), sämtlich an die III. Kreisrealschule in München; Gust. Kuhn, Reall. in Neuburg a. D. an die Kreisrealschule Nürnberg (Real.); Andr. Janson, Reall. in Neumarkt i. O. an die Ludwigskreisrealschule in München (Math.); Joh. Andr. Rinecker, Reall. in Schweinfurt, nach Bamberg (N. Spr.); Nikolaus Gerbes, Reall. in Kempten an die Luitpoldkreisrealschule in München (N. Spr.); Joh. Geer, Reall. in Nürnberg, nach Kempten (N. Spr.); Ernst Esenbeck, Reall. in Amberg, nach Hof (Zeichn.); Karl Ehrmann, Reall. in Kronach, nach Amberg (Zeichn.); Jos. Ebner, Reall. in Landshut, nach Passau (N. Spr.); Wilh. Halboth, Reall. in Hof (Math.) an die III. Kreisrealschule in München, letzterer aus organischen Erwägungen.

Assistenten: a) an humanistischen Anstalten: als Assistenten wurden beigegeben: Frz. X. Herrenreiter, bish. Assistent am alten Gymn. in Bamberg, Jos. Jakob, gepr. Lehramtskandidat, Matthias Wagner, Assistent an der techn. Hochschule München (Math.), sämtlich dem neuen Gymn. in Bamberg; ferner die gepr. Lehramtskandidaten: Dr. Jos. Hirmer und Richard Frese dem Luitpoldgymn. in München; Friedrich Stählin dem Realgymn. in Augsburg; Dr. Friedr. Weifsenbach dem Gymn. Freising; Karl Bitterauf dem Gymn. Ingolstadt; Friedr. Fischer dem Gymn. Straubing; Philipp Hartleib und Primus Walter, dermalen Präfekt am Studienseminar Amberg, dem Gymn. Metten; Michael Haitz und Rudolf Meinel dem Gymn. Ludwigshafen; Gregor Demm dem alten Gymn. in Regensburg; Theod. Jung dem Gymn. Hof; Alfons Kalb dem Gymn. Ansbach; Ludwig Heinlein und Heinrich Kübel dem alten Gymn. in Würzburg; Jos. Schnetz dem Gymn. Neuburg a. D.; Ernst Wüst dem Progymn. St. Ingbert, Otto Kissenberth dem Progymn. Wunsiedel, Jos. Christ dem Progymn. Windsheim, Flemisch dem Progymn. Lohr; Martin Fieger, bish. Assistent in Neuburg a. D., dem Progymn. Donauwörth; Dr. Hans Ockel dem humanistischen Gymn. St. Anna in Augsburg; Anton Huber dem Gymn. Kempten; Friedr. Weis dem Wilhelmsgymn. in München; Frz. Xaver Kohler dem Gymn. Burghausen.

b) an Realanstalten: Andreas Meier der Kreisrealschule Regensburg (Real.); Arthur Kifsling der Realschule Rosenheim (Zeichn.); Aug. Kapeller der Realschule Landshut (Zeichn.); Theodor Speidel der Realschule Lindau (N. Spr.); Dr. Max Degenhart der Kreisrealschule Nürnberg (N. Spr.); Friedr. Kratz der Realschule Wasserburg (N. Spr.); Christoph Beck der Realschule Neuburg a. D. (N. Spr.); Phil. Schramm der Realschule in Weissenburg a. S. (N. Spr.); Leo Haüsler der Kreisrealschule Kaiserslautern (Chemie u. Nat.); Hans Günther der Kreisrealschule Passau (Chemie u. Nat.); Dr. Jakob Haber der Kreisrealschule Kaiserslautern (N. Spr.); Joseph Blaser der Realschule Landau i. Pf. (N. Spr.); Kaspar Brunnhuber (N. Spr.) und Jos. Boser (Real.) der Realschule Neumarkt;

seiner Assistentenstelle auf Ansuchen enthoben Friedr. Pfeiffer an der Realschule Aschaffenburg (Math.).

Auszeichnungen: Dr. Jos. Führer, a. o. Lycealprof. für Philol. und Geschichte in Bamberg erhielt das Ritterkreuz des Ordens der italienischen Krone.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Stephan Schwind, Gymnl. in Bergzabern für immer unter wohlgefälliger Anerkennung; Joh. Scherer, Gymnprof. in Rosenheim, auf ein Jahr; Priester Joh. Bapt. Ferber, Rektor des Progymn. Lohr für immer unter Anerkennung seiner langjährigen mit

Eifer und Treue geleisteten Dienste; Friedr. Spaelter, Gymnprof. in Schweinfurt, auf ein Jahr; Dr. Stefan Keck, Gymnprof. am alten Gymn. in Bamberg, auf ein Jahr; Karl Wollner, Gymnprof. in Kaiserslautern, auf ein Jahr; Konrad Schumm, Gymnl. in Hof für immer unter wohlgefälliger Anerkennung; ebenso Lorenz Schmidt, Gymnprof. am Progymn. Neustadt a. A.; Wilh. Wolf, vormals Gymnl. in Windsheim, auf ein weiteres Jahr.

b) an Realanstalten: Karl Scholl, Reallehrer in Passau für immer; Bernh. Jegel, Rektor der Realschule Hof für immer unter wohlgefälliger Anerkennung.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Adolf Westermayer, Gymnasialrektor in Erlangen; Adam Lorenz, Gymnasialrektor in Aschaffenburg; Fridolin Fendl, Gymnl. in Günzburg; Anton Miller, Gymnasialrektor in Würzburg (A. G.).

b) an Realanstalten: Moses Rosenblatt, Assistent an der Realschule Landau (Nat.); Karl Hetz, Gymnprof a. D., zuletzt am Realgymn. in München (Zeichnen).

Bayerischer Neuphilologen-Verband.

(Mitgliederverzeichnis.)

Dem am Schlusse des verflossenen Schuljahres ausgegebenen Mitgliederverzeichnisse des neugegründeten „Bayerischen Neuphilologen-Verbandes“ (nach dem Stand vom 1. Juni 1899) entnehmen wir, dafs von den namentlich aufgeführten 123 Mitgliedern den Universitäten angehören 3, den Gymnasien 23 (= 52 % der Gesamtzahl 44), den Realgymn. und Cad.-C. 7 (= 54 % der Gesamtzahl 13), den Industrieschulen 2, den Realschulen 71 (= 53 % der Gesamtzahl 134), den städtischen und Privatschulen 12, dazu kommen noch 5 sonstige Mitglieder.

Notiz.

Die Sammlung der Schulordnungen für die humanistischen Gymnasien, Progymnasien und Lateinschulen im Königreich Bayern vom 23. Juli 1891 bezw. vom 25. Juni 1894 und der Prüfungsordnung für das Lehramt an humanistischen und technischen Unterrichtsanstalten vom 21. Januar 1895 samt den seither erschienenen authentischen Interpretationen, Ergänzungen und Vollzugsbestimmungen, nach amtlichen Quellen bearbeitet von Gymnasialprofessor J. Füger am Neuen Gymnasium in Würzburg, ist soeben in der Stahel'schen Gesetzessammlung (als Nr. 147 dieser Sammlung) bei Stahel in Würzburg erschienen. Der Preis ist 1 M. 80 Pf.

In Anbetracht der mannigfachen Änderungen der Schulordnung, die sich im Verlaufe der 8 Jahre, seitdem sie herausgegeben wurde, eingestellt haben, ist diese Sammlung als ein notwendiges Hilfsmittel für die Gymnasiallehrer zu bezeichnen, für die jüngere Generation derselben ist sie geradezu unentbehrlich. Sehr praktisch ist auch das Nachschlageregister und äufserst dankenswert das Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung, die sich bereit erklärt hat, die in Zukunft zur Schulordnung erscheinenden Erlasse in Form von Nachträgen auszugeben.

Dr. G.

Zu den Etatsvorschlägen für die Gymnasien nach dem Kultusetat für die 25. Finanzperiode.

Der soeben erschienene neue Etat des Kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten verspricht dank dem hocherfreulichen Entgegenkommen der Kgl. Staatsregierung neben dem weiteren Ausbau von früher Begonnenem auch mehreren seit geraumer Zeit bestehenden wichtigen Desiderien des Standes die Erfüllung zu bringen.

Denn einerseits postuliert die Kgl. Staatsregierung wieder ein Anzahl Stellen, um die Beförderung zum Gymnasiallehrer und Gymnasialprofessor rechtzeitig eintreten lassen zu können, andrerseits sehen wir, wie sich die vorgesetzte Behörde ernstlich dem Versuche unterzieht, die beiden Fragen zu lösen, die nahezu ein

Dezennium hindurch jeder Lösung zu spotten schienen, wir meinen die Frage der älteren Professoren und die sogenannte Dreierfrage. Aber auch noch andere Postulate weist der Etat auf, für welche der Kgl. Staatsregierung der lebhafte Dank des Gymnasiallehrerstandes gebührt.

Wir beginnen mit den beiden wichtigsten Postulaten.

1. Zur Verleihung eines Gehaltes nach Klasse Vc des Gehaltregulativs an eine Anzahl entsprechend qualifizierter älterer Gymnasialprofessoren werden gefordert 10000 M.

2. Zur Beförderung einer Anzahl entsprechend qualifizierter älterer Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung zu Gymnasialprofessoren für die unteren Klassen werden gefordert 10000 M.

Die Motive zu 1. und 2. lauten:

„Die Frage der älteren Gymnasialprofessoren wie die Frage der älteren Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung, die sogenannte Dreierfrage, beschäftigen seit einer Reihe von Jahren nicht blofs die Kreise der beteiligten Lehrer, auch die Kammern des Landtages waren wiederholt und in eingehender Weise damit befafst. Die Kgl. Staatsregierung, die gegenüber diesen Fragen eine wohlwollende Haltung eingenommen hat, glaubt nunmehr zur Lösung derselben mit folgenden Vorschlägen an den Landtag herantreten zu sollen“:

„Es kann als feststehend bezeichnet werden, dafs die Beförderungsaussichten der Gymnasialprofessoren keine günstigen sind. Verhältnismäfsig am besten sind sie noch für die Philologen, wo den etwa 210 Professuren 40 Rektorate gegenüberstehen; ungünstiger ist das Verhältnis für die Mathematiker, auf deren 65 Professuren nur 2 Rektorate an Realgymnasien und die 4 Rektorate an den Industrieschulen treffen, während für die Professoren der neueren Sprachen Beförderungsstellen organisationsgemäfs überhaupt nicht vorhanden sind. Im ganzen Stande wird es daher schwer empfunden, dafs seine Angehörigen, die in Bezug auf Befähigung, Kenntnis und Erfahrung ihren Beruf fast durchweg voll ausfüllen, etwa vom 40. Lebensjahre an keine oder doch nur geringe Aussichten auf Beförderung haben. Es ist nunmehr beabsichtigt, die älteren Gymnasialprofessoren unter der Voraussetzung einer angemessenen Qualifikation in die Klasse Vc des Gehaltsregulativs vom Jahre 1892 in der Weise überzuführen, dafs ihnen der Gehalt dieser Klasse (gleich den ordentlichen Lyzealprofessoren) verliehen wird. Um eine entsprechende Anzahl älterer Professoren auf diese Weise berücksichtigen zu können, wird zunächst ein Betrag von rund 10,000 M. postuliert.“

„Noch ungünstiger als bei den Gymnasialprofessoren sind die Beförderungsverhältnisse bei den Gymnasiallehrern mit Note III oder mit Note II ohne Spezialprüfung; dieselben sind — abgesehen von den wenigen Rektoraten der Progymnasien, bei denen übrigens auch noch die voll qualifizierten Gymnasiallehrer konkurrieren, — von jeder Beförderung ausgeschlossen, obwohl der gröfste Teil derselben, wenn auch nur in den unteren Klassen, in denen sie zur Lehrthätigkeit gemäfs den Bestimmungen der Prüfungsordnung berufen sind, zufriedenstellende Dienste leistet. Da es der Konsequenzen wegen nicht thunlich ist, der Klasse XIe des Gehaltsregulativs, der die Gymnasiallehrer angehören, in den päteren Dienstjahren höhere Dienstalterszulagen als bisher zuzuwenden, erübrigt angesichts des vorliegenden Bedürfnisses wohl nichts anderes, als für die Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung eigene Professorsstellen zu errichten, wobei indessen ausdrücklich vorbehalten werden mufs, dafs in der durch die Prüfungsordnung festgelegten lehramtlichen Qualifikation der Beteiligten eine Änderung nicht eintreten soll, d. h. dafs die neu zu errichtenden Professuren ausschliefslich für die unteren Klassen bestimmt sein sollen. Der erste Aufwand für die hier vorgeschlagenen Mafsnahmen ist auf rund 10,000 M. zu veranschlagen.“

Freudiger Dank wird der Hohen Staatsregierung für die Behandlung der Dreierfrage gezollt werden, die nun in einer Weise der Lösung entgegengeführt wird, welche dem Wunsche des ganzen Standes entspricht.

Auch in Bezug auf die Angelegenheit der älteren Professoren gibt man bei dem Wohlwollen Sr. Exzellenz des Herrn Kultusministers für unsern Stand der Hoffnung Raum, dafs es gelingt, die letzten Bedenken zu beseitigen, welche der Einreihung verdienter älterer Professoren in die

Kategorie Vb entgegenstehen, zumal wir im Etat der Justiz neuerdings finden, dafs die Erhöhung einzelner Kategorien (es handelt sich daselbst um 6 Oberamtsrichter und 4 Direktoren von Strafanstalten, für welche die Einreihung in Vb beantragt wird), nicht durch Einführung einer Zwischenklasse, sondern durch Einweisung in die entsprechende höhere Klasse des Gehaltsregulativs bewirkt wird, wie denn ein gleiches Verfahren auch in der Dreierfrage stattfindet.

3. Das Kgl. Staatsministerium postuliert ferner
10 Gymnasialprofessoren der Philologie,
7 „ „ Mathematik,
7 „ „ neuern Sprachen
gegen ebensoviele Gymnasiallehrer der vierten Altersklasse,
5 Gymnasiallehrer der Philologie
gegen ebensoviele Assistenten der zweiten Altersklasse,
3 Gymnasialleher der Mathematik
bei den Gymnasien Kaiserslautern, Landau und Neustadt a. H.

Die Motive lauten:

„Wie in den vorausgegangenen Finanzperioden glaubt die Kgl. Staatsregierung auch für die 25. Finanzperiode die Umwandlung einiger Gymnasiallehrerstellen für Philologie, Mathematik und neuere Sprachen in Professorenstellen, sowie die Umwandlung einiger Assistentenstellen in Gymnasiallehrerstellen beantragen zu sollen, um auf diese Weise wieder eine entsprechende Anzahl von Assistenten und voll qualifizierten Gymnasiallehrern zur Beförderung gelangen lassen zu können. Die Gründe für diese Mafsnahmen sind im wesentlichen die gleichen wie früher: es sind noch immer obere Klassen, die nicht mit Professoren, und untere Klassen, die nicht mit Gymnasiallehrern besetzt sind, vorhanden. An den Gymnasien in Regensburg, Bamberg und Würzburg wird infolge der dortselbst stattgehabten Umbauten und Neubauten eine Vermehrung der Klassen und damit die Notwendigkeit zur Aufstellung des entsprechenden Lehrpersonals eintreten; auch anderweitig ist eine Teilung überfüllter Klassen geboten. Aufserdem dürfte es gemäfs der seit Jahren eingehaltenen Gepflogenheit auch diesesmal wieder veranlafst sein, durch aufserordentliche Willigungen die Beförderungsaussichten der Beteiligten im wesentlichen auf dem dermaligen Stande zu erhalten. Gegenwärtig stehen in den drei beteiligten Lehrsparten die Kandidaten aus den Konkursjahren 1883 und 1884 an der Reihe zur Beförderung.“

„An den Gymnasien zu Kaiserslautern, Landau und Neustadt a. H., deren untere Klassen in der 23. Finanzperiode auf den Staat übernommen wurden, wird für diese Klassen der Unterricht in der Arithmethik und Mathematik nicht von fachmännisch gebildeten Lehrern erteilt. Da die Anstellung solcher Lehrer, wie an allen übrigen Gymnasien, im Anstaltsinteresse gelegen ist, werden die Mittel für 3 Gymnasiallehrerstellen für Arithmetik und Mathematik postuliert.“

4. Des weiteren ist zur Vervollständigung der Gymnasien zu Ingolstadt und Ludwigshafen der Bedarf für je 1 philologischen Professor eingesetzt.

5. Die Absicht, ein neues (6.) Gymnasium in München zu gründen, veranlafste die Forderung der Mittel für 1 Rektor, 2 Professoren der Philologie und 1 Professor der neueren Sprachen, sowie für je 1 Gymnasiallehrer der Philologie und Mathematik. Die Anstalt ist gedacht mit 12 Klassen: 4 obere mit Gymn.-Professoren und 8 untere mit Gymnasiallehrern. Vom Ludwigsgymnasium werden 5 Klassen (mit 1 Gymn.-Professor und 4 Gymnasiallehrern), vom Maximiliansgymnasium 3 Klassen (mit 3 Gymnasiallehrern) übergehen, dann von einer der beiden genannten Anstalten 1 Mathematik-Professor.

Die Motive für die Neugründung eines (6.) Gymnasiums in München, wofür im Finanzgesetzentwurfe 410,000 M. ausgeworfen werden, sind: „Das Ludwigsgymnasium in München leidet zum Teile unter ungünstigen Schulräumen; namentlich sind die zu ebener Erde gelegenen Klafszimmer so schlecht beleuchtet, dafs ihre fernere Verwendung zu eigentlichen Schulzwecken zufolge wiederholter ärztlicher Beanstandung nicht mehr angängig ist, und zwar müssen mindestens 5 Klafszimmer aufser Gebrauch gesetzt werden. Ebenso bedarf das

Maximiliansgymnasium einer Entlastung, da seine Schulräume, zum Teile gleichfalls ungünstig gelegen, an einer Überfüllung einzelner Klassen leiden. Zudem weisen auch die übrigen humanistischen Gymnasien in München überfüllte Klassen auf, das Luitpoldgymnasium z. B. nicht weniger als 15 unter 19 Abteilungen. Um dieser Überfüllung abzuhelfen und insbesondere im Ludwigs- und Maximiliansgymnasium geordnete Zustände herbeizuführen, erscheint die Errichtung eines 6. humanistischen Gymnasiums als dringendes Bedürfnis. Als Bauplatz hiefür ist der an die Dachauerstrafse anstofsende, im Staatseigentum stehende Teil des Areals der Kgl. öffentlichen Turnanstalt auf Oberwiesenfeld in Aussicht genommen. Auf diesem Platze soll mit der Hauptfaçade gegen die Dachauerstrafse ein Gymnasialgebäude errichtet werden, bestehend aus einem Vordergebäude mit Erdgeschofs und drei Obergeschossen und aus einem Flügelanbau, enthaltend ein Erdgeschofs und zwei Obergeschosse."

6. Aufser dem Neubau eines 6. Münchner Gymnasiums nennt der Finanzgesetzentwurf noch Bauten a) für das Ludwigsgymnasium (65000 M.), b) für das Wilhelmsgymnasium (26300 M.), c) für das Gymnasium Landshut (95850 M.), d) Bayreuth (51000 M.), e) Erlangen (8400 M.), f) Dillingen (58500 M.), g) Kempten (33200 M.).

Durch die sub 5 und 6 genannten Postulate wird der gegenwärtig noch bestehenden Überfüllung der Klassen in geeignetster Weise abgeholfen werden.

7. Von den Willigungen, die für die Realgymnasien beantragt werden, sind folgende zu erwähnen:

a) „Für das Realgymnasium in München ist die Errichtung einer Professur für die Mathematik beabsichtigt, nachdem an dieser Anstalt in 9 Abteilungen 48 Wochenstunden zu erteilen sind, wofür nur 2 etatsmäfsige Lehrkräfte, darunter der Rektor, vorhanden sind. Es mufsten bisher 3 Lehrer anderer Anstalten zur Aushilfe herangezogen werden. Die Errichtung dieser Stelle — seit mehreren Jahren dringend geboten — war durch den zu Ende gehenden Kandidatenmangel verzögert worden."

b) Ferner sind 3 Gymnasiallehrer der Philologie postuliert, die dazu bestimmt sind, „die Lehrkräfte für den sehr wichtigen lateinischen Unterricht an den Realgymnasien stabiler zu machen und der Notwendigkeit aushilfsweiser Zuziehung von Lehrkräften für dieses Fach ein Ende zu machen". (Es fällt auf, dafs in Anbetracht der Wichtigkeit des Faches nicht Professoren gefordert werden, um es auch äufserlich den übrigen Fächern gleichwertig erscheinen zu lassen. Da der Bedarf, unter Hinwegfall des für die bisherigen Assistenten gemachten Aufwands, kein höherer würde, besteht vielleicht eine gelinde Hoffnung, dafs noch nachträglich die Bewilligung des höheren Grades eintritt).

c) Endlich ist die Forderung von 2 Lehrern als Ordinarien für zunächst zwei am Nürnberger Realgymnasium neu zu errichtende und behufs Ausgestaltung zu einem Vollgymnasium unten anzufügende Klassen zu erwähnen. Diese Neuerung stellt sich als ein Versuch dar, der auf die Anregung von Abgeordneten unternommen wird. Da die Einführung stufenweise erfolgen soll, ist zunächst je 1 Gymnasial-Assistent vom 1. September 1900 und 1901 erforderlich.

Im ganzen ergeben sich unter Zusammenfassung der sub. 3—7 erwähnten Neuschaffungen an neuen pragmatischen Stellen:

1 Gymnasialrektor,
15 Gymnasialprofessoren für Philologie,
8 Gymnasialprofessoren für Mathematik[1]),
8 „ „ neuere Sprachen[1]),
14 Gymnasiallehrer für Philologie,
5 „ „ Mathematik,
1 „ „ neuere Sprachen.

[1]) Durch die Reorganisation der Industrieschulen ist die Forderung von 13 neuen Professorenstellen veranlafst, wovon „4 für die allgemein bildenden Fächer einschliefslich der Mathematik" bestimmt sind; diese 4 Stellen blieben, da sie nicht ausgeschieden werden konnten, bei obiger Berechnung aufser Betracht.

Hiezu kommen noch 4 (2 kath., 2 prot.) Religionslehrer (1 für Rosenheim, 1 für Augsburg St. Anna, 2 für München, 6. Gymn.) und 2 Professoren in diesem Fache (durch Vorrücken).

8. Sehr erfreulich ist auch die zugleich einem Wunsche der letzten Generalversammlung entsprechende Forderung von 10 000 M. für Vorkehrungen zur besseren Reinigung der Gymnasialräume, welche folgendermafsen begründet ist:

„Nach wiederholt gemachten Wahrnehmungen läfst die Reinhaltung der Schulräume an den meisten Gymnasien Vieles zu wünschen übrig, obwohl gerade auf diese Seite des Gymnasialbetriebes vom sanitären Standpunkte das gröfste Gewicht gelegt werden mufs. Die Reinigung der Anstaltsgebäude gehört zu den Dienstpflichten der Pedelle, welche hiefür den Gehalt nach Mafsgabe des Regulativs vom Jahre 1894 beziehen; aufserdem wird denselben zur Deckung der bezüglichen Barauslagen ein sogenanntes Reinigungsaversum gewährt, das je nach der Frequenz der einzelnen Anstalt zwischen 300 und 600 M. jährlich sich bewegt. Es wird sich angesichts der vorliegenden bestimmten oberärztlichen Gutachten nicht vermeiden lassen, in dieser Frage wesentlich höhere Anforderungen als bisher an die Pedelle zu stellen; den letzteren werden dadurch höhere Ausgaben für die Aufstellung von Dienstpersonal, Anschaffung von Reinigungsmaterial etc. erwachsen. Für jede Anstalt wird durchschnittlich eine Mehrausgabe von etwa 250 M. aus Staatsmitteln nötig sein, wonach sich bei 40 Gymnasien ein Mehrbedarf von 10 000 M. ergibt."

9. Für eine gleichmäfsige Honorierung des Fach- und Nebenunterrichts an allen Gymnasien mit 108 M. pro Wochenstunde sind 15 498 M. eingesetzt.

Die Motive lauten: „Zufolge einer im Jahre 1876 mit dem Landtage getroffenen Vereinbarung ist die Honorierung des Fach- und Nebenunterrichts an den Gymnasien, soweit nicht hiefür pragmatische oder statusmäfsige nichtpragmatische Lehrkräfte aufgestellt sind, in der Weise geordnet, dafs für eine Wochenstunde Unterricht in den Städten München, Ludwigshafen a. Rh., Speyer, Regensburg, Bamberg, Bayreuth, Hof, Ansbach, Fürth, Nürnberg, Aschaffenburg, Würzburg und Augsburg ein Jahresbetrag von 108 M., in allen übrigen Gymnasialstädten ein Jahresbetrag von 90 M. bezahlt wird. (Der früher aufserdem noch bestehende Unterschied zwischen den einzelnen Unterrichtsfächern, indem für den Schreib- und Stenographieunterricht ein geringeres Honorar als für den übrigen Unterricht gewährt wurde, ist seit der XXII. Finanzperiode in Wegfall gekommen.) Die verschiedene Behandlung des nämlichen Unterrichtsfaches an verschiedenen Gymnasialorten ist sachlich nicht ganz begründet, da der Aufwand an Zeit und Kraft, den ein Lehrer für eine Unterrichtsstunde zu bethätigen hat, in demselben Fache in der Regel überall der gleiche sein wird. Auch die der bisherigen Ausscheidung zu Grunde liegende verschiedene Gestaltung der Lebens- und Preisverhältnisse an den verschiedenen Orten hat sich seit dem Jahre 1876 so verschoben, dafs die Ausscheidung selbst nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Es wird demgemäfs vorgeschlagen, dafs von der XXV. Finanzperiode an aller Fach- und Nebenunterricht an allen Gymnasien gleichmäfsig mit dem Jahresbetrage von 108 M. für die Wochenstunde honoriert werden soll. Da es sich hiebei um 861 Wochenstunden handelt, für welche der Mehraufwand von je 18 M. nötig ist, ergibt sich ein Postulat von $861 \times 18 = 15\,498$ M."

10. Die in der 21. Finanzperiode für die Errichtung von Seminarien zum Zwecke der pädagogisch-didaktischen Vorbildung der philologischen Lehramtskandidaten bewilligten Mittel im Betrage von 24 000 M. haben sich in neuerer Zeit als unzureichend erwiesen, da es jetzt statt 5 Seminarien mit ca. 30 Kandidaten 8 Seminarien mit bis zu 50 Kandidaten gibt. Es ist daher eine Erhöhung der Position um 16 000 M. notwendig.

Endlich sei aus dem Etat für die Universitäten hervorgehoben: der Antrag, die Mittel zu gewähren, um in München eine ordentliche Professur für alte Geschichte, in München und Würzburg je eine aufserordentliche Professur für klassische Philologie errichten zu können; ferner das Postulat von je 250 M. für geographische Seminare in Würzburg und Erlangen und 200 M. (100 M. mehr) für das archäologische Seminar in Erlangen.

Da diese Postulate wirklichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen suchen und insbesondere die neuen Forderungen für das Personal der Gymnasien nach der finanziellen Seite sich in durchaus mafsvollen Grenzen bewegen, so darf wohl auf eine glatte Bewilligung seitens des den Gymnasien aufs wohlwollendste gegenüberstehenden Landtags mit Sicherheit gerechnet werden.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 41 I.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor [illegible] wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. 33 II. l. zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den I. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Dr. Aug. Stapfer (Holzstr. 26 III. l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise durch den Vereinskassier Dr. Aug. Stapfer (Holzstraße 26 III. l.) bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, daß [illegible] die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den bereits ausgegebenen Heften an die betr. Herren [illegible] versandt werden sollen. [illegible] werden gebeten, [illegible] den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Abonnenten.

Der Einfachheit wegen wird die Anlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Heft liegen folgende Beilagen bei:
1 Blum, Gebrüder, Cigarrenfabrik, Goch.
1 Greiner & Pfeifer, Verlag, Stuttgart.
1 Hirth & Sohn, Verlag, Leipzig.
1 London Tea Company.
1 Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Reichhard & Reuther, Verlagsbuchhandlung, **Berlin W. 9.,** Köthenerstr. 4

Soeben erschienen:

Henke, O., Gymnas.-Dir., **Schulreform und Stenographie.** Mit 4 stenographischen Beilagen. gr. 8°. 73 Seiten. Mk. 1.50.

Schiller, H., Geh. Oberschulrat a. D., **Die Schularztfrage.** Ein Wort zur Verständigung. gr. 8°. 56 Seiten. Einzelpreis Mk. 1,20.

Monroe, Will. S., Professor, **Entwickelung des socialen Bewußtseins der Kinder.** Studie zur Psychologie und Pädagogik der Kindheit. gr. 8°. 88 Seiten. Einzelpreis Mk. 2.—.

Ohlert, A., Oberlehrer, **Das Studium der Sprachen** und die geistige Bildung. gr. 8°. 50 Seiten. Mk. 1.20.

Messer, Dr. A., Gymnasiallehrer, **Die Wirksamkeit der Apperception** in den persönlichen Beziehungen des Schullebens. gr. 8°. 69 Seiten. Mk. 1.80.

Der heuer in meinem Verlage erschienene

Genealogische Schulatlas

vom k. Gymn.-Prof. Dr. **Schefflein,**

34 genealogische Tafeln querfolio, halbbrüchig gut gebunden Mk. 1.00,

hat allseitig eine überaus günstige Aufnahme gefunden und empfehlende Besprechungen in den Fachzeitschriften, wie auch in diesen Blättern (35. Bd. 3. und 4. Heft 1899) erhalten.

Im Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten in Bayern (Nr. 22 v. 22/VII. 1899) wurde derselbe besonders zur Aufnahme in die Schülerlesebibliotheken der humanist. und techn. Hochschulen [illegible].

Auch von hoher Stelle wurde anerkannt, daß der Verfasser mit diesem Buche, das sich auch durch die äußere Ausstattung und durch den anerkennenswerten niedrigen Preis empfiehlt, der Schule sicher einen [illegible] Dienst erwiesen hat.

Dieser Atlas wird hiermit als ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht zur Anschaffung für Bibliotheken, Geschichtslehrer und namentlich auch für Schüler auf wärmste empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie durch die Verlagsbuchhandlung

Hermann Bauhof,
Regensburg.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., [illegible]

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND.

XI. & XII. HEFT.
NOVEMBER — DEZEMBER.

MÜNCHEN, 1890.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Inhalt des XI. & XII. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

[illegible] **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Theresienstr. [illegible] zu richten.** [illegible]

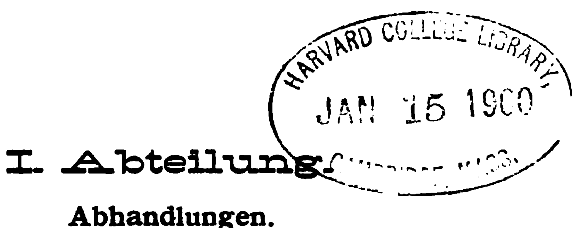
[illegible]

[illegible]

[illegible]

An die Herren Abonnenten.

[illegible]



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die Ziele des französischen Unterrichtes am Gymnasium.

Niemand, der den Gymnasialverhältnissen näher steht, kann sich der Wahrnehmung verschliefsen, dafs auf dem Gebiete des französischen Unterrichtes nicht alles so ist, wie es sein sollte und könnte. Man bemerkt Unzufriedenheit mit den Resultaten des Unterrichtes, Unbefriedigung auf seite der Unterrichtenden.

Die Unzufriedenheit jener, welche vom französischen Unterrichte der Gymnasien erwarten, dafs derselbe zur Beherrschung der Sprache im mündlichen und schriftlichen Gebrauche führe, kann wohl niemals gehoben werden, denn diese stellen ein Verlangen, dessen Erfüllung für das Französische eine Stellung im Gymnasiallehrplane voraussetzt, wie sie gegenwärtig das Latein einnimmt, wobei immer noch kaum darauf verzichtet werden könnte, dafs Französisch wenigstens teilweise die Umgangssprache der Schüler wäre. Von all dem kann und soll aber keine Rede sein.

Berechtigt hingegen sind die Forderungen, dafs der Absolvent eines Gymnasiums einerseits einige klassische Werke der französischen Literatur kenne und die Fähigkeit besitze, französische Schriften ohne vielen Gebrauch von Hilfsmitteln gründlich zu verstehen — eine Fähigkeit, die ihm bei nur geringer Pflege als dauernder Besitz fürs Leben verbleiben könnte —; und dafs ihm andererseits für den freien Gebrauch der Sprache eine Grundlage und Vorbereitung gegeben sei, die es ihm ohne viele Schwierigkeiten ermöglicht, in der Praxis im Aus- oder Inlande sich in den Gebrauch der Sprache einzuleben.

Dafs diese Forderungen an unseren Gymnasien unter den jetzigen Verhältnissen — von besonders günstig gelagerten Fällen vielleicht abgesehen — unerfüllbar sind, wird kaum bestritten werden; und hierin liegt die Quelle der Unbefriedigung auf seite vieler Lehrer.

Von diesen Forderungen ist es besonders die erste, die wichtigste, welche nicht blofs vom praktischen Standpunkte aus gestellt wird, sondern auch sich aufdrängt aus inneren, erziehlichen Gründen. Es ist durchaus nicht überflüssig, diese Seite des neusprachlichen Unterrichtes etwas ins Licht zu rücken, denn es besteht die Gefahr, dafs über dem Formalen, über der Pflege der Fertigkeiten der höhere Gesichtspunkt ganz verschwinde: die ethische, intellektuelle und ästhetische Bildung durch Schriftstellerlektüre.

Freilich mufs das Gymnasium darauf verzichten, in die Geschichte und das Geistesleben der modernen Völker tiefer einzuführen durch ihre Literaturen, allein was seinen Schülern nicht vorenthalten werden darf, das ist das eine oder andere der historischen Werke aus jenen

Epochen, deren genaue Kenntnis für das Verständnis unserer eigenen politischen und sozialen Entwickelung unerläſslich ist, — ich nenne nur die Zeit der Revolution und die Napoleons — ferner das eine oder andere jener Dichtwerke aus der klassischen Zeit, welche uns erst das volle Verständnis für die Entwickelung unserer eigenen Literatur eröffnet. Und noch eines: Einem Sprachunterrichte fehlt die Sonne. das Lebensprinzip, wenn Schüler und Lehrer der Möglichkeit beraubt sind, in den oberen Stufen ihre Kräfte an Hohem zu messen, wenn es an Stoff zu edler Begeisterung und Erhebung des Gemütes fehlt. Besonders für den Lehrer ist ein begeisterndes Ziel eine Notwendigkeit, wenn er nicht zum Stundengeber werden soll; er muſs auch ernten können, was er mit vieler Mühe gesäet und groſsgezogen hat. Daſs die französische Literatur Werke von edlem und veredelndem Charakter nicht besitze, behauptet kein Kundiger, wenn sie auch nicht so reiche und edle Schätze birgt, wie die englische.

Nun zur Forderung nach einem gewissen Maſse von praktischen Fertigkeiten. Daſs eine lebende Sprache, eine Verkehrssprache von der Bedeutung der französischen, da, wo sie überhaupt gelehrt wird, mit dem praktischen Endziele des freien Sprechens und Schreibens gelehrt werde, liegt so sehr im Wesen der Sache, daſs eine Begründung überflüssig sein dürfte. Ebenso sicher ist es allerdings, daſs dieses Ziel nur eine Schule ganz erreichen kann, an welcher diese Sprache das Centrum des Unterrichtes bildet. Da der französische Unterricht am Gymnasium gegenwärtig aber nur eine harmonische Ergänzung der im Mittelpunkte stehenden alten Sprachen ist, wird man sich auch hier bescheiden müssen. Aber die Anspruchslosigkeit darf nicht so weit gehen, daſs auf das Anstreben des Zieles verzichtet wird, denn damit würden wir den Boden unterwühlen, auf dem wir stehen. Es muſs mindestens eine solide Grundlage gegeben, der Weg zum Ziele geebnet werden. Diese Grundlage muſs bestehen aus: a) lautrichtiger, geläufiger Aussprache, b) sicheren grammatischen Kenntnissen, c) Gewöhnung des Ohres an den fremden Laut, d) dem Besitze eines in den Grenzen des Gebräuchlichsten gehaltenen Wortvorrates, e) einiger Übung im Beantworten und Stellen französischer Fragen.

Dem Erreichen der aufgestellten Ziele stehen nun aber wesentliche Hindernisse entgegen. Das gröſste derselben ist die ungenügende Zahl der Unterrichtsstunden. Unter den Fachmännern besteht hierüber keine Meinungsverschiedenheit. Nur e i n e Autorität sei angeführt, nämlich der hochangesehene Geheime Regierungsrat Dr. Münch, Professor an der Universität Berlin. „Dieser schreibt:[1]) Der Lehrplan für die hum. Gymnasien Bayerns ist zwar neu genug, gibt aber diesem Fache so wenig wie früher eine i r g e n d a u s r e i c h e n d e Stundenzahl, ... und ebensowenig solche Ziele und Weisungen, die der Gegenwart genügen könnten und die — wofern nicht eine ganz besondere Schnelligkeit der Ingenien vorausgesetzt werden darf — in dem vergönnten Zeitraum sich verwirklichen lieſsen.“ Auch ein der Sache Fernstehender

[1]) Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. A. Baumeister, III. Band, 2 Abtlg. S. 91.

wird zu dem Urteil kommen, dafs je 3, 3, 2, 2 Stunden in den oberen vier Gymnasialklassen nicht hinreichen, zumal wenn er berücksichtigt, dafs eine lebende Sprache eine weit gröfsere und zeitraubendere Ausbildung des einzelnen erfordert, als die alten Sprachen.

Ein zweites Hindernis liegt in der Art der bisherigen, beim Absolutorium verlangten Zielleistung. Schon im Interesse der Schüler wird jeder Schulunterricht sich zuschneiden auf die Prüfungsvorschriften beim Abgang von der Schule. Nun verlangen diese für die schriftliche Absolutorialprüfung gegenwärtig eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische — die mündliche Prüfung kann wenig ins Gewicht fallen, weil die besseren Schüler von derselben befreit werden. — Da diese Übersetzung als wichtigste Zielleistung nicht selten verhältnismäfsig schwierig ist, setzt sie viele Übung im Übersetzen voraus, und so wird ein sehr grofser Teil der Zeit auf dasselbe verwendet. Auch fast alle gegenwärtig benützbaren Lehrbücher sind vorzüglich auf das Übersetzen eingerichtet. Das Übersetzen soll nun durchaus nicht, wie die radikalen Neuerer verlangen, ganz verschwinden; es ist unentbehrlich zur Erzielung sicherer grammatischer Kenntnisse und zur Befestigung des Wortvorrates; aber Selbstzweck kann es nicht sein, weil dem praktischen Sprachgebrauche aus demselben zu wenig Nutzen erwächst. Daher soll es auch nicht in erster Linie mafsgebend sein für die Beurteilung der Kenntnisse bei der Endleistung.

Da neben diese zeitraubenden Übersetzungsübungen und die Pflege der Lektüre, den Vorschriften der Schulordnung und dem immer mehr sich geltend machenden praktischen Bedürfnisse entsprechend, auch Übungen treten müssen, die zur Einführung in den freien Gebrauch des Französischen dienen, so entstand bei der Unzulänglichkeit der Unterrichtszeit eine Hast und Unruhe, eine Unsicherheit der Methode, die als weiteres Hindernis für das Erreichen unserer Ziele sich darstellt. Wenn auch der Berg von Schriften über die Methode des neusprachlichen Unterrichtes, der in den letzten Jahrzehnten sich aufgehäuft hat, noch nicht eine volle Klärung und sichere Resultate gebracht hat, so wäre für uns die gröfste Schwierigkeit doch überwunden, wenn die Übersetzung ins Französische als Selbstzweck verschwunden und klare Ziele aufgestellt wären. Und mehr Ruhe und Sammlung braucht der neusprachliche Unterricht sehr notwendig, wenn nicht in einiger Zeit auch bei uns für die Lehrer desselben das gelten soll, was Dr. Schröder[1]) über die Vitalitätsverhältnisse der preufsischen Lehrer der neueren Sprachen gefunden hat. Er sagt: „dafs sie ungünstiger seien als die der übrigen Lehrer, darüber herrschte in den letzten Jahren wohl kein Zweifel mehr“. . . . . . „Die in den Jahren 1888—1897 im Amte und im Ruhestande gestorbenen Neuphilologen haben eine mittlere Lebensdauer von nur 53 Jahren 1 Monat erreicht; sie sind also rund 10 Jahre früher gestorben als ihre Mitmenschen“.

---

[1]) Dr. H. Schröder. Der höhere Lehrerstand in Preufsen, seine Arbeit und sein Lohn, S. 51 ff.

Und Münch ruft aus: „Die Zahl der Neuphilologen, die zusammengebrochen sind, ist sehr grofs. Sie sind alle halb krank". . . .

Die aus dem Gesagten sich ergebenden positiven Forderungen sind nun:

1) Vermehrung der Unterrichtsstunden. So wichtig auch die Thatsache ist, dafs Schüler in jugendlichem Alter sich mit doppelter Leichtigkeit und Freudigkeit eine gute Aussprache aneignen und an das Sprechen gewöhnen, so soll doch mit Rücksicht auf die entgegenstehenden grofsen Schwierigkeiten auf einen früheren Unterrichtsbeginn verzichtet werden. Unumgänglich notwendig aber ist je eine neue Stunde in der 8. und 9. Klasse, denn der zwei bisherigen Stunden bedarf die Lektüre vollständig, wenn sie einen nennenswerten Erfolg haben soll; für die sprachlichen Übungen bliebe somit hier gar keine Zeit übrig, und was in den ersten zwei Unterrichtsjahren angebaut wurde, müfste ungepflegt verkümmern.

2) Beschränkung des grammatischen Lehrstoffes auf das Wichtigste, und der Übersetzung ins Französische auf das vorhin angedeutete Mafs, sowie Vereinfachung der Lehrbücher nach diesen Richtungen.

3) Änderung der Prüfungsvorschriften für das schriftliche Absolutorium in der Weise, dafs etwa verlangt würde: a) eine Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche (zwei Stunden), b) eine einfache (der neueren französischen Geschichte entnommene) Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische (1 Stunde). Für die mündliche Prüfung würde neben der Übersetzung nicht gelesener Stellen sich empfehlen die Übersetzung und Erklärung von Stellen eines in der neunten Klasse gelesenen Schriftstellers.

Von höchster Wichtigkeit ist noch ein Punkt. Dr. Karl Wehrmann[1]) sagt: „Wir wollen schon hier gleich zugeben, dafs es thatsächlich noch gar keinen einheitlichen Gedankenstoff gibt, der dem neusprachlichen Unterricht zu grunde gelegt wird: es gibt noch absolut keine Einheit in der Auswahl der englischen und französischen Schriftsteller, die im Unterricht gelesen werden" . . . Ja, es thut dringend not, dafs hier Einheitlichkeit geschaffen werde durch einen Kanon, der nur einige typische Vertreter französischer Poesie und nur wenige von jenen Prosaikern enthält, deren Werke am meisten geeignet sind, das Verständnis für die deutsche politische und Literatur-Geschichte zu fördern und die Kenntnis französischer Geschichte, Staatseinrichtungen und Sitten zu vermitteln.

Diese Forderung nach möglichster Konzentrierung des Gedankenstoffes in der nämlichen Richtung ist auch an die Verfasser französischer Lehrbücher zu richten.

Zum Schlufs noch ein Wort über die Unterrichtssprache: Dafs die französische Sprache thunlichst viel im Unterrichte gebraucht werde, ist selbstverständlich, aber alles was noch nicht zum unbeschränkten Besitz der Schüler geworden ist, soll in deutscher Sprache behandelt werden. Die Vorschrift: „Der Unterricht ist in französischer Sprache

[1]) Dr. Karl Wehrmann, Wider die Methodenkünstelei im neusprachlichen Unterricht. Programm der Realschule zu Kreuznach, Ostern 1899, S. 1.

zu erteilen" ist für jede unserer Schulgattungen bedenklich, da sie von Voraussetzungen ausgeht, die bei dem den neueren Sprachen an all unseren Schulen zugewiesenen, nicht reichlichen Stundenmafse nicht zutreffen, und noch mehr, da sie auf Verflachung und erziehliche Minderwertigkeit des neusprachlichen Unterrichtes hinausläuft.

München. Ott.

Zu Tacitus.

Hist. 3, 82.

In den letzten Kapiteln des 3. Buches der Historien (c. 79—86) berichtet Tacitus über das Ende der Kämpfe zwischen Flavianern und Vitellianern, über die Einnahme der Hauptstadt durch die Flavianer und den Tod des Vitellius. Der Führer der Flavianer Antonius Primus rückte mit dem Hauptheer auf der via Flaminia gegen Rom, Petilius Cerialis mit 1000 Reitern auf der via Salaria. Von den Kämpfen in der Nähe der Stadt wird c. 79 berichtet: pugnatum haud procul urbe inter aedificia hortosque et anfractus viarum, quae gnara Vitellianis, incomperta hostibus metum fecerant. Es folgt dann der Bericht über die Gesandtschaft an Petilius Cerialis (c. 80 ante ipsa patriae moenia) und Antonius Primus (c. 81). c. 82 und 83 handeln von dem Einzuge in die Stadt (ut — urbem ingrederentur) und den Kämpfen in derselben. Die Flavianer rückten in 3 Abteilungen ein: pars — Flaminia via, pars iuxta ripam Tiberis incessit; tertium agmen per Salariam Collinae portae propinquabat. Unmittelbar darnach heifst es: plebs invectis equitibus fusa; miles Vitellianus trinis et ipse praesidiis occurrit. Ob man sich zu invectis in urbem oder in plebem denkt, jedenfalls kann im folgenden nicht mehr von Kämpfen vor der Stadt die Rede sein: proelia ante urbem multa et varia, sondern es mufs heifsen: proelia intra urbem multa et varia. Dies zeigen die Ortsangaben der ganzen folgenden Darstellung in c. 82: in partem sinistram urbis ad Sallustianos hortos — ab equitibus, qui porta Collina inruperant — concurrere et in campo Martio infestae acies — Vitelliani — in urbe congregabantur. Ebenso in c. 83: abditos in tabernis aut si quam in domum perfugerant — saeva ac deformis urbe tota facies — alibi balineae popinaeque — conflixerant et ante armati exercitus in urbe.

Ann. 15, 44.

et pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis contecti laniatu canum interirent aut crucibus affixi aut flammandi, atque ubi defecisset dies, in usum nocturni luminis urerentur.

Ich mache einen neuen Versuch die offenbar verderbte Stelle zu heilen, welche von den grausamen Strafen handelt, die Nero über die Christen verhängte. Der Temporalsatz atque ubi defecisset dies läfst annehmen, dafs im vorhergehenden angegeben war, welche Strafe die Christen bei Tag zu leiden hatten, dafs also in der letzten Silbe von flammandi der Ablativ die verborgen liegt. Dies hat meines Erachtens

Unger richtig erkannt, der affixi taedae flamma die atque herstellen wollte. Von einem Flammentode bei Tag kann aber nicht wohl die Rede sein, da diese Strafe offenbar für die Nacht aufgespart wurde. Vielmehr scheinen sie bei Tag an einem belebten Orte zum abschreckenden Beispiele ans Kreuz geschlagen worden zu sein. Eine vielbesuchte Strafse war die via Flaminia (cf. Hist. 2, 64 vitata Flaminiae viae celebritate); ich vermute also, dafs zu schreiben sei: aut crucibus affixi iuxta Flaminiam die penderent, atque u. s. w. Ich vergleiche damit die Strafe, welche Alexander über die Tyrier verhängte, Curtius 4, 4, 17: Triste deinde spectaculum victoribus ira praebuit regis: duo milia, in quibus occidendis defecerat rabies, crucibus adfixi per ingens litoris spatium pependerunt.

War flaminiam die zu flammandi geworden, so konnte leicht penderent ausfallen und iuxta, dem affixi vorangeht, in aut verderbt werden.

Sulpicius Severus hat offenbar schon den verderbten Text vor sich gehabt und sich denselben, so gut er konnte, zurecht gelegt.

15, 64 Senekas Tod.

Der Philosoph Seneka wird sein Leben nicht anders geendet haben als z. B. Oktavia, von der es 14, 64 heifst: venaeque eius per omnes artus exsolvuntur; et quia pressus pavore sanguis tardius labebatur, praefervidi balnei vapore enecatur; oder von Vestinus heifst es 15, 69: abscinduntur venae, vigens adhuc balneo infertur, calida aqua mersatur, von L. Vetus und seiner Familie 16, 11: abscindunt venas properique . . . balineis inferuntur. Anteius 16, 14 nimmt zuerst Gift, dann öffnet er sich die Adern. Ostorius 16, 15 öffnet sich die Adern und erdolcht sich. Von Mela heifst es 16, 17 nur: Mela, quae tum promptissima mortis via, exsolvit venas.

Aber bei Seneka, dem berühmten Philosophen, genügte ein so einfacher Bericht nicht, sein Ende wurde offenbar sagenhaft ausgeschmückt. Ganz wunderbar lautet der Bericht des Tacitus: Seneka und seine Gemahlin Paulina lassen sich gleichzeitig die Adern an den Armen öffnen. Da aber das Blut aus dem greisen und durch kärgliche Nahrung geschwächten Körper zu langsam fliefst, läfst sich Seneka die Adern auch an den Beinen und Kniekehlen öffnen. Er leidet grausame Schmerzen, diktiert aber in diesem Zustande noch seinen Schreibern seine letzten philosophischen Gedanken. Da er nicht sterben kann, läfst er sich, wie Sokrates, von seinem Leibarzte den Schierlingsbecher reichen. Aber das Gift wirkt nicht, sein erkalteter Körper ist unempfänglich für dasselbe. Zuletzt steigt er in eine Badewanne mit warmem Wasser und spendet davon dem befreienden Jupiter. Dann wird er in ein Dampfbad gebracht, wo der Erstickungstod eintritt. Dafs auf das „zuletzt" (postremo) noch ein „dann" (exim) folgt, sollte man nicht für möglich halten, steht aber wörtlich so in unserem Tacitustexte und ist, wie es scheint, von niemand beanstandet worden. Ich wage die Vermutung, dafs der ganze Satz postremo —

liberatori eine ungeschickte Interpolation ist, die sich von selbst verrät, und gebe dafür folgende Gründe an:

1. auf postremo kann nicht mehr ein Satz mit exim folgen;
2. der Ausdruck stagnum calidae aquae für ‚eine Wanne mit warmem Wasser' ist ganz singulär, gewählt, weil nachher balneum folgt;
3. introiit ist einfältig, da ein Greis, der die Adern an Armen und Beinen geöffnet und Gift im Leibe hat, selbstverständlich nicht mehr gehen kann, sondern getragen werden mufs. Tacitus sagt nachher richtig balneo inlatus, wie in den oben erwähnten Fällen natürlich das Passiv inferri gesetzt ist.
4. respergens proximos servorum kann keine libatio bezeichnen, die ein effundere voraussetzt. Vergleiche 16, 35 vom Tode des Thrasea: postquam cruorem effudit, humum super spargens, propius vocato quaestore, libamus, inquit, Jovi liberatori. Aus dieser Stelle scheint die ganze Interpolation geflossen zu sein; denn man wollte den Seneka nicht minder religiös enden lassen als den Thrasea.

So wird der Bericht des Tacitus wenigstens von einem unsinnigen Satze befreit; es bleibt noch genug des Unwahrscheinlichen. Denn auch der Schierlingsbecher ist wohl nur eine Erfindung der Freunde und Verehrer des Seneka, die ihn dem Sokrates gleichstellen wollten. Hieronymus berichtet (aus Sueton? s. Roth, Sueton p. 301): L. Annaeus Seneca Cordubensis, praeceptor Neronis et patruus Lucani poetae, incisione venarum et veneno hausto periit. **a. 818.**

Die ganze Tacitusstelle lautet mit Ausscheidung des anstöfsigen Satzes:

Seneca interim durante tractu et lentitudine mortis Statium Annaeum diu sibi amicitiae fide et arte medicinae probatum orat, provisum pridem venenum, quo damnati publico Atheniensium iudicio extinguerentur, promeret; adlatumque hausit frustra, frigidus iam artus et cluso corpore adversum vim veneni. [postremo stagnum calidae aquae introiit respergens proximos servorum addita voce, libare se liquorem illum Jovi liberatori]. exim balneo inlatus et vapore eius examinatus sine ullo funeris sollemni crematur.

16, 21.

Trucidatis tot insignibus viris ad postremum Nero virtutem ipsam excindere concupivit interfecto Thrasea Paeto et Barea Sorano, olim utrisque infensus et accedentibus causis in Thraseam, quod senatu egressus est, cum de Agrippina referretur, ut memoravi, quodque Juvenalium ludicro parum spectabilem operam praebuerat.

Der Ausdruck accedentibus causis in Thraseam dürfte schwerlich gut lateinisch sein; es handelt sich um eine gereizte Stimmung Neros (infensus) gegen Thrasea und der präpositionale Ausdruck in Thraseam zeigt deutlich, dafs accendentibus zu lesen ist. Die Auslassung eines n ist einer der häufigsten Fehler in der Handschrift. Vergleiche 1, 53 odiis in maritum accendebat; 11, 8 in quos — ira — accensus.

Regensburg. Karl Meiser.



Zu Cic. Tuscul. und Apul. Metam.

Im V. Buche der Tuskulanen heifst es cap. 27 § 76 nach der handschriftlichen Überlieferung: ‚Sint enim tria genera bonorum, ut iam a laqueis Stoicorum; quibus usum me pluribus quam soleo intellego, recedamus, sint sane illa genera bonorum, dum corporis externa iaceant humi et tantum modo, quia sumenda sint, appellentur bona, alia autem illa divina longe lateque se pandant caelumque contingant, ut ea qui adeptus sit, cur eum beatum modo et non beatissimum etiam dixerim?‘

Dafs zwischen corporis und externa die Konjunktion et einzusetzen und ut vor cur nichts weiter als Dittographie des nt im vorhergehenden contingant sei, hat man längst erkannt. Dafs aber in allen, auch den besten Ausgaben eine Interpunktion beibehalten ist, die dem Sinn der Stelle durchaus nicht gerecht wird, scheint noch niemand bemerkt zu haben. Solange ut vor ea qui adeptus sit für richtig gehalten wurde, konnte man an eine andere Interpunktion allerdings nicht denken; nachdem jedoch von den neueren Herausgebern samt und sonders ut gestrichen worden, steht der Satz ea qui adeptus sit cur eum ..... dixerim grammatisch rein in der Luft; noch mehr, es wird durch die bisherige Anordnung der Unterscheidungszeichen der Satz sint enim tria genera bonorum etc. zum Hauptgedanken gemacht, so dafs die Worte ea qui adeptus sit cur eum ..... dixerim eine aus jenem abgeleitete Folge enthalten würden. Das damit erzielte Gedankenverhältnis widerspricht aber geradezu dem Gange der Untersuchung; diese will zeigen, dafs auch die Peripatetiker, welche drei Arten von Gütern annehmen, trotzdem offen den Lehrsatz aufstellen sollten, dafs die Glückseligkeit nicht von den körperlichen und äufseren Gütern abhängig sei. Dieser Sinn ergibt sich, wenn in der Weise interpungiert wird, dafs der mit dum „wenn nur" beginnende Satz nicht dem vorausgehenden, sondern dem folgenden Hauptsatze cur ..... dixerim untergeordnet erscheint:

‚Sint enim tria genera bonorum — ut iam a laqueis Stoicorum, quibus usum me pluribus, quam soleo, intellego, recedamus — sint sane illa genera bonorum; dum corporis et externa iaceant humi et tantum modo, quia sumenda sint, appellentur bona, alia autem illa divina longe lateque se pandant caelumque contingant, ea qui adeptus sit, cur eum beatum modo et non beatissimum etiam dixerim.‘

Cicero will sagen: Man mag immerhin von drei Arten von Gütern reden; wenn nur die materiellen und äufseren den geistigen weit nachgesetzt werden, warum sollte man den, der die letzteren besitzt, nicht vollkommen glückselig nennen?

Apul. Metam. III 15 (p. 57, 22 ff. der Ausgabe von J. van der Vliet, Leipzig bei Teubner 1897) sagt Fotis zu ihrem Geliebten Lucius, nachdem sie versichert hat, dafs sie ihm volles Vertrauen schenke: Quaecumque itaque commisero huius religiosi pectoris tui penetralibus, semper haec intra conseptum clausa custodias oro etc.‘ So lautet der überlieferte Text. Dafs zu conseptum eine nähere Bestimmung fehlt, wird man van der Vliet zugeben müssen, aber schwerlich mit ihm

intra cordis conseptum schreiben. Ein Attribut zu conseptum erhalten wir durch die ganz unerhebliche Änderung des haec (geschrieben hec) in hoc, so dafs die Stelle lautet: ‚Quaecumque itaque commisero huius religiosi pectoris tui penetralibus semper hoc intra conseptum clausa custodias oro.' Die Worte hoc intra conseptum beziehen sich selbstverständlich auf pectoris tui penetralibus.

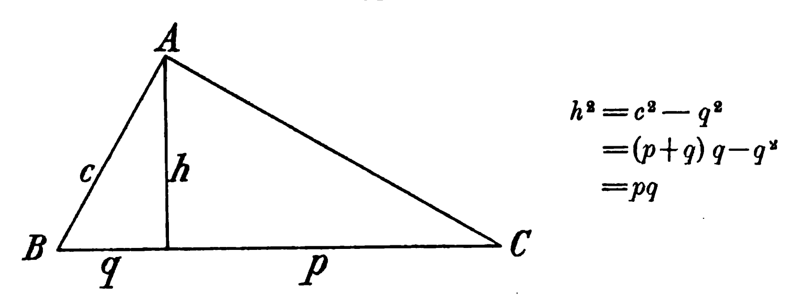
München. M. Seibel.

Das Höhenquadrat im rechtwinkligen Dreieck.

Der Satz: „Im rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat über der Höhe gleich dem Rechteck aus den beiden Projektionen der Katheten" läfst sich kurz beweisen mittels der Ähnlichkeit der beiden Teildreiecke, weshalb ihn auch einige Lehrbücher bei der Ähnlichkeit der Dreiecke bringen. Die meisten Schüler werden aber bereits bei der Gleichheit der Figuren damit Bekanntschaft machen.

Geht man nun die einzelnen Lehrbücher der Planimetrie durch, so findet man, soweit mir wenigstens bekannt ist, den Satz in einer Art bewiesen, die wohl dazu angethan sein dürfte, einen strebsamen, aber weniger gut beanlagten Schüler zu entmutigen, jedenfalls aber ihm die Sache schwieriger erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Bei Spieker z. B. ist dieser Satz auf dreierlei Art bewiesen. Nun flöfst erfahrungsgemäfs die heuristische Methode dem Schüler das meiste Interesse ein, aber keiner der drei Beweise dürfte für diese Methode geeignet sein, da der Schüler weder selbst auf die verschiedenen Hilfslinien kommen, noch auch anfänglich einsehen wird, wozu sie nützen sollen.

Unterläfst man es, was ja wohl unbeschadet des Verständnisses der Schüler geschehen kann, das Quadrat über der Höhe und das Rechteck aus den Projektionen an der Figur selbst zu zeichnen, so ergibt sich unter Vermeidung jeder Hilfslinie und nur mit Benützung des pythagoreischen Lehrsatzes und des Satzes, dafs das Quadrat über einer Kathete gleich dem Rechteck aus der Hypotenuse und der Projektion der Kathete auf die Hypotenuse ist:



$$\begin{aligned} h^2 &= c^2 - q^2 \\ &= (p+q)\,q - q^2 \\ &= pq \end{aligned}$$

Gewifs wird an vielen Anstalten der Beweis in ähnlicher einfacher Weise gezeigt werden, so dafs es vielleicht wünschenswert wäre, wenn bei einer Neuauflage eines unserer bewährten Lehrbücher auch obiger Beweis Berücksichtigung finden würde, zumal er wegen seiner Kürze dem Schüler stets Freude bereiten wird.

Germersheim. Max Schmidt.

II. Abteilung.

Rezensionen.

W. M. Lindsay, Introduction à la critique des textes Latins basée sur le texte de Plaute. Traduit par J. P. Waltzing. Paris, Librairie C. Klincksieck. 1898. 2 fr. 50.

Das hübsch ausgestattete Büchlein gehört als XXIV. Bändchen einer 'Nouvelle collection à l'usage des classes' an, unter der wir auch Bergers latein. Stilistik, Meifsners latein. Phraseologie, Weises Charakteristik der lat. Sprache und Benders Abrifs der röm. Litteraturgeschichte in französischer Übersetzung finden. Der Verf. des vorliegenden Bändchens ist der durch sein vorzügliches Werk „Die lateinische Sprache" (übersetzt von Nohl, vergl. diese Blätter 34, 760) auch in Deutschland rühmlichst bekannte Latinist Lindsay. Seine neueste Publikation ist aus einer an der Universität Oxford gehaltenen Vorlesung hervorgegangen und bildet eine vortreffliche Einführung und Übersicht der bei der Kritik lateinischer Texte in Betracht kommenden Gesichtspunkte und Gesetze. In sieben Kapiteln werden die in den Handschriften am häufigsten begegnenden Fehler der Abschreiber besprochen und an einer ausreichenden Auswahl von gutgewählten Beispielen (hauptsächlich aus Plautus, doch auch aus Horaz, Vergil, Nonius) erläutert. Sehr dankenswert ist die Zusammenstellung der gebräuchlichsten Abkürzungen auf S. 122—126 und das S. 142—147 angehängte Muster eines Apparatus criticus nebst Bemerkungen zu Plautus Capt. 251—269. Besonders den Jüngern der philologischen Wissenschaft kann Lindsays praktisch eingerichtetes Handbüchlein als nutzbringende Anleitung zu einer methodischen Handhabung der ars critica in lateinischen Texten aufs wärmste empfohlen werden.

München. Gustav Landgraf.

G. Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten. 8. verbesserte Auflage. Leipzig 1897. B. G. Teubner. — 8°. Pr. M. 3,00.

Der verdiente Herr Verf. hat die seit dem Erscheinen der 7. Auflage erfolgten einschlägigen Publikationen sachkundig und umsichtig zu Rate gezogen. Freilich ist, wie er mit Recht im Vorwort zur neuesten Auflage seines Buches bemerkt, auch durch die Arbeiten von Leaf, Helbig und Reichel mancher Punkt der homerischen Bewaffnung noch nicht zu vollständiger Klarheit gebracht. Man mufs sich hier vorläufig ebenso mit einem „non liquet" bescheiden wie in der Frage nach der Anlage des homerischen Hauses; auch diese kann

nach den Angaben des Epos nicht mit voller Genauigkeit bestimmt werden und die Heranziehung des Anaktenhauses auf dem Burghügel von Tiryns schafft nur neue Sehwierigkeiten (vgl. diese Bl. XXX 516). Was die Topographie von Ilion betrifft, so hält Verf. dafür, dafs der Dichter mit Benutzung einiger lokalen Erinnerungen in freier Phantasie den Schauplatz der von ihm geschilderten Kämpfe entworfen habe, eine Ansicht, die hoffentlich immer mehr Boden gewinnen wird.

Einzelnes ist nicht vieles zu erinnern. Das Wort *ἀριστεύς* kommt, was im Wörterbuche nicht bemerkt ist, im Singular (*ἀριστῆα*) schon *Γ* 44 vor. — *ζατρεφής* erscheint nicht erst *ξ* 19, sondern zuerst *δ* 495. — Die vom Verf. gegebene Erklärung der Stelle *δ* 785: *ὑψοῦ δ' ἐν νοτίῳ τήν γ' ὥρμισαν* „auf der Höhe (seewärts) im Uferwasser stellten sie es“ — nämlich das Schiff — ist kaum richtig. *ὑψοῦ* mufs unter allen Umständen auf das letztere bezogen werden; am wahrscheinlichsten ist die Interpretation, die Ameis-Hentze gibt, wonach *ὑψοῦ* das allmähliche Geraderichten des anfangs in geneigter Lage befindlichen Fahrzeuges ausdrücken soll (s. Ameis-Hentze, Homers Odyssee[10] z. d. St.). Ebenso erklärt O. Henke (die Gedichte Homers. I. Teil, Kommentar z. Odyssee S. 59).

Im übrigen wird das korrekt und schön gedruckte, mit Holzschnitten, Tafeln und Kärtchen reich ausgestattete Wörterbuch auch in dieser neuen Auflage allen Lesern der homerischen Gedichte willkommen sein.

München. M. Seibel.

Platonis opera omnia ed. God. Stallbaum. Vol. VIII. Sect. II. editio altera emendatior. Platonis Sophista, recensuit prolegomenis et commentariis instruxit Otto Apelt. Lipsiae, Teubner 1897.

Da die erste Stallbaumsche Ausgabe des Sophistes vor 57 Jahren erschien, so war dem Herausgeber der zweiten Auflage die Aufgabe gestellt, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Zwischenzeit zu verwerten. Die ausführlichen Prolegomena beweisen, dafs Apelt diesen Anforderungen zu entsprechen wufste. Besondere Schwierigkeiten bot die Frage nach dem Zweck des Dialoges. Die verschiedenen Versuche der Gelehrten von Schleiermacher, Bonitz, Grote, Campbell u. a. bis zur Gegenwart werden vorgeführt und einer kurzen Kritik unterzogen. Um diese Frage hat sich jedoch der Herausgeber selbst ein hervorragendes Verdienst erworben, indem er in mehreren Abhandlungen Inhalt und Zweck des schwierigen Dialoges einer eingehenden und scharfsinnigen Erörterung unterzog und eine befriedigende Lösung des Problemes nach meiner Überzeugung gefunden hat.

Bezüglich der Abfassungszeit des Dialoges schliefst sich Apelt denjenigen an, welche auf Grund sprach-statistischer Untersuchungen den Sophistos und Politikos in die letzte schriftstellerische Periode Platos verlegen. Dabei weist er darauf hin, dafs Dittenberger und Schanz schon 1867 in dem Engländer Lewis Campbell einen Vorgänger in der sprach-statistischen Methode gehabt hatten.

Auf einer ganz neuen Unterlage war der kritische Apparat aufzubauen, da inzwischen durch die Arbeiten von Schanz die platonischen Handschriften eine wissenschaftliche Sichtung und Beurteilung erfahren hatten. Den Schanzschen Ergebnissen schliefst sich Apelt unumwunden an, ohne jedoch in der Emendation der einzelnen Stellen auf seine eigene Anschauung zu verzichten.

Der Kommentar zeigt einen vorzugsweise selbständigen Charakter, indem die Stallbaumschen Erklärungen mit Rücksicht auf die sprachlichen und sachlichen Fortschritte der Zwischenzeit in den Hintergrund gestellt werden mufsten. Die Arbeit des Herausgebers ist eine gründliche, meist auf eigener wissenschaftlicher Forschung beruhende Leistung.

Platons Phaedon. Mit Einleitung und Kommentar für die Gymnasialprima herausgegeben von Prof. Dr. J. Steuder. Halle, Waisenhaus, 1897.

Da die Ausgabe für die Hand der Primaner bestimmt ist, so ist der gelehrte Apparat weggelassen. Das pädagogische Ziel des Herausgebers ist die philosophische Propädeutik, welche sich durch die Lektüre dieser tiefgehenden und ergreifenden Schrift Platos praktisch erreichen läfst. Neben der fortschreitenden Erkenntnis des philosophischen Gedankenganges werden nämlich die Begriffe der Psychologie und Logik kurz und deutlich erörtert. Es werden nämlich im Kommentar, da wo der Gedankeninhalt es erfordert, aus der Psychologie folgende Begriffe erörtert: Gefühl, Affekt, Gemeingefühl, Phantasie, Wahrnehmung, Erinnerung, Entwicklung der Vorstellung zum Begriff, Ideen; aus der Logik folgende: Syllogismus, Schlufs a maiore ad minus, disjunktiver Schlufs, Dilemma, Beweis, direkter und indirekter Beweis, Hypothese, Satz der Identität und des Widerspruches, konträre und kontradiktorische Begriffe.

Die sprachlichen Aufschlüsse des Kommentars sind dem Schülerstandpunkt meist trefflich angepafst, nur an wenigen Stellen wäre Etymologie, Grundbedeutung und Bedeutungswandel des Ausdruckes ausführlicher anzugeben gewesen. Die sachlichen Erklärungen zeigen ein gründliches Verständnis platonischer Philosophie und eine umsichtige Benützung hervorragender Erklärungsschriften.

„Beilagen“, Auszüge aus anderen platonischen Dialogen und aus Aristoteles finde ich mehr für die Hand des Lehrers als des Schülers geeignet; das nämliche gilt von den Vergleichungen mit Stellen aus Cicero.

Im ganzen halte ich die vorliegende Ausgabe des Phädon für ein sehr beachtenswertes Hilfsmittel im Gymnasialunterrichte.

Würzburg. Nusser.



Grammatik der ital. Umgangssprache von Lovera 2,60 M. und Lehrbuch der ital. Sprache von Boerner-Lovera 2 M. Teubner, Leipzig, 1898.

Dieses neue italienische Unterrichtswerk ist genau nach dem Plan der in demselben Verlage erschienenen und bestens bekannten französischen und englischen Unterrichtswerke bearbeitet. Die Grammatik von Lovera bietet auf 175 Seiten ein ungemein reiches und sehr übersichtlich zusammengestelltes Material. Sie beginnt mit der Lautphysiologie, die nur soviel vorführt als für den Schüler notwendig und verständlich ist. Bei den folgenden Kapiteln der Formenlehre sind auch immer zugleich die hauptsächlichsten syntaktischen Erscheinungen berührt; mit kluger Mäfsigung ist dabei jeder überflüssige Ballast vermieden, ein Vorzug, der im Gegensatz zu manchen andern derartigen Lehrmitteln volle Anerkennung verdient. Durch die Verschiedenheit des Druckes derjenigen Teile, auf die es hauptsächlich ankommt, wird sicherlich dem Schüler das Erfassen und Behalten der Regeln erleichtert. Jeder Regel gehen Mustersätze voraus, aus denen der Schüler sich selbst die Regeln ableiten kann. (Induktive Methode.) Besonders eingehend behandelt ist die Lehre vom Verbum, vielleicht hätte sich dieselbe sogar etwas kürzen lassen, ohne dem Verständnis der Schüler Eintrag zu thun. Eine sehr gründliche und eingehende Behandlung hat auch das wichtige Kapitel der Präpositionen erfahren, sowohl vom Standpunkte des Italieners als auch des Deutschen. Eine recht begrüfsenswerte Erweiterung weist die Grammatik ferner noch auf durch den Anhang über die Verslehre, durch Beifügung der Omonimi und Sinonimi. Leider beschränkt sich Verfasser bei den Sinonimi auf nur 10 Nummern. Dieses wichtige Kapitel, nachdem es einmal behandelt wird, hätte wenigstens mit der fünffachen Zahl der Nummern bedacht werden dürfen.

Das 242 Seiten starke Lehrbuch enthält 48 Lektionen und einen Anhang. Jede Lektion teilt sich in fünf Abschnitte: Grammatica, Esercizio, Vocabolario, Tema, Conversazione. Der Anhang enthält a) Poesie, b) Letture (mit einer Karte von Italien), c) Lettere, d) Proverbi. Unter „Grammatica“ weisen Mustersätze auf die unter gleicher Nummer in der Grammatik erklärten Regeln, so dafs also vollständig die induktive Methode zur Anwendung kommen mufs. Die grammatikalischen Angaben scheinen manchmal doch etwas gar zu knapp gehalten zu sein, um so mehr als nach der Anschauung der Verfasser, das Lehrbuch so eingerichtet sein soll, dafs es auch ohne die Grammatik benützt werden kann. Manchmal ist der grammatikalische Lehrstoff in unerklärlicher Weise aus einander gerissen. So findet sich in der 1. Lektion von der Deklination Nominativ und Genetiv, in der 3. L. erscheint der Dativ und erst in der 15. L. werden wir mit der vollständigen Deklination bekannt. Recht spät (L. 14) beginnt auch die Konjungation des regelmäfsigen Zeitwortes. In den vorausgehenden Lektionen wird vorzugsweise das Präsens von avere und essere eingeübt, das Imperfekt von diesen beiden Zeitwörtern lernt der Schüler

erst mit L. 22 kennen. Hier wäre sicherlich eine frühere Behandlung und Zusammenlegung des Lehrstoffes zu wünschen, umsomehr als auch meistens die Schüler, wenn sie sich mit dem Studium des Italienischen befassen, schon eine sprachliche Vorbildung durchgemacht haben, die ihnen etwaige Schwierigkeiten ziemlich leicht überwinden hilft; dadurch könnte auch von Anfang an der Übungsstoff noch manigfaltiger und anziehender gestaltet werden. — Das Esercizio bietet kleine italienische Stücke und Zwiegespräche, deren Inhalt leicht faſslich und dem praktischen Leben entnommen ist; weshalb auch das Vocabolario in jeder Lektion dem Schüler einen stofflich gruppierteen Wortschatz der Sprache des täglichen Lebens übermittelt. Das Tema ist dem vorausgehenden Esercizio stofflich angepaſst und soll Lehrer und Schüler Gelegenheit bieten durch diese Übersetzungsaufgabe zu prüfen, inwieweit der grammatikalische Lehrstoff angeeignet ist. Die abschlieſsende Verarbeitung des im Vorausgehenden behandelten Übungsstoffes bildet die Conversazione, die in erster Linie zu Hör- und Sprechübungen dienen soll. Diese Übungen werden gewiſs jedem Schüler und Lehrer willkommen sein; letzterer hat auch noch genügend Gelegenheit, dieselben in seiner Weise zu erweitern und zu beleben.

Das Gesamturteil des Unterzeichneten geht dahin, daſs wir trotz der angeführten Mängel in dem neu erschienenen italienischen Unterrichtswerke ein ganz vorzügliches Lehrmittel erhalten haben, dessen Einführung denjenigen Kollegen, die einen Wechsel in den Lehrmitteln für den it. Unterricht vorzunehmen gedenken, bestens empfohlen werden kann. Druck und Ausstattung sind mustergiltig. Druckfehler sind mir nur ganz wenige aufgefallen.

Waldmann.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluſs ihrer Anwendungen. Erster Teil: Reine Mathematik. herausgegeben von Dr. Heinr. Burkhardt und Dr. W. Franz Meyer. I. B.: Arithmetik und Algebra, redigiert von W. Frz. Meyer, 3. Heft. Ausgegeben am 15. Sept. 1899, und II. Band: Analysis, redigiert von W. Burkhardt, 1. Heft. Ausgegeben am 10. August 1899.

Nachdem in den beiden ersten Heften des I. B. die von mir bereits besprochenen sechs Artikel über Arithmetik enthalten waren, beginnt mit dem 3. Hefte des I. B. die Behandlung des umfassenden Gebietes der Algebra, und zwar werden zunächst die Grundlagen derselben und dann die Invariantentheorien besprochen. Die Grundlagen der Algebra werden in 3 Artikeln auseinandergesetzt, die die folgenden Titel führen:

a) Rationale Funktionen einer Veränderlichen; ihre Nullstellen. b) Rationale Funktionen mehrerer Veränderlichen — beide von E. Netto, und c) Algebraische Gebilde in Verbindung mit der arithmetischen Theorie algebraischer Gröſsen von G. Landsberg.

Die Artikel a) und b) geben einen recht guten und vollständigen

Überblick über alles, was in neuerer Zeit im Gebiete der rationalen Funktionen einer und mehrerer Veränderlichen geleistet wurde; auch auf die Arbeiten aus älterer Zeit wird, wenigstens in den Anmerkungen, welche sehr schätzenswerte Litteraturangaben enthalten, Rücksicht genommen. In letzterer Hinsicht vermisse ich bei Besprechung der Interpolations- und Ausgleichungsrechnung (erster Artikel p. 230 ff.) den Namen Henry Briggs, als des ersten, der nach J. Bürgi (dessen Methode leider verloren ist) in der Trigonometria Britannica (1673 von Gellibrand herausgegeben) bereits ein sehr praktisches Interpolationsverfahren entwickelte. Auch wäre vielleicht noch zu erwähnen gewesen, dafs Newton seine Interpolationsmethode im Methodus differentialis (opp. Ed. Horsley I. p. 532) eingehend auseinandersetzte.

Besonders gelungen scheint mir die kritische Darstellung der verschiedenen Beweise für das algebraische Fundamentaltheorem über die Anzahl der Wurzeln einer Gleichung n^{ten} Grades, indem die charakteristischen Merkmale der einzelnen Gruppen, in welche sich die Beweisarten teilen lassen, sehr anschaulich hervortreten. Das gleiche gilt in dem zweiten Artikel von der Behandlung des Eliminationsproblems: die verschiedenen Methoden sind hier, soweit es der knapp bemessene Raum gestattet, sehr übersichtlich dargestellt. Seite 257 hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es mufs nämlich daselbst Zeile 18 und 17 von unten heifsen x^{-m} y^{-n} und t^{μ} t_1^{ν}.

Der dritte Artikel behandelt in den Nummern 1—11 die arithmetische Theorie der algebraischen Gröfsen, ein Gebiet, welches völlig der neueren Zeit angehört und hauptsächlich von L. Kronecker ausgearbeitet wurde (Grundzüge einer arithmet. Theorie der algebr. Gröfsen. 1882). Sein Zweck ist die Einführung zahlentheoretischer Methoden in die Behandlung algebraischer Probleme. Die Nummern 12—23 geben dann hieran anschliefsend eine Darstellung der algebraischen Gebilde selbst, in denen die Modulsysteme den breitesten Raum einnehmen. Der Verfasser stand hier der sehr schwierigen Aufgabe gegenüber, äufserst abstrakte, neue und teilweise noch unfertige Theorien in engem Rahmen anschaulich darzustellen. Es ist ihm dies ohne Zweifel insoweit gut gelungen, als sich jeder, der das Gebiet näher kennen lernen will, an der Hand des Aufsatzes in die umfassende und sehr zerstreute Litteratur wird einarbeiten können; auch wird der Kenner für die hier zusammengetragenen Literaturnachweise dankbar sein.

Den Schlufs des Heftes bildet, wie schon bemerkt, ein Teil des Artikels über Invariantentheorie, bearbeitet von Fr. Meyer. Da derselbe schon 1892 einen ausführlichen Bericht über die Fortschritte der projektiven Invariantentheorie auf Anregung der deutschen Mathematikervereinigung verfafst hat, dessen Vorzüglichkeit allgemein anerkannt ist, so war er entschieden die geeignetste Persönlichkeit zur Übernahme dieses Referates. Dasselbe zeigt von einer umfassenden und gründlichen Kenntnis der Gesamtliteratur von den Anfängen der Invariantentheorie bei Lagrange (1773) bis zu ihrer umfangreichen Ausbildung in den letzten Jahren. Auch ist der Zusammenhang dieser

Theorie mit den verschiedenen Gebieten, wie Geometrie und Funktionentheorie überall, wo es nötig ist, angedeutet. Hätte sich der Verfasser etwas mehr Raum gönnen dürfen, so wäre sicher einiges weniger aphoristisch und infolgedessen leichter verständlich ausgefallen.

Vom II. B. der Encyklopädie, in welchem die Analysis behandelt werden soll, ist ebenfalls bereits das 1. Heft erschienen. Dasselbe enthält 1. die Grundlagen der allgemeinen Funktionenlehre von A. Pringsheim, 2. die Differential- und Integralrechnung von A. Vofs und 3. einen Teil eines Artikels über bestimmte Integrale von H. Brunel. Wie der früher besprochene Aufsatz Pringsheims über Irrationalzahlen u. s. w., ist auch der vorliegende über Funktionentheorie mit derselben gründlichen Kenntnis und in der gleichen meisterhaften Darstellung abgefafst. Auch hier greift der Verfasser auf die Zeiten von Descartes und Fermat zurück, wo sich an der neugeschaffenen Koordinatengeometrie die Begriffe der Veränderlichen und der Funktion ganz allmälig herausbildeten, gibt dann Eulers Definition einer Funktion, welche zu einer erstmaligen Schaffung einer elementaren Funktionenlehre Anlafs bot, und erläutert, welche Erweiterung diese Definition durch Dirichlet und welche Einschränkung sie in dem Cauchy-Riemann'schen, beziehungsweise Lagrange-Weierstrafs'schen Funktionsbegriff erfahren mufste. Daran schliefst sich dann die Darstellung der Behandlung von Funktionen einer und mehrerer reeller Veränderlichen, wie sie sich in unserem Jahrhundert entwickelt hat. Ein grofses Verdienst des Verfassers scheint mir darin zu bestehen, dafs er die hiebei auftretenden schwierigen Begriffe, wie z. B. die unendlich grofsen Werte der Funktionen, die Begriffe der Stetigkeit und Differentiirbarkeit derselben, ihre Singularitäten u. s. w., durch passend gewählte Beispiele dem Verständnis näher rückt, sodafs wohl jedem, der mathematisches Verständnis besitzt, durch die Lektüre des Artikels eine Orientierung in dem fraglichen Gebiete möglich ist.

Der 2. Aufsatz über Differential- und Integralrechnung beginnt, wie alle Artikel der Encyklopädie, (in A) mit einer Litteraturübersicht, in welcher bei Aufzählung der älteren Werke vielleicht noch Jacob Bernoulli opera 1744 angegeben sein dürften, da sich in diesen auch schon Anwendungen der Differentialrechnung finden. — Dann folgt (unter B) eine sehr kurze, aber vorzügliche historische Einleitung, die sich namentlich dadurch auszeichnet, dafs die im Laufe der Zeit sich ändernde Auffassung des Infinitesimalbegriffes durch wörtliche Anführung von Äufserungen der Hauptvertreter dieser Richtungen gekennzeichnet wird. — Unter (C) beginnt die Schilderung der Entwickelung, welche die Differentialrechnung im 19. Jahrhundert gefunden hat, wobei sich naturgemäfs verschiedene Berührungspunkte mit dem vorhergehenden Artikel von Pringsheim bieten, auf den zur Orientierung verwiesen wird. Die ganze Darstellung ist äufserst klar und übersichtlich und im Vereine mit dem Vorhergehenden aufs beste geeignet, einen Einblick in jene schwierigen Fragen zu geben, welche bei dem in neuerer und neuester Zeit im Vordergrund stehenden Be-

streben, die Grundlagen der mathematischen Theorien zu präzisieren, aufgetaucht sind. So dürfte der Artikel für die neuere Geschichte der Differentialrechnung eine wahre Fundgrube bilden.

Die unter D behandelte Integralrechnung zerfällt in drei Abschnitte und einen Anhang. Der erste Abschnitt umfafst die Integrale von Funktionen einer Variabeln, wobei namentlich wieder die neueren Arbeiten über die präzise Formulierung der Grundbegriffe berücksichtigt werden, Arbeiten, deren Resultate bisher leider in die wenigsten der gebräuchlichen Lehrbücher übergegangen sind.

Im zweiten Abschnitte werden die Integrale von Funktionen mehrerer Variabeln behandelt, der dritte bringt Anwendungen, unter denen auch die mechanische Quadratur ausführlich besprochen wird, und im Anhang werden die Instrumente angeführt, welche zur mechanischen Ausführung der Quadraturen erfunden worden sind. Diesem Abschnitte sind auch Zeichnungen solcher Apparate (Planimeter und Integraphen) beigegeben.

Der letzte Artikel dieses Heftes über bestimmte Integrale hat einen französischen Mathematiker zum Verfasser; dies legt zunächst die Frage nahe, ob denn unter den vielen vorzüglichen Mathematikern Deutschlands keiner zu finden gewesen wäre, um dieses Gebiet zu bearbeiten? Die nähere Besprechung des Artikels wollen wir uns bis zu seiner Vollendung im nächsten Hefte versparen.

München. A. v. Braunmühl.

Wüllner A., Lehrbuch der Experimentalphysik. 5. vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage.

2. Band. Die Lehre von der Wärme. Mit 131 Abbildungen. 935 Seiten. 3. Band. Die Lehre vom Magnetismus und von der Elektricität mit einer Einleitung: Grundzüge der Lehre vom Potential. Mit 341 Abbildungen. 1414 Seiten. Leipzig. Teubner. 1896 bezw. 1897.

Wie bei dem im Jahrgange 1896 unserer Zeitschrift Seite 736 angezeigten ersten Bande der 5. Auflage ist auch bei diesen beiden Bänden der Gesamtcharakter derselbe geblieben; aber wie dort so hat der Verfasser auch hier die Fortschritte, welche die Wissenschaft seit dem Erscheinen früherer Auflagen des Werkes gemacht hat, überall gewissenhaft verwertet. Das geht äufserlich schon daraus hervor, dafs der zweite Band, welcher bei der dritten Auflage 716 Seiten hatte, nun 935 Seiten umfafst, der dritte von 1031 auf 1414 Seiten angewachsen ist. Eine andere Gruppierung des Stoffes ist insoferne eingetreten, als die Optik mit Rücksicht auf die elektromagnetische Lichttheorie nun als vierter Band erscheint. Eine eingehendere Besprechung ist auch bei den beiden obigen Bänden in dieser Zeitschrift mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum unmöglich; sie ist ja auch aus den bei der Anzeige des ersten Bandes angegebenen Gründen unnötig; hier können nur die wesentlichsten Verbesserungen

und Ergänzungen erwähnt werden, welche der Verfasser bei der Neuauflage des Werkes vorgenommen hat.

Bei den Temperaturmessungen sind nun auch die mit Thermoströmen angeführt und diese auch weiterhin vielfach benützt; bei der Ausdehnung von Flüssigkeiten und von Gasen die weitgehenden Versuche Amagats dargelegt; das Kapitel über Wärmestrahlung ist etwas anders geordnet und wesentlich kürzer gefafst, eingehender das Bolometer besprochen. Im Kapitel über spezifische Wärme sind bemerkenswert die neueren Untersuchungen über die Veränderlichkeit der spezifischen Wärme des Wassers; in dem Kapitel über die Veränderung des Aggregatzustandes durch die Wärme sind besonders die Untersuchungen von van t'Hoff und Arrhenius über die Theorie der Gefrierpunktserniedrigung, über Dampfspannungen und die Arbeiten von van der Waal, Planck und Clausius über die Beziehungen zwischen den Dampfspannungen und anderen Eigenschaften des Dampfes hervorzuheben.

Noch umfangreicher sind die Erweiterungen im dritten Bande; neu aufgenommen sind hier die Berechnung der Potentialfunktion eines Magneten sowie speziell der einer magnetischen Schale, dann die neueren Untersuchungen über die Dielektricitätskonstanten von Siemens, Boltzmann, Heerwagen und anderen, ferner in dem Abschnitte über Galvanismus die Messung von Potentialdifferenzen zwischen Metallen und Flüssigkeiten mit Hilfe des Lippmannschen Kapillarelektrometers und die Theorie der elektromotorischen Kräfte in Elektrolyten von Nernst. In dem Abschnitte über die Wirkungen des Stromes aufserhalb des Stromkreises ist das sogenannte Hallsche Phänomen der Ablenkung des Stromes in einem Leiter, der sich zwischen den Polen eines kräftigen Magneten befindet, näher dargelegt; dann namentlich die Maxwellschen Gleichungen für das magnetische Feld eines Stromes und für die elektromotorische Kraft der Induktion entwickelt, sowie selbstverständlich die Kathoden- und X-Strahlen behandelt. Vollständig neu ist ein inhaltsreiches Kapitel mit der Aufschrift „Elektrische Schwingungen“, in welchem die oszillatorischen Entladungen von Kondensatoren, die sogenannten Hertzschen Schwingungen, die experimentellen Untersuchungen über elektrische Wellen in Drähten, die Maxwellsche Theorie der Fortpflanzung elektrischer Schwingungen und im Anschlusse daran die elektromagnetische Lichttheorie und Ähnliches dargelegt werden.

Aus diesen kurzen Angaben mag man erkennen, dafs auch diese neueste Auflage der beiden obigen Bände wieder vollständig auf der Höhe der Zeit steht; Wüllners Physik ist noch immer das inhaltsreichste, dem Aufschlufssuchenden nach jeder Richtung hin verlässigen Aufschlufs bietende Werk unserer Zeit. Die Verlagshandlung hat demselben wie schon bei früheren Auflagen eine würdige Ausstattung zu teil werden lassen. Dafs ein Lehrbuch, das wie das vorliegende alle Fortschritte der Physik getreulich verzeichnet und eingehend klarlegt, auch in dieser neuesten Auflage in keiner Lehrerbibliothek fehlen darf, ist selbstverständlich.

van Bebber Dr. W. J. Die Wettervorhersage. Eine gemeinverständliche praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte. Für alle Berufsarten. Mit 125 Abbildungen. 219 Seiten. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Enke, 1898. Preis 5 M.

Dieses in unserer Zeitschrift für 1893 Seite 249 eingehender besprochene Buch ist auch in der zweiten Auflage seinem Wesen nach dasselbe geblieben; aber der Inhalt hat eine Bereicherung erfahren; abgesehen von kleineren Änderungen und Einschaltungen im Texte und von der Einfügung einiger neuen Figuren ist ein Abschnitt „Die Beurteilung des Wetters auf mehrere Tage voraus" neu aufgenommen, in welchem der Verfasser nachweist, dafs bestimmte Wetterlagen häufiger wiederkehren, und dafs sich bei denselben eine jährliche Periode zeigt, die mit der jährlichen Periode des Luftdrucks in einem ausgesprochenen Zusammenhange steht. Der Verfasser unterscheidet fünf Hauptwetterlagen, die er an der Hand von sechzehn neuen Wetterkärtchen beschreibt, und weist nach, dafs für die Wettervorhersage auf mehrere Tage die Vorausbestimmung des häufig eintretenden Überganges der einen von diesen Wetterlagen in die andere entscheidend ist.

Die Beifügung eines Namen- und Sachregisters sowie ein noch gröfserer Druck als bei der ersten Auflage sind willkommene Verbesserungen des Buches.

Würzburg. Dr. Zwerger.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, herausgegeben von Karl Werkmeister. Berlin, Kunstverlag der photographischen Gesellschaft. Preis der Lief. 1,50 Mk. Unter den zuletzt erschienenen Lieferungen dieses in unseren Blättern wiederholt besprochenen Werkes ist besonders die Lieferung 30 hervorzuheben, mit welcher zugleich der II. Bd. seinen Abschlufs erreicht hat. (Das ganze Werk ist bekanntlich auf 5 Bände zu je 15 Lieferungen berechnet.) Dieselbe kann als eine Festgabe zu dem 28. August dieses Jahres betrachtet werden, wo Deutschland Goethes 150. Geburtstag feierte; denn sie führt uns die schönsten Goethebildnisse in direkten Reproduktionen vor Augen, nämlich 1) das May'sche Bildnis (1779) aus dem Besitze des Freih. v. Cotta in Stuttgart; 2) das Bild Wilhelm Tischbeins, Goethe auf den Ruinen der römischen Campagna (1786); 3) die Silhouette von Klauer, Goethe mit Fritz von Stein; 4) das Bild von Lips (1791) im Besitze des freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M.; 5) die Marmorbüste Rauchs aus dem Jahre 1820; 6) das im Auftrage König Ludwig I. von Stieler gemalte, berühmte Kniebild aus der Münchener Pinakothek aus dem gleichen Jahre 1820; endlich 7) die feine Zeichnung von Schwerdtgeburths aus des Dichters letztem Lebensjahre (1832). Das 8. Bild der Lief. ist dem Andenken des Herzogs Karl August von Weimar gewidmet: eine Reproduktion des Ölgemäldes von Kolbe, wozu Prof. Ottokar Lorenz in Jena eine Lebensskizze geliefert hat, welche der zwiefachen Bedeutung des Fürsten als Kunstmäzen wie als Politiker gerecht wird. Zu den Goethebildnissen aber hat kein Geringerer als Hermann Grimm einen ausführlichen Aufsatz geschrieben, der Goethe als Dichter, als Naturforscher und als Geschichtschreiber würdigt.

E. v. Seydlitzsche Geographie. — In fünf Ausgaben. C. Gröfste Ausgabe. Mit 227 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 5 Karten und 8 Tafeln in vielfachem Farbendruck. — 22. Bearbeitung, besorgt von Prof. Dr. E. Öhlmann. 1899. In Leinw. 5,25 Mk., in Halbfranzb. 6 Mk. — Nach 2 Seiten hat die 22. Bearbeitung des Seydlitz eine Bereicherung erfahren: 1) der Anschauungsstoff ist wesentlich vermehrt und anders verteilt worden. Eine Anzahl älterer, weniger geeigneter Bilder und mathem. Figuren ist durch bessere ersetzt, aufserdem sind neue beigegeben worden, so dafs die Zahl von 201 auf 227 gestiegen ist. Ganz neu hinzugekommen sind 8 Farbentafeln (I. Dolomiten: Die 3 Zinnen bei Schluderbach; II. Neapel mit Vesuv; III. Hochgebirge: Zell am See; IV. Ostseeküste mit Dünen; V. Fjord in Norwegen; VI. 6 Rassenbilder; VII. Tropischer Wald in Brasilien; VIII. Aus der Sahara); dieselben sind nicht blofs ein Schmuck des Buches, wie ihn ein anderes Lehrbuch der Geographie nicht leicht aufzuweisen hat, sondern sie geben auch eine lebendigere Anschauung bedeutsamer Landschaftsbilder. 2) Auch in Bezug auf den Inhalt unterscheidet sich diese Auflage zu ihrem Vorteil von den früheren. Der Herausgeber hat, unterstützt von einer Reihe hervorragender Fachgenossen, eine gründliche Umarbeitung des Buches vorgenommen, welche einerseits den Text auf seine Verständlichkeit, den Satzbau etc. geprüft, andrerseits die zahllosen Einzelheiten an Namen, Zahlen etc., welche auf diesem Gebiete schon ein Jahr zu verändern pflegt, erneuert und vervollständigt hat. Einzelne Abschnitte wie die Handelsgeographie, die deutschen Kolonien sind bedeutend erweitert worden, namentlich aber hat das Kapitel mathematische Geographie eine Umstellung an den Anfang des Buches und eine Vereinfachung erfahren, wodurch es auch dem Verständnis weiterer Kreise zugänglich geworden ist. Diese Umarbeitung wird einem bayerischen Kollegen, Gymnl. Dr. Claufs in Frankenthal verdankt. Trotz der begreiflicher Weise sehr gestiegenen Herstellungskosten hat sich der

Preis des Buches nur um 1 Mk. erhöht, so dafs es in Rücksicht auf seinen Umfang, die gediegene Ausstattung und die zahlreichen illustrativen Beigaben als aufserordentlich billig bezeichnet werden mufs. Wenn Herausgeber und Verleger in der Vorrede die Hoffnung aussprechen, es möge das Buch in seiner jetzigen erweiterten Form den Schülern anziehend genug erscheinen, um ein dauerndes Besitztum ihrer Bibliothek zu bilden, und es möge ferner auch im Hause heimisch werden als ein zuverlässiges, leicht lesbares und in angenehmer Form belehrendes Nachschlagebuch und Handbuch, so kann man angesichts des Wertes und der Bedeutung des vorliegenden Werkes diese Hoffnung durchaus als eine wohlbegründete bezeichnen.

Bilder-Atlas zur Zoologie der niederen Tiere. Mit beschreibendem Texte von Prof. Dr. William Marshall. Mit 292 Holzschnitten nach Zeichnungen von F. Etzold, R. Koch, H. Morin, G. Mützel, E. Schmidt, J. Schmidt u. a. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut 1899. In Leinwand gebunden 2,25 Mk. Die bisher im Verlage des Bibliographischen Institutes veröffentlichten zwei geographischen und drei zoologischen Bilderatlanten haben dank ihrer ausgezeichneten Abbildungen sowohl wie der Klarheit und Übersichtlichkeit des begleitenden Textes sehr rasch Verbreitung gefunden und sind von den meisten deutschen Regierungsbehörden zur Anschaffung empfohlen worden. Die gleichen Vorzüge besitzt der vorliegende Bilderatlas zur Zoologie der niederen Tiere. Derselbe erweist sich besonders deshalb als sehr nützlich, weil ja diese niederen Lebewesen zum grofsen Teile dem einzelnen gar nie zu Gesicht kommen, wenigstens nicht lebend, so dafs der Einblick in diese Welt der niederen Tiere, den der Atlas auf 4 Bogen Text und durch 292 Holzschnitte gewährt, Schule und Haus in gleicher Weise zu gute kommt. Es versteht sich wohl von selbst, dafs in Rücksicht auf die ungeheuere Zahl der wirbellosen Tiere (allein zwischen 150000—200000 Käfer) eine kluge Auswahl getroffen werden mufste, die den einheimischen Tieren soviel wie möglich den Vorzug gibt. Deshalb wird dieser Bilderatlas namentlich unseren jungen Schmetterlings- und Käfersammlern sehr willkommen sein.

Bruno Garlepp, Durch Steppen und Tundren. Erzählung aus Südrufsland und Ostsibirien. (Für die reifere Jugend.) Mit farbigem Titelbild und 6 Tonbildern nach Zeichnungen von Joh. Gehrts. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn, 1898. Prachtband 5 M., geheftet 3.50 M. — Wie aus der Vorrede zu entnehmen ist, beabsichtigt der Verfasser eine Reihe von Jugendschriften zu veröffentlichen, welche den Gesamttitel „Jenseit der Grenzpfähle“ führen und Kulturbilder aus uns noch weniger bekannten, wenngleich der Bildung offenen Ländern, besonders Europas, in einzeln käuflichen, selbständigen Bänden veröffentlichen sollen. Das vorliegende Werk bildet den ersten Band dieser Reihe; es schildert das wundersame Leben der Natur wie der Menschen in den endlosen Steppen Südrufslands und den noch traurigeren Tundren von Ostsibirien. Eingekleidet ist die Schilderung in eine Erzählung von einem gebildeten, aber plötzlich verarmten jungen Russen, der mit seinem treuen Diener den Spuren seiner Schwester und deren Freundin folgt, welche sich in die südrussischen Steppen verlieren. Eben wie er ihren Aufenthaltsort aufgespürt hat, mufs er erfahren, dafs sie mit einem Kirgisen entflohen sind; die weitere Verfolgung der Spuren der Entflohenen führt ihn dann nach Ostsibirien. Wenn es auch an einzelnen Unwahrscheinlichkeiten, Mängeln der Motivierung und unvorhergesehenen Überraschungen nicht fehlt, so ist das Ganze doch ziemlich geschickt aufgebaut und spannend erzählt; nur fällt der letzte Teil der Erzählung dadurch etwas ab, dafs der Held der Geschichte nach der endlichen Auffindung seiner Schwester bei den Kirgisen in Jakutsk noch Monate lang wegen der vorgerückten Jahreszeit festgehalten ist. Der Verfasser braucht eben diese Zeit, um die Jagdzüge und sonstigen Abenteuer in Ostsibirien zu schildern; diese Kulturbilder und Schilderungen aus den südrussischen Steppen wie aus Sibirien sind sehr gut gelungen, sie sind den zuverlässigsten Werken über jene Gegenden entnommen, und zeichnen sich durch grofse Anschaulichkeit aus. Der Verfasser mag also Recht haben, wenn er sich von seinem Buche auch einigen Nutzen verspricht; wir glauben, dafs es sich für die Schülerlesebibliotheken der 4. und 5. Klasse vorzüglich eignet.



IV. Abteilung.

Miszellen.

30. Jahresversammlung des Vereins pfälzischer Gymnasiallehrer zu Neustadt a. H.
am 14. Mai 1899.

Vorsitzender: Gymnasialrektor Müller, Schriftführer: Gymnasialprofessor Roth und Georgii in Neustadt, Beisitzer: Roth, Rektor des Progymnasiums Dürkheim.

Um 11 Uhr eröffnet der Vorsitzende die Versammlung und gibt zunächst dem Bedauern Ausdruck, dafs Gymnasialrektor Hahn in Zweibrücken durch seine Gesundheitsverhältnisse abermals verhindert ist, die Versammlung zu leiten und knüpft daran die innigsten Wünsche für seine baldige, vollständige Genesung. Sein Willkommgrufs an die zahlreich erschienenen Mitglieder gilt insbesondere denjenigen Herrn, die in der Pfalz neu und zum erstenmal hier erschienen sind, wie den Amtsgenossen von Ludwigshafen, denen er ein herzliches Glückauf zuruft. Hierauf versichert er sich der Zustimmung der Versammlung zur Anwesenheit der Lehramtspraktikanten vom hiesigen pädagogiscden Seminar, welche sehen sollen, wie hier kollegiales Zusammensein nicht blofs in engeren, sondern auch in weiten Kreisen gepflegt wird. Sodann konstatiert er die erfreuliche Thatsache, dafs durch den Tod in diesem Jahre keine Lücke entstanden ist und übermittelt der Versammlung die von Oberstudienrat Gymnasialrektor Dr. Markhauser und Gymnasialrektor Dr. Ohlenschlager-München telegraphisch eingelaufenen Grüfse.

Über den Stand der Kasse wird mitgeteilt, sie leide an chronischem Überflufs, mit den heute eingehenden Beiträgen sei sie auf etwa 300 M. angeschwollen, weshalb von einer Beitragserhebung im nächsten Jahre abgesehen werden könne. Die Rechnung liegt zur Einsicht auf.

Schliefslich wird noch bekannt gegeben, dafs der Vorstand des Cäcilienvereins in liebenswürdiger Weise für die auswärtigen Herrn Kollegen Eintrittskarten zur Abendaufführung des Haydn'schen Oratoriums „Die Jahreszeiten" zur Verfügung gestellt hat. Auf dem Programm sind 4 Vorträge angekündigt. Gymnasialprofessor Dr. Martin in Neustadt wird sich mit seinem Vortrag: Zur Behandlung des erdkundlichen Unterrichts in der 1. Klasse zu Gunsten der auswärtigen Herrn gerne in Reserve stellen. Gymnasialrektor Müller schlägt vor, wenn die Zeit reiche, die 3 ersten Vorträge in der Reihe, wie sie im Programm stehen, anzuhören. Da kein Widerspruch erfolgt, erteilt er dem Gymnasiallehrer Götz-Edenkoben das Wort zu seinem Vortrag: Ein neuer Weg zur Lösung des Hamletproblems.

Der Vortragende geht davon aus, dafs das Stück notwendig in engster Beziehung zum Dichter stehe, aber nicht blofs so, dafs es sein dichterisches, religiöses und schauspielerisches Glaubensbekenntnis enthalte, sondern dafs durch das ganze Stück das Seelenleben des Dichters zur dramatischen Darstellung gelange. Zum Beweis werden zunächst die vielbesprochenen Verse am Schlusse des I. Aktes angezogen:

„Die Zeit ist aus dem Gefüge; o böse Tücke des Schicksals,
dafs ich je geboren ward, sie zurechtzurücken!"

Diese Worte sind viel zu weitgreifend für die engen Verhältnisse des Dänenprinzen; vielmehr ist derjenige, der selber ein anderes, das harmonische Weltbild in sich trägt, an dem gemessen die Erscheinungswelt als Zerrbild erkannt wird, niemand anders als der Verfasser Hamlets selbst.

Nun schreitet der Vortragende zur näheren Fixierung seiner These:

Das vielgestaltige innere Wesen des Dichters ist auf die Personen des Stückes als Träger von Gemütselementen verteilt, die wechselvollen Vorgänge in seiner Seele sind durch dramatische Aktionen symbolisiert.

Bei dieser genialen Symbolik ist für den Forscher gröfste Vorsicht und genaueste Abwägung eines jeden Wortes des Dichters geboten. Besonders fruchtbar für die Erkenntnis des Stückes sind die Monologe. Der schwierigste unter diesen wird einer besonderen Besprechung unterzogen. Der Vortragende fafst die Worte:

,To be or not to be, that is the question.'

in dem Sinne:

„Soll das für äufsere Eindrücke so empfindliche, so leicht zu irritierende und so wenig zu konsequentem Handeln geeignete Hamletelement immer in Shakespeare bleiben oder nicht?"

Bleibt es in voller Wirksamkeit, so heifst es für Shakespeare ewig „dulden", gelingt die Bewältigung desselben, so wird der beste Teil vom Geiste Shakespeares abgetötet oder im allerbesten Falle in künstlichen Schlaf gezwungen. Aber wird dieser erzwungene Todesschlaf des unruhevollen, aber so edlen Empfindens, wie es aus der Existenz des Hamletelementes resultiert, für immer durchzuführen sein? Wird, anders gefragt, Shakespeare immer die Waffen des Willens gegen die Tücken der Welt und ihre verwirrende Wirkung auf ihn zur ausreichenden Verfügung haben? Hamlet-Shakespeare kennt sich zu gut, um darauf mit „ja" zu antworten. Traumhaft beunruhigend wird das unterdrückte Hamletelement sich doch Geltung verschaffen und der Dichter mufs sich eingestehen: mangelnde natürliche Festigkeit durch Willenskraft ersetzen zu wollen. um dann die Aufgabe der Bekämpfung erniedrigender böser Elemente auf sich nehmen zu können, ist vergebliche Arbeit.

Hilft nun die Willenskraft nicht zur Lösung von Hamlets Aufgabe, so bliebe noch der Weg einer aus Shakespeares Natur hervorgehenden inneren Erhebung. Eine solche tritt zwar ein, und wird noch durch die erhabene Idee, den Menschen durch Mitteilung des eignen höchstmoralischen Denkens zu bessern, beflügelt, aber auf die Erhebung folgt Niedergeschlagenheit, die durch die Erkenntnis, dafs alles höhere Moral bezweckende dichterische Streben umsonst ist, noch verstärkt wird. Diese Niedergeschlagenheit flacht sich gegen Ende des Stückes in vollständige Gleichgültigkeit aus.

Schliefslich sucht der Vortragende den in dem Stücke mehrfach vorkommenden Gebrauch des Giftes psychologisch-symbolisch zu deuten. Gift ist ein Körper, der die Lebensthätigkeit eines andern teilweise oder ganz aufzuheben vermag, in dem Drama bedeutet es eine Denkart, die eine andere zersetzt. Wie das selbst-, ehr- und genufssüchtige Denken des Claudius das naive, kraft- und phantasievolle und zugleich tiefreligiöse Denken des alten Hamlet zersetzt hat, so reiben sich, wie es der Dichter in einer tiefliegenden, weil aus dem Verlaufe des Stückes zu deutenden Symbolik dargethan hat, in dem äufserst lebhaft gehaltenen Schlusse des Dramas die noch übrigen Hauptelemente gegenseitig auf.

Erst nach diesem Ausscheiden dieser hemmenden Elemente kann der physisch zarte, aber geistig energievolle und rücksichtslose Fortinbras in Shakespeares Seele seine Herrschaft antreten, und Shakespeare schafft seine Riesendramen: Othello, Lear und Makbeth.

Die physiologischen Unterströmungen im Innern Shakespeares, die selbstverständlich für die Entwicklung des Dichters von gröfster Bedeutung sind, und auf die sich verschiedene Andeutungen im Stücke beziehen, gehören in das dem Vortragenden fremde Gebiet der Medizin und entziehen sich in ihren tieferen Ursachen wohl überhaupt einer wissenschaftlichen Erklärung, dafür aber haben wir in den Werken Shakespeares offenbare Ausflüsse der in dem Drama symbolisch zur Darstellung gebrachten Gemütslagen des Dichters.

Der Vorsitzende bemerkt zur Eröffnung der Diskussion, die weitgreifende Symbolisierung im Vortrag des Herrn Kollegen werde gewifs bei manchem der Anwesenden nicht ohne Widerspruch bleiben und erteilt das Wort Gymnasialrektor Dreykorn-Landau. Dieser führt aus: Den Vortrag eingehend zu besprechen

würde mehr Zeit verlangen als der Vortrag selbst erfordert hat. Die Anschauung, dafs in den Dramen der Dichter Zeugnisse ihres eigenen Lebens und Denkens gegeben sind, ist natürlich sehr verlockend. Der gröfsere Dichter schafft ja gewifs aus dem gleichen Stoff Gewaltigeres als ein geringerer, von seinem eigenen Geiste strömt es ein auf die Charaktere seiner Dramen. Aber die rechte Anschauung von dramatischer Kunst ist doch die: „Das Leben packt den Dichter, dafs er seine Auffassung in plastischen Gestalten aus sich herauszusetzen gezwungen ist“, nicht: Der Dichter symbolisiert in dramatischen Charakteren mit kunstvoller Verhüllung sein Innenleben; denn er reflektiert nicht mit ordnendem Verstand, er schafft unmittelbar. Durch die im Vortrag gegebenen Ausdeutungen wird Shakespeare zu einem merkwürdigen philosophischen Kopf gestempelt, der nur eben nicht in der Form eines Lehrbuchs seine Gedanken der Welt kund geben will, sondern hinter leere Symbole versteckt. Aber es ist nicht so, seine Dramen sind nicht Symbole seines Lebens, sondern Schöpfungen seines Genius, freilich von seinem Herzblut genährt. Aber was würde Shakespeare, wenn alle seine Gestalten er selbst wäre? „Ich lasse mir bei allem Dank für den Vortrag meinen Shakespeare nicht nehmen durch den Vortrag.“

Gymnasialrektor Hammer-Speyer stellt den Antrag auf Schlufs der Debatte. Der Vorsitzende spricht dem Kollegen für den tiefdurchdachten, geistreichen Vortrag den Dank der Versammlung aus unter allgemeiner, in lebhaftem Beifall sich äufsernder Zustimmung. Hierauf referiert Gymnasialprofessor Dr. Wunderer-Zweibrücken über seine Eindrücke vom Berliner archäologischen Ferienkurs im April d. J. Sein Vortrag ist im heurigen Jahrgang dieser Blätter S. 667—671 gedruckt erschienen, sodafs wir uns wohl begnügen können, darauf zu verweisen. Auch ihm spricht Gymnasialrektor Müller für seinen vieles Neue bietenden Vortrag den Dank der Versammlung aus. Zuletzt gibt Gymnasialprofessor Dr. Zimmerer-Ludwigshafen einen gedrängten Bericht über seine gemeinsam mit Roman Oberhummer-München durchgeführte Forschungsreise in Syrien und Kleinasien, speziell im kappadokischen Höhlenlande zwischen Kaisarieh und Konia 1896 auf 97. Der Zeitpunkt der langvorbereiteten Reise schien ungünstig gewählt: von Ägypten her drohte die Cholera, im Ostjordanland wütete der Drusenaufstand, die Armeniermorde hatten eben begonnen. Allein gerade die Gefährlichkeit der politischen Zeitverhältnisse erwies sich den kühnen Forschern am förderlichsten: der kaiserliche Ferman, der ihnen durch die deutsche Botschaft in Konstantinopel sowie durch die besondere Verwendung des Ehrenpräsidenten der Münchener geographischen Gesellschaft, Sr. K. Hoheit des Prinzen Ludwig, ausgewirkt war, that seine Dienste. Jeder Pascha, Mutessarif und Kaimakam war eifrigst bestrebt, durch baldmöglichste Weiterbeförderung der beiden Reisenden sich der unangenehmen Verantwortung für ihr Leben zu entledigen. So ritten sie im Hochsommer 1896 bei einer durchschnittlichen Temperatur von 40° C. von Damaskus längs des Libanon durch die syrische Wüste an das Meer; sie kamen über das Schlachtfeld von Issus, über den Taurus, über den einst Alexander und vor ihm die Griechen Xenophons nach Kilikien heruntergestiegen waren und gelangten nunmehr bald an ihr eigentliches Arbeitsfeld im Innern Kleinasiens, Kappadokien. Hier zeigte sich denn bald, wie richtig der inzwischen verstorbene Kiepert, der Meister der anatolischen Kartographie, die Reisenden beraten hatte. Noch von München aus hatte der Vortragende sich an ihn gewandt; der 80jährige hatte sofort geantwortet, ein eigenhändiges Croquis gesandt, und seiner Freude Ausdruck gegeben, dafs nun auch Deutsche in dies bisherige Pachtgebiet der englischen und französischen Forschung vordrängen. Sein Gutachten aber hatte gelautet: ob die Reise archäologische Ausbeute gewähren werde, sei Glückssache. Ein sicheres und wertvolles wissenschaftliches Ergebnis aber würde gewonnen, wenn der bisher nur schätzungsweise bekannte Mittellauf des Halys (j. Kysyl-Yrmak) endlich einmal mit genauen Mefsinstrumenten bestimmt werde. In der That, die archäologischen Funde waren gering. Es war ein Agrikulturland mit reichentwickelter Viehzucht, mit Getreide- und Weinbau, das die Reisenden betraten. Um nur einige Photographien der verblafsten byzantinischen Wandmalereien zu bekommen, mufsten die Reisenden oft die türkischen Bauern dazu bewegen, ihre Scheuern, uralte Felsmagazine bezw. ehemalige Höhlen und Kultstätten, auszuräumen. Hierauf begann der Feldzug an den Halys. Kieperts

Rat trug seine Früchte. Übrigens war in dieser Gegend auch die numismatische Ausbeute nicht unerheblich und die Inschriftenfunde befriedigend. Man gelangte an den Salzsee Tusgoel und zum Hassandagh. Ein Ausflug nach Kaisarieh, wo wenige Monate vorher 9000 Armenier niedergemacht worden waren, schlofs sich an; dann ging es hinauf zum Argäusgebirge und nach Talas, Ürgüb und Newscheher. Doch auch nur annähernd den Streifzügen zu folgen, von denen der Herr Vortragende in packender Anschaulichkeit erzählte, ist uns hier nicht möglich. Erschöpfenden Aufschlufs kann jeder in dem Reisebericht sich erholen, den das stattliche Buch in vornehmster Ausstattung enthält, über das Kollege Heisenberg bereits in diesen Blättern berichtet hat (s. oben S. 765 ff. dieses Jahrganges). Wir heben hier nur einen Umstand noch hervor, der auch in der Versammlung freudigen Wiederhall fand. Die nachdrückliche Betonung der dominierenden Stellung, die deutsche Intelligenz und deutsches Kapital in Kleinasien heute einnimmt. Die anatolische Eisenbahn ist deutsch; das bekamen nicht nur die beiden deutschen Forscher in liberalster Weise zu verspüren, — damit ist den Deutschen zur wirtschaftlichen Entschliefsung Kleinasiens die Vorhand gesichert. Kleinasien mit seinem günstigen Klima, mit seinem Bodenreichtum und seiner Fruchtbarkeit ist das hoffnungsreichste Zukunftsland für deutsche Kolonisation. Lebhafter Beifall lohnte den Redner, dessen Vortrag, wie Rektor Müller fein bemerkte, einen Abglanz von dem Feuer und der Energie gegeben habe, mit welcher er draufsen im unbekannten Land Gefahren und Schwierigkeiten überwunden. Nachzutragen haben wir noch, dafs durch aufgelegte Karten, Photographien und Pläne für die Veranschaulichung des Berichts reichlich gesorgt war.

Um 1 Uhr schlofs die von etwa 60 Mitgliedern besuchte Versammlung. Der Vorsitz für die nächsten 2 Jahre geht definitiv auf Zweibrücken über. Als Ort der nächstjährigen Versammlung wird vom Vorsitzenden Kaiserslautern vorgeschlagen und ohne Widerspruch acceptiert.

Neustadt a. H., im Oktober. Friedrich Roth.

Prüfungsaufgaben 1899.

I. Absolutorialaufgaben an den Progymnasien.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische (3 Stunden).

Der Belege dafür, wie viel den Römern an dem Gedeihen und an der Erhaltung des Staates gelegen war, gibt es sehr viele. Es wäre zu weitläufig, hier deren mehrere vorzuführen; daher sei nur einer erwähnt.

Im Jahre 216 v. Chr. stellte sich dem in Italien eingedrungenen siegreichen Feldherrn Karthagos, dem berühmten Hannibal, ein echter Römer entgegen, nämlich L. Ämilius Paullus, damals das zweite Mal zum Konsul erwählt, gleich ausgezeichnet durch kluge Besonnenheit wie durch thatkräftigen Eifer, zum Feldherrn wie zum Staatsmann geeignet wie kaum ein anderer. Befürchtete auch ganz Rom einen Angriff des Feindes auf die Hauptstadt, manche sogar den völligen Untergang des Staates, so liefsen doch Ämilius und seine treuen Anhänger den Mut nicht sinken. Freilich erfolgte trotz aller Klugheit des Ämilius die schreckliche Niederlage bei Cannä, allein keineswegs durch die Schuld unsers Feldherrn, sondern durch die des Mitkonsuls G. Terentius Varro, der mehr verwegen als besonnen ganz wider des Ämilius Willen die Schlacht annahm. An 70000 Mann fanden in ihr auf seiten der Römer den Tod. Kaum (nescio an) gab es in Rom eine Familie, die nicht den Verlust irgend eines der Ihrigen zu betrauern gehabt hätte. Leider verlor in ihr bekanntlich auch Ämilius Paullus nach heldenhaftem Kampfe sein Leben. Mit vollem Rechte gilt von ihm das Wort des Dichters Horatius, er habe bei dem Siege (supero) des Karthagers seine grofse Seele preisgebend (prodigus) das Leben für das Vaterland geopfert.

Aber auch der römische Senat zeigte sich gerade im Unglücke in seiner Gröfse. Weit entfernt, die 8000 Mann, welche Hannibal nicht etwa in offener Feldschlacht oder auf der Flucht (fugio) vor der Gefahr des Todes, sondern im feindlichen Lager zurückgelassen gefangen genommen hatte, um einen wenn auch

nur geringen Preis loszukaufen, beschlossen die Väter vielmehr, den Antrag abzulehnen, damit den Soldaten Roms tief eingeprägt bleibe, sie hätten entweder zu siegen oder zu sterben.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische (1½ Stunden).

Das Pferd und die Austern (huitre, f.).

Eines Tages kommt ein Reisender (voyageur, m.) in einem Wirtshause (auberge, f.) an und findet keinen Platz vor dem Herde (foyer, m.). Da (alors) befiehlt er dem Kellner (garçon, m.), seinem Pferde 100 Austern zu geben. „Frifst denn Euer Pferd Austern?“ fragt der Kellner. „Versuch nur (donc) ihm welche zu geben“ (de lui en donner), sagt (dit) der Reisende.

Sofort gehen alle Leute (tous les gens) hinaus (sortent), um dieses Wunder (merveille, f.) zu sehen und lassen den Platz vor dem Herde leer (vide). Der Reisende setzt sich dort hin (s'y assied) und wärmt (réchauffer) seine erstarrten (engourdi) Glieder. Aber kaum sitzt er (est-il assis), als (que) der Kellner die Austern bringt und sagt, dafs das Pferd sie nicht anrühren wolle (ne veut pas les toucher). „Nun gut!“ sagt der Reisende, „dann werde ich selber die Austern essen.“

Deutsche Ausarbeitung (3 Stunden).

1. Welche Beispiele hervorragender Vaterlandsliebe treten in der griechischen Geschichte auf?
2. Die Macht des Gesanges nach gelesenen Dichtungen Schillers und Uhlands.
3. Der Nutzen der Schiffahrt.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische (2 Stunden).

Arion[1]), als Zitherspieler[2]) keinem unter seinen Zeitgenossen nachstehend, bekam, nachdem er sich lange Zeit bei Periander, dem Tyrannen von Korinth, aufgehalten, einst Lust, nach Italien und Sicilien zu fahren; denn er hoffte, dort glänzenden Ruhm und grofse Schätze zu erwerben. Als er nun erreicht hatte, wonach er strebte, und wieder nach Korinth zurückzukehren gedachte[3]), mietete er zu Tarent ein Fahrzeug[4]) von Leuten aus Korinth, da[5]) er diesen mehr traute als andern. Diese aber merkten bald, dafs[6]) Arion im Besitze grofser Schätze war, und schmiedeten auf dem hohen Meere[7]) den Plan[8]) ihn über Bord zu werfen[9]), um[10]) selbst sich der Schätze zu bemächtigen[11]). Da jener dies vorher wahrnahm[12]), gab[13]) er ihnen seine Schätze preis, bat[14]) aber um sein Leben[15]). Aber sie hörten nicht auf ihn aus Furcht, wenn[16]) sie ihn lebend zurückbrächten[17]), möchte[18]) er sie später anzeigen[19]), sondern forderten ihn auf, entweder sich zu töten[20]), wenn er eine Beerdigung[21]) zu erlangen wünsche, oder alsbald ins Meer zu springen[22]). Da[23]) nun bat Arion die Schiffer, wenn er denn schon[24]) sterben müsse[25]), doch wenigstens[26]) zu gestatten, dafs er in[27]) seinem ganzen Schmucke auf den Ruderbänken[28]) stehend singe; nachdem er gesungen, versprach er sich zu töten. Und die Schiffer kam[29]) die Lust[30]) an, den besten Zitherspieler in der Welt[31]) zu hören. Arion aber legte seinen Schmuck an, ergriff die Zither[32]), stellte sich auf die Ruderbank und trug[33]) eines seiner schönsten Lieder[34]) vor; als er damit fertig war[35]), warf er sich ins Meer. Jene nun fuhren weiter[36]) nach Korinth; Arion aber, den ein Delphin aus Lust an seinem Gesange auf den Rücken genommen hatte[37]), wurde nach Tänaron getragen. Ans Land gestiegen[38]), wanderte er mit seinem Schmucke nach Korinth;

---

1) Ἀρίων, ονος 2) κιθαρῳδός 3) διανοέομαι 4) πλοῖον 5) ἅτε mit Particip 6) Particip 7) ἀνάγεσθαι 8) ἐπιβουλεύειν 9) ἐκβάλλειν 10) βούλομαι 11) κατέχειν (Aor.) 12) προγιγνώσκειν 13) προΐεμαι 14) παραιτέομαι 15) ψυχή 16) ἐάν 17) κατάγειν 18) μή mit Opt. 19) μηνύω (Aor.) 20) διαχρῆσθαι (Aor.) 21) τάφος 22) Aor. 23) ἔνθα 24) εἴπερ 25) Ind. 26) ἀλλὰ . . γέ 27) ἐνδύομαι 28) ζυγόν 29) ἐσέρχεσθαι 30) πόθος 31) ἄνθρωπος 32) κιθάρα 33) ᾄδω 34) ᾆσμα 35) παύω 36) ἀποπλέω 37) ἀναλαμβάνω 38) ἀποβαίνειν

dort angelangt unterrichtete er den Periander von allem Vorgefallenen. Sobald nun die Schiffer eingelaufen waren, rief sie Periander zu sich und fragte sie, ob sie etwas von Arion wüfsten. Als sie aber sagten, sie hätten ihn im besten Wohlsein[39]) zu Tarent verlassen, trat Arion, so wie er aus dem Schiffe gesprungen war, vor sie und erschreckte die Übelthäter dermafsen, dafs[40]) sie überführt[41]) nicht mehr zu leugnen[42]) vermochten und zum Tode verurteilt wurden.

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1.

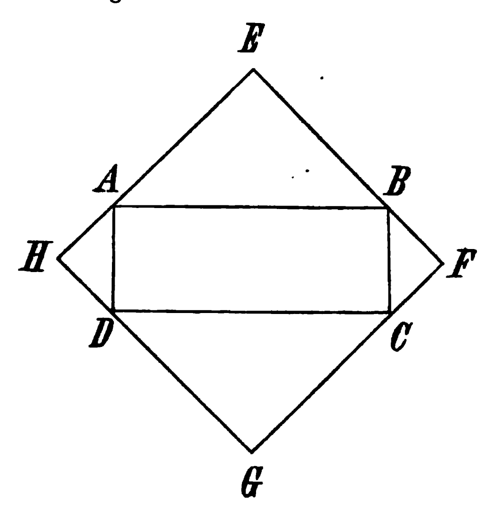
Zwei Kapitalien verhalten sich wie 3 zu 4. Die Hälfte des ersten und ein Drittel des zweiten Kapitals sind zu $3^1/_2$ %, die Reste beider Kapitalien je zu $3^3/_4$ % ausgeliehen. Der gesamte Zinsertrag im Jahre ist $766^1/_4$ *M*. Wie grofs sind beide Kapitalien?

2.

Der Ausdruck

$$\frac{\sqrt{11}+\sqrt{13}}{\sqrt{15}+\sqrt{17}}+\frac{\sqrt{17}+\sqrt{15}}{\sqrt{13}+\sqrt{11}}$$

soll von den in den Nennern befindlichen Wurzeln befreit und hierauf auf 3 Dezimalen ausgewertet werden.



3.

In beistehender Figur sind über den Seiten des Rechtecks *ABCD* gleichschenkelig - rechtwinkelige Dreiecke errichtet. Man beweise, dafs die aus sämtlichen Katheten sich zusammensetzende Figur

AEBFCGDH

ein Quadrat ist; man drücke ferner die Fläche desselben durch die Seiten des Rechtecks, welche die Längen *m* und *n* haben, aus.

II. Absolutorialaufgaben an den humanistischen Gymnasien.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Kaum möchte jemand eine treffendere Schilderung von dem gewaltigen Einflufs des Sokrates auf die athenischen Jünglinge gegeben haben als Plato im Gastmahl, in welchem er dem Alkibiades ungefähr folgende Worte in den Mund legt.

„Ich behaupte, Sokrates habe mit dem Satyr Marsyas eine merkwürdige „Ähnlichkeit, indem er ihm nicht nur äufserlich gleich sieht, sondern auch wie „dieser die Menschen bezaubert, nur dafs er ohne Flöten mit blofsen Worten „dieselbe Wirkung hervorbringt. Hören wir von anderen Männern Reden, so „macht sich niemand von uns viel daraus; sobald wir dagegen Sokrates hören, „fühlt sich jeder von Begeisterung ergriffen. Mir wenigstens pocht weit mehr „als den Korybanten das Herz und ein Thränenstrom ergiefst sich aus den „Augen; auch sehe ich, dafs es sehr vielen anderen ebenso ergeht. Als ich

---

39) εὖ πράττειν 40) ὥστε mit Ind. 41) ἐξελέγχω 42) ἔξαρνος γίγνεσθαι.

„einst Perikles und andere bedeutende Redner hörte, fiel mir zwar die Schönheit „und Kraft ihrer Rede auf; aber niemals ist meine Seele dadurch so erschüttert „worden, dafs ich mir unmutsvoll die Fehler in meinem bisherigen Lebenswandel „vorgeworfen hätte. Hingegen dieser Marsyas hat mich schon oft in eine „Stimmung versetzt, dafs ich glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn ich „so bliebe wie ich wäre, weil er mich zu dem Geständnis zwang, dafs ich, dem „noch so viele schlimme Fehler anhaften, meine eigene Besserung vernachlässige, „während ich bereits die öffentlichen Zustände Athens zu bessern trachte. Auch „ist er der einzige von allen Menschen, vor dem ich Grund habe mich zu „schämen; denn ich bin mir bewufst niemals im stande zu sein ihm in seinen „Erörterungen über das, was zu thun des Menschen Pflicht ist, zu widersprechen; „aber gehe ich von ihm weg, so bin ich den Ehrenerweisungen des athenischen „Volkes gegenüber schwach genug, um seiner weisen Lehren uneingedenk zu „sein. Daher fliehe ich ihn, so viel ich kann, und so oft ich ihm unter die „Augen komme, ergreift mich das beschämende Gefühl meinen eigenen Zu„geständnissen zuwider gehandelt zu haben. Oft würde ich es gerne sehen, „wenn er nicht mehr auf der Welt wäre, und doch — träte dieser Fall ein, so „würde ich mich noch viel mehr betrüben als wenn er mir die bittersten Vor„würfe über meine Lebensweise machte. Einem Unkundigen und Unverständigen „müssen die Reden des Sokrates, da er von nichts als von Handwerkern spricht, „anfangs ebenso lächerlich vorkommen als der äufsere Anblick eines Satyrs. „Sobald aber jemand in den tieferen Sinn seiner Reden dringt, wird er wahr„nehmen, dafs sie die herrlichsten Tugendbilder in sich enthalten und auf alles „Bezug nehmen, wornach jeder streben mufs, der ein edler und tugendhafter Mensch „werden will."

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Was versteht man unter Materialismus und wie wird dessen Unvernünftigkeit dargethan?

Die menschliche Seele ist ein Geist, ausgestattet mit Vernunft und freiem Willen, sowie mit Unsterblichkeit. Dieses ist zu beweisen und zu zeigen, inwiefern dadurch der Mensch Gott ähnlich ist.

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Worin besteht das sichtbare Zeichen und die unsichtbare Gnade der hl. Ölung? Beweis, dafs sie ein von Christus eingesetztes Sakrament ist.

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Es ist der geschichtliche Nachweis für die Gewifsheit der Auferstehung Jesu Christi von den Toten zu erbringen und anzugeben, worin die Bedeutung dieser Thatsache für Christus selbst und für seine Gläubigen besteht, namentlich welche Hoffnung sie letzteren in Bezug auf ihr eigenes Leben nach dem Tode bietet?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Diejenige Richtung innerhalb der evangelischen Kirche, welche man Orthodoxie nennt, ist mit Angabe ihrer Vorzüge und Schattenseiten zu beschreiben. Desgleichen ist anzugeben, was man unter Pietismus versteht, wer seine Hauptvertreter sind, welchen Gewinn das kirchliche Leben dieser Richtung verdankt und inwiefern auch sie entartete?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz (2 Stunden).

Die evangelische Lehre von der Kirche, ihrem Wesen und ihren Eigenschaften ist darzulegen und die Pflichten des Christen gegen die Kirche sind zu beleuchten.

Deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. Welche besonders denkwürdigen Belege bietet die bayerische Geschichte für die Bewahrheitung des Wahlspruches „In Treue fest"?
2. Homer, ein wahrhaft nationaler Dichter, zugleich ein Dichter für alle Zeiten und Völker.
3. Mutter der Künste fürwahr, o Dichtkunst, bist du zu nennen. (Simrock.)

(Es bleibt der Prüfungskommission überlassen zu bestimmen, ob das gewählte Thema in Form einer Rede bearbeitet werden soll.)

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche (3 Stunden).

Λυκοῦργος Σπαρτιάταις αἴτιος ἐγένετο τῆς εἰς ἅπαν ἀρετῆς τε καὶ ἡγεμονίας, οὐδὲν ἄμεινον τῶν ἄλλων πάλαι διακειμένοις, οὐ μόνον ὅτι αὐτοῖς νόμους ἔθετο ἀρίστους, ἀλλὰ καὶ ὅτι ἄκοντας προυτρέψατο χρῆσθαι αὐτοῖς τρόπῳ τοιῷδε. δύο σκύλακας λαβὼν ἀπὸ τῆς αὐτῆς μητρὸς ἔτρεφε, χωρὶς δὲ ἀλλήλων ἀνομοίοις ἔθεσι, τὸν μὲν κατ' οἶκον, ὄψα τε διδοὺς καὶ τὴν ἄλλην λιχνείαν, τὸν δὲ ἐν κυνηγεσίοις θηρᾶν ἀναγκάζων καὶ στιβεύειν ἐν ὄρεσιν. ὡς δ' ἑκάτερος αὐτῶν ὅμοιος ἐγένετο τῇ τροφῇ, Σπαρτιάταις ἐκκλησιάζουσι πρὸς τοὺς περιοίκους πολέμου πέρι καὶ ἀμηχανοῦσι παραγαγὼν ἀμφοτέρους εἰς μέσον καὶ σὺν αὐτοῖς δόρκους τε καὶ ζωμοὺς καὶ ὄψα ἐσκευασμένα ἔλεξεν· ἀλλ' ὅτι μέν, ὦ Σπαρτιᾶται, τοῦ εὖ τε καὶ κακῶς πράττειν οὐκ ἄλλο ἐστὶν αἴτιον πλὴν τὸ ἔθεσι χρῆσθαι φαύλοις ἢ σώφροσι πάρεστιν ὑμῖν ὁρᾶν. οἵδε γέ τοι, τοὺς σκύλακας δείξας, τῆς αὐτῆς μητρὸς ὄντες, ἐναντίον δὲ ἀλλήλοις τεθραμμένοι, παρ' αὐτὸ τοῦτο ἀνόμοιοι ἐκβεβήκασιν. ὁ μὲν γὰρ θηρᾶν μαθών, ὁ δὲ λιχνεύειν οὐδὲν ἂν ἀντὶ τοῦδε, εἰ παρείχοι, ποιήσειεν. καὶ ἅμα προσέταξε τῷ κυνουλκῷ μεθεῖναι ἀμφοτέρους ἐπὶ τὰ ἡτοιμασμένα. τῶν δ' ὁ μὲν κατοικίδιος ἐπὶ τοὖψον ὥρμησεν, ὁ δὲ θηράτωρ ἐπὶ τὸν δόρκον καὶ καταλαβὼν ἐσπάραττεν. καὶ Λυκοῦργος πάλιν, ταῦτα, ἔφη, νομίσατε, ὦ Σπαρτιᾶται, καὶ εἰς ὑμᾶς τείνειν καὶ τοὺς ἄλλους πάντας ἀνθρώπους. ὁποίοις γὰρ ἂν ἔθεσι καὶ νόμοις χρῆσθε, τοιούτους ἀποβαίνειν ἀνάγκη πρός τε πόνους καὶ τρυφήν. πάντα γὰρ ἀνθρώποις μαθητὰ οἱ θεοὶ ἔδοσαν. ἕπεται δὲ τῷ μὲν πονεῖν ἐθέλειν τὸ ἐλευθέροις εἶναι καὶ τὸ εὖ πράττειν καὶ κρατεῖν πάντων, τῷ δὲ ἡδυπαθεῖν τό τε δουλεύειν καὶ κακουργεῖν καὶ μηδενὸς ἀξίοις εἶναι. ὁ μὲν τοιαῦτα λέγων προυτρέπετο τοὺς Σπαρτιάτας μεταβαλεῖν τε τὸν καθεστῶτα τρόπον τοῦ βίου καὶ βελτίοσι νόμοις ἐθισθῆναι, οἱ δὲ πεισθέντες οὐ τῶν περιοίκων μόνον, ἀλλὰ καὶ πάντων Ἑλλήνων διαφανῶς ἄριστοι ἐγένοντο ἡγεμόνες τε συνεχῶς, ἐξ ὅτου παρεδέξαντο τοὺς νόμους, ἐπὶ ἔτη πεντακόσια.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

Schon länger als ein Jahr hatte Eduard der Dritte, König von England, die Stadt Calais belagert, als die Bürger in ihrer Verzweiflung einen Ausfall (sortie, f.) gegen das feindliche Lager machten. Die Engländer setzten ihnen tapfern (vigoureux) Widerstand entgegen; nach einem langen und blutigen Gefechte ward der Graf von Vienne gefangen genommen und die Bürger, welche das Blutbad (massacre, m.) überlebt hatten, zogen sich in die Stadt zurück.

An die Stelle des gefangen genommenen Gouverneurs übergab man den Oberbefehl (commandement, m.) dem Eustache de Saint-Pierre, einem Manne von geringer (humble) Herkunft, aber erhabener Tugend. Dieser sah sich zur Übergabe (capituler) [der Stadt] genötigt, stellte jedoch die Bedingung, daſs die Bewohner frei abziehen (sortir) dürften. Eduard war zu erbittert (exaspéré), um

auf diese Bedingung einzugehen (accéder à). Er liefs durch Sir Walther Manny antworten, dafs, obgleich sie durch ihren Verrat die Todesstrafe verdient hätten, er das Volk verschonen wolle, jedoch unter der Bedingung, dafs man ihm sechs der vornehmsten Bürger ausliefere.

Diese Antwort verbreitete Schrecken und Angst auf den bleichen Gesichtern der Bürger, bis endlich Saint-Pierre an die Versammlung folgende Anrede richtete (faire une allocution): „Meine Freunde! Es bleibt uns nur ein Mittel übrig! Ist Einer hier, dem die Tugend teurer ist, als das Leben? Er biete sich zum (en) Opfer für die Erhaltung (salut, m.) seiner Mitbürger an!"

So sprach Eustache und ein allgemeines Stillschweigen folgte seiner Rede. Dann begann er wieder: „Es wäre eine Schmach für mich, von Anderen ein Opfer zu verlangen, dem ich mich selbst zu unterziehen (faire) nicht bereit wäre. Ich biete Euch mein Leben an. Wer will mir folgen?"

Aufgaben aus der Mathematik und Physik (4 Stunden).

a) Aufgaben aus der Mathematik.

1. Es ist ein Rechteck zu konstruieren, dessen Fläche 2 mal so grofs ist als die Fläche eines gegebenen gleichseitigen Dreiecks, und dessen Umfang das $1^1/_8$ fache des Umfangs des gleichseitigen Dreiecks beträgt.

2. Man werte den Ausdruck

$$\sin\alpha \sin\beta \sqrt{\operatorname{ctg}^2\beta - \operatorname{ctg}^2\alpha}$$

für die Winkel

$$\alpha = 54^0\,10'\,30'' \qquad \text{und} \qquad \beta = 42^0\,37'\,20''$$

aus und zwar

a) ohne Umformung,

b) nachdem der Ausdruck in eine für logarithmische Rechnung geeignete Form gebracht wurde.

3. Eine Kugel und ein gerader Kreiskegel haben gleichgrofsen Rauminhalt. Von der Kugel kennt man den Halbmesser R, von dem geraden Kreiskegel kennt man den Winkel γ, welchen eine Seitenlinie mit der Kegelachse bildet. Man drücke die Gesamtoberfläche des Kegels durch die Gröfsen R und γ aus! Man berechne ferner den Halbmesser der den Kegel halbierenden Kreisfläche!

b. Aufgabe aus der Physik.

Zur Auswahl seitens des Lehrers:

entweder a)

Ein Geschofs wird unter dem Winkel $\alpha = 29^0$ gegen den Horizont abgeschossen; dasselbe fliegt $t = 45^{\text{sek.}}$ lang, bis es die Horizontalebene trifft. Mit welcher Geschwindigkeit verliefs das Geschofs das Geschütz und wo trifft es die Horizontalebene, wenn von dem Widerstande der Luft vollkommen abgesehen wird?

$$g = 9{,}8 \text{ m.}$$

(Die Formeln für die Bewegung beim schiefen Wurfe sind abzuleiten.)

oder b)

Winkel $B = 60^0$ ist der brechende Winkel eines Glasprismas. In einer zur brechenden Kante senkrechten Ebene verläuft ein Strahl SA einfarbigen Lichtes so, dafs er das Prisma unter dem Einfallswinkel α trifft. Man konstruiere die Richtung des aus dem Prisma austretenden Lichtstrahles unter der Annahme, dafs das Brechungsverhältnis zwischen Luft und Glas gleich 3 : 2 ist. Zur Zeichnung kann

$$BA = 40 \text{ mm} \qquad \alpha = 36^0$$

gewählt werden.

B
60°
Einfallslot
A
S
α = 36°

(Die sauber ausgeführte Konstruktion ist zu erläutern.)

o d e r c)

Man beschreibe ein einfaches Telephon (ohne Mikrophon) und erläutere die Wirkungsweise desselben, indem man angibt, was im Telephone des Absenders und jenem des Empfängers vor sich geht, wenn vor dem Telephone eine Stimmgabel angeschlagen wird.

(Bezüglich der Auswahl vergleiche die begleitende Ministeral-Entschliefsung).

III. Absolutorialprüfung an den Realgymnasien.

Deutscher Aufsatz (4 Stunden).

1. Hat das deutsche Volk Ursache, mit Dank auf das ablaufende Jahrhundert zu blicken?
2. Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.
3. Das Meer als trennender und verbindender Faktor im Völkerleben.

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. A u s d e m L e h r s t o f f e d e r 9. K l a s s e.

Kennzeichen der wahren Kirche Christi. Die katholische Kirche hat diese Kennzeichen, die Sekten haben sie nicht.

II. A u s d e m L e h r s t o f f e d e r 8. K l a s s e.

Worin besteht das sichtbare Zeichen und die unsichtbare Gnade der hl. Firmung? Beweis, dafs sie ein von Christus eingesetztes, von der Taufe wesentlich verschiedenes Sakrament ist.

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre (2 Stunden).

I. A u s d e m L e h r s t o f f e d e r 9. K l a s s e.

Wann, wie, von wem wurde die christliche Kirche gestiftet? Was ist die unerläfsliche Voraussetzung dieser Stiftung? Was sind die Eigenschaften, was die Aufgabe und was das Ziel der Kirche?

II. A u s d e m L e h r s t o f f e d e r 8. K l a s s e.

Was versteht man unter n a t ü r l i c h e r R e l i g i o n? Worauf beruht sie? Was ist ihr Inhalt, ihr Umfang, ihre Grenze? Welche Dichtung unserer deutschen Nationalliteratur befafst sich mit ihr, und worin besteht der Irrtum dieser Dichtung?

Übersetzung in das Französische (3 Stunden).

Der Kaiser Ludwig der Bayer hatte in einer grofsen Schlacht seinen Gegner, Friedrich den Schönen, gefangen genommen und auf ein festes Schlofs gesetzt. Dort fand sich der unglückliche Friedrich von der ganzen Welt abgeschnitten; er hörte nichts von seinem treuen Weibe, nichts von seinem Bruder, der ihn so gerne befreit hätte. Er konnte sich jetzt nur in dem engen und düstern Schlofshofe Bewegung machen, während er sonst jeden Morgen auf seinem Rosse in den Wald gesprengt war (s'élancer à cheval) und Hirsche und Eber (sanglier, m.) gejagt hatte (poursuivre). Auch Kaiser Ludwig fühlte sich nicht glücklich. Er sagte sich, dafs es noch immer viele Leute gäbe, welche ihm den gefangenen Friedrich als Kaiser vorgezogen hätten.

Da erinnerte sich Ludwig, dafs Friedrich sein Jugendfreund gewesen war, bestieg sein Rofs und ritt (se diriger) nach dem Schlosse, auf welchem Friedrich gefangen safs (être). „Mein alter Freund, willst Du frei sein?“ „Frei?“ antwortete Friedrich. „Und ich soll meine Gemahlin und meinen Bruder wiedersehen? Oh, dafür thäte ich alles.“

Nun eröffnete ihm Ludwig die Bedingungen, unter welchen er ihn freilassen wolle. „Wenn Du mir versprichst, wieder zu kommen, im Falle dafs Du Dein Versprechen nicht halten kannst, dann bist Du frei.“

Als nun Friedrich in seine Staaten zurückgekommen war, fand er es unmöglich, die Bedingungen zu erfüllen, welche Ludwig ihm gestellt hatte (poser). Seine Gemahlin war blind, sein Bruder war mit dem Bündnisse unzufrieden und machte ihm darüber Vorwürfe; es gab sogar Leute, welche behaupteten, ein solches Versprechen brauche man nicht zu halten. Aber Treue (loyauté, f.) und Eid galten ihm (= in seinen Augen) mehr, als alles andere; er rifs sich aus den Armen der Seinigen los und erschien vor Ludwig.

Dieser war so gerührt durch die Treue seines Freundes, dafs er rief: „Komm, Friedrich, wir wollen zusammen die Kaiserkrone tragen!“

Von jenem Augenblicke an lebten sie wie Brüder zusammen, sie afsen an einem Tische, und wenn einer abwesend war, besorgte der andere seine Geschäfte und behütete (veiller sur) sein Land.

Übersetzung in das Englische (3 Stunden).

Die Waverley-Romane waren das merkwürdigste (striking) literarische Ereignis der Zeit. Die Popularität der Werke des Sir Walter Scott ist in gar (many) verschiedener Weise (Pl.) erklärt worden. Man hat sie der malerischen Ächtheit (reality) der Beschreibungen zugeschrieben (to attribute), der Wahrheit der Charaktere, der Tiefe des Pathos, der Fröhlichkeit (gaiety) des Humors und dem klaren, lebendigen, natürlichen (unaffected) Stile, in welchem jene Romane abgefafst waren. Jedenfalls ist Waverley einer der vollkommensten der ganzen Reihe (set). Ich werde nie die Umstände vergessen, unter denen ich diesen Roman zuerst las. Ich verlebte meine langen Ferien (vacation) in einem Badeorte (watering-place) in Lancashire, als mir mein Londoner Buchhändler (book-seller) eines Tages eine mit Büchern gefüllte Kiste (box) sandte. Grofs war meine Enttäuschung (disappointment), als da aus der Kiste ein neuer, anonymer Roman fiel, den ich nicht bestellt hatte. Anderswo hätte ich ihn unaufgeschnitten (uncut) zurückgeschickt (to return). Aber an einem Badeorte lernt man geduldig zu sein, namentlich wenn es oft regnet. Ich schnitt also das Buch auf, fing an zu lesen und war sofort (instantly) aufs tiefste gefesselt. Vergebens fragte ich mich, wer wohl der Verfasser dieses merkwürdigen Buches sein könnte. Viele Jahre lang wurde das Geheimnis (mystery) streng bewahrt.

Ein anderer Roman von Sir Walter Scott — Ivanhoe — ist aus den sonderbarsten Bestandteilen (peculiar materials) zusammengesetzt.

Könige, Kreuzfahrer (crusader), Ritter, Tempelherren (Templars), Namen und Scenen, welche mit unsern frühesten und liebsten Erinnerungen verknüpft sind (to be entwined), werden uns wieder geläufig (familiar). Wir finden dort das öffentliche und das private Leben der alten Sachsen und Normannen, die häuslichen Mahlzeiten, die Turniere (tournament), die Erstürmung (storm) eines Schlosses, die feierliche Gerichtsverhandlung (trial). Und wie wir diese Scenen durchwandern (to pass trough), öffnen sich auf jeder Seite unseres Weges Ausblicke (view), welche den gleichzeitigen (contemporary) Zustand Europas und Asiens zeigen und uns in der Ferne mit Palästina, Saladin und den Kreuzfahrern bekannt machen.

Der Hauptfehler (deficiency) dieses Romans ist der Mangel an (of) Individualität der verschiedenen Charaktere. Ivanhoe und Rowena sind die herkömmlichen (traditionary) Held und Heldin der Romane. Er stark, tapfer, edelmütig; sie schön und liebenswürdig. Front-de-Bœuf ist der herkömmliche Riese, dessen aktive und passive Pflichten solche sind, wie sie stets den Riesen zugewiesen werden (to assign). Lockley hat gerade diejenigen Eigenschaften — Ehre, Edelmut, Gerechtigkeit —, welche stets den Banditen (outlaw) eines Romans kennzeichnen.

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1. Geometrie.

Ein regelmäfsiges Fünfeck, dessen Seite gleich a ist, wird durch eine Gerade parallel zu einer Seite halbiert. Wie grofs ist diese Halbierungsstrecke?

2. Algebra.

Man zeige, dafs die Gleichung dritten Grades:

$$x^3 - 20x + 25 = 0$$

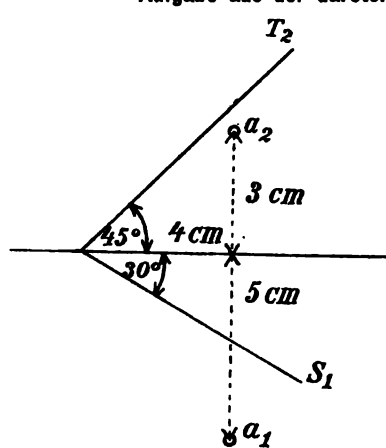
drei reelle Wurzeln besitzt; weise ferner nach, dafs eine, und nur eine, dieser Wurzeln zwischen 1 und 2 gelegen ist, und berechne diese auf zwei Dezimalstellen genau.

3. Analytische Geometrie.

Gegeben sind die zwei Punkte P_1 $(x = a, y = o)$ und P_2 $(x = -a, y = o)$ auf der X-Axe eines rechtwinkeligen Koordinatensystems x, y. —

Welches ist der geometrische Ort eines Punktes P, für welchen das Verhältnis seiner beiden Abstände $PP_1 = r_1$ und $PP_2 = r_2$ von den gegebenen Punkten P_1 und P_2 den konstanten Wert c besitzt?

Aufgabe aus der darstellenden Geometrie (2 Stunden).



Gegeben ist im rechtwinkligen Tafelsystem ein Punkt a durch seine Risse, sowie eine Ebene (ST) durch ihre Spuren. Man bestimme die Risse einer geraden, dreiseitigen Pyramide, deren Spitze der Punkt a ist, während ihre Basis ein in der Ebene (ST) liegendes, gleichseitiges Dreieck bildet, dessen eine Seite in der ersten Spur der Ebene liegt.

Um die genau durchzuführende Zeichnung übersichtlich zu gestalten, wähle man die in nebenstehender Skizze angegebenen Dimensionen.

Übersetzung aus dem Lateinischen (3 Stunden).

Oratores Romani vel praecipue Latinam eloquentiam parem facere Graecae possint. Nam Ciceronem cuicunque eorum fortiter opposuerim. Nec ignoro, quantam mihi concitem pugnam, cum praesertim non sit id propositi, ut eum Demostheni comparem hoc tempore; neque enim attinet, cum Demosthenem in primis legendum vel ediscendum potius putem. Quorum ego virtutes plerasque arbitror similes, consilium, ordinem, dividendi, praeparandi, probandi rationem, omnia denique quae sunt inventionis. In eloquendo est aliqua diversitas; densior ille hic copiosior, ille concludit astrictius hic latius, pugnat ille acumine semper hic frequenter et pondere, illi nihil detrahi potest huic nihil adiici, curae plus in illo in hoc naturae. Salibus certe et commiseratione, qui duo plurimum affectus valent, vincimus. Cedendum vero in hoc, quod et prior fuit et ex magna parte Ciceronem, quantus est, fecit. Nam mihi videtur M. Tullius, cum se totum ad imitationem Graecorum contulisset, effinxisse vim Demosthenis, copiam Platonis, iucunditatem Isocratis. Nec vero quod in quoque optimum fuit, studio consecutus est tantum; sed plurimas vel potius omnes ex se ipso virtutes extulit immortalis ingenii beatissima ubertate. Non enim pluvias, ut ait Pindarus, aquas colligit sed vivo gurgite exundat, dono quodam providentiae genitus, in quo totas vires suas eloquentia experiretur. Nam quis docere diligentius, movere vehementius potest? Cui tanta unquam iucunditas affuit? ut ipsa illa, quae extorquet, impetrare eum credas, et cum transversum vi sua iudicem ferat, tamen ille non rapi videatur sed sequi. Jam in omnibus, quae dicit, tanta auctoritas inest, ut dissentire pudeat, nec advocati studium sed testis aut iudicis afferat fidem; cum interim haec omnia, quae vix singula quisquam intentissima cura consequi posset, fluunt illaborata, et

illa, qua nihil pulchrius auditum est, oratio prae se fert tamen felicissimam facilitatem. Quare non immerito ab hominibus aetatis suae regnare in iudiciis dictus est, apud posteros vero id consecutus, ut Cicero iam non hominis nomen sed eloquentiae habeatur. Hunc igitur spectemus, hoc propositum nobis sit exemplum, ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit.

Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie (1½ Stunden).

Vorkommen, Bildung und Darstellung des Kohlendioxyds. Welches sind seine wichtigeren Eigenschaften, und welche kohlensauren Salze kommen in gröfserer Menge als Mineralien vor?

Aufgaben aus der Physik (1½ Stunden).

Zur Auswahl durch den Lehrer:

Entweder: 1)

Man beschreibe die Verwendung der Atwood'schen Fallmaschine

a) für die Darlegung der Beziehung zwischen Masse, Beschleunigung und bewegender Kraft, sowie

b) zum experimentellen Nachweise der Gesetze von der gleichförmig beschleunigten Bewegung.

Oder: 2)

Wie lautet das Gesetz für die Brechung eines Lichtstrahls an der ebenen Grenzfläche zweier Medien?

Wie bestimmt man, geometrisch und durch Rechnung, die Ablenkung des Lichtstrahls beim Durchgang durch ein Prisma? Von welchen Faktoren hängt dieselbe ab?

Was versteht man unter einem achromatischen Prisma? Man beschreibe den Gang der Lichtstrahlen in einem solchen Prisma.

Oder: 3)

Ein Stromkreis besteht aus einem Kupferdraht von kreisförmigem Querschnitt, von 5 m Gesamtlänge und 1 mm Durchmesser, und einem dazwischen eingeschalteten Neusilberdraht, gleichfalls von kreisförmigem Querschnitt, von 1 m Länge und 0,8 mm Durchmesser. In den Stromkreis ist ein Bunsenelement von 1,8 Volt Spannung und 0,2 Ohm innerem Widerstand eingeschaltet.

1) Wie grofs ist der Widerstand der beiden Drahtstücke, wenn der spezifische Leitungswiderstand (auf 1 m Länge und 1 qmm Querschnitt) von Kupfer 0,0193 Ohm, von Neusilber 0,2354 Ohm beträgt?
2) Wie grofs ist die „Klemmenspannung" (d. i. die verfügbare elektromotorische Kraft der äufseren Leitung)?
3) Wie grofs ist die Intensität des Stromes?
4) Welche Dicke müfste der Neusilberdraht erhalten, damit der Widerstand der beiden Drahtstücke gleich grofs wird?

Man formuliere die zur Verwendung kommenden Gesetze.

IV. Aufgaben beim I. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht aus den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: zugelassen 117 Kandidaten; davon erhielten 3 die Note I, 41 die Note II, 37 die Note III, 20 die Note IV d. h. nicht bestanden; 16 sind zurückgetreten.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Welche welthistorischen Aufgaben hat das römische Volk erfüllt?

Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische (5 Stunden).

Thukydides gilt mit Recht als der gröfste Historiker des Altertums. Er brachte zur Geschichtschreibung eine reife, aus eigener praktischer Thätigkeit

stammende Kenntnis der Staatsgeschäfte und des Kriegswesens mit. Sein aufgeklärter Geist war frei von jeder religiösen Befangenheit und erhaben über die engherzigen Parteivorurteile der Politiker gewöhnlichen Schlages. Die mit prüfendem Blick erkannte und auf unparteiischer Erkundigung beruhende Wahrheit war das höchste Ziel seiner Geschichtschreibung, vor dem seine innere Empfindung und seine Hinneigung zur aristokratischen Regierungsform zurücktreten mufsten. Die Schärfe seines kritischen Urteils zeigt sich nicht blofs in der Erforschung der Zeitgeschichte; auch wo er den Blick rückwärts auf Verhältnisse einer weitentlegenen Vergangenheit wendet, bekundet er eine Sicherheit des Urteils, wie man sie bei den gewiegtesten Quellenforschern unserer Zeit nicht entwickelter trifft. Der Gröfse der Zeit und des Gegenstandes entsprach auch die Gröfse seiner Seele, die Hohes und Grofses mit dem entsprechenden Mafsstab zu beurteilen verstand. Das zeigt sich namentlich in der ebenso scharfen als grofsartigen Charakteristik, die er, ohne seine eigenen Anschauungen zur Schau zu tragen, von den handelnden Personen entwirft. Als Mittel hiezu dienten ihm unter anderem die Reden, welche er seinen Staatsmännern und Feldherrn in den Mund legt, um uns in ihren Charakter und in die Triebfedern ihrer Handlungen einen Einblick zu gewähren, und die man mit Recht als die eigentlichen Glanzpunkte seines Werkes bezeichnet hat. Wie er dieselben aufgefafst haben wollte, hat er selbst I 22 klar ausgesprochen. Danach haben wir in ihnen nicht so sehr Proben der rednerischen Fertigkeit der sprechenden Personen als des Thukydides selbst zu erkennen. Mit den Reden steht auf gleicher Stufe das lange Zwiegespräch der athenischen Gesandten und der melischen Behörden (V 85—111), das uns zugleich die hartherzigen Grundsätze, welche damals die athenische Politik leiteten, erkennen läfst. Die Ereignisse selbst schildert Thukydides mit ruhiger Objektivität, zugleich aber mit einer Anschaulichkeit, durch die wir die Dinge selbst mitzuerleben glauben. In dieser Kunst lebensvoller Schilderung, die am glänzendsten in der ergreifenden Darstellung des sikilischen Feldzugs hervortritt, erkennt man den Einflufs des attischen Theaters. Auf dramatische Vorbilder ist es auch zurückzuführen, wenn sich unser Geschichtschreiber in einigen Partien, wie in der Erzählung der Kämpfe um Plataä, selbst über die Linie streng kritischer Darstellung zur phantasievollen Ausmalung der Dinge verführen läfst. Noch mehr aber durchzieht das Streben nach gedrängter Kürze und nach Präcision im Ausdruck sein ganzes Geschichtswerk. Im Gegensatz zu den vielschreibenden Dichtern und Logographen jener Zeit hat er seine Thätigkeit um Eine grofse Aufgabe konzentriert und in dieser selbst seinen Ruhm in Gedankenreichtum, nicht in voluminösem Umfang gesucht.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische (4 Stunden).

Die Dichter unserer klassischen Literaturperiode wurzeln nicht blofs mit ihrem ganzen Denken und Empfinden in der Geisteswelt der Griechen und Römer, sondern haben häufig auch den Stoff für die schönsten Erzeugnisse ihrer Muse unmittelbar aus den Werken der antiken Schriftsteller genommen. So genügten dem Liebling unseres Volkes Schiller einige schlichte Sätze des alten Herodot, um daraus eine seiner vollendetsten Balladen, den „Ring des Polykrates" zu gestalten; der gröfste Dichtergenius aber, der vor nunmehr 150 Jahren unter uns aufgestanden ist, benützte eine scheinbar lächerliche Prahlerei, die Lukian in seinem „Lügenfreunde" den Eukrates als eigenes Erlebnis vortragen läfst, um daraus eine Perle deutscher Dichtkunst, den „Zauberlehrling" zu schaffen.

Die Geschichte lautet ungefähr folgendermafsen:

„Als ich noch in jungen Jahren in Ägypten weilte, traf es sich, dafs ein gewisser Pankrates aus Memphis auf demselben Schiffe mit mir fuhr, ein Mann von bewunderungswürdiger Weisheit und wohl bewandert auf dem ganzen Gebiete ägyptischer Wissenschaft. Anfangs freilich wufste ich nicht, wer er sei; als aber zahlreiche Wunder, die er vollbrachte, einen wahrhaft heiligen Mann in ihm erkennen liefsen, suchte ich durch Zuvorkommenheit seine Gunst zu gewinnen und wurde allmählich so befreundet mit ihm, dafs er mir alle seine Geheimnisse mitteilte. Zuletzt überredete er mich, meine Leute in Memphis zurückzulassen und ihn ganz allein zu begleiten; an Bedienung sagte er, werde es uns nicht

fehlen. So oft wir seitdem in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Besen (*κόρηθρον*) oder auch den Mörserstöfsel (*ὕπερον*), legte ihm Kleider um und sprach eine Art Zauberformel (*ἐπῳδή*) dazu, worauf derselbe wandelte und in den Augen aller anderen wie ein wirklicher Mensch erschien. Er schöpfte Wasser, machte Einkäufe, bereitete unsere Mahlzeit, kurz, versah alle Obliegenheiten eines geschickten Dieners und Aufwärters; dann, wenn er seiner nicht mehr bedurfte, sprach Pankrates eine andere Formel, und der Besen wurde wieder zum Besen, der Stöfsel wieder zum Stöfsel. Trotz aller Mühe gelang es mir nicht, diese Kunst von ihm zu erlernen; denn er, der sonst der gefälligste Mensch war, wollte mir dies eine nicht gönnen. Aber eines Tages erlauschte ich, in einem dunkeln Winkel versteckt, die nur aus drei Silben bestehende Formel, wodurch er den Stöfsel in einen Menschen verwandelte. Kaum war Pankrates am andern Tage auf den Markt gegangen, so nehme ich den Stöfsel, staffiere ihn aus (*σχηματίζω*), spreche die bewufsten drei Silben dazu und heifse ihn dann Wasser holen. Nachdem er mit gefülltem Kruge zurückgekehrt war, sagte ich: „Höre jetzt auf Wasser zu tragen und werde wieder zum Stöfsel!" Aber der wollte mir nicht mehr gehorchen, sondern schöpfte immerfort zu, bis er uns das ganze Haus mit Wasser anfüllte. In meiner Ratlosigkeit erfasse ich ein Beil und haue den Stöfsel mitten durch. Aber nun waren es statt des einen Wasserträgers deren zwei, indem jede der beiden Hälften einen Krug ergriff und Wasser holte. In diesem Augenblicke kam Pankrates hinzu, und als er merkte, was vorgefallen war, machte er jene wieder zu dem, was sie gewesen, mich aber verliefs er unbemerkt, und ich weifs nicht, wo er hingekommen ist."

Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche (4 Stunden).

Plautus Bacchides v. 925—975.

Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche (4 Stunden).

Dio Chrysostomus, *Πολιτικὸς ἐν τῇ πατρίδι*. (ed. Dindorf., vol. II, p. 109, v. 19 *μάλιστα μὲν οὖν* — p. 111, v. 27 *καὶ ἀσθενεστέρας ποιοῦσιν*, mit verschiedenen Änderungen.)

V. Themata aus dem II. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: angemeldet 95 Kandidaten, davon wurden 23 auf Grund der ungenügenden wissenschaftlichen Arbeit zurückgewiesen, von den zur mündlichen Prüfung einberufenen bestanden 67 und zwar 16 mit Note I, 40 mit Note II, 11 mit Note III; 4 erhielten Note IV, also nicht bestanden, einer trat zurück.)

a) aus der klassischen Philologie:

1. Duo de Baptismo libri S. Basilii.
2. Quaestiones Corippeae.
3. Ciceros orator und de oratore.[1])
   (Welche persönliche und welche sachliche Tendenz verfolgt Cicero in seiner Schrift „Orator", wie erklärt sich die auffallend ungleichmäfsige Durchführung der einzelnen Teile derselben und welche Ergebnisse im ganzen wie im einzelnen liefert eine erschöpfende Vergleichung des „Orator" mit der Schrift „De oratore"?) (Dieses Thema wurde 6mal bearbeitet.)
9. De Novatiani genere dicendi.
10. Kyprians Traktat ‚De bono pudicitiae' und ‚De spectaculis'.
11. Thucydidis libri I—IV ed. Hude.
12. De monumento Ancyrano.
13. Quaestiones de geometricis illis quae sub Boethii nomine nobis tradita sunt.
14. De Paciano Barcinonensi.
15. Vergleichung der Mythologie Apollodors mit der Pindarischen.

---

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den philol.-hist. Fächern festgesetzten Themata. (Die Red.)

16. In Euripidis Helenam observationes.
17. Quaestiones Sophocleae criticae.
18. P. Ovidii Nasonis epistulae ex Ponto.
19. De Hieronymi scriptorum ecclesiasticorum catalogo.
20. Quintilian im Verhältnis zu Dionysius Halicarnassensis.
21. Die Consecratio bei den Griechen.
22. Bobiensia.
23. Studia Aeschinea.
24. De quodam usu infinitivi Graeci cum τοῦ coniuncti.
25. L. Annaeus Florus epitoma rerum Romanarum.[1])
    (Die Richtigkeit der Identifikation der drei Flori, des Historikers, des Rhetors und des Dichters, unter sich und mit dem Verfasser des Pervigilium Veneris soll nachgeprüft werden.)
26. Quam vere dixerit Aeschylus apud Aristophanem Ran. 1054
    τοῖς μὲν γὰρ παιδαρίοισιν
    ἔστι διδάσκαλος ὅστις φράζει, τοῖς ἡβῶσιν δὲ ποιηταί
    ex fabulis omnibus Sophocleis comprobetur.[1])
27. Quaestiones criticae in Aristophanis Vespas.
28. Hymnen des Callimachus.
29. Quaestiones Zosimeae.
30. Über einige Fälle von rückgängigem Bedeutungswandel im Bereiche der älteren Latinität.
31. Athenatypen auf Münzen.
32. De iurisiurandi in lite Attica decem oratorum aetate usu.
33. Quaestiones Curtianae.
34. Metricae ad Bacchylidis carmina quaestiones.[1])
    (Herstellung metrischer Schemata für die neugefundenen Gedichte des Bacchylides [aller oder mehrerer]. Zu benützen insbesondere die Ausgabe von Blafs in der Bibl. Teubn. 1898 und die dort in der Praefatio angeführte Literatur.)
35. Strabobenützung in des Flavius Josephus „jüdischem Kriege".[1])
    (Die jüdische Geschichte von 134 bis 37 v. Chr. hat Josephos zuerst in der ἱστορία Ἰουδαϊκοῦ πολέμου I, 2. 3 — I, 18, 7, dann in der ἀρχαιολογία Ἰουδαϊκή XIII, 8, 1 — XV, 1, 2 erzählt, hier aber ausführlicher und mit vielen Quellenzitaten, darunter nicht wenigen aus dem verlorenen Geschichtswerke des Strabon. Hat er dieses auch in dem älteren Werke benützt?)
36. Die bei den attischen Rednern auffindbaren allgemeinen griechischen Rechtsanschauungen.[1])
    (Als Vorarbeit zur Herstellung eines griechischen Rechtes ist es unbedingt erforderlich, dafs die attischen Redner durchgearbeitet werden nach den beiden folgenden Gesichtspunkten:
    1. Welche Rechte, Rechtsanschauungen werden von ihnen als allgemein hellenische mit den Ausdrücken ἅπασα ἡ Ἑλλάς, πάντες οἱ Ἕλληνες und ähnlichen Wendungen hervorgehoben?
    2. Finden diese von den attischen Rednern ihrem jedesmaligen Zwecke entsprechend als allgemein hellenische Rechte und Rechtsanschauungen herausgestellten Sätze etwa auch eine Stütze in unseren anderen Quellen?)
37. Liviusbenützung bei Valerius Maximus.[1])
    (Utrum Valerius Maximus Livii ab urbe condita libris an epitoma quadam usus esse videatur? Cf. Ay, Gust., De Livii epitoma deperdita, Lips. 1894. Diss. inaug.; Henry Sanders, Die Quellenkontamination des Livius, München, Diss. 1897; Archiv f. lat. Lexikogr. XI, 1 ff.)
38. Porphyrio sat. I, 3, 40 im Verhältnis zu Horaz.[1])
    (Ad naturam atque indolem satirae Horatianae recte perspiciendum quid valeat Porphyrionis dictum, quod legitur ad sat. I, 3, 40 „Luciliana urbanitate usus in transitu amaritudinem aspersit".)
39. Massenpsychologie bei Plato.[1]) (Ausgangspunkt Platos Republik.)

---

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den philol.-hist. Fächern festgesetzten Themata. (Die Red.)



40. Die der Cornelia beigelegten Brieffragmente wurden neuerdings von E. Meyer (Untersuchungen zur Geschichte der Gracchen, Halle 1894, p. 6. Anm. 6) im Gegensatz zu Nipperdey und Mommsen für unecht erklärt. Man wünscht eine Revision der Frage mit genauer Berücksichtigung der von E. Meyer gemachten Einwände.[1])
(Dieses Thema wurde 4mal bearbeitet.)
44. Xenoph. Memorab. I, cap. 2; Übersetzung a) mit kurzen, sachlichen Erläuterungen; b) mit Darlegung der Stellungnahme gegenüber den früher von Cobet (jetzt von A. Doering „Die Lehre des Sokrates als soziales Reformsystem", München 1895 vertretenen Auffassungen.[1])
(Dieses Thema wurde 2mal bearbeitet.)
46. Verhältnis der ägyptischen Mönche zu Wissenschaft und Gewerbe.
47. Theodoreti Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτική.
48. Der römische Bauernhof (Villa rustica) soll nach den Scriptores rei rusticae (Cato, Varro, Columella und Palladius) beschrieben werden, wobei darauf zu achten ist, ob dessen Anlage im Laufe der Zeit Veränderungen erfahren hat.[1])
49. De Commentario in I Cor. XV, 28 sq.
50. Bemerkungen zum Protreptikus des Jamblichus.
51. Welchen Gebrauch macht Aeschylus in seinen Dramen von dem Kunstmittel der Alliteration? Wie weit sind ihm die anderen Tragiker hierin gefolgt oder von ihm abgewichen?[1])
(Dieses Thema wurde 3mal bearbeitet.)
54. Quatenus Solonis elocutio pendeat ab exemplo Homeri?
55. De Eudociae Homerocentonibus.
56. Lysias' Rede κατ' Ἀνδοκίδου ἀσεβείας.
57. De perioecis Lacedaemoniis.
58. De Palladii sermone.
59. De Vellei Paterculi et Valeri Maximi genere dicendi.

b) Aus der deutschen Philologie:

60. Die Partikel ‚ge' — in der Vokalkomposition bei Notker.
61. Die Vokale der Stammsilben in der Nürnberger Mundart.

c) Aus der Geschichte:

62. Die Kurbayerische Politik beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges.
63. Darstellung der Vorgänge in Würzburg während des Bauernkrieges, hauptsächlich auf Grundlage kritischer Vergleichung der Berichte des Lorenz Fries in seiner Geschichte des Bauernkrieges in Oberfranken und des Würzburger Stadtschreibers Martin Cronthal.[1])
(Dieses Thema wurde 2mal bearbeitet.)
65. Bayern und die römische Königswahl 1652/53.
66. Die Anfänge des Jesuitenordens in Bayern.[1])
(Die Anfänge des Jesuitenordens in Deutschland nach den neuesten Aktenpublikationen [Canisiusbriefe, rheinische Akten, herausgegeben von J. Hansen, und Nuntiaturberichte]).
67. Die Einnahme der Stadt Donauwörth durch Herzog Ludwig den Reichen von Bayern-Landshut 1458.

VI. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

a) Romanische Philologie.

(Prüfungsergebnis: zugelassen 38 Kandidaten, davon erhielten 11 die Note II, 15 die Note III, 8 die Note IV, d. h. nicht bestanden; 4 sind zurückgetreten).

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Durch welche Faktoren wird eine sittliche Hebung des Volkes herbeigeführt?

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den philol.-hist. Fächern festgesetzten Themata. (Die Red.)

Französischer Aufsatz (5 Stunden).

Quels avantages la connaissance des langues française et anglaise nous procure-t-elle ?

Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische (4 Stunden).

Nicht Einzelne, sondern Scharen, ja ganze Völkerschaften verliefsen Germanien und lebten im Dienste der Römer auf römischem Boden, sei es um ihre Kriegslust zu befriedigen, sei es um Ehre und Auszeichnung oder Geld und Gut zu gewinnen. Mit welcher Liebe der Deutsche auch an seinem heimischen Boden, an der Freiheit seines Hauses und seines Landes hing, eine ungeahnte Gröfse und Erhabenheit, die ihm das Mafs des Irdischen zu übersteigen schien, trat ihm in der römischen Welt entgegen und bezauberte seine Einbildungskraft und seine Sinne. Welche glanzvolle Fülle der Macht bot sich hier seinen Blicken dar, während man daheim noch in den engsten und dürftigsten Verhältnissen lebte!

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig. Wohl hat es gröfsere Reiche gegeben und gibt es noch jetzt, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. Ein Gesetz, ein Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum anderen; dasselbe Heerwesen, ein festgeordnetes Steuersystem, ähnliche Verhältnisse von Stadt und Land waren in allen Teilen des Reichs, und in der Mitte desselben lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Schon zu Augustus' Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen; die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie sie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Reichs sammelte sich hier, die unermefslichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls strömten zusammen, und doch diente alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der scheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze bekannte Welt beherrschte.

Dem Cäsar Augustus gehorchte in den Provinzen ein stets schlagfertiges Heer von mehr als 300000 Mann, während zur Bewachung seiner Person und zur Sicherung der Stadt etwa 16000 Mann in Rom selbst standen; eine Flotte von 250 Segeln wartete seines Befehls auf dem adriatischen Meere, eine gleiche Flotte auf dem westlichen Meere, kleinere Abteilungen von Schiffen lagen an den gallischen Küsten, auf dem schwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau. Nach allen Seiten sandte der Kaiser seine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten seinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derselben ernannte er selbst. Auf sein Gebot erstanden Landstrafsen in bisher unwegsamen Gegenden, sein Wort schuf Städte und bevölkerte sie wie auf Zauberschlag mit Menschen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, sich zusammendrängten, so trieb dies auch wieder neue Säfte nach allen Seiten bis zu den entlegensten Teilen des Reiches. Bis dahin waren die Völker der alten Welt sich meist nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entferntesten Nationen unter dem Schutze des Friedens; alles, was sie einzeln an äufseren und geistigen Gütern der Weltstadt zubrachten, das wurde von ihr aus über kurz oder lang wieder der Gesamtheit zu teil. Die zerstreuten Güter der Erde kamen durch die Vermittelung der Hauptstadt allen Ländern zu gut. Völker, die bis dahin von der Jagd lebten, lernten den Ackerbau; Wüsteneien verwandelten sich in fruchtbare Felder; Städte erhoben sich, wo bisher nur vereinzelte Weiler gestanden hatten, und alle gröfseren Städte des Reichs gaben jene Fülle und Mannigfaltigkeit der irdischen Dinge, durch welche Rom glänzte, gleichsam im Spiegelbilde wieder; der Stempel römischen Wesens wurde in so scharfen und tief ätzenden Zügen den meisten Provinzen aufgedrückt, dafs er nie wieder ganz vertilgt werden konnte.

Französisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche (4 Stunden).

Caractère de Molière.

Molière excite et mérite de telles sympathies qu'on a peine à parler de ses défauts. Il faut les indiquer d'abord, pour se débarrasser de l'ennui d'y revenir. Il avait les moeurs d'un homme de théâtre, très libres et relâchées. Dans ses rapports avec le roi et la cour, il a poussé la flatterie plus loin peut-être qu'il n'était necessaire aux intérêts de ses camarades. Il avait une irritabilité extrême, trop expliquée par la vie fiévreuse qu'il menait, et les attaques odieuses, il faut le dire, auxquelles il était en butte. Cependant les violences de l'Impromptu de Versailles et des Femmes Savantes, encore qu'elles soient des représailles, sont cruelles.

Maintenant nous n'avons plus à parler que de ses qualités, qui sont séduisantes et même touchantes. Il était très bon quand il n'était pas attaqué, très serviable, très généreux, prodigue dans ses charités. Il a été chéri de sa troupe ce qui est le plus grand succès qu'ait remporté un directeur de théâtre. Il a été tendre jusqu'à la faiblesse pour une épouse indigne. Il était sans orgueil et sans jalousie avec ses amis: Il a même su pardonner. Racine, dont il joua les premières tragédies, ayant brusquement et déloyalement porté ses œuvres à un autre théâtre, il sut ne jamais attaquer le déserteur et même applaudir hautement à ses pièces.

Il était pensif et un peu replié sur lui-même, non point mélancolique, comme on l'a répété en forçant le trait, mais volontiers songeur, et contemplateur, et, vers la fin de sa vie, attristé malgré son courage, par ses souffrances physiques et par son intérieur malheureux.

Ce qui dominait en lui, c'était l'activité et l'énergie. Se sentant mourir, il se traîna au théâtre, et joua, non pas tant, comme il affecta de le dire, pour ne pas faire perdre leur journée aux ouvriers qui vivaient du théâtre, que parce que l'ardeur d'agir et de lutter pour son oeuvre le possédait jusqu'au dernier souffle.

Il aimait la vie large et brillante. Très artiste en cela, et comme le sont les artistes de notre temps, il se plaisait au luxe de bon goût, aux belles étoffes, à l'argenterie, aux riches ameublements, aux tableaux et aux objets d'art. Il laisse l'impression générale d'une âme forte et tendre, ardente et sensible, un peu égarée et compromise dans un monde trop mêlé, et n'y ayant pris que les défauts et les taches qu'il est presque impossible de n'y pas prendre.

(Tiré de Faguet: Dix-septième siècle, Etudes littéraires Neuvième édition. Paris 1892.)
(Avec quelques coupures).

Voici l'Hiver.

Voici l'hiver, le berger des vallées
Recherche en vain un rayon de soleil;
Sur le sol nu des plaines désolées
Tout meurt ou semble engourdi de sommeil.
Les eaux du fleuve inondent ses rivages,
Avec fureur son flot gronde à nos pieds,
Les bois n'ont plus de parfum ni d'ombrages.
Voici l'hiver, hirondelles, fuyez!

Le froid commence et la fleur est fanée,
Le vent s'élève et chasse en tourbillons
D'épais flocons cheveux blonds de l'année,
Dont les forêts ont couronné leurs fronts.
Dans les cités, le bal et la parure
Font oublier tous les plaisirs passés;
C'est un défi qu'on jette à la nature,
Voici l'hiver, jeunes filles, dansez!

Riez, chantez et dansez, joyeux couples,
Car le printemps respire dans vos coeurs,
Et sur vos pas si légers et si souples
L'illusion pour vous sème des fleurs.
Mais songez-y, la saison va suspendre
Tout le bonheur de tant d'infortunés!
Faites du bien, Dieu saura vous le rendre,
Voici l'hiver, bonnes âmes, donnez!

H. Audeval.

b) englische Philologie.

(Prüfungsergebnis: zugelassen 34 Kandidaten, davon erhielten 2 die Note I, 19 die Note II, 9 die Note III, 2 die Note IV, d. h. nicht bestanden, 2 sind zurückgetreten.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Ist die Empfänglichkeit des Deutschen für das Fremdländische ein Vorzug?

Englischer Aufsatz (5 Stunden).

What explains the strong national feelings of the English?

Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische (4 Stunden).

Im fünfzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung spricht sich Goethe über den Dichter der Messiade auf folgende Weise aus:

Klopstock war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im ganzen hatte seine Erscheinung etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vorteil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Wert und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht hatte, so dafs er wohl zu raten wufste, was dabei zu suchen und zu meiden sei. Er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schlittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten flachgeschliffenen, welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Übung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln an und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Bereiten der Pferde wufste er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und anderen Eigentümlichkeiten des aufserordentlichen Mannes würde ich noch manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hievon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, dafs nämlich Menschen, denen die Natur aufserordentliche Vorzüge gegeben, die sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnismäfsigen Wirkungskreis gesetzt hat, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und dafs solche Menschen ihre Gaben, weil sie davon keinen direkten Gebrauch zu machen wissen, auf aufserordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Englisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche (4 Stunden).

I. From Macaulay's Essay on Warren Hastings.

Our feeling towards Warren Hastings is not exactly that of the House of Commons which impeached him in 1787: neither is it that of the House of Commons which uncovered and stood up to receive him in 1813. He had great qualities, and he rendered great service to the state. But to represent him as a man of stainless virtue is to make him ridiculous; and from regard for his memory, if from no other feeling, his friends would have done well to lend no countenance to such adulation. We believe that, if he were now living, he would have sufficient judgment and sufficient greatness of mind to wish to be shown as he was. He must have known that there were dark spots on his fame. He might also have felt with pride that the splendour of his fame would bear many spots. He would have wished posterity to have a likeness of him, though an unfavorable likeness, rather than a daub at once insipid and unnatural, resembling neither him nor anybody else. "Paint me as I am", said Oliver Cromwell, while sitting to young Lely. "If you leave out the scars and wrinkles, I will not pay you a shilling." Even in such a trifle, the great Protector showed both his good sense and his magnanimity. He did not wish all that was characteristic in his countenance to be lost, in the vain attempt to give him the regular features and smooth blooming cheeks of the curl-pated minions of James the First. He was content that his face should go forth marked with all the blemishes which had been put on it by time, by war, by anxiety, perhaps by remorse; but with valour, policy, authority, and public care written in all its princely lines. If men truly great knew their own interest, it is thus that they would wish their minds to be portrayed.

II. From Longfellow's Evangeline.

This is the forest primeval. The murmuring pines and the hemlocks,
Bearded with moss, and in garments green, indistinct in the twilight,
Stand like Druids of eld, with voices sad and prophetic,
Stand like harpers hoar, with beards that rest on their bosoms.
Loud from its rocky caverns, the deep-voiced neighbouring ocean
Speaks, and in accents disconsolate answers the wail of the forest.

This is the forest primeval; but where are the hearts that beneath it
Leaped like the roe, when he hears in the woodland the voice of the huntsman?
Where is the thatch-roofed village, the home of Acadian farmers, —
Men whose lives glided on like rivers that water the woodlands,
Darkened by shadows of earth, but reflecting an image of heaven?
Waste are those pleasant farms, and the farmers for ever departed!
Scattered like dust and leaves, when the mighty blarts of October
Seize them, and whirl them aloft, and sprinkle them far o'er the ocean;
Naught but tradition remains of the beautiful village of Grand-Pré.

Ye who believe in affection that hopes, and endures, and is patient,
Ye who believe in the beauty and strength of woman's devotion,
List to the mournfol tradition still sung by the pines of the forest;
List to a tale of Love in Acadie, home of the happy.

VII. Themata aus dem II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

1. Prolegomena zu Lydgates Fall of Princes.
2. Lydgates Nightingale.
3. La poésie pastorale française dans ses rapports avec l'antiquité et avec l'Italie.[1])
4. Histoire de la comédie larmoyante.[1])
5. The English Biblical Dramas of the sixteenth century.
6. La Réforme religieuse et le theâtre français du seizième siècle.
7. The valiant Scot. By J. W. Gent.

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den neueren Sprachen festgesetzten Themata. (Die Red.)

8. Thomas Morus' "Utopia".
9. Etherege.
10. Prolegomena zu einer kritischen Untersuchung der von Lydgate und einem Anonymus hinterlassenen englischen Version der Secreta Secretorum.
11. Inquiry into Charles Kingsley's "Westward Ho!"
12. Ein Beitrag zur Kyd-Forschung.
13. Stendhal considéré comme romancier.
14. Histoire du C dans les langues romanes.[1])
15. Die Entwicklung des französischen Estherdramas.
16. On Thomas Watson's life and writings.

VIII. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: zugelassen 62 Kandidaten, 12 traten zurück; von den verbleibenden 50 erhielten 1 die Note I, 23 die Note II, 21 die Note III, 5 die Note IV, d. h. nicht bestanden.)

Algebraische Analysis ($1^3/_4$ Stunden).

Gegeben ist die Gleichung $y^2 = x^2(1 + y)$. In welcher Weise läfst sich y in einer nach aufsteigenden Potenzen von x fortschreitenden Reihe entwickeln, und wie heifsen die ersten 4 Glieder einer solchen Entwickelung.

Algebra (2 Stunden).

Man bilde die Resultante der beiden Formen

$$f \equiv x^4 + a x^3 + b x^2 + c x + d \text{ und}$$
$$\varphi \equiv x^2 - y$$

und rechne die biquadratische Gleichung für y aus den Gleichungen

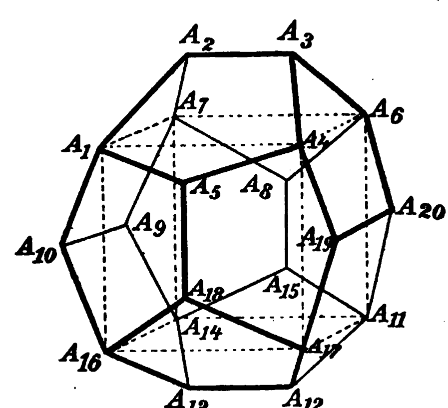
$$f = o \text{ und } \varphi = o$$

vollständig aus.

Planimetrie (2 Stunden).

Gegeben sind 3 im Punkte S sich schneidende Strahlen SA, SB und SC. Einen Kreis zu zeichnen, dessen Mittelpunkt auf SB liegt und welcher aus SA eine Sehne von der Länge 2a und aus SC eine Sehne von der Länge 2c ausschneidet. Determination.

Stereometrie ($1^3/_4$ Stunden).



Es soll bewiesen werden, dafs die Ecken $A_1 A_4 A_6 A_7 A_{11} A_{14} A_{16} A_{17}$ des in Zeichnung beigegebenen regulären Dodekaeders die Ecken eines Würfels sind.

Wie grofs ist der Flächeninhalt des zur Kante $A_2 A_3$ senkrecht genommenen Querschnittes des Körperstückes $A_1 A_2 A_3 A_4 A_6 A_7$ und wie grofs ist die Oberfläche des Dodekaeders, wenn die Dodekaederkante a ist?

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den neueren Sprachen festgesetzten Themata. (Die Red.)

Ebene Trigonometrie ($1^3/_4$ Stunden).

Die vier Seiten eines Sehnen- oder Kreis-Vierecks sind gegeben: AB = 40 cm, BC = 57 cm, CD = 25 cm, DA = 42 cm.

Es soll der Flächeninhalt des über der gröfsten Seite stehenden Segmentes berechnet werden. Ebenso soll die Länge der aufserhalb des Kreises gelegenen Diagonale des durch die vier Seiten des Sehnenvierecks gebildeten vollständigen Vierseits bestimmt werden.

Sphärische Trigonometrie (2 Stunden).

Von dem sphärischen Dreiecke ABC, welches bei C rechtwinkelig ist, kennt man die Winkelsumme σ und die Seite BC = a. Man stelle Formeln zur Berechnung der Winkel und der Seiten des Dreiecks auf.

Elemente der darstellenden Geometrie (4 Stunden).

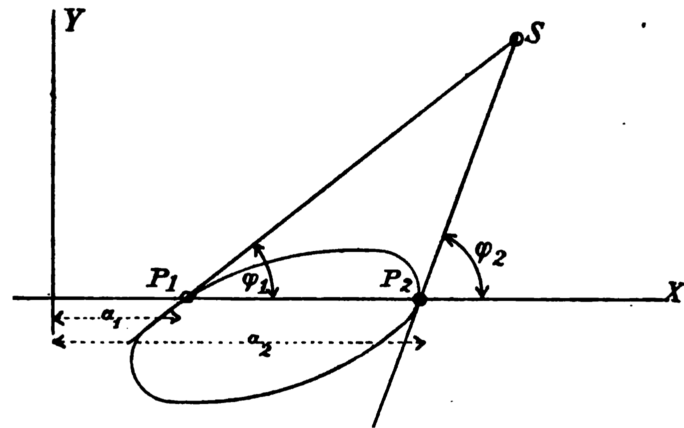
Gegeben sind zwei sich schneidende Gerade a und b. Man stelle eine Kugel von gegebenem Radius r dar, welche a und b berührt, wenn ihr Mittelpunkt von der Ebene (ab) einen gegebenen Abstand d hat und zeichne den Berührungskreis des vom Schnittpunkte von a und b aus an die Kugel gehenden Tangentenkegels.

(Bem. d. Red.: Auf dem beigegebenen Figurenblatt [33 cm breit und 42 cm hoch] bildet eine zur Breitseite parallel verlaufende und das ganze Blatt halbierende Gerade die Tafelkante. Wählt man diese letztere gleichzeitig als Abscissenachse und den linken Blattrand als Ordinatenachse, wobei die positiven Ordinaten nach oben, die negativen nach unten gerichtet sind, so haben die Durchstofs [Spur] punkte

der Geraden a mit der T_1 die Koordinaten x = 77 mm y = — 156,5 mm
der Geraden a mit der T_2 die Koordinaten x = 39 mm y = + 83 mm
der Geraden b mit der T_1 die Koordinaten x = 156 mm y = — 45 mm
der Geraden b mit der T_2 die Koordinaten x = 26,5 mm y = + 90 mm

Die Länge des Radius r beträgt 49,5 mm, die des Abstandes d aber 27,5 mm).

Differentialrechnung ($1^3/_4$ Stunden).



Für die Kegelschnittsgleichung

$$[y-(x-a_1)\operatorname{tg}\varphi_1]\cdot[y-(x-a_2)\operatorname{tg}\varphi_2]-cy^2=0$$

soll bewiesen werden, dafs zwischen den Krümmungsradien ϱ_1 und ϱ_2 in den beiden Schnittpunkten P_1 und P_2 des Kegelschnitts mit der X-Achse die Relation

$$\varrho_1:\varrho_2=P_1S^3:P_2S^3$$

besteht, wenn S der Schnittpunkt der beiden Tangenten des Kegelschnitts in P_1 und P_2 ist.

Integralrechnung (2 Stunden).

Man bestimme den Wert des Integrales

$$\int_0^1 e^{-\frac{x^2}{2}} dx$$

sowohl durch Reihenentwickelung als auch durch mechanische Quadratur (z. B. Simpson'sche Regel) auf 3 Dezimalstellen genau.

Analytische Geometrie (2 Stunden).

Man bestimme den geometrischen Ort der Halbierungspunkte aller Sehnen eines Kegelschnittes, die durch einen Brennpunkt gehen. Es ist die Lage und Gestalt der gesuchten Kurve für jeden der Fälle zu bestimmen, in welchen der gegebene Kegelschnitt eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel ist.

Synthetische Geometrie ($1^3/_4$ Stunden).

Von einem Kegelschnitte sind gegeben die Punkte A und B sowie die Tangente a in A; aufserdem ist zu einem nicht auf dem Kegelschnitte gelegenen Punkte P die Polare p gegeben. Man konstruiere die Schnittpunkte der Geraden p mit dem Kegelschnitte.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Die Naturwissenschaften, eine Leuchte und eine Waffe.

IX. Themata der wissenschaftlichen Abhandlungen beim II. Abschnitte der Lehramtsprüfung aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: 36 Kandidaten angemeldet, davon 4 zurückgewiesen, die übrigen 32 bestanden und zwar 9 mit Note I, 15 mit II und 8 mit Note III.)

1. Über den Flächeninhalt von ebenen Kurven, die durch Bewegung erzeugt werden können.
2. In welchem Sinne, zu welchem Zwecke und in welcher Weise kann in manchen Problemen der Physik und Mechanik ein starrer Körper durch ein Ellipsoid ersetzt werden. (2 mal bearbeitet.)
3. Untersuchung derjenigen Spiralflächen, deren Linienelement $ds^2 = c^{2v+2mu}(du^2 + dv^2)$, $(m = \text{const.})$ und Bestimmung der Krümmungslinien, Haupttangentenkurven und geodätischen Linien einer speziellen Fläche. (2 mal bearbeitet.)
4. Elliptische Polarisation des Lichtes durch Reflexion an verschiedenen Modificationen kohlenstoffhaltiger Körper.
5. Das Verhalten der Potenzreihen auf dem Konvergenz-Kreise. (2 mal bearbeitet.)
6. Übersichtliche Darstellung der verschiedenen Strahlungen, von der elektrischen mit gröfster Wellenlänge bis zu den ultravioletten Strahlen mit kürzester Wellenlänge, mit gleichzeitiger Schilderung der Methoden zur Messung der verschiedenen Wellenlängen. (3 mal bearbeitet).
7. Über eine Verallgemeinerung der Neumann'schen Methode zur Integration der partiellen Differentialgleichung: $\frac{\partial^2\Phi}{\partial x^2} + \frac{\partial^2\Phi}{\partial y^2} = 0$.
8. Die cogredienten Transformationen der quaternären und ternären bilinearen Formen in sich.
9. Über die Darstellung algebraischer rationaler ganzer Funktionen in Form von Determinanten.
10. Die Reduktion hyperelliptischer Funktionen auf elliptische mittels einer Transformation II. Grades und ihre Anwendung auf die geodätischen Linien auf der dreiachsigen Fläche II. Grades.
11. Zwei Flächen 2. Grades sind durch ihre Gleichung mit beliebig zu wählenden numerischen Koeffizienten gegeben. Es soll die Bedingung aufgestellt werden,

dafs die Ebene $ux + vy + wz + 1 = 0$ die Schnittkurve a) zweipunktig b) dreipunktig berührt. Diskussion für die verschiedenen Lagen der Flächen 2. Grades.
12. Untersuchung derjenigen Flächen, deren Krümmungslinien bei orthogonaler Projektion auf eine Ebene wieder ein Orthogonalsystem liefern. (2 mal bearb).
13. Eine neue Methode, elektrische Wellen nachzuweisen.
14. Für eine durch ihre Gleichung mit numerischen Koeffizienten gegebene Kurve 4. Ordnung mit drei Doppelpunkten sollen die Koordinaten der Wendepunkte berechnet werden.
15. Eine mittels eines masselosen Fadens an einem festen Punkte aufgehängte Scheibe, deren Ebene mit der Vertikalebene zusammenfällt, bewegt sich in dieser unter dem Einflufs der Schwere und auch ohne denselben. Es ist die Bewegung zu untersuchen.
16. Gegeben eine Kurve 4. Ordnung mit 1, 2, 3 Doppelpunkten in den Eckpunkten des Koordinatendreieckes. Es sollen die Gleichungen zur Bestimmung der Wendepunkte und Doppeltangenten aufgestellt werden.
17. Zur Theorie der Spiralflächen.
18. Gegeben ist ein fester Kegelschnitt S und ein durch 4 feste Punkte gehendes Kegelschnittbüschel. Man zieht die gemeinsamen Tangenten an den festen und an einen der veränderlichen Kegelschnitte. Es soll der Ort des Schnittpunktes dieser Tangenten ermittelt werden.
19. Über die optische anormale Dispersion und ihre Änderung mit der Konzentration (2 mal bearbeitet.)
20. Über diejenigen Flächen, welche ein konjugiertes System geodätischer Linien zulassen.
21. Bei der Betrachtung der „Fufspunkte der Achsen einer Fläche 2. Ordnung“ kommt Reye (Geometrie der Lage, II. Teil, 23. Vortrag, Seite 182, 2. Aufl.) auf eine Fläche 3. Ordnung von sehr einfacher Konstruktion. Reye gibt die Gleichung der Fläche a. a. O., jedoch ohne Ableitung. Es soll die Ableitung dieser Gleichung gegeben werden und sodann die Fläche vom Standpunkte der Theorie der Flächen III. Ordnung diskutiert werden. Herstellung eines Modells der Fläche wäre erwünscht.
22. Über Abweichungen von dem Poiseuille'schen Gesetze.
23. Über dreifache Orthogonalsysteme, welche eine Schar von Ebenen enthalten.

X. Themata bei der Spezialprüfung aus den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: 12 Kandidaten angemeldet, 3 auf Grund der schriftlichen Abhandlungen zurückgewiesen, 8 erhielten die Note II, 1 hat die mündliche Prüfung nicht bestanden.)
1. De alliterationis apud poëtas Christianos usu.
2. Utrum Platonis an Xenophontis liber, qui Symposion inscribitur, tempore prior sit.
3. De singularitate clericorum libellus quatenus pertineat ad Cypriani opera.
4. Ist der Historiker Pausanias identisch mit dem Periegeten Pausanias?
5. Quantum intersit inter dativi possessivi usum Ciceronis et Plauti.
6. Quibus conditionibus Tacitus ellipsin verbi admiserit et qua ratione excoluerit.
7. Quaestiones in Aeschylum criticae et grammaticae.
8. De villa rustica

XI. Spezialprüfung aus den neueren Sprachen.

(Prüfungsergebnis: angemeldet 18, auf Grund der Abhandlung zurückgewiesen 1, von den übrigen 17 erhielten 3 die Note I, 9 die Note II, 5 haben nicht bestanden.)
1. Charles Kingsley als Romanschriftsteller.
2. Der Einflufs der Senecatragödien auf die französischen Tragödien des Zeitabschnittes 1552—1561.
3. Vergleichung von Nicholas Rowes Drama 'The Fair Penitent' mit Philip Massingers Drama 'The Fatal Dowry'.

4. Manlius Capitolinus von Lafosse in seinem Verhältnis zu Venice Preserv'd von Otway.
5. Die ersten 6 Masken Jonsons in ihrem Verhältnis zur antiken Literatur.
6. La traduction de Goethe du Neveu de Rameau par Didérot comparée avec l'original.
7. George Lillos 'The Christian Hero' und dessen 'Rival plays'.
8. Über den Hiatus bei Chaucer.
9. Die Vokale der Stammsilben in der neu-angelsächsischen Rezeptensammlung Peri Didaxeon.
10. Addisons Cato uud Gottscheds sterbender Cato.
11. Spracheigentümlichkeiten bei Erckmann-Chatrian.
12. Der Wahnsinn als komisches Motiv des französischen Dramas im 16. und 17. Jahrhundert.

XII. Thema der Spezialprüfung aus der Geschichte.

Die Vorgeschichte der Wahl Rudolfs von Habsburg.

XIII. Themata der Spezialprüfung aus der Mathematik.

1. Untersuchung der einfachsten Fläche, welche kinetische Symmetrie besitzt.
2. Über die Flächen, die dem partikulären Integrale der partiellen Differential-Gleichung $\frac{\partial^2 z}{\partial x\, \partial y} = 0$ entsprechen.
3. Beziehungen zwischen den Koordinaten eines leuchtenden Punktes und seines II. astigmatischen Bildpunktes.

XIV. Thema der Spezialprüfung aus der Physik.

Über die spezifischen Wärmen verschiedener Holzarten, bestimmt mit dem Eiskalorimeter von Bunsen.

Personalnachrichten.

Oberster Schulrat: Von der Funktion eines ordentlichen Mitgliedes des Obersten Schulrates wurde auf Ansuchen enthoben Oberstudienrat Gg. Füchtbauer, Rektor der Industrie- und Kreisrealschule Nürnberg, unter wohlgefälliger Anerkennung; ernannt zu ordentl. Mitgl. Joh. Gerstenecker, Gymnasialrektor in Regensburg (A. G.), und Dr. Andr. Lipp, Prof. a. d. techn. Hochschule in München.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Heinr. Schneider, Gymnl. in Passau, zum Gymnprof. in Regensburg (A. G.); Thomas Reinwald, Assistent in Bamberg (N. G.), zum Gymnl. in Kaiserslautern; Dr. Jos. Scheibmaier, Gymnprof. am Maxgymn. in München, zum Gymnasialrektor in Aschaffenburg; Dr. Aug. Stapfer, Gymnl. am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnprof. in Freising; Joh. Inglsperger, Assistent in Aschaffenburg, zum Gymnl. in Würzburg (N. G.); Dr. Karl Sartori, Assistent am Theresiengymn. in München, zum Gymnl. am Progymn. in Günzburg; Theobald Pöhlmann, Assistent in Ansbach, zum Gymnl. am Progymn. in Neustadt a. d. A.; Friedr. Mayer, Gymnprof. in Landau, zum Gymnasialrektor in Zweibrücken; David Wollner, Rektor des Progymn. Kirchheimbolanden, zum Gymnprof. in Landau; der mit dem Titel und Rang eines Gymnprof. bekleidete Gymnl. Ludw. Haibel in Speyer zum Rektor des Progymn. Kirchheimbolanden; Gustav Schmidt, Assistent in Aschaffenburg, zum Gymnl. in Speyer; Dr. Gg. Helmreich, Gymnprof. in Augsburg (St. Anna), zum Gymnasialrektor in Hof; Dr. Bernh. Gerathewohl, Gymnl. in Nürnberg (A. G.), zum Gymnprof. in Ansbach; Friedr. Übel, Subrektor der Lateinschule Hersbruck, zum Gymnl. in Nürnberg (A. G.); Franz Kraus, Assistent am Progymn. Schäftlarn, zum Gymnl. in Straubing; Karl Ziegler, Assistent am Progymn. Schäftlarn, zum Gymnl. in Dillingen; Dr. Jos. Degenhart, Gymnprof. am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnasialrektor in Speyer; Dr. Eduard Ströbel, Rektor d. Progymn. Nördlingen, zum Gymnprof. in München (Luitpoldgymn.); Andr. Haufsner, Gymnl. in Öttingen, zum Rektor des Progymn. Nördlingen; Friedr. Wakenhut, Studienl. in Hersbruck, zum Subrektor daselbst; Karl Arnold,

Assistent in Grünstadt, zum Studienl. in Hersbruck; Alb. Zehelein, Assistent in Dillingen, zum Studienl. in Miltenberg.

b) an Realanstalten: Max Schröfl, Assistent an der Realschule Kitzingen, zum Reallehrer in Bayreuth (N. Spr.); Friedr. Weber, Assistent an der Realschule Ludwigshafen, zum Reallehrer daselbst (Real.).

Versetzt: a) an humanistischen Anstalten: auf Ansuchen: Dr. Ludw. Bergmüller, Gymnprof. in Regensburg (A.-G.) nach Augsburg (St. Anna); Wilh. Georgii, Gymnl. in Kaiserslautern, nach Passau; Dr. Gg. Biedermann, Gymnprof. in Freising, nach München (Maxgymn.); Dr. Adolf Dyroff, Gymnl. in Würzburg (N. G.), nach München (Luitpoldgymn.); Sigmund Fries, Gymnprof. in Nürnberg (N. G.), nach Augsburg (St. Anna); Wilh. Rosenmerkel, Gymnprof. in Ansbach, nach Nürnberg (N. G.); Dr. Jos. Wiedemann, Gymnl. in Dillingen, nach München (Luitpoldgymn.); Kaspar Hammer, Gymnasialrektor in Speyer, an das Alte Gymn. in Würzburg.

Assistenten: als Assistenten wurden beigegeben a) an humanistischen Anstalten die geprüften Lehramtskandidaten: Karl Büttner dem neuen Gymn. Bamberg; Adam Bergmann dem Gymn. Aschaffenburg; Theodor Zellfelder dem Theresiengymn. München; Rud. Rast dem Gymn. Ansbach; Eduard Danner dem Gymn. Aschaffenburg; Anton Heinz dem Progymn. Schäftlarn; Georg Jakob dem Progymn. Schäftlarn; Jos. Röder dem alten Gymn. in Würzburg; Karl Jahraus dem N. G. in Würzburg (Math.); Jos. Haberkorn dem Progymn. Donauwörth (Math.); Jos. Petermayr dem Gymn. Freising (Math.); Albert Neuschwender dem Gymn. Dillingen (Math.); Heinrich Becker dem Progymn. Dürkheim (Math.); Fridolin Sippel dem Gymn. Dillingen; Hans Schmidt dem Progymn. Grünstadt;

b) an Realanstalten: Joh. Schwell der Industrieschule Nürnberg; Schwend der Kreisrealschule Bayreuth (Math.); Bruno Sieger der Kreisrealschule Würzburg (Math.); Rud. Luppe der Realschule Bamberg (Chem. u. Nat.); Friedr. Fischer der Realschule Lindau (Math.); Leonhard Martl der Realschule Nördlingen (Handelsw.); Otto Lesche der Realschule Amberg (Math.); Ludw. Wolbert der Realschule Aschaffenburg (Math.); Philipp Baum der Realschule Weissenburg a. S.; Hans Wicht der Realschule Kitzingen (N. Spr.).

Entlassen aus dem Staatsdienste auf Ansuchen: Dr. Otto Fest, Reallehrer an der Kreisrealschule Bayreuth.

Enthoben auf Ansuchen: der Gymnasialassistent (Math.) Dr. Albin Mehling von seiner Funktion am N. G. in Würzburg; der Gymnasialassistent (Math.) Ludwig Auer von seiner Funktion am Progymn. Donauwörth.

Auszeichnung: Dr. Friedr. Schmidt, Gymnasialrektor in Ludwigshafen, erhielt die goldene Ludwigs-Medaille für Wissenschaft und Kunst.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Otto Adam, Gymnprof. in Augsburg (St. Anna), für immer unter wohlgefälliger Anerkennung; ebenso Gg. Hahn, Gymnasialrektor in Zweibrücken, unter Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael 4. Klasse; Anton Mayer, Gymnl. in Straubing, auf zwei Jahre; Oskar Gaul, Studienl. in Miltenberg, für immer unter Anerkennung;

b) an Realanstalten: der im zeitlichen Ruhestand befindliche Reallehrer Eugen Hertel, vormals an der Realschule in Landsberg, für immer.

Gestorben: Dr. Jak. Pfeiffer, Industrieschulrektor a. D.

Anerbieten der Firma Brown & Polson.

Wir wollen nicht unterlassen, die verehrten Leser unserer Zeitschrift auf ein Anerbieten der Firma Brown & Polson, Berlin C, hinzuweisen. Dasselbe besteht aus einer Schenkung von je 10 Kästchen Maispräparaten, welche die Herstellung des Mondamin veranschaulichen. Aufser diesen Kästchen, die verschiedene Maisarten, wie auch etliche während der Herstellung sich entwickelnde Nebenprodukte, z. B. Eiweis, Holzfaserstoffe etc., des Mais enthalten, werden auch noch schöne Maiskolben sowie verschiedene Maiskolben-Durchschnitte geliefert. Als einzige Gegenleistung ist bedingt, dafs die Stiftung dem Schulinventarium gegen amtliche Empfangsbestätigung einverleibt und zweckentsprechend verwendet wird. Die Zusendung erfolgt kostenlos, unfrankiert Lehranstalt, durch die Firma Brown & Polson, Berlin C, Heilige Geiststr. 48.



